Die Weltbühne

Der Schaubühne XV. Jahr

Wochenschrift für Politik, Kunst, Wirtschaft

Herausgeber: Siegfried Jacobsohn

15. Jahrgang

Erstes Halbjahr

1 9 1 9

Verlag der Weltbühne
Charlottenburg / Dernburgstraße 25

Sachregister

Die fetten Ziffern bezeichnen die Nummern, die magern die Seiten

*) A = Kammerspiele, B = Schauspielhaus, C = Kleines Schauspielhaus, D = Deutsches Theater, F = Dramatische Gesellschaft, J = Das Junge Deutschland, K = Kleines Theater, L = Lessingtheater, M = Theater in der Königgrätzer Straße, O = Komödienhaus, P = Palasttheater, V = Volksbühne.

Autorenregister

Die Ziffern bezeichnen die Seiten

Ansage von Ludwig Jurisch

Der Artikel an dieser Stelle wird fortan allwöchentlich, wieder von ein und derselben Feder niedergeschrieben, politische Ereignisse zergliedern und revolutionäre Forderungen verfechten, kulturelle Angelegenheiten fördern und menschliche Dinge menschlich betrachten. Eine Feder taugt in stürmischen Zeiten nur als Ersatz für eine Flinte, und unmittelbarste Wirkung zu wecken, ist auch der Sinn dieser Artikel. Schlage die Trommel und fürchte dich nicht!

In der Richtung menschlicher Aufwärtsentwicklung Wirkung wecken kann nur heißen: die Revolution vorwärtstreiben, mit Zuruf, wenn es ausreicht, mit Ruten, wenn es nicht vom Fleck geht, mit Skorpionen, wenn nichts andres verfängt. Denn niemals ist Stillstand so sehr Versumpfung wie in den Geburtswehen einer neuen Zeit, und kein Lebewesen ist in den Epochen großer Umwälzungen gefährlicher als der Revolutionsspießbürger, der im satten Glücksgefühl schwelgt, wie herrlich weit wir es gebracht haben, weil am Rathaus ein roter Wimpel hängt, und der die Zipfelmütze tief über die Ohren zieht, sobald das Stichwort Bolschewismus fällt. Aber Bolschewismus hin, Bolschewismus her: bislang war die deutsche Revolution, die die Polizeistunde einhält und die Verkehrsverordnung: Rechts gehn! befolgt, die temperamentloseste und gemütlichste aller Umwälzungen in der Weltgeschichte, und wenn wirklich einmal vorfällt, was nicht unter Punkt I) 1) a) auf der sauber gedruckten Tagesordnung zu lesen steht, heißt es, abseits jedes Angstmeiertums, sich von der alten revolutionären Weisheit durchdringen lassen, daß, um Omelettes zu backen, Eier zerschlagen werden müssen. Und nach der langen, grauen Zeit der Rationierung: Jedem ein Ei! wollen wir jetzt wirklich ein goldgelbes, schmackhaftes, appetitlich duftendes Omelette, einen wahren Staatseierkuchen backen.

Aber ebensowenig wie der Revolutionsphilister bietet der Revolutionsneurastheniker eine anziehende Erscheinung und ist in seiner Art nicht minder gefährlich. In dem hinter uns liegenden Krieg, wie in jedem, war es das unbestrittene Vorrecht der Etappe, sich, im Gegensatz zur Front, mindestens die Woche einmal durch wilde Gerüchte in wilde Panikstimmung schleudern und zum Packen der Koffer und Abbrechen der Zelte bewegen zu lassen. Aber schließlich war sie abgebrüht, und als der Feind wirklich kam, packte sie die Koffer zu spät und brach die Zelte überhaupt nicht ab, und wie morscher Zunder stürzte das ganze kunstvoll aufgebaute System in sich zusammen. So gehört es zur Etappenpsychologie der Revolution, wenn Zappelphilipps vierundzwanzigmal am Tag durch die Straßen rasen: Die Gegenrevolution ist auf dem Marsch, sie kommt, sie ist schon da!

Aber das eine Mal ist es kein kaisertreues Heer, sondern ein in Nebel gehüllter Wald, und zum andern Mal krachte kein monarchistisches Geschütz, sondern ein neutraler Auto-Reifen, und das dritte Mal wurde kein geheimes Waffenlager, sondern nur ein gehamsterter Cognac-Vorrat entdeckt, und wenn, ja, wenn dann in der Tat einmal Gegenrevolution zum Schlage ausholt, bringt auf die Art auch der schrillste Alarmruf keinen Bürger mehr zur Stelle.

Die Gefahr der Verflachung und Versandung droht auch von jenen Seifensiederseelen, die in der Revolution so etwas wie einen gewaltsam und einseitig abgeschlossenen Tarifvertrag sehen. Das Wirtschaftliche in allen Ehren. Auf wirtschaftlichem Unterbau erhebt sich das luftige Gebäude der Ideologien, und aus wirtschaftlicher Quelle rinnen die Wasser, die das Mühlrad der Entwicklung drehen. Aber der Sozialismus hat nicht nur die Aufgabe, die wirtschaftlichen Fronfesten der Menschheit niederzubrechen, und das Sozialistische versteht sich letzten Endes, wie das Moralische beim V-Vischer, von selbst. Sozialismus ist überhaupt nur Mittel zum Zweck. Das große Ziel der Revolution ist: eine neue Welt, ein neuer Geist, ein neuer Mensch, dieses insbesondere: die Wiedergeburt des Menschen, den der Kapitalismus zum Hebel einer Maschine, der Militarismus zur Ladevorrichtung einer Waffe erniedrigt hatte — der Fabrikant beschäftigte nicht Menschen, sondern soundsoviel „Hände", der General warf nicht Menschen, sondern soundsoviel „Gewehre" in die Feuerlinie. Jetzt endlich soll der Mensch wieder Mensch werden, in den Mittelpunkt der Welt treten und Selbstzweck der Schöpfung sein. Und dieser Mensch wird sich keine Kaserne mit kahlem Speisesaal und grau getünchten Schlafsälen errichten, sondern ein Haus mit glitzernden Festräumen und lauschigen Kosezimmern, aus dem muntere Weisen tönen, und — aber all das hat Heinrich Heine, nach dem jede deutsche Stadt jetzt eine Straße nennen müßte, viel schöner und programmatischer gesagt: „Wir kämpfen nicht für die Menschenrechte des Volkes, sondern für die Gottesrechte des Menschen. Wir wollen keine Sansculotten sein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präsidenten: wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Gemüse: wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien."

Doch ob wir schnellen Blutes sind, wir sind nicht leichten Herzens. Noch ist Herbes zu schlucken, Bitteres herabzuwürgen, und statt uns an Nektar und Ambrosia zu berauschen, müssen wir vorderhand noch mit K-Brot und Kohlrüben vorlieb nehmen. Der Entente-Imperialismus sinnt im Sieg nichts Gutes, und vielleicht wird, mit Lebensmittelnot, Rohstoffmangel und Ar-

beitslosigkeit, der Friede noch Schrecklicheres im Schoße bergen als selbst der Krieg. Aber das deutsche Volk, das die Zerrüttung des Dreißigjährigen Krieges, die Erniedrigung der napoleonischen Herrschaft, das Elend der Kleinstaaterei, ja, sogar siebenundvierzig Jahre die Lüge des bismärckischen Reichs ertragen hat, ohne moralisch zu Grunde zu gehn — dieses Volk ist unverwüstlich, und welches Chaos auch noch kommen mag: ein Kosmos wird ihm doch entsteigen. Darum Kopfhänger bei Seite, Schwarzseher aus dem Weg!

Schlage die Trommel und fürchte dich nicht!

Krieg und Frieden von Olf

Generalleutnant Lequis begrüßte die Fünfte Garde-Division mit einer Ansprache, worin es hieß: Ordnung könnte nur bestehen, wo Unterordnung sei. Das ist falsch; denn Unterordnung ist mechanisch, während Ordnung organisch ist; Unterordnung ist ein Zwang, während Ordnung freiwillig, ja begeistert ist; Unterordnung eine brutale Methode, während Ordnung ein geistiges Prinzip ist. Wenn aber: dann, um der Ordnung willen, lieber Unordnung als Unterordnung.

*

Herr Stresemann hielt in Hannover einen Vortrag, in dem er erzählte, Ludendorff habe im Frühjahr 18 die Altersgrenze für die Dienstpflicht im Heere erhöhen wollen, weil das Eingreifen Amerikas eine Verstärkung der Westfront nötig machte. Damit will Herr Stresemann den Zusammenbruch Ludendorffs entschuldigen und die Schuld auf die Heimatfront wälzen. Er vergißt aber, mitzuteilen, warum er denn nicht das Eingreifen Amerikas vermieden hat.

*

Die immer wiederholten Nachrichten der bürgerlichen Presse über Nichtanerkennung der A.- und S.-Räte durch die Entente sind ein ganz ausgezeichnetes politisches Mittel: sie diskreditieren die A.- und -S.-Räte, die von der stolzen und ordentlichen Entente nicht anerkannt werden, und die böse Entente, welche die revolutionären A.- und -S.-Räte nicht anerkennen will.

*

Die Alldeutschen äußern im ‚Hammer': „Die tatsächliche Politik des Reiches ist in den letzten Jahrzehnten ausgesprochen gegen konservative und alldeutsche Anschauungen geführt worden; darum . . ." seien die völlig schuldlos. Die Leute haben sogar recht: sie haben nämlich noch mehr verlangt und hätten eigentlich noch mehr Schuld, als sie haben!

*

Daß im Dom von Metz „der berühmten Figur des Propheten Daniel, die die Züge Wilhelms des Zweiten trägt, Handschellen angelegt und eine Tafel mit der Inschrift: Sic transit gloria

umgehängt" wurde, ist keine Geschmacklosigkeit, sondern die Strafe für eine Geschmacklosigkeit.

*

Einer berliner Studentenversammlung wird in einer Resolution ein Arbeitsausschuß vorgeschlagen, dem sie alle Selbstverwaltungsbefugnisse übertragen soll, „soweit dieselben von der Regierung der Studentenschaft zugestanden werden". Das heißt eine brave Selbstverwaltung!

*

Professor von Liszt begrüßt in einem Aufruf an Studenten den Sozialismus, der die Klassen-Gegensätze ausgleicht und einer erdrückenden Vorherrschaft des Kapitalismus ein Ende bereitet. Der Sozialismus aber hebt die Klassen-Gegensätze auf, und er bereitet nicht der Vorherrschaft des Kapitalismus ein Ende, sondern der Herrschaft des Kapitalismus, der als unerträglichster Feind mit dem Sozialismus nicht zusammenleben kann.

*

Die Vaterlandspartei hat sich aufgelöst, nicht ohne noch einmal von ihrem Siegeswillen zu sprechen. Wenn sie dann fortfährt: „Jetzt hat dieser Siegeswille nicht uns Deutsche, sondern unsre Feinde zum Siege geführt" — so hat sie ganz einfach recht: in der Tat hat der Siegeswille der Vaterlandspartei einen erheblichen Anteil am Sieg der Entente.

Brief an den Herausgeber

Sehr geehrter Herr Jacobsohn!

In Nummer 52 Ihrer ‚Weltbühne' beklagt Arnold Zweig lebhaft das Ausscheiden des Herrn Doktor Wyneken aus dem Kultusministerium und meint betrübt, die „anderweitige Verwendung seiner Kraft im Dienst des Staates" werde wohl in der Forstwirtschaft oder in der Kaninchenzucht zu suchen sein. Ich kann Sie erfreulicherweise beruhigen. Ganz so banausisch sind wir im neuen Kultusministerium denn doch nicht!

Wie liegen die Dinge? Herrn Doktor Wynekens Mitarbeit im Beamtenorganismus des Ministeriums selbst stieß auf so große Schwierigkeiten sachlicher und persönlicher Art, daß sein Ausscheiden zu einer politischen Notwendigkeit wurde. Daß mir, der ich selbst Wyneken seit Jahren hochschätze und grade deshalb ins Ministerium berufen hatte, diese schnelle Trennung sehr schwer fiel, dürfen Sie mir glauben. Aber persönliche Rücksicht und Ressort-Interesse müssen nun einmal vor Erfordernissen der allgemeinen Staatspolitik unbedingt zurückstehen.

Herrn Doktor Wyneken soll nunmehr ein staatliches Gebäude in schöner Lage, sei es nun eine frühere Kadettenanstalt, sei es eines der bisherigen königlichen Schlösser, zur Verfügung gestellt werden. Hier soll Wyneken mit Staatsmitteln eine Versuchsschule großen Stils ganz nach seinem Herzen einrichten

können, eine neue Freie Schulgemeinde, an deren Segnungen, im Gegensatz zu allen bisherigen Freien Schulgemeinden, Landerziehungsheimen und ähnlichen Einrichtungen, auch Kinder der unbemittelten Volkskreise teilhaben sollen. An dieser Stelle wird Wyneken — in seiner Schaffenskraft nicht mehr beeinträchtigt durch ständige materielle Sorgen — ganz so wirken können, wie es seiner Eigenart entspricht. Er wird keinem Provinzialschulkollegium, sondern ausschließlich dem Minister direkt unterstellt sein, nur dieser hat bei der Auswahl seiner Lehrkräfte mitzusprechen, nur ihm ist er über seine Lehrmethoden und die Ergebnisse seines Erziehungswerkes Rechenschaft schuldig. Und Sie dürfen überzeugt sein, daß der Minister diese Aufsicht ganz gewiß nicht im engen Geiste bürokratischer Bevormundung ausüben wird.

Mit dieser ihm von mir vorgeschlagenen Lösung ist übrigens niemand mehr einverstanden als Wyneken selbst, und so sind wir in der freundschaftlichsten Weise auseinandergegangen.

Mit besten Grüßen

Ihr ergebener

Konrad Haenisch

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XLIV.

Wilhelm der Zweite

Die Jugend. Ein frischer, lebendiger, sprudelnder Junge. Schon Hinzpeter klagt, daß Prinz Wilhelm ein aufgeweckter und ganz befähigter, aber nur schwer zu lenkender Mensch sei, und in einem (bisher nicht veröffentlichten) Briefe eines seiner andern Erzieher heißt es: „Sie machen mir den Vorwurf, daß ich den Prinzen nicht strenger in Zucht halte. Sie wissen ja garnicht, welche Schwierigkeiten mir bei dem Erziehungswerke bereitet werden. Wilhelm ist meinen Händen entglitten und befindet sich vollkommen in den Händen der Militärkamarilla, und der ungünstige Einfluß der Gardeoffiziere Potsdams macht sich von Tag zu Tag mehr bemerkbar." Wilhelm kommt auf die potsdamer Regierung, um sich unter dem Oberpräsidenten Achenbach in die Verwaltung einzuarbeiten. Tolle Flegeljahre beginnen, ein wüstes Casino- und Weiber-Treiben. Der potsdamer Philister schüttelt, mißbilligend, das Haupt, aber in einer Residenz pflegte der Untertan nur zu sprechen, wenn er höhern Orts gefragt wurde.

Die Ehe setzt diesem Gärungsprozeß kein Ende. Der Großvater wird alt und älter (will er denn ewig leben?), der Vater wird schwerkrank ohne die Hoffnung, je wieder zu genesen, und Wilhelm fängt an, immer lebhafter mit dem Gedanken zu spielen, sehr bald den deutschen Kaiserthron zu besteigen. Schmeichler drängen sich an ihn heran, Zukunftsträchtige, und

er schmiedet im Stillen Pläne über Pläne: Wenn ich erst Kaiser bin . . .

Und die Stunde kam, da das Geschick ihn an die erste Stelle in Deutschland setzte. Aus dem Jüngling war schließlich ein Mann von fast dreißig Jahren geworden. Aber der Juvenilismus blieb ihm im Blute stecken. Die schmarotzenden Zeitgenossen waren schlauer als er, Generäle fingen an, ihm die Hand zu küssen, er sahs in seiner blühenden Cäsarenromantik nicht ungern, Bismarck, der Mahner und Bremser, erhielt einen Fußtritt, und immer wilder wurde der Wettlauf der Männer des neuen Kurses um des Kaisers Gunst, um Orden, Titel und Adelsprädikate. In das goldene Buch der Stadt München schrieb der ruhelos nach immer neuen Huldigungen, Ehrenjungfrauen und kredenzten Pokalen gierende Monarch die Worte: Regis voluntas suprema lex. Und das Volk, das damit von einem sich absolut fühlenden Herrscher zum Untertanengesindel erniedrigt ward, jubelte ihm, Blumen werfend, Tücher schwenkend, begeistert zu. So reiste er von Stadt zu Stadt, und hielt, zwischen Fahnen und Guirlanden, Reden über Reden.

*

Ein charakteristisches Bild. Der Kaiser war, am ersten Juli 1901, auf dem kleinen Kreuzer ‚Nymphe', um in der Lübecker Bucht einem Torpedo-Versuchsschießen im Anschluß an die Kieler Woche beizuwohnen. Ein großes Gefolge war an Bord. In den Zwischenpausen der Anläufe kam Wilhelm ins Kartenhaus und erledigte hier Unterschriften. Tirpitz legte ihm die Schriftstücke vor. Als es ihm zu langweilig wurde, blickte er zu dem Offizier neben sich auf: „Schrecklich, dieser Tirpitz mit seiner Tinte! Ein Glas Sekt wär' mir lieber." „Zu Befehl", schnarrte der Offizier, sprang hinaus nach einer Ordonnanz und ließ eine Flasche besten Heidsieck kommen. (Für den Kaiser mußte freilich der französische Champagner mit dem Etikett „Burgeff-Grün" versehen werden, weil er zu glauben wünschte, daß er vorzüglichen deutschen Sekt vor sich habe.) Der Kaiser trank das Glas bis auf einen kleinen Rest aus, ging, impulsiv, auf die Kommandobrücke, rief auf das Verdeck, wo sich das ganze Gefolge in Gala aufgestellt hatte: „Ha — Hahnke, Sie möchten wohl auch Sekt", und schwippte den Rest auf das Gefolge. „Zu gnädig, Euer Majestät", stammelten die Herren da unten und verbeugten sich tief. Der Kaiser kam belustigt ins Kartenhaus zurück und verlangte etwas zu essen. Man reichte ihm geröstete Kaviarschnitten. Er schmierte von einer mit dem Zeigefinger der rechten Hand den Kaviar und die Butter herunter, strich sie sich in den Mund, trat wieder hinaus auf die Kommandobrücke, rief hinunter: „Ha — Hahnke, möchten wohl auch Kaviar haben . . .!" und warf das leere Stück Brot unter die Hahnke und Consorten. Ein neues: „Zu gnädig, Euer Majestät" war die devoteste Antwort. Dann erkundigte Majestät sich ganz leise

bei dem Offizier nach der Geschwindigkeit dieses Kreuzers und fragte, belehrt, hinunter: „Ha — Hahnke, wieviel Knoten fährt das Schiff in der Stunde?“ Und als der Generaloberst stammelnd seine Unkenntnis zugestand: „Ha — Hahnke, wissen auch garnichts. Einundzwanzig Knoten, und Sie sind der zweiundzwanzigste.“ „Zu gnädig, Euer Majestät.“ An dem Größenwahn dieses Kaisers waren die Menschen mitschuldig, die er in seinem Uebermut schließlich nur so eingeschätzt hat, wie sie selbst eingeschätzt werden wollten. Mit den Menschen ging er wie mit alten Kleidern um. Die Lakaien hatten furchtbar unter seiner Laune zu leiden, und sein Menschenverbrauch in den Ministerien, in der Armee und im persönlichen Umgang war grenzenlos.

*

Der ganzen Menschheitskultur seiner Zeit wollte er seinen Stempel aufdrücken. Vom eckig hochgewirbelten Schnurrbart über die Dichtkunst, Musik, Malerei und Plastik bis zur Technik und Architektur. Die Denkmalssucht hob an. Nirgends, selbst im kleinsten Dorfe, durfte das Kaiser=Wilhelm=Denkmal fehlen. In die Leier griff er und komponierte den schaudervollen Sang an Aegir, dem Theaterregisseur pfuschte er ins Handwerk, Bilder entwarf er, und den Architekten korrigierte er die Entwürfe. Alles, was er anfaßte, mußte pomphaft, großartig, sinnlos überladen sein. Dieses wilhelminische Tamtam=Barock paßte wenig zu der sachlichen Strebsamkeit des deutschen Volkes, das in den drei Jahrzehnten mehr als irgendeine andre Nation bei Tag und Nacht arbeitete, um es zu Wohlstand und Ansehen in der Welt zu bringen, und dieser Parvenu auf dem Throne bekam es fertig, daß diese äußerliche Aufmachungsseuche allmählich das ganze Volk infizierte. Als der Architekt den Bauriß für die Kaiser=Wilhelm=Gedächtnis=Kirche dem Monarchen vorlegte, freute sich der über den Stern, der über dem Kreuz auf dem großen Turm angebracht war und pries das als eine neue Idee. Der Architekt wagte nicht zu sagen, daß dieser Stern nur auf dem Papier stünde, um auf einen Hinweis aufmerksam zu machen. So war Er: das Nebensächliche, das Zufällige, das Aeußerliche, das Augenblickliche war ihm die Hauptsache.

*

Nur Einen erkannte er in nebelhafter Mystik über sich an, den lieben Gott. Zum Glück blieb der ihm stets unsichtbar und ließ ihn gewähren, ließ sich, wie die Umgebung, von Wilhelm anreden und wieder anreden, ohne in die peinliche Lage zu kommen, ihm widersprechen zu müssen. Am siebenten Sonntag nach Trinitatis anno 1900 predigte der Kaiser an Bord der ‚Hohenzollern‘ über 2. Mose 17, Vers 11: ‚Solange Moses seine betenden Hände emporhielt, siegte Israel; wenn er aber seine Hände niederließ, siegte Amalek.‘ Er führte einen anschaulichen Vergleich durch zwischen der biblischen Schlacht und Walder=

sees Campagne in China und schloß mit den Worten: „Moses hielt seine Hände hoch, bis daß die Sonne unterging: da hatte Josua den Amalek geschlagen mit Schwertes Schärfe!“ Vierzehn Jahre später, den ganzen Krieg hindurch hat er gebetet und gebetet und die Hände hoch geschoben, aber die Feinde haben Ihn geschlagen. Er, der sich immerzu selbst Theater vorspielte, der aber wie ein schlechter Komödiant für Wirklichkeit hielt, was nur Schein, phantastische Einbildung war, glaubte selbst im Ernste daran, daß er seinem Volke Priester und Prophet, Gottes Auserwählter sei. Und die Menschen seiner Umgebung haben ihn in diesem Glauben bestärkt, obwohl sie den pfäffischen Spuk durchschauten. Bismarck sagte von ihm, er sei ein Mann, der alle Tage Geburtstag haben wolle. Wir müssen Das übersetzen: der in einem fort vor sich selbst und den Andern Komödie spielen wollte.

*

„Die Sozialdemokratie überlassen Sie mir“, sagte er, als er, ungestört vom Alten im Sachsenwald, sich politisch frei ausleben konnte, zu einem seiner Minister. Das war ihm das Problem der innern Politik. Und er war ursprünglich in der Tat vom besten Willen beseelt, durch große Reformen Alle: die Sozialdemokraten, die Liberalen, die Zentrumsmänner zufrieden zu stellen. Allen wollte er, Er, ein weiser Landesvater (von dreißig Jahren) kaiserliche Gnadengeschenke gewähren. Die sozialreformerischen Februar-Erlasse von 1890 kamen heraus, die Getreidezölle wurden herabgesetzt (denn er wollte keinen „Brotwucher“ treiben), die bismärckische Ausnahmegesetzgebung gegen Sozialdemokratie, Zentrum und Polen wurde abgebaut, eine große Schulreform wurde angekündigt, und der Monarch versprach in einer öffentlichen Rede, das deutsche Volk „herrlichen Zeiten entgegenzuführen“. Das dauerte kaum zwei, drei Jahre. Dann war alles vorbei. Schon am zwanzigsten Februar 1891 klagte er in einer Ansprache auf dem Festmahl des märkischen Provinziallandtages, daß er verkannt werde. Und dann griff Phili Eulenburg ein, Caprivi stürzte, und das Steuer wurde nach rechts gedreht. Eine Opportunitäts-, eine Zickzackpolitik wurde getrieben, nachdem „das törichte Volk“, nachdem „die Parteien, die nur Interessen verfolgen“, den Kaiser von Gottes Gnaden verkannt und die Rechte, die Herren Junker heftig opponiert hatten. Und nun kam alles, Schritt für Schritt: die Zuchthausvorlage, die Rückkehr zur hakatistischen Ostmarkenpolitik, zum Hochschutzzoll, die Rückkehr zur Aechtung der Sozialdemokratie und die Stabilisierung des preußischen Dreiklassenwahlrechts. Der greise Fürst Hohenlohe bekleckerte sich aus zitternder Verlegenheit, wie er selbst in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, bei der Hoftafel den Frack, als der Kaiser ihm, dem neuen Kanzler, zutrank, und Bülow, ders in rascher Folge vom Freiherrn zum Fürsten brachte, wußte seinem kaiser-

lichen Herrn durch allerhand witzige Einfälle und Mätzchen die Politik der schillernden Fassade, des Bluffs, des Imperialismus nach innen und außen entgegenkommend zu begründen. Herr von Bethmann Hollweg war der Einzige, der eine ehrliche Politik treiben wollte, aber aus seiner bureaukratisch-konservativen Vergangenheit nicht herauskonnte, stets Angst vor seiner eigenen Courage hatte und auf dem Wege fortwährenden Kompromisselns etwas zu erreichen gedachte.

Als der Kaiser sich endlich im Kriege zu einer Demokratisierung Deutschlands entschloß, da war es bereits zu spät. Graf Hertling erklärte, als konservativer Politiker, diesen Schritt nicht mehr mitmachen zu können, bat im Großen Hauptquartier um seine Entlassung und legte dem Kaiser dar, daß auch er eigentlich nicht das parlamentarische Regime annehmen könne, ohne sein Gottesgnadentum zu verleugnen, und daher daraus die notwendigen Folgerungen ziehen müsse. Aber Wilhelm der Zweite hatte bereits umgelernt. Er wußte an diesem trüben Septembertage schon, daß der Krieg verloren war, und daß er nun auch mit seinem Volke Frieden machen müsse. So war er schwerhörig und blieb.

„Die herrlichen Zeiten . . .“ Als er den Thron seiner Väter bestieg, gabs elf Sozialdemokraten im Reichstag, 1912 bereits hundertundzwanzig. Ein statistisches Kriterium des neuwilhelminischen Kurses. Und als er seine Krone verlor, da schien es nur noch Sozialisten zu geben, da verloren auch alle andern Dynastien ihre Daseinsberechtigung, dazu der Bundesrat und der Reichstag, und das ganze Reich drohte aus den Fugen zu gehen. In herrlichen dreißig Jahren hatte er das Deutsche Reich auseinanderregiert.

*

Jämmerlicher noch war die auswärtige Politik. Auch hier wollte er alles allein machen, wollte er sein Kanzler und sein Minister des Aeußern sein. Größenwahn, der bereits ins juvenil Pathologische überging. Er hatte ein besonderes Geschick darin, immer aufs falsche Pferd zu setzen. Denn er war ein herzlich schlechter Menschen- und Völkerpsychologe. Immer dachte ers, durch persönliche Liebenswürdigkeit gegen die verschwisterten und verschwägerten Potentaten zu machen. In das kunstvoll geknüpfte diplomatische Netz Bismarcks fuhr er mit tapsiger und bewundernswerter Voraussetzungslosigkeit hinein, riß den Draht nach Rußland ab, um sich dem alten, morschen Oesterreich-Ungarn ganz in die Arme zu werfen, provozierte England durch seine draufgängerische Paradeflotten-Politik und Rußland zugleich durch seine Anbiederung an den kranken Mann am Bosporus. Frankreichs Marokko-Glück trat er als schimmernder Lohengrin in Tanger entgegen und streckte die Pantherfaust vor Casablanca aus. Stets dasselbe Spiel: Großmannssucht, „deutsche Weltgeltung“, die die Andern vor den Kopf stoßen,

verbittern und aufreizen mußte. Der cauchemar des coalitions, der Albdruck der Koalitionen, der schon Bismarck unruhige Nächte bereitet hatte, obwohl er damals nur ein Produkt der Phantasie war, wurde Wirklichkeit. Der Krieg brach aus.

*

„Ich habe ihn nicht gewollt!“ Gewiß nicht. Dazu war Wilhelm der Zweite ein viel zu schwacher Charakter. Kein Willensmensch, kein Kraft- und Tatmensch, nur im Reden den andern Allen über. Aber getrieben hatte ers danach, und wenn er auch bis zum letzten Moment den Frieden zu erhalten hoffte: er ließ die Andern gewähren, die Generäle, die stärker waren als er, ließ sich, aus Furcht, der Feigheit geziehen zu werden, zu einem verhängnisvollen Präventivkrieg drängen (er klammerte sich an das große Beispiel seines Ahnen Friedrich), beging den Neutralitätsbruch gegen Belgien und machte auch das Vabanque-Spiel des uneingeschränkten Unterseebootkrieges mit. Wie er einst, zu Beginn seiner Regierung, nicht aus dem riesigen Schatten Bismarcks herauskonnte, so erdrückte ihn jetzt der Schatten der Hindenburg und Ludendorff. Jetzt, wo es drauf ankam, zu handeln, nicht bloß zu reden, wo er dem Volk, der Nation wirklich der große Führer hätte sein können, als den er sich immer ausgegeben hatte, war er ein kleiner hilfloser, gegängelter Mensch, ein Komödiant, dessen Schminke in dem blendenden Tageslicht der Sonne dahinschmolz.

Zwischen wimmernden Gebeten und imperialistischen Nachereden hat Wilhelm der Großartige die langen vier Kriegsjahre verbracht. Und das Resultat? Millionen Tote und Verwundete. Ein verlorener Krieg. Bankerott der deutschen Volkswirtschaft, Degeneration des ganzen Volkes, Zerkleinerung des Reiches, innerliche Auflösung der Nation. Männer, Mütter, Kinder, die allesamt anklagend wider ihn die Fäuste erheben. Das sind die herrlichen Zeiten, denen er seine Deutschen entgegengeführt hat.

*

Nach einer schweren Nacht bricht endlich der graue Morgen des neunten November an. Der Kaiser erhebt sich und verläßt den Hofzug, in dem er die letzten Nächte verbracht hatte. In der Villa Fraineuse wartet schon Hindenburg auf ihn. Von den einzelnen Frontarmeen sind Stabsoffiziere als Delegierte erschienen, um über die Stimmung unter den Truppen zu berichten. Allgemeines Urteil: „Gegen den Feind sind die Truppen sicher, gegen die Kameraden wird wohl niemand kämpfen. Die Etappensoldaten gehen ohne Ordnung zurück. Die Rheinbrücken sollen sämtlich besetzt sein. Jeder Verkehr mit der Heimat ist abgeschlossen. Die Telephongespräche stehen bereits vielfach unter Aufsicht der Soldatenräte.“

Niederschmetternd. Inzwischen klingelt dauernd das Telephon aus Berlin: der Kaiser müsse abdanken. Der Monarch

reagiert nicht. Neue Anfrage: Hat sich Seine Majestät noch immer nicht entschieden? Nein. Da proklamiert die Reichskanzlei schließlich auf eigene Faust die Abdankung in der Hoffnung, durch dieses fait accompli in der letzten Minute die Revolution aufzuhalten. Zu spät. Endlich erklärt sich der Monarch, der Krone als Kaiser, nicht aber als König von Preußen entsagen zu wollen. Doch Hindenburg, Groener und Hintze drängen auch darauf, und eine Viertelstunde später tritt Admiral Scheer mit rotem Gesicht aus dem kaiserlichen Gemach ins Vorzimmer und sagt zu dem Flügeladjutanten Grafen Dohna-Schlodien, dem Kommandanten der ‚Möwe‘: „Sie haben keinen obersten Kriegsherrn mehr."

Nun überstürzen sich die Ereignisse. Der Kaiser soll schnell Spaa verlassen. Er will nicht, und ganz verzweifelt äußert er: „Ich habe doch sonst immer gewußt, was ich tun soll, aber jetzt weiß ich mir nicht zu helfen." Einer der Adjutanten, nach seiner Ansicht gefragt, erwidert: „Wenn ich für meine Person zu entscheiden hätte, dann würde ich bleiben, denn wenn die Truppen nicht für Majestät kämpfen, dann bilden wir eine Schutzwehr aus Offizieren. Wir können alle Posten für diesen Zweck besetzen und den Sicherheitsdienst ausüben."

Abends um Zehn mahnt Herr von Hintze nochmals zur Abreise: „Majestät, es könnte schon in Stunden zu spät sein."

Nun war es so weit. Hastig wurden die letzten Anordnungen getroffen, wurden die Sachen gepackt, und um fünf Uhr morgens setzte sich der Hofzug in der Richtung nach Le Reid, der nächsten Bahnstation auf der Strecke Spaa-Pepinster in Bewegung, während der Kaiser mit dem nächsten Gefolge im Auto direkt nach der holländischen Grenzstation Eyst fuhr.

Fahnen, Guirlanden, Ehrenjungfrauen kränzten nicht den letzten Weg, den er aus Deutschland nahm. Keine Hurras, keine Hymnen gaben ihm das Geleit. Bei Nacht und Nebel hat er sich wie ein Deserteur aus dem Staube gemacht.

Frau Uebersee von Peter Panter

Im allgemeinen ist es eine faule Sache, wenn Einer seine Geschichten in ferne Gegenden verlegt, zu den Krokodilen und zu den Mohren, zu den Papuas und zu den bunten Riesenvögeln, die so hübsch dekorativ zieren. Denn er ist nicht kontrollierbar, und jedem Einwand begegnet er mit einem Achselzucken: „Diese Leute sind dort so!" Das ist die Gattung des seligen Ewers, dieses Gaudemichés höherer jüngerer Töchter der bessern Familien. Aber es gibt doch immerhin Bücher, in denen die Tropen oder asiatische Städte mit wimmelnden Chinesen dazugehören und keine Folie sind für das Unvermögen, lebendige Menschen der Heimat auf die Beine zu stellen. So eines ist der kleine Roman ‚Frau Uebersee‘ von Fritz Reck-Malleczewen (im Kronen-Verlag zu Berlin).

In dem Büchlein ist mit reißendem Schwung erzählt, wie ein Europäer, der junge Herr Fred, in eine dieser südamerikanischen Revolutionen verwickelt wird, nein, sich selbst verwickelt, so, wie er sich in die Haare der schönen Herzogin von Lota einwühlt, und die Herzogin, eine böse Allegorie dieses Landes, verdirbt ihn, wie sie dort alles verderben: unter der Hand, geräuschlos, viehisch und voll naiver Rücksichtslosigkeit.

Solche Geschichten sind in der Mode. Seit Jensen die neue weite Welt entdeckt hat — und der hat wieder seinen Frank Norris gelesen und vor allem Kipling (keiner kann so wie Der mit der imaginären Kraft der Andern prunken; von dem haben Alle) — seit Jensen mit einem Bein in Yokohama, mit dem andern in Frisco entzückende Betrachtungen des Nordländers über die so ganz anders geartete Welt losließ: seitdem gehört es zum guten Ton, die Ackerscholle, die schon immer ein bißchen anrüchig war, zu brüskieren und sich den finstersten Häusern Port Saids zu widmen, als sei man darin aufgewachsen. Das haben Viele so gemacht: Holitscher, der den Kipling-Jensen-Ton am besten in seiner famosen Geschichte von der Mojawe-Wüste getroffen hat, Freiherr von Binder-Krieglstein, der den Ton im Leibe hat, ohne von ihm zu wissen; Stefan von Kotze kann man vielleicht noch dazu rechnen, obwohl er keine Nerven wie Jensen, sondern Bierkanäle im Innern hatte — Viele konnten es. Reck-Malleczewen spielt virtuos (manchmal ein wenig zu virtuos) das Thema Südamerika auf einer schönen Geige, mit fabelhafter Fingerfertigkeit, mit Pizzicatos und gefährlichen Läufen und einem an Paganini gemahnenden Quietschen vom höchsten Falsett herunter bis zum dumpfen Baß. Ein lustiges Buch, obgleich es vom Sterben handelt, ein beschwingtes, nervöses, zuckendes und hinreißendes Buch. Denn es predigt: Die Welt ist eine Frau, und sie wird regiert von der Kraft.

Es ist also möglich, gute, anständige Unterhaltungsliteratur zu machen. Das ist kein Schimpfname — wir Deutschen unterschätzen diese Gattung so sehr; wir wälzen immer gleich gewichtige Bände, wenn wir nicht Nick Carter lesen möchten. ‚Frau Uebersee' reißt mit — und man hat sich hinterher nicht zu schämen; diese Lesestunde war keine schwache.

Und das Buch ist so besonders zu loben, weil es sich meilenfern hält von dem Brauch junger Leute („Mein Tintenfaß ist meine Welt"), die es für geboten halten, leicht zu analysierende Abenteuer lächerlicher Hochstapler als „das Leben" auszugeben und in einer Allerweltscocotte (die meist spießiger ist als eine Superintendentin) eine déesse de la vie zu sehen. Ach Gott! man muß Kraft haben, um dergleichen zu schreiben, und starkes Pathos hat keine Ironie zu fürchten. Nur muß man zugleich mit dem Pathos immer und immer wissen, wie lächerlich das Getue auf

der Erde ist, man muß wissen, wie stark das Bürgerliche im Menschen lebt, und wie hohl alle großen Gesten und Worte sind. Wenn man sich des Untergrundes vergewissert, sich so gewissermaßen mit Ironie gegen Ironie rückversichert hat —: dann mag man getrost etwas von „Sehnsucht" und vom „stürmischen Verlangen" und vom „Toben der Leidenschaften" verlauten lassen. Denn das ist ja von Caligula bis Wilhelm dem Abgetretenen, von Cicero bis Georg Bernhard so gewesen: der Geist hat die Literatur regiert und die Tinte und die Meinung. Aber wenn es dann zum Klappen kam, dann machte es die Faust und tat das ihre, und es kam darauf an, wer die meiste Kraft hatte.

Das ist gewiß sehr bedauerlich. Aber lest immerhin ‚Frau Uebersee' — sie wird euch viel Vergnügen machen!

Zu diesem Krieg von Heinrich Heine

1649 — 1793 — ???

Die Briten zeigen sich sehr rüde
Und ungeschliffen als Regicide.
Schlaflos hat König Karl verbracht
In Whitehall seine letzte Nacht.
Vor seinem Fenster sang der Spott
Und ward gehämmert an seinem Schafott.

Viel höflicher nicht die Franzosen waren.
In einem Fiaker haben diese
Den Ludwig Capet zum Richtplatz gefahren;
Sie gaben ihm keine Calèche de Remise,
Wie noch der alten Etikette
Der Majestät gebühret hätte.

Noch schlimmer ergings der Marie Antoinette,
Denn sie bekam nur eine Charette;
Statt Chambellan und Dame d'Atour
Ein Sansculotte mit ihr fuhr.
Die Witwe Capet hob höhnisch und schnippe
Die dicke habsburgische Unterlippe.

Franzosen und Briten sind von Natur
Ganz ohne Gemüt; Gemüt hat nur
Der Deutsche, er wird gemütlich bleiben
Sogar im terroristischen Treiben.
Der Deutsche wird die Majestät
Behandeln stets mit Pietät.

In einer sechsspännigen Hofkarosse,
Schwarz panaschiert und beflort die Rosse,
Hoch auf dem Bock mit der Trauerpeitsche
Der weinende Kutscher — so wird der deutsche
Monarch einst nach dem Richtplatz kutschiert
Und untertänigst guillotiniert.

Die Büchse der Pandora

Wedekind ist hier auf eine grandiose Art irgendwo zwischen Ethik und Aesthetik steckengeblieben, zwischen Bußpredigt und Dichtung, zwischen Weisheit und Anschauung, zwischen Pathetik und Gelassenheit, zwischen der besserungssüchtigen Kritik sozialer Schäden und der reinen Gestaltung eines Infernos. Lulus Laufbahn vollendet sich. Wir haben sie am Schluß des ‚Erdgeists' als Mörderin von Alwa Schöns Vater verlassen. Jetzt stößt ihr Schöpfer sie ihre Bahn hinunter bis in den tiefsten Pfuhl, der sie erstickt. Wird sie gerichtet, wird sie gerettet? Alwa erklärt, daß ihm vor Lulu nur die Wahl bleibe, sie künstlerisch zu formen oder sie zu lieben. Er versucht beides und muß es büßen. Wedekind ist in einer noch verzwicktern Lage. Er blickt auf Lulu teils mit der blutschänderischen Zärtlichkeit des Erzeugers, teils mit dem Entsetzen des Bürgers, teils mit der unbeweglichen Ueberlegenheit des Plastikers. Davon hat die Tragödie ihr Farbenspiel und ihre Klangfülle. Aber wahrscheinlich hat sie davon auch ihr Manko. Sie läßt einen Rest, den der ‚Erdgeist' nicht ließ. Ihre Vielfältigkeit, ihr stumpfer Flackerglanz, ihre phantastische und doch abgezirkelte Wildheit ist mit der Ganzheit der Wirkung erkauft. Es fehlt einfach an Borniertheit im wörtlichen Sinne. Um so viel uninteressanter und primitiver der ‚Erdgeist' war, um so viel siegreicher sein Geschmetter. Der ‚Stoff' kommt hinzu. Hier ist ein Fall, wo die simple Tatsächlichkeit der dramatischen Vorgänge durchaus nicht belanglos ist. Damals stieg Lulu pompös zur Höhe; jetzt sinkt sie erbärmlich hinab. Damals leuchteten Schicksalssterne hinreißend hell; jetzt erlöschen sie zischend in Dunst und Dämpfen.

Der pragmatische Inhalt, der den Absturz darstellt, gibt der ‚Büchse der Pandora' ihren balladesken Charakter. Die drei Akte sind wie drei Strophen, die keiner knapper, schauerlicher und skurriler dichten könnte als Wedekind, wenn es ihm nicht gefallen hätte, eben drei Akte daraus zu machen. Sind diese Akte deshalb leer? Schon der Wechsel der Länder, der Schichten und der Typen bewahrt sie vor Monotonie. Der erste, der deutsche Akt hat die gepreßte Luft des verdunkelten Zimmers, in dem die Geschwitz, Alwa und Rodrigo die Gefangenschaft der Mörderin Lulu entweder aus Liebe oder aus Geldgier betrauern. Noch aus dem Gefängnis her bestrahlt ihr Reiz die drei Getreuen, die in ihrer Weltverschiedenheit gar nicht anders als an einander vorbei reden können. Diese Scheindialoge bezeugen viel stechender und brennender die Einsamkeit, die Ausgeliefertheit, die Armseligkeit aller Kreatur als der Monolog, in dem die Geschwitz vor ihrem Tode davon redet. Freilich darf man weder in diesen Unterhaltungen noch in der Verkettung der Ereignisse eine reale Glaubhaftigkeit suchen, auf die der Dichter pfeift. Wie Lulu aus dem Gefängnis befreit wird, so braucht in keiner andern als in Wedekinds Welt ein Mensch befreit zu werden. Genug: sie ist da; und es ist eine erschütternde Weise, wie ein Mann einer Frau über den Mord seines Vaters, über Schande und Treulosigkeit hinweg auf ewige Zeiten verbunden bleibt, wie das alles seine Liebe nicht mindern kann, sondern sie nur noch, bis zu herzverzehrender Qual, steigert. Aus dem

Austausch von Gefängniseindrücken und Schriftstellerbekenntnissen bricht hier eine Lyrik hervor, deren Besonderheit der Zusammenklang von Alwas Seelenhaftigkeit und Lulus Seelenlosigkeit ist. Es wäre stillos, wenn wir jetzt etwa genau erführen, auf welche Art das Paar mit dem ganzen Troß nach Paris zu gelangen gedenkt. Auch die Abruptheit gehört zum balladesken Charakter der Tragödie.

In Paris umwittert uns schon ein kräftiger und kräftig parfümierter Hauch von Zersetzung und Fäulnis. Lulu redet mit Schigolch — der ihr in früher Jugend vieles und später manchmal alles in allem war —, wie sie im ersten Akt selbst mit Schigolch noch nicht geredet hätte. Das Milieu färbt ab. Mädchenhändler und Polizeispione in Personalunion, käufliche Frauen und käufliche Journalisten, Kupplerinnen und ihre Kunden, Kinderliebhaber, ihre Beute, andre sexuelle Zwischenstufen und ein Bankier, der das ganze Gesindel betrügt: das wirbelt nicht wie ein Teufelsspuk, sondern schlurft so gemächlich vorüber, daß die kleinsten Abscheulichkeitsmerkmale abstoßend sichtbar werden. Vor der Gefahr, in die Plumpheit der Naturalisten zu fallen, schützt Wedekind auch hier seine Sprache. Das „sprüht" ja doch alles von Geist, könnte man sagen, wenn dieser Geist nicht so ätzend bitter, nicht so bösartig aggressiv wäre. Er trifft um so tiefer, als Wedekind nicht die Miene verzieht. Noch zeigt sich keine Sentimentalität; nicht einmal, wenn dieser Hexensabbath seinen Gipfel erreicht: wenn die Geschwitz gezwungen werden soll, zum ersten Mal einen Mann zu ertragen; wenn sie sich Lulu, ihrem angebeteten Engel, zuliebe zwingen läßt; wenn sie einem Märtyrer gleicht, der unter unsäglichen Schmerzen, aber unsäglich beglückt, das Blut seiner Wunden an sich herunterrieseln fühlt.

London. Dachkammer. Abend. Schlamm und Verwesung. Schwaden von Not und Verbrechen erfüllen den finstern Raum. Aus Astarten, um die ein mystischer Duft von sinnverwirrender Schönheit war, ist eine zähneklappernde Vulgivaga geworden. Hier wagt Wedekind alles; auch künstlerisch. Er setzt auf Handgreiflichkeiten, die für sich selbst am besten sprächen, philosophische Maximen und resignierte Tröstungen. Er jagt das Gekreisch der Burleske und das Gejammer um ein verlorenes Leben hinter einander her. Er bemitleidet seine Geschöpfe und läßt sie selbst sich in einem Atem bemitleiden, bespeien und verlachen. Zur ekelhaften Fratze vergrinst, peitscht der eine Urtrieb den andern auf, ihm zu dienen. Die Schleusen öffnen sich, und hervor bricht qualmend, gurgelnd, tosend und stinkend eine Flut, die verwüsten und befruchten wird. Es ist wie das jüngste Gericht, ein Sinnbild zugleich des barbarisch, aber auch idyllisch fessellosen Anfangs und der Entfesselung, aber auch der Versöhnung des letzten Endes. Lulu war Mensch, wurde durch Menschen zum Tier, wird, da sie Jack auf den ersten Blick liebt, noch einmal zum Menschen und wird von ihm wie ein Tier zerfleischt. Aber bis zur Todesstunde ist ihr die Geschwitz nah, von der sie am reinsten und am unreinsten geliebt worden ist. „Bleibe dir nah" — das ist vor der Höllenfahrt dieser Geschwitz ihr letzter Seufzer, der auch in Goethes Faust-Himmel gesungen werden könnte. Ist Lulu gerichtet? Sie ist gerettet.

*

Im kleinen Schauspielhaus wird ihr dann wieder das Todesurteil gesprochen. Dabei war hier die beste Gelegenheit, die Zensur in das Unrecht zu setzen, das sie so viele Jahre gehabt hat. Wenn man über Wedekinds Stoff hinweg auf seine moralisierende Tendenz sah, dann erschien einem ja ihre Fürsorge immer verkehrt. Denn wie kein zweites Stück ist dies gemacht, von Sünden zu entwöhnen, nicht, dazu anzureizen. Für den Bürger ist eher sittlichend als entsittlichend, daß unerbittlich grausam bestraft wird, was er als lasterhaft fühlt und bezeichnet: Lulus Erdenwandel. Der konnte und mußte so dargestellt werden, daß es uns Allen den Atem verschlug, daß es uns aus dem kalten Grauen vor der Uebermacht blinder Naturkräfte in ein heißes Mitleid mit den Opfern der kyprischen und der lesbischen Aphrodite warf und uns selbst da, wo der Dichter mit zynisch verzerrendem Witz sein Thema umspielt, die Gebrechlichkeit menschlicher Organismen mindestens ebenso stark zum Bewußtsein brachte wie ihre Komik. Keine Kleinigkeit, zugegeben. Wedekind ist überhaupt ein höllisch schwieriger Autor, und der Stil für ihn, der halb als Savonarola den Drang, zu bessern und zu bekehren, halb als Mephisto seine Freude dran hat, der will noch gefunden werden. Das Theater der Königgrätzer Straße macht jetzt ‚Musik' von ihm; und wenn Fräulein Orska auch weniger Clara Hühnerwadel als Riffke Blindermann ist und abwechselnd eine nachgeahmte Flüsterkunst und ein kaltes Mordsgeschrei exekutiert, so hält doch Herr Hartau den verführerischen Gesanglehrer ungefähr in der Wedekindschen Schwebe zwischen Schaute und Schuft, Frida Richard trifft gradezu mustergültig die geforderte Ungerührtheit, und der Regisseur schlägt ein Tempo ein, das aufreizt und mitreißt. ‚Die Büchse der Pandora' hat Reinhardt seit der Begründung der Kammerspiele oftmals für eine geschlossene Vorstellung angekündigt, für die sie ihm erlaubt worden wäre. Jetzt, wo nichts ihn zu hindern brauchte, vor aller Oeffentlichkeit ein Meisterstück der Regie zu liefern, da überläßt er die Arbeit einem seiner Gehilfen, der in den Reklameblättern des Deutschen Theaters besonders vortrefflich auseinanderzusetzen weiß, was Regie ist, und was sie soll, und der sie nur leider Gottes nicht kann. So schlecht und falsch ist Wedekind in Berlin noch nicht gespielt worden. Die Parole für den Regisseur der Tragödie heißt: Unwirklichkeit. Hier aber wälzte sich schleppfüßig faustdicker Nataralismus vorüber. Jack the ripper übte das ehrenwerte Handwerk der Bauchaufschlitzerei nicht hinter der Bühne, sondern vor dem Souffleurkasten und gleich zweimal mit einer so aufdringlich brutalen Deutlichkeit, daß die Reaktion, die für Knebelung der Kunst ist, ihre Freude gehabt haben wird. Im derart vergriffenen Stil überwältigend lustig war Jannings aus der Hasenheide, wohin auch der zweite Akt, der pariserische; geraten war. Die Geschwitzen: Gräfin Körner. Und so agierten die Fehlbesetzungen munter gegen einander und gegen den Autor, der zeitlebens trotz seiner Pedanterie ein Rebell gewesen ist, der Bourgeoisie in die fettglänzende Visage gefeixt und von einer deutschen Revolution mehr Dank und Ehre verdient hat. Mit Spielern, für die Werner Kraußens Schigolch erreichbar ist, bleibt die ‚Büchse der Pandora' von einem Regisseur für die Berliner noch zu entdecken.

Die natürliche Tochter von Alfred Polgar

Goethes ‚Natürliche Tochter' wird vom Dichter selbst „ein etwas sonderbares Stück" genannt — das sprachlich einzig schöne, die Dinge des Lebens in einen fast luftleeren Raum (in dem Gewichtsunterschiede aufgehoben scheinen) rückende Spätdrama, dessen hoher Bau von Donnern der französischen Revolution widerhallt. Aber auch der Lärm des Unterganges fügt sich, goetheisch gehört, in die Harmonie des Seins.

In dem luftig-edlen Schema der Welt, das dieses Drama mit großen, reinen Linien zeichnet, haben auch nur schematische Lebewesen Platz. Die Menschen der ‚Natürlichen Tochter', wie sie namenlos sind — der einzige Name, der genannt wird, der der Heldin „Eugenie", hat symbolischen Klang — sind eigentlich auch körperlos. Oder doch von fast durchsichtiger Körperlichkeit. Sie treten auf als Sprecher typisierter Gruppen, als Abgesandte bedeutsamer — geistig, gesellschaftlich und in der Art der Einstellung auf das Dasein unterschiedener — Schichten der zivilisierten Welt. Sie sind rein gestimmte Saiten (dieses Dramas in Harfenform), in denen des Dichters Hand kunstvoll Akkorde greift. Ihre Lebendigkeit ist demgemäß eine intermittierende. Wenn sie ausgeklungen haben, sind sie toter Stoff, bis ein neuer Griff ihnen wieder Seele entharft.

Die dünne Höhenluft des Trauerspieles — dessen Erscheinungen Ideen und dessen Vorgänge Gleichnisse — bewirkt auch, daß es keinen Klang gibt, wenn sich hart im Raum die Sachen dramatisch stoßen. Das ist so schön wie gespenstisch. Und jedenfalls Anti-Theater. Das Thema: Revolution kann hieran nichts ändern. Denn der Weg der ‚Natürlichen Tochter' geht sozusagen: per astra ad aspera. Und wohl erst in der geplanten Fortsetzung wieder umgekehrt.

Das genialische Vermögen, große Grundlinien des Lebenslabyrinths zu ziehen, Verhältnisse, Wirrsal und ewige Fragen des Daseins in letzte Formeln zu ballen, offenbart sich vielleicht nirgends in gleicher Vollkommenheit wie in der ‚Natürlichen Tochter'. Aber es brauchte andrer Nerven als der des Zeitgenossen, um zum Genuß der Dichtung zu kommen. Man sitzt in dieser goetheheil'gen Halle wie ein Irreligiöser in der Kirche: angerührt von der Majestät, Feierlichkeit und dem Timbre des Rituals, aber eingeschläfert vom Halbdunkel, vom murmelnden Gleichklang der Litanei und vom Tonfall der frommen Latinität.

Das Burgtheater gibt ‚Die natürliche Tochter' auf vereinfachter Bühne; ein gelber Faltenvorhang schließt dreiseitig die Szene ab. Eine Art neutrales Zelt; sozusagen: entmaterialisierter Raum. Gespielt wird in einem feierlichen Stil der Halblebendigkeit. Es agieren entzauberte, aber noch nicht völlig entzauberte Mensch-Marionetten in natürlicher Größe. Ihre Gewänder sind prachtvoll, ihre Bewegung fließend gewordene Starrheit, ihr Stillestehen gestockte Bewegung. Der einzige Herr Paulsen

(Gerichtsrat) fügte sich nicht ganz dem Zeremoniell des erhabenen Puppenspiels, sondern bekannte sich durch seinen Ton biederer Nüchternheit als Erdgeborener. Sehr fein der geschliffene Intrigant des Herrn Korff: die Reinkristallisierung einer dunklen Seele. Herr Siebert (Herzog) durchbrach mit der Leidenschaft seiner Totenklage gewitterig die atmosphärische Ruhe der Dichtung. Im Affekt hat seine Stimme das tobende Gefälle eines angeschwollenen Wildbaches und schleppt wie dieser allerlei erdige Trübung und Unreinheit mit. Von klassischer Glätte und Kühle die Hofmeisterin der Frau Bleibtreu; Herrn Heines Weltgeistlicher: ein volkstümlich-unheimlicher Schwarzalbe; Herr Schott als König licht, jung, von jener Einsamkeit, die „auf der Menschheit Höhen" herrscht, fühlbar umfröstelt. Für die natürliche Tochter ist Frau Medelsky vielleicht um einiges zu reif. Ihr Kindlich-Mädchenhaftes kippt, forciert, ins Neckische um. Aber sie hat doch ganz große und starke Augenblicke. Augenblicke von einem Adel des Wortes und der Gebärde, einer Dichtigkeit der Empfindung und einer Musikalität des Ausdruckes, die wahrhaft goetheisch. Das Publikum lauschte in gähnender Andacht und nahm die prophetischen Dichterworte über das Wanken der festesten Erdendinge mit zeitgemäßer Ergriffenheit auf

---

Was in Deutschland geschehen ist

Die Lehrerin einer berliner Gemeindeschule hat den neunjährigen Jungens ihrer vierten Klasse das Aufsatzthema gegeben: Was in Deutschland geschehen ist Von den fünfundzwanzig Arbeiten, die sie mir sendet, scheinen mir einige mitteilenswert.

Artur Siewert

Der Kaiser darf sich auf der Straße nicht sehen lassen den er wird tot geschossen. Als Liebknecht eine vosamlung aphielt da schrieen alle bepist ihn. Eberhart ist jest Reichskanler geworden. Auf die Fanen stand drauf. Brüder nicht Schiesen. Schwarz, rot und gelb soll heißen von die Finsternist in rote refulittions nacht hinein in die Goldene Freiheit.

Helmut Rapsch

Es waren viel Leute geffallen, in Lichtenberg, L lieb Knecht war da der Führer und es war ein großer Umfur am Schloß. In der Leibziger Straße war es schlimm. Da schosen die Ofeziere und die Soldaten schossen aucht. Und am Schloß schrieen sie durchsticht ihm und die Soldaten machten sich die Kokarden ab den sie wollten kein Krieg mehr und sie wollen eine adre Fahne nieger mit lieb Knecht und die Soldaten wollen kein Kaiser sie wollen in freiheit leben und sie wollen keine Steuer mehr geben.

Erich Muth

Der Kaiser hat abgedangt. Erst wollt der Kaiser nicht abdanken aber er mußte weil die Franzosen kammen immer weiter. Da sah er ein das sie in doch von den Thron herunter jagen. Und Ludendorf wollten sie Tottschießen aber er kriechte das raus das sie ihn Totschießen wollten da dankte er schon forher ab. Und als der Kaiser abgedangt hatte fuhren Auto durch die Straßen mit Fahnen und in die Fahnen

stand. „Brüderchen schieße. Und Hindenburg dankte zu letzt ab. Und Alekzsanderplatz haben sie geschossen.

Fritz Wildgrube

In Deutschland sind Hungergespenzter. Ich kenn ein man der ist so dick wie ganz Deutschland Ich kenn ein Junge der heißt Heini bof. In meine Mappe war einmal eine Maus. Ich kenn ein Mann der kikt immer nach dem Himmel.

Kurt Dahl

1. Liebknecht wollte gern das Revillitzon. 2. Hier sind viele Autus mit Maschingewehr die Straßen lang gefahren. 3. Der Kaiser hat abgedankt, und ist nach Holland geflohen. 4. Der Reichskanzler Prinz Max von Baden ist auch noch dazu abg.dankt. 5. Drei Offiziere sind auch totgeschossen. 6. In den Zeitung stand, Lehmann mit den Zilinter Hut. 7. Von den Häuser haben sie herunter geschossen. 8. Im Königlichen Schlosse wurden mehrere Zentner Lebensmittel gestohlen. 9. Am Sontag wurden die toten beertig.

Kurt Paeseler

den Bibknecht kann ich nicht leiden. Jetzt ziehen wir rote Fanen raus, und am Schlesigen bahnhof und in der Langen Straße hängen Galanden. Und ich war Unter Linden da waren Madrosen mit die Autos wo Faren rum. Im Marchstall haben sie geschossen und die Jugendwehr auch. Rosa Luckfenburg ist eine Hegse darum kann ich sie nicht laiden. Wilson hatt eine Spitznese da pickt er die Leute an. Meine Braut hab ich lieb weil sie mir immer ein Groschen schenk. Und die last Auto haben so und so viel Eßwaren geholt von Schloß. Und mir hat meine Großmutter dazu einen Hintervoll gehauen weil ich runter gehen wollte.

Artur Witte

Ich ware nach dem Schloßplatz da hat Liebknech eine Ansprach gehalten aus dem Fenster und ein roten Teppich hängt am Fenster, und ein posten auf dem Dach. Bei Meine Tante haben sie geplündert und haben Wäche gestohlen und haben auf die Täller gekakt sie haben Hantgrannaten oben an das Dach und haben fahn oben bis unten gesogen und wolten sie abziehen der es gemacht hat haben sie totgeschoßen, und sie haben spottkarten gemacht der Kaiser mit dem Zielinderhut und juste geht Hamstern und zwei Brüder über den Reihn. Und Liebknecht kan ich nicht leiden. Den Kaiser auch nicht.

Willi Sommer

Mein Vater ist Soldatenrat, der Soldatenrat ist dof. Die haben Rote kokaden Gustaf hat auch Rote ich habe ihm aber abgerizen weil unser Freulein gesagt hatt das siht nicht schön aus. Mutter hatt gesart die reichen wollen dem Krig Wilheln und Augusta habn auch das gansze Schlos vol gehabt. Nu ist leman in Holand und und nu ist Friede. aber hungern wolln wir nich mer. Liebknecht ist verükt den haun sie die komode ein.

E. Steffin

Die traurige Geschischte von abgedanken Wilhelm. Und ich war in Gefar ich ging Andreasstraße da kam ein Auto mit Soltaten und eine Menschenmenge hielten daß Auto auf und weil nichts übrigblib schoßen die Soltaten mang die Menschen. Und drei von den Menschen waren drei tot und einer verwuntet und ich ergrif die Flucht. Und Liebknecht hat eine lange Gardinenpredigt gehalten, und in Frankreich mußten die Deutschen räumen, und Eßware blieb in Stich zum Beistiel Konserwen.

Achtundvierzig von Kaspar Hauser

Siebzig Jahre ist das nun her.
Siebzig Jahre wiegen so schwer.
Schwarz-rot-goldne Fahnen flatterten,
Vater Wrangels Musketen knatterten —
Wofür?

Wie glühten die Herzen! wie glühten die Köpfe!
Kampf! Kampf gegen die Bürgertröpfe,
gegen die nickenden Zipfelmützen —
Klatschen in trübe Fürstenpfützen —
Und dann?

Der große Sieg in den siebziger Jahren
ist uns verdammt in die Krone gefahren.
Die Krone gleißte. Die Bürger krochen.
Die treusten deutschen Herzen pochen
im Proletariat.

Und dann? Die versprochenen herrlichen Zeiten!
Und dann? Wir wollen gen Frankreich reiten!
Und dann? Wir kämpfen gegen zwei Welten,
Herz und Hirn haben den Deubel zu gelten —
Jetzt sitzt er in Holland.

Wofür, mein Gott, hat die Freiheit geblutet?
Wofür wurden Männer und Mädchen geknutet?
Spartacus! Deutsche! So öffnet die Augen!
Sie warten, euch Blut aus den Augen zu saugen —
Der Feind steht rechts!

Zerfleischt euch nicht das eigene Herz!
Denkt an die Barrikaden im März —!
Wir litten so viel.
Wollen wir nicht endlich Weltbürger werden?
Wir haben nur einen Feind auf Erden:
den deutschen Schlemihl!

Rück- und Ausblick von Alfons Goldschmidt

Es ist kein Vergnügen, rückzublicken. Es ist wahrhaftig kein Vergnügen, denn man sieht zuviel Schieber, Fehlermacher, Tendenzleute, zuviel Gier und zu wenig Liebe. Man hat geklagt, aufgezeigt, gewarnt, die Peitsche geschwungen. Es hat nicht geholfen. Man ist ihnen milde und zornig gekommen, es hat nicht geholfen. Einige von ihnen wurden ins Loch gesteckt, es hat nicht geholfen, denn die deutsche Masse war geduldig wie ein Schaf, die Gewöhnung an das Betrogenwerden war zu stark.

*

Ich blicke zurück bis in die letzten Juli-Tage 1914. Da erlebten wir viel Angst und viel Begeisterung, Börsensturz und Moratorienhoffnungen, Warenschleuderei und üble Gold-Agiotage. Damals schon hatten wir das Gehobenwerden in die bekannte Sittlichkeit, den Reini-

gungsprozeß, der die Seele des deutschen Volkes kristallklar machen sollte. Aber die Aengste schwanden bald, und die Begeisterung blieb. Die Begeisterung für die rettende Geschäftsaufsicht, für den Milliardenkreislauf, für die Behördenaufträge, für die Zahlungspromptheit, für die Sparsamkeit, die keine war. Es kam die verlogene Wut gegen die Rationierung, gegen die Höchstpreise. Verlogen war diese Wut, denn die Rationierung und die Höchstpreise ermöglichten die Schleicherei, den Preis- und Güterwucher, den schließlich die Regelungszentralen mit hilflosem Lächeln als Retter duldeten.

*

Seither hat sich grundsätzlich nichts geändert. Die Einzelfälle mehrten sich, weil der Schwindel allgemeiner, riesenhafter wurde. Die Blockierung Deutschlands, die Blockierungsverschärfung war den Wucherern nur willkommen. Sie brüllten in Eingaben, in Telegrammbeteuerungen, in Durchhalteversicherungen dagegen, aber sie nutzten die Blockade aus. Sie nutzten Alles aus: die Trottelhaftigkeiten der Statistik, die bewußten Kaufkraftverängstigungen, das Devisengewinsel, die Inflationsdummheiten, die Lohnerhöhungen, die Gestehungskostensteigerungen. Sie hatten immer eine Entschuldigung. Sie kämpften mit dem Maul für Wirtschaftsfreiheit und freuten sich, wenn die Organisation den Andern den Hals zuschnürte. Sie hatten ihre stille Freude an den Brachlegungen, an der unerhörten Kapazitätsentwicklung, an der furchtbaren Ungerechtigkeit der Kriegswirtschaft. Sie protzten mit einem Kriegssozialismus, der kein Sozialismus war, sondern ein Rathenauismus, ein organisierter Kapitalismus, ein industrieller Syndikalismus, ein fortgesetzter Mord.

*

Der Krieg dauerte ja lange, er dauerte weit über vier Jahre. Man hatte also Zeit genug, Schnürsysteme auszubilden. Es kamen Verteidiger auf, die die Lücken benutzten, die für vieles Geld den Wucher befreiten. Es gab eine nie gesehene Erklärungsbetriebssamkeit in den Fachblättern. Das Gerechtigkeitsgefühl konnte nichts machen, es wurde von den Lückenfindern und den Erklärern abgeschlagen. Ganze Scheidemandeln von Unrat waren abzuurteilen, aber die Philippi, die Daimler und Genossen haben nur wenig oder gar nicht gebüßt. Nur einige Getreidehallunken, Mehlschleicher, Schuhwucherer, Nahrungsmittelfälscher, Kundenterrorisierer hat man gefaßt. Die Andern blieben bei der Mästung: Auch die Behördenbestechlichkeit hat man nicht ausgerottet, sie gedieh wie Giftpilze.

*

Weshalb war dies alles möglich? Weshalb hat man nichts ausgerichtet? Weshalb dauerte die Kursjägerei an der Börse, die Provisionsunverschämtheit, die Zweitehandbequemlichkeit, das Millioneneinsacken mittels Federstrich, die Bauchzüchtung der Wenigen, die Unterernährung der Vielen, die rastlose Verteuerung des Krieges? Es war eben noch Kapitalismus, es war eben noch die berühmte „Privat-Initiative", der bekränzte Unternehmungsgeist, das Gewährenlassen der Kapitäne. Es war eine kapitalistische Kriegsführung, und es konnte gar nicht anders kommen, als es kam. Es war nicht einmal ein Staatssozialismus: es war Kapitalismus in reinster Kultur. Die Arbeiter und Angestellten hatten nicht mitzusprechen, ihre Hilfsdienstausschüsse waren Verschleierungsversuche der Kapitalisten, die Geschäftsführung war in den Händen Jener. Eine andre Entwicklung war gar nicht möglich, eine

Ausgleichsentwicklung, eine wirkliche Sozialentwicklung, ein wirklicher Kriegssozialismus.

*

Wir hatten Reichszentralen und Unterzentralen, wir hatten einen Rattenkönig von Organisationen, aber wir hatten keine Organisation. Wir hatten eine Rohstoffabteilung, eine Reichsbekleidungsstelle, eine Reichsgetreidestelle, wir hatten Stellen bis zur Erfassung der Fische und der Muscheln, aber sie erfaßten nichts. Sie wurden nur erfaßt, ihre Unzulänglichkeiten wurden erfaßt, und zwar von Denen, die dieses Erfassen aus langer Uebung kennen.

*

Dann kam der Waffenstillstand, dann kam der Umsturz und mit ihm kamen die sozialistischen Wünsche. Und jetzt schrie das Kapital, jetzt jammerte es über Ungerechtigkeiten, über Niederbrüche. Nachdem es die unerhörtesten Ungerechtigkeiten einundfünfzig Monate begangen hatte. Und während es jammert, holt es schon wieder Gewinne herein, Gewinne aus der Baisse, aus der Angst, aus dem Wegwerfen der Werte. Börsengewinne, Eindeckungsgewinne, Gewinne aus bewußt verspäteten Stützungen. Sie malen schwarz, sie drohen mit verräterischen Selbständigkeiten, mit technischen Kompliziertheiten, mit der Behauptung, sie allein seien fähig. Es wird ihnen leicht, die noch Blinden zu führen. Sie haben die Verarmung des Landes, die Produktionsnotwendigkeit, den Mangel an Sozialisten auch unter den Sozialdemokraten. Das sind ihre Helfer. Wie wenig Sozialisten gibt es unter den Sozialdemokraten! Ich habe seit dem Revolutionsausbruch kaum zehn gefunden. Kaum zehn, die wußten, was Sozialismus ist, die sich nicht vom Augenblick benebeln ließen, die über den Augenblick weit hinweg sahen.

*

Was wird nun werden? Man wird langsam sozialisieren, man wird besteuern, und man wird zur Nationalversammlung wählen. Es ist ja so bequem und einleuchtend: Von draußen droht der Kapitalsimperialismus, draußen ist noch die Lethargie der Massen, mit dem Draußen kann man die soziale Revolution bekämpfen. Aber eine Revolution ist ein Dauervorgang. Verzögerungen bedeuten nichts, Verzögerungen sind nur Täuschungen für Die, die keine Augen im Kopf haben. Die Welt kann nicht mehr mit dem Kapitalismus regiert werden. Nicht mehr mit der privaten Initiative, mit dem Unternehmungsgeist, das heißt: mit den Geldansammlungen, den Machtkonzentrationen und den Untertanen des Kapitals. Die Revolution geht weiter. Sie wird hinausgehen über einen veralteten Parlamentarismus, über jene Zentralisierungen, auf die das Volk doch keinen Einfluß hat. Die Kontrolle wird ganz anders aussehen, als die Demokraten behaupten. Sie wird und muß eine Dauerkontrolle sein, eine Kontrolle aus nächster Nähe, eine Mitkontrolle, eine wirkliche Paritäts-Kontrolle.

*

Die Quantität, die Schulden über alle Maßen, die Einsicht, die Zwitterhaftigkeit, das Unbefriedigtsein, der Schwung der Idee, die Aufdeckung des noch Dunklen, das Gequältsein der Besitzenden, das Unerträgliche des Länderreichtumgegensatzes in der Welt: gibt es eine Möglichkeit, die soziale Weltrevolution zu verhindern? Eine solche Möglichkeit gibt es nicht. Pausen kann es geben, aber keine Verhinderung. Unsre Generation ist Befreiungsgeneration. Vielleicht wird auch noch die kommende Generation Befreiungsgeneration sein. Wir werden nichts zu lachen haben, wir werden kämpfen und dulden müssen für eine bessere

Welt. Was sind das alles für Läppereien: das Herumdoktern an den Finanzen, die gemischtwirtschaftlichen Versuche, die schwächlichen Rettungsaktionen, die halben Monopole, die Verfechtung der einseitigen technischen Kultur? Damit wird man die neue Welt nicht aufbauen. Es ist ausgeschlossen, es ist völlig ausgeschlossen.

*

Und eines Tages wird man erkennen: Diese technische Kultur, diese materielle technische Kultur war ein großer Mumpitz. Sie war eine Verblendung, eine unsinnige Temposteigerung, eine verrückte Kraftverschwendung, eine unmögliche Knebelung. Dezentralisation wird die Parole sein, eigenes Land wird die Parole sein, Luft und Sonne und Schatten unter eigenen Bäumen. Zurück von der materiellen technischen Kultur: das ist der tiefste Sinn der sozialen Weltrevolution. Zurück von ihr, von diesem Biest, von dieser Hyäne, von dieser Sklavenpeitscherin, von dieser Schänderin der wahren Kultur, von dieser Beschaulichkeitsvernichterin, von dieser Glücksverderberin. Hindurch müssen wir noch einmal durch die Glut der Hochöfen, durch das Feuer der Walzenstraßen, durch die schwarzen Gänge der Bergwerke, durch die Untertunnelung des Glücks. Auf freier Erde, auf freiem Boden, mit Kind und Herde werden einst die Menschen leben. Und sie werden wissen, daß ihre Vorfahren einen blödsinnigen Umweg gemacht haben.

Antworten

Berliner Juden. Wie zum Fall des Herrn Eugen Robert (den man übrigens mittlerweile aus dem Residenz-Theater hinausgeworfen hat), so meldet Ihr euch zum Fall des Reporters Paul Goldmann. Die beste Antwort an euch wäre, daß ich den Raum schaffte, um seinen Brotherrn Moriz Benedikt schildern zu lassen. Das kommt vielleicht eines Tages. Vorläufig erwidere auf eure Einwände der große Ferdinand Kürnberger: „Diese Rasse lebte lange bürgerlich rechtlos zwischen der arischen, länger, als die letztere selbst es ertrug, daher sie sichs zur Ehrenpflicht machte, das zögernde Befreiungswerk einstweilen durch gesellige Liebenswürdigkeit, Zuvorkommenheit, Schonung und Rücksicht zu ersetzen. Diese Krankendiät erlosch mit der Gesundheit, nämlich mit dem endlichen Emanzipationswerke. Statt des zarten Biscuits teilen wir mit den Juden nunmehr das rauhe Schwarzbrot der Wahrheit, das wir selbst essen, und wie wir von deutscher Pedanterie, deutscher Schwerfälligkeit, deutscher Schlafmütze, deutschem Neid gegen Andre, deutscher Selbstwegwerfung in der Fremde, kurz: von unsern eigenen Untugenden reden, so meinen wir auch von den semitischen reden zu dürfen — als Gleiche unter Gleichen. Jene aber scheinen das Gewohnheitsrecht der Verzärtelung vorzuziehen und nicht zu empfinden, daß wir ihnen mit dem Rechte der Wahrheit ein besseres und höheres Recht einräumen — das Recht der Freien. Sie glauben oder stellen sich, zu glauben, daß unsre Pflicht, zärtlich zu sein, nie erlöschen, daß ihre Pflicht, die Wahrheit zu hören, nie anfangen könne. Sofern es nicht schmeichelhafte Wahrheit ist, bleibt es ihnen stets gehässige Wahrheit." Das ists. Und darum, weil harte Zeiten kommen, täten wir Juden gut, auch die unschmeichelhafte Wahrheit vertragen zu lernen oder uns so zu benehmen, daß wir keine Wahrheit zu scheuen brauchen, und jeden von uns, der sich anders benimmt, als unsern Feind zu betrachten und zu züchtigen.

Egon N. Sommerfeld. So einfach ist leider die Sache nicht. Sie schlagen den Delegierten der A.- und S.-Räte vor, die Nationalversammlung von vorn herein an bestimmte Prinzipien zu binden. „Sie darf", formulieren Sie, „die Gesetzgebung keinen Körperschaften übertragen, die auf Grund eines andern als des allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen, proportionalen Wahlrechts zu wählen sind." Ihre Besorgnis, daß sonst der deutsche Freistaat mit einer legislativen Vertretung beschenkt werden könnte, die den Senaten der westlichen Demokratien ähnelt, ist vielleicht nicht unbegründet bei der Haltung des deutschen Bürgertums, das Angst vor der eigenen Courage hat und sich gewissermaßen die Halskumte wieder herbeisehnt, die es eben erst abgeworfen hat, halb im Galopp und halb im Dusel, getrieben von andrer Leuts Peitschen. Aber Sie vergessen, daß die Nationalversammlung als der höchste Ausdruck der Demokratie völlig souverän ist, und wer ihr von vorn herein Fesseln anlegt, der versündigt sich gegen ihr Lebensgesetz.

Oberleutnant Victor B. Sie schreiben mir, unter anderm: „Sonst leide ich wie alle Deutschen. Daß wir versäumt haben, uns selbst zu besiegen, was doch nicht nur dem Dichterwort nach der größte und schönste Sieg gewesen wäre, ist zu schmerzlich und nicht zu verwinden. Welche geheimnisvolle Bestimmung hat dieses leidende Volk? Können Sie, bester Herr, den geschichtlichen Sinn dieses Krieges ahnen? Ich lese keine Zeitung und stehe im Dunkeln." Ich lese die Zeitung und stehe im Schwarzen. Nur was den geschichtlichen Sinn des Krieges betrifft, so glaube ich, einen zu ahnen: daß nach dem unerforschlichen Ratschlusse eines Weltenlenkers in vier Jahren erreicht werden sollte, wozu sonst vierhundert gehört hätten, und daß die Ersparnis an Zeit der Menschheit nicht geschenkt werden konnte, sondern von ihr durch einen ungeheuern Aufwand an Blut bezahlt werden mußte. Aber das wird mich erst beruhigen, wenn ich gesehen habe, daß meine Enkel es wirklich besser haben als ich. Und dann wäre ja immer noch nicht bewiesen, ob sie's nicht auch ohne solch eine Massenabschlachtung besser gehabt haben würden.

C. H. Wie sinnig und nett der gute alte Berliner Lokal-Anzeiger! Da steht auf der ersten Seite: „Wieder naht das Weihnachtsfest, das Fest der Liebe und des Lichts, des Wohltuns und des Erfreuens, der warmen Herzen und der offenen Hände." Da lassen wir denn die Kindlein zu uns kommen und wehren ihnen nicht, ihren Eltern das Inserat auf der vierten Seite zu zeigen: „Jeder Knabe wünscht sich für Kriegsspiele ein Maschinengewehr, hundertmal hintereinander knallend, vier Mark, Maschinengewehr, ungefährlich, mit Sitz, zwanzig Mark." Ungefährlich? Das doch wohl leider auf keinen Fall. Und Kriegsspiele? Wir haben vier Jahre lang Krieg gespielt — jetzt wollen wir endlich einmal Ernst machen und einen folgenschweren Friedensfeldzug beginnen.

Mitteilung

Abonnenten, welche die ‚Weltbühne' durch die Post ohne Kreuzband erhalten, werden bei unregelmäßiger Zustellung der Hefte gebeten, Beschwerden an den Briefträger oder an das zuständige Bestellpostamt zu richten und erst, wenn dies nichts nützt, direkt an den Verlag.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Revirement von Ludwig Jurisch

Ehedem, als noch der kaiserliche Puppenspieler die Ministerchen ganz nach Laune an seinen Drähten tanzen ließ, nannte man es ein Revirement, wenn von den Regierungsmännlein die einen in die Kiste geworfen, die andern neu auf die Bühne gestellt wurden, und daß sich der einfache Mann, das Volk unter diesem Fremdwort wenig oder nichts vorzustellen wußte, war schon in der Ordnung, denn in der Tat steckte wenig oder nichts dahinter: Lakaien gingen, Lakaien kamen. Heuer, in den stürmischen Flitterwochen der jungen Freiheit, wirkt der Austritt der unabhängigen Volksbeauftragten aus der Reichsregierung nicht wie ein Revirement, sondern wie eine kleine Revolution für sich, und wirklich hat dieses Ereignis größere politische Tragweite als so ziemlich alle Revirements unter dem verflossenen Regime zusammengenommen.

Die heute noch Hegels berühmten Satz: „Alles, was ist, ist vernünftig!" ins Reaktionäre umzubiegen beflissen sind, nehmen den Wechsel in der Regierung als eine naturnotwendige, seit Urzeiten vom Schicksal beschlossene und gradezu gottgewollte Tatsache hin und bemühen sich, darzutun, daß alles bis aufs Tüttelchen auf dem J so habe kommen müssen. Aber soweit sie in dem sachlichen und grundsätzlichen Gegensatz zwischen der alten Sozialdemokratie und den Unabhängigen die tiefere Ursache der Krise entdecken wollen, stolpern sie auf einem Holzweg herum. Zwischen beiden Richtungen klafft heute kein Abgrund unüberbrückbar mehr wie in den Jahren des großen Mordens, als Scheidemann und Haase in ihrer Kriegspolitik der eine zur Rechten, der andre zur Linken ging. Nun der Krieg der Menschheit nicht mehr die Adern aufreißt, bestehen zwischen der alten und der neuen Partei, was ihres Wesens Kern angeht, nur Nuancenunterschiede. Beide wollen den Sozialismus, und beide wollen ihn durch die Demokratie, und sofern die Jungen um Spartacus die Scheidemänner und die Haaseaten verächtlich in einunddenselben Topf werfen, treibt sie ebenso ein sicherer Instinkt wie die Alten um Bernstein, die in Erinnerung an die Einigung der Lassalleaner und Eisenacher dem Zusammenschluß beider Richtungen eifrig das Wort reden. Wenn Mirabeau einmal gesagt hat, es sei durchaus nicht dasselbe, ob man auf der Landkarte oder auf der wirklichen Erde reise, so fuhren die Unabhängigen auf der Karte mit dem Zeigefinger ungehemmt und stürmisch bis zum Endpunkt ihrer Reise, während die Mehrheitler die Schwierigkeiten der Fahrt sorgsam in Rechnung stellten, und zwar ehe sie noch begonnen war. Aber damit vermöchten sich beide wirksam und wertvoll zu ergänzen: jene die entschlossenen Wegweiser zu den letzten, höchsten und ewigen Zielen des Sozialismus, diese die klugen Wegbahner zu den nächsten Stufen der Entwicklung.

Doch nur in Einer Partei sich gegenseitig durchdringend, könnten der vorwärtspeitschende Wille der Einen und die überlegende Besonnenheit der Andern fruchtbar werden; im Rat der Volksbeauftragten, wo Partei gegen Partei stand, mischten die Essenzen sich nicht, sondern neutralisierten einander. Hat der einzelne Volksbeauftragte eine Partei hinter sich, die um jeden Preis die von der Nachbarpartei unterscheidenden Merkmale herausgearbeitet wissen will, so überspannt er ganz von selbst den Bogen eher, als wenn ihn mit seinen Kollegen von der andern Fakultät das Band derselben Parteiorganisation umschlänge. Ebert, Haase, Scheidemann, Dittmann, Landsberg, Barth hätten bei allen Unterschieden der Auffassung als Mitglieder der geeinten Partei mit einander arbeiten können, aber Ebert, Scheidemann, Landsberg hüben, Haase, Dittmann, Barth drüben gaben auf die Dauer kein gutes Zusammenspiel.

Immerhin war ein andrer, besserer, weil unblutiger Ausgang der Zwistigkeiten zwischen Regierung und Volksmarinedivision denkbar. Was die Volksbeauftragten der Mehrheit über die Entwicklung des Konflikts: Wels in Lebensgefahr! zu sagen wußten, mochte ja, wenn mans so hörte, leidlich scheinen, aber der Vorwurf allzu großer Vertrauensseligkeit gegenüber der Generalität im allgemeinen und der Obersten Heeresleitung im besondern, den die Unabhängigen in ihrem Austrittsmemorandum den Mehrheitlern machen, hat auch festen Boden unter den Füßen. Als geschulte Marxisten haben Ebert, Scheidemann und Landsberg oft und oft in Volksversammlungen ihren Zuhörern klargemacht, daß sich noch nie in der Weltgeschichte eine Klasse ihrer Vorrechte und Machtansprüche freiwillig begeben habe, und noch dazu eine so lebenshungrige, selbstsichere und kraftbewußte Klasse wie das preußische Junkertum! Auf das Rhodos gestellt, auf dem es zu tanzen gilt, überlassen aber Ebert, Scheidemann und Landsberg die gefährliche Verfügung über die bewaffnete Macht Leuten, die durch Abstammung, Beziehung und tausend Interessen mit diesem Junkertum versippt und verfilzt sind. Gegen Gewalt kommt keine Regierung um Gewaltanwendung herum; auch Liebknecht, grade Liebknecht ließe sich, wenn er in der Macht säße, nicht an den Wagen fahren, und hätten sich die blutigen berliner Weihnachtsereignisse unter seinen Freunden in Rußland abgespielt, so wäre es schwerlich bei einem halben Dutzend Toter geblieben. Aber daß die Volksbeauftragten der Mehrheitssozialdemokratie, wenn schon Macht gegen Macht aufmarschieren sollte, einem General des gestürzten Regimes völlig freie Hand ließen und den Oberbefehl über sämtliche berliner Truppen ausgerechnet dem Lequis übertrugen, der weithin eines berechtigten Rufs als in der Wolle gefärbter Reaktionär und verbissener Anhänger des preußischen Militarismus genießt, ist ein ungewöhnlich starker Tabak, und nicht einmal der Zentralrat fand daran ein reines Wohlgefallen.

Vielleicht wuchs sich auch die Angelegenheit, nachdem das Sachliche geklärt war, zu einer Personenfrage aus. Vielleicht hätten die Unabhängigen mit andern Mehrheitlern im Rat der Volksbeauftragten weiter gearbeitet, nur grade nicht mit den Scheidemann und Ebert, in denen sie die bestkompromittierten Politiker im Lande und jetzt noch die Schuldigen für das Blutvergießen vom vierundzwanzigsten Dezember sehen. Aber angesichts vollendeter Tatsachen sich mit Vielleichts herumzuschlagen, ist Zeitvergeudung. Vollendete Tatsache ist die rein sozialdemokratische Regierung. In ihr liegt Gefahr und Vorteil. Ob der jetzt unvermeidlichen Verschärfung des Bruderstreits unter Denen, die die Quadern der neuen Gesellschaft aufzurichten berufen sind, lachen sich alle Rückwärtser ins Fäustchen, die schon ganz ungescheut, als hätte nie ein neunter November tabula rasa gemacht, die Standarte der Monarchie aufpflanzen und die Emigrantenlosung von 1792 ausgeben: „Wir kommen wieder!" Nur zu leicht wird der neue Rat der Volksbeauftragten durch die Angriffe von und die Abwehr nach links zum Anschluß an Rechts gedrängt, lernt allgemach die Welt und die Revolution aus einer ganz schiefen Perspektive anschauen und die Stimmung der „Emigranten" zu leicht nehmen, die doppelt gefährlich sind, weil sie nicht den Staub des Landes von ihren Stiefeln geschüttelt haben.

Aber die Volksmasse hüllt sich nicht in die Toga starrer Römertugend und verneint die Regierung Ebert-Scheidemann nicht von vorn herein, zumal dem umgewandelten Rat der Volksbeauftragten der große Vorteil innewohnt, daß er, innerer Hemmungen ledig, die Hände zur Arbeit frei hat. Er kann arbeiten. Er will arbeiten. Aber er muß auch arbeiten. Wenn er nicht nur Arbeit, sondern fruchtbare Arbeit leistet, und nicht nur fruchtbare Arbeit, sondern fruchtbare Arbeit im Geiste der Revolution, dann wird auch die Masse des Volkes mit ihm sein. Wo nicht, nicht!

Aufklärungen von Olf

Irrsinnig findet es die Vossische Zeitung, daß die Revolution mit russischem Gelde gemacht worden sei. Ich auch; denn es wäre traurig, wenn wirklich in Deutschland so wenig Erkenntnis dieser weltgeschichtlichen Aufgabe geherrscht hätte, daß man im Osten die Mittel zusammensuchen mußte!

*

Hindenburg nennt es „kleinliche Rache", wenn den Offizieren Abzeichen und Waffen abgesprochen werden. Nun, es ist eine alte Erfahrung, daß der General umgänglicher ist als der Major, und Hindenburg wird also von der Wut, welche sich gegen die Kompanieführer und Leutnantsbuben im Volksheere angesammelt hat, nichts wissen — schon dank der Arbeit des Oberstleutnants Nicolai nicht. Aber war es kleinliche Rache, als im

Sklavenaufstand die Herren ihrer Herrenrechte und der Peitsche entkleidet wurden?

*

Ist die Welt aus den Fugen? Haben wir Revolution gehabt? Triumphierend meldet der Hannoversche Kurier nach einer Rede Lloyd Georges, nur mit einer wahren Demokratie werde die Entente Frieden schließen. Wie singt und sehnt sichs durch alles eben noch Alldeutsche nach der wahren Demokratie — daß es einen fast ekelt, das heilige Wort noch anzufassen!

*

Die württembergische Regierung sieht nach ihrer eigenen Erklärung die Reichsamnestie als für Württemberg, in dessen „Justizhoheit" sie eingreife, nicht rechtsverbindlich an. Arme Reichsregierung — ärmeres Württemberg — Ihr ärmsten Amnestierten! Antwortet Ihr, da die Juristen schielen und die Logik zu schweigen scheint, auf die Frage, was wichtiger sei: eine Justizhoheit oder eine Amnestie!

*

Der Hannoversche Kurier meldet — er sei bedankt — die Absicht Ehren-Paasches, sich vom politischen Leben zurückzuziehen. Seine politische Stellungnahme zu den gegenwärtigen Ereignissen habe er durch seinen Beitritt zur Deutschen Volkspartei bekundet, deren Bestrebungen er den besten Erfolg wünsche. Das hätte die Zeitung lieber verschweigen sollen. Nun kann es uns nicht fehlen . . .

*

Argumentation deutscher Reaktionäre acht Wochen nach der deutschen Revolution. Dem ‚Vorwärts' wird aus Cöln über die Bestrebungen zur Ablösung einer rheinisch-westfälischen Republik geschrieben: „Das Zentrum, als die Triebkraft der ganzen Bewegung, speist seine leidenschaftliche Agitation mit den kirchenpolitischen Erlassen und Plänen Adolf Hoffmanns." Die Deutsche Zeitung gibt als Meinung des ‚Vorwärts' wieder: „Der Hauptgrund für die Loslösungsbestrebungen seien die kirchenpolitischen Erlasse und Pläne Adolf Hoffmanns."

*

„Sei Opportunist der Mittel! Besitze aber das Schwergewicht des Ideals", rät Herr Robert Scheu, natürlich in der Voß. Sehr gut; aber vermeide auch, bis zu dem Punkte zu gehn, wo dir die Mittel das Ideal verderben!

*

Die Deutsche Zeitung, die bei dem Angstgeschrei nach der Nationalversammlung Chorführerin des rechten Halbchors war, gibt als Grund der Wahlniederlage in Dessau „die Unmöglichkeit der Aufklärung der Massen in so kurzer Frist" an. Wir sind ganz einer Meinung: was würde die Deutsche Zeitung erst erleben, wenn die Massen aufgeklärt wären!

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XLV.

Kurt Eisner

Vier Treppen hoch kletterte er allemal froh, wenn die Königliche Kapelle unter Weingartner im berliner Opernhause ihre Sinfonie-Konzerte gab, und auf dem Stehplatz des obersten Ranges lauschte das kaum mittelgroße Männchen den Klängen der Musik. So war er, ein bescheidener, bedürfnisloser Mensch, ein stiller, in sich gekehrter Politiker und Publizist, dem sich alles in Aesthetik auflösen mußte. Ein Sozialdemokrat; zu einer Zeit schon, da es gesellschaftlich noch nicht fein war, sich zum Sozialismus zu bekennen. Ein Bekenner; aber nicht einer, der mit rhetorischer Geste in rauchgeschwärzten Versammlungen politische Bierreden hielt. Sein Feingefühl wahrte die Distanz. Volksredner, Volkspolitiker war er nicht. Er schrieb stilistisch glänzend, geistvoll und satirisch und doch nicht für die namenlose Menge. Damals um die Wende des Jahrhunderts, als er dem Rufe Wilhelm Liebknechts an die Spitze des ‚Vorwärts' folgte, ward er bald derjenige Leitartikler Berlins, der am meisten blendete, ohne ein Blender zu sein.

Angefangen hat er, einem sehr einfachen berliner Hause entstammend, bürgerlich, freisinnig, oder richtiger: demokratisch. Er hatte Philosophie und Germanistik studiert, acht Semester lang, und sah sich nun nach einem raschen Broterwerb um. Mit der Buchschriftstellerei wollte es nicht gehen. Seine ersten Bücher: ‚Psychopathia spiritualis' und ‚Friedrich Nietzsche' brachten ihm weder Ruhm noch Geld. Darum wandte er sich 1892, fünfundzwanzig Jahre alt, der Tagespresse zu und fand in der Frankfurter Zeitung ein schützendes Obdach. Von dort ging er an die demokratische Landeszeitung in Marburg. Hier geriet er, der Jude, mit dem Antisemitismus hart aneinander. In den stürmischen Wahlkämpfen jener Zeit wurde ein Flugblatt von ihm berühmt. „Wie", schrieb er, um dem Antisemitenführer Böckel eins auszuwischen, „wie, Bauern Hessens, wißt Ihr nicht, daß euer Kandidat, euer Böckel sechzehn uneheliche Kinder hat, und so Einem wollt Ihr eure Stimme geben?" Aber Kurt Eisner kannte die hessischen Bauern, diese derbgesunden Menschen, schlecht. Nie hat Böckel von ihnen so viele Stimmen bekommen wie damals. Die sechzehn unehelichen Kinder hatten ihn der Bevölkerung mit einem Schlage unendlich sympathisch gemacht.

Von Marburg, wo er im Hause Hermann Cohens, des Neukantianers, verkehrte, wirkte er schriftstellerisch auch in die Weite. Der Artikel ‚Ein politischer Neujahrsempfang' brachte ihm eine Gefängnisstrafe von neun Monaten ein, da der hohe Gerichtshof den dolus eventualis der Majestätsbeleidigung für vorliegend erachtet hatte. Als er, im August 1898, die Strafe ver-

büßt hatte, nahm ihn der ‚Vorwärts‘ auf. Seine publizistische Glanzperiode begann. Mit ganzer Seele ergab er sich dem politischen Leben. Seine Schärfe kannte keine Schranken. Mit prachtvoller Bravour führte er journalistisch den Kampf um die neuen Hochschutzzölle. Ich entsinne mich noch seines ätzenden Aufsatzes, der mit dem einen beißenden Wort: „Zolltoll“ überschrieben war. Oder mir fällt, da ich diese bewegte Zeit an mir vorüberziehen lasse, jenes köstlich sarkastische Stimmungsbild ein, das er der langen Zollnacht im Reichstage widmete. Damals trieb die Linke, ausgenommen die Schar Eugen Richters, Obstruktion durch endlose Reden. Antrick, der Sozialdemokrat, sprach allein acht Stunden. Es wurde Spätnachmittag, es wurde Abend, es wurde Nacht, es wurde über Mitternacht hinaus, und Antrick redete immer noch. Sonnabend wars, und die schwarzen Langröcke des Zentrums wollten, mußten nach Hause, in ihre Heimat, um die Schäflein am Sonntag nicht ohne den Hirten zu lassen. Und so standen sie nun da, in den Wandelgängen des Reichstags, unruhig mit den Füßen stampfend, die Köfferchen hin und her schaukelnd, und konnten doch nicht weg, solange nicht die alles entscheidende Abstimmung vorüber war. „Heute geht Herrendienst vor Gottesdienst“, schrieb Eisner trocken resümierend. Die Obstruktion wurde schließlich gebrochen, und die Krautjunker und Schlotbarone der Rechten, des Zentrums und der Nationalliberalen hattens geschafft. Oder ich denke an die Wahlschlachten kurz danach: wie er in einem Artikel einmal den Spieß umdrehte, sich des konservativen, sozialistenfresserischen Sprachschatzes bediente und in diesem Jargon unter anderm der Rechten vorhielt: „Dieser Sorte von Menschen ist nichts heilig, nicht einmal die Majestät des Volkes.“

Das war Kurt Eisner. Unerschöpflich in seinen Einfällen und nie verlegen in seiner Dialektik. Spiel, Kunst war ihm das Leben. Ohne Uebermut ließ er alles auf sich einwirken, und klar und ruhig strahlte er dann seine politischen und feuilletonistischen Reflexionen aus. Ein Mensch, der, in sich gekehrt, sich selbst vollständig genügte. Ein Genießer im kalten, teppichlosen Zimmer. Ein Radikaler, der sich nicht an Worten berauschte, sondern ein Mensch, dem alles, tief durchdacht, wie selbstverständlich aus dem Innern quoll. Er war schüchtern, zurückhaltend, bescheiden wie ein junges Mädchen, das errötet, wenn es angesprochen wird. Uebrigens war er ein Radikaler damals eigentlich doch noch nicht. In jenen Jahren war er Revisionist wie Eduard Bernstein, dem er in vielem ähnelt. Als auf dem dresdner Parteitag von 1903 die Mohrenwäsche der Partei gleich gründlich gewaschen wurde, als Stank und wieder Stank dabei herauskam, als Bebel die Seuche des Revisionismus mit Feuer und Schwert auszutilgen trachtete, wurde auch das Verdikt über den ‚Vorwärts‘ gesprochen. Die „edlen Sechs“ wurden an die Luft gesetzt. Kurt Eisner hatte sich mit den Verfemten solidarisch erklärt, und so flog die

ganze Redaktion. Däumig und Genossen, Stadthagen und Adolf Hoffmann zogen unter Triumphgeschrei ein und steuerten das flinke Vorwärts-Schifflein in kühner Fahrt aufs stürmisch hohe Meer des alles niederschreienden Radikalismus.

Kurt Eisner saß nun draußen. Mußte er wieder von vorne anfangen? Einst, bei dem immer leeren Geldbeutel, war er froh gewesen, wenn ihm bürgerliche Blätter Artikel oder Feuilletons abnahmen, oder wenn er ständig für eine Korrespondenz zeilenschindende Kongreßberichte fertigen durfte. Sollte dieses vertrackte Von-Tag-zu-Tag-leben wieder beginnen? Die Schriften, die er inzwischen veröffentlicht hatte: die „Junkerrevolte', ‚Wilhelm Liebknecht', die Artikelsammlung ‚Taggeist' ‚Der Zukunftsstaat von heute', und ‚Königsberg, der Geheimbund des Zaren', eine Frucht seiner politisch-psychologischen Studien während des königsberger Hochverratsprozesses — all das brachte ihm keine Rente ein. Beileibe nicht. Er mußte sich einige Jahre schriftstellernd durchschlagen. 1907 schließlich engagierte sich ihn die sozialistische Fränkische Tagespost in Nürnberg als Chefredakteur. Der Preuße ließ sich in Bayern naturalisieren, um politisch eindringlicher zu wirken. Bald machte er durch seine Publikationen weit über die Grenzen der alten Dürer-Stadt wieder von sich reden. Nicht als Abgeordneter, nicht als Parteidelegierter. Das ist er zeitlebens nie gewesen. Er sprach, damals, schlecht, leise, stockend, suchend, denkend, schwerfällig, kurz: er war alles andre als ein Volksredner, und so konnte ihn die Partei im Reichs- oder Landtage oder auch nur auf den Parteitagen als ihren Vertreter niemals, sondern immer nur als Berichterstatter auf der Pressetribüne gebrauchen.

Aber ein Gutes hatte die „freie" Zeit nach dem Auszug aus dem ‚Vorwärts' gehabt. Er hatte sich aufs Spezialstudium der auswärtigen Politik verlegt, und die erste Frucht dieser Bemühungen war die Marokko-Broschüre: ‚Der Sultan des Weltkriegs', worin die kommende Katastrophe zuerst angekündigt wurde.

Drei Jahre hielts ihn in Nürnberg. Dann siedelte er nach München über. Er gab eine Korrespondenz: ‚Das Arbeiterfeuilleton' heraus, das fast von der gesamten sozialdemokratischen Presse verwendet wurde, bearbeitete im Auftrag des Landesvorstands der bayrischen Sozialdemokratie die parlamentarische Politik Bayerns in der Presse und wurde Mitarbeiter an der ‚Münchner Post'. An vielen Diskussionsabenden versuchte er die Arbeitermassen aufzuklären. So lernte er allmählich auch reden.

Und dann brach der Krieg aus. Als Korrespondent der ‚Chemnitzer Volksstimme', des Organs von Noske, brachte er die ersten Mitteilungen über die völlig unvermeidliche Katastrophe — infolge der russischen Kriegspolitik, wie sogar er damals glaubte. Der Revisionist wandelte sich (wie Bernstein) all-

mählich in einen Radikalen. Alles, was er politisch schrieb, verfiel der Zensur, und so beschränkte er sich bald auf Theaterkritiken in der ‚Münchner Post‘ (die ersten Ranges waren). Er sah das Unglück kommen, näher und näher, und versuchte, es aufzuhalten, es abzuwenden. Die Arbeiter sollten, meinte er, sich erheben und mit Gewalt dem Völkermorden ein Ende bereiten: Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will. Längst hatte er sich den Unabhängigen angeschlossen. Im Januar 1918 schien es ihm so weit zu sein. Die allgemeine Streikbewegung wußte er auch in München heftig zu entfachen. Da wurde er, mit der Frau Eugen Lerchs, als Haupträdelsführer verhaftet, wurde in der Nacht zum ersten Februar ins Untersuchungsgefängnis gesteckt und mußte hier achteinhalb Monate schmachten. Von aller Welt abgeschlossen, ohne jede Möglichkeit, handelnd einzugreifen und die glimmende revolutionäre Entwicklung zu beschleunigen, schrieb er und schrieb und schloß eine neue Schriftensammlung ab: ‚Die Träume des Propheten‘.

An einem Septembertage öffnete sich endlich das Gefängnis. Die Partei hatte ihn in München als Reichstagskandidaten für Georg von Vollmar aufgestellt, der sich, müde und krank, aus dem politischen Leben zurückziehen wollte, und so stürzte er sich in die Wahlbewegung.

Nur wenige Wochen, und von Kiel ging die revolutionäre Welle aus. Eisners großer Augenblick war gekommen.

Riesenversammlungen und Demonstrationsumzüge überall. Auch in München. In Berlin wars noch totenstill. Da merkte man nichts von dem kommenden Brand. Ganz leise nur knisterte es im Gebälk. Aber in München rumorte es schon gewaltig. In der Nacht zum sechsten November ging die Geschichte los. Aber lassen wir Eisner selbst sprechen: „Zwei Tage vor der Revolution, als die Massen aus einer Wahlversammlung in München nächtlich auf die Theresienwiese geströmt waren und diese tausend Ungeduldigen nach einer Tat verlangten und darauf drängten, noch in jener Nacht nach München zu ziehen und dort die Revolution zu entfesseln, rief ich ihnen zu: Ich verbürge meinen Kopf, daß in achtundvierzig Stunden München aufsteht. Dieses Versprechen habe ich auf die Stunde genau eingelöst, mit der Uhr in der Hand beinahe. Wenn man am selben Vormittage, an dem nur ein paar Arbeiter und Soldaten ins Vertrauen gezogen waren, wenn ich den Leuten da gesagt hätte, daß in wenigen Stunden die achthundertjährige wittelsbacher Herrschaft für immer erledigt sei, daß eine bayrische Republik ausgerufen werde — sie hätten mich sofort ins Irrenhaus sperren lassen.“

Statt ins Irrenhaus zog er an der Spitze einer ungeheuern Menschenmenge von Arbeitern, Soldaten und Intellektuellen ins Ministerpalais ein, stürzte die alten Mächte, den Hof, die Hofschranzen, die Bureaukratie, das ganze überfällige System, konstituierte den Rat der Arbeiter, Soldaten und Bauern, über-

nahm den Vorsitz und erließ in der Nacht zum achten November den ersten programmatischen Aufruf an die Bevölkerung: „Der Bruderkrieg der Sozialisten ist für Bayern beendet. Auf der revolutionären Grundlage, die jetzt gegeben ist, werden die Arbeitermassen zur Einheit zurückgeführt. Es lebe die bayrische Republik! Es lebe der Frieden! Es lebe die schaffende Arbeit alles Werktätigen!" Andre Aufrufe folgen, Reden, Revolutionsgedichte, festliche Ansprachen, politische Darlegungen — alles aesthetische Genüsse.

Kurt Eisner, der sein Leben in Arbeit und wieder Arbeit verbracht hat, ist früher als Andre alt geworden. Ein grauer, zottiger Bart umrahmt sein Antlitz. Auf der unruhigen Stirn haben sich tiefe Furchen eingegraben. Diese — mächtig gewölbte — Stirn geht in eine Glatze über, auf der sich nur einige Haarbüschel tummeln. Vom Hinterkopf wallt das Haar dagegen patriarchisch auf den wenig gepflegten Rock herab. Die Gestalt ist bereits etwas gebeugt. Ein in Nickel gefaßter, schwerfälliger Kneifer sitzt auf der breit auslaufenden Nase. Die Augen haben rote übermüdete Lider. Aber der Geist ist frisch. Ein aktives Temperament, wie man es nie bei ihm vermutet hätte, drängt jetzt, wo er frei aller geistigen und materiellen Fesseln ist, an die Oberfläche, und Kurt Eisner, der bayrische Ministerpräsident, macht plötzlich in aller Welt von sich reden.

Er geht aufs Ganze. Die alte Demokratie, sagt er, der alte Parlamentarismus ist überwunden. Neue Formen müssen gefunden werden, und er will sie finden. Die Arbeiter-, Soldaten-, Bauern- und andern Räte sollen den Grundstock abgeben. Er scheint zum mittelalterlichen, berufsständischen System in revolutionärer Erneuerung zurückkehren zu wollen, stockt aber und hält an seinem Versprechen einer Nationalversammlung fest. Die Presse, deren Wesen er in- und auswendig kennt, wird ihm unbequem, und er sinnt auf Mittel, sie zu „entgiften", schreckt aber vor einer Knebelung der öffentlichen Meinung zurück. Die Kriegsschuldigen will er in Acht und Bann tun und auch Alle ächten, die nur je während des Krieges für den Krieg hervorgetreten sind, die Scheidemann, David, Solf und Erzberger. Lieber will er einen Sonderfrieden mit der Entente schließen, lieber Bayern seine eigenen Wege gehen als die „kompromittierten" Politiker an den Friedenstisch lassen. Als man in Berlin darauf nicht reagiert, stellt er ein Ultimatum und droht, jeden Verkehr mit dem Auswärtigen Amt abzubrechen. Berlin lacht, schilt ihn einen Hanswurst, einen Charlatan, einen lebendig gewordenen Faschingsscherz, und sagt, daß er schön schreibe, geistreich aesthetisiere, daß er aber unmöglich politisch real denken und handeln könne.

Haben Die in Berlin recht? Eisner sieht Deutschland als den einzigen Kriegsschuldigen an, und wie ein Sadist wühlt er

in der schmerzenden Wunde herum, der Entente sagend: Seht, wie wir allein an allem Schuld und wieder Schuld hatten!

Ob die Machtpolitiker jenseits des Rheins ihn als Ideologen im Stillen verlachen? Ob sein mutiges Bekennertum uns das Heil bringen kann?

Die Zukunft muß es, wird es erweisen.

Die verruchte Lüge von Georg Metzler

Für jeden braven Durchschnittsdeutschen gilt als unumstößliche Tatsache, daß ein ungeheuer schweres, unverdientes Geschick unser friedliebendes, arbeitsames, unschuldiges Volk getroffen hat. Keine Enthüllungen, keine noch so überzeugenden dokumentarischen Beweise, keine der unzähligen Erklärungen, keine Stellungnahme des gesamten Erdballs kann eben dieses Volk in seiner Ueberzeugung wankend machen, daß es bieder, fromm und stark einen heiligen Verteidigungskrieg gegen eine Welt von Feinden durchgekämpft und, dank einer genialen militärischen Führung, „unbesiegt" zu Ende gebracht hat. Keine unanfechtbare und unbestreitbare Tatsache kann ihm die Ueberzeugung erschüttern, daß nur eine Komplikation von unheilvollen Umständen: die vorübergehende Schwäche und nervöse Ueberreizung eines sonst unüberwindlichen Feldherrn, die Hetze und die tückischen Zetteleien vaterlandsfeindlicher Schurken in der Heimat, der Eidbruch nichtswürdiger, verführter, treuloser Truppen ihm im letzten Augenblick den sonst unentreißbaren Sieg frevelhaft entrissen hat. Nur schnöde Ränke in der Heimat haben, so glaubt dieses Volk, dem tapfern und unbezwungenen Frontheer den Dolch in den Rücken gestoßen; nur noch ein viertel, ein halbes Jahr durchgehalten, und alle Feinde Brandenburgs, Preußens und Deutschlands lagen endgültig im Staube. So die deutsche Durchschnittsmeinung. Um diese, in jedem einzelnen Worte erlogenen Behauptungen zu glauben, dazu gehört nicht bloß ein erheblicher Mangel an sittlichem Gefühl, an Fähigkeit zur Selbstprüfung und Selbstkritik, sondern ein Maß von Einfalt, die nur ein seit hundert Jahren im Knechtssinn und Kadavergehorsam erzogenes Volk aufzubringen vermag. Der Krieg ist in keinem Stadium ein Verteidigungskrieg gewesen. Darüber muß sich heute jeder Mensch klar sein, der auch nur eine einzige Stunde unbefangen die zahllosen Dokumente durchsieht, die seit Jahren, und heute freier als je, dem prüfenden Blicke vorliegen. Die Phrase vom Verteidigungskrieg ist eine Lüge.

Und der Krieg ist militärisch verloren worden, wie in der ganzen Weltgeschichte kaum jemals ein Krieg verloren worden ist. Soll es ein Einwand sein, daß die eigentliche Katastrophe nicht eingetreten ist? Man hat sie nicht abgewartet. Aber sie war unabwendbar, und die deutschen Heerführer haben sich ihr nur dadurch entzogen, daß sie um bedingungslose Kapitulation

gebeten haben. Hätte man den Krieg — das ist die mündlich und schriftlich von der deutschen Obersten Heeresleitung wiederholt kundgegebene Meinung — auch nur noch vier Monate fortgesetzt, so war im Februar, spätestens März 1919 die militärische Zerschlagung auch der Westfront unvermeidbar. Oder glaubt man wirklich, daß Hindenburg die Kapitulation sonst gebilligt hätte? Oder gibt es irgendeinen Dummkopf im Deutschen Reich, der für denkbar hält, daß derartige, für die Existenz eines ganzen Landes entscheidenden Entschlüsse nicht von allen obersten Heerführern nachgeprüft worden waren, bevor man sie dem Feinde unterbreitete? Deshalb ist es die zweite Lüge, von einem unbesiegten Heer zu fabeln, bloß weil dies Heer am Leben und infolge einer bedingungslosen Kapitulation in seinen Cadres aufrecht geblieben ist. Es soll noch garnicht einmal daran erinnert werden, daß der ganze Süden und Südosten Deutschlands den andrängenden Ententeheeren nach der Zerschlagung Oesterreichs, nach dem Abfall Bulgariens und der Türkei schutzlos offen lag, und daß die feindlichen Heere über Wien, Dresden und München den Zugang zum Herzen Deutschlands ohne große Mühe gefunden hätten. Nein, das deutsche Heer mußte früher oder später geschlagen werden, weil es einer ungeheuern, militärisch, technisch wirtschaftlich und allmählich auch moralisch beispiellos überlegenen Macht gegenüberstand.

Und deshalb zum Dritten: die von meuternden Truppen herbeigeführte Revolution war, was ohne weiteres klar ist, die Folge des militärischen Zusammenbruchs. Es ist wiederum eine Lüge, sie als die Ursache hinzustellen, und es ist traurig genug, daß diese Revolution wiederum erst als Folgeerscheinung eines verlorenen Krieges auftreten konnte, daß die Truppen erst durch dies Gefühl der Niederlage Mut und Stoßkraft bekamen, um ein unerträglich gewordenes Joch abzuschütteln. Und hundertmal recht haben die Feinde, wenn sie immer wieder darauf hinweisen, daß Wilhelm und die andern deutschen Fürsten nur darum weggejagt worden sind, weil sie diesen Krieg verloren hatten. Als ob nicht die deutschen Machthaber Strafe und Untergang verdient haben, weil sie diesen verbrecherischen, jedem göttlichen und menschlichen Recht hohnsprechenden Krieg angefangen, und weil sie ihn mit den ruchlosesten Mitteln weitergeführt haben — keineswegs, weil sie ihn verloren haben! Vielleicht war es die einzige gute Tat dieser Menschen, daß sie rechtzeitig den bevorstehenden militärischen Zusammenbruch erkannten und danach handelten.

Vier Jahre lang ist das deutsche Volk morgens, mittags und abends über Ursache, Ursprung und Führung des Krieges belogen und betrogen worden; freilich hats diese Lüge auch nur zu willig hingenommen. Und nun, wo die Möglichkeit gegeben wäre, die Wahrheit zu erkennen, wo man sich Klarheit auch über die Grausamkeiten in der deutschen Kriegführung verschaffen könnte: da geht es weiter mit der alten Lügerei, da wird weiter

in der deutschen Seele die Ueberzeugung genährt, Deutschland, das unschuldige Volk, habe einen, den heiligen Krieg verloren und werde jetzt von übermächtigen Feinden grausam gemartert.

Völlig ratlos und ohne jede Spur von Verständnis steht die ganze übrige zivilisierte Welt vor dieser deutschen Mentalität; sie kann sie nicht begreifen und schließt naturgemäß auf eine gradezu unfaßbare Roheit und Halsstarrigkeit des Denkens und Fühlens. Diejenigen aber, die das deutsche Volk in den Glauben versetzen wollen, das Eingeständnis seiner Schuld würde die Friedensverhandlungen erschweren, lügen in ihren Hals. Bleibt es in Deutschland so, wie es jetzt ist, bleiben alle Diejenigen im Amte, die die Verbrechen von 1914 mit Wort und Tat gedeckt und geschützt haben: dann kann und wird nicht die Rede davon sein, daß Deutschland als gleichberechtigter Faktor in den Bund der freien Völker eintritt. Solange die Ueberzeugung vom Verteidigungskrieg, von dem unbesiegten Heere, von der Härte der Gegner im deutschen Volke lebendig bleibt, kann und wird in den andern Völkern des Erdballs der Gedanke nicht verschwinden, daß dieses deutsche Volk fortan auf Rache sinnen und zu neuen Verbrechen schreiten wird. Unfehlbar und unvermeidlich würde die Welt einen geistigen und wirtschaftlichen Schützengraben rings um Deutschland ziehen, den der Mitteleuropäer Friedrich Naumann ja ohnehin schon ziehen wollte, und damit wäre das Los unsres Volkes für ewige Zeiten besiegelt, damit würden wir, und zwar durch eigene Schuld, endgültig und für immer zum Helotenvolk in der Welt.

Es ist die alte, vier Jahre hindurch erlebte, furchtbare Tragödie: Während die ganze Welt sich schaudernd abwandte von den durch Deutsche begangenen Freveltaten, von einer hinterlistigen, abwechselnd feigen und brutalen Politik, träumte man in Deutschland von Siegen, hißte man die Fahnen und feuerte freudetrunken Böllerschüsse ab, und nur eine ganz kleine Schar ahnte, daß auf diesem Wege des Verbrechens und des Grauens nie ein Volk zu Glück und Größe schreiten könne. Die gesamte „Intelligenz" des Landes dachte, sprach und schrieb mit der borniertesten Engstirnigkeit technisch tüchtiger, aber in ihrem ganzen Denken doch kümmerlich begrenzter Menschen, und jedes Wort, das zu reinern und freiern Höhen wies, wurde verhöhnt, beschimpft, jeder unabhängige Kopf unschädlich gemacht.

Und nun wiederholt sich die deutsche Tragödie mit umgekehrtem Vorzeichen. Diejenigen Elemente in unserm Staatsleben, die, in der Politik auf der äußersten Linken stehend, das Verbrechen dieses Krieges von Anfang an richtig erkannt und beurteilt haben — sie treiben jetzt im Innern die Politik kindlicher Narren. Den preußisch-deutschen Obrigkeitsstaat, auf Autorität und Gehorsam gegründet wie kein zweiter in der Welt, militärisch-bürokratisch verankert und gefestigt, wollen sie in

wenigen Wochen nicht nur zum freien Volksstaat, sondern zu einem sozialistisch-proletarischen Gemeinwesen umformen! Fürwahr eine Wahnsinnstat, wie sie nur ein verträumtes Russengehirn oder deutscher Doktrinarismus ausbrüten kann. Diejenigen wiederum, die die Kriegsjahre hindurch sich des Verbrechens der Beihilfe durch Tat oder Rede schuldig gemacht haben — sie vertreten heute im öffentlichen Leben das Prinzip der Vernunft und einer organischen Entwicklung. Aber um sich zu halten, um nicht ihre Hehlerschaft zugestehen zu müssen, verhindern sie die Aufrollung der Schuldfrage und hemmen dadurch und durch die Belassung der schuldbeladenen Persönlichkeiten an amtlichen Stellen den friedlichen Ausgleich mit den frühern Feinden. Als ob die Schuldfrage ein akademisch-historisches Problem wäre! Sie ist wahrhaftig alles andre: sie ist die zentrale Frage, von deren richtiger Beantwortung nicht nur die Zukunft, sondern die ganze Existenz des deutschen Volkes einzig und allein abhängt. Es gibt für uns heute keine freie Fortexistenz, kein freies Fortleben mehr mit sämtlichen andern Völkern der Erde, wenn wir nicht die Schuldigen entlarven, sie der Verantwortung und Bestrafung überliefern und unzweideutig erklären, daß wir die begangenen Verbrechen verdammen und ihre Wiederholung zu verhüten wissen werden. Nur eine von Mitschuld freie Regierung hat auch die nötige innere Stärke, Unbefangenheit und Autorität, um mit Spartacus und allen ihm verbündeten Elementen fertig zu werden, nur eine solche Regierung, die nicht kompromittiert, nicht vor dem Ausland fluch- und schuldbeladen ist, kann im Inland mit starker Hand aufrührerische Elemente niederhalten. Deshalb kann es nur eine einzige Rettung geben. Die Führer der Mehrheitssozialisten, deren innere Politik im Ganzen durchaus vernünftig ist, müssen trotzdem von ihren Stellen verschwinden und Parteigenossen Platz machen, die vor dem Ausland den Fluch der Mitschuld nicht tragen. Das würde auch eine Verständigung mit den Unabhängigen ermöglichen, die ja im Grunde sich von den Mehrheitssozialisten nur in der Schuldfrage unterscheiden. Findet die Sozialdemokratie unkompromittierte Männer als Führer, so könnten diese mit ebenfalls unkompromittierten Persönlichkeiten aus der bürgerlichen Demokratie zusammen eine wirklich aktionsfähige Regierung bilden, die Ansehen und Glauben im Ausland und im Inland fände.

Nur die Wahrheit, nur die Abkehr von der Lüge kann unser Volk retten, kann die Brücke zu der Mitwelt wieder schlagen. Und nur die Regierung selbst kann diese Wahrheit offen, freimütig und würdig bekennen und kann mit ihren Machtmitteln dafür sorgen, daß diese Wahrheit Gemeingut des ganzen Volkes werde. Eine Regierung aber, die sich gegen das Bekenntnis der Wahrheit und ihre Verbreitung im Volke sträubt und sträuben muß, weil sie sich selbst dabei anprangern würde, wird das deutsche Volk niemals vom Untergang retten.

Offizier und Mann von Ignaz Wrobel

I.

Offizier und Mann

Das Verhältnis des deutschen Offiziers zum Mann war schlecht. Der Offizier lebte in einer ganz andern Welt und sah den Mann nicht nur von oben herab, sondern außerdienstlich am liebsten garnicht an. Die Lebenshaltung beider war vollkommen verschieden, und bis zur Lächerlichkeit ungerecht verschieden: der Mann bekam zu Anfang des Krieges dreiunddreißig Pfennige täglich, später etwas mehr — der Offizier, besonders die höhern Dienstgrade, konnten zum großen Teil von ihren Gehältern sparen. Bezeichnend ist, daß — aus Gründen dessen, was man seinerzeit die Disziplin nannte — niemals eine Gebührenordnung der höhern Dienstgrade veröffentlicht wurde oder irgendwo zu haben war. Diese Gehaltsregelung war geheim und hatte auch allen Grund, es zu sein.

Von einem kameradschaftlichen Zusammenarbeiten der Truppe mit ihren Offizieren war nur in den Augenblicken äußerster Anspannung und Gefahr die Rede. In allen andern Fällen stelzte der Offizier mit gelangweiltem Blick vor der Front herum, grüßte nachlässig oder garnicht, wenn er einem „Kerl" begegnete, und befleißigte sich grundsätzlich derjenigen Verachtung, die einem deutschen Soldaten nun einmal von seinen Vorgesetzten zukam. Es gab, selbstverständlich, viele Ausnahmen — betrachtet wird hier der Geist, der das deutsche Offiziercorps beherrscht hat, und der war schlecht. Es kam dem Offizier niemals in den Sinn, daß er doch grade so gut wie jeder Mann die Lasten des Krieges zu tragen habe — er beanspruchte und erhielt ohne weiteres das Zwanzigfache an Lohn und Verpflegung, und seine Quartiere standen in keinem Verhältnis zu den meist jämmerlichen der Mannschaften.

In dem Abschnitt ‚Verpflegung' wird darüber mehr zu sagen sein.

Die sittliche Haltung des deutschen Offiziercorps im Kriege ist im ganzen als mangelhaft zu bezeichnen. Nicht, weil scharf getrunken wurde — der Mann, und besonders der Mann im Felde, muß trinken —, und es mögen darum Alkoholgegner und deren Gegner miteinander raufen. Die sittliche Haltung der deutschen Offiziere war deshalb so mangelhaft, weil sie in frechem Hochmut den eigenen Landsleuten Das wegnahmen, was denen zukam, und weil sie das (dienstlich absolut notwendige) Vorgesetztenverhältnis auch stillschweigend auf die Verteilung der Speisen und Getränke übertrugen. Daß es in den meisten Kasinos bei der Fidelitas nicht nur unfein, sondern als Gegengewicht gegen die offiziell immer noch anerkannte Steifheit geisttötend zuging, nebenbei. Beim Wein entpuppt sich der Mensch — und was da zum Vorschein kam, war nicht immer menschlich.

Die Kommandeure hielten selten auf reinen Tisch — teils, weil dann den Herren der ganze Weltkrieg keinen Spaß mehr gemacht hätte, teils, weil sie selbst keine saubern Finger hatten. Mackensen sah sich, zum Beispiel, in Rumänien genötigt, noch zum Schluß der unseligen Besetzungszeit einen Geheimerlaß an die Offiziere zu richten: in Bukarest nur anständige Lokale aufzusuchen und sich nicht öffentlich mit Huren abzugeben. „Es soll sogar", stand ungefähr in dem Erlaß, „vorgekommen sein, daß Offiziere mit nicht einwandfreien Damen in Wagen . . ." Ganz Bukarest lachte; denn ganz Bukarest war voll von Pärchen und wilden Ehen. Dabei muß gesagt werden, daß der deutsche Offizier nicht etwa Roheiten, wie sie ihm der Propagandadienst der Entente andichtete, verübt hat — sind sie vorgekommen, so waren es bedauerliche Ausnahmen, für die der Stand und das Heer nicht verantwortlich zu machen sind. Es war vielmehr eine schleichende und stillschweigend vereinbarte und anerkannte Korruption auf sittlichem Gebiet: man hatte Weiber, Heimatskisten, Beziehungen für Orden und den Hochmutsteufel. Darin taten sich besonders die Fliegeroffiziere hervor: ein Erlaß vom Kommandierenden General der Luftstreitkräfte aus dem Jahr 1917 tadelt das Auftreten der jungen Fliegeroffiziere, die ältere Kameraden nicht grüßten, ihre Automobile für Privatzwecke benutzten und sich in den französischen und belgischen Etappenstädten schlecht benähmen.

Am schlimmsten trieben es die Offiziere in der Etappe. Dabei darf uns nicht der deutsche Fehler unterlaufen, nur in Kollektiven zu denken und nun die Sache damit abzutun: „Ja, die Etappe —!" Der Offizier in der Etappe — und sie war recht groß geworden, die Etappe — war nichts weiter als ein gutgestellter Deutscher, und er nahm sich, weiß Gott, nicht gut aus. Wenn man unsre alten Landsturmleute so herumlaufen sah: schmutzig, alt, grau, schlecht genährt, schlecht gekleidet, krumm und gebeugt — und dann daneben den jungen Herrn, der, seit er Offizier geworden war, sich aller Pflichten ledig erachtete, so stieg es bitter in einem auf. Wunderbarerweise war die rührende Unterordnung ebenso groß wie die allgemeine Erbitterung gegen den schlechten Geist der Offiziere. Ausschreitungen der Mannschaften gegen die Offiziere sind selten vorgekommen.

Der üble Geist des deutschen Offiziercorps färbte natürlich nach unten ab. Nur im vordersten Graben funktionierte der Unteroffizierston nicht — kam das Regiment in Ruhestellung, so wuchs der Vizefeldwebel zum kleinen König empor, und der Etatsmäßige schwoll zum Gott an. Die Feldwebelswirtschaft war allgemein: der meist jugendliche Kompanieführer — Kriegsware — übertrug seinem Feldwebel viele wichtige Geschäfte, die er selbst hätte erledigen sollen, und der mißbrauchte seine Stellung: entweder er nahm Geld, oder, was schlimmer war, er bekam nerohafte Neigungen und tyrannisierte die paar hundert Menschen, die ihm unterstellt waren. Der Geist ging von oben

nach unten: taugte der Kommandeur einer Formation nichts, dann spielten sich die Gefreiten noch als die Vorgesetzten auf, und ein Deutscher hackte dem andern Herz und Augen aus.

Besonders widerlich wirkte, wie die größten Schreier still wurden, wenn man sie beförderte: dann war auf einmal alles gut. Ich habe häufig genug beobachtet, wie diese Leute gewissermaßen vor sich selber stramm standen und am Tage ihrer Beförderung mit einem geheimen Schauder herumliefen: Was bist du doch für ein Kerl!

Die Befehlsgewalt, die ein Vorgesetzter dem Untergebenen gegenüber hatte, war aber auch groß, zu groß. Sie erstreckte sich nicht nur — und das war das Gefährliche — auf den Dienst — nur dahin hätte sie gehört —, sondern sie umfaßte alle persönlichen Beziehungen, der Mann war seinen Vorgesetzten mit Haut und Haaren ausgeliefert. Die wenigsten Offiziere hatten die nötige innerliche Reife, um befehlen zu können (was bekanntlich schwerer ist als gehorchen). Es empörte immer wieder, zu sehen, mit welch loyaler Geringschätzung sie dem Manne günstigstenfalls auf die Schulter klopften oder ihn gar nicht ansahen. Die höhern Dienstgrade hatten meist überhaupt jeden Zusammenhang mit der Erde verloren und standen da, den Kopf in den Wolken verhüllt, auf ihren Vorteil bedacht und rücksichtslos ihr eigenes Wohl in den Vordergrund schiebend. Es mag eine Ausnahme sein, daß ein Divisionär in Rumänien — der Mann hieß Gentner — seinen Urlaub damit antrat, daß er einen Engpaß, durch den Munition, Nachschub, Post und Kranke gefahren wurden, auf zwei Tage sperren ließ, und dann kam er: flankiert von einer halben Schwadron und einer halben Kompanie, auf einem achtspännigen Ochsenwagen; es mag eine Ausnahme sein, daß ein Fliegerhauptmann, in einem französischen Schloß einquartiert, morgens um halb Fünf von zwei Burschen die Singvögel aus den Bäumen scheuchen ließ, weil sie ihn störten: Caligula — es mögen das Ausnahmen sein, aber sie scheinen bezeichnend.

Ich glaube nicht, daß die Zahl der gefallenen Offiziere ein Argument gegen die Behauptung ist, daß ihr Geist nichts taugte. Tausende haben ihre Pflicht getan, und fast alle haben sie sie dem Mann gegenüber vernachlässigt. Die ungeheure Wut der Soldaten auf die Offiziere, die jetzt überall mit Recht zutage tritt, ist sonst garnicht erklärlich. Was der deutsche Offizier taktisch in dem Kriege geleistet hat, steht dahin — zum Volkserzieher ist sein bisheriger Typ nicht berufen.

Bevor die Artikelreihe fortfährt, Militärisches zu beleuchten, möchte ich Eines sagen. Es wird mir vorgeworfen, ich schmähte mein eignes Land. Das ist nicht mein Land. Das ist nicht unser Deutschland, in dem diese Köpfe, diese Hirne herrschen durften. Der Hinweis: „Pst! Nicht so laut! Was soll das Ausland von uns denken!“ ist nun so oft erklungen, besonders dann, wenn die Wäsche wirklich schmutzig war, daß ich keinen andern

Weg, das Uebel auszurotten, sehe, als den der rücksichtslosen, gründlichen Ausbrennung. Ich habe neulich in einer großen Tageszeitung das Präludium zu diesem Thema angeschlagen: eine Flut von Beschimpfungen hat sich über mich ergossen. Mir ist das gleichgültig, schon deshalb, weil sie alle („Du bist nie draußen gewesen! Du bist nur nicht befördert!") auch sachlich Unrecht haben.

Worauf es uns ankommt, ist dies: den Deutschen, unsern Landsleuten, den Knechtsgeist auszutreiben, der nicht Gehorchen kennt, ohne zu kuschen— der keine sachliche Unterordnung will, sondern nur blinde Unterwerfung. Unser Offizier hat schlecht und recht seinen Dienst getan, und auch den teilweise mäßig genug — aber er hat sich überzahlen lassen, und wir haben auszufressen, was ein entarteter Militarismus uns eingebrockt hat.

Nur durch völlige Abkehrung von dieser schmählichen Epoche kommen wir wieder zur Ordnung. Spartacus ist es nicht; der Offizier, der sein eigenes Volk als Mittel zum Zweck ansah, ist es auch nicht — was wird es denn sein am Ende?

Der aufrechte Deutsche.

Die kleinen Leute von Alfred Polgar

Indes aller Leim, der die Welt zusammenhält, zerfließt, alle Scharniere sich lockern, Neues und Altes durcheinanderstürzt, die Kompetenzen wie die Waggons eines entgleisten Zugs sich spießen, sich ineinander verkeilen oder, gänzlich umgeworfen, ihren nackten, toten Mechanismus exhibieren, geht das Leben doch seinen Gang weiter.

Die Anständigkeit der kleinen Leute bewirkt solches Wunder.

Sorgfältig kehrt der Straßenfeger den Kot in die Kanalrinne, der Laternenanzünder putzt die Glasscheiben seiner Straßenlampen, der Tramwayschaffner quetscht sich durch unwirsche Passagier-Knäuel und knipst an der richtigen Stelle ein Loch in den Fahrschein, der Hausmeister liegt auf Knien und scheuert schwitzend die Stiege, der Schornsteinfeger bekriecht schwärzlich die Kamine, der Kellner bringt dem frechen Gast die Suppe, ohne vorher hineinzuspucken, der Briefträger schleppt sein Postpäckchen Trepp' auf, Trepp' ab, obzwar er ja, nicht wahr, die Hälfte der Briefe wegwerfen könnte, um Weg zu ersparen. Warum tut ers nicht?

An dem heiligen Automatismus der kleinen Leute-Arbeit übt das Welt-Wirrsal wenig Störung. Wie ewigem Gesetz folgend kreisen die kleinen Tätigkeiten und kleinen Pflichten.

Die Mensch-Ameise läuft, schleppt, gräbt, ob auch der Fuß Gottes vernichtend in ihren gängereichen Bau trat und Millionen Wimmelnder zerquetschte.

Großartig und erhaben, wie das Perpetuum der winzigen, unscheinbaren, grauen Geschäftigkeiten weiter seine vielverschlun-

genen Kreise zieht! Das Selbstverständliche, das es doch gar nicht ist, hält!

Tausend, tausend Hände — die Menschen, die dran hängen, bleiben unbemerkt — flechten und flicken immer wieder den Kanevas, in den die ‚Kultur' ihre komplizierteren Muster stickt. Die Individuen sterben, die Hände bleiben.

Von Gnaden der kleinen Leute leben wir. Ihre unerschütterliche Bravheit hat etwas . . . Sonnen-Aehnliches. Sie gewährleistet die Urbedingungen des sozialen Seins. Sie geht jeden Morgen neu auf. Sie dient in blinder, unbeirrbarer Verläßlichkeit Gerechten wie Ungerechten. Ohne sie stürzte die Welt in Nacht und Kälte.

Ich will lieber die Büste meines Briefträgers auf den Schreibtisch stellen als die des Generals Boroevic.

Berlinische Xenien von Hans Heinrich von Twardowski

Rudolf Hans Bartsch

Er ist eine Lerche mit Parfumen.
Huch nein, wie süß sind doch die Blumen!
Das Schwammerl säuselt in Moll.
Ach Gott, ist die Brust ihm voll —!

Ernst Blaß

Er ist gereift. Er wird noch immer reifer.
O edle Einfalt! O erhabne Stille!
Die Reife kam. Die Verse wurden steifer.
Der Spiritus verflog. Es blieb die Brille.

Kasimir Edschmid

Hier scheint ein Frauenzimmer zu rasen
In schwer hysterischen Ekstasen.
Die Marlitt erotisch, im Stil modern:
keine Männer — nur üble Herrn.

Otto Ernst

Den Mond bekläffen die kleinen Köter.
In Hamburg lebt der Nietzsche-Töter.
Er dichtet so seinen Stiebel.
Zu dicken Erbsen schmeckt die Zwiebel.

Herbert Eulenberg

Er taumelt durchs Leben, hold betrunken
und flucht den kritischen Hallunken.
Er dampft, als wär' er noch zwanzig Jahre.
(In Bälde hat er graue Haare.)

An verschiedene Dramatiker

Wie heutzutage der Hase läuft
Nach Hasenclever, sieht ein Blinder.
Ach Gott, es ward der Pegasus
ein Schaukelpferd für Wedekinder.

Zeit- und unzeitgemäßes Theater

Von beiden Sorten täte uns gut. Dabei wären die unzeitgemäßen Dramen die zeitgemäßern. Bei ihnen vergäße man für ein paar Stunden die Vorfriedensnöte, die uns nicht minder zusetzen würden als die Kriegsnöte, wenn nicht Ein Trost wäre: daß in jeder Woche höchstens so viele Menschen totgeschossen werden wie vorher in jeder Sekunde. Es gibt einen zweiten Trost? Noch ist Posen nicht verloren. Wahrhaftig: noch nicht; oder doch noch nicht ganz. Und da wir erfahren haben, daß die Regierung vierzehn Tage früher sich hätte dieses Problems bemächtigen müssen, so wird man uns ja wohl in vierzehn Tagen verraten, welche Karre wieder verfahren worden ist, weil man sie nicht schon heute aufs rechte Geleise geschoben hat. Daß um die dergestalt gestimmten Berliner ihre Theaterleiter sich die Verdienste erwerben, die auf der Straße liegen, hat bei dem bekannten glücklichen Griff dieser Musageten niemand erwartet. Was von Carl Rößler würde man jetzt am meisten und am verständnisfrohsten belachen? Den „Feldherrnhügel'. Also macht das Theater der Königgrätzer Straße die ‚Eselei', den behaglichsten Schwänkespinner, diesen stundenlang vor sich hin erzählenden Epiker, dem manchmal schlagend freche Witze, manchmal gar menschliche Töne unterlaufen wie keinem der Konkurrenten, kurz: den Homer der Gattung in einem schlafenden Zustand vorzuführen, der sich erst dem Ensemble und dann dem Publikum mitteilt, bis sich im dritten Akt, zu spät, die Augen auf wienerisch öffnen, animiert und animierend blinzeln und schnell wieder zufallen. Wie wird mans mir übelnehmen, daß ich nicht einmal so viel den ‚Armseligen Besenbindern' nachrühmen kann! Sie sind nichts wert als ihr Prädikat; am wenigsten ihren Autor. Soweit mir vergönnt war, die Dichter aller Branchen entblößt von den göttlichen Bekleidungsstücken, in schlichtem Bürgergewande kennen zu lernen, erwies sich der Apollo meistens als Ekel, der Ikarus dahingegen als Herzenswonne. Die größte von jeher war Carl Hauptmann.

Dann tritt man aus dem Hause der Volksbühne, und der Bülowplatz ist ein Rummelplatz. Bei sechs Grad Kälte schwingt sich das Volk, dem jeder Revolutionstag zum Fest wird, in Luftschaukeln, fährt, das Mädel im Arm, Karrussel, tanzt um ein Riesenorchestrion auf dem gefrorenen Boden, schreit dazu, wie vom bösen Geist besessen, und nennt es Freude, nennts Gesang. Circenses also hats reichlich und bis auf weiteres ja auch noch Brot. ‚Die im Schatten leben', leben durchaus nicht mehr im Schatten, sondern sind gen Westen, den feinen Westen, an den Zoologischen Garten und gleich ins Palast-Theater gezogen. Sie berühren, die vier Akte des seligen Emil Rosenow, 1918 zwiefach unzeitgemäß. Schon lange vor dem neunten November hatten die Sklaven der rheinischen Klönnes sich der Fessel entrafft und waren durch ihre Gewerkschaften einigermaßen gesichert gegen Ausbeutungen, wie der geschmackvoll tendenziöse Autor, für eine erheblich frühere Aera zweifellos richtig, sie hier schildert und damit zu „geißeln" bemüht ist. Gewiß: den Webern gehts heute auch anders als in ihrem Drama, und trotzdem — wie würde das immer noch zünden! Aber Rosenow ist nicht der Nachfahre Gerhart Hauptmanns, sondern ein Vetter von Hermann Heijermans. An dessen

‚Hoffnung auf Segen' wird man erinnert. Teils durch den Inhalt, teils durch die Machart. Dort verschlingt das Meer, der Dienst für den Reeder die armen Leute; hier der schwarze Schacht. Und hier wie dort wird mit ungeheurer Umständlichkeit ein Milieu gemalt, dessen Beschaffenheit und dessen bestimmende Kraft ein Dichter, weil er den Funken hätte, uns blitzschnell einprägen würde. Heijermans hat vor Rosenow eines voraus: den Verzicht auf jede Romanhaftigkeit. Zu ihr wird Rosenow leicht verführt, weil wieder er vor dem kalten Heijermans eines voraus hat: Herz; ein Herz, das überschwappt und sanftgerührt entsagende Liebe ins sozialdemagogische Spiel mengt. Sie trägt gehörig zu der Wirksamkeit bei, die dieses Stück, ein sehr ordentliches Stück, überall dort bewähren wird, wo eine so anständige Truppe wie Friedmann-Frederichs sich um einen Gast wie Ilka Grüning gruppiert. Die akustische Ungunst des Raums wurde dadurch überwunden, daß den rheinländischen Dialekt jeder anders, jeder gleich falsch und deshalb jeder immer noch deutlicher als der Partner sprach.

Das zeitgemäßeste Drama ist das unzeitgemäßeste und obendrein gar kein Drama. Auch keine ‚Tragödie' ist ‚Ein Geschlecht'. Sondern die menschlich ehrenwert furiose Elegie auf den Tod eines Bruders, welcher, der Widmung nach, zu derselben Zeit gefallen ist, wo, der Schlußnotiz nach, der Dichter die Arbeit begonnen hat. Der naive Lobpreiser eines frisch-fröhlichen Krieges von ‚Offizieren' verwandelt sich jäh in einen fiebernden Ankläger, da er am eigenen Fleisch und Blut empfinden lernt, was es mit dieser herrlichen Einrichtung auf sich hat. Wer Phantasie genug hatte, das bereits 1913 zu wissen, wird vor der Erschütterung des Privatmanns Fritz von Unruh den Hut ziehen, aber von dem Dichter keine eigene Erschütterung davontragen. Sollte der etwa künstlerisch an dieser seiner Vergangenheit hängen, so wär' mir um seine Zukunft bange. Schiller begattet hier die Antike, und die Frucht ist ein neues Barock. Das wird nicht einmal so lange vorhalten wie die Erinnerung des kurzdenklichsten, oberflächlichsten Zeitgenossen an diesen Krieg, aus dessen Stofflichkeit es seinen Schein von Leben herholt. Auf daß der Schein eines Dramas erzielt werde, muß ein ältester Sohn wider seine Mutter wüten, was vielleicht gerechtfertigt wäre, wenn des Einen Verhältnis zum Krieg die Andren aufreizte. Aber soweit mir die wirren Reden klar geworden sind, überbieten sie einander in Flüchen auf diese Pest, die mit einem solchen Fortissimo einsetzen, daß keine Steigerung möglich und der bereiteste Hörer nach zwanzig Minuten erschöpft ist. Eine geblähte Wildheit, eine blutige Qualligkeit, eine stickige Qualmigkeit: ist Das junge Deutschland? Dann lobe ich mir das alte. Und dann stecke das ‚Junge Deutschland' seine Tätigkeit auf. Im vorigen Winter war sie ergebnislos. In diesem beginnt sie Ende Dezember mit einem solchen Fiasko, für das kein Anhänger Unruhs die Darstellung wird zu belangen wagen. Hätte Frau Bertens selbst die übermenschliche Kraft für diese pervertierte Niobe, und wäre Marija Leiko reichshauptstadtreif: dergleichen ist eben nicht zu spielen. Das sah man an dem zurückgekehrten Paul Hartmann, dem nichts vorzuwerfen war, und der gleichwohl garnichts ausrichten konnte. In der Revolution versagt mancherlei. Da will das Theater nicht zurückbleiben.

Krupp von Alfons Goldschmidt

Anno 1912 war Hundertjahrfeier der Firma Krupp. Großer Betrieb auf Villa Hügel. 821 Jubilare der Kruppschen Werke aus den Jahrgängen 1911 und 1912 mußten am dritten August antreten. Dann erschien die Familie, das „Vorspiel zu den Meistersingern erklang“, das Große Halleluja aus Klopstocks ‚Welten‘ erbrauste, und Herr Krupp von Bohlen-Halbach hielt eine Ansprache an die Garde. Erinnerungsnadeln, Geldgeschenke, Tusch, Trara, der Kaiser. Das war die höchste Krupp-Höhe. Das war der stärkste Glanz der Firma. Im Frühjahr 1913 erhob Liebknecht im Reichstag seine Bestechungsanklagen gegen Krupp. Lange Sitzungen, Verhandlungen, Vertuschungen. Man sah allerlei dunkle Dinge, internationale Verquickungen, Wohlfahrtsmogeleien, sonderbare Wettbewerbsmethoden. Aber damals strahlte die Firma noch, im August 1912. Damals gab es Monographien, Erinnerungsblätter, Aufmunterungen.

Friedrich Krupp war noch kein Kanonenmann gewesen. Erst 1847 schickte die Firma das erste Rohr nach Berlin, ein dreipfündiges Rohr von 6,5 cm Seelenweite. Bis dahin wurde produziert: Werkzeugstahl, Walzmaschinen, Eisenbahnmaterial, Gußstahlwellen. Vierzig Jahre und mehr war Krupp Friedenspoduzent. Dann begann die Firma mit der Gewehrlaufherstellung, und dann erst ging sie an das Kanonenrohrdrehen. 1859 erhielt Krupp einen preußischen Auftrag auf 300 Rohre. Das war ein Erfolg, die Geschichtsbücher der Firma verzeichnen ihn fett. Nun wuchs die Kriegsproduktion, und Alfred wuchs zum Kanonenkönig auf. Krupp baute ein eigenes Geschützsystem aus, vervollkommnete die Rohrkonstruktion, siegte beim Wettbewerb um die Bestückung der Flotte für den Norddeutschen Bund.

1870/71 war schon Waffenhochbetrieb in den Werken. Es war schon wilde Kriegsproduktion, Produktion für die Schiffs- und Küstenartillerie und besonders für die Artillerie des Landheeres. Napoleon lobte die Kruppschen Kanonen und beneidete die deutsche Armee um diesen Segen. Krupp war glücklich, Alfred klomm immer höher. Während der Belagerung von Paris schenkte er der Belagerungsarmee 20 kleine einpfündige Kanonen zum Ballonabschießen. Aus Dankbarkeit und Reklame. „Sie schleudern ein kleines explodierendes Geschoß eine Meile weit, sind leicht beweglich und können eine Elevation bis 90 Grad durch einfache Handbewegung bekommen. Man wird sie wohl zuerst auf den täglichen Observationsballon verwenden, der früh und abends über dem Mars-Feld in bestimmter Höhe ziemlich regungslos feststeht. Es muß eine entsetzliche Wirkung hervorrufen, wenn dieser Ballon getroffen wird. Die 40 bis 50 Kubikfuß Gas, die er enthält, werden eine Explosion abgeben, die ganz Paris in Schrecken setzt. Gondel und Menschen, die er trägt, werden wohl ebenso in Atome verschwinden wie der Ballon selber.“ Man sieht: die Mordbegeisterung, die Verherrlichung der Mordtechnik, das gab es auch damals schon. Das hat es immer gegeben, und das war für Krupp Produktionsantrieb und Gewinnermöglichung.

Die Riesenstaatsaufträge hatten die Rentabilität gesichert. Jetzt ging es weiter, hin zum Montan-Trust. Bessemer-Verfahren, Stahlblechfabrikation, Schiffspanzerplatten, Bergwerke, Erzgruben, Röhrenbetriebe, ein Gemischtunternehmen größten Formats. 1912 war ein ungeheurer Komplex erreicht mit Inlandsrohstoffsicherungen und Auslandsrohstoffsicherungen. Mit der Gußstahl-Fabrik in Essen, mit Schieß-

plätzen in Meppen und Tangerhütte, mit Zweigniederlassungen in Rheinhausen, in Annen, in Magdeburg-Buckau, mit Eisensteingruben in Deutschland und Nordspanien, mit Werften und Reedereien drinnen und draußen, mit allem, was den Trust fördern konnte. Mit beinah 8000 Werkzeugs- und Arbeitsmaschinen allein in der Gußstahlfabrik, mit 16 Walzwerken, 164 Dampfhäusern, mit 139 hydraulischen Pressen, mit unzähligen Dampfkesseln, Dampfmaschinen, Elektromotoren, Hebe-, Transport- und Verladevorrichtungen. Mit einer Nettokohlenförderung aus eigenen Zechen von über 2½ Millionen Tonnen, mit beinah 35 000 Schuß aus 4512 Geschützen in Meppen und Tangerhütte, mit Arbeiterkolonien, Konsumanstalten, Wurstfabriken, Bäckereien, mit Pensionskassen, Wohlfahrtsreden, Festbinden der Arbeiter, mit alten Garden, Jubiläumsmünzen und mit steigendem Gewinn. Es war ein Unternehmen von internationaler Geltung geworden, ein gefürchtetes Unternehmen, ein grausames Unternehmen, das überallhin Mordwaffen lieferte, ohne Rücksicht auf die Richtungsmöglichkeit. Ohne Rücksicht darauf, daß eines Tages die Waffen sich gegen das eigene Volk richten konnten. Es war eben Geschäft, und fleißige Leute verteidigten diesen Geschützinternationalismus und wurden sehr böse, wenn ich die Verstaatlichung der Mordwaffenerzeugung forderte.

Dann kam der Krieg, und mit ihm kamen die Kriegsgewinne, und von ihnen heimste Krupp einen schönen Prozentsatz ein. Bis auf beinah 96 Millionen kletterte der Betriebsüberschuß, bis auf ungefähr 50 Millionen Mark der Reingewinn. Bis auf 244 Millionen der Bilanzwert der Immobilien, bis auf fast 600 Millionen Mark der Wert der Vorräte, bis auf 30 Millionen die Bankguthaben. Es war eine ungeheure Macht geworden, eine imperialistische Macht, eine Macht mit schwerem Geschütz, die der Kaiser liebte. Der Chef war Minister geworden, das Haus war lorbeerumwunden, die Villa Hügel war eine Hochburg der Schwerindustrie. Es war nicht mehr wie Fugger, nicht mehr wie Welser, es war schon viel mehr: es war eine wirkliche Dynastie.

Dann kam der Waffenstillstand, der Zusammenbruch. Die Rohre hatten es nicht geschafft, nicht die dicke Bertha, nicht die Ballonzieler, nicht die Panzerplatten, die Schiffsbestückungen und besonders auch nicht der Kruppsche Geist. Und mit dem Zusammenbruch kam die Sozialisierungsangst, es kamen die Arbeiterforderungen, nach der stillen, nach der dumpfen Arbeiterwut. Die Krupp-Werkstätten waren Höllen gewesen, Höllen, in denen der Reklamationsteufel die Menschen bedrückte, in denen Drohzettel an den Wänden klebten, in denen von der berühmten Väterlichkeit nichts mehr zu merken war. An der Drehbank standen Gepreßte; es war eine angeschmiedete Arbeit, eine Galeerenarbeit. Krupp-Arbeiter haben mir erschreckend vorgejammert.

Und dann kam eine Dividendenlosigkeit, die meines Erachtens eine tendenziöse Dividendenlosigkeit ist. Krupp verteilt nicht, das heißt: er steckt diesmal nicht von einer Tasche in die andre, denn Krupp und seine Aktionäre: das ist dasselbe. Die Krupp-Aktiengesellschaft ist nur eine Gründung aus Erbteilungsmotiven, aus Verwaltungs- und Verantwortungsbequemlichkeit. Die Bilanzen haben diesen dunkeln Betrieb nicht aufgehellt, und auch jetzt wieder blicken wir nicht hinter die Kulissen. Es werden uns Summen präsentiert, und es wird uns mit den bekannten Gründen die Dividendenlosigkeit schmackhaft gemacht. Man möchte um die Verstaatlichung rumkommen, man verbreitet Pleitegerüchte, man will Angst einjagen. Aber Krupp muß verstaatlicht werden, muß schnellstens

verstaatlicht werden, denn Krupp ist verstaatlichungsüberreif. Krupp ist der größte deutsche Trust, Krupp ist Kanonen- und Geschäftsimperialismus, Krupp ist Waffenwahnsinn. Krupp muß schleunigst verstaatlicht werden und wenn auch der Sozialdemokrat (nicht: Sozialist) August Müller dagegen ist.

Religionsunterricht von Kaspar Hauser

Berliner Pastöre und Zentrumsherren
durchziehen die Straßen und plärren
Choräle.

Denn die revolutionären Affen
wollen die Schulreligion abschaffen.

Wer garantiert nun der gutgläubigen Jugend
die garantiert echte christliche Tugend?

Denn was da geht in ein christlich Ohr,
fürs ganze Leben hält das vor.

Wer lehrt nun die Kleinen nach diesem Krieg
die Sätze der praktischen Metaphysik?

Als da sind: Du sollst nicht töten!
'Außer, wenn die Fahne in Nöten.

Diese weisen Lehren — wie Paulus uralt . . .
Und was macht, nebenbei, das Pastorengehalt?

Das Pastorengehalt — Herr Gott in Gnaden!
wolle doch die Sünder zur Hölle laden!

Sieh, der Bürger zieht ein Gesicht.
Gegen den Priester? Er traut sich nicht.

Er gedenkt seiner Jugend und wird wieder kindlich.
Gegen den Priester? Er ist plötzlich empfindlich.

Kluge Gesichter lächeln in Rom:
Deutschland war stets ein einziger Dom.

Die Herren von der Konkurrenzfakultät
tun mit, weils um dem Gelde geht.

Friede, ihr Fakultäten, auf Erden!
Es wird mit dem Umsturz so schlimm nicht werden.

Man kann sich ja euer garnicht entwöhnen!
Und paßt mal auf: meinen Herren Söhnen
werden im Schulunterricht wieder ertönen
Choräle!

Antworten

Schüler. Unter euch gibt es solche und solche; und wie könnte es anders sein, alldieweil Ihr die Söhne eurer Väter oder deren Gegenteil seid! Hoffentlich aber verachten recht viele von euch diejenigen Kameraden, die in zuverlässiger Bravheit nur ja keine Freien Schulgemeinden haben wollen. Das ist nämlich ein Ding, wohinter sie Juden, Antinationalisten und andre Menschen vermuten, von denen sie nichts verstehen. Es sei ferne von mir, mit einem Federstrich entscheiden zu wollen, ob oder ob nicht — wenngleich ich immer für Wyneken gegen die Andern bin. Aber das steht fest: Ein Esel, der ein Kumt haben muß und eine Peitsche und einen schimpfenden Kutscher — ich kann mir nicht helfen: der ist und bleibt ein Esel. In sämtlichen deutschen Landesfarben.

Deutsche Tageszeitung. Du wehklagst: „Zum zweiten Male ist in der vergangenen Nacht ein Anschlag auf die persönliche Sicherheit unsres Redaktionsmitgliedes Grafen E. Reventlow verübt worden. Der Anschlag scheiterte zwar, aber er beweist erneut, wie schlecht es mit Ordnung und Sicherheit in Groß-Berlin bestellt ist." Mit Verlaub: das ist ein Setzerirrtum, wie er in diesen erregten Zeiten, und da Ihr eure Setzer wahrscheinlich zu eurer politischen Auffassung anhaltet, immerhin vorkommen kann. Es muß heißen: statt „in der vergangenen Nacht" — in den vergangenen vier Jahren; statt „unsres Redaktionsmitgliedes Grafen E. Reventlow" — von unserm Redaktionsmitglied Grafen E. Reventlow auf den deutschen Michel; statt „in Groß-Berlin" — im Deutschen Reiche. Ueberschrift: Kriegsbilanz oder Die große Zeit.

Leipziger Volkszeitung. ‚Wahnsinn oder Charakter?' findest du dich bemüßigt mein Blatt zu fragen, weil es in Einer Nummer (51) „drei Meinungen" über Liebknecht geäußert habe. Der eine Meinungsäußerer ist Alfons Goldschmidt, der an keiner Stelle seines Artikels den Namen Liebknecht nennt, sondern mißbilligend nur von dem Haß spricht, womit man die Radikalen bedenkt. Der zweite ist E. J. Gumbel, der Liebknecht rechtens nachsagt, er habe für die Revolution so ziemlich alles getan. Wenn Goldschmidt an Liebknecht gedacht haben sollte, so hat er offenbar ähnlichen Sinnes an ihn gedacht wie Gumbel. Demnach stünde dieser Einen Meinung zweier Schriftsteller höchstens die von Johannes Fischart gegenüber. Aber was der auf fünfeinhalb Seiten über Liebknecht aufbringt, ist ja doch ebenfalls überaus hochachtungsvoll. Freilich: er dreht ihn auf dem Brettchen, auf das er sich ihn gestellt hat, unablässig herum, beguckt ihn von allen Seiten und sieht dabei unvermeidlicherweise auch seine Kehrseite. Ist nun wirklich euer Liebknecht eine so kleine Nummer, daß er das nicht verträgt, und daß man ihn in zwei Sätze einfangen kann? Dann tät' er mir leid. Und ist wirklich unsre Art der Darstellung ein Beweis, „wie fassungslos die gesamte Bourgeoisie diesen großen Tagen gegenübersteht"? Ich gehöre mit keiner Faser und keiner Ader zur Bourgeoisie und wünsche mir unter anderm deshalb ein langes Leben, um noch den Erfolg meines Kampfes gegen sie zu genießen. Aber ich habe ebenso wenig Sehnsucht nach einer Menschenklasse, die sich wünscht, daß Publizisten die Gegenstände ihrer Charakteristik mit den Augen von Sudermann statt von Shaw betrachten.

. . . und Solche, die es werden wollen. Ihr fragt, ganz ernsthaft, wie man die ‚Weltbühne' abonniert (und ich bin neugierig, was man mich noch alles fragen wird). O, nichts einfacher als dieses: man nehme eine Postkarte und schreibe auf die Vorderseite: An den Verlag der Weltbühne, Charlottenburg, Dernburgstraße 25, und auf die Rückseite, wie man heißt, wo man wohnt, und ob man ein Vierteljahres- oder ein Jahres-Abonnement haben will.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25.
Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne
Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin

Polenfrage und Gewaltpolitik

von Ludwig Jurisch

Schon einmal hat eine deutsche Revolution mit der Polenfrage ihren ersten bösen Sündenfall getan.

Mit den Märzflammen von 1848 lohte auch die alte Polenbegeisterung der deutschen Demokratie von 1830 wieder auf, und der gedemütigte preußische Absolutismus mußte den polnisch redenden Landesteilen weitgehende Zugeständnisse machen: eine eigene Verfassung, nationale Truppen, nationale Farben, polnische Beamte, polnische Amtssprache und polnisches Schulwesen. Aber bald schon wußten die vom vormärzlichen Geist besessenen Machthaber mit arger List einen Fetzen nach dem andern von dem Gebiet loszureißen, für das die Zugeständnisse galten, bis schließlich nur ein ganz schmaler Streifen übrigblieb und die Polen, enttäuscht und verbittert, zu den Waffen griffen. Die Spießbürger der „revolutionären" preußischen wie die der „revolutionären" deutschen Nationalversammlung aber sanktionierten die schnöde Gewalttat, ohne zu erkennen, daß sie mit den Polen die Sache der Revolution selbst preisgaben und der russisch-preußischen Reaktion die besten Trümpfe in die Hände spielten — „der Verrat an Polen", schrieb die ‚Neue Rheinische Zeitung' der Marx und Engels, „war die erste Schilderhebung der Konterrevolution".

Aber während damals den radikalen deutschen Demokraten ein befreites Polen als revolutionäre Vorhut gegen den Hort aller Gegenrevolution, den moskovitischen Zarismus, nützlich und notwendig erschien, steht heute das wiedergeborene Polen als Schildwache des Entente-Imperialismus und -Kapitalismus zwischen einem Rußland, das Herd der bolschewistischen Revolution, und einem Deutschland, das Lager der sozialistischen Republik ist, denn unter gleich entschiedener Ablehnung des Sozialismus wie des Bolschewismus gedenkt der neue Staat ein demokratisch, aber behaglich eingerichtetes Wohnhaus für die Bourgeoisie zu werden. Und doch! Und doch! Wenn jetzt alle journalistischen Suppentöpfe bis zum ‚Vorwärts' hinüber vor Entrüstung überkochen, daß polnische Banden sich an die von der Vorsehung und den Hohenzollern gezogenen Grenzen der Regierungsbezirke und Landkreise spottwenig kehren, sondern so viel Gebiet wie nur möglich lustig drauflos besetzen, so erinnert das verzweifelt an den heuchlerischen Entrüstungsrummel der sozusagen patriotischen Presse über die abgrundtiefe Schlechtigkeit der andern all die vier Kriegsjahre hindurch. Die ausdrückliche Betonung deutschen Stammesgefühls ist ebenso unzart wie der Hinweis auf das reine Hemd, das man anhat. Aber um Mißverständnissen die Spitze abzubrechen: Wir fühlen uns als gute

Deutsche und tragen Trauer und Leid, daß im Elsaß die Schreckensherrschaft von größenwahnsinnigen und tobsüchtigen Generalscanaillen einen alemannischen Volksstamm zum jubelnden Anschluß an die Trikolore gebracht hat, einen Volksstamm zudem, der, die Ueberlieferung von 1789 als lebendige Flamme im Blut, wertvoller Bestandteil des revolutionär erneuerten Deutschland zu werden berufen war. Aber für die mit schwarzweißroten Redensarten reichlich geölten Klagen der ostmärkischen Deutschen will sich die nötige Gefühlsseligkeit beim besten Willen nicht einstellen. Dem Einzelnen mag hart ankommen, was ihm jetzt widerfährt, aber Volk gegen Volk gestellt, haben wir uns tausendfach mehr an den Polen versündigt, als sich die Polen an uns versündigen. Auf den schwärzesten Blättern der preußischen Geschichte steht zu lesen, wie verbrecherisch man mit den Polen seit den verbrecherischen Teilungen ihres Landes umgesprungen ist, und die Mehrheit der Ostmarkendeutschen, die Krautjunker, deren Klitschen durch die Ansiedlungspolitik märchenhaft im Preise stiegen, die Amtsschreiber, die ihre Korruptionszulagen schmunzelnd einstrichen, die Schulmeister, die Gelegenheit zu byzantinisch und national tönenden Reden erhielten, die Groß- und Kleinkrämer, die mit Hilfe des Patriotismus die polnische Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen gedachten, sie alle haben sich nie im Namen der Gerechtigkeit aufgelehnt, haben im Gegenteil jede Niedertracht gegen die polnisch sprechenden Mitbürger freudig gutgeheißen, haben schamlos gejauchzt über des v. Liebert frechen Leitspruch für die Polenpolitik: Macht geht vor Recht! Nun sich das: Macht geht vor Recht! gegen sie selbst wendet, reiben sie sich die getroffenen Körperstellen und brüllen ob der verletzten Gerechtigkeit.

Und die Regierung? Die Reee—vooo—luuu—ti—ooons-Regierung? Munter erteilt sie Ratschläge: Nehmt Schießprügel, ihr Ostmarkendeutschen! Und forsch erwägt sie Pläne: Freiwillige auf gen Posen!, die jedes hakatistisch gesinnte Herz höher schlagen lassen. Zum Glück läßt ihre Energielosigkeit es bei Ratschlägen und Plänen, aber ihre Politik in der Polenfrage ist darum doch ebenso töricht wie gefährlich und ebenso gefährlich wie geistverlassen. Denn für die endgültige Zukunft der Städtchen, die der berühmte Referendarsheramenter umschließt: Schrimm, Schroda, Bomst, Meseritz, Krotoschin, Schönlanke, Filehne kommt es nicht so sehr darauf an, ob sie heute von der Pickelhaube oder von der Konfederatka beherrscht werden, als auf das, was die Entente auf der Friedenskonferenz mit polnischem Lande vorhat, und darauf mit Geschütz und Maschinengewehr einwirken zu wollen, ist wirklich ein Versuch am durchaus untauglichen Objekt. Dafür schiebt die Regierung, wenn sie mit nationalen Phrasen rasselt wie ein afrikanischer Medizinmann mit Amuletten, ein neues Scheit in die schwälende Mißstimmung all Derer — und es sind

Millionen! —, die den Krieg, jeden Krieg, den für die bedrohte Ostmark oder für die bolschewistische Weltrevolution ebenso wie für Ludendorffs Wahnsinnsziele, bis zum Erbrechen satt haben, und schürt die Erbitterung all Derer — und es sind auch nicht wenige! —, die im Kadaver des Militarismus noch verdächtige Spuren von Leben wahrnehmen, und seien es auch nur die Leichenwürmer, die sich in dem Aas tummeln. Vor allem aber bestätigt sich wieder einmal Hegels weises Wort: „Erfahrung und Geschichte lehren, daß Völker und Regierungen niemals etwas aus der Geschichte gelernt haben.“ Denn wie die königlich preußische Gewaltpolitik gegen die Polen die polnische Gewaltpolitik gegen die Deutschen von heute erzeugt hat und rechtfertigt, so würde jetzt eine republikanisch preußische Gewaltpolitik gegen die Polen abermals Gewalt wecken und rechtfertigen, während die deutsche Republik nur als Hüterin reinen und lautern Rechts eine neue, eine geistige Weltgeltung unter den andern Ländern erobern und behaupten kann, ob diese noch so sehr von den Bajonetten der Gewaltpolitik starren mögen. Verständigung und Ausgleich ist darum das erste und das letzte Wort einer wahrhaft sozialistischen Politik in der Polenfrage.

Gewaltpolitik nach außen aber rechtfertigt auch Gewaltpolitik nach innen, und nach dem, was die Ebert-Scheidemann bislang getan, und mehr noch nach dem, was sie bislang nicht getan haben, dürfen sie sich wirklich nicht wundern, daß abermals Spartacus mit Maschinengewehren und Handgranaten einen grausen Totentanz in den Straßen Berlins aufführt.

Unsre Okkupation

von Herbert von Kaufmann

„Hochmut kommt vor dem Fall“: so war es auch bei einem beträchtlichen Teil unsrer deutschen Behörden in den besetzten Gebieten. Ein ebenso großer wie unberechtigter Hochmut, eine Anmaßung und Ueberhebung herrschten dort — bis der in seiner ganzen unsagbaren, unbegreiflichen Kläglichkeit einsetzende Zusammenbruch neben den hohen Würden und Orden manche schönen Hamstervorräte und Schätze fortschwemmte. Ja, das war ein beispielloser Zusammenbruch! Wer hätte je für möglich gehalten, daß einer Handvoll junger polnischer Burschen im Nu gelingen würde, die deutsche Herrschaft zu zertrümmern. Das völlige Versagen der Offizierskreise (der brave Mann denkt an sich selbst zuletzt!), die allgemeine Kopf- und Direktionslosigkeit dürften mit die Hauptschuld daran tragen. Die so eifrige, rund vier Jahre für das „Wohl und Wehe“ Polens besorgte Verwaltung mußte Hals über Kopf flüchten, und, soweit sie der Grenze entrückt war, mußte sie, dank der Beschlagnahme aller Transportmittel durch die Polen, oft lange Zeit warten, bis sie zur Heimfahrt gelangte. Vier Jahre des Wirkens in Polen waren äußerst ruhmlos zu Ende!

War dieses Geschick verdient? Man darf getrost sagen: Bis zu einem gewissen Grade ja! Denn die Fehler unsres Regimes in Polen schrieen gen Himmel! Mochte Beseler auch vom besten Willen und den edelsten Absichten beseelt sein: er konnte sich keine Geltung verschaffen. Der altpreußische, hakatistische, reaktionäre Landratsgeist dominierte und verpestete die deutsch-polnische Atmosphäre genau so wie umgekehrt der allpolnische Chauvinistengeist. Es bleibt Beselers historischer Fehler, daß er sich nicht bei seinen eigenen Untergebenen durchzusetzen vermochte! Neben diesem reaktionären Landratsgeist, der, wenn er in rechtsnationalliberalem Gewande auftrat, meist noch viel schlimmer und abstoßender wirkte, machten sich auch andre Faktoren zu unsern Ungunsten bemerkbar: die stark zunehmende Bestechlichkeit, der wachsende Geschäftssinn, die Lebensmittelhamstereien der Beamtenschaft. Und dann die unzähligen Requisitionen und Beschlagnahmungen! Besonders auf diesem Gebiet wurde Unerhörtes vollbracht, und der deutsche Steuerzahler wird ein vitales Interesse daran haben, zu erfahren, welche Personen hierfür besonders verantwortlich und haftbar zu machen sind. So mancher dieser Schuldigen dürfte sehr wohl in der Lage sein, mit seinem Vermögen für die dem deutschen Volke angekreideten Entschädigungen ein nicht unerhebliches Scherflein beizutragen. Besonders ist hier an die Kreise der Schwerindustrie zu denken, in deren Interesse viele Beschlagnahmungen erfolgten. Der leitenden Persönlichkeiten der warschauer und lodzer Kriegsrohstoffquellen wird auch noch besonders gedacht werden müssen, wenn es gilt, diejenigen Namen festzustellen, die dem guten deutschen Ruf in der Welt mit Mutwillen unendlichen Schaden zugefügt haben.

Aller Glanz der einst so stolzen deutschen Machtentfaltung in Polen ist nun vergangen. Still und einsam hat sich Polens einstige Regierung mit ganz wenigen Beamten und Akten nach Berlin zurückgezogen, um ihre Arbeiten abzuschließen. Nur ein kleiner Teil ist nicht gefolgt; er hat sich nicht aufgelöst, sondern leistet dem Reiche weiter seine ausgezeichneten Dienste — im reizenden schlesischen Badeort Ziegenhals. Procul negotiis träumt er dort vielleicht von einstiger Macht und Herrlichkeit und erwartet, in den Tälern des neisser Berglandes in Schlaf versunken, gleich Barbarossa, die Wiederkehr des polnischen Glücks mit seinen ungezählten Reit- und Kutschpferden, Sektgelagen und wohlmundenden Würsten. Vielleicht nimmt sich die Reichsregierung in einer Mußestunde mal der Frage an, welche großen Probleme die ziegenhalser Regierung zu lösen beabsichtigt (und auf wessen Kosten!), und ob nicht Ein Sekretär in Berlin genügen würde, alle diese weltbewegenden Fragen zu bearbeiten. Was in Polen möglich war, soll doch nicht bei uns fortgesetzt werden. Dazu wäre unser deutsches Volk wirklich zu schade, und da-

zu hätte es der Revolution wahrlich nicht bedurft. Möchte die Regierung mit jenem unheilvollen Geist aufräumen, der uns in den Augen der Welt und noch viel mehr in den Augen unsres eigenen Volkes so furchtbar geschadet hat: dem Geist der Korruption, der schlimmer als irgendwo anders in Polen umging. Die letzten Wochen haben ja mit aller Macht gezeigt, wie das deutsche Volk gesonnen ist: jedenfalls nicht wie jene alten preußischen Exzellenzen und Geheimräte in Warschau, die einem hergelaufenen Lebensmittelhändler, weil er ihre Familien in der Heimat preiswert und reichlich verproviantierte, das Eiserne Kreuz verliehen. Haben wir gelernt, und wird es besser werden?

Abdankung von Arnold Zweig

Nach vier Jahren einer unvergleichlichen Anspannung, nach einem verbrecherischen Gehorsam, nach einer unverantwortlichen Geduld, nach einem Heldenmut des Ertragens, der ebenso großartig ist wie der Heldenmut des Stürmens und der Vormärsche, bricht in einem Volke die bislang gleichsam naturgegebne Autorität einer Machtherrschaft zusammen; mit ihr jede Autorität. Die entschlossensten Temperamente, gehärtet in Gefängnissen, in der Unterdrückung durch das tierischste aller Knechtungssysteme: das Heer, und unter der beständigen Fuchtel einer Sicherheit vor dem Tode auf Kündigung und Wohlverhalten: der Reklamation — die entschlossensten Temperamente des Proletariats und ganz wenige Bürgerliche bringen eine Revolution zur Entladung, die ermöglicht wurde nicht durch die Niederlage, sondern nur durch die gradezu unfaßliche Fassungslosigkeit der Bourgeoisie und ihrer Apparate. Als sie vor Tatsachen stehen, gehen sie feige mit, lassen sich von dem „befreien“, was sie selbst angebetet haben, und verwechseln die Idee der Revolution, die Tatsache einer vulkanischen Seelenkatastrophe mit dem kleinlichen Aerger, den sie, auch sie, irgendwann einmal von einem Träger der Gewalt haben erleiden müssen. Alle Widerstände fallen vor dem ersten, ganz schwachen Druck der ausbrechenden Gewalten; die Nüchternheit und Sachlichkeit derjenigen Führer des Proletariats, welche diese Führerschaft im kleinlichen Kampfe einer allergetreuesten Opposition, in streng-geordneter Lohnbewegung und einer systematisch zähen, farblosen Organisationsarbeit erworben haben, treten als Exponenten der zahlreichsten und vernünftigsten deutschen Arbeiterschichten an die Spitze, und ihre Parole ist: Ruhe, Ordnung, Verständigkeit, Konsolidierung. Sie suchen ihre Stellung breit zu verankern, zugleich dürfen sie, weil sie Regierung sind, die meisten Ziele ihrer Partei — diejenigen, um die sie unmittelbar stritten, als sie noch opponierten — durch Erlaß verwirklichen. Es gibt keinen Widerstand, auch hier nicht; die Revolution hat so gründlich gesiegt, daß es zu ihr nicht kommt. Ganz klar: dies muß ihr zum Verhängnis werden. Hätte es

gegenrevolutionäre Truppenkörper, frondierende Generale, einen mannhaften Fürsten gegeben! Aber alles, alles ist von der Erbärmlichkeit der alten Ordnung so durchdrungen, das Volk (die Soldaten) hatten sie so übermäßig satt, daß jeder Stoß nach dem ersten ins Leere zu gehen scheint. Dennoch aber sind die revolutionären Kräfte im Volke vorhanden. Sie, das urhafte Aendernwollen, der wilde Trieb, nun endlich ganze Arbeit zu machen, die Bereitschaft, sich auf jeden und alles zu stürzen, was widersteht; die leuchtende Idee einer gerechtern Menschengemeinschaft, eines Zusammenlebens ohne die Knechtschaft durch das unpersönliche, überall hingebreitete, werwölfisch unsichtbare Kapital, ohne die Zwangsarbeit für den Mehrwert um seiner selbst willen; und schließlich alle Ressentiements lange gedrückter und von Geburt niederer Seelen, alles Pöbels und Mobs, der, man hat es ihm so lange glanzvoll vorgemacht, auch einmal stehlen, plündern, töten möchte — all dies, multipliziert und potenziert durch die Hitze der großen Stadt, kann sich unmöglich zufrieden geben. Sein Drängen wird erst ein rastloses Hin- und Herwogen, dann eine kurze Scheidung nach unzulänglichen Teilungsmaximen; schließlich spaltet sich eine Partei ab, die sich von den Andern scheidet — wodurch? Nur durch das Tempo? Nur durch den Grad der Eile, mit der die Gestaltung des neuen sozialistischen Gemeinwesens durchgeführt werden soll? Das wäre lächerlich; die Tatsachen aber sind: tragisch. Die Scheidung geschieht nach der großen Dualität, die das Mögliche gegen das Sein-Sollende, die Wirklichkeit gegen die Idee, das daseinsfähige Leben gegen den unbedingten Geist führt. Endlich wieder hat das Schicksal, die Ananke, das Wort; was der Krieg nicht vollbrachte, das zeugt die Revolution: aus der Seele des Menschen, des aus Dunkel und Hell gemischten frierenden Tieres, bricht der tragische Gegensatz des ewigen, notwendigen, schuldlosen, bittern, am Ende dennoch von Fanfaren umglänzten Kampfes. Die Unsicherheit des Lebens vor dämonischen Mächten ist wieder da. Gegen sie, die das Geschick des ganzen Volkes bedroht, wird die persönliche Unsicherheit der Soldaten null und nichtig; gegen sie gibt es keine Organisation, keine Front aus Rohstoff, Menschenmaterial, Lüge und Heldentum. Der deutsche Geist erlebt seine plastische Stunde. Es geschieht eine Geburt, bei der ein Helfer und Heiland geboren werden, oder bei der die Mutter und das Kind umkommen kann — was andre Mütter noch nie verhindert hat, zu empfangen. Noch einmal: es sind Dämonen am Werke, seelische Gewalten, oekonomisch-politisch vermummt. Was kann sie dämmen?

Nur Zauber hilft gegen Zauber, nur Seele gegen Seele. Ein einziger großgearteter Mensch, ein einziger wahrhafter Führer mußte aufstehen, gleichgültig in welcher der beiden Parteien, und die Krise hätte ihren Sinn erhalten und ihre Todesgefährlichkeit verloren. Dies ganze Zeitalter hat ihn nicht; in keinem Lande, auf keinem Kontinent. Wäre Wilson kein talen-

tierter Magister, sondern vom Funken durchleuchtet, er wäre vielleicht dem Führertum nahe; der tote Fauré mag das haben, was ihm fehlt, und die Weite des fichteschen Denkens, den Impetus seines vom Geiste entzündeten Gestaltungswillens. Alles, was sich heute als Führer aufgespielt hat, sei es die energische Rhetorik gewisser Entente-Chefs oder die sinnlose Energie unsrer Militär- und Industrie-Häuptlinge, ist vom Führertum so weit entfernt, daß es vielmehr seine Parodie darstellt. Die Revolution vollends ist ganz amorph. Kein Einziger ragt über das alleralltäglichste Menschenmaß; und wo sich die Idee ein Instrument geschaffen zu haben scheint, bleibt es bei krampfgerüttelten schrillen Schreien.

Dennoch weiß das Volk mit seinen tiefen Instinkten, daß es sich jetzt um Gestalten scharen müßte: daß nur Menschen von Uebermaß einen Ausweg darzustellen vermöchten; und so werden ihm gewöhnliche Männer zu Parolen; es schafft sich Phantome von Führern, um die es in den Kampf geht. Um Personen, um Namen entbrennt der Bruderkampf; da der revolutionäre Furor auch ohne echte werttragende Subjekte zu handeln vermag, genügen sie für den Augenblick, wo sich, wie bei jeder bisher auf der westlichen Erde geschehenen Revolution, irgendwelche Gewehre entladen, deren Schützen kein Mensch kennt, ja, die vom Schicksal selbst abgedrückt zu sein scheinen. Der Ruf: „Man schießt auf das Volk!" ist für Revolutionen ebenso typisch wie der Glaube der Ordnungstruppen, beschossen worden zu sein. Hier aber ist die unerhörte Tragik darin entbrannt, daß nicht nur Volksgenossen und Leidgenossen eines vierjährigen vergeblichen und sinnleeren Krieges, sondern Gesinnungsgenossen auf beiden Seiten fallen; Menschen, die bislang das Gleiche hofften und bereiten halfen. Ist doch alles an dieser Revolution so verkettet, fürchterlich und anscheinend hoffnungslos, daß sie nicht einmal, wie die russische, das große unmittelbare Ziel der Kriegsbeendigung um jeden Preis als ihre nächste Aufgabe hinstellen konnte, sondern daß aus der Kriegsbeendigung um jeden Preis, aus dem wüsten Zusammenbruch der ungeheuren Siegeslüge erst der Zündstoff, aus dem Willen etlicher Flottenführer zum sinnlosen Untergang erst der Funke der Empörung entstand. Nun aber töten die Bekenner des Sozialismus einander; die Technik des modernen Krieges vereinigt sich mit der Weite und Vielfältigkeit der großen Stadt zu einem tief schrecklichen Unglück. Maschinengewehre aus den Fenstern, Kanonen gegen Gebäude; Flammenwerfer, Panzerzüge stehen parat; und die Petroleusen der Kommune haben sich in Mädchen verwandelt, die anscheinend friedlich demonstrierend sich den Soldaten nähern und dann, auf zwanzig Schritte, Handgranaten aus dem Umschlagetuch ziehen und sie zu werfen verstehen (Aussage eines jungen, vertrauensvoll aussehenden Offiziers). Und beide Parteien wissen nichts mehr von einander: nicht mehr das gemeinsam erduldete Leid,

nicht mehr die gemeinsame Heimat. Die verzweifelten Träger der Revolution, der Idee einer neuen und menschlichern Lebensform erscheinen als wüste Störer und Gefährder der Republik und des nationalen Bestandes, die Verfechter der Ordnung als blutige Mörder des Volkes und als die verruchten Schänder aller Ideale.

Und der Ausgang? Er ist gegeben. Gegeben durch dieses Berlin schon, welches jetzt etwas Großartiges in seinem wilden Lebens- und Funktionsdrang hat. Während an sieben Punkten gekämpft wird, während Häuser belagert, Essenholer erlegt und unbeteiligte Passanten von ziellosen Geschossen umgebracht werden, rollt der Organismus dieser Stadt in seiner ganzen Breite seine Räder, etwas knirschender vielleicht, aber im Ganzen wie unberührt. Und frevelhaft in ihrer Unbeteiligtheit drängen sich Neugierige um Redner oder gar an die Gefahr heran, die sie nicht kennen, wie wir, als wir das erste Mal in die Feuerzone geführt wurden. Der Wille all dieser Menschenmassen ist keinesfalls politisiert, noch nicht einmal aus dem geweckt, was ihnen allen das Teuerste ist: aus ihrer Ruhe. Der Deutsche, man höre, will noch immer seine Ruhe, sie vor allem. An den Ansprüchen und Anstrengungen der zweiundfünfzig Kriegsmonate, dieses blutigen Erdengroßjahrs, an der allgemeinen Müdigkeit erlischt die laute Revolution. Und geheimnisvollerweise trifft dieser schäbig-bürgerliche Instinkt zusammen mit dem geheimsten und notwendigsten Heilmittel des aufs Aeußerste angespannten und entblößten Reiches: Aufbau, Heilung, Bestandssicherung, Uebersicht über das, was noch da ist. Die laute Revolution, wohlgemerkt; erst nach ihr beginnt die wahre, die Umkehr, Einsicht, Erneuerung und Gestaltung bringt. Die getöteten Revolutionäre werden, wie noch stets, wirksamer und fruchtbarer sein als die lebenden. Und so bleiben Diejenigen Sieger, die in ratloser Mittelmäßigkeit die Träger der Wirklichkeit darstellen? Auch sie überdauern diese Tage nicht. Mit dem Augenblicke der Ruhe sind sie verbraucht; sie verschwinden ohne Frage. Neue, unbelastete Individuen steigen empor, Sozialisten und Darsteller des Volkes — keine Führer auch sie, soviel ist schon jetzt gewiß. Wären es nur Jene, deren Namen man nennt, wenn man der Männer gedenkt, die reines Herzens ihrer Idee gedient haben, bonae voluntatis und mit ihrem ganzen Vermögen! Oder lebt schon irgendwo in Deutschland ein Führer? Niemand vermag es zu glauben. Vielleicht soll der Weg der Deutschen auch hierin ein neuer Weg sein.

Die Tägliche Rundschau von Olf

Am leichtesten von allen Zeitungen findet die Tägliche Rundschau sich mit den Tatsachen ab. Ihrem einfachen Gemüt ist genug getan, wenn sie unermüdlich von den „sogenannten" Volksbeauftragten und der „sogenannten" Regierung spricht.

Aber der blinde Eifer verführt die Diktion ihres Hasses gelegentlich zu Entgleisungen: so geschieht es ihr, daß sie von „Radek, genannt Sobelsohn" spricht. Es ist das eine unberechtigte Vorwegnahme des von ihr immer wieder an die Wand gemalten Zustandes, da es vorteilhafter sein wird, jüdische Namen zu tragen, da also die Müllers und Radeks Pseudonyme wie Cohn und Sobelsohn wählen werden.

*

Sie glaubt, die Theorien von der Volkssouveränität widerlegt zu sehn. Nur Geduld! Wir haben noch keine Souveränität, und wir haben noch kein Volk. Wir können es erst haben, wenn es sich jetzt, da die Keime aus dem Chaos tauchen, kristallisiert; wo alle faulen Bündnisse und Parteiverkittungen aufhören; und wenn die Stumpfheit überwunden ist, welche die Tägliche Rundschau sagen läßt, daß „erst durch die Revolution Unruhe und Unordnung bei uns eingezogen sind" — vier Jahre lang hat sie es nicht gemerkt! Sie lese nun endlich das letzte Heft der ‚Fackel'; da steht alles, was über, was für die revolutionäre Unruhe zu sagen ist.

*

Sie unterstellt den Sozialdemokraten, die hätten immer nur so wild geredet und so schön versprochen in dem Glauben, es käme doch nie zur Erlösung; man sei „ja selbst allzu sehr von der Festigkeit des alten Systems überzeugt" gewesen. Hat sie auch von der Revolution nichts bemerkt, die Tägliche Rundschau, von dem ernsthaften Versuche, den damals versprochenen Zustand herzustellen? Wie sehr sie recht hat, ahnt sie kaum: daß nämlich die Versprecher von damals der Revolution abtrünnig geworden waren und vor ihr erschraken, und daß, wie es fast scheint, die deutsche Revolution selbst Denen überraschend kam, die sie gemacht haben.

*

Wenn wirklich, wie sie erzählt, englische Matrosen auf eine Einladung deutscher geantwortet haben, mit Landesverrätern wollten sie nichts zu tun haben — was ist daran, das sie so freut? Es ist noch nicht sehr lange her, da hätten auch deutsche Matrosen russischen so geantwortet.

*

Eine Bemerkung der radikalen englischen Zeitschrift ‚Nation', welche das Bild einer Krankheit bis zur Beerdigung durchführt und Hilfe für Deutschland verlangt mit der Begründung: selbst das englische Interesse erheische das — diese Bemerkung versieht die Tägliche Rundschau mit der treffenden und sinnigen Ueberschrift: ‚Englische Gemütsmenschen'. Das ist eine Politik so weitsichtig wie die, welche ausgerechnet das wenig beliebte und sogar schon in ähnlichen Fällen abgelehnte Mitglied der bis-

herigen Okkupationsbehörden, den Baron von der Lanken, zum Unterhändler mit dem Lebensmittelkontrolleur Hoover bestimmt.

*

Daß die Tägliche Rundschau in Nummer 657 ihres dreißigsten Jahrgangs feststellt, die Sozialdemokratie habe abgewirtschaftet, sei hier — sogar ohne jedes Gelächter — festgestellt.

*

Es soll ein Freiwilligen-Heer aufgestellt werden, und es werden ihm, außer vielem andern, Treue-Prämien versprochen. Die Tägliche Rundschau sagt dazu, ganz mit Recht: „Das Mittelalter ist wieder da. Die Werbetrommel erschallt . . . Lockmittel werden ausposaunt . . . Landsknechte, vor die Front!" Ob das nun so gerufen wird wie: „Haltet den Dieb!" oder nicht — hütet euch: was muß es sein, wogegen die Tägliche Rundschau „Mittelalter!" anschreit! Und ist für eine Arbeitslosenunterstützung, ganz nach dem Muster der erledigten Genesenen-Bataillone, der Vorwand eines Heeres nötig?

*

Eine der vielen Fälschungen der Täglichen Rundschau — die im Fälschen so zuhöchst steht wie die B.Z. im Lügen —: Lloyd George dankte Northcliffe für seine „schätzbare Arbeit und die Wirkung, zu der sie mit dem dramatischen Zusammenbruch der feindlichen Stärke in Oesterreich und Deutschland geführt hat". Darin sieht die Tägliche Rundschau den letzten etwa nötigen Beweis dafür, daß die — Umwälzung in Deutschland ein Werk der Northcliffeschen Propaganda war. Glaubt nun nicht etwa, daß sie die Umwälzung für eine Folge des Zusammenbruchs hält; erstens war sie nicht dessen Folge, und zweitens denkt die ‚Tägliche Rundschau' nicht so scharf. Sie vertauscht lieber ganz einfach Umwälzung und Zusammenbruch.

*

Es kann noch ins Grab hinein terrorisiert werden. In der Täglichen Rundschau wittert die Kritik M. G. Conrads über eine münchner Uraufführung Grabbes in dieser eine Aktualität; und daß er in der Zeit unsrer tiefsten Erniedrigung mit dem ‚Hannibal' zu Gehör komme, sei eine Genugtuung für alle völkischen Seelen. Zu Grabbes Zeiten gab es das (im Deutschen der Wortbildung nach noch weniger als dem Sinne nach mögliche) Adjektiva „völkisch" noch nicht; aber der Anstand verbietet, anzugeben, was Grabbe selbst zu diesem Passus und zu den völkischen Seelen gesagt haben würde.

*

Ebenfalls in der Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau wirft Willy Pastor mit männlicher Entschiedenheit seinem Vaterlande vor, daß es seinen Kaiser preisgegeben habe. Soweit ich mich der gleichzeitigen Zeitungsberichte entsinne, lag doch die Sache aber wohl umgekehrt.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XLVI.

Rosa Luxemburg

Die Saat, die sie Zeit ihres Lebens gesät hat, ist jetzt aufgegangen. Während ich, am zehnten Januar, diese Zeilen schreibe, rattern in Berlin die Maschinengewehre, Handgranaten platzen zwischenein, und die Gasse speit aus allen Ecken und Winkeln bewaffnetes Proletariat aus. Die Tage der Demonstrationen, da endlose Züge mit blutigroten Fahnen über die ‚Linden‘ wallten, da die Masse der mehrheitssozialistischen Arbeiterschaft und des Bürgertums zu Gegenkundgebungen auf die Straße zog, da mir im Reichskanzlerpalais von einer leitenden Persönlichkeit gesagt wurde: Wer weiß, ob wir uns lebendig wiedersehen! — diese Tage der Vorbereitungen, der Ueberraschungen, der Vorahnungen, der planlosen Schießereien, der Putsche sind vorüber, und es ist Ernst geworden. Berlin ist ein Schlachtfeld, auf dem der Bruderkampf der deutschen Arbeiterschaft entbrannt ist. Auf die politische Revolution, die die Gekrönten in Pension schickte, auf die soziale Revolution, die dem Arbeiter in wilden Lohnkämpfen rasch einen Anteil an den großen Gewinnen der Heimkrieger sichern sollte, ist die anarcho-sozialistische Revolution gefolgt: der Kampf um die Ausrodung des Kapitalismus mit Stumpf und Stiel. Hegels geschichtsphilosophische Lehre von der Pendelbewegung der Entwicklung scheint in diesem Fall recht zu behalten. Die These: Monarchischer Absolutismus droht von der Antithese: Diktatur des Proletariats abgelöst zu werden.

Rosa Luxemburg triumphiert. Das ist ihr Werk. Aufs Konspirieren und Revolutionieren hat sie sich seit jeher verstanden. Sie müßte nicht aus Russisch-Polen gekommen sein, um nicht in der Schule politischer Minierarbeit etwas gelernt zu haben. So vor etwa fünfundzwanzig Jahren siedelte sie nach Deutschland über, nachdem sie schon in Polen eine revolutionäre Arbeiterpartei, die links von der offiziellen P. P. S., der Mehrheitssozialdemokratie, stand, begründet und gefördert hatte. Hier in Deutschland fand sie ein neues, verheißungsvolles Feld. Aber als Fremde, als russische Jüdin, wäre sie wahrscheinlich, zu Hohenlohes, zu Bülows gestrengen Zeiten, rasch über die Grenze abgeschoben worden, und so mußte sie sich auf irgendeine Weise einbürgern. Eine Scheinehe mit einem Herrn Lübeck, von dem man nie wieder etwas gehört hat, bahnte ihr den Weg dazu. Als Frau Rosalie Lübeck ward sie ohne weiteres preußisch-deutsche Staatsbürgerin, und niemand konnte ihr mehr „als lästige Ausländerin“ die Tür weisen.

Ach, das Röslein hatte böse Dornen. Die Partei hats schmerzlich gefühlt. Aber gescheit war sie wie keine andre Sozialistin. Eine Frau, der bloß die Frauen-Bewegung und -Aufklärung am Herzen lag? Keine Spur. Ein Mann war sie, die sich nie

mit Kleinlichkeiten, Sentimentalitäten oder dergleichen abgab. Sie ging stets aufs Ganze. Immer in der vordersten Reihe. Sie bahnte sich ihren Lebensweg nicht mit dem zierlichen Sonnenschirm, als sie erst einmal aus dem großen polnischen Ghettodunkel aufgetaucht war, sondern hieb mit Keulen auf alles ein, was ihr entgegen war. Vor dieser resoluten Person hatten sie sämtlich in der Partei, schon als noch Bebel und Singer kommandierten, keine geringe Scheu. Sie war eben Respektsperson. Und reden konnte sie! Das prasselte nur so nieder auf die Gegner. Der Fleisch gewordene Radikalismus, der mit allen rhetorischen Mitteln, nicht zuletzt mit beißendem Sarkasmus arbeitete. Ich erinnere mich noch, wie sie, die auf allen Parteitagen glänzte, in Jena dem sanftern Scheidemann ironisch entgegnete: „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir." Und alles schüttelte sich vor Lachen. Hier die stattliche, blonde Erscheinung Philipp Scheidemanns, dort die kleine, schwarze, etwas untersetzte, ein bißchen hinkende Gestalt Rosaliens.

Des Rumorens war kein Ende. Nirgends vertrug man sie auf die Dauer. Denn sie tobte stets und sprach in Superlativen, ohne etwa einer tiefern, wenn auch einseitigen agitatorisch-sozialistischen Bildung zu entraten. Selbst an der Leipziger Volkszeitung, der hohen Schule des „Sauherdentons", blieb sie nur einige Jahre, wurde dann längere Zeit Mitarbeiterin des sozialistischen Dalai Lamas Karl Kautsky in der Neuen Zeit, streute hier auf zartem wissenschaftlichen Anger ihre Ideen aus und hielt alle die Jahre des Werdens, Reifens und Ueberreifens enge Verbindungen mit den russischen Nihilisten und Sozialrevolutionären aufrecht. Einmal wurde sie von der russischen Polizei gar gefaßt und nach Deutschland spediert. Aber der Draht wurde damit nicht abgerissen.

Manches hat sie mit Louise Michel, der großen Anarchistin während der pariser Commune, gemein: die wilde, aufreizende Agitation, das Dransetzen der ganzen Persönlichkeit, den suggestiven Fanatismus, die Wirkung auf die Massen. So beschaffen sah sie, als der Krieg ausbrach, die Zeit gekommen, ihre eigentliche Lebensaufgabe zu lösen. Mit Liebknecht, Mehring und Klara Zetkin fand sie sich in einem heimlichen Verschwörungsquartett zusammen. Das mag im August, im September 1914 gewesen sein. Damals gaben sie die erste Kriegsbroschüre heraus: ‚Die Welt speit Blut'.

Und dann glitt sie immer weiter auf dieser Bahn nach links. Je größer der Kriegsrausch, um so wilder, hemmungsloser wurde ihr Revolutionseifer. Aus dem Quartett wurde allmählich ein Bund, der im Frühjahr 1916, als die Sozialdemokratie sich in schrecklichen Zuckungen spaltete, den Namen ‚Spartacus' annahm. Heimliche Flugblätter entwarf sie, offene Briefe an die Arbeiterschaft und wühlte und wühlte, bis eine hohe Obrigkeit sie in Schutzhaft nahm und im breslauer Gefängnis unterbrachte.

Erst kurz vor dem neunten November ward ihr, wie Karl Liebknecht, auf Geheiß des Staatssekretärs Scheidemann, die Freiheit.

Wehe, nun war sie losgelassen! All Das, was sie in enger Gefängniszelle geistig und seelisch aufgespeichert hatte, platzte jetzt explosiv heraus. In der ersten, der November-Revolution, stand sie in vorderster Reihe auf den Schanzen. Aber schon am zweiten Tage sah sie, daß dies nicht ihre Revolution sei. Noch hielt sie zwar Fühlung mit den Unabhängigen, wenigstens mit Ledebour, Adolf Hoffmann, Eichhorn, Däumig und Richard Müller, dem Leichenmüller, aber ihr Herz zog sie schon zu Liebknecht, zu den Leuten ganz links hin, die keine Konzessionen kannten, die das Bürgertum in Grund und Boden stampfen, den Kapitalismus mit Blut vertilgen und mit den russischen Bolschewiki Hand in Hand die Weltrevolution machen wollten. Die Revolution der Ebert und Haase erschien ihr als harmlose, kapitalistenfreundliche Revolution in Schlafrock und Latschen, und sie ging hin und gründete mit Liebknecht die ‚Rote Fahne', in der mit zügellosem, blutrünstigem Fanatismus tagtäglich die Massen aufgepeitscht wurden. Alles verwarf sie: das Erfurter Programm der Sozialdemokratie, den Parlamentarismus, den Gewerkschaftsgedanken, die Demokratie, all Das, worauf der marxistische Sozialismus aufgebaut war, und proklamierte auf der berliner Reichskonferenz, da die Spartaciden sich von den Unabhängigen endgültig lossagten und sich mit den Kommunisten zusammenschlossen, den Sturz der Regierung Ebert-Scheidemann. „Wir müssen uns", sagte sie, „auf eine Periode sehr scharfer Zusammenstöße gefaßt machen. Wir müssen die Regierung unterminieren. Durch einen revolutionären Massenkampf des Proletariats auf Schritt und Tritt."

Und so ist es, schon eine Woche danach, gekommen. In Berlin tobt der Bürgerkrieg, und die blutige Rosa ist, als das Pulverfaß in Berlin explodierte, ins Reich gefahren, um auch hier die Brandfackel in die aufgeregten Massen zu schleudern.

Röslein, Röslein, Röslein rot: Deutschland steht in Flammen!

Die Tirpitz-Legende von Walther Schmidt

Die Tirpitz-Legende' heißt ein Buch von L. Persius, das (bei Hans Robert Engelmann in Berlin erschienen ist und) ein wahrhaft zerschmetterndes Material gegen einen der deutschen Nationalhelden aus den Archiven befreit.

Tirpitz ist ein Juristensohn; ob er daher die Wortgewandtheit hat — das Sichdrehen, Sichwenden, den Brustton und die Verschmitztheit? Ludendorff stammte vom Rittergut, er war brutal, derb, verwegen — dabei eben doch groß. Ein großer und unglücklicher Feldherr.

Tirpitz ist nicht groß. Die Schlauheit ist nie groß. Er war kein rechter Seemann — er paßte ins Büro und für die Intrige.

Die Revolutionäre von 1848 erträumten eine deutsche Flotte. Der Flottengedanke wuchs aus dem Reichsgedanken. Heut ist das Reich zerschlagen, und die deutsche Flotte liegt in englischen Häfen.

Ehrgeiz der Fachmänner, der Seemänner: die deutsche Flotte sollte sich mit der englischen messen! Hybris, die sich bläht am Anblick der großen Welt, Tollheit, die sich ablöst aus dem Leben des, ach, so kontinentalen Vaterlandes! Tragödie? Etwas — aber viel mehr Kinderei. Matrosen und Offiziere, groß, unfaßbar groß ist auch euer Heldentum; ihr konntet nichts dafür, daß euch der Marinewahn in einen Kampf jagte, der politisch und militärisch Torheit war.

Das Reichsmarineamt machte englischen Krieg zehn Jahre, fünfzehn Jahre lang. Tirpitz war Propagandachef seit 1897. Der Schöpfer der deutschen Flotte? Da haben Viele mitgewirkt: Köster, Prinz Heinrich, Holtzendorff. Aber Tirpitz saugt alles aus. Der Admiralstab, die Kommandostellen auf den Geschwadern, die Ausbildungsorgane der Seeoffiziere spüren ihn. Alles wird für ihn technisch — und somit ist er kompetent. Fachleute schütteln den Kopf über diese Technik.

Alles muß in die Masse gehen: Viel Schiffe! Parade! Prestige! Reklame! Klappern gehört zum Handwerk, sagt Wilhelm der Zweite. Tirpitz ist ein Mann nach seinem Herzen. England nennt die deutsche Flotte „Willys toy". Bismarck, der Alte, hat die Paradeschiffe schon 1897 „Lügenschiffe" genannt. Die Lügenschiffe laufen mit England um die Wette. Der Atem ward ihnen knapp, denn ihre Beine waren kurz.

Groß waren die deutschen Panzer, weiß Gott. Aber was hilft mir ein großes Schiff, das zu wenig, zu kleine und außerdem sehr schlecht aufgestellte Geschütze hat, sodaß es der Engländer zusammenschießt, bevor es nur mucksen kann? Krupp war aber natürlich unfehlbar. Warum bestellten Japan und Italien nicht bei Krupp? Wenn etwas verhauen war, dann baute Tirpitz um, er „modernisierte". Die Kaiserklasse schlingerte trotzdem 3° beim Schießen. Zum Lachen wars.

Das Unterseeboot! Alle Welt baute diese Waffe. Tirpitz ist aber gescheiter. Er hat kein Vertrauen. Vizeadmiral Galster zeigt, wie gefährlich für England im Kriegsfall eine deutsche Unterseebootflotte würde. Tirpitz stellt ihn zur Disposition — er hat nun mal die Antipathie. Fortschrittliche Abgeordnete mahnen, Strube, Leonhart. Tirpitz vertröstet die Mahner immer wieder, er macht Versprechungen, er läßt einige Zahlen aufmarschieren, der große Fachmann. Der Reichstag ist entzückt, der selige Bassermann wird von Rührung überwältigt. Wie muß Tirpitz gelächelt haben, wenn er bei sich allein war! Es wächst ihm der Mut, der Schwindel wird immer größer!

Ja, der Schwindel: Reklame: Gymnasiasten bekommen Flottenbücher, Professoren reisen redend herum, der Flottenverein, ausgehalten vom Reichsmarineamt, wirft seine Broschüren bis in die Dörfer. Parlamentarier werden auf hübschen Schiffen reichlich gespeist und getränkt, das Zentrum kriegt katholische Kirchen auf friesischen Inseln; der immer liebenswürdige Staatssekretär läßt den Schaum spritzen. Und wie majestätisch er dann wieder sein kann. Kann er nicht überhaupt alles?

Falsche Zahlen, falsche Stärkeverhältnisse, falsche Personalien, falsche Angaben über die Auslandsmarine — es wird nicht gespart. Durchschaut denn Keiner den Flottenzauber? Eugen Richter sagt im Reichstag: „Ich habe hier wohl hundert Minister kommen und gehen sehen, aber noch keinen, dessen Erklärungen und Mitteilungen man so wenig Vertrauen schenken konnte wie Herrn von Tirpitz."

Dem alten Zauberer mit dem großen Bart haben solche Worte nicht geschadet. Er schwang den Stab weiter. Ob er wohl triumphiert hat, als uns England den Krieg erklärte? Es war sein Krieg! Und er war ja — erzbereit.

Der große Stil steigert sich noch. Seeblockade-Erklärung!! Wir hatten damals reichlich zwei Dutzend Unterseeboote! Es wird prophezeit, wann England auf den Knien liegt. Tirpitz schweigt dazu; wenn die Termine vorbei sind, dementiert er. Erst 1916 werden Unterseeboote wirklich intensiv und modern gebaut. Tirpitz war aber immer für das Uneingeschränkte. Endlich wird er entlassen. Die braven Deutschen sehen in ihm einen Märtyrer, einen zweiten Bismarck, den Staatsmann, der die deutsche Größe wollte und das Zeug hatte, sie zu verwirklichen. Armes Deutschland!

Was tut Tirpitz jetzt? Er agitiert, er sammelt Anhänger, Rache an Bethmann! Man erinnert sich, wie damals Herr Coßmann von den Süddeutschen Monatsheften den großen Admiral gegen den bösen Professor Veit Valentin vom Auswärtigen Amt in seinen mächtigen Schutz nahm. Wer hat heute Recht? Tirpitz erschafft die Vaterlandspartei. Nie war er so ganz er selbst: ein Demagoge, der die Weltgeschichte anders machen will durch — lautes Geschrei. Tirpitzens Flottenpolitik brachte uns den Krieg mit England, seine Unterseebootpolitik den Krieg mit Amerika; Resultat: Deutschlands Katastrophe.

Tirpitz hat sich in die Schweiz gerettet, wo er wohl nicht verhungern wird. Wollen wir ihn nicht holen? Hochstapler werden doch ausgeliefert?! Ach nein! Ein Volksbeauftragter bemerkte neulich: Wenn Tirpitz an einer Laterne hängt — die berliner Straßenbeleuchtung wird dadurch nicht besser.

Naumann sagte einmal: Wallenstein. O nein; der Friedländer war — groß. Tirpitz ist der Bankerotteur mit dem Wahn der Größe — John Gabriel Borkman.

Im übrigen lese man Persius.

Peter Altenberg von Berthold Viertel

Ich war vierzehn Jahre alt, ein Gymnasiast, da brachte mir ein um mehrere Jahre älterer Freund das erste Buch von Peter Altenberg. Irre ich, wenn ich diesen Freund für einen der Hauptwohltäter meines Lebens halte und nicht aufhöre, ihm dankbar zu sein? Zwar, gegen die brutalen Nöte des Lebens hat auch Peter Altenberg nicht geholfen, das Schicksal fragt nicht nach den Dichtern, und die entscheidenden Entscheidungen, große und kleine, muß jeder Mensch, auch der allergeringste, für sich selber fällen, ohne irgendwo Rat holen zu können. Aber was ein Dichter einem jungen Menschen überhaupt sein kann: Erwecker und Beleber der idealen Liebe, der Liebe zur Idealität, das ist mir vor allen andern Peter Altenberg gewesen. So jung ich war, kannte ich doch schon vor ihm größere, mächtigere Bilder und Bildner der Phantasie. Aber Peter Altenberg bewirkte in mir als Erster und innerlichst den Kurzschluß zwischen Phantasie und Wirklichkeit, der ja auch seine eigenste geistige Tat bedeutet. Der ‚Realismus' hatte diesen merkwürdigsten Idealisten hervorgebracht, der an der (für ihn) unausweichlichen ‚Romantik des Alltags' begeistert litt und die Gewöhnlichkeit, die Unzulänglichkeit des Lebens erlösen wollte durch seine Kleinkunst: auch im Allerkleinsten nicht den Zug der Größe zu verlieren.

Vor meinem innersten Gefühl galt damals neben Peter Altenberg nur noch ein zweiter Dichter: Knut Hamsun, der mich jahrelang maßlos beschenkt hat. Hamsun, ein Schüler Dostojewskijs und selbst ein Seher — auch er Romantiker, auch er, wie Altenberg, ein absoluter Wundergläubiger der Seele; auch er dennoch ein Realist. Hamsun hatte die überbewußte, überfeinerte Psychologie des Geistesmenschen von heute und war doch ein Naturmensch geblieben, bei aller Erfahrenheit ein ewiges Kind — wie der Großstädter Altenberg. Niemand konnte so unmittelbar zur Natur zurück wie Hamsun, der Begnadete. Ueberall, im Banalsten, öffneten sich ihm Türen zur Ewigkeit. Aber das sind Worte. Es gab einfach keine direktere Verbindung! Und darin war Altenberg ein Schüler Hamsuns. Wie Hamsun zur Natur, so führte er zur Idee: auf dem kürzesten, unmittelbarsten Wege. Ganz unwillkürlich vom Einzelnen ins Allgefühl. Gefühlsdurchbrüche, ohne Umweg über Form und Vers und Handlung, von diesem wiener Augenblick direkt zur Seele!

Vielleicht wird niemand die Gewalt der Entzückungen und Erleuchtungen, das seelisch Verwandelnde, den schöpferischen Zauber Peter Altenbergs so innig verstehen können, wie wer grade damals, in jenem Augenblick, und in Wien, empfänglich war. Eher bei Hamsun, dessen Kunst ja, in seinen reifsten Werken, über jeden Zweifel erhaben, allgemein verständlich und für reine Geltung geprägt ist. ‚Pan' ist ein vom Schöpfer abge-

löster Mythos, den keine Zeit mehr verlieren kann, ein Märchen für die ganz Erwachsenen jeder Sprache, ein Traum, den auch der Fernste mitträumen kann. Altenberg aber ist und bleibt ein wunderbarer, auch wunderlicher Grenzfall zwischen Kunst und Leben, von dem Sonderling, in dem er geschah, nicht zu trennen. Seine zeitlichen und persönlichen Mängel, seine Affektationen, Uebertriebenheiten, Verzerrungen waren aber notwendig: denn erst sie alle zusammen machten seine Wahrheit, seine Wirklichkeit, seine Unwillkürlichkeit, seinen Geist aus. Er hat es zu keinem vollendeten Buche und nicht zum „reinen Stil" gebracht. Rings um die Funde, die Prägungen, die Offenbarungen blieb alles immer Fragment, Intention, Geständnis, Tagebuchblatt und Predigt oder Aufschrei. Man spricht sogar von seiner Verdorbenheit wie von einer offiziellen Tatsache, die den Menschen und das Werk kompromittiert, und vielleicht ist dieses Genie wirklich an sich und an Wien „zugrundegegangen". Er wurde der sonderbarste Prophet, ein „Narr", der seine Narrheit erleidet, aber auch verschuldet, und sie am Ende „spielt"; eine Karikatur seiner selbst, zur Belustigung des Spießers. Von dieser Problematik lebt sein Pathos nicht weniger als sein Humor, und nicht selten zerbricht in diesem Krampf seine Form. Grade in unsrer Zeit mußte ja ein „Romantiker um jeden Preis" zum Narren werden. Aber er blieb ein rührender Mensch, ein Gottbegnadeter! Weil sein Glaube unerschütterlich und seine Hingabe an das Leben restlos war. Weil er auch mit seinen Schrullen noch der Idee fanatisch diente! Seine Wahllosigkeit im Uebertreiben brachte ihn doch immer wieder zur letzten Erfüllung. Er war das hingegebene, willenlose Instrument der Erkenntnis, und wenn das Leben auf ihm spielte, kam eben alles heraus, das Narrentum, das Persönliche, der Irrtum, aber auch das Ideal, der Makel und die Reinheit — und immer die Seele, der Zauber, die Gnade! Für alle Krisen gab es immer wieder Heilung, aus allen Gefahren Rettung, und auch das Perverse wurde natürlich, auch die Unzulänglichkeit ein Grad zur Vollendung. In jedem Menschen lebt, unausrottbar, ein Narr und ein Kind und ein Dichter. Hütet euch vor den Allzuerwachsenen! Erwachsensein ist eine der dürftigsten Illusionen. Nur daß nicht jeder aus seiner Kinderei, aus seiner Narretei die mildeste Weisheit gewinnt, wie Peter Altenberg. Altenberg hatte Gnade gefunden vor dem Leben, daß er immer wieder aus seiner Schwäche sich aufrichten und sich heiligen durfte. Dieses Kaleidoskop der Seele (der Mikromosmos) konnte nie ermüden, es war ein perpetuum mobile, es ist mit dem ewigen Leben verbunden.

Welche Kämpfe habe ich in frühern Jahren um Altenberg geführt, wie habe ich gelitten, wenn er mißverstanden, verlacht, verleumdet wurde. Dieses Leiden, diesen Kampf habe ich längst aufgegeben. Ich weiß jetzt, daß man einen Dichter nicht er-

klären kann. Man versteht ihn — oder versteht ihn nicht. Man versteht ihn nur aus Anlage, aus innerer Verwandtschaft: wenn man in verwandter Art liebt. Ein Dichter ist nichts andres als ein Liebender, der seine Methode der Liebe verkünden muß; der seine Liebe zur Frau, zum Menschen, zur Natur, zum Ding und zur Welt, zum Augenblick und zur Ewigkeit ausdrückt. Eine Methode der Liebe nenne ichs, weil diese Liebe überprivat ist, repräsentativ, ich-erlösend, Welt-erlösend. Nur dann wird sie schöpferisch, wird sie Form. Unter allen Menschen bisher hat nur ein Mensch gelebt und gezürnt und geliebt wie Peter Altenberg — und es gilt für alle Menschen. Genau so wie, auch heute noch, nur Knut Hamsun mich — und alle — auf seine bestimmte Art, auf hamsunisch mit der unnennbaren Natur, mit dem Elementaren, dem Urgefühl, der Weltunmittelbarkeit verbinden kann (ach, es ist nur ein Hauch!): genau so gibt es auch keinen Ersatz für die Altenberg-Seele. Und gab kein Ende für sie. Ohne Ende umwarb sie das Leben, empfing sie die Wirklichkeit, und schuf sie — sich selbst.

Jetzt, wo Peter Altenberg, mit neunundfünfzig Jahren, gestorben ist, da hole ich mir sein letztes Buch hervor. Wieviele Meisterstücke? Wieviel Rohmaterial? Auch im Rohmaterial finde den Schöpfer wieder! Und die Meisterstücke! ‚Vita ipsa' heißt das Buch (erschienen bei S. Fischer in Berlin). ‚Das Leben selbst'. Dem Sinne nach haben alle Bücher Altenbergs so geheißen. Die letzte Steigerung, den dieser letzte Titel bringt, bezeichnet den Weg, den der Alternde nahm. Die nie ruhende Entwicklung, den Fortschritt zum Ideal. Skizzen wie ‚Kaffeehaus', ‚Der Morgen', ‚Es regnet', ‚Die Heimat' — und wieviele noch, Gedichte, Splitter, Hygienisches und Moralisches: konnte Peter Altenberg noch lebensnäher, noch einfacher, noch direkter, noch rührender, noch erschütternder schreiben? Mußte so einzigartiges Gelingen, solche Haupttreffer des genialen Augenblicks nicht mit Nebentreffern, mit Nieten bezahlt sein? Durfte, wer sich so beschenken ließ, skrupelhaft wählen? Ich meine den Dichter und die Leser. Und hatte dieser allzumenschliche Mensch je aufgehört, sich zu läutern? Wird er je aufhören, seine ihm zugehörigen Seelen zu läutern? Sich selbst und uns — die verzärtelten, empfindlichen und schwankenden Menschen der Zeit grade in ihrer Kleinheit, und deshalb unentrinnbar, der Wirklichkeit und dem Ideale gradatim anzunähern? So haben japanische Meister nicht aufgehört, einen Vogelflug millionenmal und immer idealer wahr, immer fliegender zu zeichnen. Und es ist ein Vogelflug, auf einem Blatt Papier ein Flug ins All! Zu Gott! Muß ich nicht bis ans Lebensende dem Freunde dankbar sein, der mich Peter Altenberg lieben und lesen gelehrt hat?

Perikles von Tyrus von Alfred Polgar

Viel auf einmal: ein neues Theater, ein neuer Shakespeare, ein neuer Regisseur und ein neuer wiener Dichter.

Das neue Theater ist das Komödienhaus, ehemals Volksbühne, ganz ehemals Kolosseum. Der Saal erinnert noch immer an ein trocken gelegtes Schwimmbassin, aber er hat jetzt, mit seiner Guirlande kleiner hölzerner Logen, doch ein etwas freundlicheres Aussehen. Unter der Schauspielergemeinde, die der Direktor Georg Höllering versammelt hat, gibt es ein paar talentierte junge Leute. Zum Beispiel Herrn Karl Randt, einen Gefühls- und Inbrunstspieler, der mit Anstand die rote Toga der Leidenschaft wie den weichen Flanellrock der Rührung trägt. Er sprüht nicht grade, aber es ist ein warmes Talentleuchten um sein schauspielerisches Gehaben. Das sanfte Fräulein Antonie Dietrich, noch ein wenig schwach und leise, flötet sehr anmutig Mädchenhaftigkeit. Ihre lyrische Koloratur ist glatt und sauber. Wie hoch sie dramatisch hinauf kann, weiß ich nicht. Dann ist der nicht mehr unbekannte, gescheit- und wohlsprechende Herr Emil Strauß da, der wienerisch-behagliche Herr Kneidinger; Herr Philipp von Zeska, ein sehr angenehmer, heller, herzhafter Jüngling. Und noch eine ganze Reihe verständiger, den Notwendigkeiten ihrer Rolle treu ergebener Mimen.

Der neue Shakespeare ist ein bisher auf deutschen Bühnen noch nie vorgestelltes Märchenspiel: ‚Perikles von Tyrus‘. Ein Spiel, dessen große Augenblicke schwächere Widerklänge von großen Augenblicken aus andern, bekanntern, Werken des Dichters scheinen. Die Schicksale des vielgeprüften Fürsten Perikles gleiten wie ein Schattenzug vorüber: gelegentlich lösen sich ein paar Figuren aus dem Zug, treten plastisch vor und verschwinden, nach einigen Umdrehungen um die eigene Achse, wieder in die Fläche. Es ist eine Folge mehr oder minder stark angeschlagener, rasch verhallender Klänge ohne harmonische Bindung. Der dramatische Ablauf zieht die Spur eines wirren Zickzacks, von dem einzelne Ecken und Winkel allerdings in blühendes poetisches Land greifen. Zeit und Raum sind durch Phantasiebrücken luftig überwunden, die Epochen ineinandergestürzt, Farben des Mittelalters und der Antike kaleidoskopisch zusammengeschüttelt. Der Gott: Leben wandelt in vielfacher Mensch-Verkleidung. Shakespearisch ist die Fülle und Buntheit der Gestalten, die Schöpfer-Laune, die aus Pappenschachtel-Inhalt Welten aufbaut und im Marionettenspiel die Magie der ew'gen Dinge widerspiegeln macht, ist die Schönheit mancher poetischer Gesichte, ist die wie Harz aus dem Stamm in Extrakt-Tropfen vorquellende Lebens-Weisheit. Vieles freilich auch kalt, leer, von sprödester Primitivität. Pergament, das zu kauen nur einem ausgepichten Philologen-Magen bekömmlich sein kann.

Der neue Regisseur und Komödienhausmeister Herr Egon Brecher hat mit den bescheidenen Mitteln des neuen Theaters das Menschenmögliche geleistet. Wie er sich die Bühne in Etagen teilte, durch Vorhänge und Verdunklungen Pausen sparte, den kahlen Strand der Szene mit Musik lieblich umspülen ließ, Farbe und Ton des Spiels zu modulieren wußte: das verriet einen Könner. Das Meiste blieb in der Skizze stecken, aber die Phantasie des Zuschauers stieß nirgends auf Hemmungen, die ihr ein Ausbauen der Skizzen verwehrt hätten.

Der neue Dichter heißt Karl Etlinger, als Schauspieler von kostbarer Eigenart bekannt. Seine Bearbeitung des ‚Perikles von Tyrus' ist geistreich und, bei aller pietätvollen Behutsamkeit, mutig. Mit sicherm Schnitt scheint das Lebendige des Werkes von dem Abgestorbenen gelöst, die krause Linie des Geschehens klug entwirrt, ohne daß ihr spielerischer, phantastischer Zug seiner reizvoll-bizarren Willkür verlustig gegangen wäre. Sprachlich ist die Arbeit oft ein wenig reim-süß, allzu melodisch klappend und klappernd, oft aber auch ganz bravourös im hohen Schwung, im langen Atem der Verse. Sehr schön, wie Etlinger mit profanen Worten dichterisch hoch baut, wie er, in den burlesken Szenen, die sozusagen marmorne Vulgarität des Shakespearschen Rüpelhumors trifft. Hierüber wäre noch manches zu sagen, wenn die Zeiten wieder kleiner und die Zeitschriften wieder größer geworden sind.

Thyssen von Alfons Goldschmidt

Im Frühling 1917 wurde August Thyssen fünfundsiebzig Jahre alt. Mit neunundzwanzig Jahren hatte er die Firma Thyssen & Co. in Mülheim gegründet. Ein kleines Eisenunternehmen mit 4 Dampfmaschinen, einem Dampfhammer, wenigen Oefen, einer Walzenstraße und 142 Arbeitern. 1909 erzeugte das Werk fast 260 000 Tonnen Walzprodukte. Es bestand 1909 aus einem Stahlwerk mit Blechwalzwerk, einem Röhrenwalzwerk, einem Bandeisenwalzwerk mit Verzinkerei, einer Maschinenfabrik, einer Eisengießerei und andern Betrieben. Es besaß eine eigene Gasanstalt, eine eigene Stromzentrale. 1909 arbeiteten 7000 Menschen auf dem Werk. 1871: 142 Arbeiter, 1909: 7000 Arbeiter.

Thyssen wurde einer der größten Gemischmagnaten Deutschlands. Er brachte ohne Lokalängstlichkeiten Kohle an Eisen. Die Gewerkschaft ‚Deutscher Kaiser' wurde der Kopf des Riesenkörpers. Des Konzerns von der Erzgrube bis zur feinsten Eisenweiterbearbeitung. Des Konzerns von der Ruhr über Lothringen, über das große Hochofen- und Stahlwerk Hagendingen bis in die französische Erz- und Eisen-Industrie. Des an deutschen Flüssen gelegenen und an die deutsche Küste gerückten Montan-Konzerns. Thyssen wurde vom Eisenkleinproduzenten zum Eisen- und Kohlenfürsten, zum Reeder, zum Schiffbauer, zum Zement-Industriellen, zum Kali-Industriellen, zum Elektrizitäts-Industriellen. Mit völligem Eigenbesitz und mit wertvollen Beteiligungen: Schalker Gruben- und Hüttenverein, Mülheimer Bergwerksverein, Meidericher Hüttenwerk, Maschinenfabrik Thyssen, Oberbilker Stahlwerk, Krefelder Stahlwerk, Rheinisch-Westfälisches Elektrizitätswerk,

Maschinenfabrik Rheinland, Lothringer Eisenwerke, Saar- und Moselbergwerksgesellschaft, Gesellschaft für Teerverwertung, Rheinische Bank und andre. Also ein Herzogtum, ein industrielles Herzogtum, ein schwerindustrielles Herzogtum. Auch mit herzoglichen Schlössern. Mit dem Schloß Stirum (früher Eigentum der Grafen von Limburg-Stirum), mit dem Kloster Saarn, dem Auberg, den Saarner Auen bei Mülheim, dem Luisenhof bei Mülheim, dem Prachtschloß Landsberg bei Kettwig an der Ruhr (einst Eigentum des Prinzen von Croix).

Thyssens Finanzierungsmethode ist keine Schablonenmethode. Wenige Aktien, wenige zähe, in der Hand gehaltene Aktien, viele Sonderkreditquellen, wenig Abhängigkeit von den großen Banken. Kein Börsenbeherrscher üblicher Art und doch ein mächtiger Börsenbeeinflusser. Kein manipulierender Emissionist und doch ein geschickter Börsenbenutzer. Ein Kreditkünstler, ein Kreditverschachteler, ein Kreditquellengraber. Ein Krisen-Umsegler mit Lotsen-Eigenschaften.

Thyssen war und ist kein starrer Kämpfer wie Kirdorf. Kein Mann mit grellem politischen Selbstanstrich. Fromm und eigensinnig, mit einer feinen Nase für Ressortleitungsqualitäten, mit Rücksichtslosigkeit gegen Alltags- oder Minderkräfte, mit Wurstigkeit gegen die Arroganz des „Gebildeten". Ein Mann, der kein Oeffentlichkeitskämpfer ist und doch von der Oeffentlichkeit heftig bekämpft wurde. Dem man Parforce-Tollheiten, Mißbrauch klerikaler Gelder, Geldsack-Internationalismus und derlei vorgeworfen hat.

Ein Gemisch aus Vatertrieben und Eisenkälte, aus Schollenhaftigkeit und Landesgleichgültigkeit. 1910 trumpfte er gegen einen Kohlensteuerplan mit Wegzugsdrohungen auf. Er hätte Paris mit Kettwig vertauscht, wenn die Steuer gekommen wäre. Also ein Imperialist. Ein Imperialist, der internationale Gewinnmöglichkeiten nutzte, der mit deutschem Gelde die Konfliktgefahren verschärfte. Der jetzt wieder Wegzugsabsichten zeigte, der nicht den Sinn der Opferung kennt.

Die Industrie-Herzöge sind kalt. Sie sind kalt auch mit Vaterherzen, sie sind Quantitätsherrscher. Sie haben die Arbeitsmengen als Rentabilisierungsheere dirigiert. Sie sahen nicht die Arbeitsmenschen, sie sahen nur die Arbeitsmengen und den Mehrwert aus ihnen. Sie sind Produktionsförderer, Eigenkassenförderer, Großtaschenpolitiker, aber keine Arbeitsethiker im Sinne dieser Zeit. Sie sind Herrenhäusler bei sich selbst, sie sind Leute mit gewaltigem Bauerntrotz.

Industrie-Herzöge soll es nicht mehr geben, es darf nicht mehr Milliardendirigenten mit Willkür geben. Die Zeit der Bewunderung solcher Männer ist vorbei. Die Zeit dieser Sozialgesetze-Verhinderer, dieser großen Gesetzlosen, dieser Könige mit der bekannten schwerindustriellen Rückengeste ist vorbei. Wir brauchen Organisatoren mit Herzen, wir brauchen Versteher der Wünsche von unten, wir brauchen Sicheinfügende, aber Industrie-Herzöge brauchen wir nicht. Gemeinschaftler brauchen wir, Sichindendienststeller, Leute, die den Drang nach oben mitfühlen. Wir brauchen Industrie-Sozialisten. Wir brauchen Industrie-Sozialisten, die keine Taschenmenschen sind, sondern der Menschensache dienen.

Berliner Kämpfe von Kaspar Hauser

Revolution? Aber kein Gedanke!
Es brodelt im Hexenkessel der Panke,
es hupen die Autos, es knattern die Flinten,

Demonstrationen vorne und hinten —
Tun sie auch so wie die Menschenfresser:
die Panke war stets ein stilles Gewässer.

Jahrelang — bängliches Zögern und Drehen.
Jahrelang — wir werden ja sehen!
Jahrelang — Krupp und Tirpitz sollen leben!
Jahrelang — rin in die Schützengräben!
Jahrelang — Reklamiertenschiß.
Kompromiß . . . und Kompromiß . . .
Jahrelang — Ausverkaufe an Sieg . . .
Sozialisierung? Krieg ist Krieg.

Und nun ist auf einmal Friede auf Erden.
Und nun soll das alles anders werden.
Wir hassen den bauchigen Kassenschrein.
Wir wollen alle glücklich sein!

Man kann sich über das Tempo zanken.
Nicht so bei uns an der blauen Panken.

Wenn die Regierung einen wie Liebknecht hätt!
Die Regierung aber sitzt auf dem Klosett
und berät wie früher in der Reichskanzlei,
was nunmehr und ob es zu tun sei.
Es erinnert an schlechteste alte Zeiten:
das Gesellschaftsspiel der Verantwortlichkeiten,
der deutsche Streit um die Kompetenz —
der alte politische Zirkus Renz.
Unterdessen schwillt der Spartacus
zur Macht empor, weil er will und muß.

Und der Bürger? Du liebe Güte!
Es wackeln im Wind die Zylinderhüte.
Er ist gegen jede Volksempörung.
Politik ist geschäftliche Störung.
Spartacus will seine Kasse bedrohn?
Das geht zu weit mit der Revolution.
Und wenn der Bürger noch zuschlagen wollte!
Es schläft Tante Minchen, es schläft Onkel Nolte . . .
Spartacus packt die Geschichte beim Schopfe.
Der Bürger wackelt empört mit dem Kopfe.

Und so stehn wir am Anfang und stehn am Ende.
Deutsches Blut floß über deutsche Hände.
„Lumpen! Deserteure! Proleten!"
So kann man dem Ding nicht entgegentreten.
Ist Ruhe die erste Bürgerpflicht,
die von Empörern ist es nicht.
Gewalt gegen Gewalt, Kraft gegen Kraft:
das ist die alte Wissenschaft.
Weißt du, Deutscher, wie die neue heißt?
Gegen Gewalt den Geist!
Nur der Geist kann die Streitaxt begraben.

Aber freilich: man muß einen haben.

Antworten

Ernst P. Manchmal kriegt man auch angenehme Besuche, also nicht von Theatermüttern, die einem auseinandersetzen, was für Mühe sich ihre Töchter gäben, und daß schlechte Kritiken sie betrübten und schädigten, und daß man deshalb doch so gut sein solle, gute über sie zu verfassen. Nun, in freundlichem Gegensatz dazu war heute früh bei mir der erste russische Journalist, den seit Kriegsbeginn, also seit viereinhalb Jahren die deutsche Regierung über die Grenze gelassen hat. Er sollte mich für seine Zeitung ausfragen, inwieweit das berliner Theater der großen, der etwas zu großen Zeit sich würdig erweise. Zunächst, selbstverständlich, fragte ich ihn aus. Fragte, zum Beispiel, woher es komme, daß eine politische Zeitung von Rang, kaum daß der Verkehr mit Deutschland wiederhergestellt sei, keine andre Sorge habe, als sich über die Lage unsres Theaters zu unterrichten. „Ja“, erwiderte der junge und für seine Jugend erstaunlich beschlagene, umfassend interessierte Kollege, der zart und leise sprach wie ein junges Mädchen und auch so aussah, „wir können doch schließlich nichts dafür, daß die Deutschen immer einen vollständig falschen Begriff von uns gehabt haben. Wahrscheinlich wäre der Krieg nicht entstanden, wenn die Neigung dieses seltsamen Volkes zu fremden Völkern von der Fähigkeit begleitet gewesen wäre, deren Wesen halbwegs richtig zu beurteilen. Wofür nehmen uns denn die weitaus meisten Deutschen? Für Barbaren, für Hunnen, ungefähr für die Sorte Menschenfresser, für die sie selber von den Westeuropäern genommen werden. Du lieber Himmel! Eines Tages, da die Zustände einigermaßen beängstigend zu werden anfingen, hielt unser herrlicher Sänger Schaljapin es für angebracht, seine Besitzung aufzusuchen und den lateinischen Nachruf, daß gut gelebt hat, wer sich gut zu verbergen gewußt hat, im Präsens abzuwandeln. Wäre Geld zu essen: er wäre für unbegrenzte Zeiten versorgt gewesen. So aber gehörte das gute Leben bald der Vergangenheit an. Ich will Deutschland nicht wehtun, denn ich liebe es — trotzdem: was wär' ihm in Deutschland andres übriggeblieben als der Schleichhandel? Bei uns bedeutete ihm die Volksregierung, an die er sich wandte, daß sie ihm alle Nahrungsmittel ausreichend zur Verfügung stellen werde, nachdem er . . . Er tats, trat zum allgemeinen Besten ein paar Mal auf, zog sich schwerbeladen aufs Land zurück und hoffte, eine Weile Ruhe zu haben. Nichts da. Die Rebellen, die ihn bis dahin — begreiflich bei seinen gepfefferten Eintrittspreisen — nicht gekannt hatten: nunmehr kannten sie ihn und machten stürmisch ihr kommunistisches Anrecht an seine Stimme geltend. Als er im Vertrauen auf die Dauerhaftigkeit seiner neuen Vorräte zögerte, wurde ihm mitgeteilt, daß er sich nicht wundern solle, wenn er demnächst erschlagen sei. Bassisten hängen bekanntlich an ihrem Dasein, und jetzt singt er wieder, Gott sei Dank. Belieben Sie noch ein Zeugnis der Finsternis, die über das Rußland, wie fast alle Deutschen es sehen, Macht hat? In Moskau spielt seit dem ersten August 1914 das Künstlerische Theater, ohne seine Friedensgewohnheiten angetastet zu haben. Glauben Sie etwa, daß irgend jemand bei uns es irgendwann aufgefordert hätte, Hauptmann und Schnitzler vom Repertoire abzusetzen? Und wissen Sie, was Stanislawski seit drei Jahren unablässig probiert? Sonst braucht er für seine Aufführung durchschnittlich hundert Proben. Aber für beide Teile des ‚Faust‘ genügen ihm tausend nicht. Während täglich fünfhundert Menschen hingerichtet werden; während Maschinengewehre zu Rudeln in den Straßen arbeiten; während man ringsum die Häuser demoliert: Stanislawski probiert den ‚Faust‘. Seit drei

Jahren. Seit über tausend Tagen. Und nun haben vielleicht Sie die Freundlichkeit . . .“ Ich drückte dem fremden Gast die vier ‚Jahre der Bühne‘, die seit 1914 erschienen sind, in die Hand, damit er sich selbst ein Bild von der Kriegsvergangenheit unsres Theaters mache, und verwies ihn für die Gegenwart auf die eigenen Augen, die den Russen in Berlin keine ungewohnten Zustände, aber auch zu ruhigerer Zeit keinen Theatermann wie seinen Stanislawski erblicken lassen würden.

Pedantischer Leser. Was Sie mit fürchterlicher Strenge rügen, die Ueberschrift: Offizier und Mann von Ignaz Wrobel. I. Offizier und Mann — das ist ein Malheur, wie ich wünsche, daß Ihnen nie ein ärgeres begegne. Der Titel der Serie ist: Militaria. Kapitel II sollte diesmal erscheinen. Die berliner Straßenkämpfe habens verhindert.

Kurt B. Man hat es, weiß Gott, nicht leicht mit euch. Wenn ich, anno dazumal, auf der ‚Schaubühne‘ das Theater betrachtete, so rieft Ihr: Snob! Aesthet! Kunstjüngeling! Politik muß man machen! Und wenn ich jetzt die Ereignisse auf der Weltbühne für nicht ganz nebensächlich erachte, so kommandiert Ihr mich auf den alten Parkettplatz zurück. Meine Lieben: jetzt muß man wirklich Politik machen! Jetzt hat der Geist zu verhüten, daß seine Todfeinde wieder ans Ruder kommen. Schon rühren sie sich ringsum und verkünden, es sei früher schließlich gar nicht so schlimm gewesen, und man solle natürlich revoltieren, aber nicht grade bei ihnen. Aber grade bei ihnen! Was an meinem Teil liegt, so will ich, bei der grauenhaften Vergeßlichkeit des genus homo, unablässig auf die Verbrecher weisen, die uns in diesen Jammer gebracht haben, seien sie Offiziere oder Großfabrikanten, Diplomaten oder Beamte, Zeitungsschreiber oder Agrarier, Lakaien oder Blaublütler. Mit ihnen ist der laublütige Bourgeois schuldig, der sich wedelnd alles gefallen ließ. Wie ihm heut davor bangt, daß sich etwas ändert! Wie er die Entscheidung hinausgeschoben sehen will, von der Revolution bis zur Nationalversammlung, von der Konstituante bis zum Dauerparlament, vom Plenum bis zu legislatorischen Ausschüssen! Wie er feige und hinterhältig ist! Wie er gehauen zu werden verdient, daß die Wolle aus seiner Schlafmütze fliegt! Und da gibt es Leute, die mir lange Briefe zu schreiben Zeit und Bedürfnis haben, voll von Vorwürfen, daß ich mir meiner „Lebensaufgabe nicht mehr bewußt zu sein scheine“, als welche darin bestehe, Theaterkritiken zu verfassen und um diese nichts als Theaterartikel zu gruppieren. Wie heißt es in Ihrer hochgeschätzten Epistel? „Ich möchte sehr ungern daran glauben, daß Sie, dem der Krieg zum Glück nicht viel anhaben konnte, durch die Revolution in einen Zustand seelischer Erschlaffung geraten sind und für nichts mehr Interesse aufbringen als für politische Ideale.“ Wenn Ihr von meiner seelischen Erschlaffung keine andern Zeugnisse habt, als daß ich schlechte Stücke und Aufführungen, die mir ehedem einige Seiten wert waren, an dieser Wende, nach solchem Kampfe, vor solchem Kampfe in zehn bis zwanzig Zeilen erledige! Schade um die einundzwanzigste Zeile. Die neue Verfassung, die wir erhalten sollen, und die uns die bitter nötige Freiheit gewährleistet, scheint mir immerhin wichtiger als alles schlechte Theater der Residenz und die Vorbedingung für alles gute. Daß Ihr dies nicht begreift, ist für mich kein Grund, mich auf eure Entwicklungsstufe zurückzuschrauben. Verschont mich!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg. Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Geist und Güte von Ludwig Jurisch

Nein! Nein! Nein! Und wenn von allen Türmen die Glocken läuteten und alle Börsen im Flaggenschmuck prangten, wenn Noske eine goldene Bürgerkrone bekäme und Lissauer die Erstürmung des ‚Vorwärts'-Hauses in Verse setzte: der Sieg der Regierung hinterläßt doch nur Bleigewichte lastenden Schmerzes und kein Gramm lichter Freude. Nicht in erster Reihe deshalb, weil die Gegenrevolutionäre landauf, landab fröhlich in der Luft umherschnuppern und es in der Tat recht brenzlich riecht. Denn daß die Frontoffiziere, von denen beim Einzug in die Heimat so viele giftig nach den roten Fahnen schielten, sich zu Sturmtrupps für Ebert-Scheidemann zusammenballten, daß die Studenten, uneingedenk der staatsgefährdenden und verschwörerischen Ueberlieferung der schwarzrotgoldnen Burschenschaft, in den Novembertagen für die Revolution keinen Finger rührten, gibt sehr zu denken, und ein Satz in dem Bericht eines großen Provinzblattes spricht gar Bände, ja mehr! ganze Leitartikel. Daß nach dem Triumph der Regierung der neue Polizeipräsident Ernst sämtliche Erlasse seines Vorgängers für ungültig erklärt habe, wurde in dieser Notiz mitgeteilt, und weiter hieß es: „In demselben Augenblick, wo diese Erklärung bekannt wurde, haben sämtliche Schutzleute die roten Binden vom Arm gerissen."

Auch erschüttert nicht am meisten die Tatsache, daß Arbeiter auf Arbeiter schossen und Bruderblut hüben und drüben sinnlos vergossen wurde, denn wer ein europäisches Gewissen hat, der sah all die endlosen Kriegsjahre hindurch Arbeiter auf Arbeiter schießen und an allen Fronten nichts andres als Bruderblut fließen. Aber daß überhaupt noch Blut verspritzt wurde, daß Kleinigkeiten wie die Besetzung eines Zeitungsgebäudes einen Bürgerkrieg, ähnlich wie die Ermordung eines Thronfolgers einen Weltkrieg, zu entfesseln vermochten, daß die armseligen und niederträchtigen Mittel der alten Welt: Flachbahngeschütze, Maschinengewehre, Minen- und Flammenwerfer und Handgranaten auch in der neuen Welt eine entscheidende Rolle spielen durften, daß Gewalt auch hier das erste Wort zu führen berufen ist, wirkt niederschmetternd auf Alle, die von der Revolution die Ausrottung der Macht- und Gewaltbazillus und die Heiligsprechung des Menschenlebens erwarteten. In dem peitschenden Roman aus dem wilhelminischen Zeitalter: ‚Der Untertan' zeigt Heinrich Mann unter dem Gesindel der hohenzollernbegeisterten Streber und Stellenjäger einen alten Achtundvierziger, einen von Denen, über deren Ideale der Siegeswagen des neudeutschen Imperialismus mit schonungslosem Rad hingegangen ist. In den neunziger Jahren des verklungenen Jahrhunderts ist es,

und der weiß und mürb gewordene Demokrat steht im Abenddämmer vor dem Durcheinander von protzenden Marmorblöcken, springenden Löwen und krallenden Adlern, aus dem sich ein Denkmal Wilhelms des Ersten entwirren soll, und meint sinnend: „Sie sind sehr mächtig geworden; aber durch ihre Macht ist in die Welt weder mehr Geist noch mehr Güte gekommen." Und ach! wo enthüllt sich heute in den berliner Vorgängen Geist und Güte? Die Regierung hat die Macht, die Obermacht behalten, aber dadurch ist in die Welt weder mehr Geist noch mehr Güte gekommen. Und hätten die Spartaciden die stärkern Bataillone und die größere Zahl von Maschinengewehren gehabt: es wäre auch nur so; auch ihre Macht hätte die Welt nicht mit mehr Geist und Güte beglückt. Ludendorff, Landsberg, Liebknecht — aus einiger Entfernung gesehen die gleiche primitive und barbarische Methode.

Aber da belehrt uns die kühl wägernde Vernunft, daß Geist und Güte von Rechts wegen in keinem Parteiprogramm zu finden sind, weil in der Politik Interessen und nicht Ideen aufeinanderprallen und auch die Ereignisse nach der November-Revolution nichts andres als Lohnkämpfe, Brotkämpfe und Machtkämpfe seien. So ähnlich ist es in der Tat; die Ideen sind nur die luftigen Wimpel, die auf der wuchtigen Trutzburg der Interessen flattern; und die Fanatiker des Geistes und der Güte, die ‚Geistigen', in eine besondere Partei zusammenpferchen zu wollen, ist das aussichtsloseste aller aussichtslosen Unternehmen. Daß in der badischen Nationalversammlung eine Fraktion der Weingärtner sitzen wird, ist ganz in der Ordnung, denn Bekämpfung der Reblaus, Zuckerung des Weins und Festsetzung der Preise gibt eine hinreichend feste Grundlage, um auch in stürmischer Revolutionszeit eine solide politische Partei daraufzustellen. Die ‚Geistigen' aber? Schöpft Wasser in ein Sieb, sperrt Rauch in einen Käfig, und ihr habt die ‚Partei der Geistigen'! Aber in die Revolutionsparteien gehören die Geistigen als Sauerteig, und da grinsen uns statt dessen von allen Kandidatenlisten die abgeklapperten Namen der geistlosen, handwerksmäßigen, banausischen Routiniers entgegen; auch in der Nationalversammlung, im Parlament von der Revolution Gnaden, wird es von Glatzköpfen und Spitzbäuchen wimmeln, die um die abgefeimtesten Fallstricke der Geschäftsordnung Bescheid wissen und die für eine Interpellation nötige Zahl von Unterschriften im Schlaf nennen können, aber von der verzehrenden Flamme selbstloser Hingabe, von der großen schöpferischen Be-Geist-erung auch nicht die Spur in sich haben. Und doch fühlte schon der Graf Saint-Simon, auch er ein ‚Geistiger', daß nichts Großes auf Erden ohne Begeisterung vollbracht werden könne, und doch ist es ein unerhört großes Ding, Geist und Güte in die Politik hineinzutragen.

Wie das, wenn die Geistigen ausgesperrt bleiben und Geist und Politik wirklich für ewig unvereinbare Begriffe zu sein

scheinen? Schon will müde Skepsis wie ein giftiger Nebel aufsteigen, aber mit Feuerbränden, wie die Araber das nächtliche Raubgetier, wollen wir solche verzagte Stimmung fortscheuchen. Zur blassen Zweifelsucht ist kein Grund. Da Jahrzehnte die Geistigen bei Seite standen und gelangweilt die Daumen drehten, wenn von staatsbürgerlichen, von ihren Angelegenheiten die Rede ging, und sie jetzt kaum die ersten Schritte in das laute Treiben des Marktes getan haben, kann nur der Tor schon reife Früchte erwarten. Mögen sie heute ruhig als Schwärmer, als Träumer, als unfähig zur „praktischen Politik" des $2 \times 2 = 4$ gelten: sie müssen sich doch durchsetzen. Und sie werden sich durchsetzen, denn ihnen ward die hohe Sendung, die Welt bis in den letzten Winkel mit Geist und Güte zu durchdringen, damit sie endlich aufhört, ein Schlachthaus, ein Zuchthaus und ein Irrenhaus zu sein.

Grabrede auf Spartacus von Arnold Zweig

Der Gedanke, die Leidenschaft des Geistes, die Idee sind stets in der Minorität. Das Leben, irrational und von sich selbst besessen, läßt sich von ihnen bestenfalls einengen, manchmal schulen, kaum im Ablauf beirren, nur mit äußerstem Widerwillen leiten. Um das Leitende zu werden, um über das Leben dennoch zu siegen, bedarf es der Opfer menschlicher Wesen; und antipodisch zur Gewalt, siegt die Idee, indem sie ihre eigenen Träger opfert. Nicht legt sie fremde in Gräber und erwartet daraus ihr Heil, wie die feige, schändliche, ewig unfruchtbare Gewalt: ihre eigenen Söhne und Töchter gibt sie dahin, im Tausche für ihr Edelstes gewinnt sie das Leben.

Mit diesem Aspekt erheben wir uns über das Lähmende der Trauer und die Vergeblichkeit der Klage. Denn es ist über Nacht gekommen, daß Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, der Stiefsohn und die echte Tochter der Idee, dahingegangen sind; und während wir glaubten, daß nur Spartacus geendet habe, ein Bastard aus Idee und Gewalt, die Kinder des Geistes aber in einer heilsamen und treibenden Machtlosigkeit ihre eingeborene Bahn weiter kreisen würden, sind auch sie selbst in die leiblose Gestalt eingegangen, die ihnen eigentlich gemäß ist, und in der sie wirken werden bis zum jüngsten Tage, nach dem ihnen eingeborenen Gesetz. Ja, sind sie nicht eigentlich zu diesem Gesetze jetzt erst zurückgekehrt? Haben sie es nicht verlassen, als sie „Spartacus" wurden?

Die Leidenschaft des Geistes, gerichtet auf eine Vermenschlichung, Reinigung und Heiligung des irdischen Lebens, und hoffnungslos in der Minderheit, strebt unaufhörlich danach, Schöpfer zu werden und greifbar-tätig zu wirken, zu formen, zu gestalten, was sie mit dem Auge des Geistes sieht: die Kameradschaft der Menschen. Die Seelen der Menschen muß sie erfassen; in dieser reinen Sphäre des vorgelebten Beispiels, zur Nachfolge auf-

reizend, muß sie sich vollenden. Aber verzweifelnd ob der Langsamkeit dieses Weges, toll vor Ungeduld über die zähe und widerspänstige Natur des Menschen, sieht sie nach Hilfe um: und in diesem Augenblick naht sich ihr die Verführung — ihr naht sich die Gewalt, ihr Antipode, ihr Gegengeist und Gegenungeist, ihr Versucher und beständiger Feind, und zeigt ihr das Mittel, welches ihr, der reifen Erkenntnis, legitim zukomme: sie habe das Recht, die Menschen vorwärtszupeitschen, aus der allgemeinen Katastrophe der Gewalttaten durch noch ein wenig Gewalttat mehr wenigstens die Grundlinien bessern Lebens zu retten, hervorzuzwingen. Dieser hohe Zweck heilige selbst die Gewalt — sagt die Gewalt. Was sie nicht sagt, ist dies: daß durch solches Mittel die Idee sich selbst aufgibt und an ihr Widerspiel überantwortet. Aber der teuflische Versucher hat die Logik für sich, die selbst schon eine Versuchung ist: und der Träger der Idee erliegt nur dann nicht, wenn er ein Genie ist, ganz unbewegbar um sein Zentrum versammelt und wie nachtwandelnd sicher jenes Mittels, das ihm gemäß ist (und das doch wieder ein ganz winziges Tröpfchen Gewalt enthält, aber seelisch verteilter Gewalt, die wie das Eisen im Blute gelöst ist): der Erziehung durch das Beispiel.

Weder Rosa Luxemburg noch Karl Liebknecht waren dies Genie; alles Geniale fehlte ihnen völlig. Dennoch trugen sie die Idee und nur sie. Ohne Rücksicht auf sich selbst, ohne jede Furcht vor der Gewalt schrien sie gegen das Gesetz an, das den Menschen gegen den Menschen bewaffnet, um andern Menschen Machtzuwachs zu erzwingen. Unvergeßlich wird Karl Liebknechts Gestalt werden, das ist gewiß; aber nicht der siegreiche Agitator auf dem Dach des mit Maschinengewehren drohenden Lastautos, sondern der krampfgeschüttelte Abgeordnete auf dem Rednerpult des Reichstages wird unsterblich sein: er, der umtobt vom Geschrei und der Raserei des bürgerlichen Gesindels ihnen den Protest und die Wahrheit ins Gesicht schrie, daß sie Exponenten des kriegsgewinnlerischen Kapitals seien und nichts andres; Exponenten des Getreides, der Kartoffel, der Baumwolle, des Zuckers, des Stickstoffs, des Stahls, der Kohle und der Zeitung — der Einzige, der den Mut hatte, zu protestieren, und den sie niederschrien, rasend über ihre Ohnmacht gegen diesen Menschen, der dort stand und schrie. Aus Eitelkeit dastand und schrie, heult noch heute die Presse; als ob das von der Wahrheit des Protestes das Mindeste wegnähme. Damals war Liebknecht der Heros des in der Infanterie-, der Batteriestellung ohnmächtig rasenden gemeinen Mannes, und sein Name, seine Forderungen standen in den Briefen der Frauen, die so etwas zu schreiben wagten. Und als dann die Wut des Bürgers mit seiner Klugheit durchging, als die vorsichtige Erwägung, man solle keinen Märtyrer schaffen, vor dem Ingrimm verstummen mußte, diese verhaßte

Figur unter allen Umständen zu beseitigen, schweigen, verschwinden zu machen: da sprach, nach dem letzten der beiden Urteile, der gemeine Soldat nicht mehr von ihm, aber er dachte an ihn umso inbrünstiger, je hoffnungsloser er den Krieg und die große Zeit ohne Ende vor sich sah, und der einzige Abschluß des höllischen Daseins ein Granatsplitter blieb, der gründlich d. u. machte. Manchmal, wenn man ganz unter sich zu sein gewiß war, raunte man dann von ihm, dem Kameraden, den zwar Dreck, Nässe und Feuer, Läuse, Erschöpfung und der stete Alarm verschonten, der aber umso schlimmer von den Klauen derselben Bestie gepeinigt wurde, die einen selbst weg hatte: dem Militarismus, dessen schärfste Form das Zuchthaus hieß. Er hungere; er sei krank; er werde nie wieder herauskommen: dies sei der Zweck der Uebung . . . Nun, er kam heraus, er stand, die rote Fahne neben sich, aller Hemmung bar auf dem Balkon des Königlichen Schlosses zu Berlin — eine, aber doch eine wilde und selige Minute der Entschädigung für furchtbare Monate. Wir wissen, was ein Geistiger im Zuchthause leiden mag; und mit vor Verachtung unbewegtem Gesicht lesen wir, daß nur pathologische Eitelkeit Karl Liebknecht in die Zimmer Wilhelms des Zweiten getrieben haben könne.

Weniger sichtbar als Individuum, unvergeßlich als Typus, steht die Gestalt Rosa Luxemburgs in diesen Tagen. Sie war, sie ist die jüdische Revolutionäre des Ostens, die bis in jede Fiber antimilitaristische, der Gewalt feindliche, schließlich selbst der Gewalt verfallene, ein Leben lang kämpfende Trägerin der Idee. Jüdinnen dieser Art, geweiht in ihrer Besessenheit und ganz rein in ihrem Wollen, haben den Zarismus gestürzt; sie haben die Nagaika des Kosaken verlacht, sie haben die Gewehre der Soldaten nicht zu sehen und die Splitter der von ihnen selbst bereiteten und geschleuderten Bombe nicht zu fürchten geruht; sie sind gradeaus gegangen wie der logische Gedanke, dem sie sich verschrieben, und sie haben überall im Sterben noch Denjenigen verachtet, der sie zu töten, aber nicht zu widerlegen vermochte. Jael und Judith sind ihre legendären Schwestern; aber Rosa Luxemburg mag diese Schwestern, die sich ihres Körpers bedienen mußten, um den Gewaltmenschen zu töten, verachtet haben, denn in ihr hämmerte der Gedanke, das wilde, fleischlose, über Wirklichkeit und Opportunität gradeaus ins Unbedingte zielende Wort. Diese Jüdinnen, die das Volk, das sie hervorbrachte, um der direkten Tat für die Menschheit willen verließen, mögen in romanischen Ländern überflüssig sein, wo die Logik und der Wille zur radikalen Hingabe in der eingeborenen Rasse selbst Fleisch wird; den weichern und unschlüssigen Völkern des Nordens und Ostens haben sie Unheil und Heil gebracht: Frauen und darum weniger von Hemmungen gehalten, Jüdinnen und darum der gerechtern Gestaltung dieses Daseins verschrieben, rastlos und

von Ungeduld geschüttelt, ohne Wissen von den besondern Wegen und Zielen des russischen oder deutschen Volksgeistes, haben sie den Ideen der Revolution gelebt, und ihnen sind sie gestorben. Wir sind sicher, daß die Fäuste der Bürger oder die Kolben, die sie töteten, umso wilder zuschlugen, weil sie eine Jüdin war, unheimlich fremd wie ein Kobold der Bedürfnislosigkeit, des Opfermuts, der Häßlichkeit und Radikalität — uns aber teuer, weil sie unsres Geistes voll war und ein tapferer Soldat im Kampfe der Menschheit.

Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg: neben den Toten des Dezembers und des Januars liegen ihre Leichen im Grundbau der deutschen Republik, der sozialistischen Freiheit. Sie wird Großes zu leisten haben, um dieser Toten wert zu sein. Vergeßt den Irrweg, den sie vor ihrem Ende gingen, und gedenket ihrer als Dessen, was sie waren: Urheber der deutschen Revolution, heilige Werkzeuge des Schicksals, Hebel einer neuen Zeit. Ihr werdet viel zu tun haben, damit es eine bessere Zeit sei als die alte, die für sich mit Gewalt Millionen von Leichen auftürmte und doch keinen Bestand hatte. Möge Triumph heulen, wer immer wolle; mögen Diejenigen, denen diese Beiden Feindschaft und Haß geschworen hatten, laut oder leise die anonymen Kugeln und Fäuste preisen, die ihnen diese Gegner aus dem ungewissen Wege geräumt haben: wir wissen, daß sie, umleuchtet von der dunkeln Glorie ihrer Sendung, in der Sphäre dieser Zeit weiter hausen, geistig und geisterhaft, rastlos gepeitscht vom Schicksalswind, Söhne des Feuers, welches jeden Winter bekämpft, und das von sich singt:

Ja! ich weiß, woher ich stamme:
Ungesättigt gleich der Flamme
Glühe und verzehr' ich mich . . .
Licht wird alles, was ich fasse,
Kohle alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich.

Randbemerkungen von Olf

In einer Beilage des Hannoverschen Tageblatts wünscht eine neu (und wie es übrigens scheint, ernsthaft) politische Frau „die alte Sicherheit im Lande". O daß ich tausend Zungen hätte: welche Sicherheit? Die des Schützengrabens, oder die der Schutzhaft? Die des Zivildienstes und der Stellvertretenden Generalkommandos? Ihr Frauen seht erst seit der Revolution in die Politik!

*

Die Theologen schicken sich in die Tatsachen nicht so schnell wie, zu ihrer Unzufriedenheit, Gott es zu tun scheint. Die preußischen Bischöfe erließen einen — auch von den kulturkämpferischen Freunden des Evangelischen Bundes — begrüßten Hirten-

brief, worin der Plan einer Trennung von Staat und Kirche „ein Unrecht und Frevel gegen Gott den Herrn" genannt wird. Also, warum läßt er sichs gefallen? Oder, da er sichs gefallen zu lassen scheint — warum protestiert Ihr, plötzliche Protestanten? Ihr Vormünder des lieben Gottes? Aber Ihr, Gott sei Dank, wißt es immer besser. In einer „imposanten öffentlichen Kundgebung" zu Hannover sagte der Senator Goote: „Trotz des militärischen und politischen Zusammenbruchs braucht man an der Liebe und Gerechtigkeit Gottes nicht zu verzweifeln." An der einen oder an der andern, Herr Senator, muß man doch wohl zweifeln.

*

Im hamburger Soldatenrat sagte Heise, der frühere Vorsitzende, zum Verbot der Abzeichen: „Die deutsche Armee wird sich das niemals gefallen lassen, ohne Abzeichen umhergehn zu müssen." Wieder einmal muß ich feststellen, daß ich, der Radikale, besser von der deutschen Armee denke — ich glaube bestimmt, daß sie auf Aeußerlichkeiten nicht solches Gewicht legt. Freilich kann ich es mir auch nicht gar so schrecklich denken, ohne Abzeichen umhergehn zu müssen. Aber so ist es immer: wiederholt habe ich „Völkischen" gegenüber betonen müssen, daß ich besser als sie vom deutschen Volke dächte, als sie, die ihm nur auf Zwang hin das Rechte zutrauten. Und sogar Kapitalisten habe ich, wenn vom Sozialismus die Rede war, den Glauben an den Unternehmergeist predigen müssen: da ich unerschütterlich glaube, diesen Unternehmern wie dem von ihnen jetzt so gern zitierten Karl Marx gegenüber, daß der Drang zur Produktion vom Profit unabhängig ist.

*

„Denn an den Sieg glauben und nicht den U-Boot-Krieg wollen, wäre ein schreiender Widerspruch gewesen", redete in Stettin ein Doktor Mittelmann. Sie sagen es selbst: und glaubt Ihr noch an einen gemilderten Militarismus? Wißt Ihr nicht, wo ein für allemal der Feind steht? Es genügte nicht, gegen den U-Boot-Krieg zu sein, Ihr Praktischen: seid gegen den Krieg, kämpft gegen alles, was zum Kriege führte, verwerft jeden, der nicht bedingungslos gegen den Krieg einsteht, Ihr Gerechten!

*

Von der Kieler Zeitung aus wurde durch die ganze rechtsstehende Presse gefragt, ob es wahr sei: daß die von Wilhelmshaven zu ihrer letzten Fahrt ausgelaufnen Schiffe bekränzt und unter brausenden Hurras sowie den Klängen der Marseillaise wie zu einer Siegesfahrt . . .? Ich weiß die Antwort nicht — aber hieße sie doch: Ja, ja! Wenn statt der Presse die Weltgeschichte reden und statt der Phraseologen die Vernunft entscheiden wird, dann wird man wissen: sie waren wirklich auf einer Siegesfahrt. Und stolz werden Die sein dürfen, die bei jener Siegesfahrt — zur Entäußerung der Mittel des Verbrechens — die Ersten und die ersten Jubler waren.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XLVII.

Emil Eichhorn

Alle habe ich gekannt, die den Racker Berlin in den letzten zehn, zwölf Jahren durch ein Heer von Blauen zu bändigen wußten: die Borries, Stubenrauch, Jagow und Oppen. Sie waren nicht bloß Polizeipräsidenten wie ihre Kollegen in den andern Provinzialhauptstädten — sie waren mehr: Regierungspräsidenten dem Range nach, und ihrer Bedeutung entsprechend die stärksten Stützen des alten obrigkeitsstaatlichen Systems, das in Berlin zentralisiert war. Direkte Telephonverbindungen mit dem Königlichen Schloß, mit den Reichsämtern und Ministerien schlossen alle Ueberraschungen aus. Ein Druck, ein Aufleuchten in der Telephonzentrale, und sofort spie die tausendfenstrige Burg am Alexanderplatz Scharen von Schutzleuten zu Fuß, zu Pferde und in Zivil aus, um rasch einzugreifen, wenn es irgendwo brenzlich werden konnte.

In diesem Alexanderschloß thront der Präsident. Zimmer 162/163. Im Empfangsraum sind sie alle, wie die zur Seeligkeit eingegangenen Pfarrer in der Kirche, bildlich verewigt. Unter Glas und Rahmen hängen hier nun schon neunzehn Porträts. Das erste, eine Lithographie vom Präsidenten Gruner, der einst, 1809, den Reigen eröffnete, ist stark verblichen. Herr von Oppen, der schleunigst vor der November-Revolution flüchten mußte, als die Masse sich dräuend in die geheiligten Räume der Polizeibürokratie ergoß, hat noch nicht Zeit gehabt, auch sein Bild für diese Ahnengalerie zu stiften. Herr Eichhorn, der „große" Revolutionspräsident, noch weniger; und er wird, wie ich die Herren da oben kenne, auch garnicht drum angegangen werden. Sein Name wird in den Akten fortleben, aber als Schaustück wird man ihn nicht ausstellen.

Als ich ihn in seiner neuen Würde zum ersten Mal sah, wars bei einer Konferenz, wo er seine neuen Ideen entwickelte. Ein hagerer, schlanker Mensch, der bereits die Fünfzig überschritten hatte. Gelblicher Gesichtsteint. Etwas hervorstehende Backenknochen. Leicht gefettetes, langes Haar, das sorgfältig nach hinten gekämmt war. Schmächtiger, grünlich-grau schimmernder Schnurrbart, der an beiden Enden sich ein wenig nach unten neigte. Ach Gott, sah der harmlos aus! Harmlos wie nur irgendeiner. Spießig. Einfältig. Bescheiden und bedächtig. Kurz: Skat- und Kegelbruder aus Berlin SO.

Als er sein Programm entwickelte, ach, da klang das alles so voll von Einsicht, Liebe, Gutherzigkeit, Entgegenkommen undsoweiter: „Es soll nun wirklich alles anders werden. Aber lassen Sie mir Zeit. Auf einmal gehts natürlich nicht. Die Schutzleute sollen hinfort Sicherheitsmänner genannt werden. Die Waffen,

die so viel böses Blut im Publikum erregt haben, sollen ihnen abgenommen werden. Und dann soll die Prostitution neu geregelt werden, die Kriminalpolizei soll anders gestaltet werden. Und dann wollen Sie gewiß auch wissen, wie ich politisch denke. Ja, ich bin ein politischer Beamter. Ich bin sozialistisch. Links sogar, also unabhängig. Nun ja, aber das Interesse der Allgemeinheit geht mir über alles. Die berliner Bevölkerung, das ist mein sehnlichster Wunsch, soll Zutrauen zu mir haben. Ja, und dann — richtig: da sprechen die Leute mit solchem Abscheu von den Bolschewisten da drüben in Rußland. Ich bin gewiß kein Bolschewist. Aber die Leute sollten sich auch nichts vormachen lassen. Gar so schlimm sind die Bolschewisten nicht. Das Meiste ist übertrieben. Ja, die Zeitungen — und ich sage das ja bloß, na, sie wissen schon, weil man, auch wenn man kein Bolschewist ist, doch für Recht und Gerechtigkeit selbst dem Gegner gegenüber sein muß. Ja, und die Schutzleute, wie gesagt, lasse ich entwaffnen. Denn das Publikum soll Vertrauen zu mir haben . . ."

Gott, dachte ich, einen Geistesheros hat die Sozialdemokratie ja da nicht grade an die Spitze des Polizeipräsidiums gestellt, und ich begreife wohl, daß ihr der Mehrheitssozialist Eugen Ernst lieber gewesen wäre. Aber Eichhorn hatte eben die stärkern Ellenbogen gehabt und war eine Stunde früher zur Stelle gewesen. Und so hatte man sich, um der lieben Einigkeit mit den Vertretern der Unabhängigen in der Regierung willen, damit abfinden müssen. Der Chef der Kanzlei, ein würdiger Mann, der schon sechs, sieben Herren gedient hatte, sagte mir halb im Vertrauen, daß Herr Eichhorn persönlich stets sehr liebenswürdig sei, sodaß man in der Hinsicht nicht zu klagen brauche. Aber, aber . . .

Was, aber? Nun, man müßte Herrn Eichhorns politische Vergangenheit nicht kennen. Von Haus aus war er ein urgemütlicher Sachse. Gebürtig aus Röhrsdorf bei Chemnitz; da so in der Gegend des politischen Wetterwinkels von Deutschland. Einst triumphierte dort Johannes Most, der wilde Anarchist und Kommunist. Vor etwa dreißig Jahren schrieb er: „Gebt uns tausend Stellmacher — und in drei Monaten ist die Revolution da; Gift und Dolch, Dynamit und Nitroglyzerin, Revolver und Brandfackel werden diese Welt verwüsten . . ."

Aber Eichhorn hatte mit Mosts ungestümem und heißblütigem Temperament nichts gemein. Eichhorn wurde von Bliemchenkaffee und Butterbemchen groß. Er besuchte die Volksschule und versuchte es später auf technischen Privatlehranstalten. Aber er brauchte sein Licht nicht unter den Scheffel zu stellen, denn es brannte auch so kaum erkennbar. Schließlich wurde er, ei du grüne Neune, Glaser. Als er dann in die Gewerkschaftsbewegung eintrat, schmiß er sehr bald viele Fensterscheiben der Partei ein.

Denn er entpuppte sich, bei all seiner schleimigen sächsischen Gemütlichkeit, als Radikaler, als Ueberradikaler. Immerhin: eines Tages wachte er als Zentralvorsitzender des Glaserverbandes auf. Ein neuer Organisator war entdeckt.

Aber es zog ihn, bald nach der Jahrhundertwende, ins Geistige. Der Glaserdiamant hatte seine Schuldigkeit getan. Kleistertopf und Schere: das waren fortan seine höhern Ideale. Er wurde Redakteur in Dresden. Nun konnte er loslegen. Das hättet ihr mal sehen sollen. So handhabt man die Schere, so taucht man den Pinsel in den Leimtopf, um die verrottete Bourgeoisie im zielbewußten und unentwegten Klassenkampfe voll und ganz niederzukämpfen. Aber noch ehe er diesen Kampf auf dem geduldigen Papier zu Ende führen konnte, rief ihn das Schicksal als Arbeitersekretär nach Karlsruhe. Hier gab er sich zunächst milde wie Mathilde; denn die Süddeutschen und insbesondere die Badenser lieben einen protzigen Radikalismus nicht. Und Eichhorn stieg hoch und höher. Wurde wiederum Redakteur, diesmal in Mannheim, wurde Stadtverordneter daselbst, wurde Mitglied des badischen Landtags, und der Wahlkreis Pforzheim-Durlach entsandte ihn gar in den Reichstag. Ja, da hätte ers den Leuten, dieser verruchten Bourgeoisbande, nun zeigen können. Aber er zeigte es ihnen nicht. Er vergnügte sich bei Bliemchenkaffee und Butterbemmen. Nur zuhause, daheim in Baden, wenn er aus Berlin zurückkehrte, war er radikal. Na, was soll ich länger erzählen! Allmählich kamen die badener Parteigenossen dahinter, daß er für ihre Zwecke eigentlich zu krakeelig, und daß er obendrein eine Nulpe sei. Und so wurde er anno 1912 nicht wieder als Kandidat aufgestellt. Man hatte genug von ihm.

Nun brach er, verärgert, alle Brücken zum undankbaren Baden ab, siedelte nach Berlin über und fand hier eine ganz kleine Stellung im sozialdemokratischen Pressebureau. Bei der Parteispaltung während des Krieges war er mit Leib und Seele. Neue Sterne winkten. Neue Erfolge. Und er wühlte und stänkerte, ward bei den unzufriedenen Liebknecht, Rühle, Dittmann, Ledebour ein gern gesehener Gast, brachte sich für den Fall einer endgültigen Auseinandersetzung in empfehlende Erinnerung, wurde richtig zum Chef des Pressebureaus der U. S. P. D. ernannt, und als Herr Joffe mit seinem bolschewistischen Stabe die russische Botschaft bezog, trat er nebenbei, für ein Monatsgehalt von fünfzehnhundert Mark, in die Rosta, jene berüchtigte bolschewistische Spionier- und Nachrichtenfabrik, Filiale Berlin, ein. Nun hatte er revolutionären Boden unter sich und bereitete mehr für Geld als für gute Worte das Kommende vor.

Endlich stand er da als Polizeipräsident Berlins mit, ach, so edlen Absichten und Zielen. Während er die Schutzmannschaft entwaffnen ließ, um sich „das Vertrauen des Publikums zu erwerben", bewaffnete er heimlich in Scharen die radikalen berliner Arbeiter und baute allmählich das Polizeipräsidium zu einem

Waffenarsenal und zu einem Fort aus. Immer offener trat sein Spartacus-Treiben hervor, und man konnte sich an den Fingern die Tage abzählen, da die Rote Garde auf die berliner Bevölkerung losgelassen werden würde. Die sozialistische Regierung zögerte und zögerte, und als sie ihn schließlich seines Amtes entsetzte, ward dies das Signal zur Gegenrevolution von links. Acht Tage lang ward Berlin zu einem Schlachtfeld. Eine Woche tobte der Kampf zwischen Regierung und Spartaciden. Eine Festung nach der andern wurde von den Regierungstruppen erobert. Schließlich auch das Polizeipräsidium. Eichhorn hatte inzwischen ein andres Fort besetzt, die Bötzow-Brauerei, und als auch sie gefährdet war, flüchtete er.

Eichhorn ist eine sehr fragwürdige Figur. Kein Charakter, der ehrlich und offen für seine Idee, wie sie auch sei, bis zum letzten streitet. Geld, viel Geld ist an seinen Händen kleben geblieben. Viele, die, leichtsinnig oder guten Glaubens, für eine politische Ueberzeugung zu kämpfen glaubten, hat er in den Tod geschickt. Das Spülicht Berlins hat er gegen eine friedliche Bevölkerung losgelassen und hat, in grotesker Umkehrung der Dinge, alles getan, um für die Unsicherheit des berliner Publikums zu sorgen.

Und so wirkt dieser geistig unbedeutende Mensch in der Maske des Biedermanns im letzten Grunde noch komisch. Er kann sich rühmen, für einige Wochen das Unterste zu oberst gekehrt zu haben.

Der U-Boot-Krieg von L. Persius

Wie wurde unsre Marine-Politik begründet? Wir müssen eine Flotte besitzen, so hieß es von amtlicher Stelle, die unsre Küsten, unsern Handel und die Kolonien zu schützen vermag. Als man Tirpitz sagte, daß hierzu eine Seerüstung nötig wäre, die zum mindesten ebenso stark sein müsse wie die britische, zog er sich auf den Risikogedanken zurück, das heißt: „Unsre Flotte soll so stark sein, daß kein Gegner es wagt, uns anzugreifen." Wir erlebten, daß auch der Risikogedanke Fiasko machte. „Aber die Skagerrakschlacht!", so rufen die Alldeutschen. Nun, diese grenzenlose Torheit, sich zwecklos in die Heldenpose zu werfen, haben die Engländer längst gründlich bereut. Ohne Opferung von kostbaren Menschen und Schiffen konnten sie sicher zum Ziel gelangen. Einmal zeigten sie sich bar praktischen Verstandes, einmal. Dann nicht wieder.

Ein Mittel hätte es vielleicht gegeben, auch den seemächtigsten Gegner zu bezwingen: das U-Boot, das als „Waffe der Schwachen" von alldeutschen Kraftmeiern früher so arg verachtet wurde. Die ‚Alldeutschen Blätter' schrieben: „Gesetztenfalls aber, man würde in die Lage kommen, durch Gott weiß welche, heute noch ganz undefinierbare neue Erfindungen ein brauchbares Unterseeboot zu konstruieren, dann würde man immer noch

vor der Frage stehen, was man mit dem Ding in der Finsternis tief unter dem Wasser machen sollte. Jeder gewiegte, besonnene Seemann oder Seeoffizier, der sich diese Frage stellt, wird stets zu dem Schluß kommen: Ich kann mit dem Ding unter Wasser nichts anfangen. Betrachten wir mal die Leute, welche sich mit dem Bau von Unterseebooten beschäftigt haben: es sind alles Dilettanten, Autodidakten, gradezu Schuster und Schneider. Nie wird sich ein tüchtiger Ingenieur, der die Naturgesetze kennt, mit solchen Dummheiten beschäftigen." Und die ‚Post' äußerte noch am sechsten Juni 1914: „Die U-Boote eignen sich zur Verteidigung von Ein- und Durchfahrten. Damit ist ihre Wirkungsmöglichkeit aber erschöpft, und wenn man hinzunimmt, daß sie sich gegenwärtig doch nur mit Zittern und Zagen in eine schwere offene See hinauswagen, daß sie wegen ihres geringen Aktionsradius darauf angewiesen sind, an den Küsten entlang zu fahren, so ist bewiesen . . ."

Tirpitz hatte vor dem Krieg im Reichstag immer erneut seine Antipathie gegen das U-Boot ausgesprochen. Er sagte 1907: „Die Herren werden ja aus meinen frühern Erklärungen hier schon entnommen haben, daß ich kein begeisterter Anhänger der U-Boote bin." Und weiter erklärte er: „Die U-Boote werden keine umwälzende Wirkung auf den Seekrieg haben, dazu sind ihrer Brauchbarkeit zu enge Grenzen gesteckt."

Der Krieg begann, und wir hatten nur 27 fertige U-Boote. England besaß Anfang 1914 75 fertige U-Boote, Frankreich 55.

Als Weddigen am zweiundzwanzigsten September mit U 9 drei englische Panzerkreuzer innerhalb anderthalb Stunden vernichtet hatte, da erklärte Tirpitz dem amerikanischen Korrespondenten v. Wigand: „Daß die U-Boote ein neues und großes Kampfmittel in der Seekriegführung sind, ist nicht zu bestreiten. Wir glaubten früher, sie könnten kaum länger als drei Tage von ihrer Basis fortbleiben, da die Besatzung dann erschöpft sein müßte." Mit diesen Worten sprach Tirpitz das schärfste Urteil über seinen U-Boot-Bau aus. „Was man im Frieden nicht lernt, kann man im Kriege nimmermehr", sagt ein altbekanntes Wort. Er hatte es verabsäumt, im Frieden die notwendigen Erprobungen auszuführen, weil er eben eine Antipathie gegen das U-Boot hatte, weil er nur den Bau großer Schiffe favorisierte, deren Nutzlosigkeit nun so evident erwiesen worden ist. Ohne Feststellung der Leistungsfähigkeit einer Waffe ist es nicht möglich, ein Urteil über ihren Wert zu gewinnen, läßt sich nicht erkennen, welches der Umfang für ihren Ausbau sein muß.

Nach der Tat Weddigens hätte man annehmen sollen, daß Tirpitz jetzt wenigstens mit aller Energie das Versäumte nachholen, daß er den U-Boot-Bau mit allen erdenklichen Mitteln fördern würde. Nichts von alledem! Der Mangel an Entschlußfähigkeit regierte im Reichsmarineamt weiter, völlig ungenügende U-Boot-Bestellungen gingen an die Werften. Tirpitz hat von

Beginn des Krieges an bis zu seiner Verabschiedung am fünfzehnten März 1916 bei den Werften nur insgesamt 80 455 U-Boot-Tonnen in Auftrag gegeben, nämlich die U-Boote 46 bis 104 (Größe zwischen 675 und 800 Tonnen), die U-Boote von der flandrischen Küste aus (Größe zwischen 127 und 520 Tonnen) von 1 bis 47 und die UC-Boote (Minenleger, Größe 168 bis 474 Tonnen) von 1 bis 79. Auf den größern Typ, den Ms-Typ, entfallen 41 766 Tonnen, auf den der beiden kleinern, UB und UC, 38 689 Tonnen. Der auf Tirpitz folgende Admiral v. Capelle bestellte ebenfalls nicht genügend U-Boote. Vom März 1916 bis Juni 1917 ergingen an die Werften nur Aufträge für 100 800 Tonnen. Erst nachdem auf Drängen von Reichstagsabgeordneten, wie hauptsächlich Struve-Kiel, Herr v. Bethmann Hollweg eingeschritten war, wurden im Juni 1917 63 506 und auf Ludendorffs Veranlassung, im Oktober 1917 93 996 Tonnen bestellt. Kaum hatte Capelle seinen Posten verlassen, da kam durch den Admiral Scheer im September 1918 der weitaus größte Auftrag für U-Boot-Herstellung, nämlich 333 Boote mit 224 280 Tonnen. Die Bauzeiten der U-Boote schwankten anfangs, als noch Material und Kohlen reichlich vorhanden, zwischen 16 und 27 Monaten. Allmählich verzögerte sich ihre Fertigstellung immer mehr, und so kann man sagen, daß die im September 1918 bestellten Boote, wenigstens der größern Typen, frühestens 1921 fertig geworden wären. Ist es nötig, noch ein Wort über die Pflichtvergessenheit der Herren v. Tirpitz und v. Capelle zu verlieren? Dem Volke wurde von den amtlichen Stellen erzählt, der am ersten Februar 1917 begonnene uneingeschränkte U-Boot-Handelskrieg werde in spätestens sechs Monaten den Krieg zu einem glücklichen Ende für uns bringen. Auf diese Aussage baute die breite Masse, und Zahllose ließen sich verführen, jene durch die Erklärung des uneingeschränkten U-Boot-Krieges bewirkte Beteiligung Nordamerikas am Kriege als belanglos hinzustellen, da sie garnicht mehr in die Erscheinung treten würde; lange vorher würden unsre U-Boote die Lebensader der Entente durchschnitten haben. Eine Lüge mußte die andre gebären. Als von der vorausgesagten Hungersnot in England nichts zu spüren war, da hieß es, der Mangel an Grubenholz würde das Schicksal der Briten besiegeln. Unsre U-Boote würden die Zufuhren von Holz aus Norwegen hindern, auf denen sich die Kohlenförderung in England aufbaute. Als ob es in Schottland nicht genug Wälder gäbe! Wir wissen, daß dort viele Tausende von kanadischen Holzfällern seit langem beschäftigt waren.

Die Versenkungsziffern der U-Boote, die vom Admiralstab allmonatlich gemeldet wurden, gaben Anlaß, die Erwartungen immer von neuem zu festigen, die auf die endliche Niederringung unsrer Feinde gestellt waren. Allmählich, als es gar zu häufig vorkam, daß Dampfer als „vernichtet“ gemeldet wurden, die

später wohlbehalten auftauchten, merkte auch der Gläubigste, daß manches an den Ziffern des Admiralstabs nicht stimmen könne. Manch Einer war ja bereits durch frühere Mitteilungen dieser Stelle zur Vorsicht gemahnt, nicht gar zu treuherzig die Erzählungen der Marineleiter hinzunehmen. Heut weiß auch der letzte Schulbub, daß alle Berechnungen, alle Voraussagen und alle Meldungen des Admiralstabs eine fortgesetzte Irreführung gewesen sind. Aus dem britischen Weißbuch über den Stand der Welttonnage geht hervor, daß die Verluste, die durch die U-Boote herbeigeführt wurden, wohl erheblich, doch längst nicht in einem Umfang stattgefunden haben, daß sie etwa für die Kriegführung der Entente hätten verhängnisvoll werden können. Der Reinverlust der Welttonnage, die sich vor dem Kriege auf 47 Millionen Tonnen belaufen hat, beträgt 1,8 Millionen, die der britischen, die 1914 20,5 Millionen faßte, 3,4 Millionen.

Unsre Presse wurde von der amtlichen Stelle andauernd gezwungen, den Weltschiffbau als völlig ungenügend zu schildern: er wäre nie imstande, den Verlust der feindlichen Schiffahrt auszugleichen. Nun zeigt sich, daß die Tätigkeit der Werften auf der Welt, wie es selbstverständlich war, andauernd gesteigert wurde. Nicht nur die amerikanischen, auch die englischen Werften stellten von Vierteljahr zu Vierteljahr ständig wachsende Zahlen von Schiffstonnen her. 1915 wurden auf der ganzen Welt 1,2 Millionen Tonnen an Kauffahrteischiffen in Dienst genommen, das heißt: von den Werften abgeliefert; 1916: 1,7; 1917: 2,9; bis zum ersten Oktober 1918: 3,5 Millionen Tonnen. Und wieviel wurden in England fertig gestellt? 1915: 0,7; 1916: 0,5; 1917: 1,2; bis zum ersten Oktober 1918: 1,7 Millionen Tonnen.

Mit dem U-Boot-Krieg war es also nichts. Aber unsre Großkampfschiffsflotte, der Stolz des Herrn v. Tirpitz — konnte sie denn nicht in machtvollem Vorstoß unser Schicksal wenden?, so mag ein Naiver noch fragen. Unsre Großkampfschiffsflotte bestand seit dem Oktober 1917 nur noch aus wenigen Schiffen, denen, die seit 1908 von Stapel gelaufen waren, das heißt: den je vier Vertretern der Nassau- und der Helgoland-Klasse, den fünf der Kaiser- und den vier der Markgraf-Klasse, sowie Bayern und Baden. Alle übrigen Schiffe waren, weil ihre Armierung nicht ausreichte, ausrangiert worden. Seit Oktober 1917 wurde ferner keine Hand auf einer deutschen Werft mehr am Bau eines Linienschiffes oder Panzerkreuzers beschäftigt, nur noch U-Boote wurden mit dem immer knapper werdenden Material hergestellt. Die Engländer waren bis zum November emsig beim Bau von großen Kriegsschiffen an der Arbeit. Wie durfte es unsre schwache Flotte also wagen, die mächtige britische Flotte, unterstützt durch die amerikanische, anzugreifen? Nur heller Wahnsinn vermochte dergleichen zu planen. Wir wollen der gütigen Schicksalsfügung dankbar sein, daß die große Flottenlüge nicht noch durch diese Heroentat gekrönt werden konnte.

Militaria von Ignaz Wrobel

II.

Verpflegung

Wenn der deutsche Soldat Das bekommen hätte, was ihm zustand, so hätte er ausgiebig zu essen gehabt. Die Portionssätze waren so berechnet, daß Jeder gut damit hätte auskommen können. Der deutsche Soldat bekam aber nur einen Teil seiner Verpflegung — der Rest wurde unterschlagen.

Die Unehrlichkeit begann oben. Jedes Amt, durch das Lebensmittel gingen, behielt sich eine kleine Provision zurück, und schwer lastete auf dem ganzen System die Versorgung der Stäbe. Auf dem Papier stand dem „Selbstverpfleger", dem Offizier, genau so viel zu wie jedem Soldaten, und es gab Offiziere, die die Kühnheit hatten, sich auf diesen nie befolgten Satz zu berufen — in Wirklichkeit war es eine Ausnahme, wenn die Stäbe, beim Bataillon angefangen, fleischlose Tage innehielten. Es galt als selbstverständlich, daß beim Lebensmittelempfang alle seltenern und bessern Nahrungsmittel nicht etwa den kranken Soldaten in den Lazaretten zugeführt wurden, sondern den gesunden Offizieren in den höhern Kommandostellen. Die Lebensmittel fielen von oben wie durch ein Sieb herunter und durch noch ein Sieb und viele — unten blieben als Bodensatz Marmelade und Brot, und das bekam der gemeine Mann. Noch der Kompanieführer betrachtete es als sein gutes Recht, für sich zu empfangen; der Küchenunteroffizier war sein Untergebener und tat das Seine.

Es wäre falsch, zu behaupten, daß nur die Offiziere sich der Unterschlagung von Nahrungsmitteln zum Schaden ihrer Leute schuldig gemacht haben — der Küchen-Unteroffizier, der Fourage-Unteroffizier, der Proviantamtsinspektor, sie alle, die Lebensmittel zu verwalten oder zu verausgaben hatten, eigneten sich in großem Umfange davon an. Nun soll man dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden; aber diese Bullen droschen nicht und nahmen das Maul überreichlich voll. Nie hat ein Soldat seinem Kameraden, der da kochte, verübelt, wenn er ein Stückchen Fleisch für sich briet — aber sie schickten kistenweise die Lebensmittel nach Hause, und kein Offizier hinderte sie daran. Besonders zum Schluß des Krieges, als die Lebensmittelnot in Deutschland immer größer wurde, nahm die Korruption überhand.

Die Mehrzahl der Offiziere bis zum Hauptmann und alle höhern Chargen lebten über Gebühr gut und saturiert. Es fiel ihnen nicht im Traum ein, ihre Lebenshaltung mit der des Soldaten zu vergleichen. Viele Offiziere versorgten ihre Familien völlig aus Heeresbeständen oder mit Lebensmitteln, die sie sich vermöge ihrer militärischen Stellung leicht und billig verschaffen konnten. Dem Mann blieb das meist versagt. Ein mir bekannter Hauptmann schaffte 1917 einen jener großen Auto-Om-

nibusse, die bei der Truppe verwendet wurden, vollständig bepackt mit Lebensmitteln nach Hause — kurz vorher hatte er einen Werkmeister einsperren lassen, weil der sich bei einem Bauern ein Viertel Pfund Butter zu erstehen versucht hatte. Die höhern Kommandostellen mißbrauchten fast alle die ihnen dienstlich zur Verfügung stehenden Transportmittel, um Lebensmittel in die Heimat zu schaffen.

Auf einem solchen Grund gedeiht der Patriotismus. Am ersten September 1917, als der erste Aufruf zur Gründung einer deutschen Vaterlandspartei erschien, weilte der Herzog von Mecklenburg-Schwerin Adolf Friedrich bei einer Etappen-Formation im Osten. Er speiste an diesem Tag im Kasino, und es gab: Klare Bouillon mit Fleischklößchen, Karpfen blau mit Meerrettich und Salzkartoffeln, Geflügel, Rindfleisch mit Kompott, Süße Speise, Kaffee und Kuchen, Zigarren und Liköre. Unter der Vaterlandskundgebung stand: Adolf Friedrich, im Felde.

Die Korruption und die Verkennung der Lage fraß nach unten weiter. Es brauchte gar nicht ein sehr bekannter berliner Kommerzienrat zu sein, der im Hauptquartier für die Mitglieder des Kaiserlichen Automobilklubs aus Steinberger Cabinet Bowle ansetzte: jeder gewöhnliche Landgendarm in den besetzten Gebieten nutzte Zeit, Kraft und Dienstwerkzeuge aller Art ausschließlich für sich aus. Dem Ansehen unsres Volkes hat das unendlich genützt.

Das Eigentumsgefühl für Lebensmittel, die dem Staate gehörten, war im Heer vollkommen verloren gegangen. Es hat wohl kaum einen Zahlmeister oder Feldwebel gegeben, der die Löhnung der Soldaten unterschlug und für sich verwendete; tat ers doch, so war das eine schimpfliche Ausnahme, der man bald auf die Sprünge kam, und die man erbarmungslos verabschiedete und bestrafte. Sobald es sich um Genußmittel handelte, schwanden alle Bedenken. Es fand auch niemand mehr etwas dabei: man bedauerte nur, nicht selber an der einträglichen Stelle zu sitzen; man schimpfte aus alter, lieber Gewohnheit, machte es aber grade so, wenn man nur konnte. Der „Küchenbulle“ stahl, es stahlen der Feldwebel und der Kompanieführer, und es unterschlugen wissentlich auch die höhern Offiziere. Denn sie wußten ja alle, woher diese ganze Herrlichkeit rührte, und man muß sich nun nicht den Offizier, der seinen Leuten das bißchen Essen wegnahm, so vorstellen wie den Russen in der Posse: nachts heimlich mit der Kerze in der Hand an den Wurstschrank der Kompanie schleichend — das wickelte sich alles viel einfacher und vor allem viel vornehmer ab. Der Bursche empfing. Der Herr aß und schickte nach Haus. Der Mann hungerte.

Wie schlecht der Geist im Heer gewesen ist, zeigte sich vor allem bei den kleinen wirtschaftlichen Unternehmungen, die jede Truppe, im Stellungskrieg und in der Etappe, angefangen hatte.

Da gab es Schlächtereien und Selterswasserfabriken, landwirtschaftliche Betriebe und — die Kantine. Ach ja, die Kantine! Warum sie überhaupt etwas über den Bruchschaden hinaus verdiente, blieb unerklärlich. Der Kantinenfonds sollte dazu dienen, auf Kosten begüterter Soldaten den ärmern und der Allgemeinheit etwas zu gute kommen zu lassen. Meine Formation hatte einen Kantinenfonds von annähernd hunderttausend Mark. Ich habe nie einen Pfennig davon zu sehen gekriegt. Die meisten Fonds sind überhaupt nicht aufgeteilt worden, die leitenden Offiziere oder untern Chargen haben die Beträge in die eigene Tasche gesteckt. Eine Rechenschaft wurde den Leuten über ihr Geld nicht abgelegt; das verstoße gegen die Disziplin, sagte einmal ein Offizier. Es verstieß aber nicht gegen die Disziplin, daß die Gelder in dunkeln Händen waren, daß Ein- und Verkäufe vorgenommen wurden, die das Tageslicht zu scheuen hatten. „Mit Soldaten bin ich nach Rumänien gezogen; mit schachernden Handelsleuten ziehe ich wieder hinaus", soll der alte Mackensen gesagt haben. Ich traue ihm diese Kenntnis seiner Leute nicht zu.

Wir haben gesehen, daß in dem großen Organismus des deutschen Heeres für Ehrlichkeit und saubere Wirtschaft wenig Platz war. Es ist das kein Wunder: wenn der Staat im Staate, den das Militär darstellte, für anständige Gesinnung nichts übrig hatte, aber desto mehr für zuverlässige, wenn das Vorgesetztenverhältnis nicht nur über Menschen, sondern auch über Würste und Butterfässer ausgedehnt wurde — wohin sollte das führen! Ich weiß nicht, ob es bei den andern Nationen ebenso schlecht bestellt gewesen ist: verlogener kann es nicht zugegangen sein. Bei feierlichen Anlässen trat das Offiziercorps zusammen, trat die Truppe zusammen; jeder wußte vom andern, wie viel Geld und wie viel Schmutz an seinen Fingern klebte: aber doch donnerten die Reden von preußischer Sauberkeit und von der Unantastbarkeit unsres Offiziercorps. Die Zensur zu Hause tat das ihrige, um aufbrechende Beulen zu überkleben.

Es ist doch nun vorbei, nicht wahr? Warum noch einmal das Alte aufrühren? Warum noch einmal von alledem sprechen, obgleich vielleicht das Ausland diese Arbeit übersetzen wird?

Weil wir aus der Lüge herauswollen. Weil wir es nicht mehr ertragen können, in einer Fibelwelt zu leben, die den andern für viel dümmer hält, als ein Mensch nur sein kann. Wir alle wissen, daß unser Heer, daß unser Volk im Kriege moralisch nicht intakt geblieben ist, nicht sauber bleiben konnte. Es wird bei vierzehn Millionen Kriegern immer Schweinehunde zu hunderttausenden geben — aber man soll das empfinden und soll sie bestrafen. Darum ist das hier alles gesagt.

Und die Diebstähle andrer Güter? Und die kleinen Mädchen? Und die großen Requisitionen? Davon das nächste Mal.

Sozialisierung des Theaters

von Richard Rosenheim

Max Epstein, der sonst so klardenkende berliner Theaterschriftsteller, veröffentlicht in Nummer 51 des vorigen Jahrgangs der ‚Weltbühne' einen gewiß gut gemeinten Artikel, der sich ‚Sozialisierung des Theaters' nennt und leider ein derart gehäuftes Maß von Unrichtigkeiten, Halbheiten und Widersprüchen enthält, daß ihn ein an der Aufwärtsentwicklung des Theaters Interessierter nicht ohne Entgegnung lassen kann.

Schon die sachlichen Voraussetzungen, von denen Epstein ausgeht, erscheinen mir im höchsten Grade anfechtbar. Er behauptet, daß beim Theater lediglich drei Faktoren den „Erfolg" (im wirtschaftlichen Sinne) bedingen: Autor, Direktor und Darsteller. Das mag bei oberflächlicher Betrachtung immerhin so scheinen. Ein Hauptfaktor aber ist dabei vergessen. Das Publikum nämlich, das, verglichen mit andern Abnehmer-Gruppen, im Theaterleben nur scheinbar die Rolle des bloßen Käufers einer Ware spielt — während es in Wirklichkeit zugleich deren unentbehrlicher Miterzeuger ist! Denn Das steht fest: die theatralische Leistung wird erst mit dem Publikum ein Ganzes — die Erzeugung theatralischer Ereignisse ohne Publikum ist einfach undenkbar.

An dieser Absonderlichkeit — oder, um es gradeheraus zu sagen: Widersinnigkeit der Beziehung zwischen Leistenden und Empfangenden ist bisher noch jede wirkliche Theaterreform gescheitert und wird auch in Zukunft scheitern, solange nicht das Uebel an der Wurzel angepackt: solange das Theater nicht entkapitalisiert wird. Auch Epstein geht ängstlich um den Kernpunkt der ganzen Frage herum und begnügt sich dafür mit einer Reihe höchst fragwürdiger Wenn-und-Aber-Vorschläge. Auf der einen Seite warnt er vor einer „Vergesellschaftung des ganzen Theaterbetriebes unter Oberleitung einer staatlichen Zentralstelle". An so was dürfe man nicht denken. Warum denn nicht? Es müßte nur der rechte Staat und die rechte Zentralstelle sein. Auf der andern Seite schwärmt Epstein von der Sozialisierung des Theaters und versteigt sich dabei zu der kühnen Behauptung: „Wo ein rein genossenschaftlicher Betrieb erfolgt, kann von festen Entlohnungen keine Rede sein. Alle Teile sollen von der Stärke ihrer Leistungen abhängen." Zwei Zeilen tiefer dagegen dekretiert er bereits: „Von der gesamten Einnahme sind zunächst zehn Prozent an den Verfasser abzuliefern. Es darf nicht länger gestattet werden, daß viele Autoren mit weniger als diesem Satz zufrieden sind. Auch mehr soll keiner bekommen." Erkläret mir, Graf Derindur . . .

Zuguterletzt stellt Herr Epstein einen Phantasie-Etat für ein berliner Schauspiel-Theater mit 600 000 Mark Jahresein-

nahmen auf, wobei er die Sommermonate ohne nähere Begründung außer Betracht läßt) und verteilt diese 600 000 Mark großmütig nach folgendem famosen Schlüssel:

Hausmiete	145 000
Autoren	60 000
Reklame	20 000
Fundus	20 000
Sparfonds	20 000
Mitgliedergagen	240 000
Direktor	60 000

Die Addition ergibt nicht 600 000, sondern 605 000 Mark. Aber weiter, glaube ich, läßt sich gegen diesen salomonischen Schlüssel nichts einwenden, außer daß er ganz und in jedem Posten aus dem alten kapitalistischen System heraus gedacht ist, und daß sich daher jede ernsthafte Diskussion darüber von selbst verbietet. Immerhin führt er uns mit dankenswerter Deutlichkeit gleich an den Angelpunkt jeder wirklichen Reform der Bühne. Wie entstanden und wodurch krankten bisher die meisten unsrer Theater? Durch die vorwiegend kapitalistische Beziehung zwischen Grundstücks- und Hausbesitzer auf der einen und Theaterunternehmen auf der andern Seite. Und es muß offen ausgesprochen werden: selbst die Städte und Staaten haben, wo sie Theater gründeten oder unterhielten, die Berührung mit diesem kapitalistisch-unternehmerischen Charakter des modernen Theaters nie ganz zu verleugnen vermocht. (Man denke etwa an die berüchtigte Gründungsgeschichte des Prinzregenten-Theaters!) Solange aber Grundstücke und Hypothekenzinsen in der Kunst ein gewichtiges Wort mitzusprechen haben, verbleibt auch der verstaatlichten oder verstadtlichten Bühne ein schlimmer „Erdenrest, zu tragen peinlich".

Jedes auch noch so kleine kapitalistische Rudiment wird immer aufs neue ein Herd für die Korruption und Vergiftung der ernsten Kunst durch materielle Neben-Interessen werden. Darum erwarte ich auch das wahre Heil nicht von der bloßen Sozialisierung, die durch die Uebertragung des Risikos nur noch weit mehr als bisher die Lasten auf die Schultern der Schwachen wälzen würde, sondern einzig und allein von der gänzlichen Entkapitalisierung der seriösen Bühne. Alle Theater durch das Volk — alle Theater für das Volk: das ist die einzige Reform, an deren Durchführung wirklich sämtliche beteiligten Faktoren: Direktor, Darsteller, Autoren, Presse und Publikum wahrhaft interessiert sind oder sein sollten! Eine einzige Gruppe vielleicht ausgenommen: die Hauseigentümer — aber der mißt grade Herr Epstein wohl doch eine etwas gar zu große Bedeutung für das Kunstleben der Zukunft bei.

Wie ich mir diese Reform denke? Nun, sehr einfach. Nach gutem alten griechischen Muster: durch Besteuerung! Der Bürger entrichtet seinen Obolus nicht, wie bisher, an die Theaterkasse,

sondern von vorn herein an die Gemeinde- oder Staatskasse. Dafür ist ihm der Besuch der ernsten Kunststätten von Staats wegen unentgeltlich zu gewähren. Ich sage ausdrücklich: der ernsten. Denn diese sollen und müssen vor allem dem erniedrigenden, schmachvollen, ausbeuterischen, Geist, Können und Charakter unterhöhlenden Tagesbetrieb entzogen werden. Zum Segen der Kunst: denn Kunst will Respekt; Respekt aber setzt Distanz voraus, Distanz, die nur entsteht, wenn man sich nicht tagtäglich nach Lust und Laune für fünf Mark ebenso leicht den ‚Kaufmann von Venedig' wie die ‚Czardasfürstin' erstehen kann. Zum Heile der Künstler: denn so unnötig, ja verbrecherisch es ist, daß ernste Bühnen täglich zu spielen gezwungen sind, so überflüssig ist der Massenverschleiß ernster oder ernstseinwollender Kunst, mit der von den Verlegern gegenwärtig der Markt überschwemmt wird.

Askese und Auslese: so heißt auch hier der einzig mögliche Rückweg zur Gesundung der Kunst. Solange aber der Zukunftsstaat nicht für alle an der Schöpfung und Wiedergabe ernster Kunst tätigen Menschen (und wieviele sind es denn in Wahrheit!) genug übrig hat, um sie von vorn herein aller wirtschaftlichen Sorgen und damit der erniedrigenden, sinnlosen Tagesfron zu entheben, mit einem Wort: solange das seriöse Theater nur an einem einzigen Endchen mit dem Begriff „Geschäft" verknüpft bleibt — so lange bleibt auch jede noch so gut gemeinte Reform der Bühne eitel Stückwerk und Stümperei!

Ein Wort noch, ein kurzes, zum Thema ‚Direktor'. Im Zukunftsstaat des Herrn Epstein ist ihm kein leichtes Los beschieden. Sobald er sich „abgenützt" hat (nach Herrn Epsteins Meinung: in wenigen Jahren), wird er spartanisch rücksichtslos in den Taigetos geworfen und durch einen unverbrauchten Nachfolger ersetzt. Nicht klar geworden ist mir, ob diese Abnützungs-Theorie des Herrn Epstein sich nur auf die armen Theaterdirektoren (die sich übrigens viel langsamer „abnützen" werden, sobald sie nicht mehr Regisseure, Dramaturgen und Bankdirektoren in einem zu sein brauchen), oder auch auf andre Berufszweige, zum Beispiel: auf ausgeschriebene Schriftsteller erstreckt. Wiederum ist dem Theaterdirektor des Epsteinschen Zukunftsstaates noch immer das recht stattliche Jahreseinkommen von — 60 000 Mark reserviert. Das scheint mir, halten zu Gnaden, mit dem Begriffe ‚Sozialisierung' nicht ganz vereinbar. Ich denke, „die Teile sollen von der Stärke ihrer Leistungen abhängen"? Meine Phantasie vermag sich leider keine Leistung eines Theaterdirektors vorzustellen, er sei der hervorragendste Regisseur und Dramaturg, die in einer gerecht reformierten Bühnenwelt mit 60 000 Mark nicht gewaltig überzahlt wäre; selbst wenn er an 364 Abenden des Jahres die Wiederholungen der ‚Gulaschkanone' zu beaufsichtigen hat.

Das alles, verehrter Herr Epstein, ist eben immer noch kapitalistisch gedacht im alten, schlechten Sinne des Wortes! Alle,

die im Beruf des Theaterleiters wirklich eine künstlerische und kulturelle Mission — und weiter nichts — erblicken, also alle wahrhaft Berufenen, werden vollauf zufrieden sein, wenn ihnen das Jahreseinkommen etwa eines hohen Staatsbeamten gewährleistet ist, dafür aber der Weg zur Position eines Theaterleiters künftig nicht mehr von den Beziehungen zum Präsidium des Deutschen Bühnenvereins und dem Nachweis genügenden Kapitals, sondern einzig und allein vom Befähigungsnachweis abhängen wird!

Wiener Notizbuch von Alfred Polgar

Ueber Wien hängt eine schwere Wolke. Schwefliches Licht zuckt in ihrem Grau, die Ränder sind rotgesäumt.

Es endet, wie's enden mußte.

Oder hatte irgendwer geglaubt, der himmelhoch gehäufte Unflat des Krieges würde in ruhiger Arbeit wieder abgetragen und, mit Beobachtung hygienischer Vorsichten, in die Senkgrube des Vergessens geschüttet werden?

Fäulnis und Zerstörung liquidieren die große Zeit.

Die lustige Kriegslegende ging, daß die Millionen Hingeschlachteter höchst zufrieden wären, als Dünger für eine bessere Zukunft der Uebrigbleibenden faulen zu dürfen.

Aber die Toten sind nicht so gemütlich. Die Toten rächen sich.

Sie kreisen ein, sie belagern, sie schneiden den Seelen die Hoffnungszufuhr ab.

Die Lebenden fühlen das Walten der Geistesfeme: ihr schuldbeladenes Herz friert vor Angst und Grauen. Eng beieinander hocken sie, suchen Schutz in der Gemeinsamkeit ihrer Furcht, kriechen unter das wenig wetterdichte Schutzdach eines Fatalismus, den die Not improvisiert hat.

*

Das will heißen: die wiener Kaffeehäuser sind voll wie niemals zuvor. Sie waren immer die Zentren des wiener Lebens, jetzt sind sie die Zentren der wiener Todesangst.

In Zeiten wie diesen ist die Ausdünstung des Nebenmenschen ein nervenstärkendes Fluidum. In der Heißluft erregten Geschwätzes lindert sich ein wenig das seelische Unbehagen; und wenn zwei oder mehrere miteinander schlottern, gibt das immerhin ein beruhigendes Geräusch.

Die Zeitungen sind sehr lebhaft. Von dem heftigen Licht der jähen neuen Freiheit entzündet, sieht das donauwasserblaue Auge der öffentlichen Meinung jetzt ganz blutunterlaufen aus. Furchtbar ist sein Geblinzel. Die servilsten Mistblätter, die vierundeinviertel Jahre dem Hof und der Generalität hündisch den Krieg apportiert haben, tummeln sich jetzt republikanisch. Die lumpigsten Kerle, die ihr redlich Pätzchen zu der riesigen, erstickend über die Erde rollenden Kugel aus Blut und Dreck beige-

tragen, schreien jetzt nach dem Gericht für die Schuldtragenden am Kriege.

Endlich darf die Kanaille Jene, von denen sie kanailliert worden, en canaille behandeln!

*

Auch die wiener Literaten sind durch die Ereignisse ziemlich aus dem Gleichgewicht geraten.

Ein paar von ihnen halfen Rote Garden organisieren.

Daß sie es ernst meinen, ist kein Zweifel. Auch nicht, daß sie bereit sind, für die Sache zu sterben. Die in ihren Nerven und Muskeln akkumulierten Kräfte guter Nahrung wollen sich in einer Tat für die Niemals-Satten ausgeben.

Neidische Ohnmacht-Menschen sagen: es ist eine Flucht vor dem dämmernden Bewußtsein literarischer Impotenz, die die Schriftsteller auf Barrikaden treibt; es ist Angst vor dem Leise-Werden ihres Ichs und Namens, die sie in die Lautheit der Straße stürzen läßt.

Das dürfte nicht stimmen. Zweifelhaft scheint aber, ob die im Irrgarten der Aktivität umhertaumelnden literarischen Kavaliere von den Ideen des Zeitgeschehens hingerissen sind oder nur von seinem Rhythmus.

Nicht mitzuhassen, auch nicht mitzulieben: mitzuskandieren bin ich da.

Da war der Altenberg ein andrer! Indes die Welt einstürzte, schrieb er ruhig seine kleinen Dichtungen über ideale Hautcreme, über Hotelstubenmädchen, Schlaf- und Abführmittel.

Redlicher Peter! Weiser Peter!

*

Allenthalben verschwand nun aus dem Bild der Stadt das K. k. und K. u. k. Die Hoflieferanten verklebten mit schamvollem Papier ihre sonst in Goldlettern hinprunkende Würde. Und wie ins Herz geschossen stürzten die bronzenen, hölzernen, gipsenen Doppeladler von Hausfassaden und Firmenschildern pflasterwärts oder verschwanden hinter Tuchkapuzen. Welch ein Massensterben unter dem königlichen Geflügel, das in Klauen die gekräuselten Spruchbänder hält mit der Inschrift: Indivisibiler ac insparabiliter.

Heute gilt: Gar kein Vogel in der Hand ist noch immer besser als ein Doppeladler auf dem Dach.

*

Als der Krieg losknatterte, fielen im ersten Schreck die französischen Texte von den Geschäftslokalen Wiens, die ‚maisons‘, die ‚modes et robes‘ und dergleichen. Dann stand nirgends mehr: ‚english spoken‘. Es kam auch der Tag, an dem die italienischen Geschäfte sich schleunigst in posados espagnolas‘ verwandelten. Und schließlich geschah ein großes Unsichtbarmachen der ‚american bars‘ und ‚american shoes‘. Die Streifen und Sterne verkrochen sich hinter graues Packpapier.

Jetzt wurde, als Schlußeffekt, alles Oesterreichische gestrichen, abgetragen, überklebt.

So sind wir, per negationem, kosmopolitisch geworden.

*

In den ersten Tagen des neuen Deutschoesterreich gab es bekanntlich einen mächtigen Kokardenrummel.

Muntere Knaben und Mädchen, des Scherzes froh, verlangten von Soldaten und Offizieren, daß sie die Kokarde mit den kaiserlichen Initialen von der Kappe nähmen.

Die Militärs taten ihnen den Gefallen. Auch die hohen. Auch die höchsten.

Und dies war nun gewiß das Vernünftigste, was sie tun konnten.

Aber wenn man sich entsinnt, wie diese einsichtigen und konziliauten Generale hart und unnachgiebig darauf geachtet, daß die Andern die beschworene bedingungslose „Treue bis in den Tod" hielten zu Lande, zu Wasser und in den Lüften, wie pflichtbewußt und großzügig sie einsperren, hängen und füsilieren ließen, wo jene Treue schwanken wollte, wie fest und mutig sie auf dem obligatorischen Heroismus der Untergebenen bestanden . . . !

Es hat kein oesterreichischer General den Heldentod auf der Ringstraße erlitten.

Sondern, als es hieß: Herunter mit der Kokarde! --

„da griff er erst nach der Kokarde
und dann nach seinem Kopf."

Nach der Kokarde, um sie herunterzunehmen, nach dem Kopf, um ihn oben zu behalten.

Kirdorf von Alfons Goldschmidt

Am achten April 1917 ist Emil Kirdorf siebzig Jahre alt geworden. Geheimer Kommerzienrat, Generaldirektor der Gelsenkirchner Bergwerks-Aktiengesellschaft, Beherrscher des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats. Aufsichtsrats-Mitglied des Schaafhausenschen Bankvereins, der Disconto-Gesellschaft, des Stahlwerkverbandes, der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken, der Norddeutschen Bank in Hamburg, der Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerk A. G. und andrer Gesellschaften. Ein Magnat, ein Industrie-Magnat kleiner Statur, aber großen Formats.

Die Anfänge dieses Mannes habe ich in Gelsenkirchen, meiner Geburtsstadt, gesehen Die berußte Villa im kleinen Hügelpark, nah einem Tümpel, auf dem die Töchter schon wie Fürstinnen Schlittschuh liefen. Die berußte Villa neben den Schornsteinen, den Fördergerüsten, der schwarzen Arbeiterstraße. Kirdorf: das war schon damals die Kohlengewalt, die Eisengewalt, die Hoffnung der Schwerindustrie. Mitten drin, im Herzen der Erde mit der roten Kruste und dem schwarzen Inhalt, im Newcastle Deutschlands stand das Haus. Heute wohnt der Mann fern von den Förderkörben, den Seilbahnen, den blakenden Koksöfen, den schwarzen Arbeiterstraßen. Er wohnt im ‚Streithof' bei Mülheim an der Ruhr, im Walde, in Beschaulichkeit, in Ozonduft, um-

geben von Blumen, Nadelholz und Stille. Ganz zu Anfang war er Seidenschwengel in Krefeld. Der Vater hatte eine Weberei zu Mettmann in Westfalen. Mettmann in Westfalen — das ist: Pumpernickel, Mettwurst, Schinken, Gaumensprache, Bauernderbheit, herbe Frömmigkeit. Zu Mettmann in Westfalen muß man Mittag gegessen haben: dicke Bohnen mit Speck; darüber geht nichts. Also zu Mettmann in Westfalen hatte Emil seine kurzen Hosen. Der Vater schickte ihn in das Stammgewerbe: in die Tücherei. Aber er blieb nicht lange bei Vaters Fäden. Der Bruder Adolf, der später den Aachener Hüttenverein dirigierte, sprang in die zukunftsreiche Montan-Industrie, Emil sprang nach. Emil wurde Direktor der Zeche ‚Holland' in Wattenscheid. Kennt Ihr Wattenscheid? Wattenscheid liegt neben Gelsenkirchen. Wattenscheid war in meiner Jungenszeit ein verkrümelter Ort, halb Arbeiterkolonie, halb Kleingeschäftsstädtchen. Die Rauchfahnen der Zechen flatterten bis Wattenscheid. Auch in Wattenscheid habe ich dicke Bohnen mit Speck gegessen. Ueberhaupt dieses Westfalen. Den ganzen Krieg hindurch habe ich mich hingesehnt zu dem Pumpernickel, den dicken Bohnen mit Speck, dem dick geschnittenen Schinken, dem Graubrot, den herrlichen Arbeitern, den schwarzen Diamanten, den Förderkörben, den Koksöfen, den Schornsteinhainen, den berußten Häusern, den Gaumenlauten, der herben Gemütlichkeit, der Gradheit. Und jetzt denke ich an die Furchtbarkeiten, die Wetterschläge in den Bergwerken, die Streiks, den entsetzlichen Belagerungszustand, die provozierenden Bergherrndroschken, die Schinderei der Geduckten in den Stollen, die blau gesprenkelten Elendsgesichter, die Massenhäuser, die Jammergärtchen der Arbeiterfamilien, die Menninge-Lungen, die Kohlen-Lungen, das Aufschlucken der Miasmen ohne Exhaustoren. Es war eine furchtbare Zeit, eine Zeit aufkeimender Sozialerkenntnis, eine Zeit beginnenden großen Mitleidens mit den Armen. Den Armen, die, in Stuben gepferdcht, Kartoffeln mit Salz und Brot mit etwas Fett aßen, deren Kinder barfuß liefen und für den Einsegnungstag mit Ramschware beschummelt wurden.

Das hat Emil Kirdorf organisiert. Er war einer der Hauptbenutzer, der Hauptherren, schließlich der Oberherr dieser Welt. Ein Mann großen Formats, großen Industrieformats, großen Organisatorenformats, aber ohne Sozialherz. Ein Verbandsmann, ein Knüppelmann, ein Stirnmann, ein Mann mit folgerichtiger, gradliniger Kapitalsbrutalität. Den langen Möller, den Preußenminister, hat er schön stehen lassen. Angefaucht hat er ihn und dann kurz Kehrt gemacht. Er hat immer angefaucht, wenn ihm etwas nicht in den Kram paßte, wenn etwas nicht in den Westfalenschädel wollte. 1909 hat er die Mollusken des Hansa-Bundes angefaucht. Dieses Mischmaschs, dieser Rießerei, dieser kläglichen Heterogenität, dieses jämmerlichen Brückenversuchs. Kirdorf ist mein Feind, Rießer liebe ich nicht: aber was ist dieser Rießer gegen Kirdorf! Rießer lispelt, Kirdorf faucht. Rießer ist nationalliberal, Kirdorf denkt nicht daran, liberal zu sein. Kirdorf ist ein Eisenknüppelmann, ein erkennbarer, ein faßbarer Feind, ein Feind mit herausgestellter Front. Im Kriege noch hat er die Regierung zum Abrücken von den Arbeiterorganisationen aufgefordert. Er hat die Kathedersozialisten verhöhnt, er hat immer seinen Industrie-Imperialismus offen bekannt.

Kirdorfe dürfen nicht mehr sein. Kirdorfe müssen kontrolliert werden, die Arbeiter müssen sie kontrollieren, sie dürfen höchstens Beauftragte sein. Aber Kirdorfe haben nicht nutzlos gelebt. Sie haben die Gefahren des Großkapitals aufgezeigt, die Herrengefahren, sie haben

uns die Front gewiesen. Sie sind nicht feige gewesen, sie haben zum Kampf herausgefordert. Nun haben sie den Kampf, in dem sie unterliegen werden. Auch der radikalste Sozialist wird jedem Feinde danken. Denn der Feind ermöglicht ja den Sozialismus. Er ermöglicht ihn, während die Durchrutscher, die Wirtschaftssophisten, die Sozialverlogenen, die Jammergestalten des Hell-Dunkels den Kampf scheuen. Sie sind die Gefährlichern.

Zwei Erschlagene von Kaspar Hauser

Märtyrer . . .? Nein.
Aber Pöbelsbeute.
Sie wagtens. Wie selten ist das heute.
Sie packten zu, und sie setzten sich ein:
sie wollten nicht nur Theoretiker sein.

Er: ein Wirrkopf von mittleren Maßen,
er suchte das Menschenheil in den Straßen.
Armer Kerl: es liegt nicht da.
Er tat das Seine, wie er es sah.
Er wollte die Unterdrückten heben,
er wollte für sie ein menschliches Leben.
Sie haben den Idealisten betrogen,
den Meergott verschlangen die eigenen Wogen.
Sie knackten die Kassen, der Aufruhr tollt —
Armer Kerl, hast du das gewollt?

Sie: der Mann von den zwei Beiden.
Ein Leben voll Hatz und Gefängnisleiden.
Hohn und Spott und schwarz-weiße Chikane
und dennoch treu der Fahne, der Fahne!
Und immer wieder: Haft und Gefängnis
und Spitzeljagd und Landratsbedrängnis.
Und immer wieder: Gefängnis und Haft —
Sie hatte die stärkste Manneskraft.

Die Parze des Rinnsteins zerschnitt die Fäden.
Da liegen die Beiden am Hotel Eden.
Bestellte Arbeit? Die Bourgeoisie?
So tatkräftig war die gute doch nie . . .
Wehrlos wurden zwei Menschen erschlagen.

Und es kreischen Geier die Totenklagen:
Gott sei Dank! Vorbei ist die Not!
„Man schlug", schreibt Einer, „die Galizierin tot!"
Wir atmen auf! Hurra Bourgeoisie!
Jetzt spiele dein Spielchen ohne die!

Nicht ohne! Man kann die Körper zerschneiden.
Aber das Eine bleibt von den Beiden:

Wie man sich selber die Treue hält,
wie man gegen eine feindliche Welt
mit reinem Schilde streiten kann,
das vergißt den Beiden kein ehrlicher Mann!

Wir sind, weiß Gott, keine Spartaciden.
Ehre zwei Kämpfern!
Sie ruhen in Frieden!

Antworten

Naives Gemüt. Von den berliner Zeitungen ist die ruchloseste die Deutsche Zeitung, die unverfrorenste die Deutsche Tageszeitung, die schäbigste die Tägliche Rundschau des völkischen Ueberschmocks Hussong. Diese Eigenschaften und alle schlechten, die es etwa noch sonst gibt, vereint der Berliner Lokalanzeiger mit einer gigantischen Dummheit zu dem abscheulichsten Gestank, der aus irgendeiner deutschen Annoncenplantage gen Himmel steigt, verpestend alles schon Errungene. Heut nur die Probe von einem gelinden Gerüchlein. „Auf Eisners Veranlassung ist Frau Durieux zunächst für vier Monate in der laufenden Spielzeit vom Nationaltheater verpflichtet worden, was vom Publikum und der Kritik als eine recht ausgefallene Sache angesehen wird. Eisners eigenmächtige Einmischung in die Theaterangelegenheiten wird überhaupt als sehr mißlich empfunden." Frau Durieux ist eine Schauspielerin, wie in München, außer der siebzigjährigen Marie Conrad-Ramlo sicherlich keine existiert; und der münchner Theaterfreund könnte Eisner höchstens den Vorwurf machen, daß die Abmachung nicht für zehn Monate gilt. Eisner selber ist ein Theaterkritiker, der so turmhoch über dem Niveau jeder Zeitungsleserschaft steht, daß man eigentlich nicht begreift, wie die Münchner Post ihn jemals hat halten und durchsetzen können. Wenn ein so prachtvoller Mensch und Meister meines, aber nicht allein meines Faches sich in die Angelegenheiten des Staatstheaters mischt — wozu er als Ministerpräsident das Recht und die Pflicht hat — so werden diese sauberer und schöner, und der Aerger der Pfuscher, Gschaftlhuber und Schmutziane ist begründet und groß genug, um sie ein Sprachrohr finden zu lassen, das bis Berlin bläst. Solange Wilhelm der Zweite, der nichts verstand, sich in alles mischte, hat der Berliner Lokalanzeiger ehrfürchtig auf dem Bauche gelegen, teils außerdem, teils weil der Oberste Kriegsherr als solcher die Schwerindustrie beschirmte, die das Blatt in der Zimmer-Straße aushält, die es schon jetzt dafür bezahlt, daß es den Revanchekrieg propagiert. Kurt Eisner ist Pazifist, Tilla Durieux die Gattin eines Pazifisten, und für die infame Geschäftsstörung, die diese Menschengattung den frisch-frohen Kriegsgewinnlern der Vergangenheit und der Zukunft zufügt, ist das bißchen Anpöbelung in der Nachrichten-Ecke gradezu eine christliche Rache.

Oberst Buddecke. In dieser respektlosen Zeit nimmt man sich heraus, sogar einen Oberst nicht mehr zu siezen, geschweige denn in der dritten Person anzureden. Ergo, wie mein verflossener Theobald Tiger, jetzt Kaspar Hauser wahrscheinlich singen würde: Liegst du dem Schifflein gleich im stillen Hafen, indes der Aufruhr durch die Lande tobt? Du predigst immer noch vom deutschen Siege, vom Militär als aller Tugend Wiege — wers gloobt! Aber da du sicherlich keine Verse verstehst, so muß ich dir auf lokalanzeigerisch sagen: Wir wollen dich und deinesgleichen nicht mehr. Nie, niemals mehr! Zwei Monate nach der Revolution wagst du von dir zu geben: „Wir sind auch heute noch fest davon überzeugt, daß uns bitter unrecht geschehen ist und dauernd geschieht . . . Wir hatten keine Eroberungsabsichten . . . Moralisch haben wir diesen Krieg gewonnen." Ist das die Möglichkeit! Dein Kriegspresseamt ist dahin — so folge ihm nach! Vorüber ist, Oberst, die schöne Aera, wo man, reklamiert, abkommandiert und dekoriert, den unermeßlich vertrauensseligen Deutschen die Hucke voll lügen konnte. Aber du willst durchaus nicht, daß diese Aera vorüber sei. Du steckst den Kopf in den Sand. Du beginnst schon wieder, wenn auch noch zaghaft, die Melodie zu pfeifen, daß die Andern vielleicht bald unterein-

ander zerfallen werden, und daß womöglich am Ende . . . Für dieses dein optimistisches Vielleicht haben Millionen Deutsche in den Tod gehen müssen, für dieses Vielleicht haben sie gehungert, gefroren, geblutet und sind elendiglich ertrunken. Du sprichst vom Ausland. Was weißt du vom Ausland? Was in jenen famosen Auszügen aus der Auslandspresse stand, die teilweise nicht einmal schwindelten, sondern einfach jede wahre Mitteilung lautlos unter den Tisch fallen ließen. Glaubst du noch immer, die Revolution sei nur eine Aenderung, wie eure Aenderungen alle waren: andre Etiketts auf die alten Flaschen? Höre, Oberst: Es wird in furchtbar schmerzhaften Krämpfen eine neue Epoche, und in dieser, für diese ist deinesgleichen nicht zu gebrauchen. Ist Keiner zu gebrauchen, der erklärt: „Der Krieg ist nicht aus der Welt zu schaffen!", und der das erklären muß, weil er ohne Krieg keine Existenzberechtigung mehr hat. Aber es gibt für Menschen überhaupt nur eine Aufgabe, einen Daseinszweck, einen Lebensinhalt: den Krieg aus der Welt zu schaffen. Wie blähst du dich auf? „Die Welt hat vor uns gezittert!" Aber erstens hat sie sich das bald abgewöhnt und hat gelacht über uns, weil sie erheblich besser als wir das Kalkül im Kopf hatte; und zweitens: die Periode, da ein Volk vor dem Nachbarvolk oder gar die Welt vor einem Volk zitterte, wird nächstens derselben Vergangenheit angehören, der Ihr heute schon angehört. Wir wollen nie mehr was von euch wissen. Fahrt alle miteinander zur Hölle, die euch schmoren möge, daß euch die Lust vergeht, sie uns je wieder auf Erden zu bereiten.

Hans D. Sie senden mir zur Kenntnisnahme den ‚Geistigen Arbeiter', eine ‚Zeitschrift mit Bildschmuck für die akademische Welt'. Erster Satz des Programms: „In den Rahmen der Zeitschrift fällt: Eintreten für den Gedanken der deutschen Einheit unter Zurücksetzung jeder Parteipolitik." Wenn ich schon höre: parteilos. Und richtig! auf Seite Zwei wird aus einer Zentrumszeitung zitiert: „Die katholischen Rheinländer wenden sich ab von Berlin, sie revidieren ihre preußischen Gefühle, und sie tun recht daran. Aber haben wir denn ein so großes Interesse daran, von berliner Bolschewisten, Juden und likörduftenden Kultusministern regiert zu werden? Können wir nicht die sogenannte Reichshauptstadt sich als Judenrepublik ‚konsolidieren' lassen — was ist uns Berlin?" Das wird mit Wonne und tendenziös zitiert, aber beileibe nicht mit der Tendenz, Parteipolitik zu treiben, i Gott bewahre. Dieses Blatt haben Professoren in die Welt oder wenigstens in die akademische Welt von ostpreußisch Königsberg gesetzt. Professoren haben allen Grund, jetzt zu schweigen. Sie haben sich mit ihren felsenfesten und jeweils der Fakultät angepaßten Gutachten für den preußischen Militarismus so elend blamiert, daß kein denkender Deutscher ihnen fürderhin noch ein Wörtchen glaubt, das sich mit andern Dingen als ihrem Fache befaßt.

Wilhelm Ehlers. Sie beschweren sich in einer Ausführlichkeit, der meine Raumverhältnisse nicht gewachsen sind, über den heillosen Zustand des Theaters von Bromberg und behaupten, daß irgendetwas geschehen müsse. Selbstverständlich muß irgendetwas geschehen, in Bromberg, in Breslau, in Berlin. Und was? Das Theater muß von der Beherrschung durch den Bürger befreit werden. Dabei ist mir „Bürger" nicht etwa eine wirtschaftliche Erscheinung, sondern diejenige Gattung Mensch, der Deutschland den Hauptteil seines Elends verdankt: diejenige Gattung Mensch, die dreißig Jahre vor Wilhelm dem Zweiten herumgekrochen ist, um Titel und Orden zu erhaschen; die kritiklos in diesen herrlichen Krieg getaumelt ist, in diesem herrlichen Kriege getaumelt hat; die auch jetzt an nichts andres denkt als daran, wie man

die Pinke rette. Habt Ihr etwa kein Mittel gegen die so verstandenen Bürger? Boykottiert ihre Gauklerbuden! Setzt sachverständige und saubere Menschen zu Kunstrichtern ein! Schafft ihnen Presse-Organe, die den Mut ihrer Meinung haben! Helft! Arbeitet! Verjagt die schwarz-weiß-rote Zipfelmütze des Bürgers aus den Musenhainen, wo er den Grazien doch nur unter die Röcke guckt, die sein Schamgefühl verlangt hat. Packt ihn entschlossen an, diesen Bürger! Tut Ihrs nicht, so werdet Ihr niemals seine bezahlten Kreaturen los: Theaterdirektoren, wie Sie sie beschreiben, Kritiker, wie ich sie oftmals beschrieben habe, und alles, was leider drum und dran hängt.

K. H. Sie schreiben mir: „Sachlich unrichtig und politisch wie national höchst gefährlich ist es, wenn Georg Metzler in Nummer 2 die ganze Kriegsschuld restlos dem alten Deutschland aufbürdet. Versenken Sie sich doch nur einmal in den Suchomlinow-Prozeß!" Die „ganze" Kriegsschuld und „restlos": das scheint mir aus dem Aufsatz nicht zwingend hervorzugehn. Metzler redet mit äußerstem Nachdruck von Deutschlands Schuld: aber wenn Sie ihn fragen, ob er denn alle übrigen Staaten völlig freispricht, so wird er wahrscheinlich verneinen. Ihrem Brief entnehme ich wieder, wie nötig es ist, daß wir endlich umlernen. „Politisch wie national höchst gefährlich" ist nur dies Eine: nicht die Wahrheit zu sagen. Soweit also Deutschland am Kriege Schuld hat, ist es geboten, Das einzugestehn, ganz gleichgültig, ob es uns schadet oder nicht. In einem höhern Sinne und auf längere geschichtliche Zeiträume angesehen, wird es uns nützen. Sie behaupten ja aber freilich, daß Metzlers Feststellungen „sachlich unrichtig" sind, und raten mir, mich in den Suchomlinow-Prozeß zu versenken. Darauf könnte ich Sie ersuchen, sich in die gesamte schweizerische und amerikanische Kriegsschuld-Literatur zu versenken. Ich frage statt dessen: Haben Sie über den Suchomlinow-Prozeß was andres gelesen als das Zeug, das auf Diktat feiler Söldner des alten Systems zusammengelogen worden ist? Der Suchomlinow-Prozeß ergab mit unanfechtbarer Klarheit nicht nur, daß der Zar den Krieg nie gewollt, ihn immer verabscheut und mit flehentlichen Gebärden bei Wilhelm abzuwenden versucht hat, sondern sogar, daß er gegen eine Mobilmachung gewesen ist. Die einmal befohlene zu widerrufen, haben Kriegsminister und Generalstabschef ihn gehindert, die als militärische Techniker hierzu berufen waren. Mobilmachung ist eine Art von Versicherung. Diese Vorsichtsmaßregel wurde von Deutschland ohne Not mit Ultimatum und Kriegserklärung beantwortet. Also: auch der Schwindel, der mit dem Suchomlinow-Prozeß getrieben wird, hält keiner ernsthaften Prüfung stand; grade dieser Schwindel charakterisiert das alte Regime. Um erfahren zu haben, was dieses Regime an Fälschungen und Verschleierungen ungestraft leisten durfte, dazu braucht man garnicht, wie ich, eine aufrichtige Wochenschrift zu machen — es genügt ein einziger Blick in Kurt Mühsams verdienstliche Broschüre ‚Wie wir belogen wurden'. Im übrigen bin ich immer bereit, mein Unrecht zu bekennen, sobald ich überzeugt worden bin, und Georg Metzler ist nicht minder bereit. Ueberzeugen Sie uns!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

9. November und 19. Januar

von Ludwig Jurisch

Durch das Sprachrohr des freiesten aller Wahlsysteme hat sich das deutsche Volk am neunzehnten Januar zu der Umwälzung des neunten November vernehmen lassen. Wer es allerdings durch die Revolution wie durch einen Zauberstab verwandelt glaubte, sieht sich getäuscht; so oder so ähnlich wäre, das Verhältniswahlrecht vorausgesetzt, das Ergebnis wahrscheinlich auch gewesen, wenn sich nie ein neunter November mit Frakturschrift den Tafeln der Weltgeschichte eingeprägt hätte. Aber für die Revolution hat sich das deutsche Volk durch die Wahlen mit erfreulicher Entschiedenheit erklärt; die Unabhängigen, die die Revolution gemacht haben, soweit Revolutionen überhaupt gemacht werden können, die Mehrheitssozialisten, die sie mitgemacht, und die Demokraten, die sie vom ersten Augenblick an begrüßt haben, lassen mit der Gesamtheit ihrer Stimmen und Sitze die andern, verschämt oder unverschämt revolutionsfeindlichen, Parteien weit hinter sich. Durch den Wahlausgang hat die Revolution erst die Weihe erhalten, deren sie für den Spießbürger nun einmal bedarf; sie ist „gesetzlich", ist „legitim" und ist sogar, da Volkes Wille als Gottes Wille angesprochen wird, „gottgegeben".

Aber ist die Mehrheit für die Revolution da: die Mehrheit für den Sozialismus fehlt. Denn da der berliner Handlungsgehilfe, der die demokratische Liste erkor, vorläufig noch ebenso ein Gegner der Vergesellschaftung der Produktionsmittel ist wie der ostelbische Großgrundbesitzer, der deutschnational stimmte, oder der oberbayrische Bauer, der — immer mal wieder — Zentrum wählte, so hat der Sozialismus die Schlacht verloren, wenn der Satz, daß dieser Wahlkampf die klare Entscheidung zwischen zwei unvereinbaren Weltanschauungen: Hie Kapitalismus! Hie Sozialismus! bedeutete, wortwörtlich zu nehmen ist. Was also tun? Auflösen und von dem schlecht unterrichteten Volk an das besser zu unterrichtende Volk appellieren? Auflösen und auf der Grundlage des dann erst auszubauenden Rätesystems weiter arbeiten? Noch einmal Demokratie oder jetzt Diktatur? In jenem Falle folgen dieselben Wählermassen der Werbetrommel derselben Parteien in kaum veränderter Stärke, höchstens, daß die Sozialdemokratie inzwischen durch einen neuen Spartacusputsch Haare läßt und Stimmen einbüßt und die sozialistische Mehrheit in noch weitere Fernen rückt; in diesem Falle beraubt sich Deutschland der Verhandlungsfähigkeit mit den Gegnern, denn ob die Abneigung der Entente gegen die A.- und S.-Räte den französischen und englischen Generalen erst von dienstwilligen Helfershelfern der deutschen Reaktion eingeblasen ist oder nicht: einer bolschewistischen deutschen Republik zeigen die siegreichen Westmächte ganz gewiß die kalte Schulter. Lebensmittelnot, Rohstoff-

mangel und Arbeitslosigkeit aber verbieten uns den Luxus, um Verfassungsfragen willen die Friedensfrage in den Rauchfang zu hängen. Es schmeckt bitter, aber es ist nun einmal so, daß wir uns wegen der Tapetenfarbe unsres Zimmers nicht den Schädel einschlagen dürfen, solange ein Fremder in diesem Zimmer Herr ist und gar die Füße auf unsern Tisch legt.

Nur zager Kleinmut aber sieht in jeder Nationalversammlung mit nichtsozialistischer Mehrheit von vorn herein den Totengräber der Revolution. Wenn sich Mehrheitssozialisten und Unabhängige zusammenschließen — und das ist bedingungslos die Voraussetzung jeder fruchtbaren Zukunftsarbeit! —, so hat die neue, nein! die alte sozialdemokratische Partei, die von einst, in dieser Konstituante nicht ganz, doch fast die Mehrheit. Zehn oder zwanzig Sitze weniger als die absolute Majorität aber bedeuten moralisch weit mehr als das nur Zahlenmäßige von soundsoviel Dutzend Mandaten. Dazu hat die Sozialdemokratie als die Partei der Revolution und der ersten republikanischen Regierung eine besondere Schwerkraft, und sie braucht nur zu wollen, um in die etwas geflickten Segel der Demokratie so viel Sturm zu blasen, daß das Schiff der Verfassung, alle reaktionären Klippen meidend, mit rotem statt mit schwarzrotgoldnem Wimpel in den Hafen einläuft. Wollen allerdings muß sie, revolutionärer Wille gehört dazu, unbeugsamer, zielklarer, stahlharter Wille, nur ein Zehntel der dämonisch wollenden Kraft, die im Hirn eines Karl Liebknecht und einer Rosa Luxemburg lebendig war.

Nicht aber der Wille, der nach Weimar führt! Die Wahl dieses Tagungsortes wurde nicht durch das Kursbuch und nicht durch die Furcht vor Spartacus entschieden, bewahre, sondern soll ein weithin sichtbares Flammenzeichen sein. Erst die Entwicklung Deutschlands von Weimar nach Potsdam, von der Musenrepublik zum Exerzierplatz, jetzt die Rückentwicklung von Potsdam nach Weimar, vom Idol des Imperialismus zum Ideal der Humanität. Aber einmal werden die Foch, Clemenceau und Lloyd George ob solch billiger Sinnbildlichkeit nicht um einen Deut weichherziger und entgegenkommender, als sie schon sind, zum zweiten läßt sich das Rad der Entwicklung nur vorwärts, nicht rückwärts drehen, und zum dritten hat Weimar doch einen verzweifelt muffigen Beigeschmack. Wohl war es Sitz der Musenrepublik, Geistesschmiede unsrer klassischen Literatur und abseits aller schon damals beliebten Gamaschenknöpfigkeit Freistatt feiner Gesittung, aber auch, großes Dorf, in dessen Straßen das Gras wuchs und die Gänse schnatterten, ein Pfuhl des Hofklatsches und Geheimbderatdünkels, ein trostloses Nest der Kleinmeisterei und Spießbürgerei, ein Athen aus der Ferne und ein Abdera aus der Nähe betrachtet; selbst einem Schiller hing bisweilen der weimarer Zopf hinten, und Goethes Entwicklung läßt das Bedauern nicht zur Ruhe kommen, daß er nicht in einer

Stadt mit hohem historischen Wellengang wuchs und wurzelte, sondern eben in Weimar. Und in dieser Idylle der Enge, Begrenztheit und Betulichkeit, in dieser konterrevolutionärsten, weil philiströsesten aller deutschen Städte mit ihren dreißigtausend braven Bürgern soll, ohne Fühlung mit der gärenden Massenstimmung in den Riesenstädten, das Revolutionsparlament den Riß von Deutschlands Zukunft entwerfen! Und es ist doch wirklich ein Chor von phrygischen, nicht von Zipfelmützen, der dieser Nationalversammlung nottäte.

Oder hätte der Nationalkonvent von 1793 in einem verschlafenen, stillen Flecken weit hinten in der Provinz gleich Gewaltiges geleistet wie auf dem kochenden Vulkan von Paris?

Waffenstillstand und Friede von Peregrinus

Rotterdam, 19. Januar 1919

Ueber die Stimmung im Auslande ist der Deutsche, seitdem die Tageszeitungen nur den Neuigkeiten der innern Politik Raum geben, sehr schlecht unterrichtet. Wäre er besser unterrichtet, so würde er die außenpolitische Lage des Reichs weit weniger hoffnungslos beurteilen. Es würde vielmehr eine öffentliche Meinung entstehen, die auch auf die Regierungsleiter zwingend einwirken und diese zu einem andern Verhalten gegen das Ausland veranlassen könnte. Das Auftreten der deutschen Waffenstillstandskommission ist unbegreiflich! Statt daß sie aufhört, mit Gegnern zu verhandeln, die immer neue Bedingungen stellen, wird es vom offiziellen Presse-Apparat als wer weiß was für ein deutscher Erfolg ausposaunt, wenn Herr Erzberger einmal eine Lippe riskiert und die und die Stundungen in der Ablieferung von Lokomotiven und Ackerbaumaschinen „durchsetzt". Würden die deutschen Unterhändler heute die Weiterführung der Verhandlungen ablehnen, wozu sie moralisch das volle Recht hätten, so würden ja nicht die Deutschen, sondern nur General Foch in die ärgste Verlegenheit gesetzt werden. Aber die Deutschen, unbelehrt von ihren zahllosen Fehlern, lassen die deutsche Republik von Persönlichkeiten des alten Systems vertreten und würdelos an die Entente verhandeln. Längst hätte die unter dem Prinzen Max von Baden ausgewählte und abgesandte Kommission von einem Ausschuß rein revolutionären Charakters abgelöst werden müssen.

Von einer weitern Besetzung Deutschlands, angenommen, sie fände statt, haben die Deutschen heute verhältnismäßig weniger zu fürchten als von der Fortführung dieser Verhandlungen, bei deren Abschluß Deutschland das fürchterlichste „Friedensprotokoll" der Welt in Paris unterzeichnen soll. Dieses Friedensprotokoll, dem die Deutschen entgegengeführt werden, bedeutet die Vernichtung; während ein Einmarsch der Entente bis nach Berlin hinein diese Vernichtung keineswegs mit sich bringen würde. Denn

im voraus: Schlechter als jetzt können die Ernährungs-, Verkehrs- und Lebensverhältnisse Deutschlands unter feindlicher Okkupation gar nicht werden. Andrerseits müßte die Entente eine solche Okkupation jahrelang unterhalten, was sie gewiß nicht unternehmen wird, denn welche Macht könnte sich getrauen, ihre Armee auf längere Zeit der Berührung mit Revolutionären und allen deutschen Bevölkerungsschichten auszusetzen? Die Entente fürchtet Deutschland viel mehr, als Deutschland in seiner Niederlage sie noch zu fürchten braucht! Aber nirgendwo bemerkt man, daß diese Furcht der Ententestaaten vor den Deutschen zu Deutschlands Gunsten ausgewertet würde.

Die im Auslande leben, die wissen, daß die revolutionär-sozialistische Idee mit Maschinengewehren und Gewaltverfügungen nicht zu vertreiben ist, und daß sie im europäischen Staatenkörper bisher nur ihre allerersten Auswirkungen gezeitigt hat. Von einer Ueberleitung der Revolution in bürgerliche Ordnung und Ruhe wird nicht das deutsche Volk, sondern die Entente den Vorteil haben. Für die Entente besorgt die Nationalversammlung unwissentlich die Geschäfte; es sei denn, worauf kaum zu hoffen ist, die Nationalversammlung tue sich als ein echt revolutionärer Konvent auf, der nach innen wie nach außen vor allem auf die Lebendigerhaltung der revolutionären Kraftäußerungen Bedacht nähme. Sofern dies: die Wachhaltung des revolutionären Feuers in Deutschland gelingt, wird die Aussicht auf einen günstigen Friedensschluß von Tag zu Tag wachsen.

Die Revolution wird Europa nicht eher wieder verlassen, als bis sie auch die Ententeländer ergriffen und die Gesellschaftsschichtung innerhalb der Einzelstaaten sowie das Verhältnis der Staaten zu einander von Grund auf reformiert haben wird. Eher von der Möglichkeit eines Völkerbundes zu träumen oder gar seine Errichtung zu versuchen, ist kindliche Narretei. Warum also der Entente mit aller biedern Herzenseinfalt behilflich sein wollen für einen Friedensschluß, der niemals endgültig sein kann, sondern unter allen Umständen genau so von der Entwicklung über den Haufen geworfen werden wird wie der Traktat von Brest-Litowsk?

In Belgien, in Frankreich, in Südamerika, in Holland und auf den indischen Kolonialinseln Hollands knistert und kracht es. Der Eingeweihte weiß, daß der Umsturz in diesen Ländern sich erst noch eine Weile in Soldatenunruhen und in Lohnstreiks kundgeben wird, die einzeln je und je niedergeschlagen werden können, daß aber diese die Vorläufer bilden für bald erfolgende Gesamterhebungen wider den Imperialismus der Regierenden und den Kapitalismus der Besitzenden. Siegreiche Völker, heißt es bis zum Ueberdruß, seien gefeit gegen die Revolution. Als ob in der Niederlage an und für sich der Anstoß zu der gegenwärtigen Revolution läge! Als ob Besiegtheit, Hungerleiden,

Störungen in Handel und Wandel die Revolution in Rußland und Deutschland zu Wege gebracht hätten! Nur eine Beschleunigung ihres Ausbruchs wurde dadurch erzielt. „Empfangen" wurde die Revolution lange Zeit vor dem Kriege; der Krieg als ganzes war für sie das Mittel, endlich geboren zu werden; die Revolution wird nachträglich als der Sinn und die Absicht des Weltkrieges sichtbar.

Wehmütig stimmt es, zu sehen, wie die Geistigen im siegreichen Frankreich unter der Führung von Henri Barbusse den Sinn der Revolution richtig erkennen und für einen Frieden ohne Gebietsabtretung und ohne Entschädigung den Kampf beginnen, während die Deutschen fieberhaft der Entente alle Möglichkeiten schaffen, sich an Deutschland zu bereichern und Deutschland bis aufs Hemd auszuplündern. Das deutsche Ordnungsverlangen ist unendlich reaktionär! Die deutsche Außenpolitik arbeitet den eigenen und den europäischen Zukunftsinteressen stracks entgegen!

Nach dem zweiten Akt von Olf

Waren die Kämpfer dieser eben besiegten zweiten Revolution (dieser Revolution, die — entgegen der bürgerlichen Presse — keine bloße Spartacus-Angelegenheit war; die — entgegen der bürgerlichen Presse — ebensosehr wie die vom neunten November eine legale Revolution zum Sturz einer mißliebigen Regierung war) wirklich Räuber und Plünderer? Wo Leichen fallen, sammeln sich die Geier, und wo es dunkel wird, die Diebe. Was hat das mit Liebknecht und mit Scheidemann zu tun? Das ganze Geschrei der bürgerlichen Presse wird dadurch widerlegt, daß im Acht-Uhr-Abendblatt Stadtrat Mosse, gewiß kein Spartacide, durch einen Interviewer erklären ließ, die räuberischen Ueberfälle der ‚Spartacus-Woche' erklärten sich als gewöhnliche Einbrüche, und es sei keineswegs ohne weiteres ein Zusammenhang zwischen ihnen und der Aufstandsbewegung zu erkennen. Dies ist, um der Gerechtigkeit willen, unter allen Umständen für Spartacus geltend zu machen, dessen Methoden aufs schärfste zu mißbilligen sein mögen. Außerdem: in einer der letzten Nächte erzählte mir in einer Bar der Motzstraße der sehr vergnügte Unteroffizier K., ein Panzerwagenführer des Corps Lüttwitz, daß er sich in der ‚Spartacus-Woche' mit achtzigtausend Mark „gesund gemacht" habe. Wenn eine gegenrevolutionäre Hetze immer wieder „Plünderer" gegen Revolutionäre schreit, die mißhandelt für ihre Rache zu sterben wußten: was sagt sie zu diesen Hütern der Ordnung?

*

Nach der zweiten Revolution kam — wohl als Intermezzo — die Nationalversammlung, so sorgfältig gewählt und vorbereitet und so gleichgültig aufgenommen, wie sie es verdient. Alle

die Bekannten, die man nicht wiederzusehn wünschte, sind erschienen, mehr oder weniger frisch gebügelt. Ihr repräsentativer Name wird Friedrich Naumann sein — jener Naumann, der zum Wohlgefallen früherer Reichskanzler rühmte, wie im alten Preußen die Freiheit gediehn sei. Es sind also bessere Aussichten für den Liberalismus, der sich jetzt Demokratie schreibt, in der Konstituante als für die Freiheit; und das preußische Herz schlägt hoffnungsvoll. Zumal aus Süddeutschland jener Herr Haas erscheinen wird, der, als liberaler Leutnant mit den Angelegenheiten der Juden in Polen beauftragt, ihnen zunächst ein Klassenwahlrecht gab.

*

In Uebereinstimmung mit den Regierungssozialisten verleumdet die bürgerliche Presse den Ruf der Radikalen nach Einigung; dieselbe Presse, die ehemals die Schweinerei des Burgfriedens mitgemacht, geduldet und gepriesen hat. Dieser elementare Ruf der Massenklugheit wird als das tückische Werk bedrohter Führer (womit, darauf sei hingewiesen, nicht etwa die Leute der „sozialistischen" Regierung gemeint sind!) ausgegeben; als ob nicht selbst dann der reine Instinkt des Volkes ihn neu und rein übernehmen könnte — wenn es wahr wäre. Aber es ist nicht wahr. Freilich könnte dem Bürgertum nichts Schlimmeres geschehn als die Einigung der revolutionären Front.

*

Vier Jahre Krieg haben Deutschland nicht vom militärischen Knechtsgeist befreit. Der Nationalverband deutscher Offiziere „konnte mitteilen", daß die Parteien des „schwarz-weiß-roten Einheitsblocks" (der die sehr neuen „Volksparteien" umfaßt) seine Forderungen anerkannt hat: Wiederherstellung der vollen dienstlichen Befehlsgewalt, Auflösung der Soldatenräte undsoweiter — kurz: die Retablierung des Militarismus. Der Deutsche Offizier-Bund betont, daß die Rangabzeichen nicht eine militaristische Aeußerlichkeit, sondern die Grundlage der Manneszucht sind — als ob nicht diese „Manneszucht" ein Euphemismus für Unterdrückung und Entmenschung war und ist, und als ob die wahre „Manneszucht", das heißt: freie Selbstzucht, die nicht selbst eine militaristische Aeußerlichkeit ist, grade der Rangabzeichen bedürfte! Er betont, daß gewählte Führer mit ihrer Truppe nichts leisten können: Führer also, die wirklich eine Folgschaft haben, die des Vertrauens ihrer Leute sicher sind. Die Aufrufe der Freiwilligenregimenter (die sich an alle bürgerlichen Kategorien richten und Arbeiter auslassen) verlangen (oder versprechen) strikte Unterordnung und Eintritt in wohldisziplinierte Verbände. Und der Erlaß des Kriegsministeriums über die Kommandogewalt — bestätigt das alles. Die Funktion der Soldatenräte, von einer gewissen Erweiterung des schon den frühern Küchenkommissionen offnen Aufgabenkreises abgesehn, ist —

man höre: die Ueberwachung der Führer in der Richtung, daß sie ihre Dienstgewalt nicht zu Handlungen gegen die bestehende Regierung mißbrauchen. So anti-konterrevolutionär das klingen soll: es ist nicht einmal revolutionär, zumal heute nicht. Und die Grußpflicht ist dahin geregelt, daß sie zweiseitig ist — wie sies, de jure, immer war. Ist auch die Erzwingbarkeit des Grußes zweiseitig? Wozu überhaupt den Gruß eines Fremden, eines Abzeichens, einer Uniform — statt eines Menschen? Kein Wunder, daß es im Begleiterlaß des Kriegsministers heißt: „Während sich das deutsche Heer . . . erfolgreich wehrte, verschärften sich unter dem Druck der Kriegslasten in der Heimat die innern Spannungen und führten zu einem großen Bruch mit den alten Staatseinrichtungen." Das ist eine milde Wiederholung der Legende von der Heimat, die der Front in den Rücken fiel, und es erzählt sie — der republikanische Kriegsminister! Wenn aber auch von dieser „sozialistischen" Regierung nichts mehr überrascht: wie ist es möglich, daß Leute, die vier Jahre Soldaten waren, nicht für die Aufhebung der Kommandogewalt eintreten?

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XLVIII.

Ulrich von Brockdorff-Rantzau

„Seine Exzellenz lassen bitten."

Der Diener im Frack mit schwarzer Binde sagts zu mir, öffnet, anklopfend, die Doppeltüre und bereitet mir mit einer Handbewegung den Weg. Der Graf, der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, erhebt sich von seinem Platz und begrüßt mich.

Eine interessante Gestalt in einem merkwürdigen Milieu. Hier herrschten einst Herbert Bismarck, Freiherr von Marschall, Freiherr von Bülow, ders zum Kanzler-Fürsten brachte, Freiherr von Richthofen und so weiter bis zu Kühlmann, Hintze und Solf. Links, dem Fenster gegenüber, hängt der Alte aus dem Sachsenwalde, grollenden Auges, im Schlapphut. Ein Bild von Lenbach. Die schmale Wand hinter dem riesigen eichenen Schreibtisch zieren zwei Kunstdrucke unter Glas und Rahmen: das Rathaus von Breslau und von Tangermünde. Darunter hängen die Kästen für die Kuriere und Depeschen: Amsterdam, Christiania, Bern . . .

Der Graf spricht. Außerordentlich liebenswürdig und weltmännisch in seinem Wesen. Eine schlanke, hagere Gestalt. Blasses, übernächtigtes Gesicht. Gerötete Augen. Ringe darunter. Etwas müde auch in der Haltung. Er scheint mitunter auf Stelzen zu gehn. Leger in der Kleidung, dabei in jeder Weise elegant. Aber man merkts an Kleinigkeiten, daß er Junggeselle ist. Früher, da er, während des Krieges, als Nachfolger

Jagows oder Zimmermanns in Frage kam, verbreiteten seine Gegner hier in Berlin die Legende: Ach, der abgetakelte Herr geht ja in einemfort mit der Morphiumspritze herum! Daran ist natürlich kein wahres Wort.

Auf den ersten Blick scheint er nur ein typischer Vertreter des ancien régime zu sein . . .

Die Brockdorff-Rantzau sind ein altes schleswig-holsteinisches Geschlecht. Ulrichs Vater war Großherzoglich Oldenburgischer Kammerjunker und später Assessor, starb aber schon früh, drei Jahre nach der Geburt seines Sohnes. In Eutin, dem stillen Städtchen des oldenburgischen Fürstentums Lübeck, besuchte der das Gymnasium und bezog dann die Universitäten Neuchatel, Freiburg und Berlin, um Jurisprudenz zu studieren. Am zwölften Juli, nachdem er die erste juristische Prüfung bestanden hatte, promovierte er in Leipzig zum Doctor juris. Aber er schlug zunächst keineswegs die Verwaltungskarriere ein, kletterte nicht, von Stufe zu Stufe, vom Referendar aufwärts, sondern er trat als Avantageur in das Erste Garde-Regiment zu Fuß ein. Ein Jahr darauf bekommt er das Patent als Secondeleutnant. Aber er hat Pech. Beim Turnen zieht er sich eine Verletzung des linken Beinmuskels zu. Er muß den Dienst quittieren, wird aber von S. M. à la suite des Schleswig-holsteinischen Füsilier-Regiments 86 Königin gestellt.

Was nun? Also doch rin in die Verwaltungslaufbahn! Wie jeder Sterbliche, mag er als Landgerichtspräsident, als Minister oder bloß als Rechtsanwalt enden, muß er mit dem Referendar bei Gericht beginnen. Er wird an das Königliche Amtsgericht Eckernförde überwiesen. Doch das Schicksal hat mit ihm ein Einsehen. Nach einem halben Jahr wird er als Aspirant für die diplomatische Laufbahn zugelassen und zuerst der Kaiserlichen Gesandtschaft in Brüssel als Attaché zugeteilt. Und nun gehts rasch vorwärts: bald wird er in der Zentralstelle des Auswärtigen Amtes beschäftigt und erhält die Themen zu den schriftlichen Probearbeiten für das diplomatische Examen. Er kommt nach Luxemburg, nach Petersburg, nach Wien, nach dem Haag, nach Budapest und strandet schließlich in Kopenhagen: er war dritter, zweiter, erster Legationssekretär gewesen, Generalkonsul und zuguterletzt Gesandter. Und darauf berief man ihn an die Spitze des Auswärtigen Amtes.

Qualitäten? Eins macht ihn auf jeden Fall sympathisch. Er hat bei allen Staatsprüfungen nicht besonders gut abgeschnitten. Denn bureaukratische Korrektheit im Sinne des Schablonen-, des Aktenmäßigen hat ihm nie gelegen. Das Menschliche, auch in der Politik, rückt er in den Vordergrund. Daraus erklärt sich auch seine scharfe Frontstellung gegen die Mächte des alten Systems. Aus seiner Abneigung gegen den preußisch-deutschen Militarismus, der alles Menschliche negierte,

der nur geistig-seelische Mechanik und nur Cadavergehorsam kannte, hat er nie ein Hehl gemacht. Dabei konnte er recht rücksichtslos werden, wenn er die verfehlte Politik der Militär- und Marinekreise geißelte. Durch Verträge mit Dänemark, zischelten seine Feinde, habe er die Wirksamkeit des U-Boot-Krieges durchbrochen. Natürlich war das unrichtig. In Wahrheit hat seine geschickt geführte Handelspolitik an Lebensmitteln aus Dänemark für uns herausgeholt, was nur irgend möglich war. In enger Fühlung mit der deutschen Demokratie und Sozialdemokratie hat er, auf der Höhe des Kriegsrausches, immer auf eine do-ut-des-Politik, auf einen Ausgleich durch Kompensationen hingestrebt, und seine Anregungen fielen eine Zeitlang ja auch auf fruchtbaren Boden.

Nun soll er die gesamte auswärtige Politik Deutschlands leiten. Bisher hat er noch wenig Gelegenheit gehabt, aus sich herauszutreten. Denn wir leben in einem Zwischenstadium. Alles fließt. Die Proteste gegen die imperialistische Waffenstillstandspolitik der Entente und gegen die Machenschaften der Polen waren von einem würdigen Ernst getragen, und sein vor der Presse abgelegtes Bekenntnis für Demokratie, für Recht und Humanität auch im Völkerleben machte den besten Eindruck. Seine Sprache ist also gut. Es fehlen nur noch die Taten. Da er, gemeinsam mit Herrn Philipp Scheidemann, Deutschland sehr bald auf der Friedenskonferenz vertreten wird, werden wir ja sehn.

Das die Berufs-Fassade. Dahinter verbirgt sich ein seltsamer Mensch. Ein Kunstliebhaber, ein Lebenskünstler. Der Malerei bringt er ein besonderes Verständnis entgegen. In seinem Hause findest du eine prächtige Sammlung alter Möbel und Bilder, die er selbst überall aufgestöbert hat. Seine Lebensführung — Philister, schlage die Hände über dem Kopf zusammen — ist höchst unbureaukratisch. Am liebsten arbeitet er nachts. Wenn alles dunkel um ihn herum ist, dann kommen ihm die besten Gedanken. Große Gesellschaften meidet er nach Möglichkeit. Dafür aber versammelt er Leute aus allen Schichten zur Aussprache bei sich. Da kann man die tollsten Gestalten antreffen. Und er mitten drunter: amüsant, anregend, sarkastisch, schlagfertig, weltmännisch-überlegen. Le grand Bohémien.

„Ja, sehen Sie, so habe ichs mir gedacht: der diplomatische Dienst soll ganz um-, nein, aufgebaut werden. Die Exklusivität des Adels soll verschwinden. Aber auch mit der Finanzaristokratie will ich aufräumen. Menschen aller Berufsklassen, die sich für den Auslandsdienst eignen, sollen herangezogen werden, ohne Rücksicht auf ihre privaten finanziellen Verhältnisse. Ja, das wäre so das, was ich . . .

Ich erhob mich. Die Unterredung war beendet.

„Exzellenz . . . .“

Militaria von Ignaz Wrobel

III.

Von großen Requisitionen

Als in Deutschland die ersten französischen Kriegskarikaturen bekannt wurden, die den deutschen Soldaten mit der seit 1870 traditionellen pendule darstellten, tobte ein Entrüstungssturm durch das Land. „Frechheit! Uebertreibung! Der deutsche Soldat, der deutsche Offizier stiehlt nicht!"

Wollen sehen.

Es scheint mir ein unbestrittenes Soldatenrecht zu sein, alles zu nehmen, was der kämpfende Mann und die kämpfende Truppe für die Kriegsführung und für des Leibes Notdurft gebrauchen. Es ist also nichts dagegen zu sagen, daß durchmarschierende Soldaten Lebensmittel und Seife, Decken und Wagen, Pferde und Verbandsstoffe requirieren. Die Wegnahme wird durch den Requisitionszettel nicht versüßt, aber es bleibt doch wenigstens der Schein eines Rechts übrig.

Bei den erfolgten deutschen Requisitionen ist sorgfältig zu unterscheiden zwischen den raschen Wegnahmen auf dem Marsch und den wohlüberlegten Eigentumsentziehungen während der Besetzung.

Was auf den Vormärschen geschehen ist, entzieht sich meist der strengen Beurteilung, und ich glaube, daß besonders in Belgien die deutschen Soldaten nicht mehr und nicht weniger gehaust haben, als andre Völkerschaften das in früheren Jahrhunderten taten. Die kindischen Versuche des berüchtigten Kriegspresseamts, die Armee von aller Schuld reinzuwaschen, gehören in das Kapitel ‚Vaterländischer Unterricht': die deutsche Klasse hat vollendet aufgemerkt, und ihre Leistungen waren — leider Gottes! — zufriedenstellend. Man hätte den Lehrer früher vom Katheder herunterschlagen sollen.

Ob es auf dem Vormarsch im Westen wirklich gar so bunt hergegangen ist, wie die Franzosen darstellen, weiß ich nicht. Ein alter Generalstabsoffizier bat den Privatsekretär einer französischen Baronin um Einzelheiten; der Mann, ein Holländer, gab sie ihm. Der Sekretär erzählte später nicht ohne Bewegung, wie der Offizier geweint habe. Und ich weiß, wie nach einem Vortrag vor Soldaten, der sich gegen gar zu haarsträubende Tendenzberichte des französischen Imperialismus richtete, ein Zahlmeister dem Redner auf die Schulter klopfte und sagte: „Das war ja sehr nett, was Sie da gesagt haben. Aber Sie hätten mal dabei sein sollen, wie wir in Belgien gewirtschaftet haben!" Und dann erzählte er einige Einzelheiten, die wir uns lieber sparen wollen.

Ich kann aber, selbst wenn die Deutschen auf ihren Vormärschen mit Requisitionen weit über das Ziel hinausgegangen sind, nicht gar so viel davon hermachen. Der Krieg ist eine üble Angelegenheit, und es wird nicht leicht fallen, dem Soldaten klar

zu machen, Mord sei erlaubt, ja Pflicht, und das viel geringere Delikt des Diebstahls sei Verbrechen.

Verbrecherisch aber waren die Requisitionen, die die Verwaltungsoffiziere auf eigene Faust in allen besetzten Gebieten unternahmen. Wir kommen hier wieder an eine Art deutscher Korruption, die wegen ihres schleichenden Charakters weit gefährlicher ist als jede offene. Sie ist praktisch niemals nachzuweisen, bewegt sich meist in den anständigsten Formen und hat uns maßlos verhaßt gemacht. Denn das ist Mentalität: gut scheinen wollen und schlecht tun.

Aus dem Bericht eines deutschen Verwaltungsbeamten in Rumänien:

> Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß es vor allem die Art und Weise der Durchführung der Requisitions-Maßnahmen ist, durch die Verbitterung und Haß in der Bevölkerung entfacht worden sind. Immer wieder hört man von rumänischer Seite den Ausspruch: „Wie kommen die Deutschen dazu, sich besser und mehr zu dünken als wir? Es ist bei ihnen ganz genau wie bei uns: Wer die Macht hat, stiehlt und bedrückt und füllt seine Taschen!" Der Soldat, der in ein Haus kommt, um nach beschlagnahmten Lebensmitteln zu suchen, bekundet ein lebhaftes Interesse auch für alles Andre, was zwar nicht der Beschlagnahme unterliegt, was er aber für sich auch gut brauchen kann. Um sich besser verständigen zu können, bringen solche Kommandos vielfach ihren Dolmetscher mit, der meistens der Bestechung recht zugänglich ist. Hierdurch kommt es, daß die Durchführung von Beschlagnahmen in vielen Fällen höchst ungleichmäßig und ungerecht ist. Der davon Betroffene hat kein Mittel, sich zu schützen. Wenn auch jeder weiß, daß mal wieder ‚Schiebung' am Werke war, so wagen die Leute doch nicht, auf dem Beschwerdewege dagegen vorzugehen, denn damit hat schon mancher recht schlechte Erfahrungen gemacht! Sie stecken also das Unrecht ein und sind wieder in ihrer Ansicht über die Deutschen bestärkt: ‚Sunt ca si noi!' („Sie sind wie wir!")

Der überall gefürchtete Kommandanturlandwirt war eine Zentrale aller Schieber, wie ja jeder, der mit Lebensmitteln beim Militär zu tun hatte, mehr oder weniger anrüchig war. Was diese Verwaltungsstellen an Einrichtungen, an Vieh, an Stoffen und Dingen requirierten, die gar nichts mehr mit der Kriegführung zu schaffen hatten: das geht weit über Menschliches hinaus. Der Kernpunkt in der Verderbnis war der, daß jede Abrechnung zugleich Disziplinssache war; außerdem steckten Unterchargen und die höhern Offiziere meist unter derselben schmutzigen Decke. Hier braucht man gar keine Akten aufzumachen: Keinem, der die deutsche Etappe kennt, sind dies unbewiesene Behauptungen.

Einmal beschuldigte ein anonymer Brief alle Angehörigen einer Viehsammelstelle der Unterschlagung und des Mißbrauchs der Dienstgewalt unter sehr genauen Angaben. Die Beschuldigten selbst — darunter mehrere Offiziere und ein Feldwebel, von dem die ganze Gegend wußte, er habe sich während des Krieges zum reichen Mann gemacht — wurden vernommen, bestritten natürlich alles und — und? Der anonyme Briefschreiber wurde gesucht, damit man ihm den Prozeß machen könnte.

In Riga war ein Requisitionsoffizier, der brach die leerstehenden Wohnungen auf und nahm die Möbel weg; es blieb unberücksichtigt, ob das geflohene Deutsche oder Russen, russophile oder germanophile Letten waren: er brach auf und nahm weg. Er selber bewohnte eine herrlich eingerichtete Wohnung in Riga, die requirierten Möbel wurden aus Riga fortgeschafft, die bestohlenen Familien bekamen niemals Ersatz.

In Rumänien wurde in der ersten Zeit, besonders in Bukarest und besonders durch Organe der Politischen Polizei, unsagbar gestohlen. Einer der Chefs reiste mit einer großen Zahl von vollgepackten Lederkoffern ab, auch die Koffer waren, wie der terminus lautet, „gekauft".

Offiziere stahlen auf dem Balkan dem Hauswirt die Badewäsche. Er wandte sich an mich, und ich vermittelte. Dabei sagte ich: „Vielleicht bekommen Sie die Wäsche wieder! Und schließlich: es ist Krieg! Denken Sie, wie die Rumänen handeln würden, wenn sie in einem feindlichen Lande wären!" „Ja", erwiderte mir der Mann, „die Rumänen! Das dürfen Sie nicht sagen! Sie sind keine Rumänen, Sie sind doch Deutsche!" Ach ja.

Was hier wie überall so deprimierte, war der völlige Mangel an Bedenken. Der deutsche Offizier — und er besonders, weil er ja an den maßgebendsten Plätzen saß — stahl ohne Bedenken, allerdings fast nur im großen Stil. Es fing mit „Erinnerungen" an (manche Offiziersfrauen tragen diese Souvenirs noch heute), und es hörte mit Waggonladungen auf. Der gemeine Mann, ein getreuer Diener seines Herrn, hätte es anstandslos ebenso gemacht, wenn er nur gekonnt hätte. Angewidert wurde man durch die große Geste der Reinheit, die der deutsche Nachrichtendienst bei den Engländern gerne ‚cant' nannte: kühl, herausfordernd unliebenswürdig, pochend auf Reinheit — und dann doch korrumpiert. Als die Russen aus Warschau abgerückt waren, schwebte ein kleiner jüdischer Apotheker in tausend Aengsten. Er verließ seine Familie, als die Deutschen kamen, um Fühlung zu nehmen. Und kam nach einer halben Stunde wieder, triumphierend, auf beiden Beinen hüpfend und heiter bewegt. Und rief: „Sie nemmen! Sie nemmen!" Sie haben überall genommen.

Neue Rechtsordnung von Walter Jaffé

Justitia fundamentum regnorum (die Gerechtigkeit ist der Grundstein der Staaten). Dieser alte lateinische Grundsatz ist auch für heute und für alle Zeiten allein dahin auszulegen, daß nur ein Rechts-Staat eine gedeihliche und dauernde Existenz verspricht. Da die Säulen des alten preußischen Staatslebens und damit die Grundmauern des Deutschen Reiches allmählich morsch und faul wurden, so geriet auch die Rechtspflege nach und nach ins Wanken; dieser Umstand aber hat sicherlich

nicht am wenigsten zu dem Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung in Deutschland beigetragen. Die politischen Körperschaften des alten Reiches waren nicht imstande, die seit langem als unzeitgemäß erkannten Gesetze durch neue, dem Geist der Freiheit und der Aufklärung entsprechende zu ersetzen und die gesamte deutsche Rechtspflege einer gründlichen Remedur zu unterziehen. Die bei jeder Lesung des Justizetats erörterten grundlegenden Mängel wurden entweder durch völlig unzureichende Zusatzbestimmungen nach langen vergeblichen Bemühungen der freiheitlichen Parteien nur mangelhaft abgestellt oder die Abstellung wurde gar nur versprochen. Hier trifft ganz besonders die bürgerlichen Parteien der Vorwurf der Energielosigkeit. Hand in Hand mit dem immer mehr sich fühlbar machenden Mangel der Gesetzgebung ging die Insuffizienz der ausübenden Justizbeamten, die sich immer mehr zum jeweiligen Werkzeug der in der höhern Justizverwaltung herrschenden Stimmung degradierten. Auf diese Weise mußte in der breiten Masse des Volkes Mißtrauen gegen die Unparteilichkeit der Richter und somit gegen die staatliche Rechtspflege, das Fundament des Deutschen Reiches, von Tag zu Tag wachsen. Dieses Mißtrauen verstärkte sich zu immer größerer Unzufriedenheit, und diese entlud sich schließlich durch das Ventil der Revolution. Hieraus ist die Lehre zu ziehen, daß bei der Bildung des demokratischen neuen Staates eine der dringendsten Forderungen des ganzen Volkes die Schaffung einer neuen Rechtsordnung ist. Sie muß alle diejenigen Gesetze und Ungezogenheiten der Verwaltung über den Haufen werfen, die auf dem deutschen Volke schwer lasteten und das alte Königreich Preußen zum Polizeistaat stempelten. Es muß ein Rechtsstaat im wahrsten Sinne des Wortes geschaffen werden, in welchem Jus und Justitia, Recht und Gerechtigkeit ineinander aufgehen.

Um dieses für den neuen Staatsaufbau wichtigste Ziel zu erreichen, muß zunächst mit der Schaffung eines neuen Strafgesetzbuches begonnen werden. In diesem muß der Schutz der ideellen Lebensgüter verstärkt und mindestens auf gleiche Stufe mit der Abwehr gegen Angriffe auf das Vermögen der Staatsbürger gestellt werden. Der strafrechtliche Begriff der Erpressung, welcher nach dem geltenden Recht nur das Ziel der Bereicherung kennt, muß ausgedehnt werden auf alle diejenigen Nötigungen, welche die Ehre oder die persönliche Freiheit des Einzelnen durch erpresserische Drohungen gefährden. Dagegen muß die persönliche Freiheit des Einzelnen nach den entsprechenden Bestimmungen der Verfassung auch strafrechtlich gewährleistet sein. Ein Jeder muß frei über seinen Körper wie über sein persönliches Eigentum verfügen können. Noch dringlicher als die Erneuerung des materiellen Strafrechts erscheint der Umsturz der Vorschriften über seine formelle Anwendung.

Das wesentlichste Erfordernis aber ist die Schaffung einer neuen Strafprozeßordnung. Besonders die Vorschriften über das Vorverfahren sind von Grund aus zu revidieren. Das Ermittlungsverfahren und die Voruntersuchung sind diejenigen Etappen des Strafverfahrens, die für die Feststellung der Schuld oder Nichtschuld des angeblichen Täters von grundlegender Bedeutung sind. In diesen beiden Stadien des Verfahrens war der Angeschuldigte bisher so gut wie rechtlos; seine Verteidigung wurde ihm in jeder Beziehung beschränkt, und die richterlichen Vernehmungen fanden ohne Zuziehung des Verteidigers statt. Die Akten sind nach dem geltenden Recht dem Verteidiger unzugänglich. Bei der Voruntersuchung hängt das Wohl und Wehe eines Angeschuldigten in jeder Beziehung von der Art und der Laune des zuständigen Untersuchungsrichters ab. Mit all diesen jeglichem Rechtsbewußtsein des unbefangenen Laien widersprechenden Beschränkungen der Verteidigung muß von Grund aus aufgeräumt werden. Der Verteidigung muß von Anbeginn der Ermittelungen die Möglichkeit zur Mitwirkung in jedem Stadium des Verfahrens gegeben werden.

Auch die Vorschriften über die Untersuchungshaft müssen völlig geändert werden. Es muß ein sichtbarer Unterschied zwischen Untersuchungshaft und Strafhaft sein, und es darf einerseits die Verhaftung nur unter ganz genau bestimmten gesetzlichen Voraussetzungen in Fällen dringendster Notwendigkeit stattfinden, andrerseits aber muß jede Beschränkung der persönlichen Freiheit in der Untersuchungshaft, soweit dies nur irgendwie möglich erscheint, unterbleiben. Nicht einmal über eine Geringfügigkeit wie etwa das Rauchbedürfnis des Untersuchungsgefangenen darf dem Untersuchungsrichter oder Gefängnisdirektor die Entscheidung überlassen bleiben. Ebenfalls muß in der Hauptverhandlung der Verteidigung ein weitaus größerer Spielraum gelassen werden; es müssen deutliche und zweifelsfreie Bestimmungen erlassen werden, die jegliche Beschränkung oder Umgehung der Entlastungsbeweise durch ungeduldige oder übelwollende Richter unmöglich machen. Einseitige polizeiliche Vernehmungen, die ohne Mitwirkung der Verteidigung zustande gekommen sind, dürfen niemals zur Grundlage einer Entscheidung oder auch nur zu irgendwelchen ungünstigen Schlüssen herangezogen werden. Diejenigen polizeilichen oder richterlichen Beamten, die im Vorverfahren oder in der Voruntersuchung tätig gewesen sind, dürfen in der Hauptverhandlung nicht mehr als über jeden Zweifel erhabene Belastungszeugen angesehen werden, wie es bisher stets gewesen ist. Das schwurgerichtliche Verfahren muß weitaus volkstümlicher gestaltet werden; die Rechtsbelehrung der Laienrichter darf nicht durch eine derjenigen richterlichen Personen erfolgen, die die Verhandlung geführt haben, sondern durch eine wirklich völlig unbefangene Persönlichkeit, damit nicht mit Hilfe dieser wichtigsten prozessualen Be-

stimmung des schwurgerichtlichen Verfahrens eine so unerhörte Beeinflussung erfolgen kann wie bisher leider meistens. Die Verteidigung muß auch äußerlich auf derselben Stufe wie der Staatsanwalt als Vertreter der Anklage und die richterlichen Personen stehen, damit nicht, wie bisher in so vielen Fällen, die richterlichen Organe die Verteidigung so sichtbarlich mißachten können. Auch dies hat außerordentlich zur Verminderung des Ansehens der deutschen Rechtspflege beigetragen.

Von Grund aus bedürfen die Vorschriften über die Einlegung der Rechtsmittel einer Veränderung. Es ist bezeichnend für den Tiefstand des alten Reichstags und den antifreiheitlichen Geist der bisherigen Justizverwaltung, daß es nicht einmal durchgesetzt worden ist, dem jahrelangen Notschrei nach Einführung der Berufung gegen die Strafkammer-Urteile Gehör zu verschaffen.

Vollständig rückständig und gradezu jeder Vernunft ins Gesicht schlagend ist das Rechtsmittel der Revision, das in bürokratischster Form nur Rechtsfehler würdigt und keine klar bewiesenen Tatsachen beachtet. Nach den herrschenden Gesetzen darf das Reichsgericht die sich neu herausstellende und bewiesene Tatsache, daß der angeblich Ermordete noch am Leben ist, nicht beachten und muß das Todesurteil mangels sichtbarer formeller Mängel bestätigen, weil die neu bewiesene Tatsache nicht eine Verletzung der vom Richter erster Instanz angewendeten gesetzlichen Bestimmungen darstellt. Derartig unvolkstümliche und gradezu widersinnige sophistische Bestimmungen sind nicht geeignet, Anspruch auf das geringste Vertrauen der breiten Masse des Volkes in die Rechtspflege zu erheben. Mit dem Kultus, der mit den höhern Instanzen getrieben wird, muß aufgeräumt werden; eine Rechtsprechung höherer Gerichte, welche die frühern Instanzen in knechtischer Weise bindet und damit der freien richterlichen Ueberzeugung Ketten anlegt, ist als unwürdig und ungeeignet zu verdammen. Die Vorschriften über die Wiederaufnahme des Verfahrens zu Gunsten eines Verurteilten sind so unzulänglich und minderwertig, daß in neunundneunzig aller gestellten Anträge das angerufene Gericht ablehnen konnte, weil die gesetzlichen Erfordernisse nicht erfüllt waren. Es widerspricht dem gesunden Gerechtigkeitssinn jedes Unbefangenen, daß der Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens bei demselben Gericht gestellt wird, welches das angegriffene Urteil gefällt hat. Auch muß die Möglichkeit gegeben werden, die Dauer des Verfahrens so kurz wie irgend denkbar zu gestalten, damit einerseits die Ungewißheit, die manchmal schwerer als jede Strafe den Einzelnen trifft, am schwersten aber den Unschuldigen, so schnell wie möglich aufhört, und damit andrerseits die Spuren der Tat durch Trübung des Gedächtnisses der Zeugen oder andre Verwischungen nicht beseitigt werden können und die Findung der Wahrheit nicht erschwert wird. Auch der Strafvollzug bedarf gesetz-

licher Regelung, die bisher überhaupt noch nicht in geeigneter Form erfolgt ist.

Aber nicht nur das Gebiet des Strafrechts und des Strafprozesses bedarf der Erneuerung, sondern auch die Vorschriften über das bürgerliche Recht und die bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten verlangen in vielen Punkten eine gründliche Prüfung und Veränderung. Es muß vor allen Dingen mit den bürokratischen Prinzipien und dem schriftlichen Verfahren aufgeräumt werden, was zwar in der Theorie schon geschehen ist, aber in der Praxis auf Grund der bestehenden Gesetze umgangen wird. Auch der Zivilprozeß schreibt, wie der Strafprozeß, das mündliche Verfahren vor, jedoch gilt im wesentlichen praktisch noch der veraltete römische Rechtsgrundsatz des schriftlichen Verfahrens: „Quod non est in actis, non est in mundo“ (was nicht in den Akten ist, existiert nicht in der Welt). Auch muß bei der Entscheidung über die bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten der Richter nicht nur, wie bisher die formelle Wahrheit, das heißt: den von den Parteien dargebotenen Stoff seinen Entscheidungen zugrunde legen, sondern, wie im Strafverfahren, die materielle, das heißt: die objektive, wirkliche Wahrheit zu ergründen suchen. Hand in Hand hiermit muß das Bürgerliche Gesetzbuch durch Bestimmungen ergänzt werden, welche die bürgerliche Gesellschaft gegen Umgehungen der Gesetze auch durch Schiebungen schützen, die voll erkannt, aber auf Grund des geltenden Rechts nicht angegriffen werden konnten. Im Anschluß hieran erscheint eine Reform des Wechselrechts und auch der Vorschriften über das Verfahren im Wechselprozeß erforderlich. Bisher öffneten die Vorschriften darüber, in Uebertreibung der alten kaufmännischen Wechselstrenge (rigor cambialis), dem Schiebertum und dem Wucher, sowie jeglicher Ausnutzung der Unerfahrenheit und des Leichtsinns Tür und Tor.

Endlich benötigt als dringendstes Erfordernis auf dem Gebiet des bürgerlichen Rechts die Ehescheidung einer Erneuerung. Seit Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches, also seit dem ersten Januar 1900, ist die Ehescheidung unter dem Einfluß des Zentrums außerordentlich erschwert worden. Mit der steigenden Schwierigkeit der sozialen und sittlichen Verhältnisse ist auch das Ehescheidungsbedürfnis gewachsen, und infolge der Erschwerung sind die Verhältnisse in der Ehe und in den Familien nur unsittlicher geworden. Der Zwang, eine gänzlich zerrüttete Ehe aufrechtzuerhalten, muß logischerweise eine Demoralisation der betroffenen Persönlichkeiten zur Folge haben. Die gesetzliche Erschwerung der Ehescheidung hat dazu geführt, in weiten Kreisen die Umgehung des Gesetzes durch Schiebungen auch auf diesem Gebiet zu ermöglichen. Diese Vorgänge sind allgemein bekannt, und deshalb wird die Durchführung des heutigen Ehescheidungsprozesses in der Mehrzahl der Fälle gradezu zu einem entwürdigenden Possenspiel. Es werden äußere Gründe gesucht, die dem

Gericht vorgeführt werden, weil die schwerwiegenden innern Gründe im Gesetz nicht die für eine Ehescheidung ausreichende Basis finden. Diese Art der Rechtsprechung ist unwahrhaftig und erzeugt das Gegenteil des Vertrauens in die Gerechtigkeit der Gesetzgebung und der Rechtspflege. Diese Mißstände haben sich um so fühlbarer gesteigert, als von einzelnen Gerichten auf ganz unzulässige Anweisungen der obersten Justizbehörden die Ehescheidungen noch ganz besonders erschwert werden. Also auch hier bietet sich für den Reformator ein dankbares Gebiet zum Neuaufbau.

Es ist selbstverständlich, daß diese Ausführungen nur einen verschwindenden Teil der Mängel berühren, die sich in dem bisher geltenden System der Rechtsprechung jedem praktischen Juristen tagtäglich aufdrängen. Die Aufgaben sind unerhört umfangreich und schwierig, aber ebenso dankbar. Mögen diejenigen Personen und Kreise, die das Glück haben, die Grundsteine der neuen deutschen Republik zu legen, bei der Schaffung der neuen Rechtsordnung sich darüber klar sein, daß das schriftlich niederzulegende Recht der Extrakt volkstümlicher Gerechtigkeit sein muß: „Justitia fundamentum regnorum".

Der Reform-Film von Rudolf Kurtz

Wollen wir uns nicht über die Kino-Reform verständigen? Als Leser der ‚Weltbühne' stelle ich mir Menschen vor, deren Weltgefühl eine spezifisch aesthetische Beimischung enthält. Anders gesagt: die auf Dinge, deren Schwingungsweite das Künstlerische berührt, spezifisch, das heißt: kritisch reagieren. Die Folge ist ein geübterer Blick für den Kitsch und ein stets lebendiger Unwille über den Versuch, mit aesthetischen Werten Objekte in Berührung zu bringen, die ihrer Natur nach nur in der Sphäre des Geschmacks Existenzberechtigung haben. Zum Beispiel stelle ich mir vor, daß sie gegen Möbel protestieren werden, die vergessen haben, daß sie den Rücken ermüdeter Lebewesen aufzunehmen haben, gegen Tischgerät, das weniger Instrument als Augenweide sein will, undsoweiter. Sie werden auch protestieren, wenn eine leicht zu mißdeutende Reformepidemie den Film als künstlerischen Konsumartikel in Umlauf setzen will.

Wollen wir uns, um nicht schreckliche Mißgebilde an die Oberfläche kommen zu sehen, nicht über die Kino-Reform verständigen?

Der Film reicht nicht höher als in die Gegend des guten Geschmacks. Die Kunst beginnt, wo die Seele ihre Kräfte zum Ausdruck bringt. Genau da hört der Film auf. Die Seele kann man nicht photographieren. Aber der gute Geschmack, das Kunstgewerbe ist noch in Bezirken heimisch, wo es nicht so sehr auf Entfaltung seelischer Kräfte als auf eine gewisse harmonische Ordnung der Elemente ankommt: immer unter dem Gesichtspunkt einer zweckmäßigen Bestimmung. Ein Roman von — ich

will lieber keinen Namen nennen — kann noch ausgezeichnetes Kunstgewerbe sein, während er sofort zu einem schauerlichen Schmarrn zerrinnt, wenn man ihn als Kunst etikettiert. Wozu noch kommt, daß bei dem edlen Material der Sprache schon im Stoff eine Aspiration auf reine Kunst steckt, die schwer auszulöschen ist.

Der Film hat es viel besser. Er arbeitet mit neutralem Material, von dem niemand verlangt, daß es je zum Ausdruck tiefer Erlebnisse werde. Von der Sprache aber weiß man, daß sie Träger gewaltiger Menschheitsereignisse ist — das ist für schlichtes Kunstgewerbe allzu anspruchsvolles Material. Der Film hat es besser.

Bitte: verlangen Sie nicht vom Film, daß er Ihnen Erlebnisse vermittle, für die weit edleres Material vorhanden ist. Inszenieren Sie nicht eine Reform, um diesem angenehmen Instrument Töne abzuzwingen, für die seine paar Saiten nicht ausreichen. Wie mancher ausgezeichnete Handwerker ist unglücklich geworden, weil man ihm eine Künstler-Karriere aufgenötigt hat!

Aber die Kino-Reform! Vielleicht können wir uns darüber verständigen. Solange sie sich auf kurze Filme beschränkt, die pädagogische Zwecke verfolgen, ist ja nichts verloren. Das Leben der Blumen, der Tiere, das Werden großer Industrie-Erzeugnisse — all das ist ja lobenswert. In kurzen Filmen von fünf Minuten ist das aufs wärmste zu begrüßen. Aber bitte: auf fünf Minuten beschränkt. Länger kann der geduldigste Mensch sich das Aufbrechen von Blüten nicht ansehen, wenn er nicht Lernabsichten hat, sondern sich nur unterhalten will.

Gefährlich wird die Reform erst, wenn sie an die Umwertung der großen Filmdramen geht. Ich nehme absichtlich keine Stellung zum Film, um eine überflüssige Diskussion zu vermeiden. Aber das steht fest, daß das Publikum nicht in die Kintöppe geht, um belehrt zu werden. Eine Dauerbelehrung von zwei Stunden gegen hohes Entree ist der Traum eines abgelederten Schreibtischstuhls. Bitte: schreiben Sie einen Kriminalroman mit der Tendenz, dem Leser die Methodik der Daktyloskopie beizubringen. Versuchen Sie das einmal. Oder eine Sportgeschichte, um die Leserin während einer zweistündigen Bahnfahrt mit der Technik des Bobsleigh zu versehen. Und das alles in der gefühlvollen Absicht, den Wert solcher Sachen zu veredeln.

Was man an einem Film reformieren kann, ist das Geschmackliche. Ich lasse mich auf Weiteres nicht ein: aber wenn vom Regisseur bis zum künstlerischen ‚Beirat' geschmackssichere Menschen arbeiten, wird der Film auch das erzogenste Gefühl nicht verletzen. Und ich sage nicht zu viel, wenn ich aus einer beruflich-intimen Kenntnis der Dinge heraus behaupte: die deutsche Filmerzeugung ist auf dem Wege, sich allgemein diesen Bedingungen anzupassen.

Aber bitte: keine Reform! Die Herren Reformer sollen ihre kurzen Lehrfilms machen — ausgezeichnet! Sie sollen amüsante Formen finden, um irgendwelche Naturvorgänge in reizvollen Bildern zu exemplifizieren. Ausgezeichnet! Aber Hände weg von der ‚Filmbelletristik'! Wenn ich einen Sprung ins späte achtzehnte Jahrhundert machen darf: denken Sie an die furchtbare pädagogische Literatur, die sich um die Philanthropie bildete. Wo man „Kenntnisse" in kindlich-romanhafter Weise den jungen Lesern vermitteln wollte. Oder, noch handfester: denken Sie an des alten braven Campe Robinson-Bearbeitung, vor der einem rechten Jungen sofort schlechter wird. Ich habe sie jedenfalls vor zwanzig Jahren in die Ecke geschmissen.

Keine Reform der ‚Filmbelletristik'! Man soll sich, jeder für sich, mit dem Film abfinden, Einer dafür, der Andre dagegen — aber man soll sich hüten, eine Materie mit Aufgaben zu belasten, die ihrer Struktur prinzipiell fern liegen. Die Reaktion ist dann schrecklich. Ein Ideologe kann mehr in Grund und Boden reformieren, als zehn dumme Praktiker wieder aufbauen können.

Bitte: verständigen wir uns über die Kino-Reform! Agitieren Sie für Ihre private Meinung — aber reichen Sie nicht Ihre Hand zur ‚Reform' einer Sache, die, geschmackvoll gemacht, sehr amüsant sein kann.

Denn es wäre eine niedere Rache, seinen Haß gegen das Kino in der Form zu verwirklichen, daß man für seine Verlederung eintritt.

Zwischen den Schlachten von Kaspar Hauser

Leidige Politika!
Clementine, süßer Fetzen!
Laß mich mich an dir ergetzen —
Bin so wild, seit ich dich sah,
Venus Amathusia!

Mädchen mit dem kleinen Ohr,
mit den maßvoll fetten Beinen,
sieh vor Lust mich leise weinen,
ein verliebter heißer Tor . . .
Hogarth nennt dies Bild: Before.

Aber eine Nacht darauf?
Schweigt dein Troubadour und schlaft er?
Hogarth nennt dies Bildchen: After.
Sieh, das ist der Welten Lauf —
hebst du die Gefühle auf?

Bald bin ich dir wieder nah.
Schau, ich kann nur manchmal lügen.
Du tusts stets in vollen Zügen.
Laß dir nur an mir genügen
zwischen Naumann, Kahl und Spaa —
Venus Amathusia!

Die falsche Aktualität

Genau so schrecklich, wie man am Anfang der Revolution geahnt hatte, kommt es: die dramatischen Ladenhüter, die sich mit Politik befassen, ja, die nur in irgendeine Beziehung zur gegenwärtigen Lage Deutschlands zu bringen sind — die können kaum derart verschimmelt sein, daß sie keinen Abnehmer fänden. Das geht nicht etwa auf Herbert Eulenbergs ‚Halben Helden', den die Spartacus-Woche verschlungen hat. Wenn da ein weißhaariger Oberst betet: „Herr Gott im Himmel, laß unser Preußen nicht vernichten und zu Grunde gehn, in Ewigkeit, Amen", und wenn hiernach das Stammpublikum des einstmals, bis vorgestern Königlich Preußischen Schauspielhauses in Tränen und Beifall ausbricht, so ist das verständlich und rührend; und ein Vorwurf wäre nicht einmal derjenigen Theaterleitung zu machen, die bei der Ausgrabung dieses fünfzehnjährigen Trauerspiels an die Augenblickswirkung solcher und ähnlicher Passagen gedacht hätte. Denn: außerdem sind künstlerische Reize vorhanden. Der jüngere Eulenberg hat noch nicht schrecklich viel gelesen, singt noch, wie ihm der eigene Dichterschnabel gewachsen ist, und beweist eine Handwerksfertigkeit, die von Jahr zu Jahr nicht größer, sondern geringer geworden und schließlich ganz erloschen ist. Deshalb kein Wort gegen dieses Experiment, das das Niveau des Staatstheaterspielplans gehoben hat. Aber wer, um Himmels willen, ist auf die alte Schwarte des alten Björnson: den ‚König' verfallen? Entstehungsjahr: 1877; und so riecht sie auch. Monarchie oder Republik: das Problem, das ein brauseköpfiger Vorläufer Fischbecks, Wiemers und Kopschs erörtert. Ha, kriegens die Stützen von Thron und Altar: Beamtenschaft, Finanz, Militär und Kirche! Von der „mißhandelten Menschheit" ist die strohfeurige Rede, und von der Lüge, auf die sich das Gottesgnadentum stützt. Aber was ists mit der Menschheit, die nicht länger mißhandelt werden soll: mit dem Volk? Der junge König wirft sein Königtum von sich, will Mensch unter Menschen sein und heuert die Tochter des populären Republikaners. Damit wird er doch wohl die Herzen des Volkes im Sturm erobern? Keine Spur: es ist tief im Staube anzubeten gewöhnt und beantwortet den Versuch des Idols, zu ihm herunterzusteigen, mit Aufstand. Also eine coriolanische Satire auf die Demokratie, die ad absurdum geführt wird? Ach, nein. So weit reicht bei einem fortschrittlichen Bezirksvereinsprediger der Mut nicht, und so essigsauer ist Björnson niemals gewesen. Seine Flüssigkeit ist das Oel. Dasjenige deutsche Drama, dem der ‚König' am ehesten gleicht, ist ‚Alt-Heidelberg'. Nur daß Käthi von ihrem Karlheinz durch den Tod infolge bengalischer Erscheinung ihres Vaters getrennt wird, daß eine Taubstumme dazu da ist, nach drei Akten Untätigkeit sich schreiend zwischen die Parteien zu schmeißen, und daß es außer jenem Herzschlag noch Mord und Selbstmord, in summa: drei Leichen gibt. Immerhin: es fallen die Schlagwörter unsrer Tage, rebellierende Einwohner werden mit Schüssen von der Straße gejagt, und Keinem ist verwehrt, bei dem Satz: „Hier hat eine starke revolutionäre Partei existiert — wo ist die jetzt?" vergnügt an die Mehrheitssozialdemokratie und ihre Haltung seit dem neunten November zu denken. Aber daß um dieser Rosine willen das Lessing-Theater viele kostbare Wochen an die Herstellung eines so zähen Kuchens verschwendet hat: dafür sind auch die beiden andern Rosinen Kurt Götz und Dagny Servaes keine Entschädigung. Es ist höchste Zeit für einen Theaterabend, der nicht daran erinnert, eine wie schlechte Politik noch immer in Deutschland gemacht wird, sondern daran, eine wie gute Dramenkunst hier einmal gemacht worden ist.

Paul Mankiewitz von Alfons Goldschmidt

Wie soll ich ihn zeichnen? Beine kurz und dünn, etwas o-ig, darüber ein Bäuchlein mit Goldkette, das Bäuchlein ungefähr bis zum Halsansatz. Der Kopf ein Köppchen, mit Schlauberger-Augen, Glatze. Kleiner Tatarenschnurrbart, nasenabwärtsrutschender Kneifer. Ein Finanzquecksilber, immer Fondstelegramme vor den Augen, von komischer Börsengöttlichkeit, kalt und hitzig, asozial, einer der besten Jongleure der Börse, ein Transaktionsroutinier, ein ganz gefährlicher Kerl. Ohne Ideen, ein Techniker, eine Biene, ein Lückenschauer, ein Auswegefinder, ein Männchen begabter als alle Rechtsanwälte zusammen.

Paul heißt er mit Vornamen. Nicht wie Paulus, der die Grobweberei betrieb, der gegen die Gesetzesverächter wetterte, nicht wie Paulus der Bekehrte, nicht wie Saulus — sondern: Paul, Paulchen, der die Feinweberei betreibt, die Feinspinnerei; der nicht gegen die Gesetzesverächter kämpft; von dessen Bekehrung man noch nichts gehört hat. Paul der Erste, der kleine Paul mit der großen Macht, der Paul der Deutschen Bank. Paul Mankiewitz.

Im November 1917 wurde Paul Mankiewitz sechzig Jahre alt. Als Junge schon „schlug er das Bankfach ein“. Im Rheinland irgendwo lernte er. Dann übte er das Gelernte bei der Vereinsbank Mühlhausen in Thüringen und bei der Anglo-Deutschen Bank in Hamburg. 1879, neun Jahre nach der Gründung, kam er in die Deutsche Bank. Das Institut war erst 45 Millionen stark. Aber Expansionsdrang war drin, Wettbewerbslust, Emissionsvergnügen. Georg von Siemens hatte die Anziehungskraft der Depositenkassen und die Finanzierungsgewalt der Sammelgelder erkannt. Geld kam rein, Millionen, Milliarden kamen rein. Man konnte disponieren, die Kredithungrigen rankommen lassen und die Börse nach unten und oben treiben.

Hier war Paul Mankiewitz zuhause. 1891 wurde er Stellvertretender Direktor, 1898 Volldirektor. Man hatte ihn erkannt, man hatte ihn vollgewertet. Er wurde Börsenkönig, Kurs- und Finanzierungsautorität, seine Macht wuchs, seine Tantiemen wuchsen. Niederlausitzer Kohlenwerke, Hohenlohe-Werke, Accumulatoren-Fabrik A. G., Berlin-Anhaltische Maschinenbau A. G., Berliner Makler-Verein, Norddeutscher Lloyd, A. Goerz & Company Limited, Schultheiß-Brauerei, South West Africa Company Ltd., Berliner Kassen-Verein. Also auch ein Aufsichtsratsgewaltiger, ein Tantiemengesegneter.

Ein Mann mit Kapitalsinternationalität, mit Kolonialmut, ohne lokale Gebundenheiten. Sozusagen der Mobilisierer der Gwinnerschen Finanzierungen. Der Umsetzer der Klein- und Großinteressen seines Institutes in Aktienspekulationen. Der Stimmungsmacher der Deutschen Bank. Selbstverständlich Börsenoffiziosus, im Zentralausschuß der Reichsbank, heftiger Gegner jeder Effektenbesteuerung. Verfechter des sogenannten Unternehmungsgeistes, der sogenannten Privatinitiative, das heißt: der Emissionswillkür, des Kursgeheimnisses, der bekannten Umsatzlieblichkeiten.

Ein ganz Schlauer. Ein Sanierer auf seine Art, ein Fürstentrustsanierer auf seine Art. Ein Pressekenner, das heißt: ein Nachrichtenlancierer auf seine Art. Erkennbar, wirklich erkennbar wird der Aktiendirektor erst an den Eigenspekulationen. Aber hier ist er meistens nicht erkennbar, weil die Eigenspekulationen dunkel bleiben. Beispiels-

weise Russenspekulationen oder die Umwandlung eines Debitors in einen Kreditor, einer Schuld in ein Guthaben. Hier erst werden Aktiendirektoren wirklich erkennbar.

Selbstverständlich während des Krieges Teilnehmer an „gemeinnützigen Bestrebungen". Es gibt in Deutschland viele Teilnehmer an gemeinnützigen Bestrebungen. Eine Art Kriegsteilnehmer, die ein Bändchen ziert. Auch Paul Mankiewitz ziert ein Bändchen, das weiß-schwarze Bändchen. Nachdem er so viel mit Erfolg verliehen, wurde ihm das weiß-schwarze Bändchen verliehen. Die Zeitungen haben es mitgeteilt, also ist er stolz darauf. Hat er das Bändchen für seine Sorge um die Bankangestellten erhalten? Etwa für sein D-Banken Bemühungen? Nein, er erhielt das Bändchen für gemeinnützige Bestrebungen. Ich habe gelächelt, was man mir nicht übelnehmen kann. Paul Mankiewitz und gemeinnützige Bestrebungen, das stimmt nicht zu einander. Paul Mankiewitz, das sind ganz andre Bestrebungen, das sind Deutsche-Bank-Bestrebungen, das sind Börsenbestrebungen, das sind Fürstentrustsanierungsbestrebungen, das sind Presselancierungsbestrebungen. Aber mit gemeinnützigen Bestrebungen hat Paul Mankiewitz nichts zu tun. Es würde nicht zu ihm passen, es würde ganz und gar nicht zu ihm passen.

Soll ich zornig werden gegen Paul Mankiewitz? Ich betrachte sein Bild. Wenn ich sein Bild betrachte, kann ich nicht zornig werden.

Antworten

Miles. Unbegreiflicher Mann! Sie tun in der ‚Hilfe' ausführlich, verständig und tapfer dar, wie sehr und wieso unser Offiziercorps versagt hat. Ohne gehässig zu verallgemeinern — Sie billigen den Ausnahmen jedes Verdienst zu —, rupfen Sie dieser Institution die Federn aus, mit denen sie Tradition, feiger Bürgersinn und knechtische Untertänigkeit aufgeputzt hat. Gut. Und dann wundern Sie sich, daß man die Offiziere entwaffnet hat. Aber Miles, Soldate, Leutnant: Entweder — oder! Entweder waren und sind Ihre Kameraden im Durchschnitt anders, als Sie sie schildern: dann wirds Ihnen schlecht gehn, und das mit Recht. Oder Sie schildern sie richtig: dann konnte man, durfte man ihnen die Waffen nicht lassen. Die Entwaffnung sei eine Entehrung? Ei, es sind, wie mich dünkt, in der großen Zeit schlimmere Entehrungen vorgekommen. Was war denn das, wenn ein kurzstirniger Bursche von denkbar mangelhafter Moral einen anständigen Mann von geistiger Haltung anbrüllte? Und nun auf einmal Mimosen und Lilien? Nein, Ihr habt alle denselben Fehler: Ihr geht euern Weg nicht bis ans Ende. Daß Einer wie Sie überhaupt zu schildern wagt, was gewesen ist, soll genügen. Keineswegs; da fängt es erst an. Welchen Nutzen hat es, dergleichen in eine Zeitschrift zu drucken, wenn man nicht einmal in der Zeitschrift, geschweige denn nachher die Konsequenzen zieht! Heraus mit euerm Flederwisch! Aber ach, bei den Deutschen ists nur ein Flederwisch; und sobald sie ihre zerbrechlichen Kitsch-Nippes sauber abgestaubt haben, hängen sie ihn, im Vollgefühl der Pflichterfüllung, schnell wieder an der Nagel.

Pauker. Ah, da seid Ihr! Ich habe euch lange erwartet. Ihr verfaßt — ‚Kundgebung der Schuldirektoren' steht drüber — eine Verwahrung gegen das Kultusministerium (an das Ihr euch früher nicht herangewagt hättet). Euch paßt nicht, daß die Türen und Fenster aufgemacht werden, und daß euer würdiger Muff verjagt

wird oder verjagt werden soll. Ich vermute, daß der Erreger eures Männerzorns Gustav Wyneken heißt. Der ist ja nun weg. Aber ich hoffe, daß nach dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft sein kurzer Aufenthalt unter den Linden nicht ganz vergebens gewesen ist. Eure Kundgebung nun strotzt von Unwahrheiten. Das Ministerium hat eure traurige Schule nicht beschimpft, als es sagte: „Möge die Luft der Schule gereinigt werden von dem Ungeist der toten Unordnung, des Mißtrauens und der Lüge" — es hat beschönigt! An euern lächerlichen Schulen herrschte nicht, wie Ihr schreibt, ein freies Vertrauensverhältnis zwischen Lehrern und Schülern. Streber, Streber unter den Lehrern und unter den Schülern gaben den Ton an; und wenn sich die Schülerselbstmorde in den letzten Jahren nicht häuften, so deshalb, weil die Einen euren Laden einfach nicht mehr respektierten, und den Andern der Schuß vom Staat abgenommen wurde. Ihr erzählt am Grabe der Kriegsfreiwilligen etwas von — nein, mein Raum ist zu schade für diese albernen Aufsatzphrasen. Waren etwa die Kriegsfreiwilligen euer Produkt? Sie sind nicht durch euch: sie sind trotz euch brave Kerle geworden. Mit euch ists wie überhaupt mit dem Bürgertum: Ihr habt eine Heidenangst, daß nun einmal Ernst gemacht wird. Ihr wittert den Geist. Ihr fühlt: hier wird wachgerüttelt und aufgeräumt, hier wirds scharf und unbequem hergehen. Soll es auch. Umso mehr, als Ihr jetzt schon versucht, Revolution in Vereinsstatutenänderung umzulügen. Wenns noch des Beweises bedürfte, daß Ihr abgewirtschaftet habt: eure Kundgebung liefert ihn. Ob Ihr, was geplant wird, Anarchie scheltet oder sonstwie, ist völlig belanglos. Die Hauptsache ist, daß diese Pläne ausgeführt werden. Wir wollen und werden helfen, ohne etwa auf eine Verständigung mit euch zu rechnen. Es gibt keine Brücke. Ihr steht drüben, wir hüben. Eure Existenz hat von jeher aus Kompromissen bestanden — wir schließen keine! Wir tuscheln nicht: Es war halb so schlimm! Wir erklären laut und deutlich: Ihr habt nichts getaugt! Und nun geht an die Presse, die Ihr euch haltet, um euch von ihr bestätigen zu lassen, daß vielleicht manche Uebertreibungen . . . während bestimmt nicht geleugnet werden kann, daß gewisse Verbesserungen . . . Wir schütten das Kind mit dem Bade aus, das Gymnasium mit dem Vollbartprofessor, der in kleinsten, aber noch immer oder erst recht gefährlichen Dosen Tirpitzens Gift den jungen Seelen eingespritzt hat. Die höhere Schule war, wie die Universität, ein Hegeherd des verderbtesten, verlogensten und verantwortungslosesten Alldeutschtums, eine Züchtungsstätte des nationalistischen Größenwahns, der „völkischen" Ueberhebung und aller der Blüten, die dann die bekannten so überaus herrlichen Früchte getragen haben. Jetzt wird angestrebt, daß den Nachwuchs ein sauberer deutscher Geist erfülle. Bei euch war keiner, und der war schmutzig. Daß es leicht ist, ihn auszuräuchern, bildet sich niemand ein. Also wollen wir doppelt schnell und energisch ans Werk gehen.

H. J. Die Obduktion der Leiche Karl Liebknechts ergab — in der Presse stand davon nichts —: Gestorben an Idealismus und Tatkraft. In Deutschland ist das seit jeher tötlich. Man habe die eine oder den andern!

Tägliche Rundschau. Nun, das muß freilich den dicksten Patriotismus wanken machen. Will nämlich die Regierung — diese verdammten Sozialisten! — die Speisekammern der Haushalte revidieren und was über den Bedarf ist beschlagnahmen lassen. Und da heulst du im trauten Verein mit der Deutschen Tageszeitung jämmerlich auf. Die Spar-

samkeit wird bestraft! tobt Ihr Beiden; und beruhigt euch nicht einmal bei der Zusicherung der Regierung, daß sie nicht daran denke, dieses Palladium der Bürger anzutasten. Es ist aber auch eine zu schreckliche Vorstellung! Wie leicht wars für Oberleutnants, sparsam zu sein, solange Papa, als Ortskommandant der Etappe, Wagenladungen heimwärts schickte! Jetzt werden die Rechnungen präsentiert, und in solchem peinlichen Augenblick ists nur ordnungsgemäß, daß Ihr, ein wackeres Trüppchen von Speisekammerherren, vor eure Abonnenten euch schützend aufpflanzt.

Reichsbote. „Einem vielhundertstimmigen Ruf" deiner Leser folgend, hast du „eine Geburtstagsadresse für Kaiser Wilhelm den Zweiten" aufgelegt. Der alte Brauch wird nicht gebrochen: hier kommen die Deutschen angekrochen. Alle, welche nicht alle werden. Die berühmte deutsche Treue? Mit Treue hat das wenig zu tun. Ihr beweint ja keinen gefallenen Mann — wann jemals hättet Ihr einen Gefallenen beweint? —: Ihr beweint die schöne Zeit, da ihr walten und treten konntet nach Herzenslust, und die, so Gott und der dumme deutsche Bürger wollen, gewißlich bald wiederkehren wird.

Major Olberg. Welche Mühe machen Sie sich, in einem langweiligen Aufsatz zu erklären, weswegen Sie für die Deutschnationale Volkspartei eintreten! Haben Sie etwa nicht triftige Ursache? Wer, wie Sie, die Segnungen dieses alten — und von den armen Deutschen noch immer nicht verlassenen — Systems am eignen Leibe kennen gelernt hat, der trete gefälligst auch dafür ein; und sei es nur im Berliner Lokalanzeiger. Daß Sie nach all den Lügen Ihres Kriegspresseamts, nach der Unterdrückung jeder freien Meinung, deren ungehinderte Aeußerung uns vielleicht hätte retten können, überhaupt noch auf dem Plane sind, spricht Bände für den Wert eines Volkes, das sich von einer Handvoll Wirrköpfen mehr erschrecken läßt als von einer Armee euresgleichen. Sie haben Deutschland in Grund und Boden regiert, statt Ihre militärische Pflicht zu tun. Sie haben dieses entsetzliche Elend über Leute und Land heraufbeschworen und haben dem Unheil seinen Lauf gelassen, statt den Dienst zu versehen, für den man Sie ausgebildet hat. Und wenn Sie, dessen Partei stets dagegen gewesen ist, den Frauen das Wahlrecht zu geben, die Frauen heute umschmeicheln, so wird diese Ihre politische Anstrengung allenfalls bei denjenigen Frauen fruchten, die durch Ihre Kaste Toiletten, volle Speisekammern, ordenbesteckte Schwiegersöhne und einen angenehmen Offiziersflirt gehabt haben. Sie aber haben, was so manche Frau hat: eine Vergangenheit. Und täten gut daran, heute so stillzuschweigen wie einstmals Ihre bedrückten Soldaten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Bekenntnispolitik von Ludwig Jurisch

Wenn aus der Kundgebung, mit der sich der neue Mann im Auswärtigen Amt unlängst sozusagen an alle gewandt hat, der neue Geist nicht spricht, sondern höchstens stottert, so liegt die Schuld ganz gewiß nicht an der Blaublütigkeit des Herrn Staatssekretärs. Trotz seines Stammbaums ist er schon ein rechter citoyen Brockdorff-Rantzau, und in das selige Kabinett Hertling hätte er kaum mehr gepaßt als die Jakobinermütze zum Zylinderhut. Aber die Lahmheit seiner Erklärung entspricht dem ganzen Hott und Trott unserer Regierungspolitik. Wir sind ja nach außen wie nach innen nicht frisch und fröhlich, sondern griesgrämig und bureaukratisch revolutionär, und als Eisner auf dem Felde der auswärtigen Politik einen Anlauf nahm, das zu sagen, was gesagt werden muß, muß, muß — das Geschrei über politischen Masochismus und Flagellantismus bis in die demokratischen Zelte hinüber!

Nun steht politischer Masochismus an sich immer noch eine ethische Kategorie höher als jener Sadismus, der sich an der Vergewaltigung Belgiens, der Versenkung der Lusitania, der Verwendung der Giftgase und der Brest-Litowsker Schändung des Selbstbestimmungsrechts eine besondere Güte antat. Aber von politischem Masochismus kann nur reden, wer Opferdienst vor der nackten Wahrheit als unzüchtig ansieht, denn Wahrheit ist ein Ding, das uns nach vierjähriger unumschränkter Herrschaft der Lüge bitterer nötig ist als Brot und Kohle und Fett und Baumwolle. Schonungslose, unerbittliche, messerscharfe Wahrheit, und wenn sie uns wie ätzende Säure das Fleisch bis auf die Knochen wegfrißt. Es ist aber alles andere als fanatischer Kult der Wahrheit, wenn wir, wie die Katze um den heißen Brei, um die Schuldfrage herumschleichen und die Mitlebenden auf die ruhige Lehnstuhl-Objektivität eines in hundert Jahren schreibenden Ranke oder Mignet verweisen, der an der Hand der Akten — quod non est in actis, non est in mundo! — jedem Staatsmann und Machthaber hüben und drüben seinen Teil Schuld auf Lot und Gramm zumessen wird. Aber zum Teufel mit der Objektivität, die in einem höheren Sinn ein Feind der Wahrheit ist. Wir wissen und fühlen heute nicht objektiv, sondern leidenschaftlich aufgewühlt, daß die Leiter der politischen Geschicke Oesterreich-Ungarns als erste bewußt den Feuerbrand in das Gebälk Europas schleuderten, daß sie für den Krieg mit Serbien auch den höchsten Preis, den des Weltkriegs, zu zahlen bereit waren, und daß die verantwortlichen und unverantwortlichen Staatslenker Deutschlands der drohenden Weltkatastrophe vielleicht nicht mit einem freudigen: Ja freilich!, aber doch mit einem hundeschnäuzigen: Warum nicht? gegenüberstanden. Diese

Feststellung macht aus den Imperialisten, Chauvinisten und Annektionisten in den Ententeländern keineswegs blütenweiße Unschuldslämmer, ganz im Gegenteil!, aber jeder kehre vor seiner Tür, und wenn vor unserer Schwelle die Schmutzwolken haushoch emporwirbeln, dann ist es die erste Pflicht des neuen Deutschland, sich von den ewiggestrigen Methoden und ihren verbrecherischen oder verrückten Trägern laut, feierlich und deutlich loszusagen. Wie wandte sich doch gleich Victor Hugo nach 1870 an das deutsche Volk? Er schrieb: „Cette guerre, est-ce qu'elle vient de nous? C'est l'empire qui l'a voulue, c'est l'empire, qui l'a faite. Il est mort. C'est bien. Nous n'avons rien de commun avec ce cadavre. Il est le passé, nous sommes l'avenir. Il est la haine, nous sommes la sympathie. Il est la trahison, nous sommes la loyauté. Il est Capoue et Gomorrhe, nous sommes la France. Nous sommes la République Française; nous avons pour devise: Liberté, Egalité, Fraternité; nous écrivons sur notre drapeau: Etats-Unis d'Europe." So Victor Hugo, und eine ähnlich entschiedene und schallende „Desolidarisations"-Erklärung tut uns not: Wir haben nichts gemein mit dem stinkenden Kadaver, der preußischer Militarismus und deutscher Kaiserismus hieß! Wir brauchen Worte aus verantwortlichem Munde von verantwortlicher Stelle weithin gesprochen, die Hammerschlag, Sturmgeläut und Flammenzeichen in einem sind, und vernehmen statt dessen nichts als ein Gehüstel und Geräusper, ein verlegenes: Ja, aber die andern!, ein verschämtes: Und der britische Imperialismus?, ein halb triumphierendes: Und die russische Mobilmachung?

Freilich werden nach solcher Erklärung die Clemenceau und Lloyd George nicht sofort auf die Knie fallen, stammelnd: Dies Kind, kein Engel ist so rein! Wir machen auch keine Politik für die Clemenceau und Lloyd George und überhaupt keine Politik für heute und morgen, denn wer im Fieber großer Umwälzungen Mundstück der Massen sein will, muß reden und handeln, als sei jedes Wort und jede Tat für die Ewigkeit bestimmt. Und auf die Weite kann entschlossene Bekenntnispolitik nicht ohne tiefe Wirkung auf den französischen und englischen Menschen bleiben, ganz davon zu schweigen, daß sie noch Unmittelbareres wirkt: Wir, die wir uns durch die Politik unserer Kriegstreiber in den Jahren 1914 bis 1918 befleckt und entehrt vorkommen, vielleicht nur, weil wir zu feige waren, an den Tagen brutaler Siegesschande die schwarzweißroten Wimpel von den Stangen zu reißen, wir wären wieder geläutert, wir erlebten die Weihe der Neugeburt, wir lernten wieder an uns glauben!

Und vielleicht bedarf es nur des Wunders, daß wir wieder an uns glauben, um auch den andern den Glauben an uns wieder zu gewinnen!

Ruhe, Sicherheit und Ordnung von Olf

Das geistige Ergebnis der deutschen Revolution steht noch aus, weil sie selbst — die wirkliche, nicht nur physisch-zufällige Revolution — noch aussteht; das Erlebnis der Revolution, wie sieht es aus? Für den Bürger und die Bürgerin besteht sie darin, daß die Trambahn mitunter nicht fährt — wie das Kriegserlebnis, außer im Wonnegrauen vor Kinoschlachtbildern, im Gefühl des Mangels an Butter bestand; und dabei war dieser doch noch behördlich reglementiert! Der berliner Bürger macht, in seiner fanatischen Liebe zur „Ordnung", den toten Liebknecht noch heute für das mangelhafte Funktionieren des Telephons verantwortlich. Was aber zur revolutionären „Unordnung" zu sagen ist, das hat in Sätzen, die in jede Straßenecke gemeißelt und jedes Bürgerhirn gedröhnt werden sollten, Karl Kraus gesagt: „Ich erkläre, daß ich den wildesten Aufzug befreiter Sklaven für ein geordneteres und Gott gefälligeres Schauspiel halte als den reglementierten Auftrieb von Menschenvieh zum Tod für die fremde Idiotie, für das fremde Verbrechen!" Jawohl, Ihr Leute: für ein geordneteres Schauspiel, denn es kommt darauf an, woran Ihr die Ordnung meßt!

*

Der Bürger weiß es besser, was „Ordnung" schafft: der Bürgerrat von Groß-Berlin versammelte sich am siebenundzwanzigsten Januar und gab der bestimmten Erwartung Ausdruck, daß die Verordnung über die Wiederherstellung der Kommandogewalt ohne Rücksicht auf widerstrebende Elemente durchgeführt werde. Der Bürger muß ja wissen, was ihm frommt. Sein Gegenstück, der Offizier, weiß es nicht. In einer Versammlung des Deutschen Offizierbundes sagte Major Weberstedt: Zentralrat und Regierung (ach, du lieber Gott) seien durch diese Verordnung zum Totengräber des deutschen Offiziercorps geworden, um das uns die ganze Welt beneidet habe. Das Ausland hat ja oft und deutlich genug gesagt, wie es uns beneidete; und die deutschen Soldaten — wird der Offizierbund sich hüten zu befragen. Er ist überhaupt von einer fast entwaffnenden Blindheit: in einer Zuschrift an die Redaktionen begrüßt er die Rückgabe der Kommandogewalt und hat schwere Bedenken gegen die Soldatenräte und alles Uebrige. Was würde das deutsche Bürgertum zu ähnlich naiven Verwahrungen Wilhelms des Zweiten sagen? Nun, es würde sie sich gefallen lassen; es läßt ihn hochleben, es sendet ihm Glückwunschadressen, es duldet, daß eine Schrift eines Peter Hagenau: ‚Ein Wort für Wilhelm den Zweiten' im elften bis zwanzigsten Tausend bereits vertrieben wird. Aus dieser Schrift nur ein Beispiel: „Der Kaiser ist, wie er selbst sagte, kurz vor dem Kriege geflissentlich von den Geschäften ferngehalten worden." „Wie er selbst sagte", also

muß es wahr sein: in deutscher Politik gilt ja Behauptung als Beweis. Aber was das für ein Herrscher ist, der sich kurz vor dem Kriege geflissentlich von den Geschäften fernhalten läßt, das untersucht Herr Hagenau nicht, der von sich sagt, er sei kein Reaktionär, sondern ein deutscher, auf dem Boden der neu geschaffnen Ordnung stehender Mann. Die neu geschaffne Ordnung, wenn dies die Männer sind, die auf ihrem Boden stehn, muß danach sein! Mich wundert aber nichts mehr. Ich kaufte diese Schrift vor der Tür einer Akademikerversammlung (man sollte auf die studentische Reaktion besser als auf die militärische achten; die ist an der Uniform kenntlich und ist Vergangenheit, während jene Zukunft ist); als ich den Raum betrat, sagte eben Professor Hoetzsch, zwischen vielen lateinischen Zitaten und sonstiger Bildung: die Wissenschaft brauche ein starkes Heer. Mich drängte es zur Flucht, ich blieb nur, um zu widersprechen: es gab, natürlich, keine Diskussion.

Das Bürgertum atmet auf: die Polizei schreitet gegen den Straßenhandel ein, es herrscht wieder „Ruhe, Sicherheit und Ordnung". Es ist wieder alles reglementiert. Wen hat der Straßenhandel gestört? Ich fand ihn hübsch und nützlich.

*

Ein Interview mit Ebert wird im Acht-Uhr-Abendblatt überschrieben: „Die Nationalversammlung soll die revolutionären Errungenschaften bekräftigen." Ach — welche denn? Vielleicht die Retablierung der Kommandogewalt? Und das ist die Aufgabe einer Versammlung, von der fast hundertfünfzig Mitglieder den frühern Parlamenten angehörten! Die Reste des Reichstags als revolutionärer Konvent!! Ich traue weder der Revolutionarität der dreißig Rechtsanwälte, die drin sitzen, noch der elf Geistlichen und am wenigsten der dreiundachtzig Gewerkschaftsbeamten und Parteisekretäre.

Roosevelt — ein Beispiel von Paul Raché

Roosevelts Tod fiel mitten hinein in die Woche der Spartacus-Wirren und ging, wie begreiflich, unter in dem Rumor, den der Kampf um den ‚Vorwärts' und die Entsetzung der Blätter von Mosse und Ullstein mit sich brachte. Nur vereinzelte Nachrufe, und die zumeist von alldeutscher Seite. Denn es galt, einem Vielgeschmähten noch einige Fußtritte in sein Grab hinein zu versetzen.

Im Hassen sind wir noch immer groß. Da merkt man nichts von einem innern Zusammenbruch. Da hat unser Wortschatz noch immer die Töne wie in der Zeit unsrer nationalistischen Hochkonjunktur. Und es wird weiter munter mit den abgebrauchten Clichés gearbeitet, wie in all den vier Jahren vor-

her. Innerlich hat uns die Revolution kaum gewandelt, und in Dingen der außenpolitischen Betrachtung sind wir noch genau die Naivlinge und Trottmenschen, die blind in den Krieg hineintapsten und während des Krieges dummgläubig alles hinnahmen, was ihnen offiziell als lautere Wahrheit vorgesetzt wurde.

Der Fall Roosevelt ist ein typisches Beispiel dafür, daß wir seit den Novembertagen nicht das Geringste gelernt haben. Roosevelt war für jeden braven Deutschen ein für alle Mal abgetan. Man hat ihn einst für einen großen Deutschenfreund gehalten, weil er einige artige Worte über die deutsche Literatur zu sagen wußte und von unserm Nibelungenlied schwärmte. Man hat ihn bei seiner Durchreise durch Berlin in der Aula der Universität eine Rede halten lassen, zu der mit den Uebrigen auch der Kaiser nach studentischem Brauch Beifall trampelte. Und man veranstaltete für ihn in der amerikanischen Botschaft einen Empfang, wie er so glanzvoll kaum jemals einem Ausländer bereitet wurde.

Damals sprach ich Roosevelt. Es war das einzige Mal, und es waren nur wenige Minuten. Aber das kurze Gespräch war charakteristisch für den Mann und seine Art. Ich teilte Roosevelt mit, daß eine Auswahl seiner Reden, die ich übersetzt hatte, jetzt auch in einem kleinen Reclam-Bändchen erschienen und also den weitesten Kreisen zugänglich sei. Worauf sich Roosevelt sofort sehr eingehend erkundigte, ob ich auch wegen der Uebersetzung mit seinem Verleger das Nötige vereinbart hätte. Die geschäftliche Seite interessierte den Liebhaber des Nibelungenliedes bei weitem mehr als die ideelle, und die paar Mark Honorar waren ihm im Moment wichtiger als das breite Echo, das seine Persönlichkeit durch die Universalbibliothek fand.

Das war nach sentimentalem deutschen Empfinden gewiß nicht schön, aber es war echt amerikanisch, und Roosevelt, der vielleicht der typischste Vertreter des modernen Amerikanismus war, konnte nicht anders genommen werden. Es war nicht Roosevelts Schuld, wenn wir ihn nur mit deutschen Augen betrachteten, wenn wir aus seiner angeblichen Deutschenfreundlichkeit, wie das so bei uns üblich ist, unmögliche Schlüsse zogen. Wenn wir gar glaubten, daß er in dem Kriege Amerikas mehr deutsch als amerikanisch fühlen würde. Man hatte gehofft — aus welchem Grunde, ist unverständlich — in Roosevelt einen hilfsbereiten Agenten der deutschen Sache zu finden, und schrie nun Verrat, als er sich mit dem ganzen Temperament des Vollblutamerikaners und amerikanischen Patrioten gegen Deutschland wandte.

Es ist eben eine alte Erfahrung, daß grade unsre heftigsten Patrioten für das patriotische Fühlen Andrer nicht das geringste

Verständnis haben, wenn sich dies Fühlen gegen uns richtet. Man erinnere sich nur, wie belgische Dichter und Künstler, die sich — als belgische Patrioten! — von uns haßerfüllt abwandten, nachdem wir ihr Land völkerrechtswidrig überfallen hatten, mit Schmutz und Spott begossen wurden. Wie ein Maeterlinck plötzlich zum ausgemachten Trottel wurde, und wie wir uns nicht einmal am Grabe Verhaerens zu der großen Geste des Verstehens aufzuringen vermochten. Und man fiel über Roosevelt her, weil er den Einbruch in Belgien als eine Schande bezeichnete, weil er vom Wahnsinn des U-Boot-Krieges sprach, weil er die unglückseligen Zeppelin-Raids nach London verbrecherisch nannte. Er tat als Amerikaner, als unser Feind, Das, was heute, nachdem die Binde gefallen, hunderttausende Deutsche auch tun in der gleichen Verurteilung der Zeppelin-Bomben, der U-Boot-Raserei, des belgischen Ueberfalls. Der Ausgang des Krieges hat ihm Recht gegeben; aber unsre Unduldsamkeit und unser kleinlicher Haß ließen uns auch an seinem Grabe zu keinem gerechten Urteil kommen.

Und unsre Unwissenheit, die noch größer ist als unser Haß, trübte das Urteil vollends. Denn was wissen wir heute von den Beweggründen für Amerika, uns den Krieg zu erklären? Was wissen wir über die Machenschaften, die von deutscher Seite in den ersten beiden Kriegsjahren auf amerikanischem Boden angezettelt wurden? Kennt man bei uns den großen Sensationsprozeß von San Francisco, der im Dezember 1916 mit der Verurteilung des dortigen deutschen Generalkonsuls und einer Reihe deutscher Agenten zu mehrjähriger Kerkerhaft endete und die Empörung der Amerikaner auf den Gipfel trieb? Damals tobte Roosevelt in allen Tonarten gegen Deutschland; aber wir hörten nur das Echo des Tobens, ohne die Ursache zu kennen. Und für die alldeutsche Presse, die vordem seinen Reden zugejubelt hatte — „seit Bismarcks Tode haben wir nicht wieder von einem Staatsmann so kernige, nationale, machtvolle Worte gehört, wie hier von Roosevelt“, schrieb damals ein rechtsstehendes berliner Blatt — war er plötzlich nichts andres als der Maulaufreißer, der Schlagwortredner, der Deutschenfresser. Und war es auch am Tag seines Todes noch. In Wirklichkeit war er bis zur letzten Stunde konsequent der Vertreter des reinen Amerikanertums, das er gepredigt von Anfang seiner politischen Laufbahn an, ein guter amerikanischer Bürger und ein guter Patriot.

Es ist Zeit für uns, umzulernen. Nicht nur politisch. Auch in unsrer ganzen Denkungsart müssen wir endlich eine gründliche Umwandlung vornehmen und vieles, sehr vieles über den Haufen werfen. Müssen wieder mit Vernunft und Seele schauen lernen. Und dürfen uns nicht vor dem Ausland noch immer so lächerlich machen.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

XLIX.

Hugo Preuß

Das Telephon klingelt schon wieder.

„Bitte."

„Hier Reichsamt des Innern. Seine Exzellenz der Herr Staatssekretär läßt fragen, ob Sie auf eine halbe Stunde zu einer Besprechung herüberkommen würden."

„Ich komme . . ."

Im Hause Wilhelm-Straße 74 hat sich trotz der Revolution nichts verändert. Nur in das geräumige Amtszimmer des Staatssekretärs ist ein neuer Herr eingezogen. Herr Trimborn, der Zentrumsmann, ging, und Herr Preuß, der Demokrat, kam. Sonst ist, äußerlich, alles beim Alten geblieben. Im Vorzimmer hängen die Kupfer der preußischen Könige von dem weichlichen Friedrich Wilhelm dem Zweiten, dem unwürdigen Nachfahr des großen Fritz, bis zu dem andern zweiten Wilhelm, der sich selbst und das Hohenzollerngeschlecht um Krone und Zepter gebracht hat. An den andern Wänden prangen Schlachtenbilder von Menzel: hier hat sich Friedrich in einem schäbigen Mantel mitten unter den Soldaten am wärmenden Lagerfeuer hingekauert; dort bläst, nach der Schlacht bei Zorndorf, ein Kürassier hoch zu Roß zum Sammeln. Und siehe, da steht auch noch auf einer massigen Marmorsäule die Porträtbüste des Herrn von Bötticher in Bronze. Ach, wo sind die Zeiten hin, da Bismarck ihn, den ersten Staatssekretär des Innern, aus dem Welfenfonds sanierte, als der bankdirektoriale Herr Schwiegervater in Schwierigkeiten geriet, da Herr Bötticher, Morgenluft witternd, gegen Bismarck für Wilhelms des Zweiten sozialreformerische Ideen Stellung nahm und so nicht bloß den Schwarzen Adler errang, sondern sich glücklich vom alten zum neuen Kurse hinüberrettete. Siebzehn Jahre waltete er seines Amtes, bis 1897. Dann trat der Graf im Barte, Posadowsky, an seine Stelle, ders auf ein Dezennium brachte. Und darauf folgten in ziemlich raschem Wechsel die Bethmann Hollweg, Delbrück, Helfferich, Schwander, Trimborn und zuguterletzt Preuß, nachdem man diesem Ungetüm von Amt während des Krieges mehrere neue Reichszentralen abgezweigt hatte: Kriegsernährungsamt, Reichswirtschaftsamt, Reichsarbeitsamt und Reichsamt für wirtschaftliche Demobilmachung.

„Der Herr Staatssekretär läßt bitten . . ."

Doktor Preuß hat nichts von seinem lebhaften Temperament, seiner raschen Initiative und seiner flinken und beweglichen Art, sich unzweideutig mit den Menschen und Dingen auseinanderzusetzen, verloren.

Er ist, er will ein Kämpfer sein. Ohne Dreinschlagen gehts nicht. Das hat er von früher Jugend an so gehalten. Rasch pflückte er sich als Staatslehrer literarische Lorbeeren. Aber in der akademischen Karriere kam er nicht weiter. Privatdozent und dann, höchstens, außerordentlicher Professor. Warum? Das braucht man nicht erst zu sagen. Er hatte zwei unangenehme Eigenschaften: er war nicht „rassereiner Abkunft", und er war Demokrat. Immer dieselbe Komödie unter dem alten Regime. Manch einer ist darüber geistig und seelisch zu Grunde gegangen. Was tats! Preuß war, Gott sei Dank, robust und hielts, wenns gar zu hart auf hart ging, mit Götz von Berlichingen. Dann konnte Professor Preuß, Stadtrat der Stadt Berlin, aufspringen, mit der Faust auf den Tisch schlagen, berlichingisch fluchen und nach dieser explosiven Entladung sich gemütlich in seinem Schreibsessel räkeln, die Zigarre in der Spitze ein paar Mal herumdrehen und einige kräftige Qualmwolken aus dem Munde blasen.

Mit dem berüchtigten Kommunalfreisinn stand er sich niemals gut. Denn er kannte die Brüder. Die waren in ihrer Halsstarrigkeit nicht viel besser als die Heydebrand und Konsorten im alten preußischen Dreiklassenparlament. Darum ließ man ihn auch politisch, trotz seinen großen wirtschaftlichen und politischen Qualitäten, nicht hochkommen. Für ihn war einfach kein Mandat zu haben. Wenn die Jungen, wenn die Demokraten seine Kandidatur verlangten: stets war bereits alles vergeben. Preuß sollte nicht ins Parlament, denn er konnte den Arterienverkalkten unbequem werden. 1912 kandidierte er schließlich als Nachfolger des aufrechten Karl Schrader in Anhalt-Dessau für den Reichstag; und wurde von Wolfgang Heine, dem Sozialisten, ausgestochen.

Er blieb also wieder draußen. Aber literarisch begann er die neue Zeit eifrig vorzubereiten. In einer Reihe von Schriften wies er auf die Notwendigkeit einer Demokratisierung Preußen-Deutschlands hin und arbeitete, noch während des Krieges, den Entwurf einer Verfassungsreform aus, den er in einem Privatdruck seinen Freunden zugehen ließ. Und schon am zehnten November war sich Theodor Wolff mit ihm über die Zertrümmerung des alten wasserstiefelnden Freisinns und der Begründung einer republikanisch-demokratischen Partei einig geworden. In einem kleinen Konferenzzimmer des Berliner Tageblatts traten darauf zu endlosen Sitzungen die paar Männer zusammen, die der neuen Partei den Lebensodem einbliesen. Hugo Preuß, immer mit der Zigarre im Munde, dazwischen. Kaum eine Woche später wurde in demselben Hause bei ihm angefragt, ob er die Leitung des Reichsamts des Innern übernehmen wolle. Er sagte, nach kurzem Zögern, Ja.

Der Mann, der bisher nur in der Theorie staatsrechtlich hatte tätig sein können, war nun vor die große praktische Aufgabe

gestellt, der neuen deutschen Republik die Verfassung zu unterbreiten, die Grundlage für die künftige Lebensgestaltung der Nation. Er ging nicht mit der Paragraphenschere ans Werk, schneiderte nicht aus so und so vielen andern Verfassungen eine neue zusammen. Nein, er schuf, in kühnen Strichen, etwas wirklich Neues. Nur der wissenschaftlich genialisch-unstete Max Weber hat ihm hie und da einen Vorschlag gemacht. Aus dem verpreußten Deutschen Reich müssen wir heraus, sagte er sich. Denn nun gilt es, ein groß-deutsches Reich aufzubauen, die Deutschoesterreicher mit einzubeziehen und endlich den alten Demokratentraum von 1848 zu erfüllen. Dem engbrüstigen und kurzsichtigen Partikularismus rückte er auf den Leib, stellte den Reichsgedanken allen andern voran, forderte die Beseitigung der lächerlichen Reste einer „auswärtigen Hoheit" der Gliedstaaten, die Vereinheitlichung der Wehrverfassung, des gesamten Verkehrs, des Handels, der Finanzen (mit steuerlichen Zuschlägen für die Einzelstaaten) und wollte selbst in dem Verhältnis von Kirche und Schule durch die Verfassung dem ganzen deutschen Volke gemeinsame Richtlinien ziehen. Das Selbstverwaltungsrecht sollte sich in grader Linienführung aufbauen von der Gemeinde über den Kreis, die Provinz, den Einheitsstaat und seinen letzten Ausdruck — neben dem Volkshause, dem Parlament des Reiches — in dem Staatenhause finden, in das die einzelnen Gliedstaaten aus ihren bundesstaatlichen Parlamenten Delegierte (ohne bestimmte Instruktionen) entsenden sollten. Dieses demokratische System war aber nur möglich, wenn die einzelnen Bundesstaaten in ein territorial gleichmäßigeres Verhältnis gebracht wurden, da sonst die Hegemonie eines partikularen Großstaats wie Preußen die andern in diesem Rahmen (wie früher) erdrosseln könnte. Darum war er für eine sinngemäße Zerlegung Preußens im Interesse des Reichsgedankens.

Das aber war den Vielzuvielen zu viel. An Preußen rühren, hieß: dem Kalbe ein Auge ausstechen. Und nun eröffneten sie von allen Seiten ein Trommelfeuer wider Preuß. Zuerst die Süddeutschen. Denn die bangten um ihre kleinlichen Partikular-Interessen. Das Reich sei ganz schön. Aber von unsern Sonder-Bratwürsten gedenken wir nichts abzugeben. Das Königlich sozialistische preußische Staatsministerium fiel in den Chorus mit ein. Auf einer Reichskonferenz der Einzelstaaten wurde bereits, im Reichskanzlerpalais, ein Scheiterhaufen errichtet, um Preuß samt seinem Werke zu verbrennen. Kurt Eisner warf, in wilder Erregung, den ersten Kienspahn hinzu. Das Reichskabinett wurde schwankend. Herr Ebert legte sich aufs Vermitteln, erklärte den Entwurf für nicht unbedingt maßgebend und schlug ein Provisorium vor, das eine Kommission sofort ausarbeiten solle. Und diese sozialistische Kommission hatte nichts Eiligeres zu tun, als den alten reaktionären Bundesrat

unter einer andern Firmierung wieder aufleben zu lassen und den Partikularismus kräftiger als je zu betonen.

Wie von links blies man auch von rechts kräftig ins Feuer des Scheiterhaufens. Das war den Deutschnationalen, den Preußenbündlern, all den alten Mächten der Reaktion ein gefundenes Fressen für die Wahlen zur preußischen Nationalversammlung. Herr Preuß, der Zertrümmerer Preußens! Und nun bekamen die Freisinnsgrößen Berlins es mit der Angst: die Cassel, Mommsen, Mugdan, Kopsch und Genossen. „Der Mann muß 'raus aus der Partei! Muß 'runter von der berliner Kandidatenliste!" Ein Scherbengericht wurde veranstaltet. Der Verband der Berliner Bezirksvereine stellte ihm einen offiziellen Absagebrief zu und ließ ihn, der bessern Wirkung nach außen wegen, gleich in der Presse veröffentlichen.

Aber Preuß blieb fest. Einen taktischen Fehler hatte er allerdings gemacht. Wie in jedem parlamentarisch regierten Lande hätte er sich auch hier vor der Veröffentlichung des Entwurfs mit der Partei ins Benehmen setzen müssen. Das hatte er versäumt. Aber hatte er sachlich so unrecht? Cassel, Geheimer Justizrat, Rechtsanwalt und Notar, Stellvertretender Stadtverordnetenvorsteher Berlins, langjähriger preußischer Landtagsabgeordneter, Vorkämpfer für eine Reichstagskandidatur des Herrn Kempner wider Dernburg, Freund des Dreiklassenparlaments in den Städten, Liebling aller Hausagrarier — Cassel holte aus und schleuderte den großen Bannstrahl der Partei wider ihn. Derselbe Cassel, der nach der Revolution am neunten November sich absolut nicht in der neuen Zeit zurechtzufinden wußte. Er blieb — acht Tage lang — der überzeugte Monarchist, eine Anschauung, von der er nicht abgehen könne, und dann klopfte er, Einlaß suchend, bei der Deutschen Demokratischen Partei an, die sich von vorn herein auf den republikanischen Boden gestellt hatte.

Und Mugdan und Kopsch?

Ein ander Mal. Nicht zu viel auf einmal.

Militaria von Ignaz Wrobel

IV.

Von kleinen Mädchen

Nach Merkur wollen wir Aphroditen die Ehre geben.

Wie bekannt, schickte die Heimat, als es mit dem „Menschenmaterial" bereits haperte, Mädchen und Frauen ins Heer. Diese weiblichen Hilfskräfte machten bitterböses Blut unter den Soldaten, weil sie wesentlich höher entlohnt wurden, also von der allgemeinen Wehr- und Arbeitspflicht befreit waren, und weil ... erröte, Leserin.

Wir wollen uns hier richtig verstehen: es ist selbstverständlich, daß Mädchen unter Männern nicht immer unberührt bleiben, und es wäre doppelt töricht, das zu leugnen, weil wir ja alle wissen, daß neben der Ehe die nicht sanktionierte Liebe eine Selbstverständlichkeit ist. Nicht also darum handelt es sich, daß die jungen Damen mit zärteren Banden als durch die des Vertrages ans Heer geknüpft waren, nicht darum, daß sich so eine Art Weibertroß herausbildete: bezeichnend für die Moral und den Geist der deutschen ehemaligen Armee war nur, wie das geschah.

Die weibliche Hilfskraft war reserviert und trug ein Schild: Nur für Offiziere. Dieses Prinzip wurde häufig durchbrochen, denn auch der Feldwebel war ein Mann. Bezeichnend aber war eben dies, wie auch hier wieder Offiziere, Unteroffiziere und der Mann auf Druckposten ganz unbedenklich Mittel und Gegenstände ihres Dienstes für die Mädchen, also für sich, gebrauchten. Miles, einer der unantastbar anständigen Offiziere, fragte neulich, ob es denn so schlimm sei, wenn der Mann, der vorne Tag und Nacht im Schützengraben gehockt habe, nun wirklich einmal auf Ruhe in Brüssel die Nacht mit einer Tochter der Freude verbracht habe. Aber gar nicht. Aber viel Vergnügen! Schlimm ist nur, daß erstens einmal der Etapperich das bedeutend schlimmer trieb (und auch der war deutscher Offizier!), und daß sich zweitens auch hier das Achselstück breit machte. Wie oft haben die vielgehaßten Reservebolzen unter den Offizieren vor weiblichen Landeseinwohnern die eigenen Leute heruntergeschimpft, nur um sich zu zeigen. Ein Pfau schlägt zu diesem Behufe ein Rad.

Im Osten stellte sich ein Rittmeister vor die (nicht einmal reichsdeutschen, sondern aus Riga geholten) Helferinnen und machte ihnen klar, daß die Kluft im deutschen Heere zwischen Offizier und Mann größer sei als im russischen, und sie sollten nicht mit den Kerls und mit den Unteroffizieren verkehren. „Sie gehören zu uns Offizieren!"

Das Verhältnis der Offiziere zu den Landeseinwohnerinnen war entsprechend. Entweder brutal oder zuckrig-galant. Aus dem voriges Mal angezogenen rumänischen Bericht:

Mit den Mißständen, die bei der Durchführung der wirtschaftlichen Zwangsmaßnahmen grassieren, hängt eng zusammen das Kapitel ‚Frauen'. Der kleine Bürgersmann sieht mit Ingrimm und Neid, wie gut es manche Familie hat, bei der Offiziere der Besetzungsmächte ein- und ausgehen! Da werden noch Kuchen gebacken; da wird noch guter Wein getrunken; da gibt es Fleisch und Gemüse und andre Dinge, die längst vom Tische Derer verschwunden sind, die nicht in der Lage oder nicht gesonnen waren, ihr patriotisches Empfinden und Gebahren solchen materiellen Annehmlichkeiten zum Opfer zu bringen. Ueberhaupt zieht sich durch alles, was hier schlecht und faul ist, was die Deutschen unter das Sammelwort ‚Schiebung' registrieren und was uns Rumänen von ihnen sagen läßt: „Sunt ca si noi", wie ein roter Faden das Thema ‚Weib'.

Der Einfluß des schlechten Offiziersgeistes auf die deutschen Helferinnen war, um ein beliebtes Leutnantswort zu gebrauchen, „verheerend". Ein großer Teil der jungen Damen ist in Grund und Boden verdorben nach Hause gekommen. Nicht etwa, weil sie geliebt haben. Sondern weil sie gesehen haben, daß der Mann ihnen — ohne viel Arbeit — alles bot, daß Deutscher auf Deutschem herumhackte, weil der Offizier ihnen in besetzten Schlössern, mit unterschlagenen Lebensmitteln, mit widerrechtlich erzwungenen Arbeitskräften, in widerrechtlich angeeigneten Wagen und Equipagen ein Leben vortäuschte, das zu Hause die Eltern ihnen niemals bieten können. Der deutsche Offizier, und mit ihm die Chargen, haben es meisterhaft verstanden, Huren wie Damen und Damen wie Huren zu behandeln.

Und das alles drang nicht ins Volk? Und das war nicht schon in Kriegszeiten bekannt? Denn der Kompost stank doch zum Himmel, jeder wußte allenthalben, was ausgefressen wurde — viel, viel mehr, als hier nur dünn skizziert ist . . . Und die Heimat?

Sie ertrank rettungslos, hoffnungslos in dem Phrasen- und Hurra-Nebel des Vaterländischen Unterrichts, den der Soldat erst in den letzten Kriegsjahren, der Zivilist eigentlich sein ganzes Leben lang genossen hatte. Ihn, den Vaterländischen Unterricht, wollen wir in Kapitel V näher betrachten.

Die Friedrichs-Legende von Harry Kahn

Knapp ein Vierteljahr lang dachte das deutsche Volk und mit ihm seine Dichter und Denker, der Krieg werde in einem neuen Frankfurter Frieden seinen Abschluß finden. Vier Jahre hindurch begnügte man sich dann in geistig besser bemittelten Kreisen, wenn man den Begriff ‚Frieden' assoziierte, mit einem Achselzucken und einem resignierten Rückblick auf das sächsische Jagdschloß Hubertusburg. Am fünften Oktober 1918 versuchte man sich Hals über Kopf mit Rijswick einzurichten. Und nun? Tilsit? Es wäre ein interessantes Thema für eine Umfrage an die deutschen Dichter und Denker, die so hurtig mit historischen Vergleichen bei der Hand waren, was für eine Art von Frieden ihnen nunmehr vorschwebe.

Sehr früh, am frühesten wohl von Allen, die öffentlich etwas Zusammenhängendes zu diesem Thema meinten, hatte Thomas Mann erkannt, daß es mit einem Frankfurter Frieden diesmal wohl nichts werden würde. **Im Jahre 1914 noch hat** er die Frucht dieser Erkenntnis in einem Essay: ‚Friedrich und die große Koalition' (der gleichnamige Band, dessen Hauptstück dieser Versuch bildet, ist bei S. Fischer erschienen) niedergelegt, einem Meisterstück deutscher Prosa, in Stil und Logik gleich verführerisch. Und doch, oder grade darum: ein Blendwerk der Hölle, wie alle derartigen historischen Vergleiche, die nach dem

Rezept: „Reim dich oder ich freß dich" verfertigt sind. Deutschland sollte Friedrich sein, Belgien Sachsen, Kaunitz King Edward; fehlte bloß noch eine Parallele zwischen den Reizen des Monsieur Poincaré und denen der Marquise von Pompadour. Der weitere Verlauf des Handels („Wie fing sich der Handel so glücklich an . . .") mußte dem geistvollen Analogisten noch ex post Wasser auf seine Mühle von Sanssouci treiben: der Glücksfall des Todes der Zarin Elisabeth schien sich in der russischen Revolution zu wiederholen. Die äußerlichen Vergleichsmerkmale unsrer vierjährigen Nöte mit den siebenjährigen Friedrichs, die sozusagen novellistischen Handhaben dieser Analogie liegen zu greifbar zutage, als daß man Thomas Mann ihren Erfinder, Andre, die ihm später auf diesem fatalen Wege gefolgt sind, seine Nachahmer nennen möchte. Aber für ihre Folgen darf man ihn wohl in erster Linie mit verantwortlich machen.

Folgen? Verantwortlich? Ja doch. Es steht außer Zweifel, daß diese Friedrichs-Legende enormen Schaden angerichtet hat. Jahrelang hat ihr wohlfeil-fatalistisches Steinklopferhans-Philosophem — die Mystik des „Es kann dir nix geschehn" hat ihre tiefe Bedeutung im Leben des Individuums; aber Politik ist die unmystischste Hantierung auf der Welt, die Anti-Mystik an sich — die Köpfe grade der Gebildetsten beherrscht. Just vor dem Zusammenbruch wurde sie auch der Halb- und Viertelsbildung durch die Presse, durch Plakate und Postkarten ins Gehirn gehämmert: wer sich noch der im Trubel des mitteleuropäischen Kataklysmas vergebenen und vergessenen Neunten Kriegsanleihe entsinnt, wird sich auch noch erinnern, daß der geistige Aufwand vor allem ihrer Bildpropaganda fast restlos mit dem Profil, dem Krückstock und den Windspielen des Alten Fritz bestritten wurde. Und noch als die Hubertusburger Periode in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Friedensphantasien bereits merklich zu welken begann, erschien (bei Albert Langen) ein Buch, mit dem sie noch einmal einen Kristallisationspunkt erhielt. Aus der Rückschau mutet denn auch dieser Roman ‚Fridericus' des in Gesinnung und Produktionstempo verdächtig berolinisierten Oesterreichers Walter von Molo heute an wie ein letzter Notschrei eines deutschen Herzens an das Schicksal; wie ein letztes Trostwort eines selbst nicht mehr sichern Seelsorgers an die schon bänglich werdende Gemeinde.

In die vierundzwanzig Stunden vor jener entscheidenden Wende im Schicksal des Großen Königs und seines großen Krieges wird, wie in einen wüsten Albtraum, alles hineingepreßt, was Friedrichs bis dahin fünfzigjähriges Leben an Himmelsgnade und Höllenpein, an Liebe und Undank, an Feldherrnfortüne und Künstleridylle, an innerster Niederlage und äußerstem Sieg gesehen hatte. Das Bild wäre grandios, wenn es nicht so überaus künstlich wäre, und es wäre von einer balladesk

eindringlichen Dramatik, wenn es nicht so theatralisch auf seine Peripetie hin zugespitzt wäre. Diesem in aller Historie kaum wiederholten Umschwung fiebert natürlich jedes von einem halbwegs geschichtskundigen Kopf vorbereitete Herz entgegen. Die für unsre Lage im letzten Sommer beispielhafte Suggestion liegt auf der Hand. Wenn die Oberste Heeresleitung damals ein einschläferndes Erbauungsbuch für die Leihbibliotheken bestellt hätte, sie hätte nicht besser bedient werden können als durch dieses in allem Aeußerlichen eminent gekonnte Eintage-Epos. Der nächste Schritt wäre unfehlbar der Friedrichs-Film der Bufa gewesen, den wir in diesem Winter gewiß erlebt hätten. Es ist nicht nötig, diese Eventualität — wie alle Leistungen des genannten Amts — zu überschätzen. Was wir aber nicht unterschätzen wollen, besser: was wir endlich einmal richtig einschätzen lernen müssen, machen wir für die kommenden Jahrhunderte überhaupt noch Anspruch auf politische Geltung, das ist ein Andres.

Man hat Ludendorff seit seinem Sturz oft eine Spielernatur genannt und ihn, genauer, mit einem halsbrecherischen Pointeur im Baccarat verglichen. Nun, wer jemals Baccarat gespielt hat, weiß, daß hinter dem Pointeur ein Dutzend Andrer steht, die mit ihm auf seine Karte setzen. Wie viele Deutsche können von sich sagen, daß sie gegen diesen Pointeur, mit dem Bankhalter gewettet haben? Wenn nicht das ganze Volk, so doch große Teile davon, haben immer wieder auf den großen Schlag gewartet, der die Bank sprengen sollte. Daß ihnen die Augen erst auf- (und über-) gegangen sind, als der Pointeur selbst seine leeren Hosentaschen umstülpte, daß sie immer wieder darauf vertrauten, Gott werde seine lieben Preußen beim höchsten Einsatz schon nicht verlassen — daran ist nicht zum Wenigsten die immer wieder aufgefrischte Erinnerung an das Spielerglück eben jenes Königs schuld, der selbst am besten gewußt hat, daß Gott stets bei den größern Bataillonen ist. Nicht in letzter Linie ist die Friedrichs-Legende schuld daran, daß den Leitenden vor ihrer Gottähnlichkeit so garnicht bange wurde, und daß die Geleiteten erst, als es längst zu spät war, inne wurden, wie sehr sie die Verleiteten waren.

Wenn die Deutschen in vier furchtbaren Jahren schon nichts lernen wollten aus dem, was ihren Feinden so unendlich genützt, möchten sie sich nicht endlich eine Lehre ziehen aus dem, was ihnen selbst so außerordentlich geschadet hat? Die Lehre nämlich von der Gewalt des gesprochenen, geschriebenen, gedruckten Worts; die Lehre von der Macht der Idee. Die Friedrichs-Legende war eine falsche, mesquine, verhängnisvolle Idee; sollten sich die Landsleute Luthers, Kants und Goethes nicht endlich auf eine wahrhaftige, monumentale, in jedem Verstand politische Idee besinnen können?

Es geht uns gut von Alfred Polgar

Es geht uns schlecht, aber es geht uns allsogleich gut, wenn wir uns erinnern. Reichlichen Trost für Das, was ist, gibt der Gedanke an Das, was nicht mehr ist.

Der blutsaufende Götze liegt geborsten. Wem lacht nicht das Herz beim Anblick der entthronten Scheußlichkeit?

Kein Zettel mehr daheim: „Sie haben morgen um sieben Uhr früh im Landsturmbezirkskommando Nummer . . . sich zu melden." Kein tagelanges verzweifeltes Lungern auf vollgestopften, vom Angstschweiß der Harrenden furchtbar durchstunkenen Gängen. Kein demütiges Kuschen mehr vor einem roheitseligen Herrn Banditen von Feldwebel. Keine gehorsamsten Mordgedanken mehr vor einem lüstern Schicksal spielenden Kanzlei-Oberleutnant, der dich mit den Augen aufspießt und deinen Namen ausspricht, wie wenn er ihn ausspuckte.

Keine Menschen-Ställe mehr, Kasernen geheißen, in besondere Pferche zusammengedrängt: Schlacht-Menschen und schwächere Zug-Menschen, von Hunde-Menschen bewacht, angebellt, gebissen.

Kein ‚Chef des Ersatzwesens' mehr, der sagte: „O Majestät, es sind schon noch ein paar hunderttausend Liter Blut, zum Schmieren der Kriegsmaschine, dem Hinterland abzuzapfen. Die Leute tun nur so mager, sie haben noch Fleisch genug an ihrem Skelett. Man muß es ihnen nur herunterklopfen." Und dann einher ging wie das Pendant zur Hänsel- und- Gretel-Hexe. So arme, dürre Finger auch Hänsel-Volk, das gehänselte Volk ausstrecken mochte: immer schienen sie der anspruchslosen Hexe noch nicht mager genug, immer noch tauglich fürs Schlachtmesser!

Denkt nur, Kinder, daß solch greuliches Märchen, solch märchenhafter Greuel nun zu Ende! . . . „Da sprang Hänsel heraus wie ein Vogel aus dem Käfig, wenn ihm die Türe aufgemacht wird . . . Und weil sie sich nicht mehr zu fürchten brauchten, so gingen sie in das Haus der Hexe hinein. Da standen in allen Ecken Kasten mit Perlen und Edelsteinen!"

Keine Nötigung mehr, in schmierigen, verwanzten Spitälern den Herz- oder Lungenfehler zu verteidigen gegen einen samtkrägigen Lümmel, einen Hausknecht des Krieges, einen Zuhälter des Todes, einen Auftreiber in Diensten der Kanonenfutterzentrale, der sich Arzt nannte. Wie höhnisch wahr wurde das: der Arzt ist der Krankheit Feind!

Nicht verordnet er mehr für Herzdefekte den Schützengraben als Idealkur. Nicht mehr bist du Wild für Medizin-Bestien, die dich der Herrschaft apportieren, nicht mehr sagt ein bösgrinsender Korporal der schlotternden Schar auf Spitalgängen: „Wen Gott will verderben, den schickt er zum Professor Erben."

Nicht mehr rädern endlose Lastzüge, mit lebendem Menschenfleisch so vollgestopft, daß Köpfe und Gliedmaßen aus allen Waggonlöchern quellen, durch dein Herz (obzwar du auf der Bahnbrücke stehst), nicht mehr übertönt dir todwärts trottender Marschbataillone Gesang — dieses muntere Kindlein vom Fatalismus genotzüchtigter Verzweiflung — nicht mehr übertönt es dir alles Geräusch der Welt, mitinbegriffen Gottes Stimme.

Ja, der arme Teufel hungert heute und friert, und Sorge beknabbert sein wehrloses Herz — aber er ist doch frei! Er hat keine Faust an seiner Gurgel. Er kann schlafen, wenn er ein Bett, essen, wenn er Nahrung hat, gehen, wenn ihn die Füße tragen, heulen, wenn ihm zu heulen ist! Sein Hirn, sein Mut, seine Anstrengung und Mühe dienen ihm, gehören ihm. Er ist kein Leibeigener mehr, er ist kein Seeleneigener mehr. Er hat vielleicht nicht mal eine Stube; aber besser keine Stube als ein Käfig. Er ist jetzt ein armer, armer, armer Mensch, wohl: aber er war ja vier Jahre lang ein Vieh! Nichts besitzt er, aber sich besitzt er doch wieder. Es kommt auf den individuellen Fall an, ob das viel oder wenig.

Und wenn dich dein Auge beißt, darfst du es ausreißen. Entsinnt euch, Glückliche, daß es etwas Kriminelles gab und nicht mehr gibt, das „Selbstverstümmelung" hieß! Schauderhaftestes Symbol gewesener Schauderhaftigkeiten! Das Schwein durfte sich nicht ein Haxel abbeißen, weil der Metzger ein Servitut auf jeden Schinken hatte.

Oh schönes Heute am Fuß wolkig verschleierten Morgens! Der Mensch darf wieder Pläne sinnen, Zukunft träumen, Schicksal bauen. Geheimnisvolle Ferne dämmert wieder in seine Enge. Nichts gehört ihm, aber Alles gehört ihm!

Und wenn dir die Welt zum Dreckhaufen wurde — immer noch schöner, als da der Dreckhaufen deine Welt war.

Und keine goldgeräderte Equipagen mehr, mit einem livrierten Affen als Gallionsfigur, die Peitsche aufs Knie gestemmt: Fahne dessen, das war! Und keine stier-ehrfurchtsvoll-schnüffelnden Gesichter ringsum, herzbang wartend, was und wie es dem federnden Kasten entsteige. Und nicht mehr die hirnfressende Frage: warum umgleißt dieses Individuum — doch mit höchster, mit allerhöchster Wahrscheinlichkeit ein Durchschnitts-Esel wie ich und du — Schimmer heil'ger Macht? Was, Herrgott, ist das: eine geborene Pyramidenspitze? Warum ist einer dein Herrgott — einfach dadurch, daß er eben ist?

Kahl steht der Baum der Zeit: aber seht auf dem Boden die verfaulten Lügen, Dummheit, Zwang, Niedertracht, die der Wind aus dem Gezweig geblasen!

Und eure Seele wird tanzen um seine Kahlheit . . .

Briefe von Peter Altenberg

Ich melde Ihnen meine Begeisterung über Ihren ‚Girardi'. Sie sprechen da eben das fast bereits Unaussprechbare aus. Begeben sich liebevollst-begeistert in eine Sphäre, wo das Wort sonst schon seine Dienste verweigert! Girardi besitzt das Mysterium der Primitivität des genialen Herzens! Das versteht man entweder ganz oder gar nicht. Jede liebevollste kultivierteste Mama würde es verstehen in bezug auf ihre Liebe zu ihrem Baby. Nur bleibt es da ganz drinnen, verschlossen, verborgen, schüchtern-tief! Meine Begeisterung für Girardi, die ich seit meiner allerfrühesten Jugend hatte, verhinderte mich stets, für viele Dinge mich zu begeistern, denen, trotz allem, die Göttlichkeit der einfach rührenden Seele fehlte! Er geleitete mich wie der Krummholzkieferwald am Schneeberg, wie der Gmundener See und wie edelrassige Hunde, Pferde, Katzen! Ich blieb ihm begeistert getreu. Deshalb war ich so erfreut, als Sie sagten, ein Lyriker könnte ihn innerlich erklären, nicht ein Kritiker! Ein Lyriker hat nämlich eventuell dasselbe geniale Empfinden. Aber auf kaltem Wege ist dem Herrlichen nicht beizukommen — — —. Falls Sie ihn persönlich kennen, so sagen Sie ihm, daß er meine beste, enttäuschungsloseste Liebe ist, die ich je gehabt habe!

*

Vielleicht wäre es gut, diese Skizze abzudrucken in der ‚Schaubühne'. Sie enthält nämlich das Tragische und zugleich Lächerlichste unsres ganzen Daseins! Wir wollen immer mit den Frauen auskommen, und dabei gibt es keine Methode und keine Errettung! Sie hat gar kein Gehirn, und wir haben noch viel zu wenig! Daher die Schlacht. Wenn sie einmal ein wenig Gehirn bekommen wird und wir das ganze, dann können eventuell friedliche Zustände ausbrechen. Aber bis dahin nie, nie!

*

Herzlichen Dank für das Jahrbuch, in dem alles weiterbildend und Entwicklung fördernd und wahrhaftigst empfunden ist. Wie zum Beispiel die heilige Hymne auf diese Märchenfee des lebendigsten Daseins: Lucie Höflich! Ich muß es Ihnen sagen, daß ich Ihren Essay für den allergerechtesten, tiefsten, wahrheitsentsprechendsten halte, den ich je in meinem Leben gelesen habe. Ich bin glücklich, daß Sie diesem Phaenomen, dieser Natur, die ihre mystischen Kräfte von andersher erhält als alle die andern noch so edlen Macher und Woller, Ringer, Streiter und Erringer ein solches Denkmal gesetzt haben!

*

Dichter sein, heißt ganz einfach, die Natur im Worte tönend machen, sowie sie selbst es täte, wenn sie es eben könnte!

*

Ich befinde mich in desolaten oekonomischen Verhältnissen. Könnten Sie nicht zu meinem am neunten März 1919 stattfindenden sechzigsten Geburtstag in dieser Beziehung mir durch einen liebevollen Aufruf in Ihrer von mir einzig geliebten Zeitschrift helfen?!? Im Voraus tiefst dankbar Ihr unglückseliger P. A.

Beter und Spötter

Das wäre das natürlichste Ding von der Welt: daß jetzt eine Massenflucht in übernatürliche Regionen stattfände — in den Geist aus dem Stoff; in das Wunder aus dieser Wirklichkeit; in den bauenden Glauben aus der zerstörenden Gottlosigkeit; in den Himmel aus solcher Hölle. Offenbar aber hat uns die Hölle noch nicht genügend gebrannt. Der Aufschwung ist lahm. Auf dem Wege bleiben wir an der Erde kleben. Deren Schmutz wärmt auch, und in diesem Brodem zehrt uns die Lüge, „die verruchte Lüge" das Mark aus den Knochen, daß wir nicht einmal abwehrend mehr den Arm werden heben können, wenn uns alle die Sintflut, die Sündflut verschlingt. Hier wird bald einmal davon zu reden sein, daß die Zeit, die nächste Gegenwart, keinen Sänger hervorgebracht hat; und vielleicht ist es garnicht so falsch, das Sprüchwort umzukehren und uns Menschen zwischen Krieg und Frieden, die wir keine Lieder haben, schlechte Menschen zu nennen, mit denen sich niemand niederlassen will. Ein Dichter ist ebenso wenig weit und breit zu erblicken. Die alte Generation gibt in Leitartikeln billige Ratschläge oder stachelt sich zu Verschwörungen an. Die haben leider, Gickstöne des bösen Gewissens, keinen Klang und sind ohne Wirkung schon deshalb, weil selbstverständlich der Hörer erst recht weiß, daß der Trompeter mitschuldig ist, wie Jeder, der hemmungslos den ganzen deutschen Kriegsschwindel mitgemacht hat. Und die neue Generation? Einst verkündete sie, daß die Poesie von der Politik befruchtet werden müsse. Heute rettet sie sich aus dem Lärm des Tages in abgelegene Gefilde. Nun, in welchem Bezirk und aus welchem Boden immer ein Kunstwerk entsteht: kein Wort dagegen, wenn es entsteht! Aber jemand wie Walter Eidlitz bietet anstatt eines Kunstwerks einen Künstler: Friedrich Hölderlin; und begehrt im Besitz eines solchen Bürgen Kredit für sich. Hätte dieser verblüffend junge Oesterreicher sich ein zinsendes Dreimäderlhaus ohne Musik zu bauen geplant: er hätte wohl einen andern Mieter gesucht; etwa Hölderlins Landsmann und Vornamensvetter Schiller. Nein, eine zarte Seele ohne merkantile Begabung möchte uns all ihre Sehnsucht durch eine brüderliche Seele vermitteln — und kann es nicht, weil sie auch ohne dramatische Begabung ist. „Seid nur fromm, wie der Grieche war": das nimmt der Hellenist Hölderlin als Mahnung, den ‚Empedokles' und den ‚Hyperion' im durchdeutschten Tempelgeist der Antike zu dichten, während der Hölderlinist Walter Eidlitz wörtlich „nur fromm", nämlich sonst nichts ist. Nach acht der neun ‚Szenen aus einem Schicksal' ereilt dieses endlich den schwäbischen Pegasus im Joche: er verliert den Verstand, und trotzdem das wenig bedeutet, schützt es uns doch davor, noch stundenlang malträtiert zu werden. Manchmal kräuselt das einförmig plätschernde Gewässer von fern her der Sturm, der um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts über den Kontinent geht; und man denkt an unsern Krieg und unsre Revolution. Die Regie des Schauspielhauses war so geschmackvoll, darin nicht nachzuhelfen, sondern entrückte uns die Begebenheiten, indem sie sie in einen ovalen Medaillonrahmen spannte. Aber wiederum spürte man so desto mehr ihre Süßlichkeit, die zu verringern das Ensemble nicht in der Lage war.

Die zeitgenössische Inbrunst will sich um jeden Preis entladen, verachtet die alten Gesetze des Dramas und ist nicht stark genug, neue aufzurichten. Aber zwischen dem Eidlitz des dreiviertel Dutzends Szenen und dem Rolf Lauckner, der ein Dutzend Bilder herunterstreicht, ist gleichwohl ein beträchtlicher Unterschied. Eidlitzens Irrtum über sich ist: daß er auf die Bühne strebt; Lauckners, der zweifellos Bühnenblut hat: daß er auf seriöse Wirkungen ausgeht. Ein Friseurgehilfe liest sich zum Menschheitsbeglücker empor, wird in Versammlungen eine Attraktion für die Weiber, betet einer ihr Kind nicht gesund, sondern tot, kommt ins Gefängnis und Irrenhaus, oder umgekehrt, und wieder heraus und endet als schwindsüchtiger Drehorgelspieler, aber unangekränkelt in seiner Gläubigkeit. So ernst die Geschichte dem Autor gewesen sein mag: ihre Ausführung weckt den Wunsch, ihm das nächste Mal als Komöden zu begegnen. Auch wenn ich nicht zufällig wüßte, wie er aussieht: immer würde ich mir ihn rotbäckig, unvergrübelt, blond, naturburschenhaft und lachend vorstellen. ‚Der Sturz des Apostels Paulus': wie stolz das klingt! Man erwartet von Dostojewskij ein Splitterchen. Und dann erscheint ein Großneffe — sagen wir: von Timm Kröger. Was um den steigenden und wieder stürzenden Apostel des Hinterhauses kribbelt und wibbelt, das hat das behagliche Kleinleben, das ein anständig denkender, sauber arbeitender, durchaus befähigter Romancier ohne nennenswerte Verdichtungskraft aus einem nicht übel gegriffenen Milieu herauszuholen vermag. An Alltagsmenschen sind ulkige Züge aufgespürt, mit einem einzigen Blick, ohne daß viel davon hergemacht wird. Freundliche Blüten eines bescheidenen Humors heimeln an. Aber Lauckner hat die Reize seiner Hauptgestalt überschätzt. Nicht möglich, ihr ohne Ungeduld drei Stunden auf den Fersen zu bleiben. Entweder mußte sie Kopf haben — und sie ist geistig überaus unbedeutend. Oder sie mußte von Güte überströmen — und sie hat höchstens ein Pfefferkuchenherz. Oder sie mußte, von ganz oben gesehen, eine belächelnswerte Kreuzung aus Quint und Kubinke sein — und sie ist, psychologisch im Zwielicht wackelnd, bald dieser, bald jener und immer zu wenig. Aber ist dies Ursach genug, ein Pfeifkonzert zu veranstalten? Man pfeift jetzt wieder allgemein und gradezu wollüstig in den berliner Theatern, als wolle man sich für die Mühsal der Hin- und Heimreise, für die Kälte, den Fettmangel und alle übrigen Kriegsfolgen rächen. Hier wars nur berechtigt, soweit es der Zumutung galt, für ein Stück, das immer, vor, in und nach dem Kriege, an jedem Theater zu jeder Tages- und Nachtzeit dargestellt werden konnte, die Mitgliedschaft einer geschlossenen Gesellschaft mit hochtrabendem Verbandsorgan zu erwerben. Unter dem alten Regime war des ‚Jungen Deutschlands' einziger Sinn: diesem Regime solche Dramen zu entziehen, vor denen erwachsene Menschen aus unerforschlichen Gründen ängstlich zu schützen waren. Jetzt ist die Zensur beseitigt, und da erfahren Dramen, die sie niemals verschlungen hätte, eine feierliche Sonderbehandlung. Soll dieser Unfug fortgesetzt werden? In der Darstellung war Helene Thimig die einzige volle Entschädigung. Die andern Gestaltungen drückte fast alle in Wert und Wirkung das schleppende Tempo der Regie.

Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten. Aber Carl Sternheim ist auch Prophet. Und sicherlich mehr Prophet als Poet. Seine zyklische Satire auf die deutsche Bourgeoisie hat die Revolution vorbereiten helfen. Und 1915 hat er vorausgesehen, was seit dem neunten November 1918 geschieht: daß der Proletarier zum Bourgeois wird. Er stellt neben einander und hebt von einander ab: den Radikalisten Sturm, den Revisionisten Flocke, den Mehrheitler Ständer. Gegen diesen hauptsächlich richtet er — nicht seinen Zorn, denn Zorn hat seine Kälte nie hergegeben, wohl aber — seinen Hohn, seine Bissigkeit, seinen fersenstechenden Witz. Für Ständer, der eine Wetterfahne, ein Opportunist, ein Stehaufmännchen, ein Mitläufer, Konjunkturwitterer und verantwortungsbarer Phrasenheld ist, werden Jedem wohl eine Anzahl Modelle bekannt sein. Mir steht bei diesem skrupellosen Verwandlungskünstler, dessen Mutter eine geborene Seidenschnur ist, der Herr Verlagsdirektor Bernhard vor Augen auf jenen drei Höhepunkten seines ruhmvollen Daseins, da er den Individualismus an den Sozialismus, den Sozialismus an den Liberalismus, den Liberalismus an den Imperialismus verriet. In ‚Tabula rasa' streicht Ständer den Lohn seines ersten Verrates ein. Aber da er unverbraucht ist und Sternheim es liebt, in spätern Dramen seine Leute an dem Platze zu zeigen, zu dem sie sich hochgestrebert haben, so wird der weitblickende Sittenschilderer hoffentlich in der nächsten Komödie den Revanchefeldzug vorwegnehmen, den Wilhelm Ständer dadurch überlebt, daß er aus sich, dem Handelsmann, fix einen Leitartikler macht und mit dem Maule mächtig ran an den Feind geht, um, k. v., wie er ist, reklamiert zu werden. Was nun Sternheims Künstlerschaft betrifft, so ist sie hier weder so groß wie etwa in der ‚Kassette', noch so klein wie in seinen furchtbaren letzten Novellen. Der Fall Sternheim ist weniger verwickelt, als er bei einem solchen Artisten fin de siècle eigentlich zu sein brauchte. Dieser Komödienschreiber ermangelt völlig der Liebe. Man schneide aus Swift das Pathos, aus Wilhelm Busch das Stück Herz eines Niederdeutschen heraus, lasse die Reste einander begatten und den gebärenden Teil in der Schwangerschaft an Pascin sich versehen, stelle die Frucht, deren Jugendlektüre Thomas Lausbubengeschichten sind, zeitlebens auf Eis, und Carl Sternheim ist fertig. Aus dieser Wesensbeschaffenheit erklärt sich, daß meistens der Schlußakt, und hier mehr denn jemals, versagt. Weil man nämlich zwar eine Weile, aber nicht einmal auf die Dauer eines Theaterabends darüber hinwegkommt, daß mit so schwachem Schöpferodem Dramengestalten nur halb fertig zu kriegen sind. Zuletzt soll Gerede sie fertigstellen. Müßte Sternheim deswegen auch geistig versanden? Leider geschiehts ihm. Sein Thema wächst ihm über den Kopf, und als Philisterschwank endet klatrig, was als Weltanschauungskomödie begonnen hatte. Aber man lacht noch immer, wie man zuerst gelächelt hatte; und unsre Produktion ist so dürftig, daß ich sehr irren müßte, wenn das nicht in diesem Theaterwinter bisher das beste Erzeugnis gewesen ist. Schade, daß das Kleine Theater ein Besetzungspech gehabt hatte; denn sonst war ihm eine runde, obgleich nicht grade verhaltene Ensembleleistung geglückt.

Olle Kamellen? von Kaspar Hauser

Vor der Front ein junger Bengel.
Er moniert die Fehler, die Schlappheit, die Mängel.
Im Gliede lauter alte Leute.
. . . Schlechter Laune der Leutnant heute . . .
„Das kann ich der Kompanie erklären:
Ich werde euch Kerls das Strammstehen schon lehren!
Nehmen Sie die Knochen zusammen, Sie Schwein!"
Und das soll alles vergessen sein?

Drin im Kasino ist großer Trubel.
Gläserklingen. Hurragejubel.
Sieben Gänge, dreierlei Weine.
Der Posten draußen hat kalte Beine.
Er denkt an Muttern, an zu Haus,
die Kinder, schreibt sie, sehen elend aus.
Drin sind sie lustig und krähen und schrein —
Und das soll alles vergessen sein?

Und das sei alles vergeben, vergessen?
Die Tritte nach unten? der Diebstahl am Essen?
Bei Gott! das sind keine alten Kamellen!
Es wimmelt noch heute von solchen Gesellen!
Eingedrillter Kadaverrespekt —
wie tief der noch in den Köpfen steckt!
Er riß uns in jenen Krieg hinein —
Und das soll alles vergessen sein?

Nicht vergessen. Wir wollen das ändern.
Ein freies Land unter freien Ländern
sei Deutschland — mit freien Bewohnern drin,
ohne den knechtischen Dienersinn.
Wir wollen nicht Rache an Offizieren.
Wir wollen den deutschen Sinn reformieren.
Sei ein freier Deutscher — Bruder, schlag ein!
Und dann soll alles vergessen sein!

Hat man vergessen? von Alfons Goldschmidt

Der neunte November war der Geburtstag der deutschen Revolution. Um ihre Wiege standen die Väter mit Glückwünschen und Versprechungen. Mit Reinigungsversprechungen. Sie wollten den Besen nehmen, den berühmten eisernen Besen. Sie wollten rücksichtslos auskehren, ohne Blinzeln, ohne Aengste und Konzessionen. Es sollte ein großes Sanieren werden, ein großes Bad, aller Dreck sollte runter, Deutschland sollte sauber werden.

Ist der Dreck runter, ist Deutschland sauber geworden? Das Bad ist noch nicht einmal gerichtet. Die Versprecher scheinen ihre Versprechungen vergessen zu haben. Die Revolution ist älter geworden, sie ist schon kein kleines Kind mehr, aber immer noch hängen die Schmutzigkeiten an ihr, immer noch nicht ist sie gebadet.

Die Entente hat von Deutschland Schwerstes verlangt. Deutschland soll hergeben, was es irgend hergeben kann. Maschinen, Schiffe, Bodenschätze und Produktionsmittel, die die Lebensmittel der deutschen

Wirtschaft sind. Man fühlt die Last dieser Forderungen, die erfüllt werden müssen. Man fühlt es und fragt doch nicht mehr nach den Schuldigen. Während die Entente das Schuldkonto präsentiert, während sie die Gerichtsbarkeit vorbereitet, werden bei uns die Schuldigen vergessen.

Wer hat die besetzten Gebiete ausgeräubert? Wer hat die Riesenmaschinen zerschlagen, um etwas Bronze oder Kupfer oder Nickel zu gewinnen? Wer hat diese unerhörten „Requisitionen" angeordnet, diese Verwüstungen, Schiebungen, diese Knebelungen, all diese Niederdrückungen, die das Volk jetzt abbüßen soll? Wo sind, wer sind die Veranlasser? Will man warten, bis die Entente sie aburteilt? Sie werden abgeurteilt, darauf kann man sich verlassen. Will man nicht endlich würdig sein? Will man nicht selbst richten, sondern Fremde Richter über uns sein lassen?

Weshalb werden die Akten nicht veröffentlicht? Sie sind da, sie müssen noch da sein. Die Akten, aus denen die Brutalität der Requirierenden, die Plünderer-Brutalität zu ersehen ist? Es sind Bestrafungsakten darunter. Weshalb gibt man sie nicht bekannt? Das deutsche Volk muß alles wieder zurückerstatten, muß alles bezahlen. Gibt es keine Gerechtigkeit mehr, ist in drei Monaten der Gerechtigkeitssinn entschlummert? Wir müssen Flagellanten sein, wir müssen die Lust der Reinigung empfinden. Nur ein Volk, das sich selbst gesäubert hat, steht makellos und mächtig da in der Welt. Unerhörte Willkürlichkeiten, fast unglaubliche Vernichtungen, die brutalsten Bereicherungen sind vorgekommen. Entsetzliche Bilder hat man mir gezeigt. Soll das alles vergessen sein? Was ist an den Verquickungsgerüchten, an den Gerüchten von fortdauernden Geschäftsverbindungen während des Krieges? Von Verbindungen, die man gern für unmöglich halten möchte, da sie Kugeln, Gas, Sprengstoffe gegen das eigene Volk bedeuten würden. Was ist daran? Will man nicht aufklären, will man nicht untersuchen, will man Deutschland nicht frei machen von diesem furchtbaren Druck?

Wo ist die Kommission zur Prüfung der Kriegswirtschaftsvergehen? Der Kalkulationsverbrechen, der einseitigen Materialhamsterei, der direkten und indirekten Bestechungen? Vor wenigen Monaten hat der Verein gegen das Bestechungsunwesen in seinem Jahresbericht das Uebel gezeigt. Er hat auf diese Pest hingewiesen, auf diese Provisionsgier, diese ekelhafte Schmutzerei. Soll das alles ungesäubert bleiben? Es ist eine schwere Ausmistungsarbeit, eine Herkules-Arbeit, eine Stallarbeit. Aber sie muß getan werden. Man muß aufdecken und bestrafen, man darf die Schuldigen nicht ungestraft lassen. Man muß der ganzen widerwärtigen Korruption an den Leib.

Geht man der widerwärtigen Korruption nicht an den Leib, so wuchert sie weiter. Sie wird fortgesetzt, sie giftblüht wieder auf, sie verseucht wieder den Volkskörper. Wenn die Revolution uns nicht die große Reinigung beschert, die ich hier schon vor dem neunten November verlangt habe, so ist sie umsonst gewesen. Ich habe hier Wahrheit verlangt, Abschüttlung der Lüge. Wir haben uns durch den Krieg gelogen, wir lügen jetzt wieder. Nie zuvor ist so viel zusammengelogen worden, wie jetzt. Es ist die alte Interessenlügerei, das Parteilügen, das Lügen um ein bequemes Morgen, das klägliche Lügen für die kleine Person. Glaubt man, Deutschland auf solche Weise zu retten? Glaubt man, auf solche Weise uns einen guten Frieden zu erwirken? Hätten wir vom neunten November an nur die Wahrheit gesucht, nur

die Wahrheit gesagt, wären wir stolze Wahrheitssucher und Wahrheitssager gewesen: wir stünden jetzt anders da. Das wäre keine schäbige Kasteiung, sondern ein Selbstgerechtigkeitsakt gewesen.

Die Wenigen, die die Wahrheit wollen, die nur und immer wieder für die Wahrheit fechten, mit Selbstirren für die Wahrheit kämpfen, mit Fehlern, aber immer für die Wahrheit kämpfen — sie packt schon der Ekel. Sie möchten schon das Schwert beiseite stellen. Sie sehen Schlappheiten, Profillosigkeiten, Kopflosigkeiten, Blaßheiten und Tierheiten überall. Sie sehnen sich brünstig nach der großen Reinigung, und sie möchten sich selber züchtigen lassen, damit die Andern das Glück der Strafe erkennen.

Antworten

Franz T. Wie selten liest man — noch heute, noch heute! — die Wahrheit, deren Vertuschung uns alles gekostet hat. Umso größer die Freude, nicht erst heute, sondern in der Akademisch-Sozialen Monatsschrift schon vom Juli 1918 die folgenden ‚Beobachtungen und Deutungen eines Theologen in Feldgrau' zu finden: „ . . . Im Felde, jahrelang vor dem Feinde gedeiht auch kein vaterländisches Interesse. Im Gegenteil verhalten sich die Leute durchweg gegen alles Vaterländische ablehnend. Ein Feldprediger kann auf keine Weise sicherer sich die Herzen seiner feldgrauen Zuhörer verschließen als durch eine vaterländische Predigt. Das bloße Wort Vaterland kann unsre Leute draußen gradezu aufbringen. Sie empfinden eben nur: Dieses Vaterland hat uns in dieses Elend hineingestoßen. Weil wir Kinder eines Vaterlandes sind, müssen wir diese furchtbare Schützengrabenlast tragen. Sie lehnen den Krieg als solchen ab. Jede Rede von dem Sinn und der Notwendigkeit dieses Krieges findet in ihnen erregte Widersacher. Ja, sie lehnen sich sogar auf, wenn man nur den Begriffen Vaterland, Volk, Staat einen Sinn abzugewinnen sucht. Auch die sogenannte patriotische Erziehung in unsern Volksschulen ist das Sinn- und Fruchtloseste, was sich denken läßt. Da wird ein Programm durchgeführt, das ohne die leiseste Fühlung mit der bestehenden Wirklichkeit entworfen wurde." Wozu ich das ausgrabe? Um einen Anstoß zu der Frage ans Kultusministerium zu haben, wie es dulden kann, daß Lehrer, die ihr Gehalt von der Republik empfangen, in den Schulen die wildeste Agitation für die Monarchie treiben. Was wäre mit einem Angestellten der Firma Hohenzollern geschehen, der Kindern die Revolution gepredigt hätte! Von den Fehlern des alten Systems macht das neue nicht grade wenige nach. Die Nachahmungswürdigkeiten läßts vorläufig leider unberücksichtigt.

Schwabinger Eigen-Verlag. Du forderst mich auf, mein Blatt in deinem Blatt anzuzeigen, in der ‚Neuen Literaturkritik', „die von mehr als zweitausendfünfhundert Gelehrten, Literaten und Künstlern regelmäßig bezogen und in den größten und besten Hotels Deutschlands regelmäßig aufgelegt wird". Wie zur Entschuldigung — man weiß nicht, ob für dich oder mich — setzest du hinzu: „Da die ‚Neue Literaturkritik' nur in den besten Kreisen aufgelegt ist, dürfte Ihnen von Ihrer Existenz bisher nichts bekannt gewesen sein." Nein, in den besten Kreisen verkehre ich nicht, und so wundert mich nur, woher dir von meiner Existenz was bekannt geworden ist.

Hamburger. Sie haben ganz recht. Wo mehrfach Beweise dafür erbracht worden sind, in welch schmieriges antisemitisches Hetzorgan ein Analphabet namens Wilhelm Kiefer die harmlose Monatsschrift ‚Bühne und Welt' verwandelt hatte: da muß auch einmal gesagt werden, daß der Verlag sich endlich dieses Gesellen entledigt und die Leitung des ‚Deutschen Volkstums' dem frühern Mitredakteur des ‚Kunstwarts' Wilhelm Stapel anvertraut hat. Nicht mehr Ahlwardt und Pückler, sondern Rembrandt, Raabe und Brahms heißen von jetzt an die Laren des Blattes.

Querulanten. Ihr verkennt, daß von sämtlichen Art-und-Weisen des Lesers, dem Herausgeber seine Unzufriedenheit zu bezeugen, eine einzige berechtigt ist: nämlich die, das Blättchen abzustellen. Euch Allen, die Ihr dieses verkennt, vergönnte ich innigst die Strafe, auch nur einen Tag lang die Briefe zu lesen, die unsereiner von euresgleichen empfängt. Wie sagt der ‚Friede' zum ersten Jahrestag seiner gottgefälligen Existenz? „Wenn wir, Ziel oder Weg betreffend, schwanken, haben wir ja die Kritik der Feinde und das Votum der Freunde, an das wir uns halten können. Darnach hat diese Zeitschrift zu wenig Profil, zu viel Profil, nämlich jüdisches, ist im Ton zu sanft, zu scharf, zu gemäßigt und zu radikal, nimmt die Dinge zu leicht, zu schwer, zu oberflächlich, zu gründlich, ist zu doktrinär, zu schwankend, zu leer und zu vollgestopft, faßt sich zu breit und zu kurz, beschäftigt sich zu viel mit wirtschaftlichen Fragen und geht ihnen, statt den oesterreichischen ‚Stier' bei den Hörnern zu packen, aus dem Wege, hat politisch nur fluktuierende Ideen und wird von fixen Ideen besessen, will hartnäckig etwas, was sie nicht wollen sollte, weiß nicht, was sie will, scheint, literarisch, viel zu weit rechts und viel zu weit links orientiert, sucht leider, zwischen den Richtungen kein Kompromiß, das eine moderne Zeitschrift niemals suchen dürfte, und ist überhaupt ein gar zu überhitzt temperamentloses, neuerungssüchtiges, konservatives, farblos buntes Blatt, das, wenn es seine Interessen richtig verstünde, einmal in der Woche täglich als Monatsschrift zu erscheinen hätte. Wir sind für Fingerzeige, wie wirs besser machen sollen, immerzu dankbar." Wir auch.

Weltbühnen-Käufer. Auf daß Ihr nächste Woche an den Verkaufsständen nicht entsetzt zurückprallt: da wird das fällige Heft, weil ein besonders langer und ebenso wichtiger Aufsatz schwer geteilt werden kann, als Doppelnummer erscheinen und trotzdem nicht den doppelten Preis, sondern — das sei ein versöhnendes Moment — nur Eine Mark kosten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Ein deutscher Publizist von Ludwig Jurisch

Der Artikel könnte auch: Ein deutscher Historiker heißen, denn Franz Mehring war beides in gleichem Maße und in gleicher Stärke, und aufs Glücklichste befruchtete die eine Seite seines Wesens die andre: als Publizist spannte er auch das Tagesereignis und den Einzelvorgang in den großen historischen Rahmen ein, und als Geschichtsschreiber gab er seiner Darstellung den packenden Schwung belebter Augenblicksschilderung — seine wissenschaftlichen Werke lesen sich leicht und flüssig wie Leitartikel, und seine Leitartikel bergen den tiefen Gehalt wissenschaftlicher Werke.

Aber ob Publizist, ob Historiker — das: deutsch verdient auf jeden Fall und nicht nur als schmückendes Beiwort betont zu werden, denn dieser leidenschaftliche Antipatriot, der unter den Ersten während des Krieges über die Scheuklappen nationalistischer Beschränktheit hinausschauen lernte und schon früh, zusammen mit Rosa Luxemburg, in der Zeitschrift ‚Die Internationale' ein Banner für den wirklich völkervereinenden Sozialismus aufwarf, war in Blut und Nerven, in Wesen und Wirken, in Vorzügen und Schwächen so ganz deutsch. Rein äußerlich schon hatte dieser große Meister des geschriebenen Worts, dieser hinreißende Künstler des sprachlichen Ausdrucks rein gar nichts, was an den Schlapphut und Flatterschlips des Literaturzigeuners auch nur von fern erinnerte; sondern in Korrektheit, Gemessenheit und Würde durchschritt er, ein preußischer Geheimrat der Revolution, den genau abgezirkelten Gang seiner Tagesstunden, und auch des Abends beim Rotspohn am Stammtisch umwitterte eine gewisse Geheimratsatmosphäre seinen charakteristischen Kopf.

Auch in seiner Gesinnung gab letzten Endes das Preußisch-Deutsche den Grundklang an, und wenn er in der Vorrede zu seiner ersten, 1877 gegen den Sozialismus gerichteten Geschichte der deutschen Sozialdemokratie von dem Leben seines Vaters sprach, „das in seltener Pflichttreue mehr als fünfzig Jahre dem Dienste seines Staates und seiner Gemeinde, vierzig Jahre dem Glücke seines Weibes, dreißig Jahre der Zukunft seiner Kinder gewidmet war", so erschienen auch dem Revolutionär Mehring allezeit treue Pflichterfüllung und selbstlose Hingabe als höchste Tugenden; wenn anders es kein frommer Schwindel moralischer Kriegsgewinnler war, daß Deutschsein eine Sache um ihrer selber willen tun bedeutet, so war der von allen Maulpatrioten grimmig Gehaßte der Deutschesten einer. Vor allem aber brachen die Quellen, aus denen er die ungewöhnliche Bildung seines Geistes schöpfte, ganz aus deutschem Boden. Zwar wußte er in Shakespeare und Molière, in Victor Hugo und Charles Dickens nicht schlecht Bescheid, aber der Grund, auf dem er mit zwei festen Beinen stand, den Flamberg schwingend früh und spat, war doch

die deutsche klassische Philosophie und Literatur. Ein Kind war er noch jenes heute ausgestorbenen Geschlechts unsres Bürgertums, dem Lessing, Schiller und Goethe, Kant, Fichte und Hegel ein stets gegenwärtiger, lebendiger Besitz bedeuteten. Als Stilist kam er dann unmittelbar von Treitschke, nur daß der Pommer dort einer reinern und strengern Linienführung zuneigte, wo der Sachse in einem etwas üppigen Barock schwelgte. Aber auch von Mehring gibt es aus früherer Zeit Seiten wie die Schilderung der Kommuneführer in den Preußischen Jahrbüchern der achtziger Jahre, in Sattheit, Schmelz und Glut der Farben bis hart an die Grenze reichend, jenseits derer Makart beginnt. Sicher war es schließlich der Einfluß eines Sprachgewaltigen wie Karl Marx, der Mehring zu seinem eigenen Stil, zu jener nicht virtuosen, sondern meisterlichen Beherrschung aller Sprachmittel heranreifen ließ, die ihm auch bei den heftigsten Widersachern seines politischen Standpunktes den Ruf des ersten deutschen Publizisten eingetragen hat.

Von diesem politischen Standpunkt pflegten viele der Wetterfahnen, die sich am neunten November knarrend von der stramm monarchischen auf die stramm republikanische Seite drehten, schmälend zu vermerken, daß Mehring ihn öfters gewechselt habe; der törichte Anwurf des Renegatentums blieb ihm nicht erspart. Aber es wäre auch töricht, ihn gegen diesen Anwurf verteidigen zu wollen; der nimmermüde Kämpfer war eben kein ausgeklügelt Buch, sondern ein Mensch mit seinem Widerspruch, und die Wallungen eines künstlerisch reizbaren Temperaments erklären manches, was einer mehr handwerklich gestimmten Natur als psychologisches Rätsel oder als Schlimmeres erscheinen mochte. Viele Opportunisten vom sanft lebenden Fleisch der fortschrittlichen oder sozialistischen Opposition verschnupfte auch ein Zug seines Wesens, der mit ein Moment seiner Stärke war: daß nämlich Mehring eine Sache, die er einmal ergriffen hatte, mit Sehnen und Nerven, zäh und leidenschaftlich festhielt und bewußt und rechthaberisch einseitig bis zur Verblendung war: ein Fanatiker, doch ein Fanatiker größten Wurfes. Er wollte nicht lau, sondern heiß oder kalt sein, er wollte nicht vermitteln und vertuschen, sondern dreinschlagen, und Alexanders Art, den gordischen Knoten zu lösen, lag auch ihm am nächsten. Dazu war er ein guter Hasser, aus dessen Seele das Bismarckische: „Ich habe diese ganze Nacht gehaßt!" so recht gesprochen war. Oft waren es allerdings nicht große geschichtliche Tatsachen, sondern belanglose persönliche Launen, und so erschien Mehring selbst Denen, die ihn verehrend und bewundernd umgaben, manchmal in merkwürdig verzerrter Gestalt, und wenige Menschen wohl gibt es, die während seines langen Lebens gemeinsam mit ihm die Beine unter einen Tisch gestreckt haben und nachher nicht die grimmen Streiche des verwegenen Haudegen parieren mußten. Aber was

bedeutet solcher allzumenschliche Bodensatz bei der Fülle reinen, edlen und feurigen Weins! Was besagt solche Schlacke bei der Glut und Größe der Flamme!

Und diese Flamme wird jetzt heller leuchten und heißer wärmen als zu Lebzeiten, da Viele nur auf die Schlacke statt auf die Lohe starrten. Und diese Flamme ist ein Brand von dem ewigen Ur-Geist, und deshalb steckte doch ein Stück innerer Logik darin, wenn Mehring in seinen letzten Jahren durch Waffenbrüderschaft mit den jüngsten Stürmern der Kunst und Literatur verbunden war, von deren expressionistischen Ausdrucksmitteln ihn eine ganze Welt trennte. Er war ein Geistiger, sie waren Geistige, und die Geistigen in erster Reihe haben Grund, drei Salven über diesem Grabe abzufeuern, das unvergessener bleiben wird als Millionen andrer Friedhofshügel.

Gefährliche Lieder von Franz Varssovius

Der Fehler deutscher Politiker sind so außerordentlich viele, daß es unmöglich ist, auch nur die wesentlichsten in lückenloser Reihenfolge aufzuzählen, ohne dabei in Ermattungszustände zu verfallen. So ist es begreiflich, daß man jetzt bei der großen Abrechnung einen ihrer größten, den vielleicht verhängnisvollsten, leicht vergißt.

Sie haben reichlich geredet, aber ihre Worte waren meist armselig und schäbig; sie hatten im besten Fall den Kopf voller Zahlen (die noch dazu so oft falsch waren); sie waren zu dumm, um zu bemerken, daß es sich in dieser jammervollsten Periode menschlicher Geschichte um andres handelte als um Erzausfuhr und Kohlenbecken, das nannten sie ihre Klugheit; ihr Ethos war klapperdürr und so dürftig, daß es oft mehr komisch als entsetzlich anzusehen war. Ihnen fehlte, was den führenden Geistern der Entente ihre Macht gibt: das Vermögen der großen Worte.

Deshalb wirkten ihre Reden (und damit ihre Taten) im Inlande so gering, während das Ausland sie überhörte oder belachte. Es lastete auf ihnen der furchtbare Fluch, der dem Deutschen die größte Kraft gibt und seine gefährlichsten und bösartigsten Schwächen verschuldet: der Fluch der Sachlichkeit. Denn die Deutschen fürchten bekanntlich so vieles auf der Welt; aber nichts mehr als das Pathos.

Gewiß, manche fürchten es nicht: aber das sind nicht die Besten, sondern die Schlechtesten. Ihr Pathos ist knallig, bilderbogenhaft und wirkt nur auf die ganz Stupiden anders als komisch (unnötig, hier an den verflossenen Wilhelm zu erinnern). Die Meisten aber reden bei uns im Tonfall der Regierungsräte und haben jene verdächtig ruhige Diktion, hinter der sich so leicht eine klägliche Schwäche des Gefühls verbirgt.

Die Revolution schien zunächst mit dem neuen Geist neue Formen der Rede, eine neue Kraft der Worte gebracht zu haben; und es fand sich wenigstens Einer, dessen gehobene und klare Sprache der Würde jener Tage angemessen war: Kurt Eisner.

Was man aber inzwischen gehört und gelesen hat, ist in dieser Beziehung enttäuschend. Es ist viel geschrieen und viel geschrieben worden, man sah allerhand geballte Fäuste und zuckende Hände — doch fehlt es an den großen Worten, die aufpeitschen, elektrisieren, die Flamme schüren, die sie schaffen, und den großen Gebärden, die unvergänglich durch alle Zeiten hindurch sichtbar bleiben.

Diese Revolution, in der so viel gelärmt wird wie in allen Revolutionen, ist stumm. Und so hat sie bisher nicht Das geschaffen, was Wort und Gebärde zu einer großen Einheit zusammenfassen kann: den Gesang. Den Hymnus eines befreiten Volkes auf sich selbst, oder auf die Befreier, oder auf die Freiheit.

Diese Feststellung könnte man getrost den Bücherschreibern künftiger Epochen überlassen, wenn man es nicht mit einer Erscheinung zu tun hätte, die aus einer Schwäche eine Gefahr werden kann.

Denn die Zeiten, aus denen wir uns endlich entwunden haben: die waren keineswegs stumm. Der Geist jener militaristischen Epochen lebt in zahllosen Märschen und Liedern, die tief im Bewußtsein des Volkes wurzeln. Er hat sich, niederträchtig wie er ist, da eine Wohnung ausgesucht, die äußerst dauerhaft und durch die Zeit nur sehr langsam zu zerstören ist. Nicht nur Das: einige dieser Formen bleiben schön und bewundernswert, und es ist in ihnen der besiegte und leblose Geist jener Geistlosigkeiten so eingeschlossen wie das zweitausend Jahre alte, seit unendlich langer Zeit krepierte Insekt in einem edlen Stück Bernstein.

In diesen Liedern ist die Hochburg, die Feste gegenrevolutionärer Bestrebungen — und das allmächtige, von allen Seiten so inbrünstig angebetete Maschinengewehr vermag hier noch weniger als sonst. Vielleicht war der Instinkt einiger begabter feindlicher Ausländer garnicht so schlecht, die das Lied ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ als Ausdruck imperialistischen Größenwahns mißverstanden. Schon taucht es wieder auf — gesungen von den Truppen, die ausziehen, den Spartacus auszuräuchern —, und in fürchterlichen Träumen hört man es wieder das ganze deutsche Land durchbrausen: wie Donnerhall ...

Im neuen Deutschland wie im alten werden die Menschen das Bedürfnis empfinden, sich zuweilen zusammenzufinden und denjenigen Gefühlen, die sie für Staat und Vaterland beseelen, einen lauten, auf einige Entfernung vernehmbaren Ausdruck zu verleihen. Sie werden sich hierzu des Gesanges bedienen. Und

da ihnen keine andern Lieder zur Verfügung stehen, so werden sie patriotische singen; auch Nichtpatrioten werden es: denn wieviel stärker ist in dem Deutschen die Sangesfreude als die Kraft der politischen Gesinnung. Und es werden vielleicht garnicht die Schlechtesten sein, bei denen die ungeheure Suggestionskraft dieser Lieder die Keime pazifistischer, weltbürgerlicher, sozialistischer Gesinnungen für immer zerstört.

Man sollte doch einen Versuch machen, diese gefährlichsten und unbesiegtesten Hüter alter Ordnungen zu verdrängen. Es hat natürlich zahllose tieferliegende Gründe, daß sie noch nicht entthront sind: so ist, zum Beispiel, die Entwicklung der modernen Musik wie der Dichtung der Entstehung eines leicht faßlichen Liedes gradezu hinderlich, das schlecht genug ist, um populär zu werden, und nicht zu schlecht, um populär zu bleiben.

Nichtsdestoweniger sollte man doch versuchen, die Kräfte hervorzulocken, die diese wichtige politische Tat vollbringen könnten. Dazu gibt es nur eine, allerdings sehr unvollkommene Möglichkeit: ein Preisausschreiben.

Es müßte erlassen werden von dem Bund Neues Vaterland oder einer ähnlichen Organisation. Sein Thema hieße: ein Deutsches Freiheitslied.

Man kann diesen Vorschlag weder aussprechen noch lesen, ohne dabei schreckliche Assoziationen an August Scherl und die ‚Woche' zu haben. Aber es ist wohl doch notwendig, diese peinlichen Erinnerungen zurückzudrängen. Denn ob der Erfolg so gering sein wird wie bei jenen Veranstaltungen, kann vorher keiner wissen; und es handelt sich um so Bedeutungsvolles, daß man den Versuch nicht scheuen sollte.

Vielleicht nämlich ist dies der Weg der politischen Gedanken, in das Volk zu dringen, die Hirne zu betäuben und zu bannen: das Lied. Vielleicht ist an unsrer herrlichen Flottenpolitik nicht nur Tirpitz schuld, sondern auch der Bote und Träger seiner Gedankenlosigkeiten: jenes schauerliche Flaggenlied, daß man zusammen mit dem dicksten Dreadnought in die tiefste Tiefe des Weltmeers versenken sollte. Vielleicht wird auch die Idee des Völkerbundes erst dann festester Besitz aller Kulturnationen, wenn die Kaffern vom Nil, vom Mississippi, vom Ganges und von der Spree sich überall in der Welt zusammenfinden können zu einem Liede, das der prägnanteste und unmittelbarste, der elementarste Ausdruck ihrer Gemeinsamkeiten ist. Wenn die Kinder aller Länder nicht mehr wie bisher mit Giften, sondern mit Schutzstoffen geimpft werden, die für immer das Entstehen nationalistischer Infektionen verhindern.

Aber noch ist die Welt eng: und zunächst muß das Gefühls-Chaos dieses Landes geordnet werden. Ein Lied aber wirkt ordnend — wie der elektrische Strom, der die Metallteilchen durchfließend alle nach einer bestimmten Richtung wendet.

Vielleicht wird die Idee der Revolution erst dann gesiegt haben, wenn sie die Kraft hat, in einem Liede aufzuflammen. Nicht in einem geborgten, das zudem ganz unpopulär ist: in einem neu geschaffenen, das die Erregungen dieser Zeit verkündet. Dann werden einige von diesen Schulfeier- und Kriegervereinsliedern vergessen werden, die wir immer fürchten sollten als das, was sie sind: als Herd der Gegenrevolution.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

L.

Wojciech Korfanty

Schlote und wieder Schlote. Schächte, die tief in die Erde gebohrt sind. Darüber nüchterne, schmutzige Fabrikbauten in endloser Zahl. Fensterreihen, die nicht aufhören wollen. Allerhand Eisengestänge, das hoch in die Luft hineinragt. Gleich hinterher trübe, langweilig öde Häuserzeilen. Rohe Backsteinbauten, die ein- oder höchstens zweistöckig sind. Und das alles in ein ewiges Grau, in eine rußige Patina, in einen rieselnden Nebelregen gehüllt: seht, das ist Oberschlesiens Industrierevier im Werkeltagskleid. Die Deutschen kommandieren über der Erde: die Aktionäre, die Generaldirektoren, die Werkleiter; die Polen wimmeln, als Bergarbeiter aller Grade, unter Tag. Wie in der Industrie, so ist auch auf dem Lande, auf dem unabsehbar weiten Großgrundbesitz den Polen die Helotenrolle zugefallen. Von drüben, von Galizien und Kongreßpolen strömen alljährlich im Sommer die polnischen Brüder und Schwestern als billige und knechtisch gehorsame Landarbeiter nach Deutschland herein, um hier zu verdienen, was ihnen ein verrottetes, egoistisches Herrschaftssystem daheim nicht zu geben vermochte: Brot und Geld.

In diesem germanisch-slawischen Rassengemisch, das jahraus jahrein Zuzug von draußen erhielt, wurde Korfanty 1873 geboren. Als Sohn eines ganz kleinen Häuslers in Laurahütte bei Kattowitz. Ein auffallend hübscher, hell-, fast weißblonder Junge. Kräftig, etwas untersetzt und doch wohlproportioniert. Ein Mensch, so stark und stämmig, geistig so frisch und blühend, als wäre er unmittelbar der Erde entsprungen. In Kattowitz kam er aufs humanistische Gymnasium und machte seine Sache gut. War und sprach daselbst deutsch wie jeder Andre. Mein Gott, was wußten die damals in Oberschlesien von Polen! Das war diesen Generationen im zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ein ferner, längst schon verblaßter Traum. Das Einzige, was ihre Seele wirklich erschauern ließ, wenn sie an Polen dachten, war die heilige schwarze Mutter Gottes auf der Jasna Gora in Czenstochau. Das war etwas Ueberirdisches, etwas, zu dem, wenns der Himmel gut mit einem meinte, man

einmal im Leben vielleicht in scheuer Ehrfurcht wallfahren konnte. Und sonst? Die Polen Oberschlesiens sprachen zu Hause, bei Muttern, weder deutsch noch polnisch, sondern ein kauderwelsches Wasserpolnisch, das damals überhaupt keine Schriftsprache war. Die polnischen Zeitungen konnte man nicht lesen, da man eben nur dieses deutsch-polnische Gemisch verstand. Der alte Korfanty, der Vater, ist nie so etwas wie ein Stockpole gewesen. I bewahre! Der Herr Pfarrer, der würdige Stabik, auch nicht. Stabik, der den Jungen in die Lehren der Kirche einführte, war ein behäbiger, toleranter Mann, der sein Wänstlein pflegte, eine Flasche guten Weins nicht verschmähte, und alle seine Schafe in gleicher Liebe und Treue hütete. Auch die Protestanten und Juden, alle, mochten sie nun deutsch oder wasserpolnisch reden, waren dem Herrn Pfarrer zugetan.

Die Brandfackel in dieses Nationalitäten-Idyll warf erst Bismarck mit seiner antipolnischen Ausnahmegesetzgebung. Nun fing es an, sich unter den Polen zu regen. Die Sache bekam jetzt für Viele, vornehmlich für die Intellektuellen, einen Reiz. Die Geheimbündelei begann. Auch in der Schule. Der junge Korfanty schloß sich einem solchen heimlichen Schülerbunde an. Das wurde eines Tages ruchbar, und Korfanty wurde von der Königlich Preußischen Schulbehörde relegiert. Er war ein Opfer seiner Ueberzeugung geworden. Der Schulmonarch hatte ihm die Märtyrerkrone aufs Haupt gesetzt. Was sollte Korfanty, als unfertiger Sekundaner, nun machen? Da nahm sich ein sehr bekannter polnischer Magnat, ein Fürst, seiner an, unterstützte ihn finanziell, schickte ihn auf seine Kosten in ein Gymnasium nach Berlin und ließ ihn auch studieren. Denn nun war Korfanty und seine Zukunft für die Polen eine Ehrensache geworden. Er wollte Politiker, Journalist werden. Er studierte vieles und nichts. Von allem ein bißchen. Eines hatte er: Temperament und zäheste Energie. Er war, bei jeder Gelegenheit, so etwas wie ein aufsässiger Kerl. Immer mußte er dreinreden, es besser wissen; und er steckte sich seine Ziele dort, wo die Sterne glänzen. Der Typ eines fanatischen Polen. Mit fiebernder Seele sog er Polens unglückliche Vergangenheit in sich auf, träumte sich in die Rolle eines nationalen Messias hinein, kannte keine Grenzen, und wußte nur Das: Einmal kommt die Stunde doch! Schon als Student, als ihn ein deutscher Kommilitone darauf hinwies, daß alle die polnischen Sehnsüchte doch lächerlich seien, da Preußen-Deutschland, auf der Höhe seiner Macht, niemals ein Stückchen ostmärkischer Erde hergeben werde, und daß ein Wald von Millionen Bajonetten jedem Putsch entgegenstarre— schon damals erwiderte er: „Du siehst, lieber Freund, immer nur die Macht, die Gewalt. Wir aber glauben an die Idee."

Korfanty wurde Journalist. Besondere schriftstellerische Qualitäten entwickelte er nicht. Sein Sinnen und Trachten ging weiter. Er schrieb, er korrespondierte für polnische Zeitungen von Berlin aus; aber die Hauptsache war ihm doch die unmittelbare politische Agitation. Darin war er groß. Ein Demagoge, der, wo er sprach, eine immer weiter fressende Epidemie schuf. Sein Werk ist die Polonisierung Oberschlesiens. Aus der Provinz Posen begannen die polnischen Rechtsanwälte, die Aerzte, die Kaufleute, die Techniker einzuwandern. Ein polnischer Mittelstand entstand nach und nach. Die katholische Geistlichkeit, die sich bis dahin wenig oder garnicht um das Nationalitätenproblem bekümmert hatte, ging erst heimlich, dann immer offener zum Polentum über. Fürstbischof Kopp, der auf stolzem Throne residierende Gewaltige in Breslau, griff ein, begründete ein Konvikt in Beuthen, eins in Breslau, um die heraufkommende geistliche Generation durch materielle Unterstützung und hermetische Abgeschlossenheit während des geistig-seelischen Reifens dem Deutschtum zu erhalten, versetzte diesen und jenen Kaplan: es half nichts mehr — die polnische Welle war nicht mehr aufzuhalten. Polnische Zeitungen entstanden, Banka ludowy, Genossenschaften, Sokols und so fort. Die deutsche Regierung verbannte, höchst unklug, die polnische Sprache aus der Schule und hoffte, so dem Polentum den Boden zu entziehen. Vergebens. Das grade Gegenteil ward in der Praxis erreicht. Die Polen lernten nun zwar das Deutsche zum Polnischen hinzu. Aber die Deutschen verstanden das Polnische nicht mehr, und so wuchs das neue zweisprachige polnische Geschlecht allmählich in alle jene Mittelstandsstellungen hinein, die, weil sie die Verbindung zwischen unten und oben in der Hand hatten, die eigentlichen Herren wurden. Die deutschen Fabriken, die Geschäfte mußten solche Leute, die beide Sprachen beherrschten, anstellen, wenn sie mit dem Personal, mit der Bevölkerung auskommen wollten. Der intellektuelle deutsche Mittelstand hatte sich bis zu einem gewissen Grade durch diese törichte Schulpolitik selbst ausgeschaltet.

Früher, in den Zeiten der Harmonie, hatte das Zentrum hier geherrscht. Keinem Wasserpolen wäre es eingefallen, anders zu stimmen, als der Herr Pfarrer für gut befand. Nun wurde die Sache anders. Die Pfarrer, soweit sie sich zum Polentum bekannten, handelten nicht mehr konform mit der Zentrumspartei. Korfanty ging durchs Ziel. Er wurde ihr Vertreter im preußischen Abgeordnetenhause, und mit jeder Legislaturperiode wurdens mehr polnische Abgeordnete. Zunächst war sein Einfluß nicht eben groß in der polnischen Fraktion. Er war ein junger Dachs, und die herrschenden Mächte waren der Adel. Die Magnaten hatten zwar, nach dem Zwi-

schenspiel des Herrn von Koscielski-Admiralski, nach dem Scheitern des wilhelminischen Versöhnungskurses abgewirtschaftet; aber ihr Einfluß war doch noch immer recht groß, auch wenn die Rechtsanwälte jetzt die Leitung der Fraktionspolitik in die Hand genommen hatten: die Trampczynski und Seyda. Mit der Verschärfung der Ausnahmegesetzgebung unter Bülows glorreich schillernder Kanzlerschaft breitete sich der Radikalismus unter den Polen aus. Die Fürsten Radziwill, Sulkowski, Drucki-Lubecki, Graf Hutten-Czapski übten nur noch eine Scheinmacht aus. Sie mochten im alten Herrenhause der preußischen Regierung ihre Loyalität bezeugen und mochten sich dabei als Sprecher der polnischen Nationalität fühlen: in Wirklichkeit waren ihnen längst die Zügel aus der Hand geglitten. Schließlich sah sich der achtzigjährige Fürst Ferdinand von Radziwill, diese prachtvolle aristokratische Gestalt von feinstem Gesichtsschnitt, genötigt, den Vorsitz der Reichstagsfraktion niederzulegen. Korfanty hatte auf der ganzen Linie gesiegt.

Korfanty hatte selbst unter den Polen viele, sehr viele Feinde. Alle Naturen die auch nur etwas zum Kompromisseln neigten, fühlten sich von ihm abgestoßen. Er nahms, weil er zum Phantastischen neigte, nie mit der Wahrheit sehr genau. Was er wünschte, das glaubte er auch gern. Wunsch und Ziel erschienen ihm stets als eins. Er war Nationaldemokrat. Das war so eine eigene Sache. Denn die Nationaldemokraten haben in der politischen Geschichte Polens eine mehr als merkwürdige Rolle gespielt. Ursprünglich waren sie, in Kongreßpolen, die erbittertsten Gegner des Zarismus gewesen, hatten sich dann, nach der mißglückten Revolution von 1905, zu Schergendiensten hergegeben, waren unter die wildesten Antisemiten gegangen und hatten während des Krieges in Petersburg sowohl wie in Paris, die Dmowski und Konsorten, die Wiederauferstehung Polens im Rahmen der Mittemächte mit allen Mitteln bekämpft. Die polnische Nationaldemokratie in Preußen-Deutschland hat sich konsequenter entwickelt. Sie, die Trägerin des Mittelstandes, der freien Berufe, des Handels und Gewerbes und der Bauernschaft, hatte immer nur den Kampf gegen das Preußentum auf ihre Fahne geschrieben. Korfanty, Seyda, Stychel waren ihre parlamentarischen Exponenten. Trampczynski spielte der Regierung gegenüber mehr den Diplomaten.

Korfanty war ein Mensch, der völlig in seiner Aufgabe aufging. Ein sympathischer Mensch, der durch und durch germanisch aussieht. Nur die leicht geschlitzten, flink hin und her rutschenden Augen verraten den Slawen. Zu Hause hingen in seinem Arbeitszimmer der Reihe nach alle die alten polnischen Könige unter Glas und Rahmen. Er war Demokrat und

doch Monarchist, soweit die große polnische Vergangenheit in der Monarchie ihr äußerlich sichtbares Symbol hatte. Im bürgerlichen Leben fand er sich materiell oft nicht zurecht. Aber er war kein wühlender Conspirator. Aus seiner Gesinnung machte er Keinem ein Hehl. Als ich ihn das letzte Mal, in der Wandelhalle des Reichstages, sprach, teilte er mir offen den ganzen polnischen Schlachtplan für die Zeit mit, da die deutsche Armee zusammenbrechen und die Revolution entstehen würde: „Wir sind vollständig vorbereitet. Unser Vereins- und Genossenschaftswesen, das über das ganze posen-westpreußische Gebiet bis ins letzte Dorf organisiert ist, hat auch Das in die Hand genommen. Jeder Einzelne weiß, was er zu tun hat, sobald es so weit ist."

Wenn er im preußischen Abgeordnetenhause und später im Reichstage sprach, gabs fast alle Male Krach. Denn er zertrümmerte sofort alle Illusionen. Die Minister sprangen auf und wüteten, und die hakatistische Presse jubelte. Ich sehe noch Herrn von Loebell vor Aufregung zittern, als Korfanty eine internationale Kontrolle für die polnischen Gebiete Deutschlands verlangte. Später, als der Krieg sich mehr und mehr zu unsern Ungunsten neigte, ging Korfanty weiter, trat nun erst ganz aus sich heraus, zeigte im Reichstag den Abgeordneten auf der Wandkarte die polnischen Ansprüche, verschluckte dabei Posen, das Land links der Weichsel und Oberschlesien und sagte mir, als ich ihn danach fragte, wie er sich denn Danzigs künftiges Schicksal denke: „Danzig wollen wir garnicht haben. Das ist, wie ich zugebe, fast ganz deutsch. Das mag man internationalisieren. Aber ich bin dessen gewiß, daß Danzig selbst schon nach längstens zehn Jahren die Aufnahme in den polnischen Staatsverband nachsuchen wird."

Und dann kam die Katastrophe. Die deutsche Armee brach zusammen. Korfanty gab den Polen das Signal, fuhr nach Warschau, wurde dort von den Polen wie ein Messias gefeiert, trat aber nach zwei, drei Tagen wieder aus dem Kabinett aus, weil die Sozialdemokratie unter Pilsudski seine Politik wider Preußen-Deutschland: Aug um Auge, Zahn um Zahn! nicht mitmachen, sondern die Friedenskonferenz abwarten wollte. Korfanty ging dann nach Posen und legte nun hier los. Der Aufruhr brach aus, als Paderewski auf der Fahrt von Danzig nach Warschau unerlaubterweise einen Abstecher nach Posen machte. Der deutsch-polnische Krieg war entfesselt. Und Korfanty peitschte die Massen zu immer weiterm Vordringen gegen die verhaßten Unterdrücker von gestern auf. Seine Stunde war gekommen, die Stunde der Abrechnung. Haß und Rache triumphierten.

Militaria von Ignaz Wrobel

V.

Vaterländischer Unterricht

Wir haben gesehen, daß bei der alten deutschen Armee in der Verpflegung, in der Behandlung der Mannschaften durch die Offiziere, in Verwaltungsangelegenheiten die schlimmsten Mißstände geherrscht haben. Es bleibt nach wie vor verwunderlich, daß die deutsche Oeffentlichkeit nicht vor dem Zusammenbruch darein Einsicht bekam, umso mehr, als doch viele Soldaten ganz offen die allgemeine Verrottung erörterten.

Die vergiftende Arbeit des berüchtigten Kriegspresseamts hat hier das ihre getan. Wie diese traurige Behörde (übrigens ein Dorado aller reklamierten Reichen) die Zeitungen und die Landsleute in der Heimat behandelt und belogen hat, haben Andre aufgezeigt. Der Laden der Luisenstraße wirkte aber auch vor allem ins Heer; wer zuerst Ludendorff den Gedanken eingegeben hat, die Soldaten über das Elend und den Jammer mit Flugschriften und Phrasen, mit Feldzeitungen und Reden hinwegzutäuschen, steht dahin: nach den ersten Kriegsanleihen begann jedenfalls ein prasselndes Agitationsfeuer über das Heer hereinzubrechen.

Die Taktik des Vaterländischen Unterrichts war wie die alte deutsche Regierung: hinterhältig, von oben herab und durchtränkt von der Unterschätzung aller Menschen, die nicht Offiziere und Regierungsassessoren waren. Daß man den armen Soldaten, die froh waren, wenn sie etwas zu essen hatten, ihren Urlaub bekamen und einmal aus dem allgemeinen Tanz heraus waren, falsche Zahlen über den U-Boot-Krieg und über Amerika auftischte, mochte hingehen — das tat man mit der Heimat auch nicht anders, und das Klappern gehörte schließlich zum schmutzigen Handwerk.

Widerwärtig war nur, wie man versuchte, mit Gewalt und mit albernen Darlegungen dem Soldaten einzureden, das sei eine herrliche deutsche Weltordnung, die da dem Einen alle Mühe und dem Andern allen Lohn zuwies.

Es gaben sich zu dieser schändlichen Tätigkeit fast alle deutschen Professoren — besonders die Philosophen — und fast alle bekannten Schriftsteller her. Die sogenannten „Literaten" hielten sich von diesem Gewerbe meist fern, was zu ihrer Ehre gesagt werden muß. Der große Teil der Publikumslieblinge aber tat — reklamiert oder aus freier Neigung oder des Geldes wegen — mit und log das Blaue vom Himmel herunter über die Minderwertigkeit der Feinde und über die gottgefällige Verfassung des deutschen Heeres.

Der Vaterländische Unterricht bediente sich mannigfacher Kanäle, durch die er in das Heer sickerte.

Da waren zunächst die Feldzeitungen. Die ersten deutschen Feldzeitungen sind hübsche, nette Publikationen gewesen, mit nicht mehr Patriotismus, als eben grade notwendig war, mit viel Ulk und wenig Roheit, mit wenig Phrasen und viel gesundem Humor. Als die Feldprediger und die philologischen Reserve-Offiziere und die politisierenden Generalitäten aber das Ding in die Hand nahmen, stieg aus diesen Blättern — es gab annähernd fünfzig — eine unsagbare Scheußlichkeit auf. Nur wenige hielten sich von der allgemeinen Schlammflut frei: die Feldzeitung der vierten Armee tat ihr Mögliches, der ‚Champagne-Kamerad' war eine literarische Ehrentat, und so gab es noch hier und da weiße Raben. Aber auch sie waren gezwungen, die Lügen und Verdrehungen des offiziellen Nachrichtendienstes abzudrucken, sonst hätte man sie verboten. Man war gradezu darauf aus, die Tendenz überall ins Alldeutsche zu kehren: ein Zeichner der großen Zeitung der zehnten Armee, eines Blattes von schwer alldeutscher Prägung, das zu Wilna erschien, wurde, wenn er Wilson portraitierte, stets angewiesen, ihn recht jüdisch aussehend zu zeichnen. Dabei waren die Militärs, wie immer, wenn sie politisieren, feige: im Februar 1918 fand in Kowno eine Pressekonferenz statt, deren Protokolle nachträglich nicht mehr aufzutreiben waren. Es war eine große Sache gewesen, man hatte sich sogar zum Empfang der Pressevertreter aller östlichen Feldzeitungen einen Generalleutnant verschrieben. Ich erfuhr später von einem Kameraden, der teilgenommen hatte, was der langen Reden kurzer Sinn gewesen war: die Feldzeitungen sollten sich die Sätze der Vaterlandspartei gesagt sein lassen, nicht etwa als offizielle Richtlinien, aber man verstünde doch hoffentlich. . . . Man verstand.

Die Bearbeitung der Leute, hieß es im Reichstag, sei streng unpolitisch. Wer alles da die Kühnheit gehabt hat, so frech zu lügen, lohnt sich kaum aufzuzählen. Es kann keinen preußischen Kriegsminister gegeben haben, der nicht wußte, wie die Offiziere gegen den Reichstag hetzten, als dieser das Schlimmste wollte, was es für sie gab: den Frieden. Ich habe einmal mitangehört, wie ein kleiner rabiater Leutnant, ein Koksreisender aus Ostpreußen, vor der Front auseinandersetzte — es war aber in der tiefsten Etappe —: „Der Reichstag will den Frieden, und da lassen wir uns hier die Kugeln um die Ohren pfeifen — —."

Was den vaterländischen Vorträgen jede Wirkung nahm, war, daß auch der letzte Mann fühlte, wie wenig der Offizier mit dem Herzen bei dem war, was er da vortrug. Es war ihm ja sichtlich gleichgültig, und die schneidig herausgekrähte Drohung, Amerika zu zerschmettern, und die hingenäselten großen Worte von deutscher Treue werden auch nicht immer die gewollte Wirkung gehabt haben. Einmal stand die Kompanie auf dem Hof zur Empfangnahme des Vaterländischen Unterrichts, und der Kompanieführer hielt eine einleitende Rede, in der er ungefähr

sagte: „Und wenn ihr nicht pariert, dann gibt es ja noch Zuchthäuser in Deutschland! In Gruppen rechts schwenkt, ohne Tritt, marsch!"

Den Offizieren fehlte eben jede Verbindung mit dem Mann. Als Mudra in der achten Armee — es war im Herbst 1917, und die Lebensmittelknappheit hatte grade begonnen — den Ausfall zweier Abendportionen in der Woche angeordnet hatte, stellte sich ein junger Oberleutnant vor die Kompanie und setzte den Leuten diese Maßnahme sehr verständig und klar auseinander. Er sagte, die ersparten Portionen kämen den Schwerarbeitern in der Heimat zugute, und wir müßten Alle zusammenhalten. Das machte Eindruck. Aber es war alles zerblasen, als wir erfuhren, wohin der junge Herr nach der Rede gegangen war: in das Schloß, in dem die „Herren" lagen; dort aß er ein Abendbrot aus reichlichen Gängen. Und es wurde gut gekocht, im Schloß. . .

Was sich der deutsche Offizier eigentlich vom Mann gedacht hat, daß er ihn so sinnlos unterschätzte und ihn für so unmenschlich dumm und blind hielt, habe ich nie ergründen können. Auch diejenigen, die die ganze Stufenleiter vom Mann bis zum Leutnant durchgedient hatten, sahen den „Kerl" als ein Wesen niederer Art an; die Zeit, die sie dem Mannschaftsstande angehört hatten, rechnete nicht, es war eine Uebergangszeit gewesen. Für den Mann hatten sie Phrasen oder Gewalt übrig, von Herz zu Herz sprach kaum einer. Was ist das für eine Sprachmelodie:

> Was uns auch das vierte Kriegsjahr bringen möge, eins steht bombenfest: wir lassen die Hunde von Negern, Englishmens, Franzosen, Zulukaffern und Kosaken nicht in die deutschen Gaue rein, solange wir noch eine schwere Artillerie und Flieger haben. An dem Tage, wo uns unser Kaiser und oberster Kriegsherr und Vater Hindenburg zurufen sollten: „Auf nach Petersburg, nach Paris oder London und die Nester zusammengeschossen und ausgeräuchert, damit der Feind endlich Ruhe gibt und Frieden macht!", möchte ich grade bei Euch sein und mit Euch das erlösende Hurra schreien, und ich wüßte mir nichts Lieberes, als dem Fußartillerie-Bataillon als Flieger voran zu fliegen und ihm Weg und Ziele zu zeigen.

Es ist ja nicht wahr, daß der deutsche Soldat „das haben will", daß er „das braucht". Vielleicht war das 1870 so, als verhältnismäßig wenig gebildete Leute unter den Mannschaften waren. Diesmal aber ist die ganze Intelligenz, und meist in den niedersten Chargen, mit zu Felde gezogen, und daher wird es auch wohl kommen, daß dieser glorreiche Krieg einen so kleinen Heiligenschein trägt. . . .

Im schlechten Sinne deutsch war das Ganze, der Vaterländische Unterricht und der uralte verderbliche Aberglaube, man könne mit Verfügungen, (die immer einer dem andern weitergab und die keiner ausführte) irgend etwas, die Gesinnung betreffend, erreichen. Es fiel manchen Offizieren auf, daß nicht alles in Ordnung war. Aus einem Befehl:

Wie stumpfsinnig und gleichgültig eine Truppe werden kann, habe ich heute morgen auf dem Marktplatz beobachtet, wo zahlreiche Leute, die nichts zu tun hatten, umherstanden und in einem Augenblick, in dem ein Flugzeug in sehr geringer Höhe stark schwankend und immer wieder von neuem Gas gebend den Marktplatz überflog, zu faul waren, diesem auch für jeden Laien interessanten Vorgang mit den Augen zu folgen. Nicht ein Einziger zeigte, daß in seinem Verstand oder in seiner Seele auch nur eine Spur von Teilnahme an auffälligen und in nächster Umgebung sich abspielenden Vorgängen vorhanden war. Jeder blickte stumpfsinnig wie eine Kuh oder wie ein Ochse in irgendeine Ecke und das stundenlang. Das sind Anzeichen, die jedem Vorgesetzten unter allen Umständen erneut zu denken geben müssen, und die ihn dazu veranlassen müssen, sich sofort auf das Büro zu begeben und dort ein gründliches Programm zu entwerfen, welches geeignet ist, energisch Wandel und Abhilfe zu schaffen.

Vom Bureau aus führt man keine Soldaten. Es hieß zwar dann weiter, man müsse mit den Leuten reden, ihnen ins Auge sehen. . . Du lieber Gott! wer hatte von den Offizieren Zeit oder Lust dazu! Das Offiziersleben und das Mannschaftsleben waren zwei ganz verschiedene Sachen.

*

Ich habe in den vorstehenden Kapiteln einige Einzelzüge aus den Hauptgebieten des soldatischen Lebens gestreift, von denen ich glaube, daß sie nicht zum wenigsten an dem allgemeinen Zusammenbruch, der so überraschend schnell gekommen ist, schuld sind. Die Frucht war reif und fiel vom Baum.

Was aber immer wieder nachwachsen kann, was in all diesen elenden Jahren bezeichnend für das deutsche Unwesen war, was heute noch keimt und doch nie wieder zur Blüte kommen soll, das sei mir erlaubt in dem Schlußwort zu sagen, in dem gezeigt werden soll, warum die Deutschen auf ihre Armee auch im Frieden so übermäßig stolz waren, und warum sich noch der letzte Bezirksvereinsvorstand in die Brust warf und schmetterte: „Unser Militär!"

Zu diesem Krieg von Tschuangtse

Die Vorsichtsmaßregeln, die gegen Diebe getroffen werden, welche Truhen öffnen, Ranzen durchsuchen oder Geldladen plündern, bestehen darin, daß die Truhen, Ranzen, Laden mit Stricken umwunden, mit Riegeln und Schlössern versichert werden. Dies ists, was die Welt Verstand nennt.

Aber ein starker Dieb kommt, der trägt die Truhe auf seinen Schultern davon, und Ranzen und Lade obendrein. Und seine einzige Furcht ist, die Stricke und die Riegel könnten nicht stark genug sein!

Somit läuft das, was die Welt Verstand nennt, einfach auf den Beistand hinaus, der dem starken Diebe geleistet wird.

Und ich wage zu erklären, daß nichts von dem, was die Welt Verstand nennt, andres kann, als den großen Dieben dienstbar zu sein; und daß nichts von dem, was die Welt Weisheit nennt, andres meint, als die großen Diebe zu beschützen.

Die Schuld am Kriege von Georg Metzler

Vier Jahre lang ist das deutsche Volk von seinen Machthabern belogen und betrogen worden und hat geglaubt, gegen den tückisch-hinterlistigen Ueberfall einer Welt von Feinden zu kämpfen. Alles, was wir schaudernd erlebt haben und erleben: Blut, Elend, Not, Hunger, Jammer und Aufruhr — alles verdanken wir diesem Wahn und seinen ruchlosen Urhebern.

Und noch heute, fast ein halbes Jahr nach dem offenkundigen militärischen Zusammenbruch, benebelt dieser Wahn die Gehirne und droht unser armes Volk in den Abgrund zu schleudern.

Nur die offene, rückhaltlose Behandlung der Schuldfrage kann uns — vielleicht — noch retten, unsre Ehre und Ehrlichkeit wieder herstellen.

Lehnen wir diese Diskussion, wie in den ersten Stadien der Revolution, auch weiterhin ab — die Menge in tauber Verstocktheit, die Machthaber von heute, die Intelligenz und die Presse im Gefühl der Mitschuld — dann: finis Germaniae!

I.

Nur im Reich der exakten Wissenschaften gibt es absolute, mathematische Wahrheit; wo es sich um menschliche Tätigkeit, um Geistiges und Geisteswissenschaften handelt, um Wirtschaftsleben und Gesellschaft, da wird man immer nur zu einer relativen, historischen Wahrheit kommen. So ist es natürlich, daß auch für die Vorgeschichte des Weltverbrechens von 1914 eine „mathematische" Wahrheit nicht unbedingt zu erlangen sein wird; zu ungeheuer viel Fäden laufen durcheinander, zu ungezählte Interessen spielen gegeneinander, als daß man hier eine endgültige „Antwort" erzielen könnte, eine, die jeden Punkt bis zum letzten klarlegt. Obwohl es demnach kaum zu verwundern wäre, wenn die Vorgeschichte des Krieges, seine Ursachen und seine Entstehung, im Dunkel bliebe, und wenn auch die Schuldigen mit diesen ungeheuern Schwierigkeiten gerechnet haben und bisher, dank Dummheit und Indolenz der Masse des Volkes, rechnen konnten, so liegen doch wesentliche und entscheidende Teile der Vorgeschichte grade dieses Krieges für jeden, der nachprüft, so ungewöhnlich klar, daß man, was kaum in der Geschichte sonst wieder vorkommt, hier wirklich von einer beinah mathematischen Wahrheit sprechen kann. Es ist den deutschen Machthabern bis heute, im fünften Jahre, nicht gelungen, auch nur eine einzige unanfechtbare Tatsache anzuführen oder Urkunden zu produzieren, die gewichtig für Deutschland sprechen. Im Gegenteil: alle bisher veröffentlichten Dokumente, grade auch die von Deutschland herausgegebenen, lassen die schwer überwiegende Verschuldung der deutschen Machthaber als er-

wiesen erkennen. Es wäre ja auch seltsam, wenn alle Staaten und staatsähnlichen Gebilde des Erdballs, samt unsern ruhmvoll Verbündeten, nämlich den Türken und Bulgaren, und samt allen neutralen Völkern der fünf Erdteile von der Schuld Deutschlands so überzeugt wären, wie sie es wirklich sind — ohne daß diese Schuld für Jeden, dem die Urkunden und Tatsachen mitgeteilt werden, sonnenklar erwiesen wäre. Auch in Oesterreich haben sich alle nichtdeutschen Völker sofort auf die Seite unsrer Gegner gestellt, und unter den Deutschen Oesterreichs gibt es heute kaum einen Menschen von Bedeutung mehr, dem die reichsdeutsche Schuld nicht als erwiesen gilt. Gewiß, es hat unter den Milliarden Menschen, die nicht für uns standen, hier und da einen gegeben, der für uns gesprochen hat; besonders in Schweden sind zwei oder drei Notabilitäten für uns tätig gewesen. Es soll hier garnicht untersucht werden, auf welche Beweggründe diese Parteinahme zurückzuführen ist — Ausnahmen bestätigen die Regel. Und darüber, daß in jedem neutralen Lande ein oder zwei Zeitungen waren, die die deutsche Sache vertraten, ist es besser überhaupt nicht zu sprechen; unsre Auslandspropaganda hat Deutschland noch verhaßter und verachteter gemacht, als es durch die Entstehung und Führung des Krieges ohnehin war. Unter den hunderten von Zeitungen in jedem Lande gelang es uns selbstverständlich, ein, zwei oder drei Organe käuflich zu erwerben oder doch so zu bestechen, daß wir den maßgebenden Einfluß in ihrer Verwaltung hatten; diese Zeitungen wurden dann jahraus, jahrein, Tag für Tag in der deutschen Presse als „Stimme des Auslands" abgedruckt; die Namen dieser Zeitungen in Dänemark und Schweden, in der Schweiz und Holland sind jedem Zeitungsleser geläufig, denn er hat sie beinahe jeden Morgen und Abend in seinem Blatt wiedergefunden. Die Nachrichten, die es als „Stimme des Auslands" brachte, waren fast ausnahmslos in Berlin fabriziert und wurden dann nach Stockholm und Kopenhagen, nach dem Haag, Rotterdam, nach Bern, Zürich und Basel telegraphiert, um von dort als — nun, eben als „Stimme des Auslands" unsern Mitbürgern vorgesetzt zu werden. Der deutsche Durchschnittsleser ist indolent und unwissend, und so fiel ihm die Jahre hindurch garnicht auf, daß kaum jemals andre Auslandszeitungen zitiert wurden als immer diese acht bis zehn, neben denen doch, allein im neutralen Ausland, mindestens tausend existierten, die freilich ganz anders über den Krieg, seine Ursachen und seine Führung schrieben als jene gekauften und bestochenen.

Und weiter: jeder im praktischen Leben stehende Mensch weiß, und namentlich derjenige weiß es, der mit der Führung von Prozessen und mit geschäftlichen Streitigkeiten je zu tun gehabt hat, daß es keine, aber auch gar keine noch so schlechte und

faule Sache gibt, die nicht verteidigt oder erklärt werden könnte. Der schwerste Verbrecher wird für seine Tat, namentlich durch den Mund eines geschickten Verteidigers, Ableugnungs- oder Rechtfertigungsgründe finden, und der ruppigste Agent und der erbärmlichste Schieber wird im Prozeß lange Schriftsätze anfertigen lassen können, die den Anspruch des Gegners zurückzuweisen sich bemühen. Und nun denke man sich einen Prozeß, in dem der Richter, hier also das deutsche Publikum, nur die eine von abertausenden, häufig raffiniert geschickten Federn vertretene Seite ausschließlich und allein hört, während ihm alle Ausführungen der Gegenpartei entweder völlig unterschlagen werden, was im Kriege die Regel bildete, oder doch derart verstümmelt übermittelt wurden, daß ihm dadurch der eigene Anspruch und das eigene Recht nur unterstützt schienen. So ist es der deutschen Leserwelt vier Jahre lang gegangen, und die gesamte deutsche Publizistik und Intelligenz, mit verschwindenden Ausnahmen, hat, aus verschiedenen — reinen und unsauberen — Motiven, den deutschen Machthabern hierbei tagaus, tagein mit Wort und Schrift und mit ungeheurer Intensität geholfen. Und seit der ‚Revolution' ist eine wesentliche Aenderung in dieser Hinsicht nicht eingetreten. Noch immer werden uns falsche Berichte über Tatsachen und Stimmungen im Ausland gegeben, und immer wieder wird versucht, das Gesamtbild so oder so zu fälschen. Darüber, daß seit dem ersten August 1914 auch nicht ein Wort und eine Silbe in die deutsche Presse, die Tagespresse, die periodischen und andern buchhändlerischen Produktionen aufgenommen werden durfte, das gegen die Intentionen, meistens sogar das Diktat der Machthaber verstieß, braucht man wohl heute nichts mehr zu sagen; diese Tatsachen sind nachgrade allgemein bekannt. Und ebenso bekannt ist, daß in keinem Land der Erde, selbst in Oesterreich nicht, die Zensur raffinierter war als in Deutschland. Denn abgesehen von den Tatsachen-Fälschungen und -Verschleierungen wirkte auch formell die Zensur bei uns so diabolisch, weil sie sich äußerlich garnicht zu erkennen gab. Da die Zeitung so aussah wie im Frieden, keine weißen, leeren Stellen zeigte und jeder Hinweis auf eine Zensur streng verboten war, so merkte Jahre hindurch der deutsche Zeitungsleser garnicht, daß er morgens, mittags und abends ein Fabrikat vorgesetzt bekam, das von Anfang bis zu Ende von den Interessenten zurecht gestutzt, frisiert, gefälscht war und der positiven Wahrheit oft genug ins Gesicht schlug.

II.

Die Ursachen jedes großen Krieges und namentlich der Weltkatastrophe von 1914 sind zwiespältiger Natur; man kann sie als akut-positive und als mehr chronisch-generelle bezeichnen. Einmal beruhte der Krieg auf allgemeinen weit zurückliegenden

Ursachen, Tatsachen und Entwicklungen, andrerseits wurde er doch hervorgerufen durch ganz bestimmte, zeitlich und tatsächlich genau festzustellende Handlungen der Machthaber. Der Hergang ähnelt in etwa dem bei Seuchen nach den Theorien von Pettenkofer und Koch: damit der Bazillus wirken kann, muß das Erdreich, das Milieu vorbereitet und geeignet sein; Pettenkofer hat bekanntlich Cholerabazillen verschluckt, um zu beweisen, daß in einem widerstandsfähigen, gesunden und darum immunen Körper diese Bazillen unschädlich seien. Aber ohne den Bazillus — das ist nun einmal nicht zu bestreiten — kann die Seuche nicht entstehen. Ebenso wie ein Krieg nur entsteht, wenn bestimmte Menschen und Machthaber positive Handlungen begehen und bestimmte Urkunden unterzeichnen.

Es ist klar, daß die Luft und der Boden des alten Europa von imperialistischen, kriegerischen Säften durchtränkt war, und man wird nicht bestreiten können, daß diese Säfte auch außerhalb des Deutschen Reiches vorhanden waren. Es gab in Frankreich und in England zwar keine maßgebende Kriegspartei, aber doch Elemente, die mit einem Kriege und zwar mit einem Kriege hauptsächlich gegen Deutschland als einer Möglichkeit rechneten, und die diesen Krieg für unabwendbar hielten. Diese Elemente waren vorhanden, aber nochmals: sie waren ohne wesentlichen Einfluß. Frankreich und England sind echte Demokratien. Das Gefasel von der Finanzherrschaft in Frankreich oder gar in England hat zwar in unsrer süßen nationalistischen Presse tausendmal gestanden, aber keiner von den sympathischen Schmöcken, die diese Weisheit immer wieder von sich geben, hat auch nur eine leise Kenntnis von französischen oder englischen Verhältnissen. Es ist wahrhaftig nicht alles gut in dem öffentlichen Leben Frankreichs und nicht einmal in dem Englands, aber in beiden Ländern ist das Parlament souverän und ist keinem Finanz- oder Kapitalisten-Klüngel untertan. In England kann davon ja schon überhaupt keine Rede sein. Aber auch in Frankreich pflegt die pariser Finanz den Weisungen des Ministerpräsidenten und des Finanzministers in ihren großen Anleihe-Transaktionen und sonst unbedingt zu folgen. Frankreich ist vorwiegend ein Bauernland mit verhältnismäßig geringer Industrie, und dieser Charakter prägt sich selbstverständlich in seinem Parlament außerordentlich stark aus. Von der Freiheit in Wort und Tat, die der Franzose seit der großen Revolution, mit kleinen napoleonischen Intervallen, genossen, hat man bei uns kaum eine Ahnung. England aber ist ein Land von stolzester Freiheit, das auch im Kriege eine Zensur nur für rein militärische Nachrichten geduldet und sich im übrigen alle Gerechtsame des unabhängigen Bürgers vorbehalten hat; was britische Freiheit bedeutet, das wird der nachrevolutionäre Deutsche

hoffentlich im nächsten Menschenalter lernen. In Frankreich und England hat es Männer und Gruppen gegeben, die an Angriffs- und Expansionswünsche Deutschlands fest und ehrlich glaubten, und die den Wunsch hegten, diesem deutschen Streben entgegenzutreten. Deutschland hat dreißig Jahre lang zu diesem Mißtrauen ungezählte Male Anlaß gegeben. In all den geschwollenen Reden, die nicht nur der Kaiser, sondern auch seine Generäle und Männer des öffentlichen Lebens hielten, war meist ein herausfordernder Ton. Die ganze maßgebende deutsche Welt war seit dreißig Jahren auf das blitzende Schwert, auf den Säbel in der Faust, auf Waffengeklirr und auf nationalistische Gesinnung eingestellt. Wer das leugnet, kann auch in Abrede stellen, daß die Sonne scheint. Aber mehr als das: zweimal, in den Jahren 1897 und 1907, hat Deutschland auf den Haager Konferenzen mit einer beinahe spöttischen Ablehnung sich, im Gegensatz zur gesamten Kulturwelt, wider die Idee der Abrüstung und der Schiedsgerichte gewandt und hat, nur das traurige Oesterreich an seiner Seite, bei allen Beteiligten die unerschütterliche Ueberzeugung erweckt, daß Deutschland an seinem Schwertglauben unbedingt festhalten werde und jeden Gedanken einer noch so schwachen Abwendung von Machtpolitik verabscheut. Das hatten ja auch unsre Kanzler und Parteiführer so oft verkündet, daß es zu einem Grundaxiom deutscher Staatsweisheit geworden ist. Um mehr als ein Menschenalter war Deutschland mit seiner bornierten Schwertpolitik hinter einem allmählich und unmerklich gewandelten Zeitgeist der übrigen Welt zurückgeblieben, die anstelle der Macht das Recht zu setzen entschlossen war. Das Mißtrauen der ganzen Erde gegen dieses deutsche Schwertgeklirr war durchaus begreiflich, und als die wiederholten, sehr ernsthaften Versuche Englands und auch, wie wir jetzt einwandfrei wissen, Frankreichs um eine Verständigung mehr oder minder schroff und töricht von uns zurückgewiesen wurden — kann man sich da wundern, wenn das Mißtrauen namentlich bei den Westmächten immer mehr wuchs? Und trotzdem hatte in Frankreich das pazifistische Pathos von Jaurès gesiegt; die im Frühjahr 1914 neugewählte Deputiertenkammer war in ihrer Mehrheit pazifistisch. Und wenn es selbst wahr wäre, daß der neugewählte Präsident Poincaré feindselige Absichten gegen Deutschland hegte — eine im übrigen wiederum von zahllosen Schmöcken gepredigte, aber niemals erwiesene Tatsache —, so gibt es keinen Präsidenten in Frankreich, der imstande ist, gegen eine Kammermehrheit zu regieren. Nachdem Poincaré Präsident geworden war, hatte er gewisse patriotische Anspielungen auf das verlorene Lothringen — Poincaré ist Lothringer —, die für die Wahlpropaganda nützlich waren, nicht mehr nötig. So ist denn grade Poincaré der erste französische Präsident gewesen, der eine Einladung zu einem Gastmahl auf deutschem Boden, nämlich in

der deutschen Botschaft zu Paris, angenommen hat. Also auch das Märchen von dem kriegerischen Haß des Herrn Poincaré ist eben ein Märchen. Daß es in Paris Boulevardblätter gibt, die neben andern Sensationen, wenns das Geschäft verlangt, auch mit Deutschenhaß handelten, ist genau so selbstverständlich wie, daß es entsprechende Blätter in Deutschland gibt. Und es ist läppisch, wenn von deutscher Seite, die seriös sein will, immer wieder auf diese Boulevardpresse hingewiesen wird. Sie war vor dem Kriege nicht eigentlich deutschfeindlich, nicht einmal der ‚Matin', der immer nur gegen die von Deutschland drohenden Gefahren in seiner bekannten marktschreierischen Form Front machte, und der natürlich bei Angelegenheiten wie dem Marokko-Handel und dem Fall Zabern seine Proteste auf die gewohnte Art in die Welt hinaustrompetet hat. Nein, die Westmächte konnten mit gutem Grunde fürchten, von Deutschland provoziert zu werden, und noch auf der Londoner Botschafterkonferenz von 1912 war das von Berlin diktierte Verhalten des deutschen und oesterreichischen Vertreters gegen jede vernünftige Verständigung dermaßen bestimmt, daß es nur der unendlichen Geschicklichkeit und Langmut Greys zu verdanken war, wenn damals nicht schon die Bombe platzte. Frankreich hatte 1905, als die Marokko-Politik einsetzte, Elsaß-Lothringens Verlust überwunden und war zu ehrlicher Versöhnung bereit. „Immer, wenn die Franzosen anfangen, sich mit euch verständigen zu wollen, gebt ihr ihnen einen Fußtritt", so hat ein kluger oesterreichischer Diplomat zu einem deutschen treffend gesagt. England aber hat, das wissen wir jetzt aus dem gesamten veröffentlichten Material, wieder und wieder eine Verständigung mit Deutschland gesucht und hatte nicht den geringsten Grund, mit Deutschland anzubinden. Es ist tatsächlich bis heute nicht gelungen, eine einzige Handlung Englands anzuführen, die als feindlich oder auch nur mißgünstig gegen deutsche Industrielle und Kaufleute anzusprechen wäre. Im Gegenteil: ausnahmslos bestätigen alle Kommerz- und Finanzkreise Deutschlands, genau so wie unsre Generalkonsuln und Konsuln im britischen Ausland, daß England bis zum deutschen Einmarsch in Belgien der angenehmste und fairste Kontrahent in allen geschäftlichen Beziehungen gewesen ist. Daß England im Kriege mit gewohnter britischer Rücksichtslosigkeit, Schärfe, wohl auch Brutalität, gegen deutsche Geschäftsinteressen vorging, war vorauszusehen. Es hat mit Recht darauf hingewiesen — und Amerika hat ihm das immer wieder bestätigt —, daß es unsre geschäftlichen Interessen, unsre Waren, unsre Briefpost geschädigt und vernichtet hat, daß es aber niemals, wie es Deutschland ungezählte Male getan hat, gegen Menschenleben und noch dazu von Frauen und Kindern vorgegangen ist. Der einzig und allein

immer wieder von uns angeführte Baralong-Fall bewiese an sich noch sehr wenig, erscheint aber im übrigen durch die Untersuchungen der gesamten neutralen Welt ganz anders als in unsrer Presse. Auch muß man bei Grausamkeiten stets unterscheiden, ob sie von Einzelnen auf eigene Faust vorgenommen wurden, oder ob es sich um befohlene Akte eines feindlichen Staates handelt: die Zeppelin-Angriffe, die Torpedierungen der ‚Lusitania' und ‚Persia' und zahlloser andrer Schiffe, überhaupt der grauenhafte uneingeschränkte U-Boot-Krieg, die belgischen Deportationen, die Gasangriffe, die Tötung der Miß Cavel und des Kapitäns Fryar, der Einmarsch und das Vorgehen gegen Belgien und Nordfrankreich waren von der deutschen Obergewalt befohlene Akte, und ihre Grausamkeit fällt daher auf das ganze deutsche Volk zurück. Besonders gedankenlos ist der ewige Vorwurf gegen England wegen der Aushungerung. Denn erstens ist das ein Mittel, das seit dem Trojanischen Kriege jeder Staat anwendet und völkerrechtlich anwenden darf. Zweitens mußten wir wissen und haben gewußt — schon Caprivi hat wiederholt darauf hingewiesen —: daß bei einem Krieg mit England die Blockade verhängt werden würde. Drittens ist solche Blockade ein relativ glimpfliches Mittel: der Angegriffene kann rechtzeitig die weiße Fahne hissen, wenns nicht mehr weitergeht — anders als bei den U-Booten. Und viertens handelten die deutschen Machthaber umso ruchloser, wenn sie der drohenden Unterernährung nicht rechtzeitig durch einen Verständigungsfrieden zuvorkamen.

Nein, auch hier steigt die Wagschale sehr zu Ungunsten Deutschlands, das nach der im letzten Menschenalter entwickelten Mentalität weit mehr als seine Umwelt von kriegerischem Geist durchtränkt, und dessen Boden für den Kriegsbazillus aufs beste vorbereitet war.

III.

Ist so Deutschland pettenkoferisch präpariert gewesen, so handelt sichs nun um den Nachweis, wo und wie der Kriegsbazillus — nach Kochs Lehren — entstanden ist und zuerst seine verderbenbringende und zerstörende Tätigkeit aufgenommen hat. Oftmals ist darauf hingewiesen worden, daß es für einen ruhig und objektiv urteilenden Menschen eigentlich schon genügt, das deutsche Weißbuch und das englische Blaubuch eingehend mit einander zu vergleichen, um daraus allein eine Schuld Deutschlands am Kriege festzustellen. Das deutsche Weißbuch enthält achtunddreißig Aktenstücke, das englische Blaubuch einhundertsechzig. Ueberhaupt enthalten die Buntbücher aller feindlichen Staaten eine ums Vielfache größere Zahl von veröffentlichten Urkunden als das deutsche Weißbuch. Schon diese Tatsache

müßte ein tiefes Mißtrauen gegen unsre militärischen und politischen Machthaber hervorrufen, denn grade Deutschland hat sicherlich als eigentlicher zentraler Herd eine viel größere Anzahl von Urkunden verfassen lassen, die also doch wohl zur Veröffentlichung nicht geeignet sind. Ein sehr bekannter und besonders kompetenter deutscher Diplomat hat erklärt, er müßte, vor Gericht gestellt, unter seinem Zeugeneid aussagen, daß im englischen Blaubuch, dessen Richtigkeit zu beurteilen er in allererster Linie imstande wäre, auch nicht ein unwahres Wort steht. Und es ist in der Tat bisher nicht gelungen, eine einzige der englischen Angaben, die durch das französische, russische, belgische und italienische Buntbuch kategorisch bestätigt werden, zu entkräften oder gar Lügen zu strafen. Außer diesen Buntbüchern, die schon im Kriege für wenige Pfennige zu haben waren, und die durchzustudieren die Pflicht jedes Menschen gewesen wäre, der es unternahm, über den Krieg zu reden oder zu schreiben, ist nun eine Riesenliteratur entstanden, die eine gewaltige Fülle von Aktenmaterial enthält. An erster Stelle stehen die in dem Urkundenmaterial unanfechtbaren Publikationen von Richard Grelling, der in zwei Werken die Entstehung des Krieges musterhaft dargelegt hat. Es kommen hinzu: die Veröffentlichungen des Doktor Muehlon; die Denkschrift des Freiherrn von Plessen, eines konservativen und streng religiösen mecklenburgischen Edelmannes; die aus der Zeit der Neutralität stammende Schrift des amerikanischen Bundesrichters James Beck, eines durchaus germanophilen Deutsch-Amerikaners; die Publikationen von ganz unparteiischen und unabhängigen schweizer, holländischen, skandinavischen und amerikanischen Gelehrten. In Deutschland hat man in der Frage der Schuld, je nach der obrigkeitlichen Losung, hin und her geschwankt. Etwa bis Mitte 1916 galt der ganze, offiziell mit diabolischer Geschicklichkeit angefachte Haß England, obwohl es immer einige Schlauköpfe gab, vor allem den unseligen, trostlos unfähigen und sterilen Helfferich, die versuchten, Rußland als den Hauptschuldigen hinzustellen. Schon aus diesem Widerstreit sieht man, daß es um die deutsche Sache schlecht stehen muß: denn daß England und Rußland in der ganzen entscheidenden kritischen Zeit, nämlich seit dem Attentat von Serajewo bis zum deutschen Einmarsch in Belgien, eher gegen als mit einander arbeiteten, zeigt schon ein Blick ins deutsche Weiß- und ins englische Blaubuch. Und auch mit den beiden allein übrig gebliebenen Entschuldigungsgründen für uns ist es recht schlecht bestellt. Gegen England und die Westmächte nämlich pflegt man sich mit dem Schlagwort „Einkreisung" zu wappnen, und bei Rußland ist es üblich, mit erhobenen Augenbrauen auf die Enthüllungen des Suchomlinow-Prozesses hinzuweisen.

Den Suchomlinow-Prozeß kennt natürlich kein Mensch anders als aus seiner Zeitung, und er hat in dieser meistens nicht einmal den Prozeßbericht gelesen, sondern in seiner Erinnerung ist nur geblieben, was seine Zeitung Dutzende Male über den Prozeß gesagt hat. Denn so tief ist das Urteilsvermögen des deutschen Volkes gesunken — dank einem schlechten Unterricht und einer im letzten Menschenalter gezüchteten Neigung zur Unwahrhaftigkeit und zum Schein —, daß die Masse des Volkes nicht einmal mehr imstande ist, Tatsachen richtig zu erfassen und Schlüsse aus den Tatsachen zu ziehen. Grade der Suchomlinow-Prozeß, der mit erstaunlicher Unverfrorenheit als eine Rechtfertigung Deutschlands hingestellt wurde, hat, im Gegenteil, die Schuld der deutschen Machthaber auch gegen Rußland klar erwiesen — trotz der stockholmer Denkschrift des Herrn David, die dem Ansehen der deutschen Sozialdemokratie unheilbare Wunden geschlagen hat.

Man muß zugeben, daß die deutsche Regierung bei den verschiedenen „Enthüllungen" über die Schuldfrage ein außerordentlich großes Inszenierungsgeschick gezeigt hat. Das gilt namentlich von der Veröffentlichung der belgischen Dokumente, die als ein unwiderleglicher Beweis für die Schuld der Entente ausgebrüllt wurden, und die doch auch nicht den leisesten Beweis einer solchen Schuld erbracht haben; und das gilt in gleichem Maße für den Suchomlinow-Prozeß.

IV.

Am 29. Juli 1914 hatte Rußland, als Antwort auf die oesterreichische Mobilisierung, vier seiner Armeekorps mobil gemacht, nämlich die Gouvernements Kiew, Kasan, Moskau und Odessa, und hatte hiervon allen Regierungen Kenntnis gegeben. Am 30. Juli hat der russische Generalstabschef Januszkiewicz durch Vortrag beim Zaren die Gesamtmobilisierung durchgesetzt; zunächst gegen starken Widerstand des Zaren. Es geschah dies, weil auch Oesterreich bis zu diesem Zeitpunkt seine ganze Armee mobilisiert hatte. Abends um elf Uhr telephonierte der Zar seinen Widerruf und wollte nur die Teilmobilisierung aufrecht erhalten. Der Generalstabschef zog den Kriegsminister Suchomlinow hinzu. Sie berieten mit dem Minister des Auswärtigen Sasanow, und am 31. Juli früh hielt dieser dem Zaren Vortrag. An demselben Tage nachmittags um halbfünf Uhr waren die Drei, nämlich Sasanow, Januszkiewicz und Suchomlinow, nochmals beim Zaren und stellten ihm die Unmöglichkeit eines Widerrufs der Mobilmachung in militärischer und politischer Hinsicht dar. Darauf gab der Zar endlich nach. In Berlin hatte man natürlich Wind von diesen Vorgängen in Petersburg und von der Abneigung des Zaren. Und nun setzt die Berliner Militärpartei mit einer Ruchlosigkeit ein: am 30. Juli

erscheint das Extrablatt des offiziösen, in amtlichen Dingen glaubwürdigen Berliner Lokalanzeigers und meldet — die deutsche Mobilmachung! Die beabsichtigte Wirkung in Petersburg bleibt nicht aus: der Zar gibt daraufhin endlich am 31. Juli dem begreiflichen Drängen nach. Am 31. wird der Berliner Lokalanzeiger dementiert. Zu spät! Die Bombe hat ihre fürchterliche Wirkung erzielt: Rußland macht mobil. Der Zar aber hatte täglich an Wilhelm den Zweiten telegraphiert, zunächst ihn beschwörend, den Frieden zu bewahren und schließlich, nach befohlener Generalmobilmachung, mit dem ausdrücklichen Hinweis und der Erklärung, daß dies keinesfalls den Krieg zu bedeuten brauche, da Mobilmachung nicht Kriegserklärung sei. Deutschland antwortete darauf am Abend des 31. Juli mit einem Ultimatum an Rußland und überreichte am 1. August nachmittags fünf Uhr an Rußland die Kriegserklärung! Zu dieser Kriegserklärung lag weder militärisch noch politisch und am allerwenigsten moralisch der geringste Grund vor, denn nur nach bisherigem, preußisch-deutschem Völkerrecht ist Mobilmachung gleich Krieg, während sie doch tatsächlich, namentlich wenn sie in voller Oeffentlichkeit geschieht, nur eine Vorbeugungsmaßregel ist und sein soll. Hatten sich doch in den letzten Jahren Rußland und Oesterreich wiederholt in mobilem Zustand gegenüber gestanden, ohne daß es zum Krieg gekommen wäre. Die militärischen Berater des Zaren aber waren durch ihr Amt verpflichtet, ihrem Gebieter die Mobilmachung anzuraten, die doch in dem fünfzig Mal größern Rußland technisch ungeheuer schwierig ist; hätten sie das unterlassen, so hätten sie sich einer Pflichtversäumnis schuldig gemacht.

Rein militärisch lag die Sache so: Oesterreich mobilisiert gegen Serbien acht Armeekorps, gegen Rußland zwei Armeecorps vor dem 28. Juli. Rußland mobilisiert gegen Oesterreich am 29. Juli vier Armeekorps und notifiziert das aller Welt. Darauf erklärt Oesterreich in der Nacht vom 30. zum 31. Juli die Gesamtmobilmachung, der Rußland am Vormittag des 31. Juli, also nach Oesterreich, mit seiner Generalmobilmachung folgt. Deutschland erklärt am 31. Juli den Kriegszustand und sendet noch am Abend das bekannte Ultimatum an Rußland ab. Oder, mit andern Worten, Rußland erklärt an Deutschland: Ich rüste nicht weiter, wenn du einen Vergleich annimmst. Deutschland lehnt den Vergleich ab. Rußland erweitert die Teil-Mobilmachung zur vollständigen, worauf Deutschland an Rußland den Krieg erklärt. Der schlagendste Beweis ist ja eigentlich dies, daß Oesterreich, das doch zu allernächst durch Rußland bedroht war, in der russischen Generalmobilmachung keinen casus belli erblickte, sondern noch am 31. Juli in neue und anscheinend sehr aussichtsvolle Verhandlungen eintrat. Der oesterreichische Botschafter blieb ja auch bis zum 6. August in Petersburg, und

erst am 6. August abends sechs Uhr erfolgte Oesterreichs Kriegserklärung an Rußland. Auch von der am 30. Juli in Wien einsetzenden friedlichen Schwenkung hatte man in Berlin natürlich Kenntnis; auch sie sollte jenes verruchte Extrablatt durch faits accomplis beseitigen. Die Generäle in Berlin waren des trockenen Tones nun endlich satt!

Daß der Zar und Sasanow den Frieden wollten, hat selbst der gegen die Westmächte rasende Houston Stuart Chamberlain rückhaltlos zugegeben; hat doch Sasanow in den drei Tagen vom 30. Juli bis zum 1. August den Mächten nicht weniger als vier Einigungsvorschläge unterbreitet. Und am 1. August telegraphierte der Zar nach der russischen Generalmobilmachung an Wilhelm: Ich verstehe durchaus, daß Du die Mobilmachung angeordnet hast, denn Mobilmachung ist ja nicht Krieg. Und weiter telegraphierte der Zar am 1. August, er garantiere dafür, daß von seiner Armee keine herausfordernde Aktionen erfolgen würden, solange Verhandlungen schwebten. Bekanntlich ist auch das sehr bedeutsame Telegramm des Zaren an Wilhelm vom 29. Juli in unserm Weißbuch unterschlagen; das nämlich, worin der Zar Ueberweisung der ganzen Sache an das Haager Schiedsgericht vorschlägt.

Auch in Wien hatte der Unterstaatssekretär Graf Forgasch dem englischen Botschafter Bunsen die Erklärung abgegeben, daß Mobilisation nicht Krieg bedeute. Dasselbe hatte noch am 1. August der französische Ministerpräsident Viviani ausgesprochen, und der russische Botschafter in Wien Schebeko hatte am 31. Juli an Sasanow nach Petersburg telegraphiert, daß trotz der Mobilmachung er im Gedankenaustausch mit den oesterreichischen Diplomaten, insbesondere mit Berchtold und Forgasch, fortfahre. Erwägt man zu alledem, daß Deutschland seit dem 23. Juli alle Einigungsvorschläge mehr oder minder schroff abgelehnt hatte, während Rußland zu jeder gütlichen Beilegung sich immer wieder bereit erklärt hat, so wird man zugeben müssen, daß grade der Suchomlinow-Prozeß nur das bestätigt, was aus dem deutschen Weißbuch, dem englischen Blaubuch und dem russischen Orangebuch zu ersehen ist.

V.

Und nun die sogenannte Einkreisung. Das Wort stammt von einem der bekanntesten deutschen Publizisten, der sich in seiner Tätigkeit stets im schroffsten Gegensatz zur auswärtigen deutschen Politik befunden hat, und von dem deshalb schon von vorn herein nicht anzunehmen ist, daß er mit dieser Formulierung der deutschen diplomatischen Unfähigkeit einen Freibrief hat ausstellen wollen. Nein, die Politik Eduards des Siebenten, der ein überzeugter Kriegsgegner war und mit seiner überlegenen Klugheit möglicherweise selbst diesen Krieg noch ver-

mieden hätte, ging auf eine Gegenassekuranz gegen das unaufhörliche deutsche Schwertgeklirr. Eduard nahm begreiflicherweise an, daß Deutschland sich hüten würde, loszuschlagen, wenn es sähe, daß Frankreich, Rußland, England eine solche Provokation nicht dulden würden. Eduard wußte ferner, daß auch Italien, nach dem Wortlaut des Dreibundvertrages, im Fall eines deutschen Angriffs und bei einer Koalition, in der auch England gegen Deutschland stand, zum mindesten neutral bleiben, vielleicht aber der Entente sich anschließen würde. Und wenn der britische König schließlich sogar versucht hat, Oesterreich auf seine Seite zu bringen, so geschah dies immer in dem offensichtlichen Wunsche, moralisch auf das Verantwortungsgefühl der deutschen Machthaber einzuwirken, damit man sich dort vor den unübersehbaren Folgen eines Kampfes gegen die ganze Welt scheue und zu friedlichem Denken und Tun bequeme. Die britische Politik zuerst unter Eduard und später bis zum 4. August 1914 hat sich mit diesen vorbeugenden Maßregeln befaßt, und man kann nur immer wieder darauf hinweisen, daß es bis heute nicht gelungen ist, der britischen Politik einen einzigen Akt der Unfreundlichkeit gegen Deutschland bis zum Kriegsausbruch nachzuweisen. Mit Worten wie „Krämerneid“ und ähnlichem Unsinn zu operieren, sollte sich jeder ernsthafte Mensch, vor allen Dingen aber ein verantwortlicher Staatsmann schämen. Es gehört die ganze katastrophale politische Unfähigkeit Bethmanns dazu, vor dem Erdball mit tönenden Phrasen wie „Krämerneid“, „russischer Expansionsdrang“ und „französischer Revanchedurst“ zu operieren. Auch wenn diese drei Eigenschaften bei diesen Staaten vorhanden gewesen sind: sie allein entfachen nie einen Krieg; sie können nach Pettenkofers Theorie den Boden für Handlungen vorbereiten, die dann gleichsam den Kriegsbazillus repräsentieren, aber diesen selber stellen sie nun und nimmermehr vor. Im übrigen ist ja bereits dargelegt, wie wenig Grund und Neigung England hatte und haben konnte, seinen besten Kunden mit Krieg zu überziehen — man braucht nur die große englische Presse aus dem Juli 1914 und den ersten drei August-Tagen nachzulesen —, und daß in Frankreich grade Anfang 1914 die entscheidenden Instanzen durchaus friedlich und friedfertig gesonnen waren. Rußland war durch die Brutalität der Mittemächte gegen Serbien mit Recht stark gekränkt, denn das Prestige Rußlands auf dem Balkan, auf dem es übrigens so gut wie gar keine wirtschaftlichen, sondern im wesentlichen moralische Interessen zu vertreten hatte, war erledigt, wenn Rußland die Vernichtung Serbiens ruhig mit ansah. Trotzdem hat Rußland in Verbindung mit England und Frankreich Serbien zu der gradezu demütigen Antwort auf die oesterreichische Herausforderung veranlaßt. Rußland hatte außerdem Grund zu schwerer Verstimmung durch die deutsche

Politik in Konstantinopel, wo man schließlich durch allerhand Mittel 1914 sogar durchgesetzt hatte, daß der deutsche General Liman v. Sanders den Oberbefehl über die Armee von Konstantinopel erhielt und dadurch Deutschland gewissermaßen der militärische Schlüssel zum Bosporus in die Hand gedrückt wurde. Alle diese Umstände und noch eine Reihe andrer würden es durchaus verständlich gemacht haben, wenn Rußland wirklich zu kriegerischen Aktionen geneigt gewesen wäre. Aber sämtliche Urkunden und sämtliche bisher bekannt gewordenen Tatsachen beweisen, daß selbst Rußland alles, einfach alles getan hat, um den Krieg zu vermeiden.

VI.

Welche Rolle Oesterreich, Deutschland, England und Rußland in der Vorgeschichte des Krieges gespielt haben, darüber kann sich Jeder ein Urteil bilden, der mit Hilfe der amtlichen Buntbücher und des Materials, das Richard Grelling veröffentlicht, und das bis jetzt der strengsten Nachprüfung standgehalten hat, die Tatsachen Punkt für Punkt zusammenstellt.

Oesterreich

1. Oesterreich hat, nachdem es bereits im August 1913 einen Ueberfall auf Serbien geplant hatte, im Juli 1914 eine Note mit so exorbitanten Forderungen an Serbien gerichtet, daß ein Krieg mit Serbien und als Folge davon ein europäischer Krieg zu erwarten war.

2. Es hat die von den Ententemächten erstrebte Verlängerung der achtundvierzigstündigen Frist abgelehnt.

3. Es hat seinen Gesandten abberufen und Serbien den Krieg erklärt, obwohl die serbische Regierung in unterwürfiger Form fast alle oesterreichischen Forderungen bewilligt hatte und für den Rest zu Verhandlungen und zur Unterwerfung unter eine Schiedsgerichtsentscheidung bereit war.

4. Es hat jede Unterhandlung mit Rußland und den andern Mächten über den Inhalt der serbischen Note rundweg abgelehnt und sich zu solchen Unterhandlungen erst bereit gefunden, als es zu spät war, nämlich am 31. Juli.

5. Es hat den Vorschlag Greys, eine Vermittlung oder wenigstens Raterteilung von den vier unbeteiligten Mächten anzunehmen, abgelehnt, obwohl Rußland diesem Vorschlag zugestimmt hatte.

6. Es hat die von Grey vorgeschlagene Einigungsformel trotz wiederholtem dringenden Verlangen Englands unbeantwortet gelassen.

7. Es hat die erste, von Sasanow vorgeschlagene Einigungsformel durch Herrn von Jagow ablehnen lassen.

8. Es hat auf die zweite von Sasanow vorgeschlagene Einigungsformel keine Antwort erteilt.

9. Es hat auch die letzten von Grey und Sasanow gemachten Einigungsvorschläge keiner Beantwortung gewürdigt.

10. Soweit es überhaupt Erklärungen abgegeben hat, hat es sich darauf beschränkt, zu sagen, was es nicht will, aber nie gesagt, was es will.

11. Es hat zuerst von allen Großmächten mit der Mobilisierung und mit kriegerischen Aktionen begonnen: es ist erst mit der Teilmobilisierung und dann mit der Gesamtmobilisierung allen anderen Mächten vorangegangen.

England

1. Grey hat der serbischen Regierung — mit Erfolg — zur Mäßigung geraten.

2. Er hat — hier aber ohne Erfolg — bei der oesterreichischen Regierung eine Fristverlängerung durchzusetzen versucht.

3. Er hat darauf den Vorschlag der Viermächtekonferenz gemacht, der von Frankreich, Italien und Rußland angenommen, von Oesterreich und Deutschland aber abgelehnt wurde.

4. Er hat die deutsche Regierung wiederholt aufgefordert, an Stelle der von ihr abgelehnten Konferenz irgendeine andre Form der Cooperation für die vier unbeteiligten Mächte vorzuschlagen; seine Aufforderung ist unbeantwortet geblieben.

5. Er hat die direkten Besprechungen zwischen Wien und Petersburg zu fördern gesucht, die von Deutschland ebenfalls vorgeschlagen, aber von Oesterreich — nach der Kriegserklärung an Serbien — abgelehnt wurden.

6. Er hat darauf eine Einigungsformel vorgeschlagen, nach der Oesterreich serbische Gebietsteile samt Belgrad besetzen und von dort aus seine Bedingungen diktieren sollte. Diese Bedingungen sollten den Mächten mitgeteilt und, soweit sie Serbiens Integrität und Souveränität nicht berührten, den Serben zur Annahme empfohlen werden. Auf diesen Vorschlag ist nie eine Antwort erfolgt, weder von oesterreichischer noch von deutscher Seite.

7. Er hat die erste von Sasanow vorgeschlagene Einigungsformel befürwortet und, da sie von Deutschland als unannehmbar abgelehnt wurde, eine zweite Einigungsformel bei Sasanow durchgesetzt, die dem oesterreichischen Standpunkt noch weiter entgegen kam. Dieser Vorschlag ist unbeantwortet geblieben.

8. Er hat die am 31. Juli begonnenen Verhandlungen zwischen Oesterreich und Rußland lebhaft gefördert und sie durch weitere, volle Befriedigung für Oesterreich enthaltende Vorschläge zum Ziele zu führen gesucht. Alle seine Vorschläge enthielten die Klausel, daß weitere militarische Vorbereitungen von allen Seiten unterbleiben sollten.

9. Er hat sich zuletzt sogar bereit erklärt, jeden annehmbaren Vorschlag Deutschlands oder Oesterreichs, welcher der Erhaltung des Friedens dienen könnte, in Petersburg und in Paris zu vertreten und für den Fall der Nichtannahme sich von den Verhandlungen zurückzuziehen. Kein solcher Vorschlag ist ihm gemacht worden, da Deutschland inzwischen die beiden Ultimata gestellt hatte und weitere sachliche Verhandlungen ablehnte.

10. Er hat noch am 1. August — am Tage der deutschen Kriegserklärung an Rußland — in alle Hauptstädte Vorschläge, Vorstellungen und Warnungen gesandt, um in letzter Stunde vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten eine Einigung zwischen den Mächten zu erzielen. Das englische Blaubuch enthält nicht weniger als 17 Depeschen von und nach den verschiedenen Hauptstädten vom 1. August, 16 vom 31. Juli, 33 vom 29. und 30. Juli.

11. Es ist unwahr, daß England bereits am 2. August aus seiner Neutralität herausgetreten ist. Die Zusage vom 2. August ist nicht gleichbedeutend mit einem Krieg gegen Deutschland.

12. Wahr ist dagegen, daß England erst am 4. August, nach der tatsächlichen Verletzung der belgischen Neutralität, aus seiner eigenen Neutralität herausgetreten ist.

13. Selbst wenn die Zusicherung vom 2. August ein Aufgeben der englischen Neutralität bedeutet hätte, so wäre dieses Aufgeben begründet gewesen durch die bereits damals vorliegende Gewißheit, daß Belgiens Neutralität durch Deutschland verletzt werden würde.

14. Wenn England also behauptet, daß es durch die Verletzung der belgischen Neutralität zum Kriege veranlaßt worden sei, so sagt es die Wahrheit.

Rußland

Sasanow hat vom ersten bis zum letzten Moment der Krisis in eifrigster Weise dem Frieden gedient:

1. Er hat in Serbien zur Mäßigung geraten und tatsächlich die unterwürfige serbische Note erzielt.

2. Er hat mit England und Frankreich gemeinsam eine Fristverlängerung des oesterreichischen Ultimatums zu erreichen gesucht, aber erfolglos.

3. Er hat, als der Konflikt durch die Abberufung des oesterreichischen Gesandten sich zu verschärfen begann, die Hilfe Italiens in Anspruch genommen, das Oesterreich durch die Versagung seiner Unterstützung von seinem unversöhnlichen Verhalten abbringen sollte.

4. Er ist trotz dem Abbruch der oesterreichisch-serbischen Beziehungen in freundschaftliche Besprechungen mit der oesterreichischen Regierung eingetreten; er hat dem oesterreichischen Botschafter Szapary im Einzelnen die Punkte der oesterreichischen Note angeführt, die für Serbien annehmbar wären, aber auch diejenigen hervorgehoben, die, wenigstens in der verlangten Form, von keinem unabhängigen Staat angenommen werden konnten.

5. Er hat den dringenden Wunsch geäußert, die Spannung zwischen Oesterreich und Rußland durch weitere direkte Verhandlungen zu beseitigen und in Wien gebeten, dem oesterreichischen Botschafter in Petersburg entsprechende Vollmachten zu erteilen. Das war am 26. Juli. Die Antwort darauf war die oesterreichische Kriegserklärung vom 28. Juli und die strikte Ablehnung des Grafen Berchtold, sich in irgendwelche Verhandlungen über die oesterreichische Note einzulassen.

6. Sasanow hat nach dem Fehlschlagen dieses Versuchs Greys Vorschlag einer Viermächtekonferenz mit allen Mitteln unterstützt.

7. Er hat sich bereit erklärt, beiseite zu stehen und sich den Vorschlägen der Mächte zu unterwerfen.

8. Er hat den Zaren zu der Depesche an den Prinzen Alexander von Serbien vom 27. Juli veranlaßt, worin diesem jede Lösung ans Herz gelegt wird, die geeignet sei, die Schrecken des Krieges zu vermeiden.

9. Er hat die englische Regierung nach der Kriegserklärung Oesterreichs dringend gebeten, in Berlin dahin zu wirken, daß man Oesterreich wenigstens zu weitern Verhandlungen veranlassen möge.

10. Er hat stets von neuem mit immer steigender Dringlichkeit die Mediation Englands im Sinne des Viermächtevorschlages nachge-

sucht und gleichzeitig stets seine Bereitwilligkeit zu direkten Verhandlungen mit Oesterreich erklärt. Die Ablehnung beider Vorschläge in Wien und Berlin hat ihn nicht gehindert, sie stets von neuem zu wiederholen. Besonders dringend wurden die Versuche Sasanows in einer Unterhaltung mit dem Grafen Pourtalès am 29. Juli, nach der einen oder andern Richtung hin die Unterstützung Deutschlands zu erlangen: er betonte die Zweckmäßigkeit einer Parallelaktion nach dem Grundsatz: „Doppelt hält besser", nämlich die Konferenz der vier unbeteiligten Mächte in London und gleichzeitig der direkten Verhandlungen zwischen Oesterreich und Rußland in Petersburg. Er wies auf die günstigen Erfolge solcher Doppelaktion bei der letzten Balkankrise hin und fügte hinzu, daß nach den von serbischer Seite gemachten Konzessionen die Regelung der noch offenen Punkte doch wirklich keine besondern Schwierigkeiten bieten könne, wenn nur der geringste gute Wille auf Oesterreichs Seite vorhanden wäre und alle Mächte ihren Einfluß im Sinn der Verständigung geltend machten. Auf den lebhaften Appell Sasanows wußte Pourtalès nur zu erwidern, daß Deutschland einen „mäßigenden Einfluß" in Wien ausgeübt habe und weiter ausüben würde (influence modérative). Mehr war von Deutschland nie zu erlangen, weder in Petersburg noch in London noch in Paris: angebliche Bemühungen, mäßigend auf Wien zu wirken, aber keinerlei positives Eingehen auf die praktischen Friedensvorschläge der Ententemächte.

11. Sasanow hat mit den andern Ententemächten zusammen die deutsche Regierung, die gegen den Konferenzvorschlag scheinbar nur formelle Bedenken erhob, wiederholt gedrängt, eine ihr genehme Form vorzuschlagen, und sich von vorn herein jedem Vorschlag dieser Art untergeordnet.

12. Er hat am 29. Juli den Zaren veranlaßt, in einer Depesche an Kaiser Wilhelm die Entscheidung des Haager Schiedshofes über den oesterreichisch-serbischen Konflikt vorzuschlagen. (Im deutschen Weißbuch nicht abgedruckt!)

13. Er hat am 30. Juli dem deutschen Botschafter eine Einigungsformel diktiert, die nur den Schutz der Souveränitätsrechte Serbiens erstrebte und Rußland verpflichtete, seine militärischen Vorbereitungen einzustellen.

14. Nach Ablehnung dieser Formel durch Deutschland hat er auf Ansuchen Greys eine neue noch entgegenkommendere Formel entworfen, die sogar das Verbleiben der oesterreichischen Truppen auf serbischem Boden während der weitern Verhandlungen zuließ und Rußland verpflichtete, eine abwartende Stellung einzunehmen.

15. Als Oesterreich am 31. Juli sich endlich bereit erklärte, in sachliche Verhandlungen über die serbische Frage einzutreten, hat Sasanow diese Verhandlungen sofort in Petersburg begonnen und in einer Depesche nach London seine Hoffnung ausgesprochen, doch noch zu einem friedlichen Ausgang zu gelangen.

16. Noch am 1. August, am Tage der deutschen Kriegserklärung, erklärte er sich bereit, im Sinne seiner zweiten Formel mit Wien ein Uebereinkommen zu schließen, vorausgesetzt, daß die deutschen Truppen nicht vorher die russische Grenze überschritten; Rußland, fügt er hinzu, würde in keinem Falle die Feindseligkeiten beginnen.

17. Noch in letzter Stunde veranlaßte Sasanow den Zaren, dem Kaiser Wilhelm sein feierliches Wort zu geben, daß die russischen Truppen keine herausfordernde Aktion unternehmen würden, solange die (am 31. Juli wieder aufgenommenen) Verhandlungen mit Oesterreich über Serbien andauern würden.

18. Noch am Tage der Kriegserklärung bewog er seinen Monarchen zu der erneuten Versicherung, daß die russische Mobilisierung nicht Krieg bedeute und die Verhandlungen zum Heil beider Länder und des allgemeinen Friedens fortgesetzt werden sollten.

Deutschland

1. Deutschland hat Oesterreich freie Hand gegen Serbien gelassen, obwohl es sich, nach dem Zugeständnis im deutschen Weißbuch, voll bewußt war, daß aus dem oesterreichisch-serbischen Konflikt ein europäischer erwachsen mußte.

2. Es hat Oesterreich ermutigt, ein Ultimatum mit exorbitanten Forderungen an Serbien zu richten und trotz der fast vollständigen Bewilligung dieser Forderungen seinen Gesandten abzuberufen und den Krieg zu erklären.

3. Es hat mit der Anregung der Lokalisierung des Krieges den Schein der Friedensvermittlung erweckt, deren Aussichtslosigkeit ihm aus der diplomatisch-historischen Geschichte und noch zuletzt aus der Balkankrisis bekannt sein mußte und nach dem Zugeständnis des Weißbuchs tatsächlich bekannt war.

4. Es hat den Vorschlag der Viermächtekonferenz abgelehnt.

5. Es hat für sein Teil den Vorschlag direkter Verhandlungen zwischen Wien und Petersburg gemacht, aber gleichzeitig zugestimmt, als diese Verhandlungen von Oesterreich abgelehnt und statt dessen der Krieg an Serbien erklärt wurde.

6. Es hat das oft wiederholte Ersuchen der andern Mächte, an Stelle des abgelehnten Konferenzvorschlages einen andern Weg der Mediation vorzuschlagen, unbeantwortet gelassen.

7. Es hat die verschiedenen Einigungsformeln Greys unerörtert und unbeantwortet gelassen.

8. Es hat die Einigungsformeln Sasanows teils abgelehnt, teils unbeantwortet gelassen.

9. Es hat trotz allen Anfragen nie gesagt, was Oesterreich will, sondern sich immer nur darauf beschränkt zu sagen, was Oesterreich nicht will.

10. Es hat ein Neutralitätsgesuch an England gerichtet und damit seinen Kriegswillen bekundet zu einer Zeit, als die Ententemächte noch in eifrigster Weise am Friedenswerk arbeiteten.

11. Es hat in dem Augenblick, als endlich in Petersburg aussichtsvolle Verhandlungen zwischen Oesterreich und Rußland über die serbische Note begannen, durch seine Ultimata an Frankreich und Rußland diese Verhandlungen gestört und den Krieg unvermeidlich gemacht.

12. Es hat in dem Ultimatum an Rußland die Demobilisierung auch gegen Oesterreich verlangt, obwohl Oesterreich selbst seine gesamten Streitkräfte mobilisiert hatte.

13. Es hat an Stelle der angedrohten Gegenmobilisierung sofort ohne jeden Grund Rußland und darauf Frankreich den Krieg erklärt.

14. Es hat diese Kriegserklärung nachträglich damit motiviert, daß die gegnerischen Mächte den Krieg begonnen hätten, während im Gegenteil die ersten Kriegsakte von Deutschland ausgegangen sind.

15. Es hat die Neutralität Belgiens verletzt und dadurch auch den Krieg mit England herbeigeführt.

VII.

Das sind die Tatsachen — die unanfechtbaren und unangefochtenen Tatsachen.

Es ist nun ungemein töricht, die Behandlung der Schuldfrage als überflüssig hinzustellen, und besonders verfehlt ist der Einwand, daß durch die Selbstanklagen unsre Stellung zu den frühern Feinden geschädigt werde. Das Gegenteil ist der Fall. Alles hängt von der Beantwortung dieser Frage ab, und das Schicksal des deutschen Volkes wird davon bestimmt, ob es imstande ist, seine Machthaber zu rechtfertigen, oder ob es bereit ist, die Schuld anzuerkennen und ihre Folgen auf sich zu nehmen. Vier Jahre lang ist uns dreist vorgelogen worden, daß der Krieg ein Ueberfall tückischer Feinde gewesen. Wäre er das gewesen, so würde die Art unsrer Kriegführung, angefangen von dem Einmarsch in Belgien und mit allen spätern Brutalitäten und Grausamkeiten, zwar immer noch nicht entschuldbar, aber erklärlich sein, und alle Handlungen der deutschen Kriegführung würden, wenn es sich um die Abwehr eines tückischen Ueberfalls handelte, in ganz anderm Lichte erscheinen. Aber auch die Beurteilung des Verhaltens der Gegner, das wir jahrelang als brutal und roh geschildert haben, lautet so und so verschieden. Haben die Gegner uns überfallen, so würde die britische Blockade, so würde ihr jetziges Verhalten gegen die Gefangenen, so würde ihre kühle Ablehnung der Wiederanknüpfung von menschlichen Beziehungen, so würde überhaupt ihre ganze harte Feindseligkeit gegen das deutsche Volk eine unbegreifliche Roheit darstellen. Haben wir aber den Krieg unternommen, sind wir die Angreifer gewesen und haben wir alle Versuche, den Frieden aufrecht zu erhalten, mehr oder minder frivol vereitelt, so kann man das schwere Mißtrauen, den Haß und die Feindseligkeit unsrer Gegner durchaus begreifen.

Deutschland hat, nachdem es besiegt war, nachdem seine Pläne auf Unterwerfung von halb Europa gescheitert waren, nachdem es dann endlich den Kaiser und die andern Bundesfürsten davongejagt hatte, so unverständig, so töricht gehandelt, wie es nur irgend hätte handeln können. Am neunten November gab es nur eine wirklich wichtige Frage: die Frage der Schuld am Kriege. Die neue Regierung mußte mit allen Mitteln und unter Berufung der angesehensten und gelehrtesten Sachverständigen die Schuldfrage in breitester Oeffentlichkeit prüfen. Von

dem Ergebnis mußte es in würdiger Form den Feinden Mitteilung machen, auf die Ursachen, weshalb ein so großes und tüchtiges Volk so viele Jahre schimpflichst betrogen werden konnte, hinweisen und sich zu jeder möglichen anständigen Sühne bereit erklären. Hätte das deutsche Volk das getan — seine Position wäre von der heutigen vollständig verschieden: es hätte bei den angelsächsischen Gegnern, vor allem bei den Amerikanern, mit seinem Selbstbekenntnis lauten Widerhall gefunden, und seine Stellung bei den Friedensverhandlungen war eine unvergleichlich bessere als jetzt. Nichts davon ist geschehen. Im Gegenteil: das alte Lügensystem ist im wesentlichen bestehen geblieben, und die Schuldfrage, von der das Schicksal des deutschen Volkes abhing und bis zu dieser Minute abhängt und weiterhin abhängen wird, wurde aus der öffentlichen Diskussion vollständig ausgeschieden; nie hat die Regierung veranlaßt, daß diese Frage so behandelt wurde, wie sie behandelt werden mußte und muß. Alle die Rufe, die erschollen, man solle unbelastete, unkompromittierte Männer heranziehen und von diesen die Verhandlungen führen lassen, wurden einfach ignoriert und fanden keinen Widerhall. Die Folgen sehen wir. Man hat sich in Paris zur Friedenskonferenz zusammengefunden, verhandelt alle Fragen methodisch durch und wird dann Deutschland zum Schluß an den Konferenztisch rufen, um ihm sein Schicksal zu verkünden. Die Welt hat sich bis jetzt nicht davon überzeugen lassen, daß das deutsche Volk den Sinn des Hasses begreift, den der Erdball gegen uns empfindet. Die Welt sieht vor sich ein Volk, das besiegt ist, diesen Sieg aber nicht anerkennt, den Krieg im besten Falle für einen unvermeidbaren Zusammenprall von feindlichen Interessen ansieht und in jeder Buße für den Krieg ein schweres Unrecht erblickt. Ist das aber der Fall und hat die Welt nun einmal diese Ueberzeugung, so kann man sich nicht wundern, daß sie, entgegen frühern Erklärungen, immer noch nach Schutzmitteln, Garantien, Sicherungen gegen kriegerische Ausbrüche des jetzt unterworfenen und besiegten Deutschland ausspäht. Vielleicht ist es für die Erreichung positiver Vorteile noch nicht zu spät. Immer besser spät als garnicht. Immer besser, jetzt noch freimütig und offen die Schuld, die ja doch nicht das Volk selbst, sondern seine Führer und Verführer auf sich geladen haben, zu bekennen, als immer tiefer in das Meer von Lüge zu tauchen, das uns allmählich zu verschlingen droht.

Die Vorgeschichte des Weltkrieges, wie sie sich in den Urkunden zeigt, weist neben der verbrecherischen Frivolität unsrer Machthaber ein derartiges Maß von gigantischer Ungeschicklichkeit auf, daß es dem unparteiisch prüfenden Auge leider nur allzu leicht wird, festzustellen: Die Schuld Deutschlands am Krieg ist sehr groß — sie ist unanfechtbar!

Christian Wagner von Peter Panter

Der Dreiundachtzigjährige ist im vorigen Jahre gestorben; und wenn Hermann Hesse nicht seine Gedichte (bei Georg Müller) herausgegeben hätte, wüßten wir gar nichts von ihm. So aber wissen wir alles. Nur: die Deutschen lesen solche deutschen Gedichte nicht.

Kurt Hiller hat einmal von der Lyrik gesagt, es sei unausstehlich, wenn ein Mann, der Husserl studiere, sich in seinen Gedichten künstlich zurückschraube und den naiven Toren spiele. Das ist ganz richtig. Aber wie, wenn ein Mann, der nie Husserl gelesen hat, intuitiv weit über Forschungsergebnisse hinausgeht und tastend und ahnend Das berührt, was der Psychologe — der schon garnicht — niemals erreicht? Denn das scheint mir das Wesen der Lyrik zu sein: nicht Erkenntnisse zu vermitteln, überhaupt nicht in der zufällig gewählten Form eines Gedichts ein Resultat zu liefern, das man ebenso gut oder noch besser in einem Essai hätte niederlegen können — sondern eben in dieser einzig möglichen Form etwas zu geben, das keine andre Form und keine andre Wortfolge zu geben vermag: Erkenntnis und, fußend auf dieser Erkenntnis, die Schwankungen der Seele, die man Gefühle nennt.

Das hat Christian Wagner getan. Aus seinen Büchern, die höchst ungleich sind — das Große steht unmittelbar neben dem fast Dilettantischen —, hat Hesse die schönsten Gedichte herausgesucht. Es fehlt wohl keines. Gleich, wenn man das Buch aufschlägt, hallen wie drei tiefe Töne machtvoll die ersten Versfolgen auf einen ein: ‚Spätes Erwachen‘, ‚Freudenglaube‘ und ‚Im Walde‘. Das sind keine Töne, die wir zu hören gewohnt sind. Es handelt sich natürlich nicht in einem Gedichtband um die Verschen— jeder kann das mehr oder weniger, und außerdem ist damit garnichts getan —, aber: Was weiß dieser Mann? Was fühlte er?

Er fühlte: das All. Nicht diesen verschwommenen Pantheismus, von dem schon Schopenhauer gesagt hat, daß er garnichts sei, denn ob ich Gott leugne oder in jedem Lokalanzeigerblatt finde, kommt auf dieselbe Trivialität heraus — er fühlte die tiefe Zusammengehörigkeit zwischen Tier, Mensch und Pflanze, Stein und Stern. Und er liebte das alles. Aber wiederum nicht mit dieser verzückten Krampfigkeit, die man uns aus Prag her zu importieren versucht hat, und die zu nichts verpflichtet, sondern er liebte das alles ernst und nicht unterschiedslos und im Einzelnen das Ganze, er ahnte, daß die Erscheinung nicht das Ding ist, und daß nie und nimmer der Mensch etwa im Mittelpunkt dieses Treibens stehen könnte. Er war — dogmenlos — fromm.

Und weil er ein Deutscher war und die ewige Musik in sich hatte, sind ihm herrliche Verse geglückt — das ist ja erst ein Zweites —, und wenn sich Erkenntnis und Form vereinigten,

dann entstand eine Kostbarkeit, die, hebbelsch grübelnd und voller Liebe die Welt umfassend, uns jäh erschüttert wie ‚Die Geschlechter‘:

Ist dies nicht ein frevles Schicksalswalten,
Menschtum in zwei Teile zu zerspalten?

In zwei blutige Hälften zu zerreißen,
Eine Mann, die andre Weib zu heißen?

Beide voll von heißem Sehnsuchtsdrange,
Sich zu finden auf des Lebens Gange,

Ich dem Ich zur Opfergab' zu bringen?
Ach wie wenigen, wenigen mags gelingen,

Ohne Losung, Fährten oder Spuren
Sich zu finden auf des Lebens Fluren!

Selige Kindheit, die nicht kennt die Wirren,
Nicht der Liebe grausam töricht Irren!

Selige Blume, die nichts weiß vom Fluche
Lebenslanger und vergeb'ner Suche!

Er erkannte den tiefen Riß, der durch die Menschheit geht, er erkannte den Schmerz dieser Amphibien, die keine Tiere mehr und noch keine Götter sind — und er liebte es doch, immer wiederzukehren. Denn unerschütterlich war sein Glaube an die Wiedergeburt. Man mag das nun für belanglos halten oder nicht: dichterisch schön ist jeder tiefe Glaube, wenn er fest im Manne wurzelt, und wenn der so tief glaubt, daß man — um diesen Glauben auszurotten — ihn töten müßte. Er hat eine ‚Totenfeier‘ gedichtet, in der die Kinder durch Willenskonzentration den Geist der abgeschiedenen Mutter beschwören, der sich noch einmal an ihren Tisch setzt und von ihrem Weine nippt — der schönste Ausdruck einer herzlichen Liebe über den Leib hinaus. Er hat eine ‚Geburtsweihe‘ gedichtet, den kleinen Sohn zu begrüßen, der wiederkommt „nach der frommen, süßen Rast" — so fest wurzelt in ihm der Glaube, daß es nur ein Aufenthalt ist, den das Kind hienieden nimmt. Und diese Verse sind so schlicht und doch sicher und tönend wie ein Lied. „Herbstwiese meiner Seele" fängt ein Gedicht an. Der Strauß, der neben dem Krankenbett steht, ist ein Symbol von Lebensfreude und Lebenskraft. Es strotzt von Leben. Er war kein Mönch.

Viele Gedichte sind in langen, seltsamen Zweizeilern gereimt, kaum sind die Nähte zu sehen, und wenn ein Gedicht geglückt ist, ist es ganz geglückt.

Ich habe aber bis zum Schluß dieses Gedenkens nicht sagen wollen, daß der Dichter ein Bauer war, weil falsche Assoziationen entstehen könnten. Er war allerdings ein Landmann; er hat die Natur gekannt, aber das Hälmchen war ihm kein Anlaß, „Duliöh!" zu schreien oder ein knallig angestrichenes Gemüt leuchten zu lassen. Er war ein in sich gekehrter Künstler und wohl wert, daß wir ihn alle läsen und verehrten.

Narrenspiele des Lebens

Eines heißt: ‚Purpus'. Oder auch: Der meschuggene Jandorf. Denn es ist ein Warenhauseigentümer, ein Versorger der gesichtslosen Allgemeinheit, von dem der Theaterschriftsteller Wilhelm Stücklen die ausgefallene Geschichte erzählt, daß er eines Tages in einer Helena jedes Weib gesehen habe. So wenig eigenartig war sie und doch so lockend, daß er sie als das Urbild der Frau, als erdentwachsenes Naturwesen ohne besondere Kennzeichen, als typische Verführerin alles Mannsvolkes nicht wieder aus dem Gedächtnis verlor. Diesem unbekannten Idol zuliebe baut T. T. Purpus seinen Bazar zu einem unwiderstehlichen Paradies der Damen aus, in welchem jede Zehnte und endlich einmal, damit das Stück beginne, Hulle Overmweg ihren Sündenfall tut. Sie wird mit der Diebesbeute zum Chef geführt, und das Unheil nimmt seinen schnellen Lauf. Purpus hat acht Jahre geschmachtet und will jetzt was Guts in Ruhe oder Unruhe schmausen. Um den Gegenstand seiner unverminderten Leidenschaft nahe zu haben, zieht er den „Bräutigam" Orge Urbeis in sein Privatkontor; und um das Pärchen zu entzweien, gibt er diesem Gehilfen Gelegenheit zu beträchtlichen Unterschlagungen. Wenn er ihn dafür ins Gefängnis bringt, dann werde, so hofft er, das Fräulein Witwe sich zu ihm neigen. Aber ach, ihr ist der arme Betrüger mit dem vertrauenerweckenden Bizeps lieber als der betrogene Millionär; wovon dieser Hysteriker so überrascht ist, wie wir gern wären. In einer Ekstase der Verzweiflung, im Rausch der neu aufflammenden Liebe zu der langhaarigen Gesamtheit verschleudert Purpus die Lager seines Warenhauses an die Einwohnerinnen, unter die das Luder sich mischt, um dem kranken Manne zu sagen, daß sie nun bald ihren Orge heiraten und im Schutze der Legitimität dem alten Verehrer voll und ganz zur Verfügung stehn werde. Statt zuzugreifen, wird dieser vor Ekel wahnsinnig oder vom Schlage getroffen; und ein Stück ist aus, das durch die Inhaltsangabe eigentlich kritisiert ist. Stücklen schadet derselbe Irrtum wie Lauckner. Käuze, Sonderlinge, Narrenspieler des Lebens wollen mit heitern Augen gesehen sein. Eine ernste Betrachtung vertragen nur Menschenkinder, denen sich irgendwie jeder von uns verwandt fühlt. Stücklen mißbraucht die Ergiebigkeit eines Komödien-Milieus, indem er einen traurig endenden Vorgang hineinbaut; und die Folge ist, daß man lacht, wofern man nicht wieder pfeift. An diesem Dramatiker zerren vorläufig drei Berufsgenossen herum. Er möchte wie Wedekind Tragik und Ulkigkeit aufeinanderknallen lassen; er sieht in Bernard Shaws Dialog ein exotisch schillerndes Vorbild; und halb oder zu einem Drittel zieht ihn der ewige Sudermann, dessen Heinickes diesen Orge und seine Hulle auf einem „Familientag Derer von" freudig als echtbürtige Sprossen begrüßen würden. Stücklen weiß wahrscheinlich garnicht, wie groß für ihn die Gefahr ist, an Sudermann ganz hinzusinken. Ihn schrecke ein Bild auf die Hulle der Königgrätzer Straße: Erika Glaeßner. Möglich, daß da ein Talent zugrundegegangen ist; aber zugrundegegangen ist es. Dieses Fräulein hat die Straße nach Steinaych in den Abgrund des Kinos geführt. Ihr Autor findet in seinem hellen Drange auf den rechten Weg vielleicht noch zurück.

Das andre ‚Narrenspiel des Lebens' trägt der Einfachheit halber gleich diesen Titel. Wer von der Straßenbahn halberfroren zum zweiten Akt in die Kammerspiele gespieen wird, dem wächst mit jedem Akt die Erbitterung, daß sie nicht noch ein paar Streckenstörungen mehr gehabt hat; und die Entschlossenheit, am Ende des Winters zu Viehzucht und Ackerbau überzutreten. Aber haben unsre Musageten nicht recht? Als der Krieg kam, befürchteten sie die Pleite — und scheffelten; als der Krieg schloß, befürchteten sie die Pleite — und scheffeln. Ob Ludendorff, ob Liebknecht, ob Lüttwitz regiert: dem Berliner in seiner Unverwüstlichkeit ist der Theaterbesuch durch nichts zu verleiden. Da wärs doch wohl törichte Kraftverschwendung, sich irgendwie für ihn anzustrengen. Rezept: Man nehme ein Stück, bei dems für den Dramaturgen genügt, den Namen des Autors zu lesen. Im Ernst: daß ein Mitglied der Direktion dieses Schauspiel weiter gelesen hat als bis zu dem Autornamen Karl Schönherr — davon muß mir das Gegenteil bewiesen werden, auf daß ich es glaube. Ein berühmter Medizinmann — Hagestolz, Knicker und Menschenverächter — langweilt fünf grisegraue Akte hindurch die Leute auf wie vor der Bühne und sich zu Tode, den er sich, leider nicht früh genug, durch Blausäure selber bereitet. Ueberschrift: Der Z'widerwurzen. Daß der große Kliniker Liebe weder empfängt noch geben kann, wird auf harte Jugend und harten Beruf zurückgeführt. Also derart gräßliche Folgen hat eine Jugend, die von glorreichem Mannesalter „im Dienste der Menschheit" überwunden ist, hat der einzige Beruf, der sich rühmen darf, so ziemlich alle Erdenbewohner zu bedürftigen Frequentanten zu haben: man wird von sibirischer Kälte hingerafft. Und so wäre Schönherr der Dritte im Bunde der Lauckner und Stücklen zu nennen, als jemand, der mit einem erklügelten Fall an unser Herz zu greifen versucht, anstatt uns darüber lachen zu machen — wenn er in sich, wie diese Beiden, so was wie eine Dichterader, und seis eine noch so dünne, hätte. Aber er war im ‚Weibsteufel' und in ‚Glaube und Heimat' Kulissenreißer und ist hier nichts weiter als ein Arzt. Das Parfum dieses Stückes ist Karbol. Immerzu werden Sprechstunden abgehalten, und nachdem die Patienten entlassen sind, kommen entweder sie oder ihre Angehörigen schreiend und schimpfend wieder hereingelaufen, und nachdem auch Das überstanden ist, erscheinen unserm Chirurgen die Opfer seines Messers als unsichtbare Gespenster. Unsre Wißbegierde erfährt, wie ein Magen umständlich ausgepumpt, oder wie an Blutvergiftung gequält und quälend gestorben wird; und so falsch es wäre, dergleichen von der künstlerischen Behandlung ausgeschlossen wissen zu wollen, so sehr geht es dort auf die Nerven, wo nicht nur die künstlerische Behandlung fehlt, sondern auch die Seelenbeschaffenheit, die mit diesem Aufwand erklärt werden soll, unerklärt und von Anfang bis zu Ende gleichgültig bleibt. Ab und zu wird die Fachtrockenheit in eine Brühe von familiärer oder erotischer Sentimentalität getunkt. Aber auch dadurch verbessert sich nicht das Ergebnis der kritischen Diagnose, daß Karl Schönherr, der allenfalls ein Besitz des gröbsten Ervolkstheaters war, heute nicht einmal Das mehr ist. Wär' einem nicht die bildhaft herbe Gestaltung Paul Wegeners nahegegangen: es hätte einen Skandal gegeben.

Spartacus in Moabit von Kaspar Hauser

Sieh da: Justitia!
Voll mit Paragraphen
behängt, so steht wie ehedem sie da.
Sie hat natürlich alles ganz verschlafen
und weiß nicht, was im Lande jetzt geschah.
„Was ist denn uns“, so spricht ein weiser Richter,
„die Politik und die Revolution!
Die Kerle sind Banditen und Gelichter,
Paßt auf, und wir besorgens ihnen schon!“

Ihr weisen und gerechten Richter fauchtet
auf die Empörer — nach mißlungener Tat.
Das Wahlrecht aber, das Ihr eben brauchtet,
verdanktet Ihr dem gleichen Hochverrat.
Justitia, Trauerweib, du hast geschlafen,
wie stets, wenn wir vom Fleck gekommen sind.
Wir pfeifen auf den Spruch und auf die Strafen!
Reiß deine Binde ab! Du bist ja blind!

Du armes Hascherl kannst nicht unterscheiden,
wer Räuber war und wer Idealist —
Du knobelst ernst und straffst gleich hart die beiden,
weil du zu faul zum Präzisieren bist.
„Noch gilt das Recht! Sie müssen eben hangen!“
Geschichte gilt — und nicht dein Tintenquark.
Willst du dir wegen Ruhestörung langen
die junge Mannschaft da von Langemark?

Das sei was andres?
Ei, denkst du der Zeiten,
wo du die Adelsfrau im Schwesternkleid,
die stahl, wo du des Schutzmanns Grausamkeiten
fein legtest still bei Seiten —
sie wüßten nichts von der Rechtswidrigkeit?
Straf du die Lumpe bei den Spartacisten.
Steck die ins Zuchthaus, die beim Kampf geklaut.
Vergreif dich nicht an den Idealisten!
Wir kennen deine Paragraphenkisten!
Nimm dich in Acht, du alte, falsche Haut!

Essen von Alfons Goldschmidt

Wie war es in Essen, wie war es im Rheinisch-Westfälischen Bergrevier? War dort brutale Unvernunft, Blutsäufergier, Tendenzzersplitterung, Lohneinseitigkeit, Schuldeinseitigkeit? Wie war es in Essen? Das ist eine ungeheuer wichtige Frage. Denn Essen ist das schwarze Herz des Reviers, und das Revier ist das Herz der deutschen Wirtschaft. Ohne das Revier keine Wirtschaftsregelung, kein Wirtschaftsgang, ohne das Revier keine Regierung. Das Revier ist das mächtigste Gebiet Deutschlands. Hier ist der Einschalter der Wirtschaft, hier sind die kompakten Massen der Arbeiter, hier ist von jeher die stärkste Solidarität gewesen. Wie also war es in Essen? Der Landrichter Ruben in Essen, den das Arbeitervertrauen zum Volkskommissar

für Vorbereitung der Bergwerkssozialisierung berief, hat mir eine Tatsachendenkschrift übergeben. Es ist das ein ruhiges Dokument, ein Objektivitäts-Dokument, aber es peitscht das Blut auf. Denn es beweist, wie es in Essen gewesen ist. Und wenn man weiß, wie es in Essen war, so hält man nur mit Mühe die Wut zurück. Nicht Wut über Essen, sondern Wut über Berlin. Wut über das, was sich provisorisches Hirn genannt hat, und was wahrhaftig kein Hirn gewesen ist. Es war eine andre Masse, Hirn war es nicht.

Die Denkschrift beweist:

Die Lohnbewegung im Rheinisch-Westfälischen Bergrevier ging nicht von den Arbeitern aus. „Die Kohlenpreise stiegen rapide. Das Syndikat setzte bei den starken Einflüssen, die ihm zu Gebote standen, die erhebliche Kohlenpreiserhöhung zum ersten Januar 1919 durch. Diese einseitige Wirtschaftspolitik des Unternehmertums forderte immer neue Lohnforderungen der Bergarbeiter heraus." Wo also war das Agens, wo war die Initiative, auf welcher Seite fing es an? Dann kamen die wilden Streiks, das Hochtreiben der Lohnwünsche, die Einzelstöße der Belegschaften. Aber es waren keineswegs Mutwilligkeiten, Uebermütigkeiten, Zerstörungswütigkeiten. „Selbst die Essener Arbeiterzeitung konnte diese wilden Streiks nicht ganz für unberechtigt erklären, weil sie trotz den getroffenen Abmachungen noch Löhne von 8 bis 9 Mark für unterirdisch beschäftigte erwachsene Arbeiter feststellte und eine Lohnspannung bei den Hauerlöhnen von 6 bis 8 Mark. Bei den Schichten des Mülheimer Bergwerksvereins blieben die Löhne der eigentlichen Bergarbeiter um 59 Pfennige pro Tag hinter dem zurück, was nach den Vereinbarungen mit der Gewerkschaft bezahlt werden mußte. Auf Zeche Amalie mutete man den Bergleuten das Befahren einer Sonderschicht zu, ohne den mit den Gewerkschaften vereinbarten Zuschlag von 25 % zu zahlen. Besondere Erbitterung erregte aber die Verhandlungsart der Zechen. Diese versteiften sich vielfach auf den Buchstaben des Gesetzes, wonach die alten Hilfsdienstausschüsse noch in Kraft seien, und verweigerten Verhandlungen mit den neugewählten Kommissionen." Also: enorme Kohlenpreissteigerung einerseits und andrerseits Lohnschäbigkeiten und Verhandlungsrückständigkeiten. Mit einem Wort: Unternehmer-Sabotage, der die Arbeiter und Revolutionsorgane eine außerordentliche Friedenszähigkeit entgegensetzten. Ich kann leider hier nicht alle Einzelheiten wiedergeben. Ich kann nicht im Detail von einer Reichszuschußunglaublichkeit der Bergherren, von der Bevölkerungserbitterung und von dem Gerechtigkeitsgefühl der Meisten sprechen. Es war klar, „daß dem Verlangen der Arbeiter nach größerm Einfluß auch in wirtschaftlicher Hinsicht entsprochen werden müsse". Der Sozialisierungscharakter der Bewegung trat deutlich hervor.

Am zehnten Januar wurde der Generalstreik für das Ruhrkohlenrevier proklamiert. Die Situation war außerordentlich kritisch. Man glaubte nicht an einen echten Sozialisierungswillen der Regierung. „Es bestand die Ueberzeugung, daß ein sofortiges Nachgeben im Sinne der Sozialisierung die ganze bisherige Taktik der Regierung über den Haufen geworfen hätte und ihr daher nicht einmal bei gerechter Würdigung der Verhältnisse zugemutet werden konnte. So beschloß der Essener Arbeiter- und Soldatenrat am neunten Januar eigenmächtig die sofortige Inangriffnahme der Sozialisierung des Rheinisch-Westfälischen

Bergbaus zu proklamieren. Als äußeres Zeichen dachte man an eine Besetzung des Kohlensyndikats und des Bergbaulichen Vereins, die in der Arbeiterschaft als das Symbol des Unternehmertums aufgefaßt wurden." Es war notwendig, dringend notwendig, selbstverständlich, logisch, sozialistisch, die Sozialisierung zu sichern. Das mußte die Reichsregierung, die sich eine sozialistische Regierung nannte, wissen. Es ging nicht anders, Kontrollrechte mußten bewilligt werden. Die Regierung kämpfte damals in Berlin gegen Spartacus, aber sie kämpfte auch gegen den sozialistischen Instinkt der Arbeiterschaft, gegen die Konsequenz des kapitalistischen Systems. „Eine dringende Aufforderung an die Reichsregierung wurde von dem Volksbeauftragten Wissel dahin beantwortet, daß die Reichsregierung zur Zeit außerstande sei, einen Vertreter zu entsenden." Außerstande sei, einen Vertreter in das schwarze Herz der deutschen Volkswirtschaft zu entsenden, in die Kraft- und Lichtzentrale.

Also erst Lohnschäbigkeiten und Verhandlungsrückständigkeiten und dann Sozialisierungspassivität oder gar Sozialisierungsfeindschaft. Die Gärung schwoll zum Sturm. Aber die Führer der Essener Bewegung verloren den Mut nicht. Sie brachten eine Einigung der drei sozialistischen Gruppen zustande, sie milderten die Gewaltgefahr in eine sozialistische Aktion, in eine Sozialisierungsaktion um. Es gelang, die „Bergarbeiterschaft durch die Idee der Sozialisierung von Gewalttätigkeiten abzuhalten". Zum Volkskommissar für die Sozialisierungssicherung wurde der Landrichter Ruben ernannt, je ein Beigeordneter der drei sozialistischen Parteien stand ihm zur Seite. Die Sabotage eines wichtigen Schachtes wurde verhindert. „Bemerkenswert ist, daß hierbei die Vertreter der Spartacus-Gruppe, die den größten Einfluß auf die Belegschaft von Schacht Gustav hatte, sich öffentlich zur Anwendung jeder Gewaltmaßregel verpflichteten, falls die Gas- und Elektrizitätsversorgung nicht wenigstens sicher gestellt wurde." War das nicht Einigung? War es nicht Sozialisierungsfriedfertigkeit, wenn sogar diese Gruppe sich mit allen Mitteln dafür einsetzen wollte, daß die Kraft- und Licht-Versorgung des Reviers nicht gefährdet wurde.

Die Lohnbewegung war eine sozialistische Bewegung geworden. Die Arbeiter, die Arbeiter- und Soldatenräte, die Vertreter der Angestellten- und Arbeiterverbände des Reviers sahen die Sozialisierungsnotwendigkeit ein und verpflichteten sich darauf. Das Volkskommissariat wurde erweitert, eine Räte-Wahl-Ordnung wurde aufgestellt und genehmigt, und es war alles auf den Arbeitsfrieden hin geeinigt. „Der Erfolg der ergriffenen Maßregeln war selbst für die stärksten Optimisten überraschend. Binnen wenigen Tagen nahmen die gesamten Belegschaften auf allen Zechen des Ruhrreviers die Arbeit wieder auf. Wo noch Unklarheiten und Differenzen bestanden, griffen der Volkskommissar und die neuen Beigeordneten sofort aufklärend ein. Damit war die gewaltige Gefahr von dem gesamten deutschen Wirtschaftsleben abgewendet. Die Arbeiterschaft nahm ohne Bewilligung der zum Teil gewaltigen Lohnforderungen die Arbeit auf. Die Revolution hatte aufgehört, eine bloße Lohnbewegung zu sein. Sie war damit in den Weg einer wirklich sozialistischen Umwälzung eingetreten." Was wollte man noch mehr? Einigung, Arbeitswiederaufnahme, Förderungsgarantie, Weckung des Verantwortungsgefühls, Beseitigung der Verhandlungsrückständigkeiten.

Nun aber kam die Reichsregierung, die bis dahin „außerstande" gewesen war, einen Vertreter zu entsenden. Das heißt: nicht sie kam, sondern Essener Vertreter fuhren nach Berlin. Sie baten um Legalisierung des Erreichten. Es wurden Reichsbevollmächtigte ernannt, die lokale Bewegung wurde zur Reichsangelegenheit. Selbstverständlich verfuhr man von oben nicht mit Zartsinn, mit Knospenpflegesinn, mit Erkenntnisreife und mit Klugheit, sondern souveränisierend, klauselnd, sozialisierungsabschwächend, rätevertuschend. Das System wurde zwar anerkannt, aber es kommt auf die Anerkennungsart und auf die Exekutive an. Inzwischen hatten die Zechenherren wieder Mut bekommen, die Beruhigung war wieder gefährdet. „Insbesondere war das Verhalten des Zechenverbandes und des Bergbaulichen Vereins aufs Äußerste zu bedauern. Er versuchte die Öffentlichkeit durch Nachrichten über angebliche wilde Sozialisierungsversuche und dadurch erfolgte vollständige Unordnung im Ruhrkohlenrevier zu beunruhigen und die gesamte in vollständig ruhigen Bahnen verlaufende Bewegung zu diskreditieren." Selbstverständlich verbreitete die Presse den Schwindel.

Anstatt eine klare Sozialisierungsanerkennung zu praktizieren, ging die Regierung mit Besetzungsverärgerungen und dummen Wahlbürokratismen vor. Und wieder zeigten die Arbeitervertreter sich friedensüberlegen. Die Essener Maßregeln wurden in die Reichsverordnung derart eingearbeitet, daß das Räte-System die Grundlage der Sozialisierung blieb. Eine entsprechende Resolution wurde gefaßt. „Auf dem Boden des in dieser Resolution aufgestellten Aktionsprogramms glauben alle drei sozialistischen Parteien gemeinsam arbeiten zu können." Und wieder gab es Verärgerungen von oben, passiven Widerstand von oben, Einsichtslosigkeiten, deplacierte Souveränitäten. „Insbesondere hat man allgemein zu dem Reichskohlenkommissar und seinen Kontrollinstanzen kein Vertrauen. Wird nicht auf Vertrauen gesehen, wird nicht um Vertrauen geworben, so ist Schlimmes möglich. Ein zweites Mal läßt sich nicht wiederholen, was in Essen geschehen ist. Keine Regierung der Welt wird noch ein zweites Mal imstande sein, die Bergarbeiterschaft zur Besonnenheit und Arbeit zu zwingen. Militärische Gewalt ist für Jeden, der den Bezirk persönlich kennt, sinnlos. Außerdem kann die militärische Gewalt nie die Kohlenförderung erzwingen. Sie kann Aufstände gewaltsam niederschlagen, aber inzwischen ersaufen die Gruben."

Demnach: die alten Unternehmerunmöglichkeiten, die kapitalistischen Preisbrutalitäten, die die Lohnforderungen weckten. Die wundervolle Einigungsarbeit aller sozialistischen Gruppen und die Einigung. Die sozialistische Einigung mit einem prachtvollen System. Die Fördersicherung, die Sozialisierungsberuhigung, das Glück der Verantwortung. Die Glückstrübung durch die Souveränitätsdummheiten, durch die Personalverärgerungen. Und jetzt wieder das Lügen, das Beschuldigen, die freche Gerüchtswirtschaft unter dem Beistand der Presse. Was soll man dazu sagen? Nicht nur der Sozialist, jeder Bürgerliche mit Wärme, mit Logik, mit Herz für die Allgemeinheit muß dringend zur Pflege des Selbstgeschaffenen raten. Es geht nicht anders, es geht nicht mit dem überheblichen Zentralismus, es geht nur mit der Anerkennung der Selbständigkeit und der opfervollen Verantwortung. Die Wut kommt einem, wenn man diese Bajonettdummheiten gegen die aufkeimende Liebe sieht.

Antworten

Fritz R. Sie knüpfen an die Geschichte an, die in Nummer 1 Johannes Fischart von Wilhelm dem Zweiten und dessen devotestem Hahnke erzählt hat, und erzählen nun Ihrerseits: „Die Hahnkes! Die Hahnkes waren immer zweites Mehl, aber es war doch ein Hahnke, der seinerzeit, im Juli 1897, vor Bergen, als ein von oben kommendes Rauchsegel Seiner Majestät einen Bluterguß schlug, die Wache auf der ‚Hohenzollern' hatte und eine kaiserliche Ohrfeige mit einer preußischen erwiderte. Und in unergründlicher Dummenjungenhaftigkeit Landurlaub nahm und ein paar Stunden drauf mit seinem Rad in einem Wasserfall für immer verschwand. Nun, weshalb hat dieses gottverfluchte Bürgertum, das sich jetzt gar so souverän gebärden möchte, nie solche Ohrfeigen ausgeteilt? Weshalb? Weshalb? Weshalb war es nur jenes Karlchen Brandenstein, das bei einer Tagung des Johanniterordens auf der Sonnenburg (im Jahre 1901) die kaiserliche Aufforderung zum Handkuß mit der Aufforderung Götzens von Berlichingen erwiderte? (Was ihn, nebenbei gesagt, nicht hinderte, Oberpräsident von Hannover zu werden.) Ja, zum Teufel, wo hat Ihre norddeutsche Bourgeoisie je dergleichen getan? Nun ja, Ihre Bourgeoisie ist das weiß Gott nicht. Aber ich möchte nicht verschweigen, daß ich mich vor diesen Neurepublikanern übergebe . . ." Wir auch, mein Bester, wir auch, und zwar mindestens eben so ausgiebig und so oft. Traurig genug, daß gegen den kleinen Caligula von der Panke nur diejenigen Deutschen aufzutreten wagten, die sich für ihr Teil das Selbe einbildeten wie er, aber in noch stärkerm Maße, voll des Hochgefühls: Diese Hohenzollern sind ja eine ganz junge Familie! Von den Bürgern hätte es keiner gewagt. Wagt es denn heute einer? Es fehlt ihnen seit dem neunten November überall was. Es ist ihnen ganz und gar nicht wohl. Am siebenundzwanzigsten Januar wars wie ein Fußballmatch ohne Ball. Wie lange soll das so weitergehn? Ich wüßte wirklich gern, welche der kleinen Republiken zuerst ihren Herzog zurückholen wird. Denn es ist doch zu schön, emporzublicken.

Thüringer Schauspieler. In Ihrer Stadt hat der Magistrat aus dem Ueberschuß „seines" Theaters — der betrug siebzigtausend Mark und legt mir die Frage nahe, warum und auf wessen Kosten er überhaupt gemacht wurde — also für den Ueberschuß hat man Müllwagen angeschafft. Dazu habt ihr ein Jahr getingelt und euch gequält, damit der städtische Müll weggekarrt werden könne? Wartet: zu euerm Glück wird nächstens nach dem neuen Gemeindewahlrecht gewählt. Dieses wird die Herrschaften, die den Schauspieler schlecht bezahlen und mit ihm Ueberschüsse erzielen, auf die neu angeschafften Müllwagen laden, und ihr dürft sie dann draußen vor den Toren der Stadt in deren Rieselfelder verstauen. Mich aber freut, den Botokuden von Theaterleuten, die immer stöhnen, daß ich mich neuerdings zu wenig um ihre Sachen kümmere, einmal an einem Beispiel zu zeigen, wie eng der Zusammenhang zwischen ihrem Gewerbe und der geschmähten Politik ist. Es hilft ja doch nichts: sie geht Jeden an. Sogar Schauspieler.

Verlag Wilhelm Borngräber. Du schreibst mir: „Wir wollen eine Zeitschrift für den gebildeten und kultivierten Herrn gründen, mit dem Sie sicherlich abstoßenden Titel ‚Der Junggeselle'. Es sollen hauptsächlich Geschmacksfragen, Kultur, das Buch, Theater, alles, was den ge-

bildeten Herrn interessiert, gebracht werden. Ich nehme an, daß Sie noch so manches, außer was Sie in Ihrer ‚Weltliteratur', deren eifrigster Leser ich wohl bin, erscheinen lassen, zu sagen haben. Ich erwarte möglichst baldige Antwort und hoffe, daß ich auf ein bestimmtes Ja rechnen darf. Nehmen Sie mir die Belästigung nicht übel, wenn ich Sie auch noch darum bitte, mir auch noch die Adresse des Herrn Karl Kraus mitzuteilen." Da ist eine kleine Verwechslung vorgekommen. Ich heiße nicht Jacobsohn, sondern das Gegenteil; meine Zeitschrift ist nicht ‚Weltliteratur', sondern ‚Bühne und Welt'; mein Mann ist Waschfrau und ich bin Soldat; und die Adresse des Herrn Karl Kraus ersehn Sie aus seiner ‚Fackel', Monatsschrift für Beleuchtungsinteressenten. Von ihm werden Sie möglichst bald auf ein bestimmtes Ja rechnen dürfen.

E. P. Es ist ein liebes Büchlein erschienen, betitelt: ‚Die Schuld am Weltkrieg von Generalleutnant Keim'. Ist es nicht hübsch, daß wenigstens Einer seine Schuld eingesteht?

Germania. Du hast den mächtigen Kummer mit der guten alten ‚Büchse der Pandora' und schreist — na, nach dem Zensor zu schreien, getraust du dich doch noch nicht, also schreist du wenigstens nach den Freunden des Volkes gegen den Mißbrauch der neuen Zensurfreiheit. Geniere dich nicht, sondern sehne offen die schöne Vergangenheit herbei, wo irgendein Polizeirat einer Millionenstadt vorschrieb, worüber sie lachen und nicht lachen dürfe. Sage ehrlich, ‚Germania' und Germania, wie entsetzlich dir der Wandel der Zeiten ist. „In welcher Pestatmosphäre muß der Zuschauer atmen!" heulst du auf über einen Autor, der zu der Wollust den Teufel hinzugemalt hat. Ich habe nicht gehört, daß dir ähnliche Laute entquollen sind über die letzte Vorstadtherrlichkeit Hermann Sudermanns, der allerdings den Teufel wegläßt und es nur auf den Kitzel von Schiebern und ihrer Weiblichkeit abgesehen hat. Sieh, uns paßt an dir und deinen Freunden wahrhaftig vielerlei ganz und gar nicht, an euren Verdummungsversuchen in Politik und Kunst, an eurer Abrichterei unschuldiger Kinder zu vertrackten metaphysisch-politischen Systemen, wofür Ihr die Ueberschrift: „Religion in der Familie" erfunden habt — kurz: unsre Arbeit wird ununterbrochen gestört und durchkreuzt von eurer, und täglich ein paar Mal entringt sich unsereinem der Seufzer des alten Goethe: „Daß man geplagt ist mit kleinen Geschäften, ist einmal Schicksal. In der Jugend traut man sich zu, daß man den Menschen Paläste bauen könne, und wenns um und an kommt, so hat man alle Hände voll zu tun, nur ihren Mist beiseite zu bringen. Es gehört immer viel Resignation zu diesem eklen Geschäft, indessen muß es auch sein." Sieh, das Geschäft würde leichter, wenn wir uns einen Zensor gegen euch hielten, wie ihr ihn insgeheim bereits wieder gegen uns fordert. Aber wir für unser Teil wollen die Gesinnungen ohne Gewalt beeinflussen. Verständlich, daß du das nicht willst. Du ahnst, daß es schief gehen würde, und mußt deshalb inständigst die Kandare wünschen. Immerhin geben wir zu, daß du, ‚Germania', deine Namensbase Germania wahrscheinlich besser kennst als wir, daß sie mit ihrer Freiheit nicht viel zu beginnen wissen, und daß der Traum, ach, wie balde, zu Ende geträumt sein wird.

Gustav F. Unser Freund, der Verlagsdirektor schreibt: „Auch der von mir in Deutschland vertretenen Richtung liegt selbstverständlich jede Art von Anbiederei fern." Und da fragen Sie nun erschrocken,

ob denn solche Unverfrorenheit wahr und wahrhaftig möglich sei. Sie ist möglich, weil nicht ein einziger Zeitungsleser etwas von dem hat, was man bei andern Menschen Gedächtnis nennt. Nachdem der Verlagsdirektor vier Jahre lang seine Zeitung bei den Alldeutschen und sich selbst bei den Militärbehörden, die ihn, k. v., wie er war, von Viertel- zu Vierteljahr reklamieren mußten, auf jede Art angebiedert hat („U-Boote heraus!" und „Ran an den Feind!") — danach wagt er heute, von einer verbindenden Arbeit und gegenseitiger Achtung zu sprechen. Nun, jede Richtung hat den Vertreter, und jede Abonnentin den Bernhard, den sie verdient.

K. F. Am Geburtstag des Kaisers sprach Hindenburg: „Gott segne ihn und verleihe ihm Kraft, das Schwere zu tragen, das sein unerforschlicher Wille ihm auferlegt hat." „Sein unerforschlicher Wille" druckt die erste Künderin dieses freudigen Familienereignisses, die B. Z., der ich nicht zutraue, daß sie einen so ungewöhnlich hübschen Druckfehler absichtlich macht, und alle Zeitungen, die ich außerdem sah, und denen das bißchen Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung womöglich noch weniger zuzutrauen ist, drucken es stumpfsinnig nach. Als Goethe behauptete, daß in den Zeitungen „alles Offizielle geschraubt, das Uebrige platt" sei, war er erstaunlich milde oder urteilte über leidlich anständiges Material. Heute besteht die Zeitung aus Stumpfsinn und Druckfehlern in einem ungeahnt vielfältigen und umfassenden Sinne.

Neugieriger. Sie fragen, welches Wappentier denn nun anstatt des Reichsadlers für die neuen Deutschen am passendsten sei. Nach meiner unmaßgeblichen Meinung: der Vogel Strauß.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die Weimarer von Ludwig Jurisch

Kostümfest im Hoftheater zu Weimar. Die Hauskapelle spielt muntere Potpourris. Im bunten Gemenge drängen Ritter und Mönche, Bratenröcke und Ballonmützen an einander vorbei. Schöne Maske, ich kenne dich! Und die Larve verschiebt sich ein wenig, und — ei der Tausend, ist das nicht der Herr Stresemann? Und hier taucht ja auch der Herr von Payer (Exzellenz) auf, und dort der Herr Groener (Exzellenz), und ein leibhaftiger Chef des Zivilkabinetts weiland Wilhelms des Zweiten, Herr von Delbrück (Exzellenz), läßt sich vernehmen, und die schulmeisterliche Salbung Doktor Davids (fast Exzellenz) ertönt; es ist überhaupt fast alles so, wie es vorgestern in dem hohen Hause am Königsplatz war, ehe die Kotstiefel neugebackener Soldatenräte die Marmorstufen des Wallot-Baus entweihten, grade geht die Musik aus der Arbeiter-Marseillaise diskret in das Schwertgeklirr- und Wogenprall-Lied über, und wir stehen und reiben uns die Augen, ob wir den neunten November etwa nur geträumt haben.

Wirklich und wahrhaftig: es ist niederziehend! Mit dem Parlamentarismus ist eine große Menge Kretinismus ja untrennbar verbunden, denn bei jeder Ansammlung von Menschen, die den Beruf haben, sich dauernd höchst feierlich zu gebärden, ist von dem Wichtignehmen zum Wichtigmachen nur ein kleiner Schritt. Aber daß die alten, abgeklapperten Namen, die gestrigen, abgebrauchten Männer einzig und allein auf der Oberfläche schwämmen, hätte auch ein verbissener Nörgler in galliger Stunde kaum vorauszusehen gewagt. Um auf gut Glück ein paar Vertreter herauszugreifen: die bürgerliche und unsertwegen auch die politische Reputation der Scheidemann, David und Naumann zugegeben, Dummköpfe sind sie nicht, Schurken auch nicht, und sie haben die Welt während des Krieges halt von ihrem Standpunkt mit ihren Augen angeschaut. Aber der Eine galt nun einmal vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne als das Urbild des kaiserlichen Sozialisten, der Zweite betrieb in Wort und Schrift die Verteidigung von Deutschlands Rolle bei Kriegsbeginn gewerbsmäßig, und der Dritte hatte die südosteuropäischen Appetite des deutschen Imperialismus kulturell und demokratisch zu verzuckern. Nun will die Welt da draußen an die innere Wandlung Deutschlands nicht so recht glauben, solange sie nach einer angeblich grundstürzenden Revolution die Generale und Admirale, Staatssekretäre und Minister, Regierungspräsidenten und Geheimräte des alten Regimes unbehindert weiter in Amt und Würden sieht, und es heißt wahrhaftig nicht die Andern in eine Schule des Vertrauens schicken, wenn auch die parlamen-

tarischen Wortführer des Krieges ganz im Vordergrunde der Bühne weiter agieren, als schrieben wir noch 1914 oder 1915. Die Frankfurter Zeitung gehört gewiß nicht zu den von des Zukunftssturmes Drang am weitesten getragenen Blättern, und doch klagt auch sie: „Und statt der neuen Männer, nach denen die Nation wahrhaft heißhungrig sich sehnt, hören wir nur wieder die alten, abgebrauchten Namen: Kaum einer ist auf der ganzen Liste, der der Phantasie, der Hoffnung noch irgendetwas zu bieten vermöchte!" Vermessene Ansprüche! Deutsche Staatsmänner sind doch keine lyrischen Dichter, daß sie der Phantasie Nahrung gäben. Aber Gediegenheit, Hausbackenheit und handwerkliche Fertigkeit ist von ihnen zu erwarten, und dazu der dem Deutschen angeborene Sinn für Schema F, Schublade links, zweites Fach von oben — so war es gestern, so ist es heute, und so wird es leider auch noch morgen sein.

Kein Wunder, daß trotz dem vielgepriesenen Maienblumenflor an Rednertribüne und Regierungstisch kein Pfingstbrausen durch diese Versammlung stürmt. Kein Mirabeau, kein Desmoulins, kein Danton, aber auch keine Gironde, an deren Himmel die großen Donner der politischen Leidenschaft hinrollen, und keine Montagne, aus der das schwefelgelbe Geleucht revolutionären Grimmes aufflammt, sondern Plattland, soweit der Blick nur schweift. Keine göttliche Dämonie, keine edle Zuchtlosigkeit, kein titanischer Wille, den Pelion auf den Ossa zu türmen; sondern brave und biedere Bürgerlichkeit rundum. Da verfängt auch nicht das Wort aus dem ‚Achtzehnten Brumaire' von der sich selbst kritisierenden, nüchternen und sachlichen proletarischen Revolution im Gegensatz zu der bürgerlichen Revolution, in der die Ekstase der Geist jedes Tages ist. Denn was ist noch Revolution und was noch proletarisch an dieser versandeten Bewegung! Zwar ist das Bestreben der Nationalversammlung, Nötiges unter Dach und Fach zu bringen, am Platze. Denn wir haben fremdes Heeresvolk auf deutschem Boden und brauchen den Frieden heute eher denn morgen. Die neue Verfassung darum und die Reichspräsidentschaft Eberts? Nu ja ja! Nu nä nä! Aber im entscheidenden Punkt, vor ihr: Hic Rhodus, hic salta! gestellt, hatte die Nationalversammlung, ganz wie der selige Reichstag, kalte Füße und konnte nicht tanzen. Indem es das Wort und die Sache: ‚Geheimvertrag' aus dem Lexikon der überall verrufenen deutschen Diplomatie strich, konnte das erste republikanische Parlament Deutschlands den Grundsatz einer neuen Zeit wie eine leuchtende Monstranz vor den Völkern der ganzen Welt emporheben. Welch eine Losung für Pazifisten und Anti-Imperialisten landauf und landab und Alle, die es gut mit uns meinen: die deutsche Demokratie verwirft ein für alle Male die überlebten Praktiken der Geheimverträge; die deutsche Republik unterschreibt grundsätzlich nur

Verträge, wenn jedes Wort klar vor Augen steht! Aber die Nationalversammlung verpaßte diese erste Gelegenheit, den neuen Geist in einer Tat lebendig werden zu lassen, schmählich, und was das Uebelste ist, nicht aus bösem Willen, nicht aus Neigung zu den liederlichen Gepflogenheiten der Geheimdiplomatie, nicht weil sie im Grunde gegen die Abschaffung der Geheimdiplomatie wäre, sondern aus törichter Paragraphen-Aengstlichkeit, aus blöden Kompetenzbedenken und spitzfindiger Tüftelei, weil sonst . . ., und es könnte doch . . ., und wenn jener Fall . . .! Zum Haarausraufen ist es mit diesen unheilbaren Spießbürgern, die in ihren Adern keinen Tropfen revolutionären Feuers haben, und denen sich nicht über der Fülle innerer Gesichte der Sinn für das historisch Notwendige enthüllt — Schema F, Schublade links, zweites Fach von oben!

Unweit von Weimar liegt Gotha. Nach Gotha rettete sich im Sommer 1849 der Abhub der ersten deutschen revolutionären Nationalversammlung, die Phrasengießkannen der Erbkaiserpartei Gagerns, und krempelte sich hier wohlgemut aus glühenden Anhängern der Reichsverfassung zu freiwilligen Helfershelfern der borussischen Reaktion um. Jahr und Tag danach war auf allen deutschen Gassen der Name Gothaer ein Spottwort für spießbürgerliche Beschränktheit und politische Gesinnungslosigkeit. Wenn nur ein gütiges Geschick Deutschland davor bewahrt, daß aus dem Jahre 1919 der Name Weimarer mit derselben fatalen Nebenbedeutung in die Geschichte eingeht!

Nationalversammlung von Olf

Die Sicherheit in der Auswahl falscher Leute für die Regierungsposten sucht ihresgleichen. Ich sprach sogar einen garnicht radikalen süddeutschen Demokraten von Ruf, der, obzwar er meine eigenen Vorschläge ablehnte, die Konstellation Ebert-Scheidemann „eine Provokation nach innen und außen" nannte. Aber nun ist doch noch Herr Fehrenbach Präsident der Nationalversammlung geworden, und der alte Reichstag, von dem man nie vergessen darf, daß er die schwerste Schuld trägt, wäre im „neuen Deutschland" nicht nur nach Personenzusammenstellung und Gruppierung zum Block beisammen, sondern auch in wenigstens ehrlicher Verleugnung der Revolution wie früher repräsentiert. Der Rechtsanwalt Konstantin Fehrenbach aus Freiburg aber wird träumen, daß seine Einberufungen des Reichstags Erfolg gehabt, und daß er die Revolution aufgehalten habe; und schließlich ist das garnicht so weit von der Wahrheit. Der Ministerpräsident Scheidemann aber wird träumen, er heiße eigentlich Max von Baden, und schließlich ist auch das garnicht so weit von der Wahrheit. Und wir alle werden träumen, daß wir die Revolution nur geträumt haben. Und Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt soll nach Herrn Doktor David,

dem berühmten Verfasser der stockholmer Broschüre, Herr Naumann werden, dem die europäischen Gassenjungen auf allen Konferenzen „Mitteleuropa“ nachrufen werden, selbst wenn sie von der Verewigung der Schützengräben nichts wissen, sein voreiliges Buch über Polen nicht gelesen haben und so tun, als hätten sie nicht bemerkt, daß die unwahrscheinliche Kombination „Demokratie und Kaisertum“ in einer Hälfte und durch eine Hälfte reichlich blamiert ist. Die andre tut alles, um ihr nachzueifern, nicht ohne Hilfe des Erfinders. Es bleibt bald nur noch übrig, Mitteleuropa für eine Schlafwagengesellschaft zu halten.

*

In einem der Spartacus-Prozesse sind bei der Strafbemessung die Vorstrafen des Angeklagten „wegen Achtungsverletzung und Ungehorsam beim Militär“ berücksichtigt worden. Die Presse hatte nichts dazu zu bemerken; ihr würde es wohl auch schmerzlos eingehn, wenn Vorstrafen wegen Majestätsbeleidigung berücksichtigt würden.

*

In Frankfurt haben sie einen Oberpostsekretär, der nach sechsunddreißigjähriger Dienstzeit einige Feldpostpäckchen mit Eiern und Butter zurückgehalten hat, nicht nur zu zehn Monaten Gefängnis verurteilt, sondern auch zur Aberkennung der Fähigkeit, auf die Dauer von drei Jahren ein öffentliches Amt zu bekleiden. Zum Teufel, wenn das euer Recht ist, möge es zugrunde gehn, wie eure Welt zugrunde gehn möge — euer Recht, das dem großen Hamster nichts tut und hinter der kleinen Feldmaus zuschlägt. Oder ist euer Mitleid mit dem Hunger der enttäuschten Empfänger so groß, daß ihr den des alten Beamten nicht fühlt, dem doch eine Welt zusammenbrach, noch ehe Ihr ihm die Amtsfähigkeit abspracht? Wie ist es mit dem Begnadigungsrecht des Reichspräsidenten? Wenn es bestritten wird, appelliere ich an das Begnadigungsrecht der Revolution.

*

In der Vossischen Zeitung stellt Herr Georg Bernhard mit vollem Recht fest, daß den alten Reichstag die Hauptschuld an Deutschlands Unglück treffe. Er hat aber die Stirn, zu schreiben: „Es berührt merkwürdig, wenn man überall in führenden Stellungen wieder die alten Gesichter auftauchen, die alten Kräfte erneut wirksam werden sieht“. Und sein altes Gesicht, in der Führung der Vossischen Zeitung?

*

Die Tägliche Rundschau sieht in den Achselstücken das Symbol der Ehre. Ich meine, eine abreißbare Ehre sollte man abreißen — sich und Andern. Und fährt fort, die Tägliche Rundschau: „Zu Söldnern des Internationalismus sind wir zu schade“ — nachdem sie eben zu Söldnern des Nationalismus durchaus schlecht genug gewesen waren!

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LI.

Eduard David

Man darf nicht an die Frankfurter Paulskirche denken, wenn man von dem politischen Weimar spricht. Damals, vor siebzig Jahren, ein überschäumender Idealismus der besten Geister Deutschlands, meinetwegen ein Vielzuvielreden, ein Vielzuvielwollen, aber in dem ganzen historischen Schauspiel lag doch Pathos, Leidenschaft, Schwung. Jetzt, 1919, da wiederum eine deutsche Nationalversammlung zusammengetreten ist, um den demokratischen, großdeutschen Gedanken wiederaufzunehmen, den Bismarck in Blut und Eisen erstickt hatte, gehts in Weimar sehr nüchtern und spießbürgerlich zu. In den einzelnen Hotels haben die verschiedenen Fraktionen ihre Quartiere bezogen und tagen nun, fast ununterbrochen, von morgens bis abends, endlose Debatten führend. Die politische Entwicklung wird gemächlich, nach einigen kleinen Dissonanzen, wieder da aufgenommen, wo sie, infolge der Revolution, plötzlich im Reichstage stehen geblieben war. Mehrheitssozialdemokratie, Demokratie und Zentrum haben sich von neuem zu einem Kompromißgebilde zusammengefunden, dieselben Leute sind abermals an die Spitze getreten, gleich als wäre inzwischen nichts geschehen: kein Krieg verloren, kein Kaiser gestürzt, keine Revolution ausgebrochen, kein Kommunismus überwunden. Scheidemann und Erzberger lächeln sich genau so freundlich wie früher an, und wenn auch einige neue Männer an die Spitze der Reichsämter getreten sind: in Wirklichkeit hat nur ein changez les places stattgefunden. Die Einen sind von der amtlichen Bühne ins Parkett der Abgeordneten zurückgetreten, und die Andern haben den umgekehrten Weg genommen.

Da man das alte Parteiencliché nur aufgefrischt hatte, bedurfte es auch keiner neuen, hinreißenden Idee wie anno dazumal in Frankfurt. Das Haus, das weimarer Nationaltheater, war reich mit Blumen geschmückt. Mitten auf der rotausgelegten Bühne stand der ragende Bau des Präsidialtisches. Von weitem sahs wie das Postament eines Sarges aus. Der Tote, den man mit tausenden von duftenden Nelken, Maiglöckchen und Fliederstauden zur letzten Ehrung pietätvoll ausgestattet hatte, war die Revolution, die hier feierlich bestattet wurde. Herr Ebert, ein Mensch, den man um seiner Ehrlichkeit und seines schlichten Wesens willen lieb gewinnen muß, hatte sich leider von seinem Pressechef das Manuscript zur Eröffnungsrede anfertigen lassen, und so klang, was er sagte, garnicht zu seiner graden, nüchternen, einfachen Art. Er, der frühere Sattler, sprach, ohne daß sein Herz wirklich dabei war, von dem klassi-

schen Weimar, von Goethe, Faust, Wilhelm Meister und schloß mit Fichte. Es war eine peinliche Szene. Uns war allen recht unbehaglich zu Mute. Nichts hatte die Seele auch nur ein bißchen in Schwingung gebracht, und wärs auch nur ein klein wenig Menschlichkeit gewesen. Alles war so entsetzlich spießig und kleinbürgerlich verlaufen, und wir empfanden Alle die große politische Hirnlosigkeit der neuen Zeit. Die alten Geister von gestern und vorgestern hat man ein wenig galvanisiert, und nun sollen sie das Neue bereiten. Wo aber sind die neuen Männer, auf die wir gehofft, auf die wir gewartet haben?

Als drinnen im Hause die Nationalversammlung eröffnet wurde, läuteten draußen die Glocken, und vor dem Goethe- und Schiller-Denkmal Ritschls konzertierte eine Militärkapelle. Ich besah mirs einige Augenblicke vom Foyer des Theaters aus. Mit einem Mal höre ich eine bekannte Stimme hinter mir: „Das ist charakteristisch. Der Militarismus spielt zum Tanz auf!" Dittmann, Volksbeauftragter und Volksvertreter a. D., sprachs und verschwand wieder. Der Militarismus — das Wort blieb mir im Ohre haften.

Die Nationalversammlung schritt, nach langem parteipolitischen Schachern hinter den Kulissen, zur Wahl des Hauspräsidenten. Doktor David ging, wie vorher von den Mehrheitsparteien verabredet, als Sieger hervor. David, der Revisionist mehrerer Stadien. Was er, nach der Annahme der Wahl, dem Parlamente in wohlgesetzten Worten erklärte, war klug und gemessen. Ein Bekenntnis zur Demokratie und, in weitem Abstande, auch zum Sozialismus. Das konnte nicht weiter überraschen. Denn er ist im letzten Grunde eine Gelehrtennatur. Weniger Analytiker als Synthetiker. Ein Suchender, ein Forschender, der sich einen Homunculus von Sozialismus selber in der Retorte gebildet hat.

Ein Jahr vor dem deutsch-dänischen Kriege wurde er in einem Mosel-Dorfe geboren. Als Bismarck sich anschickte, mit dem Schwerte die mitteleuropäische Landkarte zu korrigieren, war Eduard David noch ein Hosenmatz. Aber der Kriegsrausch jener Jahre hat sich ihm doch tief, für sein ganzes Leben, eingeprägt. Der Vater war Beamter, war Kreisrentmeister, und im Hause ging es auch politisch sehr königs- und später kaisertreu zu. Eduard besuchte zuerst die Volksschule und wurde dann aufs Gymnasium nach Gießen geschickt. Mit achtzehn Jahren hatte er, ohne das Endziel erreicht zu haben, den Schulbetrieb zunächst satt, machte sich nach Berlin auf und ging, drei Jahre lang, in die kaufmännische Lehre. Aber dieser Schritt gereute ihn bald. Er kehrte auf die Schule zurück und machte, nach zweimal zwölf Monaten, in Bielefeld das Abiturium. Später als andre Commilitonen kommt er auf die Universität nach Gießen, um

Germanistik, Geschichte und Philosophie zu studieren. Eine Burschenschaft keilt ihn als Fuchs, und so sehr lebt er sich in die korporativen Ideale ein, daß ihm bald die Leitung der Burschenschaftlichen Blätter übertragen wird. Er promoviert inzwischen zum Doktor der Philosophie, wird Lehramtskandidat (jetzt würde man Studienreferendar sagen) und rückt schließlich zum Oberlehrer am gießener Gymnasium auf. Mittlerweile war er einunddreißig Jahre geworden. Längere Zeit schon hatte er sich mit den sozialistischen Ideen beschäftigt und hier und da, in sozialdemokratischen Zeitungen, unter einem Pseudonym Artikel veröffentlicht. Es war die Zeit, da, nach der Aufhebung des Sozialisten-Gesetzes und nach der Proklamierung der kaiserlichen Februar-Erlasse, eine starke sozialistisch-naturalistische Welle die deutsche Intelligenz vorübergehend erfaßte. Auch David ließ sich von dieser Welle erfassen, trat der sozialdemokratischen Partei bei, schied aus dem Lehramt aus und begründete in Gießen die ‚Mitteldeutsche Sonntagszeitung'. Ich habe in frühern Jahren gelegentlich Schüler und Kollegen von ihm gesprochen, und alle gedachten sie, mit einer gewissen feierlichen Ehrfurcht, seiner damaligen ideenreichen und idealistisch gerichteten Tätigkeit. Drei Jahre später beginnt sein Aufstieg in der Partei. Er wird als Redakteur an die ‚Mainzer Volkszeitung' berufen und ist bald einer der gesuchtesten Mitarbeiter an sozialdemokratischen Zeitschriften und Tagesblättern. Auch in den hessischen Landtag wird er gewählt und bleibt ihm, bis 1908, zwölf Jahre treu.

Sehr bald nach seinem Uebertritt in die Partei wählte ihn der sozialdemokratische Parteitag zu Frankfurt am Main in die Agrarkommission, um die landwirtschaftlichen Verhältnisse in Deutschland zu untersuchen und ein sozialdemokratisches Agrarprogramm auszuarbeiten. David stürzt sich mit Rieseneifer in die neue Aufgabe, untersucht speziell die landwirtschaftlichen Verhältnisse Südwestdeutschlands und beginnt ein groß angelegtes Werk über Sozialismus und Landwirtschaft zu schreiben. ‚Die Betriebsform' ist der erste Band (der einzige, der bisher, 1903, erschienen ist) überschrieben. Hier, beim Studium der Praxis, kam er zum ersten Mal mit Karl Marx auseinander. Der und Karl Kautsky, der große sozialistische Medizinmann, Zeichendeuter und Dogmenausleger, prophezeiten, wie in der Industrie, so auch in der Landwirtschaft, eine unaufhaltsame Entwicklung zum Großbetrieb, zur Konzentration, bis eines Tages von selbst der in nur wenigen Händen zusammengefaßte Kapitalismus aller Art von der immer weiter verelendenden Masse übernommen werden würde. David sah, daß Marx und Kautsky zum mindesten in der Agrarfrage irrten, daß hier grade der Kleinbetrieb dauernd zu- und der Großbetrieb abnahm, und er hielt die Entwicklung zum Großbetrieb in der Landwirtschaft

nicht einmal für nützlich. David war damit zum Revisionisten geworden. Bebel runzelte die Stirn.

Mehrfach kandidierte David in Mainz für den Reichstag. Immer vergebens. Erst 1903, nach dem Schutzzoll-Rummel, kam er hinein. Die Partei bestellte ihn zu ihrem Archivar. Er blieb der Bücherwurm, der Wissenschaftler der Partei. Ein kleines Männchen, frisch und intelligent, mit einem schon stark melierten Spitzbart und lang übergekämmtem strähnigen Haupthaar. Wenn er im Reichstage — öfters erst nach Bebels, des Revisionistenverfolgers, Tode — sprach, dann klangs feierlich und würdig ans Ohr. Ein Gemisch von Oberlehrer- und Pfarrer-Pathos, nur daß die Stimme ohne rechte Resonanz immer eine gewisse Rauheit hatte. Allmählich wandte er sich den Auslandsfragen zu, wurde von der Partei als Redner zum Etat des Auswärtigen Amtes vorgeschickt und machte, als der Weltkrieg ausbrach, Bethmann Hollwegs Kurs mit leichtem militärischen Einschlag mit. So sehr war er von Deutschlands Unschuld am Kriege überzeugt, daß er in einer besonderen Schrift Deutschlands Vorgehen rechtfertigte, häufig, auf einen Wink aus der Wilhelmstraße, auch die Koffer packte, um unter den Sozialisten des neutralen Auslands für Deutschland moralische Eroberungen zu machen. Man kann aber nicht sagen, daß er dabei viel Glück hatte. Der Militarismus hatte zum Tanz aufgespielt, und sie glaubten nun einmal draußen, jenseits der Grenzen, auch nicht den deutschen Sozialisten, die in gutem Glauben mittanzten. Auch sein Memorandum für die sozialistische Konferenz der Neutralen, die einen großen internationalen sozialdemokratischen Kongreß vorbereiten sollte, begegnete unfreundlicher Kritik.

Das Uebergangskabinett des Prinzen Max von Baden berief ihn als Unterstaatssekretär ins Auswärtige Amt, wo ihm die Zusammenstellung der diplomatisch-militärischen Kriegsdokumente übertragen wurde, die dann später, für eine Zeitlang, Kautsky in die Hand nahm. Und nun thronte er, einige Tage lang, in tadellos geschnittenem Cutaway auf dem hohen Präsidentenstuhle der deutschen Nationalversammlung. Aber schon wühlte und rumorte das Zentrum insgeheim und offen. Herr Fehrenbach, der letzte Reichstagspräsident, konnte aus gekränktem Ehrgeiz nicht mehr schlafen, und um ihm wieder seine Nachtruhe zu verschaffen und das Zentrum nicht zu verbittern, willigte die Sozialdemokratie in die Entthronung Doktor Davids.

Und schon breitete Herr Philipp Scheidemann, der erste deutsche Ministerpräsident, die Arme aus und rief: „Komm, liebster Eduard, zu mir!" Und David stieg von seinem Sitze und folgte, als getreuer Knecht seiner Partei, dem Rufe, um fortan Minister ohne Portefeuille zu sein.

Militaria von Ignaz Wrobel

VI.

„Unser Militär"

Das rekelt sich und gähnt und sauft und hurt
und tut (versteht sich) Dienst voll Zucht und Strenge.
Ein Lustspiel von der Menge für die Menge.
So sieht Welt aus vor der Person Geburt.

Christian Morgenstern

Die Offiziere tragen immer Handschuhe, wenn sie auch schmutzig sind.

Regiebemerkung zu einem Theaterstück

Wir haben in den vorigen Heften der ‚Weltbühne' betrachtet, wie es in der deutschen Armee zugegangen ist: ein trüber Haufe voller Qual und Greuel, Weltenklüfte zwischen Offizier und Mann, Unterschlagung und Diebstähle von Lebensmitteln zugunsten der höhern Ränge, Requisitionen ohne Ziel und Maß, falsche Schwäche und falsche Härte den fremden Landeseinwohnern gegenüber, Vaterländischer Unterricht, Mantel der Lüge über all den Jammer und alle Verbrechen: „Unser Militär". Aber unbeirrbar steht der deutsche Spießer, nein, der deutsche Bürger da, der Patriot quand-même er wirft sich in die Brust, Abner der Deutsche, der nichts gesehen hat, und als seien Krieg und Zusammenbruch nicht gewesen, ruft er stolz tönend in die Lüfte: „Unser Militär!"

Wie ist das zu erklären? Wie kann ein Volk gedeutet werden, daß nach allem, was geschehen ist, nach allem, was es erfahren und gelitten hat, den verlorenen Krieg als einen kleinen Betriebsunfall ansieht — „Reden wir nicht weiter darüber!" —, und das heute, heute am liebsten das alte böse Spiel von damals wieder aufnehmen möchte: die Unterdrückung durch aufgeblasene Vorgesetzte, ein Deutscher tritt den andern und ist stolz, ihn zu treten, die schimmernden vergötterten Abzeichen, der Götze Leutnant — „unser Militär!" Wie ist Das zu erklären?

Die militaristische Schande Deutschlands ist nur möglich gewesen, weil sie die tiefsten und schlechtesten Instinkte des Volkes befriedigt hat.

Der Deutsche läßt sich für jede Arbeit, die er gewissenhaft und gut verrichten soll, mit Respekt überzahlen. Er arbeitet, aber er will dafür aestimiert werden. Ich sage absichtlich nicht „geachtet" — daran liegt ihm garnichts. Er will aestimiert werden; das Schartekenwort besagt: man soll den Hut vor ihm ziehen und das Maul ehrfurchtsvoll aufsperren. Er tritt dann aus seinem kleinen Bürgerdasein heraus, wie Heinrich Mann das in der Bibel des Wilhelminischen Zeitalters, im ‚Untertan', formuliert hat: „Er genoß einen der Augenblicke, in denen er mehr bedeutete als sich selbst und im Geiste eines Höheren handelte."

Der Soldat hat dafür das Wort: „Dienst ist Dienst, und Schnaps ist Schnaps“ erfunden — aber es war doch Schnapsdienst, der da herauskam.

Der Wurm, der an Aller Herzen fraß, war eine ungeheure, lächerliche Selbstüberschätzung in der Arbeit. Ob Architekt oder Bureauvorsteher, Eisenbahnassistent oder Apotheker, Oberlehrer oder Prinzipal — sie alle waren beseligt, einmal, ach, nur ein einziges Mal, auf einen Andern heruntersehen zu können, und wär' es auch nur ein Laufbursche gewesen.

Dieser unselige Drang feierte Orgien im deutschen Heer. Da wurde einem kein neues Amt übertragen — da wurde einer „befördert“: Gottlieb Schulze wachte eines Tages auf und war Oberschulze und Herr und Gebieter über die Seelen seiner Mitschulzen. Da blühten die giftigsten Früchte. Da konnte der Vizefeldwebel dem Unteroffizier, der Major dem Hauptmann eins auswischen, ohne daß der Gescholtene muckste: der Dienst! der Dienst! Rangerhöhung färbte noch auf die Familie ab; welcher Stolz, wenn ein Medizinmann der Gattin zeigte: „Der Mann da drüben ist mein Unterarzt!“ Seiner . . . Und diese Wallenstein-Pose behielten Alle bei, davon lebten sie; sie taten, als hätten sie „ihre Leute“ angeworben, als folgten die freiwillig dem erkorenen Führer. Und hinter den alten Ritterkulissen schacherten und betrogen wildgewordene Kaufleute und Beamte.

Muß das sein? Werden wir ewig Vaterlandsliebe mit Patriotismus, Ordnung mit Kadavergehorsam, Pünktlichkeit mit Sklaverei, jedes Ding mit seiner Karikatur überzahlen müssen? Gibt es zwischen Schludrigkeit und dem berüchtigten preußischen Unteroffizier kein Mittelding?

Es gibt eines, und in ihm liegt das Heil der Welt und die Genesung dieses unglücklichen, verblendeten Landes. Und es heißt: Sachlichkeit.

Der Sturm ist vorübergebraust — der deutsche Spitzweg-Bürger steckt die Nase zum Fenster heraus, dann den ganzen Kopf und spricht frohbewegt: „Aber es regnet ja gar nicht mehr!“ Und nimmt den alten Stock und den alten Hut . . .

Schlagt sie ihm herunter! Laßt nie, nie wieder diese Burschen aufkommen, die euch gemartert haben und gequält und gedemütigt und kujoniert!

Sie zittern und gieren auf den Augenblick, da eine neue Kompromißregierung das neue Volksheer errichtet — „natürlich nur ein geordnetes Heerwesen mit festen Befehlsverhältnissen“. Selbstverständlich. Sie pfeifen auf alle Prinzipien. Sie stehen auf dem Boden des neuen Staates. Und der Unteroffizier wird wieder den Rekruten ins Kreuz treten — natürlich auf demokratischer Grundlage. Aber diesmal treten wir wieder.

Wir erwarten gar nicht, daß eine Generation, die nur leben konnte, wenn sie sich maßlos eitel und aufgebläht in ihrer Arbeit

überschätzen und vergöttern ließ, den alten Schleppsäbel abtut und vernünftig und menschlich wird. Sie ist unheilbar. Wir wollen ihr die Untertanen entziehen. Wir wollen, daß es keine Menschen mehr gibt, die sich gefallen lassen, was jene mit der Miene der Gottähnlichkeit verhängten. Wir sind frei.

Wir warens nicht. Wie jämmerlich die Einwände, wie spießig der läppischste von allen: „Man darf nicht verallgemeinern." Und doch war alles so gemein . . .

Freilich: dem ist nicht mit Gerichtsverhandlungen beizukommen. Als damals Rosa Luxemburg von den Soldatenmißhandlungen schrieb, da sperrten sie sie ein, weil sie nicht gerichtsnotorisch machen konnte, was sich in abgesperrten Kasernenhöfen an Bestialitäten abgespielt hatte. Aber nie wird sonnenklar zu beweisen sein, was mit so viel Feigheit, mit so viel raffinierter Brutalität, mit so viel Macht ausgefressen wurde. Ich habe in meinen Skizzen absichtlich keine Namen genannt, was kommt es auf Namen an! Der Feldwebel Nowotnik und der Leutnant Peters und der Hauptmann Dorbritz — wer kümmert sich denn hier um die! Um was hier gekämpft wird, das ist die Freiheit des Deutschen, das ist der unerschütterliche Glaube, daß es — auch beim Militär — keine Vorgesetzten außer Dienst gibt. „Disziplin ohne moralische Einsicht ist eine Absurdität", hat Jakob Wassermann einmal gesagt. Nun, das deutsche Heer war absurd.

Schon regt sich allerorten die Erkenntnis, schüchtern keimen junge Knospen.

Im ‚Tag' — man denke: im ‚Tag'! — erzählt am neunundzwanzigsten Januar Hauptmann z. D. Paschke vom Leben der höhern Stäbe im Felde, wie sie doch nicht immer so einfach und bescheiden gelebt hätten, wie sie an sich und nur an sich auf Kosten der kämpfenden Truppe gedacht hätten; im Militärwochenblatt berichtet in der Nummer 28 vom dreißigsten Januar ein General — er zeichnet K. —, wieviel unsaubere Elemente im deutschen Offiziercorps gewesen seien; in der ‚Hilfe' spricht am sechzehnten Januar Miles — ein wegen seines Freimuts im Kriege verfolgter Offizier — von den Flecken, die die militärische Sonne verunzierten; in einer Flugschrift: ‚Warum erfolgte der Zusammenbruch an der Westfront?' registriert Otto Lehmann-Rußbüldt die Leiden und Qualen der gemeinen Soldaten; im Dezemberheft der ‚Süddeutschen Monatshefte' gibt ein Oberarzt, der vierzig Monate an der Westfront gestanden hat, seine trüben Erlebnisse über die Verpflegung der Offiziere und die der Mannschaften zum Besten. Dämmert es?

Es sind nicht nur „Fälle" vorgekommen. Es sind beileibe nicht nur die Offiziere gewesen. Die Unteroffiziere habens nicht besser getrieben, der abkommandierte Mann nicht, wenn sie nur gekonnt haben.

Es war also nicht diese Schule der sittlichen Erziehung, von der die Fibeln und Schullesebücher und Reichstagsreden uns berichtet haben. Es war also nicht die Blüte der Nation, die da als Erzieher und Erzogene herumliefen: diese alten Unteroffiziere, die vom Leben außerhalb der Kaserne nur etwas Unterrock kannten, die aktiven Offiziere, die die Welt — auch die außerdeutsche — in „Re'ment" und „Zivil" einteilten, diese Reserve-Offiziere, die auf einmal zu fühlen begannen, wie doch auch sie zur Herrlichkeit geboren seien, und die ihr eigenes deutsches Nest beschmutzten, indem sie auf frühere Kollegen und Kameraden des Geistes traten.

Der lügt, der sagt, Das müsse so sein. Man hat viel in der letzten Zeit um den Erlaß über die Kommandogewalt debattiert — man spricht von Neuordnung und vom deutschen Volksheer. Hier hat eure Weisheit ein Ende, denn mit Verordnungen ist hier nichts getan.

„Aber wir brauchen das!" „Aber es wird stets Offiziere geben!" Gewiß — nur, wenn die Deutschen wollen, nie mehr solche. Wer wehrt sich denn gegen sachliche Befehle und ihre Ausführung? Wer will denn nicht einem Führer folgen, wenn der nur einer ist? Deutschland baue sich eine Armee — aber in aller Zukunft wird Keiner von uns bereit sein, sich von einem andern Deutschen — und trage er am Leibe allen Farbenschmuck eines Papageis — mit Füßen treten zu lassen; Keiner wird andern als sachlichen Befehlen folgen, und Jeder wird von dem Vorgesetzten verlangen, daß er die gleichen Mühen ertrage und den gleichen guten Willen zur Arbeit zeige wie Der, von dem er sie fordert.

Mögen sich die Corps an der Ostgrenze zunächst ihre Satzungen nach eigenem Willen aufstellen. Das neue Heer, das mit jenen nichts gemein habe, sei die Schule des freien Mannes, eine lebende Einheit von Offizieren und Mannschaften. Ein Bruch mit der alten Armee — das sei die neue. Der lächerliche Gruß-Erlaß ist kein froher Anfang. Der Offizier sei ein befehlender Kamerad. Das geht nicht? Dann lernts. Rücksichtslose Ausmerzung aller Früchte vom alten Stamm, gänzliche Abschaffung der alten Kommandogewalt, ein Wirbelwind fege die „Herren" hinweg und setze Männer an ihre Stelle.

Und alle die Sprüche vom Vogel, der sein eigenes Nest beschmutzt, vom geschlagenen Riesen, der am Boden liegt, können uns nicht darüber hinwegtäuschen, daß Das, was hier geschehen ist, eine schmerzhafte, aber heilsame Operation am deutschen Volkskörper gewesen ist. Es mußte gesagt werden, und es mußte jetzt gesagt werden. Die Gesinnung des deutschen Offiziers hat nichts getaugt, der Geist des deutschen Militärs hat nichts getaugt. Wir reißen sie aus unserm Herzen — wir spielen das Spiel nicht mehr mit.

Ein Scherbengericht? Anklage und Urteil?

Die Vorrangstellung des Offiziers im deutschen Leben ist dahin. Die viereinhalb Jahre sind dagewesen — darüber kommt kein Mann hinweg.

Es geht ja letzten Endes nicht um Paragraphen und Soldatenräte und um Verfügungen und Erlasse und Kompromisse und Vermittlungen. Es geht um die Wurst.

Wir Deutsche zerfallen in drei Klassen: die Untertanen — die haben bisher geherrscht; die Geistigen — die haben sich bisher beherrschen lassen; die Indifferenten — die haben garnichts getan und sind an allem Elend schuld.

Und mit derselben Macht und mit derselben Faust wie die bunten Burschen, aber getrieben von strömendem Herzblut, ringen wir um die schlafenden Seelen Deutschlands. Land! es gibt Höheres, als vor der Geliebten mit einem Rang zu prunken! Land! wir Deutsche sind Brüder, und ein Knopf ist ein Knopf und ein Achselstück ein Achselstück. Kein Gott wohnt dahinter, keine himmlische Macht ist Menschen gegeben. Doch: eine. Die Menschen zu lieben, aber nicht, sie mit Füßen zu treten.

Wir speien auf das Militär — aber wir lieben die neue, uralte Menschlichkeit!

Tragik des Journalisten von O. M. Fontana

Das Mißverhältnis eines Zwerges zu seiner Aufgabe, die Erdkugel auf seinen verkrüppelten Schultern zu tragen: das war die Komik des Journalisten. Und man entdeckte: Die Erdkugel, die er trägt, ist aus Papier, und ihre Meere und Ströme führen Druckerschwärze. Gelächter.

Der Journalist wurde eine lächerliche Figur. Die Tat geschah, er kam hinterher, er beglaubigte das Geschehen durch ein paar rasche Worte. Aber morgen war die Tat anders, wieder kam er hinterher, wieder beglaubigte er das Geschehen durch ein paar rasche Worte. Er war der Schnittlauch auf allen Suppen, die irgendwo gekocht wurden, und er war immer bereit, auf sie gestreut zu werden. So lebt der Journalist in den Gehirnen Vieler, und so ist er — traurige Wahrheit — vielfach.

Aber vergessen wir das nicht: Was war die Zeitung, da sie wurde? Sie war nicht nur Nachrichtenblatt: sie war Aufruf, Proklamation, Alarm und Sammlung. Der Geist hatte ein Mittel gefunden, sich und seine Forderung unter die hunderttausend Wartenden zu schleudern, sie anzurufen, zum Anmarsch herzublasen. So und nur darum konnte es geschehen, daß selbst ein Mystiker Journalist war: Sebastian Frank. Weil hier beides noch im Glühen zusammenfloß und Einheit wurde: Wirken des Lebens und Schreiben an der Zeitung (nicht wie heute, wo das von Dichtern, Schriftstellern und Gelehrten angeblich reinlich geschieden ist: ich schreibe für die Ewigkeit — und ich schreibe

für die Zeitung); weil er in jedem Tun nichts andres wollte, als das „Fünkchen" Eckeharts in den Menschen auftanzen und wachsen zu lassen.

Und hier beginnt die Tragik des Journalisten, das heißt: nicht Schmocks, sondern eines Menschen, der die Sendung seiner Zeit zutiefst erschüttert begriffen hat und aus Gewissensnotwendigkeit in den wirbelnden Strudel der Gewalten hineinruft, Tag vor Tag hineinruft und die Sache der Gerechtigkeit und Menschlichkeit nicht hergibt, nicht zertrampeln läßt und sie immer wieder aus dem Schlamm der Straßen ausgräbt und rettet, den Eilenden und Verwirrten von oben entgegenhält. Und das ist seine Tragik: Die Gewalten sind außer ihm, miteins ist er in die Rolle des Betrachters zurückgedrängt, das Geschehen rollt ungewitterhaft hin, er aber steht in ungeheurer Verlassenheit. Er fühlt: Die Lokomotive der Zeit ist wahnsinnig geworden, ein Narr ist ihr Lenker, ein Narr ist ihr Heizer. Es schreit in ihm: Retten! und: Was tun? Und er rennt der Lokomotive entgegen: Halt! Er wirft die Arme im Kreise: Halt! Er ruft den Passagieren zu: Zieht die Bremsen an! Die aber glauben, es sei eine Lustfahrt, und lächeln und tafeln im Speisewagen. Da springt er auf die rasende Lokomotive, er will nicht überfahren werden und kämpft mit den Wahnsinnigen. Die schlagen mit Schürhaken und Kohlenkübel auf ihn, er blutet, ist verbeult, aber er ist nicht unten, er steht oben, neben dem Heizer, neben dem Lenker — Triumph, unsägliches Glück seines Lebens. Und nun? Wird er die Maschinenkurbel an sich reißen, die Irren unterkriegen, oder werden sie ihn fassen, in den feurigen Schlund schleudern und ihn wie Kohle verheizen? Was wird geschehen? Die Passagiere spielen Karten, wissen von nichts, einer pfeift, einer tanzt, einer macht einer schwarzen Schlanken den Hof. Inzwischen kämpfen die auf der fahrenden Lokomotive.

Aus seiner Tragik: die Gewalt außer ihm gewinnt Macht, droht ihn zu überrennen — wächst seine Erhebung! Kampf mit dem Wahnwitz, Kampf um den Bestand des Geistes.

Von solchem Denken finde ich viel in Hermann Kessers ‚Roman aus der vorletzten Zeit': ‚Die Stunde des Martin Jochner' (erschienen bei Kurt Wolff in Leipzig). Hier geschieht die Erlösung des Journalisten vom Schmock-Typus, ist ein von Verantwortung des Schreibens und Leidenschaft zur Zeit gesättigter junger Mensch zum ersten Mal als Ziel des Zeitungsmannes gesehen und gestaltet, mengt sich seine Tragik bitter und schwer, löst sich aber in den Armen des Eros zu der Geschichte einer Liebe (die beschränkten Lesern die Wahl eines Journalisten zum Helden zufällig erscheinen läßt). Kessers Roman ist ein verheißungsvoller Vorstoß, ist die Witterung eines Verhängnisses und seiner Reinigung, lüpft den Zipfel von dem Vorhang der Geschehnisse, der die Tragik des Journalisten verbirgt.

Von Morgens bis Mitternachts

Dieses ‚Stück in zwei Teilen' hat der Verlag S. Fischer unter ‚Dichtungen und Bekenntnisse aus unsrer Zeit' eingereiht. Jede Dichtung ist ein Bekenntnis aus ihrer Zeit, wenn sie ihr nicht geflissentlich entflieht; und auch dann eben dadurch. Hier aber wird förmlich das Verhängnis der Zeit eingefangen: die sich aus blinder Gier nach Besitz um ihr Heil bringt; die in der bangen Wahl zwischen Seelenfrieden und Sinnenglück das schwarze Los zieht; die nicht länger gradaus schreiten will und hochfahrend jämmerlich abstürzt; die mit zerbrochenen Gliedern enttäuscht und ächzend am Boden liegt und der Strafe nur dadurch entgeht, daß sie Selbstmord verübt. Immer, seit sie die schiefe Bahn betreten, hat ihr Vernichtung gedroht; und niemals hat sie innegehalten, weil sie ein rettendes Wunder erwartete. So hohlköpfig war sie wie dieser Kassierer. Der denkt: Ein Augenblick gelebt im Paradiese wird nicht zu teuer mit dem Tode gebüßt. Aber das Paradies ist teuflischer Trug, und unentrinnbare Wirklichkeit ist einzig der Tod. Man kann sich für sechzigtausend Mark, gestohlene oder erworbene, nichts kaufen, was man nicht bereits hätte; und wer glaubt, daß ein Bergwerk, ein Hafen, ein Landstrich, eine gewaltsame Verrückung willkürlich bestimmter Grenzen das dampfende Blut von Millionen Menschen wert ist — nun, der ersäuft darin.

Georg Kaisers künstlerisches Verdienst ist, daß er ein Sinnbild gibt, ohne unter das Bild in dürren Worten den Sinn zu setzen. Es sieht aus, als sei es sich selber Zweck. Schließlich ists ja ein Schicksal, obzwar nicht schon an und für sich ein interessierendes: daß Einen der Duft einer Frau zum Diebe macht; daß sie die Verantwortung dafür ablehnt; daß er sich wohl oder übel in den Strom der Welt wirft; daß der Strom nicht säubert, sondern noch mehr beschmutzt, nicht trägt, sondern in den Strudel schlingt; daß ringsum die Mitschwimmer teilweise stärkere Muskeln, aber keinen stärkern Charakter haben; daß sie sich keuchend abstrampeln zu einem verwehenden Ziel; daß Aller Triebfeder nackte Habsucht ist und Liebe für dreißig Silberlinge Verrat begeht; daß ein Holzbein hat, was in rosigem Fleische zu prangen scheint; und daß dieses ganze Erlebnis kaum den Schuß Pulver wert ist, den man verbraucht, um es zu beenden. Aber dieses ganze Erlebnis wäre auch nicht das Papier wert, auf das es festgehalten ist, wenn es tatsächlich nur sich selber bedeutete. Einzelfälle erwecken in der tragischen Kunst keinen Anteil; und gar der Fall eines geistig so unerheblichen Subjekts wie dieses Kassierers, der in der Hitze und Hetze nicht dazu kommt, unterscheidende Wesenszüge anzunehmen. Sie sind entbehrlich. Es geht hier nicht um den einen Amokläufer: es geht um das Amokläufertum einer Periode, die sich von Gott entfernt hat, der Hölle zujagt und Gott erst wieder ahnt und an seinem Kreuze niedersinkt, da sie nichts mehr davor bewahrt, in Häßlichkeit zu verrecken.

Mancher Dichter würde dies große Thema eines kulturgeschichtlichen Lawinenrutsches unter Donner und Blitz pathetisch bewältigen. Kaiser ist Phantasmagoriker. Er hat nicht das Tempo, bei dem dramatische

Vorgänge Fett ansetzen können, und nicht den starren Ernst, sie nach ihrer epochalen Würdigkeit zu betrachten. Er läßt sie vorübergeistern und lacht auf grabbisch, aber spitzer, dazu. Verständlich, daß seine Absichten nicht verstanden werden: daß das Publikum johlt, wo es weinen müßte. Um es weinen zu machen, dürfte man nicht an Schwulst und Schmalz und Schwere sparen. Kaiser, der seine Deutschen nicht kennt oder so hochmütig ist, sie nicht kennen zu wollen, trägt mit japanischer Leichtigkeit auf. Nichts lastet. Sein Lieblingswort: Ballungen. Das ist bei uns ja nicht gefragt. Die Leute begehren: Walzungen; und daß Kaiser überhaupt auf die Bühne gelangt, verdankt er wahrscheinlich den Zeiträumen der Ermattung, wo ihm die Ballung nicht gelingt. Aber wenn auch für jede einzelne Szene nicht: für die Gesamtheit der sieben Szenen ist sie gelungen. Von Morgens bis Mitternachts durchrast eine Existenz, die man sich beliebig umfassend vorstellen mag, ihren bezeichnendsten Abschnitt, und in diese Spanne sind alle Erregungen gepreßt, die durch das Labyrinth der Brust (einer unpersönlichen), einer Riesenstadt, einer Verfallsaera erst bei Tageslicht und dann unter giftig-grellen Bogenlampen — nicht etwa wandeln, sondern stürmen.

Davon war im Deutschen Theater nichts zu merken. Selbst jetzt noch wird ja bei Reinhardt aus Versehen manchmal ein wertvolles Stück angenommen und, wenn alle Stränge reißen, das heißt: alle Schmarren durchgefallen sind, notgedrungen sogar gegeben. Nur ist es dann zuverlässig nicht zu erkennen. Ueber diesen Kaiser urteile Keiner, der sich um die Lektüre gedrückt hat. Was man sah, war ein Schatten-Kaiser, ein Kaiser in Amerongen. Das Stück weiß, weswegen es seinen Titel trägt. Hier nun wurde nicht Von Morgens bis Mitternachts, sondern von Ostern bis Pfingsten gespielt. Da ist denn begreiflich, daß die Premieren-Meute kläffte. Am dritten Abend benahm sich die Hörerschaft, teils mit, teils ohne Schuld, ebenso ahnungslos, aber manierlich. Wer schlafen wollte, den störte das Temperament des Ensembles nicht darin. Höchstens Pallenberg — der seit dem Zavadil an keine Rolle so viel gesammelte Kraft gesetzt und eine ernst gemeinte Gestalt nie so schnörkellos klar und knapp umrissen und so bis zum Grund aller menschlichen Bitterkeit ausgeschöpft hat.

Shaw-Spiel von Alfred Polgar

Kapitän Braßbounds Bekehrung' von Bernard Shaw. Sonderbar, wie antiquiert solches Shaw-Spiel schon wirkt. Wie rasch und scharf der Staub in diese Art lockerer Geistigkeit sich einfrißt, wie demodée die Anmut dieser Schlangentänze einer liebenswürdigst-reizvollen Dialektik. Das Süßliche des Shawschen Witzes schmeckt immer stärker vor. Seine Menschen sind irgendwie puppig. Ihre Rauheit noch hat was Geleckte s, ihre bitterste Aufrichtigkeit noch etwas O-Sie-Schlimmerisches, Ach-wie-Nettes! Ihre Antikonvention gehorcht einer saubersten Konvention. Irgendwie sind sie mit Zuckerbäckerfarbe gefärbt. Auch

dieser Kapitän Braßbound und seine wilden Gesellen. Die gute Lady Cecily hat ganz recht, daß sie sich vor ihnen garnicht fürchtet; und daß sie solchem Shawschen Löwen geruhig den Kopf in den Rachen steckt: denn es ist ja nur Zettel der Weber, und er brüllt so, daß die Damen im Publikum keinen Anlaß haben, sich zu beunruhigen. Es geht sehr ulkig wild her in ‚Kapitän Braßbounds Bekehrung'. Eine fidele Räubergeschichte, von Scheichs, Kadis, wüsten Söhnen, Wüstensöhnen und dergleichen Buntdruckfiguren mehr farbig aufgepulvert, von abenteuerlichsten Rache- und Rechtsaffairen spannend belebt, gibt das „Theater", die jedem Geschmack schmackhafte Masse, die dann durch jene gewissen Shawschen Zusätze in spirituelle Gärung gebracht wird. Die Personen des Spiels bestehen burlesk-aufregende Gefahren, aber im letzten Augenblick kommt immer die Operettung: und Alles freut sich, Alles lacht. Kleine Späße, sanfte Bosheiten, Stichelreden und grundgescheite Skeptizismen springen munter, Schäfchen der Weisheit, die von fernher ihre Flöte hören läßt. Die Begriffe: Recht, Gerechtigkeit werden sacht entschält. Stellt sich heraus, daß sie die Struktur einer Zwiebel haben: immer noch ein Häutchen. Leben, Liebe, Weiber, Mannesstolz (und was sonst so in die Quere kommt) erfahren in einem ungewöhnlichen Strahlungswinkel Beleuchtung. Es ist sehr lustig, wie die gute, moralische, rechtlich denkende und handelnde Gesellschaft gekitzelt wird: sie selbst muß lachen. Und es ist sehr rührend, mit welch tief geheimer Liebe und welch tief geheimem Stolz der helle Ire an seinem gefrozzelten England hängt. So oft er ihm was Böses sagt, drückt er ihm dabei, scheint es, unterm Tisch mit Freundesdruck die Hand. Wie ist er nur verliebt in den Typ des englischen Rassemädchens, das sozusagen im Herzen aller seiner Stücke sitzt. Es macht ihm ordentlich Mühe, da nicht sentimental zu werden. Die Lady Cecily, die den Kapitän Braßbound bekehrt, ist auch so ein unwahrscheinliches Prachtweib. Herzhaft, tapfer, helläugig, kühl im Kopf, aber eine Seele wie ein treuer Kachelofen, wärmend jeden, der sich an sie lehnt. Alles Pathos wird beschämt im Kreis ihrer Natürlichkeit, alles Böse wird kraftlos, alle Raubtiere geben Pfötchen, wenn sie ruft, alle Männer sind verliebt. Nun freilich, wenn sie einen Blähhals hätte und eine Warze am Kinn und O-Beine, würde es auch mit der Wirkung ihrer süßen Seele Essig sein. Aber sie hat natürlich ein holdes Antlitz wie die kolorierten Mädchen in der Christmas number der ‚Londons News'. Und das charmanteste Lächeln. Und die schönsten Augen. Und die Beine sieht man bei Shaw nicht. Also jedenfalls eine dankbare, eine entzückende Rolle. Fräulein Köckeritz, am wiener Deutschen Volkstheater, spielt sie sehr nett, nur ziemlich farblos. Mehr sächsische Hausfrau als angelsächsische Lady. Mehr Flanellwärme als Sonnenwärme.

Der Jobber der Republik

Als Jungen hatte man ihn in das Lehrlingskontor der Firma Orenstein & Koppel getan. Dort scheute er nicht die Anfangsgründe einer merkantilischen Ausbildung, die vielleicht später irgendwie zu verwerten war, schwang sich dann aber schnell von dieser soliden Basis in hoch und höhere Sphären. Wenn man am Anfang des zwanzigsten Säkulums das germanische Seminar Erich Schmidts und die literarischen Abende der Freien Studentenschaft besuchte, so begegnete einem ein Jüngling, der aussah wie der kleine Moritz in Dunkelblond, und der dadurch auffiel, daß er lispelte, mißtönend lachte, sich fortwährend mit der Hand durch die lange, eingefettete Mähne fuhr und in jede Debatte vordringlich und mit unverkennbarem Sinn für die zugkräftigsten Gemeinplätze eingriff. Man traf ihn allmählich überall. Nirgends war er gerne gelitten, niemand achtete ihn oder auch nur seiner, und doch hatte er bald die Finger in allen Töpfen. Er trachtete, Peter Hilles Nachlaß dem immer bezechten Verwalter aus den Händen zu winden und sich als Mitvollstrecker des Testaments aufzuspielen. Er lieh jedem frischen Schlagwort und jeder halb verstandenen „Richtung" freigebig seinen Zungenfehler und vom Zeitungskellner jeweils die Zeche. Er zimmerte eine jener beliebten Eselsbrücken der Halbbildung, die man Breviere heißt, aus den Schriften des wehrlosen Kleist zusammen und benutzte die Späne, Dextrin in Strömen, keinen Gedanken und nicht eine einzige eigene Wendung, um seinem Opfer obendrein ein biographisches Denkmal zu setzen. Schon vorher hatte ihm eine unvorsichtige Wochenzeitung die Theaterkritik vertraut. Er konnte nicht schreiben; aber er konnte schreiben rechts und schreiben links, je nachdem, was dabei zu erben war. Mutig wurde etwa das Sonntagsstück eines Machthabers, der über allerlei fette Pfründen gebot, in sechs bis neun Spalten eine Kreuzung aus Shakespeare, Goethe und Strindberg genannt. Leider erwies sich der Machthaber undankbar, und so blieb nichts übrig, als an dem neuen ‚Pan' von Paul Cassirer Strohmann und Prügelknabe zu werden. Dieser ‚Pan' ging ein, und der ‚März' sollte eingehn. Von den Macchiavellisten des Verlags Albert Langen wurde ein Sündenbock gesucht. Hier war er. Aber als er nach halbjähriger Tätigkeit oder Untätigkeit anstands- und abstandslos in die Wüste gestoßen und das Organ, wie im Programm vorgesehen, billig verkauft worden war: da besann er sich endlich doch auf seine Vergangenheit. Er sagte sich: Wo man mich engagiert, kann ich mich nicht halten, denn welcher Redakteur hat immer wieder die Zeit, einen Beitrag von mir bis zur Brauchbarkeit zusammenzustreichen und in die deutsche Sprache zu übersetzen; was ich leite, hält sich erst recht nicht — ergel: wozu habe ich eigentlich in jenem so dividendenreichen Geschäft am Tempelhofer Ufer meine Lehrzeit verübt! Ist das eine Existenz, daß ich Studenten erlaube, auf ihre Uebertragungen aus der französischen Literatur meinen Namen zu setzen, und daß diese Kerle dann kommen und von mir gar noch Geld dafür fordern? Und er ging hin und führte eine neue Epoche des Zeitschriftenwesens herauf. Irgendein lesbares Blatt auf den Markt zu werfen: das war Lehmanns Kutscher jeden Tag auch imstande. Dagegen mit einem Verleger oder einem Konfektionserben, der in die bessern geistigen Kreise wollte, einen Vertrag zu schließen, wonach man unter allen Umständen üppig ernährt oder großzügig abgefunden wurde, ganz egal, ob man

arbeitete oder faulenzte, Abonnenten heranholte oder verscheuchte, — einen Vertrag, wonach diese Sicherstellung bereits verbrieft und besiegelt war, bevor man einen Finger gerührt oder einen Befähigungsnachweis erbracht hatte: das war eine Sache, das war der rettende Einfall! So entstand ein Nachdrucks-Unternehmen, bei dem binnen kurzer Zeit eine Abstandssumme von fünfzigtausend Märkern heraussprang. Es entstand der Plan einer Enzyklopädie, zu der niemals ein Ansatz noch eine Zeile geliefert wurde außer der Anweisung an die Geldleute, jedes Jahr dem Manager siebentausend Mark auszuzahlen. Es entstand eine Monatsschrift, bei deren splendider Erscheinungsweise man immerhin, bis sie krepierte, von einem zum andern Mal eine redaktionelle Sensation aushecken konnte: zum Beispiel kündigte einem der bekannte Schriftsteller Ottokar Lehmpfuhl telegraphisch einen Beitrag an; um dieselbe Zeit starb der unendlich berühmte Schriftsteller Nepomuk Lehmpfuhl, der die Monatsschrift und deren Editor nicht mit der Feuerzange berührt hätte; was also lag näher, als Ottokar Lehmpfuhls Telegramm unter dem Namen Nepomuk Lehmpfuhls zu veröffentlichen! Und dann kam der Krieg. Hei, das war eine Lust, zu leben, zu sterben! „Die Internationale ist zertrümmert. In Ewigkeit. Es gibt keinen Frieden. Kann keinen Frieden geben. Und es wird immer Kriege geben müssen . . . Wir, Freunde des Friedens und Künder einer neuen Ethik, melden uns als Kriegsfreiwillige. Wir wollen töten wie die Andern." Dieses gerufen begab man sich munter auf den Kriegsausschuß für Oele und Fette und bat, einen freundlichst zu reklamieren. Wenn aber das Ende der Reklamationsfrist drohte und zweifelhaft war, ob wiederum die Erneuerung verhängt werden würde, dann kroch man in ein pikfeines Sanatorium und bog sich für einige Zeit eine Krankheit bei, die einem den Titel eines Duc de Pise-en-Lit eintrug. Und dann kam die Revolution. Und nun löse meinen barschen Baß der sanfte Tenor des gutgläubigen, vertrauensseligen, menschenliebenden Alfons Goldschmidt ab.

Im ersten Revolutionsmonat wurde zu Berlin die Tageszeitung ‚Die Republik' gegründet und als sozialistische Tageszeitung angekündigt. Mit viel Geld, mit Wilhelm Herzog als Chefredakteur und mit den Devisen: „Für die Sicherung der Revolution! Für die Internationale! Für Menschlichkeit! . . . Gerechtigkeit und Macht müssen Eins werden, damit die Gerechtigkeit Macht und die Macht Gerechtigkeit werde." Dieser Satz ist von Pascal. Eine herrliche Sache. Die Revolution sichern, für die Internationale fechten, für Menschlichkeit kämpfen, Gerechtigkeit und Macht in Eins verschmelzen! Da mochte ich wohl mitmachen. Ich übernahm die Abteilung ‚Wirtschaft' und schrieb drauf los. Für Sicherung der Revolution, für die Internationale, für Menschlichkeit, für die gerechte Macht, für die mächtige Gerechtigkeit.

Man hatte mich vor diesem Herzog gewarnt. Gutmeinende, Rufbesorgte hatten mich gewarnt. Aber ich wollte nicht auf fremde Warnung verurteilen, ich wollte mitkämpfen und im Kampfe sehen, ob der Hauptstreiter die Menschlichkeit, die Gerechtigkeit, die Revolution, die Internationale wollte oder seine Tasche, seinen Magen, wie die Rufbesorgten behaupteten. Die Rufbesorgten haben recht behalten. Die Sache wurde beschmutzt. Auch ich muß daher warnen.

*

Erstens: Dieser Herzog ist kein Arbeitsmann. Er holt Leute ran, Arbeitsleute ran, er versteht Arbeitsleute ranzuholen, Leute, die bis tief in die Nächte für ihn schuften müssen. Aber selbst arbeitet er nicht. Er dirigiert nicht selbst, er arbeitet nicht selbst, er ist ein Bettmännchen, ein Arbeitszerfahrener, ein Weichling. Er verkündet den Sozialismus, die Lehre von der Arbeit, die hohe Lehre von der Arbeitsverantwortung, aber selbst arbeitet er nicht.

Zweitens: Dieser Herzog ist ein Unternehmer. Er ist kein kapitalistischer Unternehmer gewöhnlicher Art. Der kapitalistische Unternehmer gewöhnlicher Art ist ein Risiko-Unternehmer. Er läßt Andre für sich arbeiten, aber er trägt das Risiko. Herzog läßt nicht nur Andre für sich arbeiten: er läßt Andre auch das Risiko für sich tragen. Er holt nicht nur Arbeitsleute heran: er holt auch Geldleute heran. Geld und Geist arbeiten für ihn. Er ist der Rentner von Geld und Geist der Andern. Mit dem Verlag der ‚Republik' und mit einem andern Verlage schloß er Verträge, die ihm Gehälter von 42 000 Mark im ersten, 54 000 Mark im zweiten und dritten Jahr sicherten. Außerdem irgendwelche 60 000 Mark, außerdem Anteile jeder Art und sonst noch erhebliche Einnahmen. Alles das ohne Arbeitsgegenwert, ohne Arbeitsaequivalent. Er redet also für den Sozialismus, aber er ist ein kapitalistischer Rentenmann, ein Riesengehältler. Er ist sozusagen ein Märtyrer mit Pralinees, ein Märtyrer im Klubsessel, ein Wedekind-Objekt. Sozialist ist er nicht. Denn der Sozialist lebt von eigener Arbeit, der Sozialist arbeitet mit Andern, aber er läßt nicht Andre für sich arbeiten. Er ist kein Kapitalsgenießer und kein Arbeitsausnutzer.

Drittens: Herzog ist kein mutiger Mann. Wer für die Sicherung der Revolution, für die Internationale, für Menschlichkeit kämpfen will, muß ein mutiger Mann sein. Er muß sterben können für sein Kampfziel. Herzog will nicht sterben für sein Kampfziel. Er will sich nicht einmal dafür verhaften lassen. Er hat eine Bombenangst vor der Verhaftung. In den Krisentagen, den Maschinengewehr-Tagen, den Verhaftungstagen zeigte er eine Bombenangst, eine Kinderangst, aber keinen Kämpfermut. Die Pazifisten ohne Selbstopferungslust sind keine wahren Pazifisten, denn Pazifismus bedeutet ja nicht Furcht um das eigene Leben. Ich habe eine derartige Bombenangst nie zuvor gesehen. So sieht ein Märtyrer des Sozialismus, ein Streiter für die Sicherung der Revolution, für die Internationale und für Menschlichkeit aus. Herzog predigt die gerechte Macht, die mächtige Gerechtigkeit: aber er hat Angst, wenn die Macht sich gegen die Gerechtigkeit wendet. Er ist also nicht nur ein kapitalistischer Rentenmann, ein Arbeitsausnutzer: er ist auch ein mutarmer Kapitalist.

Viertens: Herzog hat kein Sozialherz. Er ist ein Abstandssummenmensch, ein geschickter Vergleicher. Mit seiner Vergleichsroutine hat er großes Geld reingeholt. Die ‚Republik' gehört heute, nachdem der Geldgeber sich zurückgezogen hat, ihm, Herzog, allein. Kaum gehörte die ‚Republik' ihm allein, kaum war ihm das große Geld gesichert: da hatten die Redakteure die Kündigung auf vier Wochen. Rausgeworfen sollten sie werden, die für ihn gearbeitet hatten, vom ersten Augenblick an bis dahin Tag und Nacht für ihn gearbeitet hatten. Die Rechtsansprüche wurden nicht anerkannt, abrupt wurde gekündigt, obwohl das große Abstandsgeld nach der Absicht des Geldgebers auch der Befriedigung längerfristiger Redakteursansprüche dienen sollte. Die kurzfristigen

kündigungen wurden erst auf Einspruch zurückgenommen. Ich hatte meine Mitarbeit an der Zeitung aufgekündigt, „für sofort" aufgekündigt, als ich von der unerhörten Spesenprellerei des Herzog erfuhr, der in kurzer Zeit 2500 Mark oder darüber für Autofahrten und andre unkontrollierbare Ausgaben verlangt, erhalten und dann noch mehr gefordert hatte, und als ich den tapfern Antreiber in Todesangst hatte schlottern sehen. Als sich aber gar herausstellte, daß der Mann ohne Sozialherz ist, entschloß ich mich, öffentlich vor ihm zu warnen. Es darf nicht sein, daß Einer, der in dieser Zeit sozialistischer Aktivität, in dieser Probe- und Prüfzeit den Sozialismus predigt, unverurteilt bleibt, wenn er kein Sozialherz hat. Wenn er ein bequemer, kapitalistischer Renten- und Sicherungsmann ist, ein Abstandsgeldermann ohne Sozialherz.

Fünftens: Herzog ist auch kein Schöpfer. Er ist ein Verwender geborener Geistigkeiten, ein Benutzer des von Andern Geschriebenen, ein Vertreiber fremder Schriften, fremder Ansichten. Das ist noch keine Schande, das kann sehr verdienstlich sein. Aber Herzog gibt sich als Schöpfer, als Neutöner, als Postulant, als Ideenpropagierer aus eigenen Gnaden. Das ist er nicht. Ich bin überzeugt: Vom Sozialismus vom Kommunismus versteht er so viel wie eine Kuhmagd vom Sanskrit. Er wiederholt Worte, aber er kennt den Sinn nicht, er ist kein Wesenssozialist, kein Kenntnissozialist: er ist ein Schwatzsozialist. Er ist also ein rentengenießender, arbeitsnutzender Kapitalist, der vom Sozialismus schwatzt. Er ist nicht ernst zu nehmen.

*

Weshalb erzähle ich diese Dinge hier? Ich erzähle sie, weil die Sache nicht leiden darf. Keiner wünscht inbrünstiger als ich eine Wahrheitszeitung, eine Menschlichkeitszeitung, eine Zeitung für die Sicherung der Revolution, für die Internationale, für die gerechte Macht, für die mächtige Gerechtigkeit. Wir brauchen diese Zeitung, wir brauchen sie wie das tägliche Brot. Aber wir brauchen auch einen Wahrheitsmann an der Spitze dieser Zeitung. An der Spitze dieser Zeitung darf kein kapitalistischer Sybarit, kein Diskreditierer der Idee stehen. Kein mutloser Mann, kein Spesenschluderer, kein Automobilfex, kein Hotelhallen-Snob, kein Pelz-Gent. Es muß ein sozialistischer Mann sein. Er soll verdienen, er soll die Arbeitsfrüchte haben: aber er soll nicht ausnutzen. Er soll kein Gelegenheitsmacher sein, kein Abstandsgeldramscher, kein Schließer hanebüchener Verträge. Er soll ehrlich sein, identisch mit den von ihm verfochtenen Ideen. Dieser Herzog ist ein kleiner Mann: aber dieser kleine Mann hat einen großen Mund, und dieser große Mund richtet viel Unheil an. Das ist es, weshalb ich diese Dinge erzähle. Wir wollen alle unsre Arbeit bezahlt sehen. Geistige Arbeit wurde und wird in Deutschland jämmerlich bezahlt. Ich habe immer die Gutbezahlung geistiger Arbeit gefordert. Aber geistige Arbeit muß saubere Arbeit sein, es darf keine bequeme Unternehmerarbeit sein, es darf keine kapitalistische Arbeit zu Hotelhallenzwecken sein.

Mein erster Artikel in der Zeitung ‚Die Republik' war betitelt: „Gegen die Korruption in der Republik". So möchte ich auch diese Erzählung, diese Warnung aufgefaßt wissen. Gegen die Korruption in jeder Republik: das sei die Devise! Wilhelm Herzog soll augenblicklich in der Schweiz sein, bei der Internationale, für die er zu kämpfen behauptet. Die Internationale soll sich dafür bedanken, und ich schlage vor, ein Einfuhrverbot gegen diesen Menschen zu erlassen.

Schäferliedchen von Kaspar Hauser

Der Kaiser ist ein braver Mann,
doch leider nicht zu Haus,
und mancher gute Bürgersmann
zieht still sein Schnupftuch raus.
Und er beweint so tränennaß
den kaiserlichen Bann —
und sonst noch was und sonst noch was,
was ich nicht sagen kann.

Wie war sie schön die große Zeit!
Man fühlte sich als Gott.
Man nutzte die Gelegenheit
ganz aus, bis zum Bankrott.
Der Orden reiches Uebermaß
in manche Hände rann
und sonst noch was und sonst noch was,
was ich nicht sagen kann.

Sie standen tief im Flamenland
und tief im Russenreich.
Es herrschte dort die starke Hand;
bei Panjes galt das gleich.
Sie nahmen mit den tiefen Haß
von Weib und Kind und Mann
und sonst noch was und sonst noch was,
was ich nicht sagen kann.

Und Das ist alles nun dahin.
Was Wunder, daß es klagt:
„Weh, daß ich ohne Kaiser bin!
Wie hat mir Der behagt!“
Sie machen sich die Aeuglein naß,
die Herren um Stresemann,
und sonst noch was und sonst noch was,
was ich nicht sagen kann.

Antworten

Carl Meinhard. Sie haben sich wieder einmal etwas vom Herzen — zwar nicht geschrieben, aber gelesen. „Wenngleich gegenwärtig die ganze Welt in einer solchen Verwirrung ist, daß Jedem sein eigenes Los das ärgerlichste scheint, und aller Orten Niemand ist, dem der Unmut nicht den Wunsch abdrückte, irgendwo anders zu sein als grade da, wo er sein muß, so ist es doch wenigstens vor meinen Augen eine ausgemachte Sache, daß es für einen rechtlichen Mann unter allen Wohnsitzen der Welt keinen niederdrückenderen geben kann als grade die Hauptstadt selbst. Denn wenngleich Jeder, wo er auch immer sein mag, unser Gefühl und unsre bittere Erfahrung über den Umsturz unsres häuslichen und öffentlichen Glückes teilt, so wird doch der Schmerz noch größer durch unsre Augen, welche, was Andre nur hören, mitanzusehen gezwungen sind, und uns nicht verstatten, wenigstens unsre Gedanken von

diesem Elend abzuwenden." Sie sagen, es sei bisweilen ganz gut, wenn man als alter Kerl nachzuholen hat, und entdeckte man dadurch auch nur zu seinem geringen Trost, daß das Berlin von 1919 so aussieht, wie Cicero zweitausend Jahre früher in diesem Brief an Aulus Torquatus von seinem Rom behauptet hat.

Berliner Börsen-Courier. Du ersuchst mich um einen Beitrag zu deiner Sondernummer: ‚Los von Berlin? Warnungen und Wünsche berufener Sprecher', und ich schreibe dir: „Wer kann öffentlich reden von seiner Mutter? Diese Stadt hat mich geboren, gesäugt, erzogen. Was ich bin, und was ich habe, dank' ich ihr für alle Zeit. Wenn ich früher, als man noch reisen durfte, zu ihr zurückkehrte, schlug ihr mein Herz schon von weitem entgegen; und wenn ich heute über den Werderschen Markt, wo mein Geburtshaus steht, oder durch den Kastanienwald, wo ich Zeck und Murmeln gespielt habe, zur Arbeit gehe, so weiß ich, daß vielleicht das beste Teil dieser Arbeit in dieser preußischen Gegend wurzelt. Diese Gegend hatte die Kraft, sich zum Zentrum des Deutschen Reichs zu entwickeln und es ein halbes Jahrhundert zu bleiben. Damit soll es nun aus sein? Und dagegen soll ich protestieren? Wer wäre imstande, an einer Debatte über die Wichtigkeit seiner Mutter teilzunehmen!"

Ernst H. Ja, nun wird unser Freund Friedrich Düsel auch fünfzig Jahre. Ich müßte ihn sehr schlecht kennen, wenns nicht nach seinem Sinne wäre, in dieser Zeit diesen Tag verborgen zu feiern oder eben garnicht zu feiern. Ich will aber — nötigenfalls: gegen seinen Willen — bekennen, welche Freude es immer war, ihn zu lesen, einen Schriftsteller von so grunddeutscher Art zu lesen, der saftig ist wie die mecklenburgische Marsch und flitterlos ernst wie die Waterkant und bildhaft wie die Grimmschen Märchen und zornig wider die Unkunst wie Schopenhauer gegen die Universitätsphilosophie und begeisterungsfähig wie ein ewiger Jüngling. Ein schwerer Schade für das berliner Theaterwesen, daß ein Kenner und ein Charakter wie dieser nicht mehr Tageskritiken schreibt. Da ers noch tat, vor fünfzehn bis zwanzig Jahren, war zwar der Ort seiner Tätigkeit nicht sichtbar genug, als daß eine Wirkung ins Weite möglich gewesen wäre (und unverändert hat sich die Neigung der großen Konzerne erhalten, solche Köpfe feiern zu lassen, weils den Verlegern ja gleichgültig sein kann, ob die res publica detrimentum erleidet, wenn nur das Inseratengeschäft und die faule Ruhe der Abonnentenschaft nicht gestört wird) — aber damals war der Tageskritiker Friedrich Düsel für seine Gemeinde ein Labsal, und sie möchte die Hoffnung nicht aufstecken, in einem friedegesegneten Deutschland seiner wieder teilhaft zu werden.

Greifswalder Aerzte. Feine Leute seid Ihr, das walte Gott. Wohltäter der Menschheit; in diese traurige Welt gesetzt wie von Felix Philippi. Auf dem Dach eures Krankenhauses wehte ein rotes Fähnlein. Das nahmt Ihr zum Anlaß, einen Streik zu beginnen. Hättet Ihr dies getan, als Ihr unter den geschändeten drei Farben in jener großen Zeit operieren mußtet: selbst da hätte mans euch verdacht, und mit Recht; denn wozu trägt die Universitätsklinik die Inschrift: Salus aegroti suprema lex! Aber da habt Ihr nicht gestreikt: da trug ein Teil von euch Uniform, und ein Teil dieses Teils hat wider besseres Wissen geholfen, die Hammel an die Schlachtbank zu treiben. Ihr steht von damals her in keinem besonders guten Geruch bei Volk und Volksgenossen — seid auf der Hut! Kämpft Ihr heute für höhere Honorare — und zeitlebens kämpft mancher von euch für nichts andres —, so wird man

euch sicherlich nicht hineinreden. Aber politische Ideale — davon laßt lieber die Finger! Es könnten an eure Kriegstätigkeit Erinnerungen ausgepackt werden, die dem Ansehen eures Standes äußerst abträglich wären. Und wenn etwa eurer Streik verschuldet hat, daß ein Kind oder eine Wöchnerin oder ein Greis nicht gesund geworden ist, so braucht man kein alter Jude zu sein, um zu wünschen, daß das bis ins dritte und vierte Geschlecht an euch heimgesucht werden möge.

Hans H. in Göttingen. Die neue ‚Fackel' (Nummern 501 bis 507, vom Januar 1919, und zu haben durch den Verlag zu Wien III/2, Hintere Zollamts-Straße 3) ist ein Prachtstück ohnegleichen und leuchtet blutigrot über die Lande. ‚Nachruf' heißt der einzige, in jedem Sinne einzige Beitrag. Nein, das ist keine Fackel: das ist ein Flammenwerfer. Noch ein Mal, immer wieder noch ein Mal ist der verbrodelnde Hexenkessel aufgetan: Majore spuken vorüber, Lebensmittelschieber und Sonntagskinder, die beides in einem sind; tiefste Zusammenhänge in der unbegreiflichen Schweinerei von Blut und Presse sind aufgedeckt; und wenn man diese hundertzwanzig Seiten verschlungen, darauf gelesen und schließlich Zeile für Zeile ausgekostet hat, dann weiß man um vieles mehr von einer Zeit, die ihren Genossen so groß erschien, daß sie nicht von ihr lassen wollen und können. Da ist von der „Anonymität" des Unheils die Rede, nämlich davon, wie es Keiner gewesen ist, weil es Alle gewesen sind; von der Widerwärtigkeit der Lüge, die den Handlungsgehilfen mit Hellebarde und Helm zum Helden stempelte; von den viehischen Grausamkeiten machtwahnsinniger Militärdespoten, und von der kostbaren Phrase: „Ja, aber man darf nicht generalisieren!" Karl Kraus zählt auf, was alles die Generale ausgefressen haben, und sagt: „Wenn etwa dies und das und noch etwas generalisieren heißt, so bin ich allerdings auch der Ansicht, daß man nicht generalisieren darf." Ein brennendes Recht fließt durch sein Herz, das der gefolterten Menschheit gehört. Einen ‚Nachruf' hält er auf ihre Qualen — aber es ist ein Vorruf in die Zukunft hinein, die sich ebenso anläßt wie jene legendenhafte Vergangenheit. Keiner gibt zu, gesündigt oder nur sich geirrt zu haben, und Alle haben — entschuldbar — mitgetan, weil . . . Daß es umzukehren gilt, die Schuld zu empfinden und einzugestehen, die Schuldigen zu bestrafen und von den Schurken, den Tirpitz, Reventlow, Bernhard, sich abzukehren: Keiner wills wahr haben; und heute, wie eh und je, gibt es Ehrenposten für diese Mörder. Hundert und aber hundert Male hat der herrliche Kraus, haben andre Schriftsteller, nicht solche Künstler, aber gleich lauter in der Gesinnung, den Deutschen gepredigt, was hinter den kriegerischen Potemkin-Dörfern stecke — nichts da! Noch halten sie sämtliche alten Heiligtümer hoch, deren Anbetung uns ins Elend gebracht hat, und nicht ein einziges ist entwertet für sie. ‚Nachruf' — aber der Sarg ist leer. Die Lemure, die beigesetzt werden sollte, ist in der letzten Sekunde herausgeflitzt, ein Käppi schief und schelmisch aufs Ohr gedrückt und läuft heiter in der Weltgeschichte herum. Bürger fallen ehrfürchtig auf den Bauch, wenn sie naht, verkrachte Prinzen blicken ihr sehnsuchtsvoll in die Plieraugen, und nicht Einer, nicht Einer merkt, daß sie tot ist und schon zu verwesen begonnen hat. Sie für ihr Teil fühlt sich springlebendig. Und schließlich: sie ist es ja doch auch. Aber darum erst recht und darum immer und immer wieder: Leset Karl Kraus!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Wir und die Andern von Ludwig Jurisch

Immer aufs neue wirft, unerbittlich, Marschall Foch den Degen des Brennus in die Wagschale, die Waffenstillstandsbedingungen drücken nicht dem unfreiwilligen Schloßherrn von Amerongen, sondern den arbeitenden Massen Deutschlands mit jedem Male die Kehle mehr zusammen, und stets bitterer wird unser Gefühl in der Rückerinnerung all der schönen Redensarten, daß die Entente den Krieg nur gegen den Kaiserismus und den Militarismus, doch beileibe nicht gegen das deutsche Volk führe. Aber die heute an dem Feuer gerechter Verbitterung des Volkes ihr nationalistisches Süppchen aufkochen möchten, sind die Letzten, in diesen schweren Stunden den Mund überhaupt aufzutun. Denn als in Brest-Litowsk General Hofmann das Vae victis in schnarrendes Preußisch übersetzte: gejubelt haben sie da und geflaggt, statt sich entrüstet. Und wenn jetzt die kapitalistischen Sippen in England und Frankreich das deutsche Wirtschaftsleben mit Stumpf und Stil austilgen wollen, so haben grade die Schwerindustriellen an Rhein, Ruhr und Wupper sich schmunzelnd die Hände gerieben, als der brutale Bukarester Vertrag Rumänien zum Wirtschaftssklaven der Mittemächte machte. Und wenn heute die heißen Tränen deutscher Frauen um die grausame Fronarbeit der Kriegsgefangenen in Belgien und Nordfrankreich fließen, so haben die alldeutschen Schnauzbärte sich um die nicht minder blutigen Tränen der russischen Frauen den Daus gekümmert, als nach dem Frieden mit der Sowjet-Republik ihre Männer und Söhne in den westfälischen Bergwerken und auf den ostelbischen Rittergütern weiterschanzen mußten. Das deutsche Volk büßt furchtbar für Das, was seine Herrschenden verschuldet haben. Aber so ziemlich jeder Streich, der Striemen reißend auf seinen Rücken fällt, war vordem von uns den Andern versetzt oder zugedacht.

Nun mag ein rechtes Maß Heuchelei dabei sein, wenn die imperialistischen Wortführer der Entente noch die härtesten ihrer Maßregeln mit der Fortdauer des deutschen Militarismus rechtfertigen; aber es ist guter Glaube von ihren Völkern, wenn sie dieser Begründung Ohren und Herzen nicht verschließen. Denn diesen Völkern hat die deutsche Revolution, zumal auf dem Feld der auswärtigen Politik, spottwenig zu sagen gehabt. Gewiß: das Jahr 1918 brachte die „Auktion von dreißig Fürstenhüten", von der siebzig Jahre zuvor schon Freiligrath geträumt hatte. Aber das war auch so ziemlich alles. Und neben dem mausetoten Monarchismus zappelt der Militarismus unter republikanischer Decke schon wieder ganz munter. Da sind die Freiwilligenregimenter, die sich für fünf Mark Tagesprämie dem Kadavergehorsam und Gamaschendrill des kaiserlichen Heeres unterordnen müssen, da ist Herr Noske, der schon ganz bis-

märckisch die „deutsche Ehre“ gegen polnische Angriffe mit Bumbumbum zu verteidigen verheißen hat, da ist als beschämendes Beispiel dessen, was sich das System von vorgestern bereits wieder herausnehmen darf, Papa Hindenburg, der Scheidemann abkanzelt und anranzt, weil er sehr zu Recht und sehr milde und höflich Ludendorff den Hazardeur des Weltkrieges genannt hat. Und eben präsentiert das Militär-Wochenblatt der Revolutionsregierung seinen Wechsel, indem es „die hingebende Tätigkeit“ der Offiziere im Kampf „gegen die Kommune“ unterstreicht, ohne die Herr Scheidemann nicht an ihrem Platze säße. Mit allerhand Listen und Tücken hat dieser Militarismus auch bis heute zu verhindern gewußt, daß böse Flecken von Deutschlands Ehre — und hier kommt wirklich Deutschlands Ehre in Frage! — gründlich getilgt wurden. Es gibt nämlich deutsche Befehlshaber, die im Sommer 1914 schauerlich gegen die wehrlose Bevölkerung in Belgien gehaust haben, es gibt auch deutsche Lagerkommandanten, die ihnen anvertraute Kriegsgefangene sadistisch beschimpft und gequält haben. Drüben sind ihre fluchbeladenen Namen im Munde des ganzen Volkes. Aber wir bedürfen garnicht einmal der Anzeige der Andern, sondern können uns auf die Angabe deutscher Soldaten stützen, um von jenen und ihren Schandtaten haarklein zu erfahren. Der Revolutionsmond hat zwar, wenn wir nicht irren: unter Vorsitz des Professors Schücking, einen Ausschuß zur Prüfung der an Kriegsgefangenen begangenen Unbill eingesetzt, aber von den Ergebnissen seiner Untersuchung hörte man bisher kein Sterbenswörtchen. Wollen wir wirklich warten, bis die Entente in ihren Friedensbedingungen die Auslieferung dieser Entehrer deutschen Namens fordert, oder wollen wir nicht aller Welt ein gültiges Zeugnis von der Herrschaft des neuen Geistes geben, indem das deutsche Volk die unmenschlichsten Mordbrenner und die niederträchtigsten Gefangenenschinder selbst vor sein Tribunal zieht?

Das wäre nicht einmal viel, aber es wäre doch etwas, was die Andern aufhorchen machte und an uns glauben ließe. Das neue Deutschland hat es ja kinderleicht, wenn es nur will, in Europa eine Stellung zu erringen, wie sie das neue Frankreich nach 1789 hatte, denn eine Revolution, die sozialistische Errungenschaften nicht auf die Bajonette der Diktatur wie in Rußland, sondern auf den Boden der Demokratie fest gründet, muß um so sicherer ein weithin merkbares Leuchtfeuer für die Länder ringsum sein, als es unter den französischen Sozialisten gärt und in der englischen Arbeiterschaft brodelt. Aber ein Deutschland, das, statt entschlossen eine revolutionäre Politik zu treiben, von Halbheit zu Halbheit taumelt und von Verlegenheit in Verlegenheit fällt, wird allerorts der Demokratie als der Dieb erscheinen, der seine Beute auf der Flucht von sich werfen mußte und sich jetzt durch Winkelzüge um seine verdiente Strafe zu drücken sucht.

Das SHS-Reich von Hermann Wendel

Mindestens bis zum ersten Balkankrieg lag nicht nur für den durchschnittlichen Pfahlbürger, sondern auch für den überlegenen Bildungsphilister in Deutschland das gesamte Südslawentum außerhalb des Betrachtungskreises. Da der „Blut-und-Eisen"-Mann von den „nationalen Fragmenten, welche die Balkanhalbinsel bevölkern", geringschätzig gesprochen hatte und in Oesterreich-Ungarn das volle Rampenlicht immer nur auf Deutsche und Magyaren im Vordergrund der politischen Bühne fiel, sah der Sproß der langschädligen blonden Herrenrasse in den Südslawen der thrako-illyrischen Halbinsel Hammeldiebe, in denen der Donaumonarchie Mausefallenhändler und kümmerte sich nicht groß um Völker, die ewig Objekt der Geschichte zu bleiben bestimmt schienen. Aber selbst ein ernster und kluger Kopf wie Hans Delbrück stritt noch kurz vor dem Weltkrieg in seinen Preußischen Jahrbüchern den Südslawen den Beruf zur nationalen Einheit ab, da sie der ersten Voraussetzung dazu, einer tief in den Jahrhunderten verwurzelten Kulturarbeit, eines gemeinsamen Besitzes der Nation an Gütern der Literatur, der Kunst, der Wissenschaft, der Erinnerungen und der Pietät für große Persönlichkeiten ermangelten und zudem trotz einer leidlichen Aehnlichkeit ihrer Mundarten und einer gewissen Spracheinheit kulturell und religiös vielfach gespalten seien; zum Ueberfluß drehte auch er die alte Leierkastenwalze von den Kroaten als treuen und loyalen Untertanen des Hauses Habsburg.

Heute, da die nationale Einheit des Südslawentums eine historische Tatsache und der SHS-Staat (SHS = Srpski-Hrvatski-Slovenatschki — Serbisch-Kroatisch-Slowenisch) eine rotbäckige und blutfrische Wirklichkeit ist, lohnt es nicht, bei solchen von der Weltgeschichte widerlegten Trugschlüssen Halt zu machen, wennschon ein Körnlein Wahrheit in ihnen steckt. Denn in der Tat hatte die historische Entwicklung die südslawischen Stämme gründlich auseinandergerissen, von den Slowenen, die schon sehr früh dem romanisch-germanischen Kulturkreis einverleibt wurden, über die Kroaten, die lange auf der Grenzscheide zwischen abend- und morgenländischer Zivilisation hin- und herpendelten, bis zu den Serben, die sich durch die Türkenherrschaft völlig von Mittel- und Westeuropa abgeschnitten sahen und mit dem Gesicht ganz nach Byzanz gekehrt blieben. Auch trennte in der Vorhalle des Osmanenreichs, das, als stark theokratisch bestimmter Militärdespotismus, die Menschen nur nach dem Credo sonderte und schachtelte, die Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse weit schärfer als anderswo; in Bosnien nannte sich der mohammedanische Südslawe serbischen Geblüts und serbischer Zunge stolz einen Türken, und in Kroatien sah der „Kroate", das ist: der römische Katholik, auf seinen orthodoxen Stammes-

genossen als auf einen ketzerischen „Serben“ mit Hochmut herab; die Religion war alles, die Nationalität nichts. Dazu machten es in den südslawischen Landen die Absperrung vom großen Weltverkehr, die Beschränkung auf genügsamsten Ackerbau, die Abwesenheit all der aufrüttelnden und verbindenden Wirkungen bürgerlichen Gewerbefleißes dem Hause Habsburg, dem gerissenen Ausnutzer des Divide et impera leicht, in jeder Landschaft einen besondern Provinzialismus, in jedem Gau einen andern Partikularismus heranzuzüchten. So wimmelte es in den amtlichen Statistiken wie in den geographischen Handbüchern von einem anscheinend buntscheckigen Völkergemisch: Krainer, Istrier, Dalmatiner, Kroaten, Slawonier, Bosniaken, Herzegowzen, Serben und Montenegriner, und von einer südslawischen Frage hatte man in keiner k. und k. Amtsschreibstube auch nur das Geringste gehört.

Aber so wenig wie einst in Deutschland und Italien vermochten die Nücken und Tücken der habsburgischen Bediensteten bei den Südslawen das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit auf die Dauer zurückzustauen. Als durch die Zurückdrängung der Türken, die Steigerung des Handelsverkehrs, die Schaffung der Illyrischen Provinzen in der napoleonischen Zeit wie durch die allgemeine Entwicklung zum Kapitalismus die südslawischen Gebiete aus ihrer oft noch auf die geschlossene Hauswirtschaft begrenzten agrarischen Idylle in die Strudel der bürgerlichen Revolution geschleudert wurden, pflanzte, wie in Deutschland und Italien, die Vorhut der bürgerlichen Klasse, die Intelligenz, die nationale Einheit als Banner auf. Seit sich an der Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts Dositej Obradowitsch, Schüler der deutschen und Verehrer der französischen und englischen Aufklärung, beschwörend an das ganze serbische Volk „in Serbien, Bosnien, Herzegowina, Montenegro, Dalmatien, Kroatien, Syrmien, Banat und Batschka“ über den Unterschied der Glaubensbekenntnisse hinweg gewandt hatte, kamen die Stimmen nicht mehr zur Ruhe, die zur Einigung aller Südslawen aufriefen. Ob Dichter wie der Serbe Branko Raditschewitsch, der Kroate Petar Preradowitsch, der Slowene Preschern, ob eine ganze romantische Bewegung wie der Illyrismus, ob kulturelle Wegbahner wie der Bischof Stroßmayer, ob sozialistische Vorkämpfer wie Svetozar Markowitsch — stets war das große Ziel das einige Südslawenreich von dem Hafenquai Triests bis zu den Mauern Konstantinopels, das von ein und demselben Volke unter den verschiedensten Namen besiedelt war. Wenn dieses Gefühl vorderhand auf die geistigen Schichten beschränkt blieb, so war die Intelligenz doch der Sauerteig, die Massen zu durchdringen; Träger der deutschen Einheitsbewegung waren auch nicht friesische Schiffer und oberbayrische Sennhirten, und dem italieni-

schen risorgimento gab nicht der sizilianische Schwefelgrubenarbeiter und der lombardische Reisbauer die Stichworte.

Als zu Beginn unsres Jahrhunderts durch das ganze Südslawentum in Kroatien, Dalmatien, Bosnien, Serbien, Montenegro und Makedonien ein tiefes Atemholen ging, stieg der Einheitsgedanke aus den luftigen Wolkenhöhen der poetischen und philosophischen Ideologie auf die ebene Erde der praktischen Politik nieder. Die kroatisch-serbische Koalition in Agram, die Verbrüderung zwischen Kroaten und Serben des Königreichs, die Wendung der jungen mohammedanischen Intelligenz in Sarajewo zum serbischen Nationalbewußtsein, die Annäherung der akademischen Jugend in Belgrad und Sofia waren beredte Zeichen einer neuen Zeit, und vollends die Annektion von Bosnien-Herzegowina legte tiefen Ingrimm gegen die wiener Raubpolitik wie einen flammenden Reif um das gesamte Südslawentum; Aehrenthal war der beste Werber für den Neuslawismus, der ebenso wie der zu Grabe getragene ältere Panslawismus die kleinen slawischen Völker vor den Kriegswagen des eroberungssüchtigen Zarismus zu spannen suchte. Die Siege des Balkanbundes wurden in Agram und Sarajewo, in Cattaro und Ragusa, in Fiume und Laibach wie eigene Erfolge empfunden und gefeiert, und nur ein haltloser Klüngel von Strebern und Stellenjägern, wie in Kroatien die reine Rechtspartei und in Bosnien die Gefolgschaft des Erzbischof Stadler, erwarteten ihr Heil nicht vom Zusammenschluß des ganzen Südslawentums, sondern von reaktionären Hirngespinsten wie der katholischen Vormacht Großkroatien; folgerichtig hatte die zukunftsfreudigste aller Parteien: die Sozialdemokratie zuerst durch den Beschluß der südslawischen Sozialistenkonferenz zu Laibach Ende 1909 mit klaren und deutlichen Buchstaben die Einigung aller Südslawen auf ihre Fahne geschrieben.

Da der Weltkrieg für die staubbedeckte und mottenzerfressene Sache der habsburgischen Hausmacht die Südslawen als Kanonenfutter gegen ihre Blutsbrüder zu verbrauchen begann, hielten die wiener Machthaber zugleich jede Regung des Widerstandes in den südslawischen Gebieten mit einer tobsüchtigen Schreckensherrschaft nieder, wie sie selbst in der Geschichte dieser an Greueln reichen Jahre vergeblich ihresgleichen sucht; aber da in Kroatien, Dalmatien, Südungarn, Bosnien und Herzegowina in einem Maße drauflos verhaftet und interniert, ausgewiesen und eingekerkert, mißhandelt und gefoltert, gehängt und erschossen wurde, daß allein die Todesopfer dieses bluttriefenden Terrors nach vielen Tausenden zählten, wurde jeder Hingemordete ein neuer Schwurzeuge für die südslawische Einigung gegen die Habsburger. Von Anbeginn kämpften zahlreiche Südslawen, die bis aus Amerika herbeigeeilt waren, als Freiwillige in den Ententeheeren, und als die russische Revolution im Zusammenhang mit

dem Thronwechsel in Oesterreich-Ungarn die Bande etwas lockerte, in die die Dopelmonarchie geschnürt war, erhob auch im Lande selbst der jugoslawische Gedanke ungestümer denn je sein Haupt. Namentlich die Geistlichkeit, an ihrer Spitze die Erzbischöfe Jeglitsch von Laibach und Mahnitsch von Agram, trug, sich ganz in den Dienst der Idee stellend, bis in die letzte Bauernhütte die Ueberzeugung hinein, daß Serben, Kroaten und Slowenen nur Ein Volk unter dreifältigem Namen seien. Hatte die Erklärung des südslawischen Klubs im wiener Reichsrat vom Mai 1917 vorsichtig noch eine Einigung unter dem Zepter der Habsburger ins Auge gefaßt, so drängten die zauberhaften Wirkungen der russischen November-Revolution die südslawische Politik in der Richtung des nischer Skupschtina-Beschlusses vom November 1914 und des korfioter Abkommens vom Juli 1917 weiter, wonach ein serbisch-kroatisch-slowenischer Staat unter den Karadjordjewitsch am Ziel alles Strebens stand; die Sozialdemokratie beharrte natürlich bei der südslawischen Einheitsrepublik.

Heute ist, die Prägung des serbischen Sozialistenführers Schiwko Topalowitsch zu brauchen, die Drina kein politischer Fluß mehr; das Südslawentum diesseits wie jenseits der ehemals oesterreichisch-ungarischen Grenze bildet eine einheitliche Masse, und der SHS-Staat bedarf nur noch der formellen Eintragung in das Grundbuch der Weltgeschichte durch die Friedenskonferenz. Aber wie es kein Berg von Kuchen war, durch den sich die Südslawen zu ihrer staatlichen Selbständigkeit durchfressen mußten, so leben sie auch jetzt in keinem Schlaraffenland, sondern müssen großer äußerer und innerer Schwierigkeiten Herr werden, ehe der SHS-Staat in die Bahnen ruhiger Entwicklung gleitet. Die Grundlage seines Bestandes bedroht aufs Gefährlichste der rücksichtslose italienische Imperialismus, der sich ohne Gram und Scham mit einem wahren Schreckensregiment nach preußischem Muster auf rein südslawischem Gebiet in Dalmatien festgebissen hat. Um die Adria zu einem italienischen Meer zu machen, pfeift er auf das Selbstbestimmungsrecht der Völker und beruft sich auf den Londoner Vertrag vom April 1915, durch den die Entente ihrem neu zu gewinnenden Bundesgenossen ganze große Fetzen aus dem Leibe Südslawiens in bündiger Form versprochen hat. Zu schwach, mit Waffengewalt Widerspruch zu erheben, setzen die Südslawen all ihre Hoffnung auf Wilson, der nie das Londoner Abkommen anerkannt hat. Gelingt aber die Zurückdämmung der italienischen Ansprüche nicht, so stehen sich nach Friedensschluß der italienische Imperialismus und der südslawische Nationalismus erst recht wie Hund und Katze gegenüber, und die Gefahr künftiger kriegerischer Verwicklungen verfinstert von vorn herein den Himmel Südosteuropas. Bereits beginnen politische Köpfe unter den

Südslawen mit der Möglichkeit zu rechnen, daß sich Italien im Rücken ihres Staates Bulgarien als Bundesgenossen dingt, und werden so mit der Nase auf die Tatsache gestoßen, daß auch dieses Land südslawisches Stammgut ist und von Rechts wegen, zum mindesten als Bundesstaat, in das SHS-Reich hineingehört. Zwar sind die sofioter Kreise, die sich um ihrer Eroberungsabsichten willen dem Kriegsteufel verschrieben, heute voll Gift und Galle gegen das siegreiche Serbentum, und unter den Serben lebt ein urwüchsiger Haß gegen die Bulgaren, weil die Knechte des Koburgers Ferdinand in den von ihnen besetzten Gebieten mit Ausrottung der Männer, Auspeitschung der Frauen und Ausraubung der Schätze schlimmer als die Hunnen hausten, deren Nachkommen zu sein sich die bulgarischen Gesinnungsgenossen unsrer Alldeutschen gerne rühmten. Gleichwohl ist die Ausdehnung des Südslawenreichs bis dorthin, wo man Kuppel und Minarets der Agia Sofia erblickt, nicht unwahrscheinlich, da die beiden Momente, die die Balkanslawen erst zu feindlichen Brüdern machten: der Heißhunger des zaristischen Rußland auf Konstantinopel und der Drang des imperialistischen Deutschland nach Kleinasien, durch zwei Revolutionen erledigt sind.

Auch die innern Schwierigkeiten des SHS-Staates beginnen mit seiner Geburtsstunde. Nicht nur weil der Kern, um den sich das ganze Gebilde kristallisiert, Serbien, ein Hort der kleinbäuerlichen Demokratie, „das demokratischste aller Länder", ist, sondern auch weil das Südslawenreich vom Selbstbestimmungsrecht der Völker aus der Taufe gehoben wurde, muß es bis auf jeden Balken seines Gefüges demokratisch sein. Aber, Erbe ihrer oesterreichisch-ungarischen Vergangenheit, nisten in einzelnen Teilen seines Baus reaktionäre Klassen, die Serbien bislang nicht kannte, wie der in Kroatien sehr mächtige Klerikalismus und das mohammedanische Großgrundbesitzertum in Bosnien, das die überlebte Grundeigentums- und Arbeitsverfassung, das mittelalterliche Kmetensystem, gegen die landhungrigen Pachtbauern mit Zähnen und Nägeln verteidigt. Diese Schichten sträuben sich gegen den zentralisierten Einheitsstaat mit weitgehender Gemeinde-, Bezirks- und Kreis-Verfassung, wie ihn die Demokraten anstreben, und hoffen, unter foederalistischem Schutz doch ihren mittelalterlichen Privilegienkrempel in Sicherheit bringen zu können, und, nach gewissen Anzeichen zu schließen, scheint der „südslawische Cavour" Paschitsch keineswegs entschlossen, gegen diese Mächte von vorgestern die großen Fragen der bürgerlichen Revolution auf dem Gebiet der Bodenverteilung wie der Kirchenstellung ohne jede Rücksicht zu lösen.

Aber so oder so: auf jeden Fall wird das vielfach noch dumpfe Nationalgefühl der südslawischen Massen unter dem Hammerschlag harter Kämpfe zu einem klaren Staatsbewußtsein umgeschmiedet werden.

Eisner von Kaspar Hauser

Da war ein Mann, der noch an Ideale glaubte
und tatenkräftig war.
In Deutschland ist das tödlich.
Denn wir haben
entweder rohe Kraft, die wir mißbrauchen,
die Gattung nennt man Patrioten — oder aber
wir haben feine Sinne und ein zart Gewissen
und richten garnichts aus.
Der aber, tatenfroh beflügelt,
hieb fest dazwischen — und daneben, freilich!
jedoch er hieb, daß faule Späne flogen.
Welch eine Wohltat war das, zu erleben,
daß Einer überhaupt den Degen zog,
ein Tapferer war und doch kein General.

Ein Lümmel, irgendeiner von den Schwarz-Weiß-Roten
(der letzte Zulukaffer steht uns Andern näher),
schoß ihn von hinten übern Haufen.
Kurt Eisner starb — und lebt in unser Aller Herzen!

Was aber Trauer bitter macht und schmerzlicher den Schmerz,
was über einer Gruft die Fäuste fester ballen läßt,
ist dies:
Die Bürger nicken.
Es starb Jaurès, Karl Liebknecht, Luxemburg,
Kurt Eisner —.
Wir wissen wohl, wie Jener groß war,
Dieser kleiner —
wer feilscht hier um Formate!
Eine Reinheit
ging von den Vieren aus,
die leuchtete auf ihren Stirnen und auf ihren Händen.
Und ihre Stimme sprach:
Ihr sollt nicht leiden!
Vier Schüsse und vier Särge und vier Gräber.
Wir strecken unsre Arme in die Runde
und klagen: „Welt! schlägst du noch immer an die Kreuze
Die, die dich lieben?"
Und die Bünger nicken.
Behaglich nicken sie, zufrieden, daß sie leben,
und froh, die Störenfriede los zu sein,
die Störenfriede ihrer Kontokasse.
Wo braust Empörung auf? Wo lodern Flammen,
die Unrat zehren, und die heilsam brennen?
Die Bürger nicken. Schlecht verhohlne Freude.
Sie wollen Ordnung — das heißt: Unterordnung.
Sie wollen Ruhe — das heißt: Kirchhofsstille.
Sie wollen Brot — das karge Brot der Andern.

Und satt und schleimig fett und vollgesogen
hockt über diesem Lande eine Spinne:
gelähmtes Leid, gelähmte deutsche Seelen.

Und doch: nach allem, was bergab gegangen,
nach dem, was uns enttäuscht und auch betrogen,
nach Kompromiß und braven Leisetretern — —
wir wissen ihre Werke, daß sie weder kalt noch warm
gewesen sind. Ach, wärt Ihr kalt! Ach, wärt Ihr warm!
Doch sie sind lau.
Und dennoch, dennoch:
Wir glauben weiter unter grauem Himmel!
Wir warten deiner unter grauem Himmel!
Wir wissen, daß du kommst —
Du sollst nicht rächen.
Du sollst nur flammen, schüren, leuchten, brennen.
Luft! Gib uns Luft, darin wir atmen können!
Wühl unsre Seelen auf, pflüg um die Herzen
und löse uns von unserm deutschen Elend
und nimm von uns das niederste der Leiden,
die beiden mach gesund vor allen Dingen:
gelähmtes Land und die gelähmten Schwingen!

Unsre Flotte gestern und morgen von L. Persius

Aus dem Nachrichtenbüro des Reichsmarineamts, diesem durch seine Unwahrhaftigkeit im Kriege unrühmlichst bekannt gewordenen Institut, ergingen Schreiben dieses Inhalts:

Euer Hochwohlgeboren
beehre ich mich schon jetzt davon in Kenntnis zu setzen, daß ungefähr am zehnten oder fünfzehnten Januar das Kommando der Hochseeflotte aufgelöst wird. Falls Euer Hochwohlgeboren beabsichtigen, einen Aufsatz für die Presse zu verfassen, wäre eine besondere Betonung der Daseinsnotwendigkeit der Hochseeflotte zur Ausübung der Seeherrschaft, wie sie durch diesen Krieg bewiesen ist, trotz U-Booten, Minen pp. im Hinblick auf den spätern Wiederaufbau einer deutschen Flotte und im Hinblick auf die jetzige Preßfehde (Persius gegen Tirpitz) ebenso wie zur Rechtfertigung der ganzen Flottenpolitik erwünscht. Falls Euer Hochwohlgeboren nicht in unmittelbarer Verbindung mit einer Zeitung stehen, bin ich gern bereit, die Unterbringung eines Artikels zu vermitteln . . . Gez. Scheibe.

Der Unterzeichnete, Korvettenkapitän Scheibe, hat, wie so manche seiner Kameraden, aus den Ereignissen der letzten Monate nichts gelernt. So schreibt, zum Beispiel, Kapitän zur See v. Müller in seiner Broschüre ‚Das betörte deutsche Volk‘ unter allerhand schmutzigen Anrempelungen — seiner Meinung nach — „antinationaler“ Zeitungen, wie des Berliner Tageblatts und andrer, unter Lobhudeleien Wilhelms des Zweiten: „Tirpitz hat mit genialem Blick und einer gradezu vorbildlichen Gründlichkeit alles, was mit der Seegeltung Deutschlands zusammenhing, und besonders auch die U-Boot-Frage angefaßt“,

und „mit ruhigem Gewissen ist das deutsche Volk im August 1914 in den von England, Rußland und Frankreich angezettelten Krieg eingetreten". Man höre: „Tirpitz und genialer Blick", und „gradezu vorbildliche Gründlichkeit" und „von England ... angezettelter Weltkrieg"! Politische Kinder sind, die so reden. Sie sollten sich sagen, daß auch des deutschen Michel Langmut eine Grenze kennt, daß er das Lügengewebe des verflossenen Systems nun durchschaut hat. Sie sollten sich an das Wort des Amerikaners Abraham Lincoln erinnern: „Man kann einzelne Menschen alle Zeit hindurch zum Narren halten, man kann alle Menschen eine gewisse Zeit zum Narren halten, aber man kann nicht alle Menschen alle Zeit hindurch zum Narren halten."

Oder sollte nach — vermeintlich — erzschlauer altjunkerlicher Art für die Leute vom Schlage Scheibes nur das ureigenste Interesse maßgebend sein? Jedenfalls: sie ahnen nicht, wie sie sich auf diese Weise noch der letzten Sympathien berauben, die für sie und ihr Schicksal vielleicht vorhanden waren. „Daseinsnotwendigkeit einer deutschen Hochseeflotte", so sagt Herr Scheibe. Ehrlich sollts lauten: „Sicherstellung des Avancements zum Kapitän zur See und zum Admiral". Vergebliche Liebesmüh wirds bleiben. Hochseeflotte heißt: Dreadnoughts. Was haben wir von Tirpitzens Musterkähnen gehabt? An ihren Ankerketten rosteten sie vier Jahre lang. Nur einige Male steckten sie die Nase in die hohe See. Hätten es besser bleiben lassen sollen. Wurde durch Opfer von 2414 Toten und 449 Verwundeten — auf unsrer Seite —, abgesehen vom materiellen Verlust, irgendetwas an der Situation auf dem Meere geändert, wurde die Blockade gebrochen? Nichts von alle dem, und so war die Schlacht vor dem Skagerrak eine heldische Geste, ohne Sinn, ohne Nutzen.

In der Vergangenheit wars das üble Schlagwort Wilhelms des Zweiten: „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser", das unsres Landes Schicksal besiegelte. Für Deutschland war die Kriegsflotte ein kostspieliger und verhängnisvoller Luxus. Lord Beresford hatte schon recht, als er sagte: „While sea-power is to Germans but a part of their aspiration, to us it is the ole of our life." Das wurde von unserm alldeutsch verseuchten Volk nicht anerkannt, und so liefen wir ins Verderben. Wird Deutschland den Kampf um den Dreizack Neptuns, der nach Wilhelm dem Zweiten in seine Hand gehört, noch einmal aufnehmen? Reif für eine Gummizelle in Dalldorf, wer heut für eine Hochseeflotte Propaganda macht. Durch solch alberne Späße schöpft er Wasser auf die Mühlen der Chauvinisten und der Jingoes. Nein, die schwarz-weiß-rote Flagge mit dem Eisernen Kreuz und dem Adler wird in der Zukunft nur noch von der Gaffel weniger Schiffe flattern, sie, die Flagge auf die —

nach dem Friedensetat von 1914 — 73 115 Augen der Leute im blauen Rock alltäglich schauten (2197 Seeoffiziere, 529 Ingenieure und Techniker, 61 975 Unteroffiziere, Matrosen und Heizer), sie, die über rund 40 Linienschiffen, 15 Panzerkreuzern, 36 leichten Kreuzern undsoweiter wehte. Unsre Flotte von morgen wird einen Schiffsbestand und ein Personal aufweisen, das die Herren Scheibe und Genossen aus Hochseeflottenträumen unsanft aufwecken dürfte. Warum? Weil, abgesehen vom Willen der uns den Frieden Diktierenden, abgesehen vom Völkerbund und der allgemeinen Abrüstung, unsre Finanzen ein zwingendes Wort sprechen werden.

Frohlockend werfen die alldeutschen Militaristen ein: „Von Weimar kommt die Kunde, 250.000 Mann stark soll unser stehendes Heer in Zukunft sein.“ Das wäre über ein Drittel des Friedensstandes unsrer Armee vom Anfang des Sommers 1914 (738 000 Mann). Wollte man den gleichen Prozentsatz auf die Kriegsmarine anwenden, so käme immerhin ein recht ansehnliches Flottchen heraus. Aber: wird das Geld für eine Viertelmillion Soldaten aufzubringen sein, werden sich die sonst in Frage kommenden Faktoren mit der Aufstellung eines solchen großen Heeres vereinen lassen? Schwerlich; und außerdem: was für das Heer gilt, läßt längst sich nicht auf die Flotte ausdehnen. Sie war ein Luxus, und sie wird erst recht ein Luxus in der Folge bleiben. Hunderte von Millionen im Jahr hat das ausgepowerte Deutschland nicht mehr übrig. 1914 belief sich unser Marine-Etat auf 479 Millionen Mark, das heißt: damals, als wir noch Gold im Lande hatten, als Arbeit und Material für Spottpreise zu haben waren. Nun, mit dem gewaltigen Fortschritt jeder Kriegstechnik, mit dem ins Riesenhafte gewachsenen Anforderungen in jeglicher Gestalt — der Bau eines Dreadnoughts, der 1914 bei etwa 20 000 Tonnen Deplacement 40 bis 50 Millionen Mark kostete, verlangt jetzt bei 30 000 Tonnen weit mehr als das Doppelte — würde die Aufrechterhaltung einer modernen Seerüstung Summen verschlingen, die von keinem Volk, geschweige dem verarmten deutschen aufgebracht werden können.

Nicht für eine Hochseeflotte und andre phantastische Spielereien sollte also eingetreten werden, sondern für die völlige Abschaffung jeglicher Wehr, ganz gleich, ob zu Lande oder zu Wasser. In der Verwirklichung des Völkerbundgedankens, der lediglich die Bereitstellung eines kleinen Kontingents für die internationale Schutzwache vorsieht, liegt unser Heil. Wenn freilich der Völkerbund zustande kommt ohne die Abschaffung der stehenden Heere und Flotten, die sich auf die allgemeine Dienstpflicht gründen, so bleibt er ein Zwitter, ein Nonsens. Soldaten, Kanonen, Kriegsschiffe — alles bedeutet eine ständige Gefahr. Nicht Rüstungsverminderung, sondern die Abschaffung jeder Rüstung

und vor allem der Dienstpflicht bleiben die Forderungen, ohne deren Erfüllung die Welt keine Ruhe haben wird. Nur Unmoral in höchster Potenz kann einen zwingen wollen, seine Mitmenschen zu töten, nur Unnatur, gegen das oberste menschliche Gesetz: den Selbsterhaltungstrieb zu verstoßen.

Haben wir den Völkerbund und ist die Dienstpflicht allgemein abgeschafft, dann wird sich der Deutsche, falls ihn Passion treibt, freiwillig als Söldling auf seinem Kriegsflottchen von morgen wohl fühlen können, dessen gesamte Aufgabe sein wird, Schutz und Hilfe bei Seenot, im Kampf gegen die Elemente zu leihen, und die es hoffentlich nie nötig haben wird, sich als internationale Polizeiwache, dem Wesen der Flotte von gestern entsprechend, kriegerisch zu betätigen.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LII.

Arthur Graf von Posadowsky-Wehner

Eine imposant ragende Ruine der wilhelminischen Aera. Ein Mann, der als Politiker immer danach gestrebt hat, über den Dingen und Menschen zu stehen. Einer, der, weiterblickend als seine Adelsgenossen, immer, wenn auch zögernd, die politischen Notwendigkeiten der Zeit gefühlt hat. Der Graf im Barte war stets ein aufrechter Aristokrat, der sich nicht scheute, umzulernen, das Gestrige zu verbrennen und mit bedächtigen Ruderschlägen zu neuen Ufern zu streben. Ich höre und sehe ihn noch im alten Reichstag als Staatssekretär sprechen. Ruhig, sachlich, eng mit dem Material vertraut, überlegen, Satz an Satz ohne Stockung fügend; und nur hin und wieder strich er mit einer Handbewegung der Nachdenklichkeit durch seinen üppig langen, aber wohl gepflegten und gestutzten Bart. Der Grandseigneur, auch im Geistigen.

In Glogau geboren. Anno 1845, als Friedrich Wilhelm der Vierte in Zenith seines romantischen Königtums stand. Der Vater war Oberlandesgerichtsrat. Nach dem juristischen Studium kam der Graf bald, in den ersten Jahren nach der Reichsgründung, als Landrat nach Wongrowitz und nach Kroeben und verwuchs hier, selber eine deutsch-polnische Blutsmischung, mit den hadernden Nationalitäten des Ostens. Mitte der achtziger Jahre wählte ihn der posener Provinziallandtag zum Landeshauptmann. Der jugendliche Monarch, Wilhelm der Zweite, besucht zur Zeit der deutsch-polnischen Versöhnungs-Aera unter Caprivi Posen, lernt den Grafen kennen und holt ihn sich als Staatssekretär ins Reichsschatzamt — ein gewaltiger Sprung. Damals war die Finanzierung des Reiches noch eine Kleinigkeit. Ein Mordskrach wurde geschlagen, wenn der Reichsschatzsekretär mal im Jahre fünfzig oder gar hundert Millionen

Mark neue Steuern auflegte. Vier Jahre blieb der Graf in diesem Amte und siedelte dann ins Reichsamt des Innern über, das Reichsministerium gegen Sozialpolitik. Er entwickelte sich zunächst durchaus im Sinne der Scharfmacher, denen längst die ihrer Ansicht nach überstürzte Aufhebung des Sozialistengesetzes leid tat, und die nun bohrten und bohrten, um der roten Hydra durch einen großen Streich alle Köpfe auf einmal abzuschlagen. Die Zuchthaus-Vorlage, dieses Ausnahmegesetz gegen die Arbeiterschaft, wurde unter dem Jubel der Schlot- und Kraut-Barone eingebracht, und so sehr lag dem Grafen die Durchsetzung des Gesetzentwurfes am Herzen, daß er vom Zentralverband deutscher Industrieller sich zwölftausend Mark zustecken ließ, um eine rege Propaganda für die Gedankengänge des Gesetzes zu entwickeln. Der Graf nahm damals das Geld in gutem Glauben. Denn es handelte sich doch schließlich um eine sehr ernste Regierungssache, die man mit allen Mitteln zu fördern hatte. Dazu war man verpflichtet. Und eines Tages zog die Sozialdemokratie die ganze Geschichte ans Licht. Es gab im Parlament einen Gestank ohnegleichen. Die Linke, zum Teil auch das Zentrum verlangten den Kopf des Grafen samt Bart, Adlernase und herrisch blitzenden Augen. Aber der Kaiser sagte sich: Nun grade nicht!, und Posadowsky überstand den Sturm. Die Zuchthaus-Vorlage war natürlich gefallen.

Innerlich begann er sich allmählich zu wandeln. Er war als Bureaukrat ins Amt gekommen und mußte nun, immer mehr selbst mit dem sozialen Leben in Fühlung tretend, erkennen, daß die Arbeiter und die Sozialpolitiker in Vielem so unrecht nicht hatten. So wurde nach und nach aus dem Staatssekretär gegen Sozialpolitik ein beredter Vorkämpfer neuer sozialer Reformen. Dem Kaiser war er in seiner nachdenklichen, gewissenhaften und etwas trockenen Art persönlich kein angenehmer Umgang. Der Kaiser wollte, wenn seine Minister ihm Vortrag hielten, amüsiert sein. Dieser lange, hagere Graf aber war in seinem sachlichen Referat so schrecklich langweilig und wollte nimmer aufhören. Da zog denn der Kaiser, wenn der Graf kam, stets seine beiden Dackel hinzu, spielte mit ihnen und trieb sie gegen einander dem Vortragenden durch die Beine, höchst belustigt darüber.

Das war schon zu Bülows Zeiten. Der Graf trug sich mit einer Zusammenfassung der wichtigsten Sozialgesetze und legte bereits den Grundriß, als er von Bülow Knall und Fall aus dem Amte gedrängt wurde. Die Beiden konnten sich je länger je weniger ausstehn. Der Eine schillernde Oberfläche, der Andre sachliche Tiefe. Bülow für eine konservativ-liberale Paarung, Posadowsky dagegen, weil er für seine Sozialpolitik das Zentrum brauchte und wohl auch voraussah, wie diese parteipolitische Zwangsehe enden würde.

Nun war der Graf draußen. Der Kaiser ernannte ihn, ehrenhalber, zum Dechanten des Hochstifts Naumburg, und so konnte er auch ins Preußische Herrenhaus einziehn. Er widmete sich bald vornehmlich dem Wohnungswesen: Heimstätten auf dem Lande, Kleinhäuser in der Stadt. Der gesundheitlich-sittliche Umbau des deutschen Volkes erschien ihm auf einer breiten sozialhygienischen Grundlage vonnöten. Als er in Bielefeld-Wiedenbrück von den Bürgerlichen als Reichstagskandidat 1912 aufgestellt wurde, machte er das Rennen, und der Sozialdemokrat Severing unterlag. Der Graf schloß sich keiner Partei an. Er blieb Einspänner, hielt sich aber stets nahe zur freikonservativ-christlich-sozialen Deutschen Fraktion. Häufig ergriff er nicht das Wort; wenn aber, dann lauschte ihm das ganze Haus.

Die Revolution hat ihn im tiefsten Innern aufgerüttelt. Er hatte jahrelang seinen konservativen Freunden zugeredet, nicht jede Wahlreform in Preußen einfach zunichte zu machen. Vergebens. Und nun war der Kladderadatsch da. Was sollte er machen? Feig zuhause bleiben und sich vor Sozialisten, Unabhängigen und Spartaciden hinter dem Ofen verkriechen? Dazu war er zu adelsstolz. Nein: nun alles zusammenschließen, was wenigstens etwas fortschrittlich im konservativen Lager denkt. So entstand, nach dem stillen Begräbnis der konservativen und der freikonservativen Partei, die Deutsch-nationale Volkspartei, deren Einpeitscher, Herr von Kardorff, indessen nicht in die deutsche Nationalversammlung gekommen ist. Alle Köpfe von früher fehlen. Voran die Heydebrand und Westarp. Nur Herr von Graefe, der Talmi-Junker und gelernte Protestant aus Mecklenburg, ist eins der letzten Ueberbleibsel von früher. Posadowsky und Delbrück, die beiden frühern Staatssekretäre des Innern, sind die geistigen Lenker der Partei. Nicht eigentliche Konservative. Was aber hinter ihnen auf den Bänken der Rechten sitzt: wendet den Blick! Aus den Namenlosen will ich nur zwei herausgreifen, und Ihr wißt alles: Bruhn und Käthe Schirmacher.

Das Debut des Grafen in der deutschen Nationalversammlung war nicht eben glücklich. Es war eine einzige Sehnsucht nach dem alten Regime, nach Wilhelm dem Letzten, nach den preußischen Junkern, und was noch so alles drum und dran hängt, und es war eine antisozialistische Rede comme il faut Die hätte er auch im Jahre 1897 halten können, als er noch Staatssekretär gegen Sozialpolitik war.

Der Kreislauf seines Lebens scheint sich zu vollenden. Er kehrt zurück, von wo er einstens ausgegangen war. Schade. Er machte wohl Anläufe in seinem Leben, er war ehrlich und gradezu, aber über die Schranken, die ihm sein Adelstum und seine bureaukratische Laufbahn gesetzt hatten, kam er letzten Endes doch nicht hinweg.

Zeitungen von Olf

Aufmerksam muß man auf die Außenpolitik der Vossischen Zeitung sein. Sie behauptet, über das Verhalten der Entente umso schlimmer enttäuscht zu sein, als die Feinde immer besondres Gewicht auf eine aus allgemeinen Wahlen hervorgegangne und des Vertrauens der ganzen Bevölkerung teilhaftige Regierung gelegt haben. Nicht nur zuverlässige Nachrichten aus der Entente widersprechen diesem Interesse an unsern innern Verhältnissen; auch das Vertrauen ist ziemlich wacklig. Die Konsequenz der Vossischen ist beträchtlich: mit aller Energie und allen Mitteln betreibt sie eine zielbewußte kontinentale Politik. Das wäre schön, wenn die nicht bei ihr perfide anti-englische Politik bedeutete. Sie empfiehlt bereits im Völkerbunde die „Ortsgruppe Europa“: unbeschadet der hohen und allgemeinen Ziele des Völkerbundes könnte doch eine gewisse, durch Interessen begründete Scheidung in „kontinentale europäische Landmächte“ und „Seemächte“ eintreten. Achtung also! Das heißt, ehrlicher gesagt: Perpetuierung der unseligen Bündnispolitik zu Ungunsten der Idee des Völkerbundes. Und die an sich sympathische Sympathie der Vossischen mit den französischen Sozialisten muß nach diesen Ursprüngen ebenfalls verdächtig sein. Kein Mißverständnis: auch ich ersehne eine Verständigung mit der Sowjet-Republik, wie die Westmächte sie bereits versuchen und Brockdorff-Rantzau sie angekündigt hat, ich erhoffe sogar von der aus der Berührung mit dem Westen resultierenden Nationalisierung und Demokratisierung des Bolschewismus die fast unvorstellbare soziale Rettung Europas; aber die Aussöhnung mit dem östlichen Kontinent muß nicht anti-englisch sein, das beweist eben das klügere Vorgehn Englands gegen — vielmehr: zu Rußland. Wie aber das Niveau der Vossischen Außenpolitik liegt, zeigt folgende groteske Behauptung: „. . . die großzügige Kriegspolitik Englands und Amerikas, die den eignen Bundesgenossen Rußland ins Verderben gestürzt hat, um im Westen Deutschland, im Osten Japan zu isolieren und dann unschädlich zu machen.“ „Um“ involviert die Absicht Englands, sich durch Vernichtung seines Bundesgenossen in die größte Gefahr bringen zu lassen!

*

„Das Heer als solches“, sagt der Vorwärts, „darf keine Politik treiben, weder monarchistische noch bolschewistische“. Das ist unrichtig; nicht nur, weil es unerlaubt ist, erwachsene Menschen für eine Weile aus der Politik herauszunehmen, sondern auch: weil das Heer „als solches“ die Fehler der Politik in erster Reihe abzubüßen hat.

*

Parlamentsberichterstattung der Täglichen Rundschau: „Graf von Brockdorff-Rantzau, der auf dem Altar der Diplo-

matie zunächst seine Herkunft geopfert hat — er läßt sich ganz schlicht als ‚Doktor Rantzau‘ verlesen.“ In Wahrheit war nicht „Doktor“, sondern Brockdorff-Rantzau verlesen worden; aber wenn man nur einen so gehaßten Gegner beschimpfen kann, prüft man Hörfehler lieber nicht.

*

Der Schmock der Täglichen Rundschau begleitet die Regierungstruppen ins Scheunenviertel. Dort sieht er „Weiber mit wirren Haaren, von Schmutz starrend, Zigaretten qualmend und Schnaps trinkend“. Ihn kommt nicht die Frage nach dem Grund und der Möglichkeit solcher Existenzen an, ihm rechtfertigen sie feuilletonistisch das Einschreiten von Regierungstruppen. Ich, meine Freunde, bin im tiefsten Herzen überzeugt davon, daß diese schmutzigen, qualmenden, saufenden Weiber besser sind als Schmock von der Täglichen Rundschau! Als Schmock, den das Schießverbot wurmte, da man sich Dinge in die Ohren habe schreien lassen müssen, die einem das Blut in die Stirn jagten. Ich verstehe Zorn; aber Kugeln gegen Worte, und Kugeln von Andern abgeschossen, während man selber weiter Worte macht: das ist Schmock.

*

Ein Druck- und Hörfehler in der Parlamentsberichterstattung der Weimarischen Zeitung freilich könnte mich fast mit der ganzen Presse aussöhnen: da wurde für „genialer Hazardeur Ludendorff“ verstanden: „Haßredakteur“; und beim Himmel, auch das war er ja wirklich! Dasselbe Blatt fügt zu Scheidemanns schon berüchtigtem Zwischenruf: „Hier ist doch der deutsche Reichstag und nicht der russische“ die herzerfreuend richtige Bemerkung: „Das hätte ein alldeutscher Reichskanzler nicht besser machen können!“ Auch eine Engleisung der Täglichen Rundschau stimmte mich weich: sie sprach von den früher Regierenden als den Männern „der alten Regimenter“, und sie hatte recht. Und zuguterletzt die Entgleisung des Jungfernredners der Deutschen Volkspartei Doktor Vögler: „Ich stehe hier als Vertreter einer Industrie.“ So ehrlich sind die Herren sonst nicht.

Reinhardt und seine Bühne von Herbert Ihering

Ein Theaterbuch, herausgegeben von der Direktion des Theaters, könnte Wesentliches bringen. Es könnte Das, was als abgeschlossene Arbeit vor die Oeffentlichkeit tritt, in die Perioden der Entstehung und die Teile der technischen Zusammensetzung zerlegen. Es könnte die handwerklichen Griffe der Vorstellung zeigen und eine Uebersicht über die Beleuchtungs- und Dekorationsfortschritte, über die Auf- und Umbau-Möglichkeiten der modernen Bühne bringen. Es hätte Gelegenheit, die Vorzüge

und Nachteile der Dreh-, Schiebe-, der kombinierten Versenk- und Schiebe-Bühne gegen einander abzuwägen und allgemeiner über Licht und Farbe, Darsteller und Kostüm, Hintergrund und Bewegung zu sprechen. Ein Buch, das sich sachlich mit den Problemen des Theaters überhaupt abfände und die Stellung des eigenen Theaters innerhalb dieser Probleme begründete, das ohne Umkleidungen auf den Proben Beobachtetes, Charakteristisches und Psychologisches von Schauspielern mitteilte, könnte historischen Wert haben. Diesen festzuhalten und zu vertiefen, müßte es dem Drama der Vergangenheit und Gegenwart gegenüber einen Standpunkt einnehmen, müßte es sagen, welchem höhern Plan es die technischen Hilfsmittel unterordnen will, welcher geistigen Wirkung die Bühne das Instrument sein soll.

Ein Buch des Deutschen Theaters hätte also eine berliner Dramaturgie zu sein. Die Seiten, die unter dem Titel ‚Reinhardt und seine Bühne' von Ernst Stern und Heinz Herald (im Verlag von Dr. Eysler & Co. zu Berlin) herausgegeben wurden, sind es nicht. Sie enthalten Bestandteile eines solchen Werkes, die durch die Mischung um ihre Ueberzeugungskraft gebracht werden. Dieses Buch erfüllt nicht einmal die Voraussetzung: die konsequente Scheidung des Technischen und Geistigen. Es unterstellt Ausstattungsabsichten menschliche Wirkungen und umschreibt dekorative und technische Resultate mit lyrischen Phantasien. Es verwechselt Mittel und Zweck und vertauscht Weg und Ziel. Wo es bestimmt, eindeutig sein soll, ist es neblig und verschwommen. Wo es sachlich ist, verfolgt es Nebenabsichten. Diese Kapitel machen mißtrauisch. Man erkennt Worte der tadelnden Kritik wieder und findet sie hier als Vorzüge gebucht. Die Verfasser haben gemerkt, daß „das Theater an sich" abgewirtschaftet hat und retten Vorstellungen, die sie früher als Ausdruck bunter, farbiger Sinnlichkeit feierten, ins Geistige hinüber. So muß in der ‚Grünen Flöte' der Tanz das Starre zum „Menschlichen" erlösen. So muß eine Philosophie über Takt, Scham, Distanz und Stil dazu herhalten, die Ballett-Exzesse in ‚George Dandin' zu rechtfertigen. „Und das schien mir auch". — genau gewußt hat es also der dramaturgische Verfasser nicht — „die Absicht dieser Aufführung des Deutschen Theaters zu sein: zwischen einer bis zum Karikaturistischen realen Welt des Scheins und der lächerlichen Formen und einer fast unwirklichen Tändelwelt des Spiels und der leeren Liebelei einen einzigen wirklichen Menschen zu zeigen, der hinter seiner Maske das allgemeine Menschenlos trägt, getäuscht und einsam zu sein." Und weil man der ‚Rappelkopf'-Inszenierung Reinhardts, die Raimunds ‚Alpenkönig und Menschenfeind' aus dem Frühling in den Winter versetzte, Pietätlosigkeit vorgeworfen hat, verkündet das Buch, daß das Deutsche Theater diesen Vorwurf grade aus Liebe zu Raimund auf sich nahm, der es, wenn er heute lebte, grade so ge-

macht hätte. Weiter. Reinhardt sind Schauspieler wegengagiert worden. Was sagt also Carl Heine über den Reinhardtschen Darsteller, damit nur ja die Talente zu kleinen Gagen kommen und bleiben? „So weiß jeder Darsteller sein Vermögen einer Verwaltung anvertraut, die ihm den denkbar höchsten Zinsfuß verspricht. Deshalb gibt er sich Reinhardt in hemmungslosem Vertrauen hin und empfängt von ihm einen Reichtum, der auch den geringsten Darsteller in gewissem Sinne dem besten, der aus andrer Schule kommt, überlegen macht."

Dieses Buch wird peinlich durch eine Sachlichkeit, die die Reklame versteckt, und einen Feuilletonismus, der die Aufmerksamkeit einschläfert. Es ist, trotzdem Ernst Stern mit seinem Text und den Reproduktionen seiner Szenenbilder aus der Werkstatt spricht, nicht auf Wahrheit, sondern auf Menschenfang gerichtet. Weil aber die Mitarbeiter des Deutschen Theaters um Reinhardt, seine Bühne und sich selbst eine chinesische Mauer gezogen haben, sehen sie nicht die Wirkung ihrer Propaganda und die Reaktion der Außenwelt. Sie, die eine Atmosphäre schaffen wollen, in der mißlungene Inszenierungen wie künstlerische Ereignisse leuchten, schaffen in Wirklichkeit eine Atmosphäre, die den Zugang zu gelungenen Inszenierungen umnebelt und erschwert.

Bankerott von Alfons Goldschmidt

Haben wir den Staatsbankerott? Man kann sagen: Wir haben den Staatsbankerott nicht, denn es gibt bei uns noch keine offizielle Bankerott-Erklärung, noch keine „aufgeschobenen Obligationen", noch keine Repudiationen. Die Deklarationsmerkmale des Staatsbankerotts sind noch nicht da. Sully, Mazarin, Colbert haben die Verpflichtung früherer Staatsgewalten nicht anerkannt. Oesterreich, Italien, Spanien, Griechenland, Holland, Kur-Hessen, Westfalen, die Türkei, südamerikanische Staaten, mittelamerikanische Staaten: eine lange Konkursreihe. Da gab es erklärte Bankerotts, Innenbankerotts mit Aufrechterhaltung der Außenzinszahlung, Zinsrückhaltungen auf Zeit, radikale Konvertierungen. Alles das gibt es bei uns noch nicht, und doch haben wir das Gefühl, einen Staatsbankerott zu erleben. Es ist noch keine aufgelegte Insolvenz, aber es sind beinahe 170 Milliarden Mark eingestandene Schulden, wahrscheinlich 250 Milliarden Mark Gesamtverpflichtungen und 16 Milliarden oder mehr Zinsendienst. Ich vermeide die Volksvermögensschätzung, die Gesamteinkommenschätzung, denn das sind sehr unsichere Größen, es sind Vermutungen. Aber auch Herr Schiffer konnte nicht sagen, wie er aus diesem Elend rauskommen will. Er konnte nur eine Programmskizze geben, kein Sanierungsprogramm. Wir wollen uns nicht täuschen, wir wollen nicht blind sein: der Krieg hat Deutschland den Staatsbankerott gebracht. Den tatsächlichen Staatsbankerott, denn nicht auf die Deklaration kommt es an, sondern auf die Belastungswucht. Mit alten Mitteln, mit üblichen Methoden, mit mehr oder weniger ausgebauten Helfferich-Methoden kommen wir nicht raus aus der Misere. Kein Finanzminister, kein Fachmann hat bis heute einen durchführbaren Vorschlag gemacht. Wo ist die Rettung? Bei der Arbeit und bei den Arbeitern. Die Wirtschaft kann nicht arbeiten unter diesem

Riesendruck, der Staat darf nicht in schwersten Sorgen bleiben, man muß befreien. Man muß befreien, damit die Arbeit frei wird. Es ist nicht der Untergang des Reiches, wenn man befreit, sonst wären schon viele Reiche untergegangen. Frankreich wäre untergegangen nach der Revolution, Oesterreich wäre untergegangen, Spanien wäre untergegangen, Mexiko, die Türkei, China. Sie leben alle noch. Aber heute muß noch erheblich radikaler befreit werden als früher. Der Staat hat die Riesenforderungen, die Riesensteuerforderungen an die Wirtschaft. Er ist Hauptgläubiger der Wirtschaft. Er kann, wie der Kaufmann, übernehmen und so die Arbeit frei machen. Die Kolossalschulden haben das Reich tatsächlich zum Hauptbesitzer der Wirtschaft gemacht. Man muß also nur folgern, man muß sozialisieren und zwar ohne Angst, ohne kleinliche Rücksicht, zum Zweck der Arbeitsbefreiung. Man kommt sonst nie raus aus dem Elend. Aber man darf nicht bei der Reichsfinanzsanierung stehen bleiben. Die Internationale, die Arbeiter-Internationale hat hier eine Aufgabe. Eine ungeheure Aufgabe, eine Solidaritätsaufgabe, eine Prüfungsaufgabe. Der Völkerbund ohne internationale Sanierung wäre kein Völkerbund. Er wäre kein Arbeitersolidaritätsbund. Er wäre nicht die Internationale, die die Welt allein noch retten kann. Die Arbeiterschaft eines Landes darf nicht die Versklavung der Arbeiterschaft des andern Landes dulden. Weg mit den Kriegsbelastungen, säubert den Bund von den Finanzbedrückungen, fordert und erwirkt die Sozialisierungs-Internationale und laßt es nicht bei den Programmläppereien bewenden. Denn das Programm enthält bis jetzt nur eine sanfte Sozialpolitik und keinen Sozialismus. Die Welt muß sich bankerott erklären, damit sie sich sanieren kann. Macht einen dicken Strich, vergesellschaftet: dann habt Ihr die Rettung.

*

Auf die Charakterisierung des ‚Jobbers der Republik' hat Wilhelm Herzog in seiner Zeitung mit einem Artikel: ‚Pestilenz der Hölle' geantwortet. Wenn man es eine Antwort nennen will, daß Einer schimpft, den Märtyrer posiert und sich um Tatsachen herumdrückt. Dieser jämmerliche Versuch eines Schädlings am Sozialismus, den Kampf gegen ihn, ihn allein, in einen Kampf gegen die gute Sache und ihre saubern Vertreter umzufälschen, wird kaum einen Kenner der Dinge überzeugen. Es ist ein schäbig wehleidiges Unternehmen. Aber es muß doch klipp und klar gesagt werden: mit Liebknecht, Rosa Luxemburg und Kurt Eisner hat dieser Herzog auch nicht das Geringste gemein. Es ist — um es milde auszudrücken — eine unerhörte Kühnheit Herzogs, sich diesen Hochkämpfern zu gesellen, diesen Reinheitsfanalen. Der Bursche macht sogar aus dem Tode der Propheten des Sozialismus eine Konjunktur für sich. Das unternimmt er, aber die von mir vorgebrachten Tatsachen widerlegt er nicht, bestreitet er nicht einmal, hütet er sich sogar, seinen Lesern zur Kenntnis zu bringen. Als Liebknecht ermordet war, am Tage der Ermordung, lag er im Bett, trank Chocolade und unterließ es, würdig und wuchtig zu schreiben. Jetzt begehrt er auf, jetzt, da alle Anständigen, auch bürgerlich Anständigen Abscheu äußern. Wir wollen diesen schachernden Nachläufer nicht. Er hat die gute Sache des radikalen Sozialismus, für die ich mit ihm kämpfen sollte, bei der ich bleiben will, beschmutzt. Er ist ein rentengenießender, arbeitsnutzender Kapitalist, der vom Sozialismus schwatzt. Ich warne noch einmal dringend vor ihm. Ich muß warnen, denn es darf nicht sein, daß dieser Mindermensch das Lilienpanier der Menschlichkeit in seinen Pinkehänden trägt.

Bund der Landwirte

1914	1919
Des Morgens speit er auf die Berolina, des Abends macht er sichs bei ihr bequem; auf seiner Klitsche geht er mit die Hihna zu Bett — und hier mit anderswem.	Von Januschau und hinter Bautzen nach dem verendenden Berlin sah man mit geifervollen Schnauzen die Totengräber Deutschlands ziehn.
Und in den Sektlokälern stellen sie sich wie Eichen auf, so fest und stark: „Wat, Kuhlow, det sinn hier Marjellen! Un Rasse ham se . . . !" (Zwanzig Mark.)	Als ob die Welt nicht an den Ränken der Sippe Gut und Blut verlor, so räkelt sie sich auf den Bänken und reißt das Maul auf bis zum Ohr.
Am nächsten Morgen sitzt er, strammgerötet und gut rasiert (die Aeuglein noch verklebt), im Zirkus, wo man sein Feinde tötet — „Die roten Juden!" — und die Sitzbank bebt.	Das alte Preußen . . . Hoch auf Willem . . . Man kennt sie ja die Melodei, man kennt auch den Refrain in stillem: die Korruption, die Schweinerei . . .
Der ganze Stall scharrt stürmisch mit den Hufen, es schnaubt und wiehert jeder dicke Gaul, und alles glotzt von jenen Zirkusstufen dem alten Schimmel Oldenburg ins Maul.	Wie hat die Kriegszeit überdauert das alte Januschauer Pferd: es ist wie ehedem verbauert, ein Krippenfresser und nichts wert.
. . . Des Morgens speit er auf die Berolina, des Abends greift er ihr ans volle Bein. Und das sind unsre Herrscher und Verdiener . . . Ich bin ein Preuße, will ein Preuße sein!	Dasselbe Fuhrwerk wie vor Jahren. Der Kutscher spricht dem Lenker drein. Noch heut will Michel damit fahren. Die bleiben ewig, was sie waren. Ich will kein Preuße, will kein Preuße sein!
Die Schaubühne X. 9 Theobald Tiger	Hans Styx

Antworten

Genealoge. Als hier in Nummer 51 des vorigen Jahrgangs, Johannes Fischart festgestellt hatte, daß der Freude unsrer Antisemiten über Karl Liebknechts jüdische Abstammung jede Triftigkeit fehle, indem sein Vater sogar ein Nachfahre Martin Luthers gewesen sei: da höhnten sie, daß die Mutter Natalie Reh geheißen habe und diesem Namen zufolge zweifellos . . . Also zweifelte ich; und ließ nachforschen. Und trotzdem Karl Liebknecht dem Judentum Ehre machen würde, muß ich doch eingestehen, daß es keinerlei Anspruch auf ihn hat. Der Vater seiner Mutter war der Hofgerichtsadvokat Theodor Reh in Darmstadt, der letzte Präsident der Nationalversammlung von 48 und Protestant. Dessen Vater wieder war Konsistorialrat in Darmstadt; und alle Rehs, die ihren Stammbaum bis 1500 zurückführen, sind, ohne Ausnahme, väterlicher- wie mütterlicherseits evangelisch gewesen. Der Name leitet sich von dem Ort Rehe im Westerland her, und das e ist erst später weggeblieben. Und nun bin ich neugierig, was unsre Antisemiten jetzt aushecken werden.

Viele Leser. Georg Metzlers Abhandlung über die Schuld am Kriege (in Nummer 7/8) hat euch so ergriffen, daß Ihr mehr zu diesem Thema zu hören wünscht. Die Zusammenstellungen über den Anteil Rußlands, Englands, Oesterreichs und Deutschlands am Kriegsausbruch sind den Werken Richard Grellings entnommen, die nicht weniger als 2031 Seiten umfassen (im Verlag Payot & Co. zu Lausanne erschienen sind) und folgende Titel tragen: J'accuse; Das Verbrechen; Belgische Aktenstücke; Die ‚Enthüllungen' des Prozesses Suchomlinow; London-Berlin-Wien-Petersburg; Der springende Punkt. Es existiert kein Buch, das zur Zeit zu lesen wichtiger ist als diese. Wenn nicht Grellings Beweisführung unentrinnbar zwingend und seine Darstellung trotz der kühlen Wissenschaftlichkeit mitreißend wäre: man würde ihm jedes Wort über die Vergangenheit, das man nicht nachprüfen kann, einfach des-

halb glauben, weil er für die Zukunft so grauenhaft recht behalten hat. Der Historiker akkreditiert den Propheten. Im Mai 1915 sagt er an, was drei und vier Jahre später geschehen ist. Manche Einzelheiten sind in so verblüffendem Grade eingetroffen, daß es doch wohl übernatürliche Kräfte, doch wohl mehr Dinge zwischen Himmel und Erde geben wird, als eure Schulweisheit sich träumt, Horatio. Die alte Regierung hat gewußt, warum sie diesen ebenso kühnen wie tiefgebildeten, diesen unerbittlich durchschauenden und furchtlos konsequenten Autor mit sämtlichen Mitteln ihrer Feigheit, Kurzsichtigkeit und Schäbigkeit verfolgt und keine Zeile von ihm über die Grenze gelassen hat. Wäre auch nur ‚J'accuse' in Deutschland ungehindert gelesen worden, so wäre der Kriegswille dreieinhalb Jahre früher erlöschen, Millionen Menschen wären leben geblieben, und der Friede wäre — es ist nicht zu zählen, um wieviel Mal besser ausgefallen als jetzt. Und das alles mußte selbstverständlich verhütet werden.

F. S. Sie fragen mich, ob es denn nötig sei, daß die ‚Büchse der Pandora' auf die Bühne gezerrt werde. Ja. Denn gezerrt werden höchstens diejenigen Zuschauer ins Theater, die da nichts zu suchen haben. Könnt Ihr immer noch nicht begreifen, daß jede Schicht der Deutschen das Recht hat, sich die Stücke anzusehn und zu beklatschen, die ihr angemessen ist? Die Einen (Millionen) wiehern Sudermann zu, und die Andern (Hunderte) lassen Wedekind sprechen. Und ich lehne es ab, ihnen mit dem biedern Baß des Vermittlers klar zu machen, daß es nicht so schlimm sei, und daß auch hier sittliche Werte . . . Es ist so schlimm, und die sittlichen Werte mag sich jeder zuallerletzt in der Kunst heraussuchen. Aus dem jungen Wedekind hat der Dämon getönt, und das ist genug. Wems nicht paßt, der gehe nicht hin.

Soldat. Sie unterschreiben Wort für Wort die schweren Beschuldigungen, aus denen die Broschüre des tapfern, vorbildlich uneigennützigen Otto Lehmann-Rußbüldt besteht: ‚Warum erfolgte der Zusammenbruch an der Westfront?' Ich auch. Alle unterschreiben das, denen die Wahrheit wichtiger ist als ein paar Phrasen und einige bunte Abzeichen. Wieder und wieder steht in dem schmalen Bändchen — eins von neunen, die eine hochverdienstliche Flugschriften-Serie des Bunds Neues Vaterland beginnen —, wie die Soldaten geschunden worden sind, und wie Keiner, Keiner für ihre Klagen ein Ohr oder gar ein Herz hatte. Heute ist es zu spät. Laßt es euch eine Lehre sein!

Ida Boy-Ed. Du trittst in die Schranken und verteidigst den deutschen Offizier, den du nie bei der Arbeit gesehen hast, der aber für dich noch immer, noch immer eine reine Fahne in der Faust flattern läßt. Dein Publikum schlingt es befriedigt, und bis dahin geht die Sache weiter keinen was an. Aber da steht unter deinen Sprüchen im roten ‚Tag' zu lesen: „Im Frieden war es für das Leben in Kiel ein gewaltiger und nervenaufpeitschender Umstand, wenn sich am Freitagabend, mit der Rückkehr der Hochseeflotte von ihrer Wochenübung auf See, zwanzigtausend Männer, die Adern von Begierden geschwellt, über die Stadt verbreiteten." Mensch! Ida! Schämste dir jar nich?

August Gr. Nichts höre ich lieber, nachdem ich in Nummer 6 mich gewundert hatte, mit welcher Unbekümmertheit in berliner Schulen monarchische Propaganda getrieben wird — nichts höre ich lieber, als daß schon zwei Tage nach Kaisers Geburtstag die Direktoren der höhern Lehranstalten von Groß-Berlin ins zuständige Ministerium bestellt und mit aller Schärfe angewiesen wurden, solche Agitation in der Schule

zu unterlassen und zu verbieten. Für einen besondern Fall schwebt eine formelle Untersuchung. Die Versammlung diente zugleich dazu, den Herren Direktoren den Standpunkt des Ministeriums in der Religionsfrage klar zu machen. Jede Verbreitung des berüchtigten Religionsfragebogens, der vom Verein der Religionslehrer stammt, ist untersagt worden. Soweit mein Gewährsmann. Hoffentlich hält diese Maßregelung eine Weile vor.

K. Sch. Aber ich bin kein Dramaturg. Sie erwarten von mir positive Vorschläge für die berliner Theaterdirektoren. Nun, Julius Bab hat hier seit 1905 in jedem Jahr ausgezeichnete Vorschläge gemacht, und die Thespisse sind ihre eigenen Kassenwege gegangen. Und wenn einmal der Wunsch nach Pinke zurücktritt, dann kommt das ‚Junge Deutschland' heraus. Heinrich Mann hat von den Deutschen das wahre Wort gesagt: „Diesem Volke ist nicht zu helfen." Dem Theatervolke schon garnicht.

Wilhelm A. Sie wundern sich, daß ich Kurt Eisner nicht öfter und nachdrücklicher vor den Zierden der berliner Journalistik in Schutz nehme. Dazu habe ich zuviel Vertrauen zu seiner Stärke. Was denn auch soll man von einer Gilde erwarten, die bei jeder offiziellen Gelegenheit durch Herrn Georg Bernhard vertreten wird! Sie kann weder so viel Verstand haben, um einen Geist vom Range Kurt Eisners zu begreifen, noch so viel Ethos, um ihre Verlogenheit von seinem Wahrheitsdrange beschämen zu lassen. Aus seiner zu ihrer Welt führt keine Brücke. Und in dem Sumpf, den ihre Welt darstellt, und der sich bis an die Grenzen der seinen ausdehnt, wird dieses arme deutsche Volk ersticken. . . . Hatte ich grade geschrieben. Da half sich das arme deutsche Volk so einfach, wie es seiner unzusammengesetzten Gemütsart entspricht: es begnügte sich nicht mehr, gegen die Wahrheit verstockt zu bleiben, sondern räumte den Wahrheitskünder weg. Der nicht töten, sondern lebendig machen wollte, wurde getötet. Der Zweck der Uebung? Schwarz muß ja doch weiß werden, wenn die Augen eines Mannes sich schließen, der gesehen und nicht verschwiegen hat, daß schwarz in alle Ewigkeit schwarz, daß der Weltkrieg nicht entstanden, sondern von einer verbrecherischen Horde deutscher Militaristen herbeigeführt worden, und daß der Untergang Deutschlands nur von Deutschen abzuwenden ist, die entschlossen einen Trennungsstrich zwischen sich und den Geistern der Finsternis gezogen und ein ehrliches Bekenntnis zu der neuen Realpolitik des Idealismus, der Offenheit, des gegenseitigen Vertrauens abgelegt haben. Ein solches Bekenntnis von Raubrittern zu verlangen, von einer Gattung, die bis dahin über keine andern Handwerkszeuge verfügt hatte als über diese beiden: Kanonen, um die Körper totzuschießen, und Geld, um die Seelen zu kaufen und zu verderben — sich mit der Hoffnung auf Verwirklichung Teufel zu Menschenbrüdern umzuwünschen: das bewies einen Grad von Weltfremdheit, der höchstens durch die Verkennung der eigenen Mitläufer übertroffen werden konnte. Kurt Eisner hatte gut rufen: „Das Wort ist nichts, wenn hinter dem Wort nicht ein reiner Wille steht, der das Wort betätigt!" Kams aber zur Probe, sollte der reine von dem unreinen Willen, der Wortespucker von dem Wortebetätiger geschieden werden, so plumpste dieser flammende Republikaner, der sich unbedenklich zum Opfer brachte, auf die Jobber der Republik herein, auf Spesenpreller, Film-Spekulanten und Schieber, welche die rote Fahne vor sich her trugen, um die Dreckpatzen auf ihrer Weste zu verbergen, und seine Sache unendlich schädigten, weil diese un-

vermeidlicherweise nach ihnen, ihren mißtönig kreischenden Ausschreiern, eingeschätzt wurde. Vielleicht hat ihm zur praktischen Wirkung nichts so sehr gefehlt wie die praktische Menschenkenntnis. Liest man ‚Die neue Zeit', die beiden Folgen seiner Revolutionsreden (die im Verlag Georg Müller erschienen sind), so ist man überwältigt von dieser Glut, diesem Adel, dieser Gläubigkeit, diesem biblischen Pathos, das niemals schwülstig wird, sondern denselben Unterton von innerster Fröhlichkeit des Herzens hat, die ein Gespräch mit ihm so beglückend machte: Liest man Kurt Eisner jetzt nach seinem Tode, so lacht man noch bitterer und verachtungsvoller über die böswilligen oder schwachköpfigen Zeilenschinder, die keine andre Erklärung als Eitelkeit dafür hatten, daß Einer nicht gern von seiner sella curulis gewichen wäre, der sich als Träger einer Mission fühlte. Die Arbeiter, Bauern und Soldaten, die für diesen gefallenen Führer in München die Glocken läuten ließen und Landestrauer in Bayern anbefahlen, haben besser als die Sprachrohre einer entarteten Bourgeoisie gewußt, wen da ein Exponent des alten, heimtückischen, verlogenen Systems nicht Auge in Auge, sondern von hinten erschossen hat: einen Propheten, einen Messias, einen Vorläufer des Erlösers, der selber zum zweiten Mal hoffentlich erst am Ende aller Tage erscheinen wird, weil sonst auch er, sobald er seine Absicht geäußert hätte, wie vor zweitausend Jahren verraten und ans Kreuz geschlagen werden würde.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die Kehrseite von Ludwig Jurisch

Wer so wenig zum Byzantiner vor der Masse wie zum Byzantiner vor der Majestät taugt, hat die Pflicht, den Tatsachen hart auf den Leib zu rücken und auch die Kehrseite der Erscheinungen ins Auge zu fassen. Die Vorderseite: das ist oben die spießbürgerliche Unfähigkeit, die Revolution rüstig vorwärtszutreiben oder wenigstens ihr bißchen Ergebnis fest zu verankern, ist die verzweifelte Ausflucht, in großen Dingen schlau sein zu wollen, ist der stumpfsinnige Wahn, eine aus den Fugen gegangene Zeit mit den harmlosen Mittelchen aus der alten Hausapotheke wieder einrenken zu können — und all das ist für Deutschlands Gegenwart und Zukunft schlimm genug. Aber die Kehrseite: das ist unten die verblendete Planlosigkeit über Weg und Ziel, ist der verblendete Glaube an die allein seligmachende Gewalttat, ist der heisere Schrei nach unmittelbarstem Gewinn und Genuß, ist wilde Sozialisierung und nutzloser Streik — und all das ist fast schlimmer für Deutschlands Gegenwart und Zukunft.

In der Tat: wo ist jener quellklare Idealismus der pariser Arbeiter, die nach der Februar-Revolution aus freien Stücken „drei Monate Hunger" in den Dienst der jungen Republik stellten! Wo läßt sich vier Monate nach dem November-Ereignissen überhaupt noch etwas von wirklich revolutionärem Idealismus wahrnehmen! Wo verspürt man in Attentaten und Schießereien, Putschen und Plünderungen nur einen Hauch jenes großen, gewaltigen Schicksals, das den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt! Nirgends eine schöpferische Tat, ein hinreißender Gedanke oder auch nur eine umfassende Gebärde — und wir Toren hatten durch die November-Nebel schon die Blütenpracht eines neuen Frühlings leuchten sehen! Betrübend ist es, muß aber ausgesprochen werden: junge Brauseköpfe gibt es, echte Revolutions-Enthusiasten, die, ganz Glut und Lohe, noch vorgestern für die große Sache freudig ihr Leben auf der Barrikade gelassen hätten, und die heute nach vielfältigen Erfahrungen die Division Gerstenberg in einem versöhnenderen Lichte sehen, als sie es von Rechts wegen, von Revolutionsrechts wegen verdient!

Der kühl abwägende Historiker von übermorgen freilich kommt diesen Unerfreulichkeiten mit hieb- und stichfester objektiver Erklärung bei. In allem wird er eine unmittelbare Folge der vier Jahre sehen, da Europa in ein Menschenschlachthaus verwandelt war. Und dem ist so. Denn ein Geschlecht, das durch den materiellen und moralischen Schlamm der Schützengräben geschleift wurde, das den bluttriefenden Widersinn des Mordens täglich und stündlich mit Ekelgefühlen erlebte, das die Schweinerei

in der Etappe und das Schiebertum im Hinterland kennen lernte und sehen mußte, wie, die „Stimmung“ hochzuhalten, eine feile und feige Presse über den Totentanz draußen und den Tanz ums goldene Kalb drinnen einen verklärenden Schleier, gewoben aus Rosenblättern und Tautropfen, breitete — ein solches Geschlecht mußte den Glauben an das Ideal einbüßen und dafür den Glauben an die Gewalt eintauschen. Durch diese ideallosen und gewalttätigen Elemente ist heuer das Wesen der Arbeiterbewegung von Grund auf verändert. Früher bestand der Kern des sozialistischen Heeres aus dem besonnenen, ruhigen Arbeiter zwischen Zwanzig und Vierzig, der seinen kleinen Bücherschrank zuhause hatte, in Lassalle und oft auch in Marx beschlagen war und sich auf jeden Fall seiner geschichtlichen Aufgabe, Pionier einer bessern Gesellschaft und Träger einer höhern Kultur zu sein, bewußt blieb. In diesen Schichten lebte etwas von dem stürmischen Idealismus, der bei der bürgerlichen Jugend längst erloschen war. die Bereitschaft, Glück, Gesundheit, Leben für ein nicht Sichtbares und Gegenwärtiges in die Schanze zu schlagen, der Wille zur erhabenen Selbstaufopferung. Die im russischen Sinn Radikalen freilich wie Rosa Luxemburg sahen schon zu Friedenszeiten in den Unorganisierten den eigentlichen Hebel der revolutionären Bewegung, und ein brennender Savonarola-Geist wie Ludwig Rubiner rief den „heiligen Mob“ zum Werkzeug der Umwälzung auf: „Prostituierte, Dichter, Unterproletarier, Sammler von verlorenen Gegenständen, Gelegenheitsdiebe, Nichtstuer, Liebespaare inmitten der Umarmung, religiös Irrsinnige, Säufer, Kettenraucher, Arbeitslose, Vielfraße, Pennbrüder, Einbrecher, Kritiker, Schlafsüchtige, Gesindel.“ Jetzt sind wir so weit: die Unorganisierten, politisch nie Aufgeklärten, von Partei und Gewerkschaft Unberührten sind heute das aktivste Element der revolutionären Arbeiterbewegung. Sie schnappen gierig nach jedem plumpen Schlagwort, sie fallen auf jeden faulen Zauber herein; sie beginnen gewissermaßen die Geschichte des Sozialismus noch einmal ganz von vorn und fangen, wie die französischen Arbeiter in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, mit der Zertrümmerung der Maschine ihr Werk an. Mit einem Wort: sie zerstören, wo aufbauen nottut. Und auch Rubiners Ruf nach „den Arbeitslosen, den Arbeitsunfähigen, den Arbeitsunwilligen“ findet heute vieltausendstimmigen Widerhall, denn neben den berauschten Schwärmern, die vom Kommunismus das tausendjährige Reich vom Fleck weg erwarten, hissen Gelegenheitsdiebe, Nichtstuer, Säufer, Pennbrüder und Einbrecher mehr als genug eine politische Doktrin als Fahne. Was dabei herauskommt, zeigt jeder Tag, denn was bald das westfälische, bald das thüringische Bergbaugebiet erschüttert, was bald in Bremen, bald in Düsseldorf aufzischt, was bald Bayern, bald Baden in Zuckungen schleudert, das hat ein der Sache des

Sozialismus so unzweifelhaft Zugetaner wie Karl Kautsky „die Herrschaft der Unorganisierten über die Organisierten, der Unwissenden über die Unterrichteten, der Selbstsüchtigen über die Selbstlosen" genannt. Und daß die Herrschaft der Unorganisierten, der Unwissenden und der Selbstsüchtigen eher ein kapitalistisches als ein sozialistisches Ideal ist, wird niemand bestreiten wollen noch können.

Daß schwefelgelbes Feuer heute in der einen, morgen in der andern Ecke Deutschlands aufflammt, bereitet den kommunistischen Führern allerdings inniges Behagen. Denn ob derart die letzte Lebenskraft aus unserm Boden ausgedörrt wird, ist ihnen gleich, und sie wissen anscheinend auch nicht, daß der planlose Putsch, mit dem sie ein wunder wie neues revolutionäres Kampfmittel anzuwenden glauben, in Wahrheit ein verstaubter Ladenhüter aus dem Kram Blanquis und Bakunins ist. Aber am tragischsten täuschen sie sich in dem einen: daß sie die zweite Revolution vorzubereiten wähnen. Die zweite Revolution scheint fast unvermeidlich, aber auf diese Weise kommt sie nicht — so kommt höchstens die Division Gerstenberg.

Die Kehrseite dieser Kehrseite wird auf Seite 270 gezeigt.

Kurt Eisner von Hans Natonek

Mit drei Argumenten hat man Kurt Eisner zu erledigen versucht: erstens, indem man ihn Kosmanowski hieß; zweitens, indem man ihn achselzuckend als Ideologen und Aestheten abtat; und drittens, indem man ihn ermordete. Dieser dritte Versuch ist geglückt.

Die Legende von Salomon K. gehört in das Bereich jenes elenden Antisemitismus, der auf dem Seuchenherd einer gewissen Presse herrlich gedeiht. Aber zugegeben, es hätte mit dem Salomon seine Bewandtnis, so ist doch solcher Anwurf und diese Art des Kampfes genau so dumm-brutal wie eine Revolverkugel. Sie sagt nicht das Mindeste aus gegen Den, der von ihr getroffen wird, sondern nur gegen Den, der sie abfeuert. In einem Aufsatz, in einer Theaterkritik Kurt Eisners atmete mehr lebendiges Deutsch als in den rassereinen Ariern, die ihn verfolgten. Einem ihrer Rädelsführer und Gesinnungsgenossen, dem zweifellos rasse-reinen Grafen Arco-Valley ist Kurt Eisner zum Opfer gefallen.

Der zweite Anwurf: „Ideologe und Aesthet" wurde von Jenen erhoben, die ihren eigenen Mangel an Ideen und Schönheitssinn Andern zum Vorwurf machen. Er war ein Schwärmer, sagten die trockenen Pedanten und Schleicher und rächten sich so für diesen Mangel. Er war ein Enthusiast und Fanatiker, sagten die Begeisterungsunfähigen und Schwunglosen. Er ist nicht ernst zu nehmen, sagte die Presse, weil er die Presse nicht ernst nahm.

Kurt Eisner war ein Temperament, ein Fanatiker der Wahrheit. Daran starb er. Er liebte die Wahrheit mehr als Heimat, Vaterland, mehr als sein eigenes Leben, er liebte sie über alles. Vielleicht liebte er die Wahrheit deshalb so inbrünstig, weil er in zehnjährigem Studium der Auslandspolitik die Lüge so gründlich kennen gelernt hatte. Jedes Temperament ist höchst individuell, ist bekenntnishaft, und so trieb Kurt Eisner eine Politik des Bekennens, des restlosen Eingestehens dessen, was ist. Selbstzerfleischung, schrieen Jene, die in der Wahrheit eine Gefahr sehen und die Methoden des Verschleierns immer noch anpreisen.

Es ist die Tragik Kurt Eisners, daß er, im Glauben an seine Ideen, die Macht der Verhältnisse unterschätzte. In einer Ansprache bei der Revolutionsfeier am siebzehnten November sagte er: „Wir wollen der Welt das Beispiel geben, daß endlich einmal eine Revolution, vielleicht die erste Revolution der Weltgeschichte die Idee, das Ideal und die Wirklichkeit vereint." Die Arbeit an dieser Vereinigung ist wahre Revolution. Kurt Eisner hatte ihr sein Leben geweiht; er war der Revolutionär in Permanenz. Die Wirklichkeit, sinnlos verkörpert in einem deutschen Leutnant, der Arco-Valley heißt, ist dieser rastlosen Lebensarbeit in die schaffenden Arme gefallen. Immer noch hat sich das Leben gegen Jene empört, die sich gegen das Leben empört haben. Das Leben duldet den Geist höchstens in der Verbannung der Schreibstube; tritt aber der „Ideologe" aus seiner Stille in die Wirklichkeit hinaus und gegen sie auf, dann höhnt sie, dann kreuzigt sie ihn in ihrer grenzenlosen Dünkelhaftigkeit. Und liegt das Opfer am Boden, dann triumphiert sie: Seht Ihr, der revolutionäre Ideologe hatte Unrecht! Indes es eben die typische Tragik der Idee ist, der Wirklichkeit zu unterliegen und dennoch in ihrem ewigen, unverrückbaren Recht zu bleiben — bis zum nächsten Mal, bis über hundert oder tausend oder zweitausend Jahre, bis zur endlichen Verwirklichung.

Diese realpolitische Zeit, die überwunden werden muß, ist sehr freigebig in der Verleihung des Ehrentitels: Ideologe, den sie als Schmähung gebraucht mit einer halben, verschämten Anerkennung. Auch Wilson nannte man so, zumindest in der ersten Zeit, als er sich noch nicht den wirklichen Verhältnissen angepaßt hatte. In der Tat ist Wilson auf dem Gebiet des internationalen Völkerlebens nicht minder Ideologe und Revolutionär, als Kurt Eisner ein Revolutionär der Demokratie, des bürgerlichen Parlamentarismus und der Lebenserneuerung war. Nur daß Wilson, mit ungeheurer Macht verschwistert, zum Kompromiß neigend, den Erfolg für sich hat, indes der jüdische Schriftsteller Kurt Eisner, den ein Dämon zum bayerischen Ministerpräsidenten emporgetrieben hatte, den Boden der bajuvarischen Wirklichkeit unter den Füßen verlor.

Eisner war der Typus des geistigen Politikers. Man kann mit Leichtigkeit eine Menge von Widersprüchen in ihm aufdecken, denn ein Geist von seiner Heftigkeit ist nicht in sich gefestigt, sondern wandelt sich organisch; ringend um die letzte Wahrheit, war er vor Irrtümern und Fehlgriffen nicht sicher. Aber seine Sünden waren wahrlich nicht schlimmer als die vieler andrer Politiker, die nie das Gute wollten, aber stets das Böse schufen — und dennoch sehr lebendig in unsrer Mitte wandeln. Kurt Eisner hat die Revolution gemacht — aber ihre Frucht in die Scheune einer neuen Demokratie zu bringen, wie er sie träumte, war ihm nicht vergönnt. Es ist die unausschöpfbare Tragik, daß der Geist wohl fähig ist, durch seinen Ruf eine Revolution zu wecken, aber unfähig, die Wirren, die ihr folgen, zu lösen. Vielleicht in zehn, vielleicht in fünfzig Jahren wird die Zeit für den Typus des geistigen Politikers reif sein. Die Lawine, die er ins Rollen brachte, begrub ihn. Aber die Bahn, die sie sich über alle Hindernisse und alles Geröll hinweg brach, wird einst strahlend sichtbar werden, und auf ihr wird der geistige Politiker, Nachfahre Derer, die nur Vorbereitung waren, schreiten können.

Wenn man in diesem Tempo fortfährt, die Schöpfer der Revolution zu meucheln, dann wird bald von ihr nichts übrig sein als ihre Nutznießer, als ihre lachenden Erben, die sich den Teufel um den Geist des Erbes scheren. Vergessen wir doch nicht, daß die Mehrheit des Volkes, daß alle herzhaften und geistigen Elemente „einst" — ist es schon Historie geworden? — der Revolution als einer erlösenden Tat zugejubelt haben! Und heute? Man lese die Presse-Nekrologe, und man weiß genug. Kurt Eisner und die Presse — das wäre übrigens ein Kapitel für sich; kein Politiker (vielleicht Bismarck ausgenommen) hat gewagt, die Presse so zu verachten und ihr so bittere Wahrheiten zu sagen wie Eisner. Das wird sie ihm, über das Grab hinaus, nie vergessen.

Wir aber wollen ihm nicht vergessen, daß er die Dinge kommen sah, als die neuen Republikaner noch von Grenzsicherungen schwärmten, wir wollen ihm nicht vergessen, daß er für seine voraussichtige Politik eingekerkert wurde und vermutlich noch heute, ein lebendig Begrabener, im Gefängnis schmachten würde, wenn ihn die Partei im September vorigen Jahres nicht als Reichstagskandidaten aufgestellt hätte. Aber auch der Kerker konnte seinen Geist nicht zum Verstummen bringen, ebensowenig, wie es der Revolver vermag. In der Haft schrieb er das Buch: ‚Träume des Propheten', das unvollendet blieb, weil er die Zeit gekommen glaubte, an die Verwirklichung dieser Träume zu schreiten. Er legte die Feder hin und stürzte sich in das politische Leben. Dieses mag anfechtbar sein, aber was sein glühender Geist erstrebt hat, wird für ihn zeugen.

Eiserne Stirnen von Georg Metzler

Was ist von allen fürchterlichen Erscheinungen dieser Entsetzensjahre wohl die fürchterlichste? Ist es der Jammer ringsum, die hohläugige Not, die uns überallher angrinst und sich mit frechem Luxus und einer gradezu perversen Vergnügungssucht so häufig kreuzt? Ist es die stille, herzbrechende Trauer der zurückgebliebenen Witwen, Waisen, Eltern und Geschwister um verlorenes, schändlichen Götzen geopfertes Glück? Ist es die verruchte Lüge, die unser Volk in einen schamlosen Angriffskrieg gepeitscht und diesen, von der ersten Minute an aussichtslosen Krieg Jahre hindurch wie ein aberwitziges Roulettespiel sinnlos verlängert hat? Die Lüge, die auch nach dem Umsturz tagaus tagein die Hirne verdummt, Leidenschaften und Haß entflammt, Protest und Anklagen gegen die Feinde erhebt, wo bescheidene Einkehr und Selbstanklage am Platze wäre? Ach, alles das ist gewiß furchtbar, trostlos — und doch: das Fürchterlichste ist es nicht. Das ist und bleibt die Eisenstirnigkeit unsrer politischen Macher aller Parteien, die freche Dreistigkeit, womit diese kümmerlichen Bankerotteure auch weiterhin sich in die Oeffentlichkeit wagen und ihr gefährliches Spiel mit der Existenz unsres armen betrogenen Volkes treiben.

Denn alle sind sie wieder da, alle. Herr Groeber, der an nationalistischer Torheit, Unwissenheit und Urteilslosigkeit vier Jahre lang Rekord-Ergebnisse erzielte. Herr Fehrenbach, der byzantinische Patriot und reaktionäre Schwätzer auf dem Präsidentenstuhl. Matthias Erzberger, der herzige Schneck, der in ein schlechtes Filmdrama paßt mit seinen kindischen Bestechungen und seiner Auslandspropaganda im Stil eines ramponierten Provinzwarenhauses. Herr v. Payer, der schon in der übeln Bülow- und Bethmann-Küche so brennend gerne mitgekocht und später dem selbst in Deutschland unglaublichen Hertling diplomatische Assistentendienste geleistet hat, Herr v. Payer, der Demokrat und Alldeutsche und Held von Brest-Litowsk. Und dann Friedrich Naumann, Friedrich der Große, der Held aller unreifen Jugend und halbgebildeten Schichten, der geistvolle Schwätzer und Garnichts-Könner, der ideologische Konjunktur- und Mode-Politiker, der alles, aber auch alles in seinem rühmlichen Leben verteidigt hat: den Anti- und den Philo-Semitismus, den Schutzzoll und den Freihandel, Sozialismus und Manchesterei, Kaisertum und Republik; und der niemals das leiseste Wörtchen gegen herrschende Gewalten und eine hohe Obrigkeit gewagt hat. Und als dann der Krieg kam, hei, wie da Herr Naumann tapfer wieder mit der Macht focht und immer vorne weg im übelsten, plattesten Imperialismus mit den wackern Zeitgenossen Jäckh und Rohrbach umherschwamm! Als aber der Wahnsinn am höchsten gestiegen war und die ollen

Kamellen des mitteleuropäischen Zollbündnisses automatisch aufgewärmt wurden, da hatte Herr Naumann alsbald die Witterung: sein „konstruktives" Gehirn phosphoreszierte und schenkte dem staunenden Weltall das Buch von ‚Mitteleuropa' (Auflage: 100 000). Alle Narren und Ignoranten berauschten sich an diesem Gebräu, und ein besonders intelligenter Bewunderer nannte das herrliche Opus „traumhaft schön". Ja, es war eine Lust zu leben, unausgesetzt zwischen Berlin und Wien auf Staatskosten einherzugondeln und sich feiern zu lassen.

Die Herren Sozialdemokraten dagegen von der Mehrheit, die Scheidemann, David, Landsberg e tutti quanti — sie haben vorsichtiger gesprochen, mit Zurückhaltung annektiert und des öftern gegen Imperialismus heftig gewettert. Aber sie haben nie auch nur entfernt den Militärs ernsthaften Widerstand geleistet, haben jahrelang die jämmerliche und verhängnisvolle Lüge des „Verteidigungskrieges" mit ihren Leibern gedeckt und sind, weil grade ihr Verrat an allen Lehren des Sozialismus so verderblich wirkte, im letzten, höhern Sinne die am meisten Schuldigen geworden. Und die Sozialdemokratie hat keineswegs nur für die Kriegs-Kredite gestimmt, sondern hat den Eroberungskrieg unterstützt und die deutsche Kriegführung erst spät und zaghaft getadelt. Für „Kaiser und Reich" hat sich Wolfgang Heine begeistert. Zu Hindenburg ist Ernst Heilmann gegangen. Für Annektionen bis zum Narew ist Landsberg eingetreten. Für die Balten- und die Flamen-Politik hat sich Scheidemann, für die „Angliederung Belgiens" Päus erwärmt. Herr David endlich, der Gelehrte der Zunft, hat in seiner stockholmer „Denkschrift" alle Bande frommer Scheu zerschnitten und mit eherner Stirn die völlige Unschuld der deutschen Machthaber „bewiesen"

Das sind, nach der Revolution wie vorher, unsre Protagonisten; denen, ausgerechnet denen soll die Entente, soll Amerika vertrauen! Diese Leute sollen sich entrüsten dürfen, wenn das Ausland harte Bedingungen stellt und sein Mißtrauen und seine Geringschätzung offen zeigt. Haben sie denn etwas andres verdient? Und die begüterten, die intellektuellen Schichten unsres Volkes und noch mehr die breiten Massen haben durch die Blutströme des Krieges, durch das Meer von Lüge und Betrug politisch noch immer nichts, aber auch garnichts gelernt, und noch dämmert ihnen die Erkenntnis nicht von ferne, daß mit diesen schuldbeladenen Führern unser Land weiter in den Abgrund taumelt.

Die Hauptmacher freilich in der Oeffentlichkeit und Presse wissen das ganz wohl, sie wissen, daß die Schuldfrage das zentrale Problem ist, wissen, daß das bisherige System den Krieg gewollt, herbeigeführt, durch Dummheit und Frivolität trotz allen Grausamkeiten verloren und alles Entsetzliche der Gegenwart verschuldet hat. Grade weil sie das wissen, suchen sie die

Verbreitung der Wahrheit durch Lügen und Totschweigen zu verhindern, den Haß des Volkes immer wieder auf die Feinde abzulenken, und führen dadurch zum zweiten Mal den Ruin des Landes herbei. Und, wir wiederholen, die breiten Schichten der Bourgeoisie und des Kleinbürgertums in den Städten und auf dem Lande ahnen die Zusammenhänge nicht, sehen nicht ein, wie tief das Mißtrauen der Feinde gegen die alte Lügen-Garde wurzelt, und wie begreiflich es ist. Der Kampf zwischen der Regierung und dem revolutionären Proletariat hat zwei grundverschiedene Elemente: einmal vertritt die Regierung eine, wenn auch radikale, so doch organische und darum vernünftige innere Politik und kann deshalb auf die Zustimmung einsichtiger Menschen rechnen — andrerseits aber hat sie, unter verlogenenen, haltlosen Scheingründen die ruchlose Kriegspolitik einer verbrecherisch unfähigen Regierung vier Jahre hindurch gestützt und gefördert; sie hat deshalb, und zwar grade die sozialdemokratische Partei, schwere Prinzipien-Felonie verübt und sich mit dem Fluch der Mitschuld bedeckt. Darum verfolgt sie der Haß, der begreifliche Haß der revolutionären Arbeitermassen, ein Haß, der auf eine ganze Reihe bekannter Tatsachen gestützt und mit tiefer Verachtung gepaart ist. Darum die Wut gegen die „Verräter", die mit eigentlichen Parteigrundsätzen nicht viel zu tun hat, sondern in das Gebiet der Ethik fällt; darum aber wird auch mit den jetzigen Führern sehr schwer ein ehrlicher Frieden innerhalb des Proletariats möglich sein.

Indeß, auch mit dem Rücktritt Einzelner kämen wir noch nicht viel weiter, käme das deutsche Volk nicht aus dem Abgrund heraus, in den es — wahrlich nicht ohne schwere eigene Schuld — gesunken ist. An dieser Schuld haben wir alle unsern Teil, Alt und Jung, Arm und Reich. Deutschland, das noch vor kurzem äußerlich so blühende mächtige Reich, ist zum odium generis humani, ist das Ziel des Universalhasses und einer noch schlimmern Geringschätzung geworden, weil es — lange, lange vor 1914 und während des Krieges — alle großen Prinzipien edler Menschlichkeit: Recht, Güte, Großmut, Milde, Gerechtigkeit mit absprechender Gebärde, oft auch mit egozentrischem Deliranten-Wahnsinn von sich gewiesen hat und wie ein toll gewordener Renner dem Prestige, dem Nutzen, dem Erwerb, dem Erfolg, der Macht in überheblicher Selbsteinschätzung nachgejagt ist. Es ist ein langes, trauriges Kapitel, wie das alles gekommen ist, kommen mußte mit unerbittlicher Logik, und wenn wir erst einmal wieder echte Historiker haben werden, edle freie Diener der Wahrheit, dann wird es Zeit sein, die Geschichte des deutschen Elends zu schreiben. Heute genügt es festzustellen, daß in diesem Kriege die humanitären Ideen grade von denjenigen Faktoren deutschen Lebens verraten und geschändet worden sind, die als erste und nächste zu ihrer Ver-

tretung berufen waren: von der Kirche, den Frauen, der Wissenschaft und Kunst.

Nie war eine Kirche, die sich christlich nennt, weiter entfernt von der Lehre des milden Galiläers, von dem Evangelium Christi als die verknöcherte und versteinerte, jedes geistigen Adels, jeder tiefern Menschlichkeit bare deutsche evangelische und katholische Kirche der Kriegszeit. Dümmste, bornierteste Verherrlichung unsrer militärischen Erfolge, salbungsvolle Verurteilung oder gar alberne Beschimpfungen der Feinde, blöde Rechtfertigungsversuche auch der schlimmsten Uebeltaten der Heimat, dies alles verlogenen Leitartikeln einer nichtswürdigen Presse nachgebetet, war das von so vielen deutschen Kanzeln den Gläubigen gespendete Produkt. Was die Konsistorien — diese übelsten Brutherde eines verdummten und verdummenden Servilismus — vorschrieben, was schlaue Kirchenfürsten lehrten, die sich doch noch lieber mit der heimischen Obrigkeit verhielten als mit dem Völkerhirten in Rom, das wurde von protestantischen und katholischen Pfaffen eifrig und fromm nachgepredigt. Und mag auch jetzt noch unter größten Anstrengungen und von katholischer Seite mit altgewohnter Pfiffigkeit versucht werden, die Schäflein wieder einzufangen und die Staatskirche zu retten, und mag das auch noch einmal auf längere oder kürzere Zeit gelingen: diese Kirche ist zum Tode verdammt, ist reif zum Untergang, weil sie, ihren hohen Beruf verleugnend, alle schlechten Instinkte in der deutschen Brust aufgepeitscht und entfesselt hat. Sie ist gerichtet und wird dem wahren Christentum Platz zu machen haben: den Lehren der Bergpredigt und der Evangelien.

Und die deutschen Frauen? Seit man nach der Vernichtung der ‚Lusitania', dem bestialischsten Verbrechen der Menschheitsgeschichte, sogenannte Damen der sogenannten gebildeten Stände vor Freude tanzen sehen konnte, daß so viele amerikanische Frauen und Kinder getötet seien — seit jener Zeit ist klar, daß die deutsche Seele krank, schwer krank ist, und daß nur eine schier uferlose Dummheit, Unwissenheit und Urteilslosigkeit das Megärentum dieser Huldinnen erklärt. Aber auch in dem allerneuesten Auftreten der politischen Damen in den verschiedenen Parteien — wie oft eine abstoßende Unweiblichkeit! Das sind wirklich meistens echt neudeutsche Frauen, die den deutschen Frauen der Vor-Luther-Zeit und der echten weimarer Zeit so weltenfern sind wie etwa eine Botokudin einer Pariserin. Nie ein warmer Ton, der von heißem Herzen und wirklichem innern Erleben zeugt, meistens, auch wenn sie von Haus, Hof und Familie sprechen, nur ein subalterner Positivismus und jene widerwärtige „Tüchtigkeit", die uns die Antipathie der ganzen Welt mit Fug und Recht eingebracht hat. Nein, viele dieser edlen Frauen, wenigstens soweit sie sich in der Oeffentlichkeit breit machen, sind „voll und ganz" würdig der teutschen Männer.

aus dem Wilhelminischen Zeitalter glorreichster Marke. Erscheinungen wie die holde Käte Schirmacher, um eine der besonders skurrilen herauszugreifen, sind verhängnisvoll und schädigen das deutsche Ansehen im Ausland empfindlich.

Die Gelehrten endlich, grade auch die „demokratischen", die Dichter und Künstler — was sie gesündigt, gefaselt, gelogen und gefälscht haben bis in die letzten Tage, das mögen gütige Götter gnädig mit Nacht und Grauen verhüllen!

Und deshalb immer wieder und wieder: das deutsche Volk muß sein Damaskus finden, muß endlich, endlich zum Bewußtsein seiner Sünden kommen, muß über den ruchlosen Krieg Reue empfinden als echtes und wahres inneres Erlebnis, muß die jahrzehnte alte Verhärtung aller weichern Instinkte in einem großen seelischen Reinigungsbade fortspülen, muß zu einem fruchtbaren Selbsthaß gelangen — mit einem Worte: muß Einkehr halten. Dann wird es in einer freien, moderner Entwicklung angepaßten Form jenes fromme und romantische Leben wieder auferstehen lassen, in Schlichtheit und Bedürfnislosigkeit, das dem frühern Deutschland so vertraut gewesen und ihm die Zuneigung und Sympathien der ganzen Welt verschafft hat. Die wäre auch heute zur Versöhnung und Verbrüderung bereit — freilich nur mit solch einem Deutschland der Einsicht und Einkehr. Lieber, ein würdiges Glied der Menschheitsfamilie, in Bescheidenheit leben, als durch säbelrasselnde Tüchtigkeit sich zum gehaßten und verachteten Volke hinabzuentwickeln. Wenn Deutschland nicht reinen Tisch macht und die Schuldigen aus seinem öffentlichen Leben entfernt — dann wird der Friede furchtbar hart werden. Denn trotz der „Revolution" wird die Welt niemals an eine wirkliche Sinnesänderung des deutschen Volkes glauben und wird danach handeln!

Nach und vor der Revolution von Olf

Scheidemann sagte, als Eisner ermordet war: „Nichts bezeichnet den Niederbruch einer Zeit deutlicher, als wenn die Unantastbarkeit des Menschenlebens nichts mehr gilt." Richtig. Aber er hätte das vor vier Jahren sagen sollen — und müssen.

*

Die Sozialdemokratin Anna Blos schreibt in der Zeitung des ehemaligen Sozialdemokraten Georg Bernhard über die Frauen in Weimar und meint von Lore Agnes: ihre bescheidene, echt weibliche Erscheinung und Art hat wohl bei manchem die Frage geweckt, was grade sie in die Reihen der Unabhängigen getrieben hat. Was, weiß ich auch nicht. Aber wie kann man, wahrhaftig, wie kann man nur so unbescheiden und unweiblich sein, Opposition zu machen! Und da gibt es noch Ungeheuer, die die Opposition der Unabhängigen mäßig, maßvoll, gemäßigt

finden! Frau Agnes sollte es wie Georg Bernhard machen und nach rechts abwandern. Aber vielleicht wandert der inzwischen zurück.

*

„In der Fähigkeit, die Angelegenheiten der Versammlungen von denen der Salons sauber zu trennen, ruht allein gesichert alle wirkliche Kultur", führt Willy Hellpach aus. Das Gegenteil glaube ich. Wenn nicht im „Salon" die Intrige ausbrechen und in der Versammlung die Plumpheit sich breit machen soll, muß die Vereinheitlichung des öffentlichen Lebens, muß die Veröffentlichung des Lebens — grade für dieses deutsche Geschlecht — geschehn.

*

Ehe Eisner starb, warf die Vossische Zeitung ihm vor, daß er seine Herrschaft auf die Duldung durch die unkontrollierte Massen und berliner Anarchisten vom Schlage eines Mühsam und Landauer stütze. Was Duldung durch unkontrollierte Massen heißt, weiß ich nicht, solange nicht gesagt ist, was geduldet wird. Aus dem Lyrikredner Mühsam scheint ein unschwätzerischer Redner, ein Mann geworden zu sein — aber Landauer: weiß die Vossische Zeitung nicht, wer Gustav Landauer ist? Der Schlag, von dem sie spricht, fällt auf sie selbst zurück. In den Dreck mit ihr!

*

Herr Georg Bernhard erinnert Erzberger an „das leichtfertige Wort", „daß er den Frieden zustande bringen werde, wenn er sich nur einmal ein paar Stunden mit Lloyd George an den Tisch setzen könnte". Fatal, für Erzberger eintreten zu müssen; aber man muß es, wenn der Angreifer Bernhard heißt — und Erzberger recht hat. Er hat es; denn als er das sagte, wäre es noch gegangen, und seine heutigen Verhandlungen beweisen dagegen nichts. Daß er heute mit Foch und nicht mit Lloyd George verhandelt, und nicht am Friedens-, sondern am Waffenstillstandstisch — wieviel Schuld daran wohl das Blatt des Herrn Bernhard trägt?!

*

Das Blüthner-Orchester durfte in Stettin nicht spielen, weil es zu Liebknechts Beerdigung gespielt hatte. Nun, so ist ja deutsche Politik. Leider verteidigt sich das Blüthner-Orchester nicht mit dem Hinweis auf sein Recht und Liebknechts Tugend, sondern auf seine Not.

*

Daß eine Liliput-Armee wie die als Reichswehr geplante sich über den Volkswillen hinwegzusetzen vermöge, hält der ‚Vorwärts' für unmöglich. Er berechnet nicht, daß auch die Liliput-Armee Maschinengewehre hat und der Volkswille keine. Aber vielleicht ist die angedrohte Unterstellung alles Kriegsgeräts und

aller Kriegsindustrien unter Entente-Aufsicht eine Lösung? Sie ist es, wenn sie die Abschnürung der Kriegsindustrien bedeutet! Auch die allgemeine Wehrpflicht soll uns auf zehn Jahre verboten werden. Endlich! endlich! Und Schande nur, daß wir warteten, bis wir gezwungen werden konnten. Und nun muß Einer anfangen; alles Gute zwischen den Menschen kommt ja nur deshalb nicht zust nde, weil immer der Andre anfangen soll. Nur der Anfang; werden die Andern es sich lange gefallen lassen, uns frei von aller Wehrpflicht zu sehn? Allerdings: vorläufig proklamiert die Begründung der Reichswehrvorlage als Hauptgrundsatz „Manneszucht, gepaart mit freiwilliger Unterordnung". Wie dies ungleiche Gespann zustande kommt, danach frage man die Phraseologen der Reichswehrvorlage-Fabrikanten. Der „sozialdemokratische" Kommandant von Berlin, Schöpflin, sieht eine fast grausame Ironie des Schicksals darin, daß der Staat, der einst die stärkste Militärmacht der Welt war, der zuerst die allgemeine Wehrpflicht eingeführt hat, jetzt genötigt ist, Freiwillige durch Zeitungsinserate zu werben. Nein, Exzellenz, das ist nicht Ironie, sondern Logik und Konsequenz! Der Abgeordnete Baerecke hält es für einen Skandal, daß sich Offiziere von Deserteuren, die niemals vor dem Feinde gestanden hatten, entehren lassen mußten. Exzellenz, diese Leute hatten vor dem Feinde gestanden, von dort waren sie desertiert, unter anderm, weil sie die entehrende Behandlung durch Offiziere, deren Ehre Ihrer Meinung nach in der Kleidung liegt, nicht mehr ertrugen. Reichswehrminister Noske glaubt mit seiner sozialdemokratischen Vergangenheit nicht in Widerspruch zu geraten, wenn er sich für die Wehrhaftigkeit des Reiches undsoweiter einsetzt. Von Ihrer sozialdemokratischen Gegenwart, Exzellenz, wagen Sie selbst nicht mehr zu sprechen, nicht wahr? Die neue Vorlage bedeute nicht im entferntesten eine Durchführung des Erfurter Programmsatzes: „Erziehung des Volks zur Wehrhaftigkeit"; das sagen Sie selbst, Exzellenz — und denken Sie, es gibt Leute mit der erstaunlichen Meinung, daß man 1919 diesen Programmsatz von 1891 anzweifeln und streichen, ja streichen, streichen, streichen solle! „Die Rang- und Gradabzeichen", sagt der Abgeordnete Aßmann, „sind keine Schneiderfrage. Hier handelt es sich um tiefe Gemütswerte." Sagts und hört: „Sehr richtig" rechts. Aber hört Ihr nicht eine Armee dagegen schrein? Zum Schluß wirft Noske dem Abgeordneten Oscar Cohn vor, daß er die französischen Chauvinisten unterstütze. Exzellenz, wenn Sie schon die Weltsituation und die Psychologie der Völker falsch beurteilen — müssen Sie auch mit diesem törichtesten Argument wilhelminischer Staatsmänner kommen?

*

Wilson soll, meldet der Schweizer Preßtelegraph, jetzt der Meinung sein, daß das neue Deutschland in gewisser Hinsicht

dasselbe Deutschland sei wie das alte. Er hat recht. Wenn aber die Deutsche Allgemeine Zeitung einen Funkspruch der Sowjets, der jede Absicht eines Angriffs auf Deutschland bestreitet, mit dem Satze: „Die Trauben sind zu sauer" interpretiert und W.T.B. dies weitergibt, dann ist das so widerlich, daß Wilson nicht mehr recht hat. In gewisser Hinsicht ist das neue schlimmer.

Das alte und das neue System von Johannes Fischart

Unter diesem Titel erscheint bei Oesterheld & Co. eine Auswahl aus der Serie ‚Politiker und Publizisten'. Wahrscheinlich wird es nicht bei einem Bande bleiben. Dieser erste enthält die folgenden Charakteristiken: Zedlitz, Ebert, Ludendorff, Theodor Wolff, Erzberger, Ledebour, Heydebrand, Tirpitz, Naumann, Wilhelm der Zweite, Clemens Delbrück, Pachnicke, Hamman, Adolph Hoffmann, H. v. Gerlach, Helfferich, Paasche, Scheidemann, Hans Delbrück, Bethmann Hollweg, Minna Cauer, Lensch, Reventlow, Michaelis, Stresemann, Persius, Payer, Westarp, Haase, Waldow, Kühlmann, Fuhrmann, Hertling, Friedberg, Beerfelde, Hintze, Luxemburg, Prinz Max, Eisner, Dittmann, Groeber, Eichhorn, Liebknecht. Das Vorwort lautet:

Die folgenden Portraitskizzen, die im Verlaufe eines Jahres, von Januar 1918 bis Januar 1919, in der ‚Weltbühne' erschienen sind, sollen nicht bloße Personalbeschreibungen sein. Ich habe vielmehr versucht, die einzelnen Persönlichkeiten in den großen Rahmen der politischen Ereignisse hineinzustellen. Dabei ist die ganze Vergangenheit Preußen-Deutschlands bis tief in die Bismärckische Zeit hinein aufgerollt worden. In dem vergangenen Jahre hat das alte System noch seine letzten, höchsten Triumphe gefeiert. Aber schon in dieser Zeit des wildesten Kriegsrausches, da die militärische und bureaukratische Reaktion wie nie zuvor ein Siebzigmillionenvolk in Fesseln hielt, pochte das neue System bereits, mahnend und begehrend, an die Pforte des äußerlich stolzen, innerlich aber schon zermorschten Gebäudes an. Das Kriegsglück verließ uns. Die militärische Front brach zusammen. Das parlamentarisch-demokratische Zwischenspiel eines prinzlichen Reichskanzlers folgte. Die Revolution brach herein. Die Kronen purzelten aufs Pflaster. Die sozialistische Republik wurde ausgerufen. Der anarchistische Kommunismus erhob sein Haupt und ward niedergeschlagen. Die Wahlen zur Nationalversammlung wurden angesetzt.

Alle die Persönlichkeiten, die, treibend, hinter diesen rasch wechselnden politischen Vorgängen standen, werden hier in ihrem Lebensschicksal und ihren Motiven aufgezeigt.

Ein Stück lebendiger Geschichte soll sich vor den Augen des Lesers abspielen.

Berlin, am Tage der Wahlen zur Nationalversammlung.

Schuldfrage und Friedensunterhändler

von Richard Grelling

Nach undementierten Zeitungsmeldungen sind zu Leitern der deutschen Friedenskommission die Herren Eduard David und Graf Brockdorff-Rantzau ausersehen. Herr Doktor David war mit erdrückender Mehrheit zum Präsidenten der Deutschen Nationalversammlung gewählt worden, mußte aber bald — auf Drängen des Zentrums — dem frühern Reichstagspräsidenten Fehrenbach Platz machen. Er wird nun von der Reichsregierung als der geeignetste Mann erachtet, um — gemeinschaftlich mit dem Reichsminister des Auswärtigen — die deutsche Republik bei den Friedensverhandlungen zu vertreten.

Wenn man — als Deutscher, der in jahrelangem Verbannungsaufenthalt in neutralem Lande die Stimmungen und Anschauungen des Auslandes kennen gelernt hat — solche Nachrichten liest, so faßt man sich an den Kopf und ruft verzweifelt aus: Sind denn die Deutschen immer noch mit Blindheit geschlagen? Haben sie nicht genug an der Blendung und Verblendung, in die gewissenlose Hypnotiseure mit raffiniertem Geschick ein tüchtiges und intelligentes Volk vier lange Jahre hindurch versenkt hatten? Wollen oder können sie auch heute noch nicht sehen, was außerhalb ihrer schwarz-weiß-roten Grenzpfähle gedacht, gesagt und geschrieben wird?

Daß noch heute, nach der Revolution, nach dem Verschwinden der schuldigen Dynastie und ihrer unmittelbaren Helfershelfer, kein Mann aus den jetzt herrschenden Parteien, aus der alten Sozialdemokratie, dem Zentrum und der sogenannten Demokratie, aufgestanden ist und das unumwundene Bekenntnis abgelegt hat: Ja, der Krieg ist von den frühern Machthabern Deutschlands bewußt und absichtlich herbeigeführt worden; wir sind nicht überfallen worden, nein, wir haben überfallen — daß zu solchem ehrlich-männlichen Bekenntnis in der heutigen Regierung und ihrem Mehrheitsblock nicht die Männer vorhanden sind: das muß man nachgrade, nach viermonatiger Revolutionsherrschaft, als eine unumstößliche Tatsache hinnehmen. Daß diese Tatsache uns im neutralen und feindlichen Auslande unermeßliche Nachteile bereitet, scheint die Kreise, die zu einem Schuldbekenntnis berufen und verpflichtet wären, nicht weiter zu beunruhigen. Wenn man aber jetzt so weit geht, Männer in den allerersten Vordergrund zu schieben, die den Schwindel des Verteidigungskrieges nicht nur mitgemacht haben, wie hundert andre, sondern als Herolde und Trabanten dem Hohenzollern-Kaiser vorausgezogen sind und mit ihm in die Welt hinausgeschrieen haben: „Mitten im Frieden überfällt uns der Feind! Unsre heiligsten Güter gilt es, gegen ruchlosen Ueberfall zu schützen!" — wenn man die absichtliche oder fahrlässige Blindheit so weit

treibt, dann wird es gebieterische Pflicht der Klarsehenden, den Leitern Deutschlands, die uns dem Abgrunde zuführen, ein energisches Halt zuzurufen.

Es war schon schlimm und unvorsichtig genug, den Zentrumsführer Erzberger zum Leiter der Waffenstillstandsverhandlungen zu machen — denselben Erzberger, der, solange die Kriegswogen mit günstigem Winde gingen, flott im annektionistischen Fahrwasser seiner Partei segelte, der aber in jener ersten Kriegsperiode sich noch vor Andern durch sein Verlangen nach einer grausamen Kriegsführung, zumal gegen England, auszeichnete. Nach dem preußisch-militaristischen Grundsatz: Je grausamer die Kriegsführung, um so menschlicher, weil um so kürzer der Krieg. Herr Erzberger mag noch so schöne Reden in der Waffenstillstandskommission halten, noch so herzbrechende Schreckensbilder von der heutigen Lage Deutschlands dem französischen Oberkommandierenden vorführen: der Marschall Foch wird in dem Zentrumsführer Erzberger stets einen Derjenigen sehen, die an dem Unglück Frankreichs, an der Verwüstung und Ausraubung seiner Provinzen, an der Tötung, Verstümmelung und Deportierung seiner Volksgenossen zum mindesten eine schwere Mitschuld tragen. Daß ein Unterhändler solcher Art der Gegenpartei gegenüber einen ungünstigern Stand hat als ein andrer, dem der Gegner nichts vorzuwerfen hat, dem er mit Sympathie und Vertrauen entgegenkommt, ist sonnenklar.

Jener erste Fehler wird nun aber durch einen zweiten schlimmern Fehler potenziert. Dem Zentrumsführer konnte man wenigstens nicht vorwerfen, daß er sich als Spezialist der deutschen Verteidigungslüge aufgetan, daß er den dokumentarischen Beweis des gegnerischen Ueberfalls den deutschen Machthabern, getreulich apportierend, zu Füßen gelegt habe. Dieser Spezialität hat sich der sozialdemokratische Führer David gewidmet. Schon in seinem 1915 erschienenen Büchlein: ‚Die Sozialdemokratie im Weltkrieg‘ hat er — auf ganzen sechsundzwanzig Seiten! — den unwiderleglichen Nachweis geführt, „daß bei der Untersuchung der diplomatischen Schuld der Löwenanteil auf die russische und danach auf die englische Diplomatie fällt . . . In Paris hatte man nicht die Kraft und auch nicht den ehrlichen Willen, sich aus der historischen und finanziellen Verbindung mit Rußland zu lösen, und die Wiedereroberung Elsaß-Lothringens war ein lockender Siegespreis.“ Die Machthaber Deutschlands, die Leiter der deutschen Politik waren — nach David — vollständig unschuldig am Kriege. „Die Behauptung, die Leiter der deutschen Politik hätten den Krieg gewünscht und angezettelt, fällt sonach bei Betrachtung der diplomatischen Einzelvorgänge in sich zusammen. Die Triple-Entente war eine aggressiv gegen Deutschland gerichtete Kombination. Der Dreibund hatte rein defensiven Charakter.“

Diese Deutschland voll entlastende, die Entente voll belastende Auffassung hatte Herr David sodann, in brüderlicher Uebereinstimmung mit der Schrift des Herrn Helfferich, in einer Polemik festgehalten, die er unter dem ansprechenden Titel: ‚Der Ankläger auf der Anklagebank‘ Dezember 1916 in einem ellenlangen Artikel der Frankfurter Zeitung gegen mich, den „großen Ankläger", in Wahrheit: den „leichtfertigen Skribenten und gewissenlosen Verleumder" losließ. In dieser, mit den zärtlichsten Kosenamen gespickten Kritik meiner Anklagethesen („Nägel am Sarge meiner literarischen Ehre", „Zeugnisse literarischer Gewissenlosigkeit"), war Herr David noch einige Schritte weitergegangen als in seinem 1915 erschienenen Buche. Seine mehr als einjährigen Studien hatten ihn zu der Ueberzeugung gebracht, daß Deutschland und Oesterreich alle, aber auch alle Einigungsvorschläge der Gegenseite angenommen hatten — sogar solche, von deren Annahme die deutschen und oesterreichischen Staatsmänner selbst nicht ein Sterbenswörtchen wußten, die nach den Reden und Denkschriften dieser Staatsmänner ausdrücklich und unzweideutig abgelehnt worden waren. Es ist unmöglich, an dieser Stelle auf die Einzelheiten der komplizierten diplomatischen Vorgänge einzugehen. Das Studium dieser Vorgänge hat sich im Laufe dieser Kriegsjahre zu einer umfangreichen Spezialwissenschaft entwickelt und alle Szenen und Akte dieses weltbewegenden historischen Dramas greifen derartig — gleich einem Räderwerk — in einander ein, daß man den einzelnen Vorgang nur im Zusammenhang des Ganzen gründlich erörtern und deutlich klar machen kann.

Hier nur einige Stichproben. Das deutsche Weißbuch und das oesterreichische Rotbuch stellen übereinstimmend fest, daß Deutschland und Oesterreich die von Grey vorgeschlagene Konferenz — das sicherste und geeignetste Mittel zum gütlichen Ausgleich der wenigen, zwischen dem oesterreichischen Ultimatum und der serbischen Antwortnote bestehenden Differenzpunkte — abgelehnt haben, „da wir Oesterreich in seiner Auseinandersetzung mit Serbien nicht vor ein europäisches Gericht zitieren könnten". Auch in dem Buche Davids — von 1915 — wird, der Wahrheit entsprechend, die Ablehnung der Konferenz durch die Zentralmächte konstatiert. Die eingehenderen Studien indessen — im Jahre 1916 — haben Herrn David zu der Ueberzeugung geführt, daß, außer allem andern, auch das „europäische Tribunal" von Oesterreich wie von Deutschland nicht abgelehnt, sondern angenommen worden sei. Natürlich ist auch Greys Einigungsformel (Blaubuch Nummer 88) von den Regierungen der Zentralmächte „angenommen" worden, obwohl Weißbuch wie Rotbuch — auch alle andern diplomatischen Bücher — keine einzige positive Erklärung über diese Annahme, vielmehr nur vage dilatorische Ausflüchte enthalten, die von Herrn David künstlich in Akzeptation um-

gewandelt werden. Der Suchomlinow-Prozeß war damals — Ende 1916 — noch nicht in die Erscheinung getreten. Hätte er ein Jahr früher stattgefunden, so hätte sich Herr David sicherlich die Gelegenheit nicht entgehen lassen (die alle Kriegskanzler begierig am Schopfe ergriffen haben), aus den Vorgängen dieses Prozesses den trügerischen Nachweis zu führen, daß Rußland nicht — wie es tatsächlich der Fall — zur defensiven Sicherung, sondern zum offensiven Angriff am einunddreißigsten Juli 1914 die Generalmobilisierung angeordnet habe. Auch ohne diesen Prozeß schon schwört Herr David in seinem Buche auf die offizielle Theorie preußisch-deutschen Völkerrechts, Mobilisierung sei gleichbedeutend mit Krieg. Während tatsächlich Mobilisierung ein Akt militärischer Bereitstellung ist, der nur durch das diplomatische Verhalten des mobilisierenden Staates seinen Charakter als Angriffs- oder Verteidigungsakt erhält. Da Rußland allen, von irgendeiner Seite vorgeschlagenen Verständigungsmöglichkeiten (Greysche Konferenz, direkte Verhandlungen zwischen Wien und Petersburg undsoweiter) seine Zustimmung erteilt und gleichzeitig eine Reihe selbständiger Einigungsvorschläge gemacht hat (Vorschläge Sasanows vom dreißigsten und einunddreißigsten Juli, vom ersten August und vor allem des Zaren Vorschlag der Haager Schiedshofentscheidung vom neunundzwanzigsten Juli), so kann nur ein Blinder oder ein Unehrlicher die Behauptung aufstellen, die russische Generalmobilisierung sei ein Angriffsakt gewesen. Unter welche jener beiden Kategorien Herr David sich stellen will, überlasse ich ihm, bemerke aber zur Erleichterung seiner Auswahl, daß er meines Wissens nirgends in seinen Schriften zur Schuldfrage die beiden wichtigsten russischen Friedensschritte, die Sasanowsche Einigungsformel vom dreißigsten Juli (Orangebuch Nummer 60) und des Zaren Vorschlag betreffend den Haager Schiedshof einer besondern Hervorhebung für würdig gehalten hat.

Ich muß mich an dieser Stelle mit den wenigen Stichproben begnügen. Meine zweitausend Seiten umfassenden Bücher über die unmittelbare und entferntere Vorgeschichte des Krieges geben den wissenschaftlich-dokumentarischen Nachweis für meine Behauptung, daß weder Rußland noch Frankreich noch England den Krieg gewollt oder herbeigeführt haben, daß die schuldigen Urheber dieses Krieges ausschließlich die Machthaber Deutschlands und Oesterreich-Ungarns sind.

Wenn eine Steigerung in der ungerechten Schuldbelastung durch Herrn David noch möglich war, so hat er sie in seinem dem holländisch-skandinavischen Sozialistenkomitee im Juni 1917 vorgetragenen Exposé vollzogen. Alles, was die alldeutschen Kriegsmacher und Kriegshetzer im Laufe der ersten drei Kriegsjahre an angeblichem Beweismaterial für die Schuld der Ententemächte zusammengetragen hatten, wurde von Herrn David seinen

internationalen Genossen in Stockholm als Panaschee vorgesetzt. Nicht ein Punkt ist darunter, den ich in meinen Büchern nicht widerlegt hätte. Die Schlußfolgerungen Davids lauten dahin:

> Betrachtet man dieses Bild der politischen Lage Europas vor dem Kriege ... so wird man auf die Frage, ob dieser Krieg für Deutschwirklich ein Verteidigungskrieg sei, mit einem energischen Ja antworten müssen ... Die Durchsetzung der gegen uns gerichteten politischen Eroberungsziele durch Rußland und Frankreich und die von England erstrebte weltwirtschaftliche Einschnürung hätte nicht zuletzt die deutsche Arbeiterschaft in ihrer ganzen Existenzgrundlage getroffen. Selbst wenn also in den kritischen Tagen vor Ausbruch des Krieges eine diplomatische Verschuldung deutscherseits nachzuweisen wäre, was meiner Ueberzeugung nach nicht der Fall ist, so würde sich für das deutsche Volk doch keine andre Losung ergeben haben als Verteidigung seiner Gegenwart und seiner Zukunft gegen eine seit Jahren auf das Ziel seiner Niederhaltung arbeitende Koalition ... Ist die oben gegebene Darstellung von den Beuteprojekten des Weltverteilungs-Syndikats richtig, so wird man auch annehmen dürfen, daß im seelischen Untergrund der Diplomaten, die die Sache der Entente führten, eine aggressive, auf den Krieg gerichtete Einstellung zu finden war. Und ist es richtig, daß die politischen Ziele der Zentralmächte im wesentlichen defensiv waren, so wird daraus der psychologische Schluß berechtigt sein, daß sie auch in jenen kritischen Tagen den Frieden wollten.

In demselben Stil und Gedankengang ist das ganze Stockholmer Exposé gehalten. Die „bekannte Ueberfalls-Legende" wird als article de Paris gekennzeichnet. An dem Unglück Belgiens ist nicht Deutschland, sondern — man höre! — England schuld. „Belgien ist ein Opfer der englischen Einkreisungspolitik geworden, in die es offenbar schon vor dem Kriege einbezogen war." Aber nicht nur der Ausbruch, auch die Verlängerung des Krieges fällt ausschließlich — nach David — „den Staatsmännern der feindlichen Mächte, den Betreibern der Einkreisungspolitik gegen Deutschland, den Vertretern der Eroberungs- und Aufteilungspolitik gegen die Türkei und Oesterreich-Ungarn" zur Last. Auf die selbstgestellte Frage, „ob wir denn auch heute noch glaubten, daß dieser Krieg für Deutschland ein Verteidigungskrieg sei", antwortet David in seinem Exposé:

> Jawohl! Es hat keine Stunde in diesem Kriege gegeben, wo unsre Auffassung, daß Deutschland um die Aufrechterhaltung seiner Lebens- und Entwicklungsmöglichkeit kämpfe, erschüttert war.

Die Begründung dieser Thesen kann man sich leicht vorstellen Ihre Widerlegung an dieser Stelle ist nicht möglich: sie ist — wie bereits bemerkt — in meinen Büchern enthalten, insbesondere im ersten Bande des ‚Verbrechens', in dem Abschnitt, den ich „David, dem Quellenforscher" widme.

Ich enthalte mich auch jeder Erörterung darüber, ob und inwieweit Herr David an seine Thesen und seine Beweisführung glaubt oder nicht. Darauf, auf den mehr oder weniger guten Glauben dieser oder jener Person, kommt es überhaupt nicht an. Es kommt nur darauf an, ob es für die deutsche Republik zweck-

mäßig, ja auch nur erlaubt ist, Männer, die in dieser prononzierten Weise Deutschlands Unschuld am Kriege vertreten, Deutschlands Kriegsgegner der alleinigen Schuld bezichtigt haben, erst als Präsidenten der Nationalversammlung und dann gar als Leiter der deutschen Friedenskommission an die Spitze zu stellen. Welche Rolle glaubt Herr David den Wilson, Clemenceau, Lloyd George und den übrigen Staatsmännern der Entente gegenüber, mit denen er am Friedenstische sitzen soll, zu spielen? Glaubt er wirklich und glauben die Leute, die ihn zu solchem verantwortungsvollen Amte berufen wollen, daß das Schicksal des deutschen Volkes in solchen Händen wohl geborgen sei? Selbst ein Privatmann würde sich hüten, zu lebenswichtigen Verhandlungen einen Bevollmächtigten zu senden, der von der Gegenpartei mit unüberwindlichem Mißtrauen betrachtet oder gar als Lügner und Fälscher angesehen wird. Ob Herrn Davids Stellungnahme zum Kriege seiner Ueberzeugung entspricht oder nicht, ist hierbei gleichgültig. Jedenfalls entspricht sie nicht der Ueberzeugung unsrer Gegner. Und darauf kommt es an. Herr David hat in seinen Reden und Schriften die französischen und englischen Staatsmänner als bewußte Urheber des Krieges, also als Räuber und Mörder, dargestellt. Es ist nicht zu bezweifeln, daß jene ihn — ob mit Recht oder Unrecht — für einen Lügner und Fälscher halten. Welches angenehme Zwiegespräch muß aus solchen gegenseitigen Gesinnungen fließen! Wird nicht von Anbeginn an ein gereizter, erbitterter Ton, eine schwüle Atmosphäre des Mißtrauens zwischen den verhandelnden Parteien herrschen? Wird sich diese elektrische Spannung nicht notwendigerweise auf die sachlichen Verhandlungen erstrecken? Wird das deutsche Volk nicht schließlich ausbaden müssen nicht bloß, was seine frühern Machthaber, sondern auch, was seine jetzigen Friedensunterhändler gesündigt haben? Das ist der springende Punkt. Die Frage ist viel zu ernst; was für Deutschland auf dem Spiele steht, ist viel zu wichtig, um Raum für persönliche Angriffe zu lassen. Quidquid delirant reges, plectuntur Achivi. Was die Könige sündigen, haben die Völker auszubaden. Das deutsche Volk hat genügend an dem zu tragen, was seine verflossenen Könige gesündigt haben. Mögen die Leiter der Republik sich vor neuen Sünden hüten, damit das Volk nicht vollends von der Sündenlast erdrückt werde. Wenn man sich schon nicht entschließen kann, die Schuld Deutschlands am Kriege vor der gesamten Welt zu bekennen — und auch der Reichsminister des Auswärtigen hat sich in seiner Rede zu diesem Entschluß nicht aufraffen können —, so vermeide man es wenigstens, die Männer in den Vordergrund zu stellen, die das positive Bekenntnis des Gegenteils, nämlich der deutschen Unschuld, unzählige Male gedruckt in die Welt gesandt haben. Das ist ein Schlag ins Gesicht nicht nur unsrer Gegner, sondern auch des ganzen neutralen

Auslands. Diesem Schlag muß unbedingt ein Rückschlag folgen auf das Haupt des deutschen Volkes, das schon ohnedies den siegreichen Feinden auf Gnade und Ungnade ausgeliefert ist. Will man nicht bekennen, so leugne man wenigstens nicht. So sende man nicht an den Friedenstisch Männer, die stets das Verbrechen geleugnet und noch dazu hinter dem Gegner her: „Haltet den Dieb!" geschrieen haben.

Eine schwere Verantwortung lastet auf den heute in Deutschland herrschenden Parteien — die Verantwortung, den Hohenzollern-Krieg und seine Eroberungsziele gebilligt und durch ihre Kriegskredite unterstützt zu haben. Die Verantwortung wird ins Ungemessene gesteigert, wenn man jetzt nicht Farbe bekennt, wenn man nicht den Anschauungen des gesamten Auslandes dadurch wenigstens Rechnung trägt, daß man die Täter, die Gehilfen und die Begünstiger des großen Verbrechens, die Akteure und die laudatores temporis acti von den Friedensverhandlungen ausschließt. Deutschland braucht Wegweiser, aber keine Wetterfahnen. Nur wer nach oben den Nacken steif gehalten, nur wer nach unten den reißenden Kriegsströmungen getrotzt hat, nur der wird genügende Festigkeit in sich, genügendes Vertrauen bei den Andern besitzen, um die gebrechliche deutsche Barke durch die Scylla und Charybdis der Friedensverhandlungen in den sichern Hafen zu geleiten.

Malers Alarmrufe von Willi Wolfradt

Malerbücher — man erinnert sich breitgemächlicher Chroniken, ehrlicher, treuherziger Berichte von offenäugiger Wanderschaft durch Atelier und Leben, schlichter Beichten und stolzen Herzens niedergelegter Vermächtnisse; der Ton ist der der geruhigen, fröhlich-schmerzlichen Betrachtung, allenfalls einer stillen Pathetik. Nie können sie ganz ein Handwerkhaftes, eine eigentümlich maßvolle Gediegenheit verleugnen, wie sie ein Leben der objektergebenen Schau verleihen wird, nie auch die spezifische Ungelenkheit, die all diese Dokumente etwas fade und wieder doch so liebenswert macht.

Heute aber tritt mehr und mehr zutage, daß ein und dieselbe Künstlerseele webt im Dichter wie im Maler wie im Musikanten; das offenbart sich nicht zuletzt darin, daß immer mehr Künstler nicht in eine gelernte und beherrschte Sprache mehr ihr Alles ausschütten zu können meinen, immer mehr Bildner insbesondere ihre Gesichte in den wildern Sturm der Worte zu stoßen den Drang fühlen. Das gibt nicht mehr jene „Malerbücher", sondern etwas ganz Unhandwerkliches, bar der gutgefegten Idyllik, umso entfesselter, als auch die Schriftstellerei mit ihren Regeln nicht heran kann.

Vollends Alarmrufe, gellende, ekstatische, brünstige Schreie, hineinplatzend in die bebende Wirklichkeit, maßloser Seele in

wilden Krümmungen entschleudert — ein „Malerbuch" ist das nicht. Die Zeit, die auch dieses Menschen Herz so grimmig preßte, schwelt in der explosiven Sprache, die Ludwig Meidners Konfessionen blutvoll durchströmt und wie mit Blut überströmt. Seit das Kotzen den Amselschlag und der Leichenduft das Abendrot so erfolgreich aus der Lyrik zu verdrängen begannen, ist eine schier unüberbietbare Dynamik zur schallenden Stilform geworden, in die sich so mancher unechte Nachbeter mit gewaltigem Gekreisch zu betten verstand. Brüllen gehört nun schon zum guten Ton, und Caliban schwärmt aus so manchem Jüngling. Kennte man aber von diesem Luder, dem Meidner, nicht seine mit Fieberhänden atemraubend züsammengebeulten Visagen, hinter deren krassen Zügen immer Engel schweben wundersam, hätte man nie den wüst gebuchteten Kontur seiner in Krampf und Verzückung gewundenen Propheten, Verzweifler, Derwische und Beter erlebt, hörte man auch in diesem Buch der Hymnen und Elegien schon vertrauten Ton nicht wieder —: echt müßte er doch gelten, denn aus ihm faucht, in ihm weint der packende Rhythmus des Urechten. „Im Nacken das Sternenmeer' (mit zwölf Zeichnungen, verlegt von Kurt Wolff), flieht er erschreckt, wendet beglückt, kreiselt dieser schäumende Mensch durch das Toben der Welt, Schrei gegen Schrei, Lust gegen Lust, Weinen in Weinen. Brunst schlägt aus ihm, erzählt er vom Zeichnen, tolles Glück, das zu können, staunende Ekstase; ein danküberquellendes Kind, stürzt er an die Brust der Dichter, herstammelnd alle Namen, die er heilig liebt. Ekel peitscht ihn durch die Höhlen der Stadt und Wonne durch alle Jahreszeiten; Zwang läßt ihn heiser aufbellen gegen die irr dahintrottende Welt, der Erde Ueberirdischkeit ihn singen, überwach und berauscht. Diesem Kerl voll barbarischer Animalität und zartem Liebesschwärmen sind tausend Blitze in das Tagebuch seiner hungernd einherstürmenden Einsamkeit gefahren, haben die Seiten wüst durcheinander geworfen. Da und dort packe ich fünf Sätze — und überall drängts heraus, gemartert und voll Jubel, verklärt im Erbrechen. Ein tierisches Fressen der Gesichte — und dazu das Tischgebet eines Eremiten. Unentweichbare, qualvoll zuckende Klage eines Vielgetretenen, der nichts mit seinen Blicken streift, ohne es mit genialer Sinnlichkeit auszusaugen und auszubrennen. In Asche, Zärtlichkeit, Dank und Grimm unbändig sich wälzend wie ein Schwein im Schlamm — und immer, immer, zuckenden Mundes, tausendfiebertoll, schwimmend in der Herrlichkeit Gottes. „ . . . Seele, sei stille, sei stille . . . ": so klingt der fanatisch glühende Alarm aus.

Ich weiß zur Stunde kein kochenderes, kein zugleich frommeres Bekenntnis. Blätternd lasse ichs durch die Finger gleiten — und die Luft dröhnt und bebt!

Alt und neue Märchen

Märchen noch so wunderbar: Dichterkünste machens wahr. Georg Kaisers Dichterkünste — reichen sie dazu aus? In der ‚Koralle' der Milliardär, der aus Nacht und Leiden gekommen war, hatte den Wunsch, daß seine Kinder sich auf Glanz und Wonne einrichteten. Aber des Sohnes Herz schlug wild mit der Armut; und wenn ‚Gas' beginnt, hat er sein Erbe benutzt, um einen Riesenbetrieb erst zu gründen und dann zu sozialisieren. Die Verteilung der Rechte und Pflichten freilich ist märchenhaft ungleichmäßig durchgeführt (so, wie es jeweils dem Autor in den Kram paßt); und märchenhaft sinnbildlich ist die Arbeitsgier proletarischer Gesellschafter, die ihre kommunistisch bemessene Gewinnquote kapitalistisch vergrößern wollen. Hier ist zu sehen: L'homme machine; in einem andern als Lamettries Sinne. Die Katastrophe ist unvermeidlich. Und diese symbolische Explosion eines längst überheizten Kessels wird für den Milliardärsohn zum umwälzenden Erlebnis. Mit der Raserei solls zuende sein. Ihn treibt es, kohlgeschwärzte Sklaven in sonnegebräunte Ansiedler, freie Männer auf freiem Grund zu verwandeln. Doch die Objekte dieser Evolution glauben besser um ihr Körper- und Seelenheil Bescheid zu wissen. Sie streiken wider den Dauerstreik, wider ihre Befreiung. Sie fühlen sich in der Gasfabrik als Beherrscher des Werks und würden sich in der Natur als Knechte der Elemente fühlen. Sie treten, die staatsuntergrabenden Gesellen, auf die Seite des Staates, der erklärt, daß grade diese Industrie für den kommenden Krieg mit Hochdruck tätig sein müsse. Das Unglück war dem Ingenieur in die Formel geschoben worden. Aber die Formel ist richtig, also immer wieder dasselbe Unglück möglich, also für alle Zukunft in die Rechnung zu stellen, also nicht nötig, daß der Ingenieur geht, wie seine Scharen zuerst gefordert hatten. Jetzt fordern sie ebenso stürmisch, daß er sie statt des Milliardärsohns zusammenhalte, und diesem bleibt in seiner Enttäuschung nichts übrig, als von seiner Tochter den neuen Menschen gebären zu lassen. Vater des neuen Menschen? Ein Offizier, ein Werkzeug der überlebten Gewalt, der erfolglos hasardiert und sich, eine seltene Ausnahme, weggeräumt hat.

Dieser Kaisermensch einer schönern Zeit ist Notbehelf des Dramatikers, der einen Schluß, eine Abrundung, eine Pointe brauchte; nicht Ausgeburt mystischer Gläubigkeit. Georg Kaiser ist hier selber zu sehr Maschinenarbeiter, als daß er einen Weg aus dem fressenden Chaos fände. Er spricht von dem Turm des Irrtums, an dem tausend Hände rütteln müssen, weil er von Einer Kraft gestoßen nicht wankt. Er hat zwei von den tausend Händen; aber auch hunderttausend Hände nützen nicht, sondern nur eben die Eine Kraft. Solange die junge Dichtkunst diese nicht hat, wird sie Experimente geben und keine Erlösung. Kaiser ist früher zweimal der Erlösung nahe gewesen, und seine Experimente sind die erregendsten von allen. Diese fünf Akte haben nicht Fleisch und Blut, aber Geist und Atem; und wie vielen Dichtern der Gegenwart ist auch nur Das nachzusagen! Sie erwärmen nicht, aber sie erhitzen; und

vor dem Hauptteil der neuen Dramatik verharrt man entweder kalt oder lau. Sie befassen sich mit der Gegenwart, welche um uns und in uns ist; und die Konkurrenz flieht auf Zauberinseln. Gewiß versuche niemand, den Tatsachenablauf und die Wirtschaftstheorie dieses Dramas an wirklichen Vorgängen und an der Bibel des Marxismus zu messen. Woran man sich halten soll, ist des Autors ganz persönliche Auffassung von dem Wesen ethisch-sozialer Kämpfe. Diese Auffassung ist durch Hysterie verzerrt. Georg Kaiser ist immer im Krampf. „Verlangt mehr! Verlangt mehr!" schreit sein Milliardärsohn die Arbeiter an, die er liebt und hinaufpeitschen will. Genau so schreit Kaiser offenbar sich an. Seine jagende Großstadtproduktion verdächtigt die eigene Lehre von dem alleinseligmachenden Frieden des Landlebens. Aber sie widerlegt sie nicht. Denn möglicherweise würde ihm, dem jetzt Ein Jahr drei sterbliche Dramen trägt, die gottgefällige Existenz, die er der Menschheit wünscht, in drei Jahren Ein weniger sterbliches Drama tragen. Charity begins at home. Auch die Weltverbesserung beginne jeder in seinem Weltchen.

Eines steht jedenfalls fest: Georg Kaiser hat in Berlin zum ersten Mal einen richtigen Theatererfolg gehabt. Dazu mußte einmal ein Drama bestimmten Inhalts vor ein bestimmtes Publikum kommen. Wahrscheinlich nicht mehr als irgendeines der frühern Stücke von Kaiser hätte ‚Gas' die Bourgeoisie entzündet: in der Volks-Bühne gabs keinen Widerstand. Ein Mißerfolg ist ja undenkbar vor diesen Hörern, die schon der Aufenthalt im Theater beseligt. Aber die Tonstärke des Applauses ist doch verschieden, je nach dem, ob das abonnierte Kunstprodukt an die Nieren oder nur auf die Netzhaut geht. Nun, hier wird des Arbeiters eigene Sache verhandelt, und so entstand ein ungewöhnlich straffer Kontakt zwischen Bühne und Zuschauerraum. Da erfüllte der Regisseur, der um eine strenge Stilisierung der Darstellung und des Szenenbildes bemüht war, eine doppelte Aufgabe: er warnte gewissermaßen davor, die schwärmenden Auseinandersetzungen über den Gegenwarts- und den Zukunftsstaat wörtlich zu nehmen, und er schützte die Dichtung als solche vor einer naturalistischen Betrachtung. Nur reichten die Kräfte weder des Dekorationsmalers noch des Regisseurs noch der Schauspieler völlig aus. Für die Spannweite der Verstandesphantasie dieses Georg Kaiser waren vielfach die Dimensionen, namentlich einer Versammlungshalle, zu eng. Allmählich, wider die Absicht der Regie, weichte auf und verschwamm die Starrheit der Stilisierung, zu deren Durchführung allerdings die Sprechkunst eines Ensembles dieser ballenden, scharfen, harten Diktion gewachsen sein muß. Aus dem Durchschnitt hervor stach einzig, zum Glück in der wichtigsten Rolle, Herr Ernst Stahl-Nachbaur, den seinem Direktor Kayßler Schmucklosigkeit irgendwie ähnlich, Weichheit des Wesens wiederum unähnlich macht. Ans Herz zu greifen, gelang ihm so wenig wie Kaiser.

*

Shakespeare besitzt, ich darf wohl sagen, alles, was dem Mitbewerber Kaiser fehlt. Das zu sagen, wär' eine überflüssige Unfreundlichkeit wider den Nachfahren, wenn nichts weiter als der Zufall des Wochen-

spielplans die Beiden zusammengespannt hätte. Aber gleich ‚Gas‘ predigt ‚Wie es euch gefällt‘ die Sinnlosigkeit des Getriebes und den Wert der Stille, ist gleichfalls ein Märchen und gleichfalls voll Aktualität. Das ist der unermeßliche Shakespeare ja immer und überall. Karl Kraus in seinem grandiosen ‚Nachruf‘ auf den Krieg zitiert eins der Gespräche zwischen Tobias von Rülp und Christoph von Bleichenwang: und ohne daß eine einzige Silbe geändert zu werden brauchte, deckt dieses Gespräch bis in die unscheinbarsten Einzelheiten den heimlichen Dialog, den vor viereinhalb Jahren Deutschland und Oesterreich mit einander führten, bevor sie die Welt überfielen. Man höre mit Ohren, die Kraus geschärft hat, hinein in ‚Wie es euch gefällt‘, und man hat ein Konzert von ernst- und spaßhaften Anklängen. Für Charles den Ringer den General Ludendorff, für Orlando Wilson gesetzt, und erklärt ist der Ausgang eines Zweikampfs, in dem das Knallprotzentum der Muskeln wider den Geist stand. Der Proudhonismus, den Gustav Landauer als das Heil verkündet, ist in diesem Ardennerwald verwirklicht, und selbst Tyrannen werden gut in einer Sphäre, worin der Mensch von jedem Zweck genesen und nichts mehr wissen will als seine Triebe. Noch die derbsten Triebe zieht der Schöpfer Petruchios den feinsten Zwecken vor; aber hier walten die sanftesten Triebe. Nicht einmal ein Bauerntrampel schweift bäuerisch aus, sondern wird einer zartern Neigung fähig. In diesem Reich und wider dies Reich ist Krieg unmöglich. Die Kanonen, die dagegen aufgefahren werden, machen bereits an der Grenze Kehrt, und der herzogliche Brigadeführer geht in ein Kloster.

Aber es ist die Größe Shakespeares, daß man sich solche Zusammenhänge keineswegs herzustellen braucht, um seine helle Freude an dieser Dichtung zu haben. Ja, der Erfolg des Deutschen Theaters bestand grade darin, daß es dem Tage entrückte, nicht auf ihn hinlenkte. Das berliner Leben ist augenblicklich derartig grau und grauenhaft, daß ein bürgerliches Theater geborgen war, welches verstand, seinen Kunden für einen Abend das verlorene Paradies jener vorkriegerischen Zeit der Ahnungslosigkeit, Sattheit und Sicherheit vorzutäuschen. Ein reines Idyll herbeizuschäfern, war umso aussichtsvoller, als die Dramen aus der Gegenwart, deren Darstellung ängstlichen Bürgern ein seelisches Ventil für ihre Nöte sein könnte, vorläufig noch nicht zwingend genug sind. An dieses Idyll nun wendet Reinhardt seine ganze Künstlerverspieltheit. Dabei fängt seine Inszenierungsweise allmählich an ein bißchen veraltet zu wirken. Man hat die Empfindung, als hätte in der Epoche des Cézanne Einer unveränderlich wie Watteau gemalt. Vergleiche mit dieser Aufführung ‚Maß für Maß‘ in der Volks-Bühne, und du hast den Unterschied zweier Zeitalter, aber freilich auch den Unterschied der sozialen Schichten, die diese beiden Theater frequentieren, und deren Wünsche beide Thespisse, ob sie es wollen oder nicht, schließlich doch zu erfüllen haben. Friedrich Kayßler setzt das Werk Otto Brahms fort, ein puritanisches, sachliches, dienstfreudiges Werk, das aus der Aera des kämpfenden Sozialismus in die Aera des siegreichen Sozialismus hinüberführt. Bezeichnend die Armut, daß in achtzehn Szenen der Schau-

platz kein einziges Mal wechselt. Aber: in dieser Armut welche Fülle, welche Fülle des wahrhaft Shakespearischen Geistes! Max Reinhardt dekoriert und kostümiert immer noch wie in den üppigsten Tagen des wilhelminischen Barock, und wenn man sich die Toiletten und Smokings, die Perlenketten und Hemdbrustbrillanten seiner Gönnerschaft ansieht, so befriedigt die Uebereinstimmung zwischen Zuschauerraum und Bühne jeden Anspruch auf aesthetische Harmonie. Der Stil beider Inszenierungen wurzelt keineswegs in den beiden schwesterhaft ähnlichen Dichtungen, denn ‚Wie es euch gefällt‘ kann genau so gut wie bei Kayßler, ‚Maß für Maß‘ genau so gut wie bei Reinhardt gemacht werden: nein, er wurzelt ausschließlich in der Verschiedenartigkeit des Arbeiter- und des Luxus-Publikums. Selbstverständlich wäre das Arbeiter-Publikum auch von der Luxus-Inszenierung entzückt. Aber Reinhardts Gemeinde würde zu Kayßler niemals in Scharen strömen wie zu dem Menschenfänger der Schumann-Straße. Und so scheint es in Ordnung daß Der ist, wie er ist. Zu fragen bleibt jedes Mal nur, ob er ganz und gar gibt, was er geben kann: ob er mit gesammelter Kraft der alte Hexenmeister ist, den wir so geliebt haben. Nun, dieses Mal ist er ein größerer als seit Jahren. Bis in den letzten Winkel durchleuchtet liegt die bezaubernd beschwingte Dichtung vor uns und büßt diese Transparenz nicht, was so leicht der Fall ist, mit Magerkeit. Shakespeare prangt in vollem duftigen Fleische. Schmelzende Farben streicheln das Auge, und weil Musik der Liebe Nahrung ist, klingt sie zu diesem Fest der Liebe so, daß die Liebe keinen Hunger verspürt.

Von den einzelnen Rollen hat Reinhardt zwei der wichtigsten anders gesehen, als ich sie aus meinem Shakespeare lese. Für mich ist der Melancholiker Jacques kein echter Viertelsbruder des Hamlet, sondern ein leise versnobter, und Probstein kein Harlekin, sondern ein weiser Narr. Im Deutschen Thater schleppt Moissi und Waßmann galoppiert. Wechselten Beide das Tempo und blieben sie sonst unverändert komödienhaft bunt, so kämen ungefähr die richtigen Figuren heraus. An den übrigen Männern ist höchstens zu kritteln; oder der Blüte zum Vorwurf zu machen, daß sie nicht reife Frucht ist. Von den Frauen sind leider drei ziemlich mittelmäßig. Aber dafür entschädigen zwei. Das Käthchen der Pünkösdy ist so dörperhaft saftig und so zum Sonderbeifall verführend, daß für die Leitung Gefahr besteht, eine Spezialität zu schaffen, ohne daß Einseitigkeit des Talents es erfordert. Rosalinde ist eine Dur-Gestalt. Die Sorma auf ihrem Höhepunkt wär' das Ideal gewesen. Die Thimig ist eine Moll-Schauspielerin. Aber das tut fast garnichts; oder doch eben nur, daß Schwermut öfter und voller als bei Shakespeare durch alle strahlende Heiterkeit des verkleideten und des wahren Mädchens schattet. Und kurz und gut: man stimmte, endlich, endlich wieder einmal den tobenden Klatschern zu, kehrte aus dieser lichten Phantasiewelt äußerst ungern in den pechschwarzen Alltag zurück und wird von der schönen Aufführung so viel erzählen, daß sie, schlecht gerechnet, fünfhundert Male stattfinden wird. Vorausgesetzt, daß wir nicht nächstens Alle verhungern oder totgeschlagen werden.

Antigone von Alfred Polgar

Eine Dichtung: in tyrannos. Der König verbietet, den im Bruderkampf gefallenen Polyneikes zu begraben, ihm Totenehre zu bezeigen. Königs Wille höchstes Gesetz. Nein, sagt Antigone, es gibt ein höheres: Das Gesetz, das ich im Busen trage. Ich kann nicht auf Kommando hassen, was meine Seele liebt. Und du, König, hast kein Recht, einer dynastischen oder staatlichen Raison zuliebe mein innerstes Fühlen zu vergewaltigen, kein Recht, ewigem Sittengesetz deine Gelegenheits-Paragraphen überzuordnen. Dafür geht Antigone in den Tod. Eine demokratische Dichtung. Nicht nur das „mitzulieben" der Jungfrau, auch das Wort des Teiresias: „Voll Habsucht ist der Sinn der Könige" gibt einen Höhepunkt des Dramas.

Es steckt voll Aufruhr. Des Kreon eigener Sohn hälts mit der Erniedrigten und Beleidigten. Er ist der typische liberale Kronprinz. Des Rechtes Bräutigam. Teiresias spricht wie aus jäh aufbrechender, lang zurückgehaltener Empörung. Und auch der Chor, die vox populi, wagt einiges bescheidenes Gemurre. In diesem Chor atmet das Ewigmoderne der Dichtung. Er schwankt wie eine oesterreichische Parlamentsmehrheit. Er liebt die Tapferkeit der Antigone, er ist von der schönen Rechtlichkeit ihres Tuns durchdrungen und faucht sie doch tadelnd an, als ihr Unternehmen schief geht. Er ist historisch gebildet, er kennt die Vergangenheit und rafft sich doch niemals auf zu einer sinngemäßen Nutzanwendung auf die Gegenwart. Er ist weise und servil, voll heimlichen Widerspruchs gegen die Schicksalsmacher und voll Fügung, wenn sie schreien und drohen. Er ballt den Geist in der Tasche.

So Menschliches des Werkes dringt noch heute an, in das Herz der Zuhörer. Das hohe Lichterspiel seiner Symbole funkelt noch. Und ungetrübt durch den Jahrtausend-Nebel wirkt die Majestät der geistigen Landschaft. Aber das dramatische Geschehen gibt unserm Ohr keinen Klang mehr. Die konsequente Ausrottung der Labdakiden dünkt uns eine Folge seltsamen Familienpechs. Die Toten, die zum Schluß auf der Szene liegen, haben für uns nie gelebt. Kreons Schicksalskurve fällt so steil ab, daß es wie Fenstersturz wirkt. Wir empfinden nicht mehr als: er hat sich zu weit hinausgebeugt. Für die Wirkung des antiken Dramas auf Heutige gilt gradezu: das Pathos der Idee abgeschwächt durch das Pathos der Tatsachen.

Was könnte, was sollte die neue Bühne vom antiken Drama geben? Seine aesthetische Wucht. Den Schwung der „dunklen Wölbungen droben". Die unprofane Musik der Sprache. Den hohen Stil der Gebärde. Gewiß nicht: das Pathos der Tatsachen.

Die Burgtheater-Regie diente grade und vorwiegend ihm.

Sie gab redliche Theaterarbeit: mit Literarischem gespritzt.

Ein Stück Edel-Dilettantismus. Immerhin sich abhebend von der üblichen Fachmännerei, von der betonierten Burgtheaterkultur.

Kein neuer Stilgedanke, aber mancherlei bescheidenes Andersgemache. Viel Reinhardt. Mit etlichen Ueberpinslungen (damit man ihn nicht so leicht erkenne). Der Herzschlag der Dichtung nicht sonderlich verstärkt, aber lebhaftes Pulsgehüpfe an den dünnern Stellen ihrer Epidermis. Die Regie-Absicht schwankend. Zwischen: großer reiner Linie und: dramatischer Bewegtheit. Zwischen: Rückung ins Menschliche und: Entrückung ins Monumentale. Marmorkälte gemischt mit Blutwärme. Statuen wurden von Nervenanfällen heimgesucht, Antigones strenger Faltenwurf in Häscherfäusten in naturalistische Unordnung gebracht, die Chorgreise durch individuelle Aufregungszustände aus ihrer Unpersönlichkeit gescheucht.

Vor dem schönen, viereckig in den Hintergrund geschnittenen Tor der königlichen Burg war ein plumpes Podium — die antike Skene? — angeschoben. Rechts und links vor ihm, malerisch hingesetzt, der Chor. Zu Beginn des Spiels lag er, von Graulicht umschattet, regungslos gekauert, da. Es läßt sich rechtfertigen. (Gewissermaßen: Stimmung, Urteil, Wunsch und Klage der Masse schwebt immer um die Königsburg. Sie werden nur nicht immer hör- und sichtbar, nur gelegentlich evident. Aerger war dann der erwachte Chor, die zwischensprechende Gerusia. Lauter „Charakterköpfe". Eine Apostelversammlung. (Da kam wohl die innere Optik des Dramaturgen zur Geltung.) Zwei von ihnen, den Arm aufs Podium gestützt, saßen noch wie letzte Gäste beim Abendmahl. Es wurde in allen Schattierungen — von heftiger Erregung bis zur ganz geklärten, aus kühlen Zonen hervorwehenden Weisheit — deklamiert. Der Text nahm vielfach Schaden.

Antigone, Frau Bleibtreu, würdig, groß, die innere Haltung so edel wie die äußere. In ihrem Heroinenmaß ging aber ein Besonderes und Wichtiges der Figur verloren: die Projizierung höchster seelischer Energie auf zarteste Mädchenhaftigkeit. Es fehlte dies: Siehe, ein brennendes Recht ausgegossen in solch gebrechliches Gefäß! Sehr schön die Klimax des Trotzes in der Wechselrede mit Kreon. Das „nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da" sprach Frau Bleibtreu unter feurigen Anführungszeichen — leidenschaftlich aufschäumend („nicht mitzuhassen"), Generalpause, dann („mitzulieben") ganz weich in Gefühl verströmend — und man spürte den Merks der Regie: Hier, bitte, sind wir beim ethischen Kernpunkt der Antigone. Es war sehr schön — aber ein kleiner Verrat des Erhabenen an die Theaterwirkung. Es lag, wenn ich so sagen darf, etwas Unkeusches in dieser dramatisch-brünstigen Hingabe an das Zitat.

Gwinner von Alfons Goldschmidt

Arthur von Gwinner, Volldirektor, Hauptdirektor der Deutschen Bank, tritt ab von seinem Posten. Wie üblich, wird ihn der Aufsichtsrat aufnehmen. Der Aufsichtsrat hat es bequemer. Er rät nur einige Male im Jahre, er leistet Unterschriften, er sagt Ja, es ist keine Dauerarbeit. Arthur von Gwinner ist kaum Veteran. Am sechsten April 1916 wurde er sechzig Jahre alt. Er ist noch nicht runtergearbeitet. Vielleicht geht er aus Jubiläumsgründen, aus Grenzgründen. Denn er wurde am ersten Januar 1894 Vorstandsmitglied der Deutschen Bank. Also fünfundzwanzig Jahre Direktor. Das ist ein beliebter Demissionsabschnitt. Man hat eine anerkannte Spannung durchschuftet und kann sich zur Ruhe oder in den Aufsichtsratsessel setzen.

Gwinner ist nicht fremd im Aufsichtsratsessel. Er kennt ihn, er sitzt auf vielen Sesseln. Auf dem Sessel der Deutschen Treuhand-Gesellschaft, Deutschen Petroleum A. G., Deutsch-Ueberseeischen Elektrizitäts-Gesellschaft, Elektrischen Licht- und Kraftanlagen A. G., Steaua Romana A. G., Bayerische Stickstoff-Werke A. G., Deutschen Hypothekenbank, Deutschen Ueberseeischen Bank, Internationalen Baugesellschaft, Kattowitzer A. G. für Bergbau und Elektrizitätsbetrieb, Lübeck-Büchener Eisenbahn-Gesellschaft, Anatolischen Eisenbahn-Gesellschaft, Bagdad-Eisenbahn-Gesellschaft, Anatolischen Hafengesellschaft, Bank für elektrische Unternehmungen, Bank für orientalische Eisenbahnen, der Südbahn-Gesellschaft.

Diese Liste zeigt die Interessen und die Tätigkeit Gwinners. Georg von Siemens hatte ihm die Lust an der Finanzweite vermittelt. Mit Georg von Siemens betrieb er das Geschäft über die Grenzen hinaus, nach dem Balkan, der Türkei und nach Uebersee. Man kennt die finanzpolitischen Verquickungen, die Gemeinsamkeit von Diplomatie und Großbankgeld im Südosten, an den Dardanellen und jenseits von ihnen. Die Opposition der Engländer gegen die Bagdadbahn-Investitionen, die Weltkriegsgefahren. Man kennt den Petroleumfeldzug der Deutschen Bank nach Rumänien, den später Helfferich und noch später Stauß lebhaft und rücksichtslos förderten. Jenen deutsch-rumänischen „Friedensvertrag", der eine Brutalität war und eine Pleite wurde. Der Anteil der Deutschen Bank an diesem Vergewaltigungsabkommen ist noch nachzuprüfen. Auch hier gilt die Frage: Hat man vergessen? Eisenbahnen, Elektrizität, Petroleum, Anleihen an das Ausland: das waren die Hauptgebiete Gwinnerscher Betätigung.

Dem Mann ist die Großfinanzzukunft nicht an der Wiege vorausgesagt worden. Sein Vater, Doktor Wilhelm Gwinner, war Geheimer Regierungsrat und Konsistorial-Präsident. Kein Geldmann. Aber Arthur Gwinner ging früh in die Banken und brachte es früh zu guten Bankstellungen. Er war in London und Madrid. Hier wurde das Finanzauge geweitet. Besonders in London, dem Geldhirn der Erde. Dann kam er nach Berlin. Er kam mit Selbständigkeitsdrang und erwarb die alte Bankfirma Rieß & Itzinger. Sie wurde umgetauft und hieß dann Arthur Gwinner & Co. Aber diese kleine Selbständigkeit genügte Gwinner nicht. Die Firma wurde liquidiert, und der Mann kam in den Vorstand der Deutschen Bank. 1894, das heißt: noch vor der Bankkrise, noch vor den Erschütterungen, den Niederbruchsmöglichkeiten. Die Deutsche Bank segelte um die Klippen herum, bestand die Wende und

wurde eine Milliardenburg. Mit Gwinners eifriger Expansionshilfe, mit Siemensschen Methoden, mit Kleinbürgertalern und Industriemillionen, mit Konsortialglück, peinlichen und fruchtbaren Sanierungen, Rettungen aus Reinfallgefahren, mit Riesenprovisionen, Jagd hinter Beteiligern, mit allen Chikanen des modernen Großbankgeschäfts.

Gwinner war der Repräsentant der Deutschen Bank. Der vornehmste Direktor des Instituts. Geadelt, beordent, Herrenhaus-Mitglied. Auch zeitweise ein Grundsätzlicher und ein Oppositioneller. Keine Kampfnatur, aber auch nicht ohne Streitlust. Mit Rheinbabens Finanzmethoden hat er sich öffentlich herumgeschlagen. Mir der angenehmste von den Direktoren der Deutschen Bank. Nicht würdelos, nicht verschlichen, nicht jobbernd. Mit Machtgedanken, mit Machtideen am Werke. Mit gefährlichen Machtideen, aber mit Ideen und nicht nur mit Taschenmotiven. Auch nicht wie die parteiklitternden Herrchen, die Aufrufunterschreiber, die Versammlungsquatscher, die platten Sozialisierungsgegner, die Ueberweiser ohne Sinn und Verstand. Auch ein Einfacher, kein Luxusmann, kein Benzin-Gent. Ohne Sozialwärme, doch kein Sozialschacherer wie viele Kollegen. Ein Finanzimperialist verderblicher Art, aber nicht zum Uebelwerden wie die Zwischenjungens. Kein Händeklatschenhascher, sogar ein Versonnener. Etwas Geldromantiker, sozusagen ein professoraler Imperialist. Aber ein Imperialist.

Ludendorffs Heimkehr von Hans Styx

Damals, als die Kokarden flogen,
die Epaulette locker saß,
ging er im großen, großen Bogen
um das Rebellenaas.

Da überschritt er jene Grenzen,
die er so gern nach außen schob.
Jedoch die jeistigen Potenzen,
die er betreute, blieben uns. Gottlob!

Es blieben Bernhard, Baake, Reimar . . .
Summarum: all das schreibende Gesox,
das mit dem Pressezug nach Weimar
sich trudelt, tief im Hals den Kocks.

Der kaisertreue Reventlöwe
braucht nicht als wie ein Veilchen blühn.
Graf Dohna, Kommandant der „Möve",
hält auf „bewährte Disziplin".

Na also! Ludendorff kommt wieder!
Er hatte, als er schrammte, sich geirrt.
Nur böse Menschen haben keine Lieder,
in denen nicht die alte Liebe girrt.

Das Vaterland, potz Sackerment und Hölle,
hat viel zu lang ihn schon entbehrt;
denn Deutschland, wenigstens das offiziölle,
war ihn und seine Prügel wirklich wert!

Antworten

Artur Zickler. Höchst willkommen ist mir Ihre Ergänzung zu Alfons Goldschmidts Schilderung von Essen in Nummer 7/8. „Die Abwicklung der Dinge im Ruhrrevier macht mir schwere Gedanken. Ich kann ein wenig aus eigener, unmittelbarer Kenntnis der Verhältnisse reden: ich war vor dem Kriege als Hochofenarbeiter im Ruhrgebiet tätig. Ich habe die eiserne Faust der Kapitalsmacht im Nacken gespürt, die nirgendwo härter und unerbittlicher ist als da droben. Der Opfertod, die Vierundzwanzigstundenschichten, der Arbeitsterror, die Akkordschinderei, der Hohn und die Niederträchtigkeit der Vorarbeiter, Meister, Beamten und die Ohnmacht der Gruben- und Hüttenkulis — noch heute stehen mir die düstern, lohenden Oefen, Zechen und Hütten als unheimliche Menschenmühlen vor Augen. Das war im Frieden. Man konnte der unmenschlichen Ausbeutung der letzten Körperkräfte immerhin durch Pumpernickel und Stutenbrot, Fleisch, Käse und Eier, durch kräftige Ernährung ein Gegengewicht schaffen. Manchmal während des Krieges hab' ich mich schaudernd gefragt, wie die überjährigen oder kriegsuntauglichen Männer, wie die Frauen vor allem in dieser betriebsamen Hölle leben mögen. Darum erscheint mir das Alles so begreiflich, was sich im Ruhrrevier abspielt, darum finde ich es so lächerlich, zu glauben, daß Maschinengewehre hier Wandlung schaffen sollen. Die Sozialisierung, die Umschichtung der kapitalistischen Ordnung in die sozialistische ist kein Werk zwischen Morgen und Abend. Aber es muß einmal der ernstliche Wille zur Sozialisierung gezeigt werden, schließlich auch einmal der Wille, andre Widerstände zu brechen als die von unten kommenden. Die Regierung darf nicht vergessen, daß die Demokratisierung der Wirtschaft, das heißt: die oekonomische Befreiung der Arbeiterklasse eine ebenso selbstverständliche Vorbedingung restloser und wahrer Demokratie ist wie die errungene politische Demokratie. Diese wirtschaftliche Demokratie ist Elementarforderung der Revolution, sie geht die Nationalversammlung so wenig an, wie ich den Arbeiterräten das Recht zugestehe, die politischen Geschäfte der Allgemeinheit länger als im Provisorium zu führen. Die Regierung täusche sich nicht! Wenn sie nicht die Zeichen der Zeit versteht, erwächst ihr die Gefahr, daß eine zweite Revolution die wirtschaftliche Freiheit des Proletariats erkämpft; nur wird dann kaum zu vermeiden sein, daß diese zweite Revolution die politische Demokratie noch weniger beachtet, als heute die politische die wirtschaftliche." Haben Sie Dank. Das ist nun wieder die Kehrseite jener Kehrseite, die Ludwig Jurisch beleuchtet hat. Zugegeben, daß die Arbeiter- und Soldaten-Räte hergelaufenes Gesindel aufwiesen; daß dort der alte Mißbrauch in neuer Form und Farbe erschien; daß statt geschwollener Admi- und Generale biedere Vizefeldwebel schmucke Autos zu überflüssigen Fahrten füllten; daß Gunst und Geld nicht immer in loser Beziehung zu einander standen (wozu hatte man schließlich vier Jahre ein derartig hehres Muster vor Augen gehabt!) — das alles zugegeben. Aber was hat denn den Plan zum Generalstreik erzeugt? Nichts andres als eine tiefe Erbitterung, die doch wohl begreiflich und nur zu berechtigt ist. Erbitterung über den lächerlichen Jammer der Nationalversammlung, in der sich die schwarze und schwarz-weiß-rote Reaktion erschreckend ungebührlich entfaltet, und besonders wilde Erbitterung selbstverständlich über die rote Reaktion, über die feigen Verräter an der Partei, über Genossen, die ein Menschenalter lang der guten Sache Vorkämpfer gewesen waren und, kaum hatten sie das Heft in der Hand, von gestern auf heute vergaßen, was sie immer

und immer wieder mit tönenden Worten aus vollem Halse verheißen hatten. Der Generalstreik ist niemals ernster zu nehmen, als wenn er politischen, nicht wirtschaftlichen Gründen entspringt. Dann ist er ein elementarer Schrei. Hört ihn auch da, wo ihn eine mißtönende Kehle ausstößt. Und hört ihn, eh es zu spät ist!

Feine Leute. Der Dirigent des Blüthner-Orchesters, Herr Scheinpflug, hat bei der Gedächtnisfeier für Karl Liebknecht mitgewirkt, und eine Anzahl von euch feinen Leuten kann sich garnicht beruhigen und möchte den Mann mit seinen Musikern am liebsten boykottieren. Wenn Scheinpflug bei einer Maskerade des Massenmörders Ludendorff mitgespielt hätte, so hättet Ihr ihm Lob und Achtung gezollt, und das ist schließlich euer Amüsement und geht keinen was an. Nun hat der Dirigent eures Mißvergnügens sich leider herbeigelassen, auf das Gezeter zu antworten, das ihn umtoste, und hat gesagt, er habe wegen der guten Bezahlung mitgewirkt. Hattet Ihr vorher gekreischt, so kipptet Ihr nun mit der Stimme um, und Ihr habt keine schönen Stimmen, und man verstand sein eigenes Wort vor eurem Gebrüll nicht mehr. Ich kann den Krach nicht recht würdigen. Ob und wo Scheinpflug spielt, ist mir einerlei, sobald er gut spielt. Und Ihr müßt nun euern Haß gegen einen Idealisten, den ihr doch habt totschlagen lassen — holder Friede, süße Eintracht! — nicht so weit treiben, daß ihr alles, womit er je in Berührung gekommen ist, in Acht und Bann tut. Nur eines hat er auf seinem Lebenswege berührt, was wirklich schmutzig war, und das seid Ihr, feine Leute!

Peter Panter. Sie haben in den alten hamburger ‚Wespen‘, die mein guter Freund Julius Stettenheim in den sechziger Jahren redigierte, dieses gefunden und apportieren es schwanzwedelnd: „Militairibles aus Mecklenburg. Bei der März-Feier in Güstrow richtete, wie die ‚Volkszeitung‘ und andre Blätter melden, Seine Königliche Hoheit der Großherzog unter anderm folgende Worte an die versammelten Veteranen: ‚Das also ist Mein Wunsch, daß, wenn der Herr Sie ruft, Sie den Sieg erringen mögen unter unserm großen Führer Jesu Christo.‘ Wir teilen Vorstehendes umso lieber für die weitesten Kreise mit, als dadurch die boshaften Verleumdungen der demokratischen Zeitungen, es seien in Deutschland den Bürgerlichen die höchsten militärischen Stellen unerreichbar, entschieden Lügen gestraft werden. Der nunmehrige Oberbefehlshaber der mecklenburgischen Truppen ist bekanntlich der Sohn eines ehrsamen Bürgers und Zimmermeisters in der kleinen Provinzstadt Nazareth. Das geheime Militär-Cabinett der ‚Wespen‘.“ Und darunter: „Die zahlreichen Besitzer meiner Lebensbeschreibung ersuche ich, die von mir gemachte Aeußerung: ‚Stecke dein Schwert ein, denn wer das Schwert zieht, der soll durchs Schwert umkommen!‘ als mit meiner gegenwärtigen Charge nicht mehr vereinbar, gefälligst streichen zu wollen. Der Höchstkommandierende der Großherzoglich Mecklenburgischen Armee.“ Ja, damals —! Damals herrschte auch noch die Zensur! Heute sollten die Witzblätter sich mal unterstehen, dergleichen zu drucken!

G. Gr. Welches Witzblatt Sie lesen sollen? Aber die ‚Militärische Rundschau‘ des roten ‚Tag‘. Wenn Sie da nicht lachen, dann ist Ihnen nicht zu helfen. Welche Fülle von Komik! Welche Dichtigkeit der burlesken Einfälle! Welche Laune! Welche Spaßvögel sitzen dort in den Zweigen und zwitschern ihr uralt militaristisch Lied! Zum Beispiel ein Generalmajor von Kurnatowski: „In diesem Artikel liegt das Eingeständnis unsrer Niederlage, die wir Deutschen zuzugeben doch wahr-

lich keine Ursache haben.“ Und sowas war Generalmajor und ist es am Ende noch! Gemeint ist übrigens die vernünftige und klare Arbeit eines Hauptmanns, der einmal gesagt hat, wie versumpft und verdorben das Offiziercorps vielfach war — Ignaz Wrobel hat den Artikel zitiert. Der wackre Ueberfürchtenichts aber meint ernsthaft, daß wir nicht nur nicht die Ursache zuzugeben brauchen, sondern daß wir militärisch gesiegt haben. Das reformiert dann mit Noske, so Gott will, die deutsche Armee. Was es dagegen gibt? Nur Eines: den Deutschen in den Schädel zu hämmern, daß wir den Krieg politisch und diplomatisch und wirtschaftlich und militärisch verloren haben, und daß ein entgeistigendes und entwürdigendes militaristisches Regime den Hauptteil der Schuld daran trägt. Wenn es im deutschen Heer heute noch gutbezahlte höhere Ränge gibt, die glauben, daß wir die baltischen Provinzen deswegen nicht bekommen haben, weil die Arbeiter- und Soldaten-Räte in Wirksamkeit getreten sind, so gehören solche untüchtigen und weltfremden Männer in die tiefste Pension. Wir brauchen Leute mit offenen Augen, nicht Burschen, für die erst ihre persönliche Stellung und noch nicht einmal dann die Pflicht kam. Militär ist keine Metaphysik: wir haben sie satt die gehobenen Phrasen über die deutsche Seele und ihre Fahne. Arbeitet, verseht euern Dienst, wie jeder Andre auch, und man wird euch danken, und genug ist getan. Mit dem Krieg ist es wie beim Skat: einem verlorenen Spiel können Leichenreden nicht auf die Beine helfen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Moskau gegen Weimar von Heinrich Ströbel

Die Kanonen donnern wieder einmal in Berlin — erlebt Deutschland bereits seine bolschewistische Oktober-Revolution? Werden die Truppen Noskes noch einmal die Oberhand behalten, oder wird schon jetzt Moskau über Weimar triumphieren?

Denn darüber gibt es keinen Zweifel, daß man diesmal ganze Arbeit machen und den Klassenstaat von Grund auf stürzen will. Des Parlamentelns in Weimar ist man überdrüssig geworden, die Demokratie hält man für ein listiges Manöver, die Arbeiterklasse so lange wie möglich um ihre soziale Gleichberechtigung zu prellen, und zu den Regierungsmännern und den neuen Gesetzesmachern hat man nicht mehr die Spur des Vertrauens. Nicht Demokratie, sondern Räte-Republik ist die Losung. Nur sie bringt die Diktatur des Proletariats — und hat nicht schon Marx vor einem halben Jahrhundert diese Diktatur des Proletariates für das Mittel zur Sozialisierung der Gesellschaft erklärt? Nur die Diktatur des Proletariates vermag mit eisernem Griff den Militarismus und Kapitalismus niederzuwerfen. Nur sie rodet den Imperialismus mit den Wurzeln aus. Nur sie packt das Problem der Sozialisierung rücksichtslos an. Nur sie kennt keine falschen Sentimentalitäten bei der Enteignung der gesellschaftlichen Parasiten und der Niederwerfung ihres Widerstandes. Nur das Räte-System entbindet die organisatorischen und intellektuellen Kräfte der Volksmassen.

Wer erinnert sich nicht an die Massenpsychose vor viereinhalb Jahren? An die fixe Idee: „Sie wollen uns nicht groß werden lassen", die Engländer nämlich. Damals mußte die Entente niedergeworfen, die deutsche Weltherrschaft aufgerichtet werden. Das war kurz vorher nur der Glaube der alldeutschen Sektierer gewesen, aber im Taumel des Krieges wuchs es zur Religion der Volksmehrheit empor. Heute stehen wir wieder vor einer Massensuggestion. Nur berauscht heute im Taumel der Revolution statt des Imperialismus der Bolschewismus die Gemüter. Wieder „wollen sie uns nicht hochkommen lassen". Diesmal sind die „sie" die Verteidiger der Demokratie, die „uns", das Proletariat, um die Früchte der Revolution betrügen wollen. Und das Arcanum, an dem die Welt genesen soll, ist heuer der Bolschewismus, das Räte-System.

Vergebens haben Männer, gegen die nicht eine Spur Mißtrauen möglich ist, die neue Heilslehre des Bolschewismus mit den triftigsten Argumenten bekämpft. So Kautsky, der in seiner Schrift über ‚Diktatur und Demokratie' theoretisch die oekonomischen Gebrechen und Irrtümer des zur Alleinherrschaft erhobenen Räte-Systems überzeugend nachwies. So die Axelrod, Martoff,

alle die Menschewiks und Sozialrevolutionäre, die von der Praxis der gepriesenen Räte-Diktatur die abschreckendsten Schilderungen gaben. Wer hörte auf diese warnenden Stimmen! Hat man denn 1914 und die folgenden Jahre Denen irgendwelche Beachtung geschenkt, die die Kriegspolitik und die Welteroberungsträume als falsche Spekulationen entlarvten? Wenn die Masse erst einmal dem Taumel einer lockenden Illusion verfallen ist, gibts kein Halten mehr. Und die „Führer" der Nation sind um kein Haar besser. Wir habens ja zu unserm maßlosen Staunen und zu unsrer tiefsten Erschütterung am Anfang des Krieges erlebt. Ists da ein Wunder, daß auch jetzt wieder die „Führer" der neuen Suggestion erliegen und gleich der Masse aus dem Räte-System einen politischen Glaubenssatz machen?

Der Parteitag der U. S. P. D. bewies, daß die übergroße Mehrheit dieser Partei dem Bolschewismus bereits erlegen ist. Noch hat man sich in der angenommenen Resolution nicht mit Haut und Haar dem Kommunismus verschrieben, noch hat man dem demokratisch-parlamentarischen System einige Konzessiönchen gemacht. Aber das sind nur platonische Vorbehalte, die man ohne besondere Skrupel preisgeben wird, wenn die Welle des Bolschewismus erst stürmischer flutet. Unsre Politiker sind nun einmal keine Konsequenzenmacher und Prinzipienreiter. Sie lieben die Anpassung, mögen sie nun Bülow oder Bethmann, Scheidemann oder Haase heißen. Um nicht „ausgeschaltet" zu werden, akkommodieren sie sich jeder Situation. Bethmann schlidderte, sicherlich ganz gegen seinen ursprünglichen Willen, in den katastrophalen U-Boot-Krieg. Haase bequemt sich, um wenigstens etwas von der Demokratie zu retten, dem populären Räte-System an und merkt nicht, daß er dadurch grade die Katastrophe der Demokratie beschleunigt.

Aber nicht nur die U. S. P. D. hat vor dem Räte-System kapituliert: auch die Mehrheitssozialisten stehen vor der Kapitulation. Nachdem sich die berliner Betriebsräte der S. P. D. für die „verfassungsmäßige Verankerung" des Räte-Systems erklärt hatten, war auch der Widerstand der Scheidemann und Ebert gebrochen. Nun konnten sie auf einmal auch anders. Gradeso wie auf dem Gebiete der Sozialisierung, wo nun auf einmal Dampf aufgemacht wurde, während man vorher aus den Erwägungen und Bedenken garnicht herausgekommen war. Sogar die Furcht vor dem Zugreifen der Entente, das so lange die Sozialisierung der Bergwerke unmöglich gemacht haben sollte, war plötzlich total vergessen. Das Räte-System hat sich also jetzt schon tief in die Reihen der Mehrheitssozialisten hineingefressen. Und wir hegen nicht den geringsten Zweifel, daß im Fall eines Sieges unsrer Spartaciden und Kommunisten grade die braven Organisationsbonzen und Parteiunteroffiziere der

Scheidemänner mit fliegenden Fahnen zum ehedem so geschmähten Bolschewismus übergehen werden . . .

Noch ist es nicht so weit, noch hofft die Regierung, durch einen Kompromiß der drohenden Gefahr Herr werden zu können. Die Arbeiterräte sollen wirtschaftliches und politisches Kontrollorgan werden, sollen als Arbeiterkammer dem aus dem allgemeinen, gleichen Wahlrecht hervorgegangenen Reichsparlament coordiniert und mit Veto und Initiative ausgestattet sein. Diese Modifikation glaubt man dem demokratischen System zumuten zu können, ohne es zu entwerten und zu verkrüppeln. Und sicherlich könnte man das auch! Denn das Veto und die Initiative wären, auch wenn sie von einer einzelnen, allerdings der zahlreichsten Berufsschicht ausgingen, nur wertvolle Erweiterungen der Demokratie. Und daß die Betriebsräte bei dem komplizierten und delikaten Werke der Sozialisierung so stark wie möglich herangezogen würden, geböten soziale Umsicht und soziale Klugheit auch dann, wenn das Räte-System und seine Kompetenzen nicht durch die Verfassung festgelegt würden.

Der Fehler ist nur, daß die Regierung mit ihren Zugeständnissen viel zu spät gekommen ist. Den guten Willen zur Sozialisierung hätte sie schon vor Monaten beweisen müssen. Hätte sie damals die Gruben, die Monopolbetriebe und die andern für den Gemeinbetrieb reifen Betriebe verstaatlicht, so hätte sie schweres Mißtrauen beschwichtigt, verheerende Streiks verhindert und dem Bolschewismus den Wind aus den Segeln genommen. Jetzt sieht man in ihren Maßnahmen nur widerwillig abgetrotzte Not-Aktionen, die längst nicht mehr ausreichen. Vor allen Dingen will man das System der Arbeiterräte nicht neben dem Parlamentarismus durchsetzen, nicht zum Glied der Demokratie machen, sondern an die Stelle der enthronten Demokratie setzen.

Aber die proletarische Linke fordert noch mehr. Sie will die sofortige Ersetzung des gegenwärtigen Freiwilligenheeres durch eine im revolutionären Sinne zuverlässige Volkswehr. Auch hier rächen sich die unverzeihlichen und unbegreiflichen Sünden der Scheidemänner. Hätte man sofort nach der Revolution mit der Schaffung einer solchen Volkswehr begonnen, so wäre diese Volkswehr wahrscheinlich noch zur Schutzwehr der demokratischen Republik geworden, während sie heute bereits die Waffe des Bolschewismus zu werden droht, die der Demokratie den Garaus macht. Aber die kompromittierten Mehrheitssozialisten mißtrauten damals schon zu sehr der Volksstimmung. Sie fürchteten für ihre Regierungsposten und ihr politisches Uebergewicht. Sie paktierten darum mit Militarismus und Bourgeoisie — aber nur mit dem unausbleiblichen Erfolg, sich vollends schlimmsten Renegatentums verdächtig zu machen und die proletarischen Massen gegen sich aufzubringen. So sitzen die Mehrheitssozia-

listen im übelsten Dilemma: verweigern sie die Reorganisation der Armee, so gelten sie trotz allen andern Konzessionen als Helfer und Schirmer der Reaktion; willigen sie aber in ihre schleunige Umwandlung, so berauben sie sich der letzten und einzigen Stütze ihrer Macht. Ihr Sturz ist dann unvermeidlich.

*

Freilich, wie auch die augenblicklichen Kämpfe aussehen werden: lange Dauer ist dem herrschenden Regiment auf keinen Fall beschieden! Es bewiese deshalb wenigstens Ein Mal Klugheit, wenn es zwar nicht in Schönheit, aber doch mit einiger Würde zu sterben verstünde. Entschlösse sich die derzeitige Regierung rechtzeitig zur Abdankung, so wäre vielleicht noch die Demokratie selbst zu retten. Sie wäre dann nicht mehr durch allzu übel Belastete nach außen und innen diskreditiert, die Sünden schwächlicher und unfähiger Repräsentanten brauchten dann nicht mehr dem System aufgebürdet zu werden. Nach dem Rücktritt der gegenwärtigen Regierung könnten sich unter der Führung neuer Männer die Massen beider sozialistischer Parteien zum neuen, solidern Regierungsblock zusammenschließen. Und so von allen guten Geistern verlassen würde dann auch der linke Flügel der bürgerlichen Demokratie schwerlich sein, daß er, statt den neuen Block zu stützen, zur Opposition abschwenkte und dadurch selbst den Entscheidungskampf zwischen Demokratie und Bolschewismus provozierte.

Ob die Leitung der Mehrheitssozialisten so viel Einsicht aufbringen wird, werden wir ja bald erleben. Allzu viel Hoffnung hege ich, nach all den Torheiten der Vergangenheit, nicht. Nur das scheint mir sicher, daß die endliche Ausschiffung der Hauptkompromittierten und die gemeinsame Aktion von Mehr- und Minderheitssozialisten die einzigen Mittel sind, um Deutschland vor der Ueberflutung durch den Bolschewismus zu bewahren. Denn der Bolschewismus ist der Wunderglaube des Augenblicks, und er kann nicht überwunden werden durch äußere Mittel, durch brutale Gewalten, sondern nur durch einen andern Glauben, durch gleich starke seelische Kräfte. Ein solcher Glaube aber könnte nur dem alten Lieblingsgedanken der sozialistischen Einigung entsprießen. Die Kommunisten zwar spotten dieses altmodischen Glaubens, und auch bei den dieser Tage im Herrenhaus versammelten Unabhängigen wollte man wenig von einem Zusammengehen mit den Mehrheitssozialisten hören. Die Einigkeit, sagte man dort, ergebe sich schon ganz von selbst durch den Zug nach links, durch die gemeinsame radikale Aktion. Gut, von nichts anderm als einer solchen Aktion ist hier die Rede! Die Massen der Rechtssozialisten sollen ihren Führern, die sie während des Krieges und während der Revolution gleich miserabel geführt haben, endlich den Laufpaß geben und sich mit den Minderheitssozialisten zur Realisierung der Revolution, zur

Durchführung des Sozialismus vereinigen. Nur sollen sie dabei nicht die bolschewistischen Methoden zur Anwendung bringen, sondern die Mittel der Demokratie.

*

Gelänge es, die Masse der noch nicht blindgläubig dem Bolschewismus verfallenen Arbeiter zu einem sozialistischen Block zu verschmelzen, so könnte die Wahl ihrer tauglichen Mittel zur Sozialisierung garnicht so schwer sein. Die blödsinnigen Plakate gegen den Bolschewismus, mit denen man — im Zeichen der Papiernot — alle Mauern verunziert, machen der östlichen Heilsbotschaft keine Seele abspenstig, sondern werben ihr bei den ob solchen Unfugs empörten und angeekelten Massen nur Sympathien. Aber wenn man den Arbeitern nüchtern die Frage vorlegt, warum denn die bolschewistische Diktatur der einzige oder auch nur der rascheste und sicherste Weg zum Sozialismus sein sollte, wird man ihre Wundergläubigkeit am ehesten erschüttern. Daß sie jetzt so leicht dem Spartacismus und Kommunismus verfallen, liegt an dem nur zu berechtigten und untilgbaren Mißtrauen gegenüber den alten mehrheitssozialistischen Führern, liegt an der nur zu begreiflichen Enttäuschung über die bisherige Mißwirtschaft einer sogenannten Revolutionsregierung, liegt an den Bluttaten einer irrsinnigen Soldateska und dem solche Taten allzulange deckenden System Wels und Noske. Ein Mehrheitsblock und eine Regierungsgewalt, deren guter Wille und sozialistischer Eifer außer Zweifel stünden, und deren Politik jeden Kompromiß mit Militarismus, Reaktion und Kapitalismus ausschlösse, würden das Mißtrauen der Massen beschwichtigen und zugleich ihre blinde Gläubigkeit für die Wunderlehre des Bolschewismus erschüttern.

Es wäre ja so leicht, den Arbeitern zu beweisen, daß der Bolschewismus alles andre ist als ein kurzfristiger Wechsel auf die irdische Glückseligkeit. Daß es die Proletariermassen aufreizt, wenn sich der Luxus auf Straßen und in Amüsierlokalen noch immer spreizt, wie in den schlimmsten Tagen des Kriegsgewinnlertums: welcher Verständige wollte das nicht verstehen! Und daß die seit Jahrhunderten Enterbten sich endlich ungestüm nach Licht und Freiheit und Lebensgenuß drängen: welcher rechtlich Denkende wollte es ihnen verdenken! Aber, so muß sie auch jeder Ehrliche belehren: hat denn in Rußland das bolschewistische Ungestüm, die rücksichtslose Diktatur der Minderheit das Proletariat in raschem Aufstieg zu Glück und Freiheit und frohem Genießen emporgeführt? Ist dort nicht vielmehr das Proletariat unter dem Räte-System zu größerm Elend, zu ärgern Entbehrungen herabgesunken als früher? Man lese doch nur die Schriften Trotzkis und Lenins selbst, um aus ihnen zu erfahren, daß das Sowjet-Rußland alles andre ist als das proletarische Schlaraffenland, daß grade dort schonungsloser Arbeits-

eifer, Fleiß und — ja wirklich! — Sparsamkeit als erste proletarische Tugenden gepriesen werden. Kein andrer als Lenin selbst predigt strenge Bestrafung der lässigen Arbeiter, das peinlichste gegenseitige Kontroll-System, die Uebernahme aller auf größere Ergiebigkeit hinwirkenden Arbeitsmethoden, sogar des Taylor-Systems, die strengste Disziplin und Unterwerfung unter den Willen der Betriebs- und Produktionsleiter. Immer wieder setzt Lenin eindringlich auseinander, daß gesteigerte Produktivität der Arbeit und wesentliche Herabsetzung der Arbeitszeit erst später, nach einer Uebergangszeit von so und so viel Jahren, erwartet werden, daß später erst die wesentlich höhere Bezahlung der Techniker und Betriebsleiter beseitigt werden, kurz: daß erst später der Kommunismus zur wirklichen Tatsache werden könne. Und da sollten unsre deutschen Arbeiter nicht begreifen, daß auch in Deutschland ein solches Uebergangsstadium nicht zu entbehren ist? Daß es mit der Diktatur des Proletariats und der Dekretierung des Sozialismus nicht getan ist, sondern daß dieser Sozialismus erst organisatorisch erarbeitet werden muß?

*

Der Bolschewismus war für Rußland eine Katastrophe, und er würde es aller menschlichen Voraussicht nach für Deutschland erst recht sein. Grade weil in Rußland nur ein Zehntel, in Deutschland zwei Drittel des Volkes von der Industrie leben müssen, und weil jede Verzögerung des Wiederaufbaus unsrer Industrie unermeßliches Elend über Deutschland bringen muß. Daß das alte, unkontrollierte, individualistisch drauflos wirtschaftende kapitalistische System bei uns nicht mehr möglich ist, ist selbstverständlich. Sozialisierung, soweit irgend angängig, Sozialisierung unter werktätiger Kontrolle der Arbeiter und Angestellten! Aber diese Sozialisierung ermöglicht auch der Demokratie, die ja schon alle wichtigen Kommunen in die Hand der Arbeiter gebracht hat und auch im Reich und in den Einzelstaaten bei einer verständigen Zusammenfassung der sozialistischen Kräfte dem Proletariat die ausschlaggebende Macht sichert. Wozu also, wenn die reale Diktatur auf legalem Wege erreichbar, die formale Diktatur proklamieren, die maßlose Erbitterung wecken und alle Kräfte des Widerstandes aufpeitschen muß? Wozu Gewalt und Terror, wozu der Bürgerkrieg in Permanenz, wenn kraftvolle und zielklare Ausnutzung der demokratischen Handhaben ebensogut und besser jede organisatorisch mögliche Sozialisierungsmaßnahme gestattet?

Wozu, so fragten wir freilich auch Ende Juli 1914, die wahnsinnige Gewalt- und Katastrophenpolitik, wenn ein wenig gesunde politische Vernunft, der einfache Wille zur Verständigung den Weltkrieg und die Völkerkatastrophe verhüten kann! Und wer wollte bestreiten, daß der Krieg durch schiedsgerichtliche

Verhandlung zu vermeiden gewesen wäre, wenn in Deutschland nur ein wenig mehr Einsicht und politische Voraussicht zu finden gewesen wäre! Kein normaler Mensch begreift schon heute mehr, wie Wilhelm, Bethmann, Jagow und der Generalstab so bodenlos verblendet, so unbegreiflich abergläubisch sein konnten, um von ihrer Gewaltpolitik den Triumph ihres Systems, den Sieg des deutschen Imperialismus zu erwarten. Und doch war man so namenlos töricht und begriff erst, als es zu spät war, welche Riesendummheit man begangen hatte. Aber das Tragischste an der Geschichte ist, daß die Menschen so gar nichts aus ihr lernen! Daß sie immer wieder das Opfer ihrer Illusionen werden, immer wieder den atavistischen Instinkten der Gewalttätigkeit erliegen. Bei imperialistischen Raufhändeln wie bei sozialen Revolutionen. Die Hoffnung auf den Sieg der Vernunft ist deshalb auch diesmal äußerst gering. Wenn wenigstens noch die „Führer" die unbeugsamen Verfechter klarer Einsichten und Ueberzeugungen wären, statt das schwanke Spielzeug jeder Massenstimmung. Dennoch: solange noch die leiseste Hoffnung auf Verhütung der neuen Katastrophe ist, ist unausgesetzte Warnung Gewissenspflicht.

Denn zuviel steht auf dem Spiel. Beim hemmungslosen Zusammenprall zwischen Moskau und Weimar könnte nicht nur die Demokratie in Trümmer gehn, sondern auch der ganze Rest dessen, was von der Kultur Europas noch übrig geblieben ist.

Wir Negativen von Kurt Tucholsky

> Wie ist er hier so sanft und zärtlich! Wohlsehn will er, und ruhigen Genuß und sanfte Freuden, für sich, für andere. Es ist das Thema des Anakreon. So lockt und schmeichelt er sich selbst ins Leben hinein. Ist er aber darin, dann zieht die Qual das Verbrechen und das Verbrechen die Qual herbei: Greuel und Verwüstung füllen den Schauplatz. Es ist das Thema des Aischylos. Schopenhauer

Es wird uns Mitarbeitern der ‚Weltbühne' der Vorwurf gemacht, wir sagten zu allem Nein und seien nicht positiv genug. Wir lehnten ab und kritisierten nur und beschmutzten gar das eigene deutsche Nest. Und bekämpften — und das sei das Schlimmste — Haß mit Haß, Gewalt mit Gewalt, Faust mit Faust.

Es sind eigentlich immer dieselben Leute, die in diesem Blatt zu Worte kommen, und es mag einmal gesagt werden, wie sehr wir alle innerlich zusammenstimmen, obwohl wir uns kaum kennen. Es existieren Nummern dieser Zeitschrift, die in einer langen Redaktionssitzung entstanden zu sein scheinen, und doch hat der Herausgeber mutterseelenallein gewaltet. Es scheint mir also der Vorwurf, wir seien negativ, geistig unabhängige und von einander nicht beeinflußte Männer zu treffen. Aber sind wirs? Sind wirs denn wirklich?

Ich will einmal die Schubladen unsres deutschen Schrankes aufmachen und sehen, was darinnen liegt.

Die Revolution. Wenn Revolution nur Zusammenbruch bedeutet, dann war es eine; aber man darf nicht erwarten, daß die Trümmer anders aussehen als das alte Gebäude. Wir haben Mißerfolg gehabt und Hunger, und die Verantwortlichen sind davongelaufen. Und da stand das Volk: die alten Fahnen hatten sie ihm heruntergerissen, aber es hatte keine neue.

Der Bürger. Das ist — wie oft wurde das mißverstanden! — eine geistige Klassifizierung, man ist Bürger durch Anlage, nicht durch Geburt und am allerwenigsten durch Beruf. Dieses deutsche Bürgertum ist ganz und gar antidemokratisch, dergleichen gibt es wohl kaum in einem andern Lande, und das ist der Kernpunkt alles Elends. Es ist ja nicht wahr, daß sie in der Zeit vor dem Kriege unterdrückt worden sind, es war ihnen tiefstes Bedürfnis, emporzublicken, mit treuen Hundeaugen, sich zurechtstoßen zu lassen und die starke Hand des göttlichen Vormunds zu fühlen! Heute ist er nicht mehr da, und fröstelnd vermissen sie etwas. Die Zensur ist in Fortfall gekommen, brav beten sie die alten Sprüchlein weiter, ängstlich plappernd, als ob nichts geschehen sei. Sie kennen zwischen patriarchalischer Herrschaft und einem ins Räuberhafte entarteten Bolschewismus keine Mitte, denn sie sind unfrei. Sie nehmen alles hin, wenn man sie nur verdienen läßt. Und dazu sollen wir Ja sagen?

Der Offizier. Wir haben hier nachgewiesen, warum und inwiefern der deutsche Offizier im Kriege versagt hat, und was er an seinen Leuten gesündigt. Es geht ja nicht um den Stand — Angriffe gegen eine Kollektivität sind immer ungerecht —: es geht um den schlechten Geist, der den Stand beseelte und der sich tief in das Bürgertum hineingefressen hatte. Der Leutnant und seine — sagen wir immerhin: Geistigkeit war ein deutsches Ideal, und der Reserve-Offizier brauchte keine lange Zeit, in die Uniform hineinzuwachsen. Es war die infernalische Lust, den Nebenmenschen ungestraft zu treten, es war die deutsche Lust, im Dienst mehr zu scheinen, als man im Privatleben ist, das Vergnügen, sich vor seiner Frau, vor seiner Geliebten aufzuspielen, und unten krümmte sich ein Mensch. Eine gewisse Pflichterfüllung des Offiziers (und sein Geist saß auch in vielen untern Chargen) soll nicht geleugnet werden, aber sie geschah oft nur auf der Basis der Uebersättigung und der übelsten Raffgier. Die jungen Herren, denen ich im Kriege hinter die Karten gucken konnte, machten keinen hervorragenden Eindruck. Aber es geht ja nicht um die Einzelnen, und wie soll je eine Besserung kommen, wenn wir es jetzt nicht sagen! Jetzt, denn später hat es keinen Sinn mehr; jetzt, denn später, wenn das neue Heer aufgebaut ist, wäre es überflüssig, noch einmal die

Sünden des alten-Regimes aufzublättern. Und es muß den Deutschen eingehämmert werden, daß das niemals wiederkommen darf, und es muß Allen gesagt werden, denn es waren ja nicht die Sünden gewisser reaktionärer Kreise, sondern Alle, Alle taten mit! Das Soldatenelend — und mit ihm das Elend aller „Untergebenen“ in Deutschland — war keine Angelegenheit der politischen Ueberzeugung: es war eine der mangelnden Kultur. Die übelsten Instinkte wurden in entfesselten Bürgern wachgerufen, gab ihnen der Staat die Machtfülle eines „Vorgesetzten“ in die Hand. Sie hat ihnen nicht gebührt. Und dazu sollen wir Ja sagen?

Der Beamte. Was haltet Ihr von einer Verwaltung, bei der der Angestellte wichtiger ist als die Maßnahmen, und die Maßnahme wichtiger als die Sache? Wie knarrte der Apparat und machte sich imponierend breit! Was war das für ein Gespreize mit den Aemtern und den Aemtchen! Welche Wonne, wenn Einer verfügen konnte! Von allen andern Dienststellen — und es gab ja so viele — wurde er unterdrückt: jetzt durfte er auch einmal! Und die Sache selbst ersoff in Verordnungen und Erlassen, die kleinen Kabalen und Reibereien in den Aemtern füllten Menschenleben aus, und der Steuerzahler war wehrlos gegen sein eigenes Werk. Und dazu sollen wir Ja sagen?

Der Politiker. Politik kann man in diesem Lande definieren als die Durchsetzung wirtschaftlicher Zwecke mit Hilfe der Gesetzgebung. Die Politik war bei uns eine Sache des Sitzfleisches, nicht des Geistes. Sie wurde in Bezirksvereinen abgehaspelt und durchgehechelt, und gegen den Arbeiter standen alle Andern zusammen. Vergessen war der Geist, auf dessen Grundlage man zu Vorschlägen und Gesetzen kam, vergessen die Gesinnung, die, Antrieb und Motiv in einem, erst verständlich und erklärbar machte, was man wollte. Der Diplomat alter Schule hatte abgewirtschaftet, „er besitzt keinen modernen Geist“, sagten die Leute; nun sollte der Kaufmann an seine Stelle treten. Aber Der besitzt ihn auch nicht. Eine wilde Ueberschätzung des Wirtschaftlichen hob an. Feudale und Händler raufen sich um den Einfluß im Staat, der in Wirklichkeit ihnen Beiden unter der Führung der Geistigen zukommen sollte. Und dazu sollen wir Ja sagen?

Daß der Bürger zetert, dem anständige Politik nichts ist als Geschäftsstörung, nimmt uns nicht wunder. Daß Geistige gegen uns eifern, schon mehr. Wozu führen denn letzten Endes die Erkenntnisse des Geistes, wenn man nicht ein Mal von den Höhen der Weisheit herunterklettert, ihre Ergebnisse auf das tägliche Leben anwendet und das zu formen versucht nach ihrem Ebenbilde? Nichts ist bei uns peinlicher und verhaßter als konkret gewordene Geistigkeit. Alles darfst du: die gefährlichsten

Forderungen aufstellen, in abstracto, Bücherrevolutionen machen, den lieben Gott absetzen — aber die Steuergesetzgebung, die machen sie doch lieber allein. Sie haben eine unendlich feine Witterung und den zuverlässigsten Instinkt gegen Alles, was ihre trübe Geschäftigkeit stören kann, ihr Mißtrauen ist unsäglich, ihre Abneigung unüberwindbar. Sie riechen förmlich, ob sich deine Liebe und dein Haß mit ihrem Kolonialwarenladen verträgt, und tun sies nicht: dann Gnade dir Gott!

Hier steht Wille gegen Willen. Kein Resultat, kein Ziel auf dieser Erde wird nach dem logisch geführten Beweis ex argumentis gewonnen. Ueberall steht das Ziel, gefühlsmäßig geliebt, vorher fest, die Argumente folgen, als Entschuldigung für den Geist, als Gesellschaftsspiel für den Intellekt. Noch niemals hat Einer den Andern mit Gründen überzeugt. Hier steht Wille gegen Willen: wir sind uns über die Ziele mit allen anständig Gesinnten einig — ich glaube, was an uns bekämpft wird, ist nicht der Kampf: es ist die Taktik.

Aber wie sollen wir gegen kurzstirnige Tölpel und eisenharte Bauernknechte anders aufkommen als mit Knüppeln? Das ist seit Jahrhunderten das große Elend und der Jammer dieses Landes gewesen: daß man vermeint hat, der eindeutigen Kraft mit der bohrenden Geistigkeit beikommen zu können. Wenn wir Andern — die wir hinter die Dinge gesehen haben, die wir glauben, daß die Welt, so wie sie ist, nicht das letzte Ziel für Menschen sein kann — keinen Exekutor unsrer geistigen Gesinnung haben, so sind wir verdammt, ewig und auch fürderhin unter Fleischergesellen zu leben, und uns bleiben die Bücher und die Tinte und das Papier, worauf wir uns ergehen dürfen. Das ist so unendlich unfruchtbar, zu glauben, man könne die negative Tätigkeit des Niederreißens entbehren, wenn man aufbauen will. Seien wir konkret. Eine Naumannsche Rede in Weimar verpflichtet zu garnichts: der Beschluß irgendeines Gemeindekollegiums zeigt uns den Bürger in seiner Nacktheit.

Der unbedingten Solidarität aller Geldverdiener muß die ebenso unbedingte Solidarität der Geistigen gegenüber stehen. Es geht nicht an, daß man feixenden Bürgern das Schauspiel eines Kampfes liefert, aus dem sie nur und ausschließlich heraushören: dürfen wir weiter schachern, oder dürfen wir es nicht? Dürfen wir weiter in Cliquen und Klüngeln schieben, oder dürfen wir es nicht? Nur Das wird gehört, und keine metaphysische Wahrheit und kein kritizistischer Irrtum.

Ist schon Alles vergessen? Gleiten wir schon wieder in den behaglichen Trott hinüber, in dem Ruhe die erste und letzte Pflicht ist? Schon regt sich allerorten der fade Spruch: „Es wird nicht so schlimm gewesen sein.“ „Ihr Herr Gemahl ist an Lungenentzündung gestorben?“ sagte jener Mann, „na, es wird nicht so schlimm gewesen sein!“

Es ist so schlimm gewesen. Und man mache ja nicht wieder den Versuch, zu behaupten, die „Pionierarbeit des deutschen Kaufmanns“ werde uns „schon herausreißen“! Wir sind in der ganzen Welt blamiert, weil wir unsre besten Kräfte tief im Land versteckt und unsre minderwertigen hinausgeschickt haben. Aber schon regen sich die Stimmen, die dem Deutschen einzureden versuchen, es werde, wenn er nur billige Ware liefere, sich Alles einrenken lassen. Das wollen wir nicht! Wir wollen nicht mehr benutzt sein, weil unsre jungen Leute im Ausland alle Andern unterboten haben, und weil man bei uns schuftete, aber nicht arbeitete. Wir wollen geachtet werden um unsrer selbst willen.

Und damit wir in der Welt geachtet werden, müssen wir zunächst zu Haus gründlich rein machen. Beschmutzen wir unser eigenes Nest? Aber einen Augiasstall kann man nicht beschmutzen, und es ist widersinnig, sich auf das zerfallene Dach einer alten Scheune zu stellen und da oben die Nationalhymne ertönen zu lassen.

Wir sollen positive Vorschläge machen. Aber alle positiven Vorschläge nützen nichts, wenn nicht die rechte Redlichkeit das Land durchzieht. Die Reformen, die wir meinen, sind nicht mit Vorschriften zu erfüllen, und auch nicht mit neuen Reichsämtern, von denen sich heute Jeder für sein Fach das Heil erhofft. Wir glauben nicht, daß es genügt, eine große Karthotek und ein vielköpfiges Personal aufzubauen und damit sein Gebiet zu bearbeiten. Wir glauben, daß das Wesentliche auf der Welt hinter den Dingen sitzt, und daß eine anständige Gesinnung mit jeder, auch mit der schlechtesten, Vorschrift fertig wird und sie gut handhabt. Ohne sie aber ist nichts getan.

Was wir brauchen, ist diese anständige Gesinnung.

Wir können noch nicht Ja sagen. Wir können nicht einen Sinn stärken, der über den Menschen die Menschlichkeit vergißt. Wir können nicht ein Volk darin bestärken, seine Pflicht nur dann zu tun, wenn jedem Arbeitenden ein Popanz von Ehre aufgebaut wird, der sachlicher Arbeit nur im Wege ist. Wir können nicht zu einem Volk Ja sagen, das, noch heute, in einer Verfassung ist, die, wäre der Krieg zufälligerweise glücklich ausgegangen, das Schlimmste hätte befürchten lassen. Wir können nicht zu einem Land Ja sagen, das von Kollektivitäten besessen ist, und dem die Korporation weit über dem Individuum steht. Kollektivitäten sind nur ein Hilfsmittel für die Einzelnen. Wir können nicht Ja zu Denen sagen, deren Früchte die junge Generation darstellt: ein laues und flaues Geschlecht, angesteckt von dem kindischen Machthunger nach innen und der Gleichgültigkeit nach außen, den Bars mehr zugetan als der Bravour, von unsäglicher Verachtung für allen Sturm und Drang, den man zurzeit nicht mehr trägt, ohne Flamme und ohne Schwung.

ohne Haß und ohne Liebe. Wir sollen laufen, aber unsre Schenkel sind mit Schnüren gefesselt. Wir können noch nicht Ja sagen.

Leute, bar jedes Verständnisses für den Willen, der über die Tagesinteressen hinausheben will — man nennt das hier zulande: Realpolitiker — bekämpfen uns, weil wir im Kompromiß kein Heil sehen, weil wir in neuen Abzeichen und neuen Aktenstücken kein Heil sehen. Wir wissen wohl, daß man Ideale nicht verwirklichen kann, aber wir wissen auch, daß nichts auf der Welt ohne die Flamme des Ideals geschehen ist, geändert ist, gewirkt wurde. Und — das eben scheint unsern Gegnern eine Gefahr und ist auch eine — wir glauben nicht, daß die Flamme des Ideals nur dekorativ am Sternenhimmel zu leuchten hat, sondern sie muß hinieden brennen: brennen in den Kellerwinkeln, wo die Asseln hausen, und brennen auf den Palastdächern der Reichen, brennen in den Kirchen, wo man die alten Wunder rationalistisch verrät, und brennen bei den Wechslern, die aus ihrer Bude einen Tempel gemacht haben.

Wir können noch nicht Ja sagen. Wir wissen nur das Eine: es soll mit eisernem Besen jetzt, grade jetzt und heute ausgekehrt werden, was in Deutschland faul und vom Uebel war und ist. Wir kommen nicht damit weiter, daß wir den Kopf in ein schwarz=weiß=rotes Tuch stecken und ängstlich flüstern: Später, mein Bester, später! nur jetzt kein Aufsehen!

Jetzt.

Es ist lächerlich, einer jungen Bewegung von vier Monaten vorzuwerfen, sie habe nicht dasselbe Positive geleistet wie eine Tradition von dreihundert Jahren. Das wissen wir.

Wir stehen vor einem Deutschland voll unerhörter Korruption, voll Schiebern und Schleichern, voll dreimalhunderttausend Teufeln, von denen jeder das Recht in Anspruch nimmt, für seine schwarze Person von der Revolution unangetastet zu bleiben. Wir meinen aber ihn und grade ihn und nur ihn.

Und wir haben die Möglichkeit, zu wählen: bekämpfen wir ihn mit der Liebe, bekämpfen wir ihn mit Haß? Wir wollen kämpfen mit Haß aus Liebe. Mit Haß gegen jeden Burschen, der sich erkühnt hat, das Blut seiner Landsleute zu trinken, wie man Wein trinkt, um damit auf seine Gesundheit und die seiner Freunde anzustoßen. Mit Haß gegen einen Klüngel, dem übermäßig erraffter Besitz und das Elend der Heimarbeiter gottgewollt erscheint, der von erkauften Professoren beweisen läßt, daß dem so sein muß, und der auf gebeugten Rücken vegetierender Menschen freundliche Idyllen feiert. Wir kämpfen allerdings mit Haß. Aber wir kämpfen aus Liebe für die Unterdrückten, die nicht immer notwendigerweise Proletarier sein müssen, und wir lieben in den Menschen den Gedanken an die Menschheit.

Negativ? Viereinhalb Jahre haben wir das fürchterliche Ja gehört, das Alles gut hieß, was frecher Dünkel auszuführen befahl. Wie war die Welt so lieblich! Wie klappte Alles, wie waren Alle d'accord, ein Herz und keine Seele, wie bewegte sich die künstlich hergerichtete Landschaft mit den uniformierten Puppen darin zum Preise unsrer Herren! Es war das Thema des Anakreon. Und mit donnerndem Krachen ist das zusammengebrochen, was man früher für eisern gehalten hatte, und was nicht einmal Gußeisen war, die Generale fangen an, sich zu rechtfertigen, obgleich sie es garnicht nötig hätten, keiner will es gewesen sein, und die Revolutionäre, die zu spät kamen und zu früh gebremst wurden, werden beschuldigt, das Elend herbeigeführt zu haben, an dem doch Generationen gewirkt hatten. Negativ? Blut und Elend und Wunden und zertretenes Menschentum — es soll wenigstens nicht umsonst gewesen sein. Laßt uns auch weiterhin Nein sagen, wenn es not tut! Es ist das Thema des Aischylos.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LIII.

Georg Gothein

Stelle dir ein Kaninchen vor mit einer sammetweichen weißen Haut, über die man streichelnd hingleiten möchte, und sieh dir dieses Tierchen an, wenn es sich unbeobachtet glaubt: schnuppernd und knabbernd an allem und jedem, buddelnd und wühlend mit flink schaufelnden Pfötchen, Neuland unter der breiten und banalen Oberfläche entdeckend. Und denke dir dieses Kaninchen zwanzig, dreißig Jahre ununterbrochen emsig bei der Arbeit, unter der Erdkruste Gänge und Schächte neuer Ideen, neuer Gedanken, freier Anschauungen grabend, setze ihm einen Nickelkneifer auf, und du hast Georg Gothein, den alten demokratischen Parlamentarier und neuen Sozialisierungsminister.

So ist er: klein, huschlig, arbeitend und wieder arbeitend, dabei immer trächtig von neuen Anregungen, von innerm Drang zu unaufhörlichem Handeln getrieben, kritisch und unerbittlich konsequent, aufrichtig sich und den Andern gegenüber, mit sachlichem politischen und wirtschaftlichen Material von der Zehe bis an die dämmernde Glatze gefüllt. Trotz seinen bald zweiundsechzig Jahren hat er Lava im Leibe, Temperament, das sich redend und schreibend entlädt. Nur einen Fehler hat er: ihn packt der Stoff, den er beherrscht, meist so, daß er kein Ende findet. Seine Leitartikel, die er der Presse sendet, sind zwei, drei, vier Spalten lang, und der Redakteur streckt Hände und Füße resigniert von sich. Seine Reden dauern ein, zwei Stunden und darüber, und selbst die Getreuesten ersticken schließlich unter der

Fülle. Aber das ist eine Schwäche, die seiner echtdeutschen Gründlichkeit entspringt.

In Schlesien ward er zu einer Zeit geboren, da in Preußen die reaktionäre Landratskammer herrschte und, mit junkerlichem Draufgängertum, alles wieder rückwärts zu revidieren versuchte, was die achtundvierziger Revolution in schnellem Zugriff an Freiheit dem Bürgertum geschenkt hatte. Die bürgerlichen Demokraten standen, die Faust in der Tasche ballend, dabei und sahen ohnmächtig diesem Treiben zu, nachdem sie aus verzweifelter Opposition völlige Wahlenthaltung getrieben hatten. Und über alledem ein König, in dessen geistiges Geäder ein Gott mit leisem Finger hineingepfuscht hatte. In dieser politischen Atmosphäre wuchs der kleine Georg heran. Sicherlich hat er schon als Baby gegen dieses System gestrampelt, und sein Vater, Arzt in dem schlesischen Städtchen Neumarkt, verstand ihn. Denn damals waren in den kleinern Städten alle Aerzte und Kreisrichter liberal. Erst die geistige Bismarck-Seuche machte diesem politischen Kleinstadt-Spuk, in langen Jahren, ein Ende. Georg besucht das Gymnasium, bezieht die Universität, studiert das Bergfach, macht das obligate Staatsexamen und klettert nun auf der steilen Beamtenleiter von Stufe zu Stufe aufwärts: Bergreferendar, Bergassessor, Bergrat, kommt aber über Schlesiens montane Bezirke nicht hinaus. Zwischendurch ist er auch, eine Zeitlang, Generalsekretär des Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Vereins zu Kattowitz. Und dann gibts, mit einem Mal, eine Zaesur. So hervorragend Gothein in seinem Fach auch war, so sehr man seine Arbeitskraft schätzte, so wenig gesinnungstüchtig war er. Er war den Leuten zu freisinnig, zu garstig oppositionell, und das konnten weder die großen Montan-Herren noch die Regierungsleute vertragen. Man versucht, ihn zu ducken, ihm die dummen Ideen aus dem Kopf zu treiben: Gothein bleibt aufrecht und verzichtet lieber auf Amt und Würden, als daß er seine Gesinnung wechselt. Eines Tages war er denn auch richtig draußen. Im Reich der Bureaukratie war kein Platz mehr für ihn. Er war Bergrat a. D. geworden.

Aber er fand sehr schnell einen neuen Wirkungskreis (denn habt Ihr Gothein auch nur eine Sekunde müßig gesehn?) und wurde Erster Syndikus der Handelskammer zu Breslau, wurde, 1894, Stadtverordneter und kam zu Beginn dieses Jahrhunderts in den schlesischen Provinziallandtag, in das preußische Abgeordnetenhaus und, nicht zuletzt, auch in den Reichstag. Nun hatte er vier Podien — von der Kommune über die Provinz und den Bundesstaat bis zu der obersten Spitze, dem Reich —, auf denen er, unmittelbar eingreifend, mitarbeiten konnte an dem politischen Werden. Aber selbst das genügte seinem Tatendrange noch nicht. Neuland wollte er schaffen. Er trat in den Vorstand des Zentralvereins für deutsche Binnenschiffahrt, machte mit

fieberndem Atem die heißen Kanalkämpfe mit und begründete (nebst vielem andern) den Handelsvertragsverein, der für die Freihandels-Idee inmitten einer allgemeinen Zolltollheit Vorkämpfer war. Und daneben schrieb er Artikel, Broschüren und dicke Bücher. Worüber? Ueber alles: Zoll- und Wirtschaftsfragen, Agrarpolitik, Mittelstandssorgen, Militärprobleme, Koloniales, Etatsachen, Auslandspolitik und Verwaltungsdinge in buntem, flimmerndem Gemisch.

In den Wahlkämpfen und im Parlament schlug er eine scharfe Klinge. Hieb auf Hieb sauste auf seine Gegner nieder, denn er kannte die Racker von Junkern. In seinem abgelegenen pommerschen Wahlkreise, in Greifswald-Grimmen, haben sie ihm das Leben, weiß Gott, sauer genug gemacht. Mit allen Mitteln haben sie gearbeitet, der Landrat und der Regierungspräsident voran, um ihm, wenn er sprechen wollte, die Säle abzutreiben, ihn und seine Weggenossen als vaterlandslose Gesellen, als Vorfrucht der Sozialdemokratie undsoweiter hinzustellen. Und dennoch ist es ihnen nicht gelungen. Er setzte sich durch. Darüber ist das hellblonde Haar weiß geworden. Auf dem Haupt hat es sich schon stark gelichtet, obwohl es noch heute, wie sein Charakter, opponierend nach allen Seiten ausstrahlt, und sein etwas breit auslaufender kurzer Spitzbart konkurriert in seiner blendenden Farbe mit dem Schopf.

In der alten Partei, in der Freisinnigen Vereinigung und in der selig entschlafenen Fortschrittlichen Volkspartei wurde er von den kompromisselnden Häuptern als unbequem empfunden. Denen, die alles nur mit der Elle der Taktik messen, ging er zu sehr gradeaus. Er war absoluter Freihändler, meinetwegen Manchestermann, Junkergegner und Demokrat, und bei diesem Worte liefs den alten braven Fortschrittsmännern, den Kopsch, Wiemer, Müller-Meiningen und Konsorten, eiskalt über den Rücken. Und dann hatte er noch eine peinliche Angewohnheit ihm war ein Zusammengehen aller demokratischen Richtungen, von Rickert, Richter bis Bebel, die Voraussetzung für jede wirklich praktische Politik. Aber da kennt Ihr die Wadenstrümpfler und die Wasserstiefler schlecht, wenn Ihr glaubt, daß ihnen dieser Gedanke eingeleuchtet hätte, der sich endlich 1912, nach der Zertrümmerung des Bülow-Blocks, durchzusetzen begann. Jene wollten, links und rechts um sich schlagend, ihren Weg allein gehen, fanden sich aber, auf die ersten Locktöne des Fürsten Bülow, bereit, mit den Konservativen zusammen einen erbitterten Kampf gegen die Sozialdemokratie und das Zentrum aufzunehmen. Gothein war damals in der unangenehmsten Lage. Er sah die Dinge, wie sie sich entwickeln würden, und konnte sie doch nicht, als Einzelner, verhindern. Wenigstens das eine Gute hatte dieser Rückwärtskurs: er schmolz die drei Freisinnssplitter zu einem Ganzen zusammen und schuf Annähe-

rungsmöglichkeiten zum linken Flügel der Nationalliberalen Aber so weit ging Gothein nicht mit, daß er die Ausnahmebestimmung des Reichsvereinsgesetzes damals mitmachte. Dagegen sträubte er sich mit Händen und Füßen.

Im Kriege war er Skeptiker. Er sah das Unheil voraus Nicht bloß, weil er von jeher überzeugter Pazifist war, sondern weil er den preußischen Militarismus und Deutschlands wirtschaftliche Möglichkeiten und ihre Grenzen kannte. Er stemmte sich gegen den uneingeschränkten U-Boot-Krieg, setzte sich für einen rechtzeitigen Verständigungsfrieden ein und hat im Hauptausschuß des alten Reichstages gekämpft wie ein Löwe gegen die Desperado-Politik der Tirpitz und Ludendorff. Wiederum vergebens.

Und dann kam alles, wie es kommen mußte. Zusammenbruch, Revolution, bolschewistisches Aufflackern, Unruhe und wieder Unruhe. Bei den Wahlen zur deutschen Nationalversammlung wurde er gleich zweimal gewählt. In Pommern und in Breslau. Das pommersche Mandat mußte er aufgeben, und als in Weimar um die Ministerliste gewürfelt wurde, fiel auch das Los auf ihn. Das Reichsschatzamt wurde in zwei Teile zerlegt: in ein Finanzministerium, das alle Steuer- und Finanzangelegenheiten zu bearbeiten hat, und in ein Schatzamt, das mit der beginnenden Sozialisierung den immobilen Besitz und die Monopole des Reichs zu verwalten hat. Gothein wurde an die Spitze dieses noch nicht vorhandenen Reichsministeriums gestellt, und so sitzt er nun, ohne Portefeuille, da, wo die hohe Regierung auf einsamer Höhe thront. Als ich ihn, einen Tag nach seiner Ernennung, sprach und ihn beglückwünschte, schüttelte er diese Gratulation gleichsam von sich ab. „Ich war so froh,“ sagte er, „als ich vor zwanzig, dreißig Jahren den Beamtenrock ausziehen durfte, und nun hat man mich als alten Mann gewaltsam von neuem verstaatlicht. Glauben Sie, daß einem dabei wohl zu Mute sein kann?“

Gesinnungstreue Kinder von Franz Varssovius

An einem großen Gymnasium von Charlottenburg taten sich die Schüler zusammen, versammelten sich, faßten eine geharnischte Resolution und veröffentlichten sie. Sie protestierten energisch, mit Wucht und Logik, gegen die Bildung eines Schülerrats und einer Schulgemeinde. Die Autorität der Lehrer dürfe nicht untergraben werden.

In Steglitz taten sich die Primaner zusammen und beschlossen, dem Beispiel der meisten andern Menschen folgend, in den Streik zu treten. Grund: Protest gegen die geplante Wiederaufnahme des jungen Liebknecht in die Schule.

In einer großen Gemeindeschule von [illegible] taten sich die Schüler zusammen und drohten mit dem Boykott ihrer Arbeitgeber. Sie waren empört, daß man keine Schulfeier für den gestürzten Löwen von Amerongen veranstaltet hatte.

Es wäre gefährlich, solche Vorkommnisse mit einem Lächeln abzutun. Bedenken wir doch, was sie bedeuten.

Die Jugend empört sich; ein Teil der Jugend, wie es scheint: ein nicht ganz unbeträchtlicher. Wogegen empört sie sich? Gegen das Neue. Gegen den Willen einiger Freien, morsche Institutionen — endlich — zu zerschlagen gegen die Leidenschaft und den Fanatismus eines umstürzlerischen Knaben. Sehet her und schaudert: Hier ist eine Jugend, die nicht revolutionär ist. Hier sind Menschen, die schon mit fünfzehn Jahren korrekt sind wie geheime Ministerialräte und gesinnungstreu wie Reserveleutnants. Denn auch durch Streiks kann man merkwürdigerweise bezeugen, daß man diese Tugenden für die höchsten hält.

Ist dies denkbar, daß irgendwo in der Welt Jugend die Partei der Beharrenden wählt, der Ruheliebenden, der Rentenempfänger, der Vergötterer des Gewesenen, der Unterdrücker des freier sich ausbreitenden Geistes?

Es ist denkbar; doch vielleicht nur in diesem Lande. Es gibt nichts, was mit so fürchterlicher Deutlichkeit zeigt, wie tief der Drill, die Gewöhnung an unbedingte Unterordnung, an unterwürfiges Gehorchen das Wesen dieses Volkes entstellt und verdorben hat.

Denn vergessen wir doch dies nicht: die Deutschen sind einmal eine Nation von Querköpfen gewesen, von Eigensinnigen, von Dickschädeln, von Menschen, deren jeder sich hartnäckig einen eigenen Weg suchte; und sie waren es in der Zeit, die ihre größte bleibt. Jetzt aber gibt es unter ihnen nicht wenige junge Menschen, die sich gegen Jeden auflehnen, der sie aus dem Gleichmaß einer schematisierten Entwicklung, dem gewohnten Trott ihres Bürgerlebens herausreißen will.

Viereinhalb Jahre haben sie sich nicht empört (und konnten es vielleicht nicht). Sie hatten geduldig gewartet, bis man sie rief, ihnen ein Gewehr in die Hand drückte und sie scharf auf den Mann dressierte. Dann haben sie drauflosgeschossen und gestochen, bis sie selbst erschossen oder erstochen wurden. Jetzt aber, am Eingang einer neuen Zeit, jetzt, da der fürchterlichste und unsinnigste Zwang von ihnen genommen ist und ihnen der Weg zu einer hellern und freiern Zukunft gebahnt werden soll: da empören sie sich — gegen ihre Befreier.

In einer Zeit der ungeheuerlichsten politischen Erdbeben, der vulkanischen Eruptionen des lange zurückgedämmten Geistes, bleibt dies Leitstern und Gipfelpunkt ihres Denkens: jedermann sei untertan der Obrigkeit.

Wie schwer ist die Arbeit, die da zu tun ist! Wer treibt ihnen diesen Gehorsam aus und diesen grauenhaften Ordnungssinn, dem Ruhe die einzige Bürgerpflicht ist! Wer lehrt sie wieder, daß es nur eine Pflicht gibt: sich aufzulehnen gegen das Bestehende und die verkalkten Hüter des Vergangenen, zu zerschlagen, um aufzubauen, umzubilden, alle Leidenschaften aufzurufen, um die Welt neu zu formen! Wer lehrt sie dies?

Wer weiß, vielleicht werden sie es nicht mehr lernen. Vielleicht sind sie schon gar zu sehr entartet und verrottet, diese braven Kinder, diese artigen Kinder, diese — gesinnungstreuen Kinder.

Segen der Erde von Harry Kahn

Dieser Roman, der kein Roman ist, sondern eine über alles geniale Synthese aus Mythos und Robinsonade, aus Edda und Pitaval, aus Heldengesang und Kulturgeschichte — dieses Gebirge und dieser Abgrund von einem Buch heißt im Original fast nationaloekonomisch banal: Markens Groede, das ist: Ertrag des Oedlands. Aber man mag den Verlag Albert Langen, der die Uebersetzung herausgegeben hat, nicht schelten ob dieser gelinden Verfälschung ins Pathetische. Alle Bücher seines Dichters könnten ja so heißen; den Dichter selbst möchte man so nennen: Segen der Erde. „Der lange, lange Pfad über das Moor in den Wald hinein — wer hat ihn ausgetreten?" Nur ein Mensch auf der weiten Welt kann heute diesen Satz hinschreiben, darf mit dieser kindlichen Frage, die an die Urfragen von Mensch und Menschheit rührt, eine Geschichte beginnen: Knut Hamsun.

Den langen, langen Pfad durchs Moor in den Wald hinein, nordwärts und aufwärts, über die Hochebene, in die Einöde, wandert ein Mann. Ein Irgendjemand gen Niemandsland. Wo er das Rauschen eines Flusses hört und einen deckenden Felsvorsprung zum Lager findet, da läßt er sich nieder. Für eine Nacht? Aus der Nacht wird wieder ein Tag; aus dem Tag eine Woche; aus der Woche ein Jahr; aus dem Jahr ein Leben: aus dem Leben ein Geschlecht. Hinter dem Geschlecht dehnt sich die Ewigkeit.

Der Mann schlägt ein paar Stämme nieder; auf ihrem Platz baut er sich eine Erdhütte. Das Holz schleppt er tagelang zu Tal, verkauft es und legt den Erlös in einer Ziege an. Er pflanzt ein paar Kartoffeln, auf daß er eine Zuspeise zu ihrer Milch habe. Auf einmal ist eine Frau da. Im Tal hatte sie es schlecht; niemand mochte sie, obschon sie reinen Herzens und von starken Knochen war. Denn sie hat eine gespaltene Oberlippe. So sind die Bürger im sturmbehüteten Tal: weniger noch als auf die Knochen eines Arbeitstiers schauen sie in das Herz eines Christenmenschen. Der auf dem Gebirg nimmt sie. Nimmt

ihre starken Knochen vor seinen Pflug und ihr reines Herz in seine tierhaften Arme, auf denen die schweren Muskeln wulsten, und an denen die breiten Hände baumeln. Sie bekommen ein Kind. Bald haben sie auch eine Kuh. Ein zweites Kind kommt. Die Kuh kriegt ein Kalb. Wieder eine Sonnenwende, und es scharrt ein Pferd, rasselt ein Wägelchen vor der Tür, und ein Schlitten für den Winter wird gezimmert. Sie roden das Land und bebauen es. Er heißt Isak; sie heißt Inger. „Erzvater grub, Erzmutter molk, Die Saat bereitend für ein ganzes Volk", heißt es in einem der größten Gedichte des großen deutschen Dichters Stefan George.

Sie roden und bauen. Aus der Erdhütte wird ein Blockhaus; aus der Rodung eine Siedelung. Aber die Welt des Tals bricht mit Neid und Leid, mit Not und Gebot in ihre einsame Gemeinsamkeit. Als das dritte Kind mit der Hasenscharte der Mutter zur Welt kommt, bringt diese das Neugeborene um, es vor Haß und Hohn ihrer eigenen Jugend zu bewahren. Mit dem eisernen Arm ihrer Gerechtigkeitsmaschine greift die Talwelt in das schuldlos-schuldige Leben der Ersten Menschen des Oedlands. Und immer aufreizender, immer vergiftender werden die Dünste, die das Treibhaus der Zivilisation in die kühle, klare Atmosphäre der Hochebene sendet. Zwar, dem Manne haben sie nichts an; er rodet und baut, sät und erntet auf seinem Feld, über dem die Kabel zu schwirren beginnen. Aber das Weib bringt von der ultima Thule der in Moral verfaulenden und verfallenden Gesellschaft, aus dem Gefängnis, gefährliche Appetite mit. Dickleibige Wälzer über Soziologie werden zuschanden an dem dämonischen Witz, mit dem Seife und Seelenverschmutzung, Nähmaschine und Ehebruch als zwei Seiten ein und der selben Entwicklungsreihe aufgezeigt, mit dem technische und physiologische Vervollkommung in ein einziges Schicksalsgewebe verschlungen werden. Der Telegraph hat den Telegraphenarbeiter gebracht. Für Inger ist er der Sendbote aus der Welt der Seife und der Nähmaschinen. Aber es wird nicht viel Wesens draus gemacht; der Herbst weiß schon vom Spätsommer nichts mehr. Und der Winter hat schon ganz andre Sorgen. Mit dem Telegraphenarbeiter ist nämlich der Vermessungsbeamte gekommen; der Vermessungsbeamte hat den Bergbausachverständigen aufmerksam gemacht; der Sachverständige hat dem Ausbeuter was gesteckt; der Exploiteur gründet ein Konsortium; das Konsortium . . . Kurz: mit der Kultur kommt das Kapital. Die welthistorische Kurve von Adam bis Karl Marx, von der Vertreibung aus dem Paradies bis zur Expropriation der Expropriateure sozusagen, schwingt in einem einzigen Leben, notgedrungen, folgerichtig, wachsend ohne Widerstand, aus.

In einem Leben . . . Leben, ja Leben, nicht mehr, aber auch kein Lot weniger. Und dies Leben jubelt und humpelt,

ächzt und rast, schafft und schwatzt in einer Fülle von Gestalten, die eines Balzac würdig wäre. Ach was, Balzac . . . Der Franzose ist ein E. T. A. Hoffmannscher Automatenmechanikus gegen diesen prometheischen Schöpfer, der da oben an seiner meerumdonnerten Klippe sitzt und Menschenbilder formt. Hamsun ist sein eigener Klassiker geworden. Leutnant Glahn, der in die Wälder ging, um dem Zusammenklang des eigenen Bluts mit den Gesängen des großen ‚Pan' zu lauschen, hat, sich erfüllend, Ruhe gefunden in diesem erzväterlichen Urwaldbauer, der breit und braun, störrisch und stetig, kindlich und rätselhaft wie die Erde selber ist. Die gleiche kindliche und rätselhafte Klarheit ist über den Dichter selbst gekommen, und zugleich hat sich die Spannweite seines noch immer messerscharfen Blicks bis an die Horizonte gedehnt. Schon in den letzten Büchern war Hamsun von der Bildung eines einzelmenschlichen Organismus fortgeschritten zur Ballung eines gesellschaftlichen Kosmos. Nicht mehr die impressionistische Landschaft einer Seele, sondern die architektonische Struktur einer Menschengemeinschaft mit der ganzen Statik ihrer scheinbar närrisch widerstrebenden, für das gottgleiche Auge des begnadeten Künstlers aber zu musikalischer Harmonie sich einenden Triebe gaben ‚Kinder ihrer Zeit' und ‚Die Stadt Segelfoß'. ‚Segen der Erde' aber ist das Epos der Menschheit selbst; das Hohelied vom triebhaften Tun des zweibeinigen Tiers auf seinem Stern; von der Arbeit des Menschen an seinem Acker; von der Verwurzelung der Seele in ihren Grund.

Film-Reform? von Hans Siemsen

Ueber „Reform-Film" und „Film-Reform" sagt in Nummer 5 der ‚Weltbühne' Rudolf Kurtz allerhand, vor allem aber zweierlei. Nämlich erstens: „Der Film reicht nicht höher als in die Gegend des guten Geschmacks. Die Kunst beginnt, wo die Seele ihre Kräfte zum Ausdruck bringt. Genau da hört der Film auf." Zweitens sagt er: Nur keine Reform! Reform wird den Film nur langweilig machen.

Mit Nummer Eins hat er ohne Zweifel recht, mit Nummer Zwei höchstwahrscheinlich. Denn zu einer Reform gehören Reformatoren. Film-Reformatoren? Wo sind sie? Er hat also mit seinen zwei Hauptsätzen recht. Aber? Nun weiter? Was soll man tun?

Garnichts! sagt Herr Kurtz. Legt die Hände in den Schoß! Es wird so schlimm nicht werden. Wörtlich:

„Was man an einem Film reformieren kann, ist das Geschmackliche. Und ich sage nicht zu viel, wenn ich aus einer beruflich intimen Kenntnis der Dinge heraus behaupte: Die deutsche Film-Erzeugung ist auf dem Wege, sich allgemein diesen Bedingungen anzupassen."

Ab- und Einsicht des Herrn Kurtz in Ehren! Hauptgrund und Ursache dieser seiner optimistischen Erkenntnis scheint mir aber doch vor allem die Tatsache zu sein, daß er von der „deutschen Film-Erzeugung" (hoffentlich gut!) bezahlt wird.

Nicht als ob ich ihm verkaufte Ueberzeugung vorwerfen wollte. Gott bewahre! Er wird sich bloß denken: daß die „deutsche Film-Erzeugung" einen so originellen und amüsanten Menschen wie Herrn Kurtz tatsächlich engagiert hat und bezahlt — genügt das nicht, um optimistisch in die Zukunft zu sehen?

Es würde vielleicht genügen, wenn . . .

Wenn von Ihrem Geist und Wesen, Herr Kurtz, nun tatsächlich auch etwas zu merken wäre in der „deutschen Film-Erzeugung". Aber wo?

Gewiß können Sie mir die Namen von einem Dutzend guter Films nennen. Und ich könnte Ihnen gewiß Ihr Dutzend verdoppeln. Aber darauf kommt es gar nicht an, sondern darauf, daß von Anfang an auf jeden guten Film mindestens zehn miserable kamen, und daß sich dieses Verhältnis in den letzten Jahren höchstens zum Nachteil der guten Films verschoben hat. Daß heute, zu deutsch, auf 200 gute 200 000 miserable Films kommen. Von einer Verbesserung kann gar keine Rede sein. Einige wenige interessante Stars sind inzwischen „entdeckt" worden, einige Fabriken haben ihren „Fundus" vergrößert und spielen nicht mehr in falschen, sondern echten Möbeln, ein bißchen Kunstgewerbe tut sich dicke, und einige künstlerische Beiräte suchen die Hintergründe aus. Ein irgendwie neuer Geist? Keine Spur!

Ich war zwei Jahre im Felde und habe in diesen zwei Jahren keine drei Films gesehen. Ich las aber in dieser Zeit manchen klugen und vielversprechenden Kino-Aufsatz von Fach- und andern Leuten und unzählige mehr als vielversprechende Annoncen, Namen und Besprechungen in den Zeitungen. Ich hoffte daraufhin, als ich zurückkam, dort allerhand Vergnügen am Kino haben zu können.

Ach, du grundgütiger Vater! Ob ich in die U.Ts, ob ich in Vorstadtkinos ging: überall derselbe dove, moralisch heuchlerische Kitsch wie zwei und vier und acht Jahre vorher; nur mit dem Unterschied, daß sie früher wie die Kühe so dumm drauf los spielten, und daß jetzt jede Geschmacklosigkeit doppelt und dreifach betont „gebracht" wird. Früher wars einfacher, unbeabsichtigter Kitsch. Heut ist es pretentiöses, kitschigstes Kunstgewerbe. (Einige wenige Nummern, das betone ich immer wieder, herzlich gern ausgenommen!)

Das war die Entwicklung der letzten zwei Jahre. Ich hatte durch unfreiwillige Abwesenheit Gelegenheit, sie par distance als Ganzes zu genießen und zu beurteilen. Und dieses Erlebnis hat mir nur bestätigt, was ich als Beschauer sowohl wie als

Kino-Regisseur (denn ich war auch mal „vom Bau") als recht bittere Erkenntnis schon längst wohl oder übel hatte lernen müssen:

Daß nämlich von unserm ganzen Kino-Betrieb nicht das Geringste zu erwarten ist, solange der Geist in ihm herrscht, der heute, wie vor zwei und sechs und zwölf Jahren, in ihm herrscht. Welcher Geist? Ihrer, Herr Kurtz, ist es (hoffentlich!) nicht! Es ist überhaupt kein Geist, der irgendetwas mit Geist, mit Kunst oder auch nur mit Kunstgewerbe und gutem Geschmack zu tun hätte. Es ist ganz einfach der Geist des dicksten, dümmsten Kapitalismus, des brutalsten Geldverdienenwollens um jeden Preis. Weiter nichts.

Gibt es ein Mittel, diesen Geist zu beseitigen? Es ist in aller Mund. Nur hat noch kein Fachmann gewagt, es auf den weitverzweigten Irrgarten der „deutschen Film-Erzeugung" anzuwenden.

Es heißt: Sozialisierung. Ohne dieses Haupt- und Grundwerkzeug werden allerdings alle Reformbestrebungen an den festgefügten, freundlich lächelnden Geldsäcken der deutschen „Film-Erzeugung" ein höchst verächtliches Ende nehmen.

Es gibt nur diese Wahl: entweder Herrn Kurtzens „Laissez aller!" oder Sozialisierung des Filmbetriebs.

Gespenster von Alfred Polgar

Firmentafeln, Geschäfts-Aufschriften, deren Texte noch die Tatsachen der Friedenszeit zur Voraussetzung haben, füllen mein Herz mit Rührung.

Sie stehen da wie das Blümchen zwischen Eisenbahnschienen: arglos wiegt es das Haupt im Winde, harrt seiner Bestimmung, von einem Kuhmaul abgerupft, von Kinderfingern gepflückt zu werden. Aber hier ist nicht Weide und nicht Wiesenspielplatz, lächerliches Blümchen!

Diese Firmenschilder-Texte sind so rührend wie Großmutters Ballkleid. Oder wie das musterhafte Schulzeugnis eines gestorbenen Schulkindes. Oder wie die Manicure-Schatulle einer süßen Frau, der die Elektrische vorgestern beide Hände abgefahren hat.

An einer Straßenecke der wiener Leopoldstadt sind leere Geschäftsräume, ebenerdig, zum Unterstand für ganz arme Flüchtlinge geworden. Früher war dort ein Reisebureau. Durch ein paar zerbrochene Milchglasscheiben sieht man ins Innere, hört den Trab der Wanzen und Läuse. Das Ungeziefer hat Menschen. Auf dreckigen Stroh- und Matratzenfragmenten kauern, in zerlumpten Lumpen, Kinder, Weiber, alte polnische Juden. Urtrauriges Volk. Schatten der fürchterlichsten Enge und Unfreiheit sind um die stumme hockende verlauste Schar.

Auf den zerbrochenen Milchglasscheiben steht in großen schwarzen Antiqua-Lettern: „Cunard-Linie. Die schnellsten und schönsten Schiffe der Welt Lusitania und Mauretania."

Der Menschheit ganzer Jammer . . . nein, aber ein Häuchlein von dieser Zeiten majestätischem Gestank weht dich an.

Es wandeln Leute, die haben noch Blick und Schritt, Lächeln und Stimme von Anno 13. Sie sehen unheimlich verwittert-frisch aus. Wie Präparate in Spiritus. Wie Entsprungene aus einem Museum ehemaligen Lebens. Sie sind rührend. Auf ihren Stirnen stehen, unsichtbar, Texte wie auf jenen Firmenschildern. Etwa: Täglich frische Butter. Eier, Milch, Schinken und Obst. Oder: Die schnellsten und schönsten Schiffe der Welt Lusitania und Mauretania.

Sie sagen: „Meine Weltanschauung . . . ", als wenn es noch eine Welt zum Anschauen gäbe.

Sie sagen: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit", „Bildung ist Macht", „Ein guter Mensch in seinem Drange . . . ", „Glaube, Hoffnung, Li . . . i . . . i . . . iebe, diese drei . . . " und so. Es ist, wie wenn Einer käme und gebratenes Huhn, Kompott und gute Medizinen an ein Totenbett brächte.

Eine Begegnung mit diesen Leuten füllt die Seele mit spaßigem Grauen. Es ist so, wie wenn Einem im ausgegrabenen toten Pompeii ein ausgegrabener Pompejaner begegnete. Und der sagte lateinisch: „Bitte, um wie viel Uhr findet eigentlich die Feier anläßlich des Regierungsantritts von Titus Flavius Vespasianus statt?"

Arme Narren!

Wie irrsinnig gewordene Mütter sind sie, die dem gefallenen Sohn noch immer Strümpfe stricken und Mehl beiseite legen, den Heimkehrenden mit Gebackenem zu grüßen.

Sie machen Zukunftspläne und bauen an ihrem Schicksal und erziehen Kinder und leben oekonomisch und tun logisch, als ob das Morgen dem Heute wie der Blüte die Frucht entsprösse und nicht vielmehr wie der unreinen Haut ein Geschwür.

Sie gehen auf einer Brücke, ahnungslos und immerzu, die nur an einem Ufer fixiert ist und am andern ins Leere wippt.

Mögen sie schließlich in den Abgrund sausen, ohne daß ihnen Einer auch nur „Pardon" sagt. Ihre Sache.

Uns aber soll der süße Geruch des Einst, der in ihren Kleidern hängt, nicht betäuben.

Titus Flavius Vespasianus, amor et deliciae generis humani, regiert nicht mehr, Pompejaner! Du bist um 2000 Jahre zurück! . . .

Der „gute Vater überm Sternenzelt" ist gestürzt, lieber Herr von 1913. Ihr Wahn, er herrsche noch, wird uns nicht dem neuen Regime abtrünnig machen!

Apage domine!

Der Revolutionär

Nicht unzeitgemäß scheint ein Drama dieses Titels dicht vor der Hauptprobe zu der zweiten deutschen Revolution, deren Aufführung nach dem geheimen oder schon offenkundigen Ablaufsgesetz dieses Krisenwinters für Anfang Mai fällig ist. Anfang November die erste Revolution mit zehn Opfern; Anfang Januar die Spartacus-Woche mit hundert Opfern; Anfang März der Generalstreik mit tausend Opfern — und abermals sind zwei Monate Frist den Aufrührern des Dramatikers Wilhelm Speyer gesetzt, deren Ohr geschärft ist für den Begräbnisglockenklang unsres Erdteils, und die wissen, daß es nicht ausreicht, das Antlitz der europäischen alten Welt mit einem bißchen roter Schminke zu überschmieren: daß die Blutkörperchen, die Haut, die Züge dieses Antlitzes sich von Grund auf verändern müssen und werden. Was erstreben die Gesinnungsgenossen der Lydia Alexandrowna? Das goldene Zeitalter. Das ist, nicht allein nach Dostojewskijs Meinung, von allen Illusionen, die die Menschheit jemals gehabt hat, die unwahrscheinlichste — und doch haben sich Propheten, eben erst wieder drei, für sie töten lassen, und doch könnten ohne sie die Menschen nicht leben, ja nicht einmal sterben. Der Revolutionär Alexej, im Kleinen Theater, erschießt sich; aber leider nicht, nachdem die Zweifel des Erlösers an seiner Mission auch uns angefressen haben, sondern nachdem er in einem Liebes- und Verschwörerroman die problematische Natur abgegeben hat, das gefundene Fressen gleich für drei Weibspersonen, die so verschieden sind, und zu denen er sich so verschieden verhält, wie die Buntheit von Theaterstücken es gern hat. Die russische Umwälzungskameradin vom Orden des Geistes achtet er hoch; die deutsche Geheimratstochter, als die normale Weiblichkeit, will er heuern; und von der polnischen Zimmerwirtin, die auf die niederste Minne Wert legen würde, wird er ernährt. Warum grade ihm eine so verbreitete und bekömmliche Arbeitsteilung nicht anschlägt? Weil ihm die Seelenfreundin einen Verrat an der heiligen Sache zutraut, zu dem er, bei seiner sichtbaren Zukunft des bequemen Genießers, vielleicht sogar in der unsichtbaren Vergangenheit fähig gewesen wäre, und weil ohne den Respekt dieser Frau das Dasein ihn keinen Tag länger freut. Aber Alexejs geistige wie ethische Potenz ist zu schwächlich, als daß er ein Recht zum Selbstmord hätte, oder vielmehr ein Recht auf unsern Anteil an seinem Selbstmord. Sein wunderlich Wesen erklärt der Autor mit dem Hang des Russen zur Selbstdemütigung. Wäre Erklärung nur schon Gestaltung und jeder Komödienstoff nur schon seriös zu wenden! Zu den verhinderten Lustspielen der Saison wird sich dieses Schauspiel gesellen, das freilich nicht daran siechen kann, wovon es nicht blüht, das nämlich beinah ebenso gut mit heitern wie mit traurigen Augen angesehen werden kann, weil es schließlich doch ein Stück für die Ohren ist, ein Gesprächsstück, eine Debattenfolge rund um die Sorgen der Gegenwart, die in die sanftere Aera des Zarismus entrückt ist, eine kundig gebaute Rednerei von anständiger menschlicher Gesinnung, gewillt, das Reich Gottes zu predigen, und imstande, unsern verkünstelten Bühnenspielplan einigermaßen zu simplifizieren.

Das Lied vom Kompromiß von Kaspar Hauser

Manche tanzen manchmal wohl ein Tänzchen
immer um den heißen Brei herum,
kleine Schweine mit dem Ringelschwänzchen,
Bullen mit erschrecklichem Gebrumm.
Freundlich schaun die Schwarzen und die Roten,
die sich früher feindlich oft bedrohten.
Jeder wartet, wer zuerst es wagt,
bis der Eine zu dem Andern sagt:
(Volles Orchester)
„Schließen wir 'nen kleinen Kompromiß!
Davon hat man keine Kümmernis.
Einerseits — und andrerseits —
so ein Ding hat manchen Reiz . . .
Sein Erfolg in Deutschland ist gewiß:
Schließen wir 'nen kleinen Kompromiß!"

Seit November klingt nun dies Gavottchen.
Früher tanzte man die Carmagnole.
Doch Germania, das Erzkokottchen,
wünscht, daß diesen Tanz der Teufel hol.
Rechts wird ganz wie früher lang gefackelt,
links kommt Papa Ebert angewackelt.
Wasch den Pelz, doch mache mich nicht naß!
Und man sagt: „Du, Ebert, 'weißt du was:
Schließen wir 'nen kleinen Kompromiß!
Davon hat man keine Kümmernis.
Einerseits — und andrerseits —
so ein Ding hat manchen Reiz . . .
Sein Erfolg in Deutschland ist gewiß:
Schließen wir 'nen kleinen Kompromiß!"

Seit November tanzt man Menuettchen,
wo man schlagen, brennen, stürzen sollt.
Heiter liegt der Bürger in dem Bettchen,
die Regierung säuselt gar zu hold.
Sind die alten Herrn auch rot bebändert,
deshalb hat sich nichts bei uns geändert.
Kommts, daß Ebert hin nach Holland geht,
spricht er dort zu einer Majestät:
„Schließen wir 'nen kleinen Kompromiß!
Davon hat man keine Kümmernis.
Einerseits — und andrerseits —
So ein Ding hat manchen Reiz . . . "

Und durch Deutschland geht ein tiefer Riß.
Dafür gibt es keinen Kompromiß!

Utopisten von Alfons Goldschmidt

Was forderte Engels, der „Utopist“ Friedrich Engels? Er forderte: Beschränkung des Privateigentums durch Progressiv-Steuern; schroffe Erbschafts-Steuern; Nach-und-Nach-Expropriation der Grundeigentümer, Fabrikanten, Schiffsreeder; Güter-Konfiskation; Arbeits-Organisation auf Nationalgütern, in Fabriken und Werkstätten; gleichen Arbeitszwang für alle Mitglieder der Gesellschaft bis zur vollständigen Aufhebung des Privateigentums; Vorschickung proletarischer Pioniere in die Landwirtschaft; Staatszentralisierung des Kreditsystems und Geldhandels; Unterdrückung aller Privatbanken und Bankiers; Exploitierung der Nationalwirtschaft; Staatskonzentration des Transportwesens undsoweiter. Das sollte kein Galopp sein, sondern ein bewußter, zielgrader, systematischer Abbau des Privateigentums. Zunächst ein radikaler Angriff, dann methodische Maßnahmen, schließlich automatische Entwicklung. „Endlich, wenn alles Kapital, alle Produktion und aller Austausch in den Händen der Nation zusammengedrängt sind, ist das Privateigentum von selbst weggefallen, das Geld überflüssig geworden, die Produktion vermehrt und die Menschen so weit verändert, daß auch die letzten Verkehrsformen der alten Gesellschaft fallen können.“

Damals lachte man; vor einigen Jahren noch lachte man; heute lacht man nicht mehr. Der Utopist Engels ist keiner mehr: er ist verdammt real-politisch geworden, er ist ein Wirklichkeitsmensch. Die Prophetie, der Forderungsradikalismus zeigen sich durchführbar, zeigen sich notwendig. Nicht alles, aber manches beschleunigt, manches noch radikaler, als Engels geglaubt hatte. Wir müssen uns das Utopistenbelächeln abgewöhnen, die peinlichen Techniker der Wirtschaft müssen es sich abgewöhnen, die Weisheitler, die sogenannten Empiriker, die Induktiven, die Tabellenmenschen, die Karthotek-Idioten. Tabellen, Karthoteken, wirtschaftliche Laboratoriumsarbeit: alles das ist wichtig, aber es ist nicht die Hauptsache. Die Hauptsache ist die Utopie: sie ist die große Realpolitik, sie ist die Idee, die immer verwirklicht werden kann. Es gibt keine Utopisten: es gibt nur Großwünscher, und es ist eine triste Torheit, die Großwünscher zu belächeln!

Vorgestern waren die Räte noch Utopistenquark. Heute sind sie Tatsache, sind nicht mehr auszuroden, sind die Instrumente der Arbeits-Organisation. Engels hatte diese Instrumente noch nicht gesehen, konnte sie noch nicht sehen. Sie sind jetzt da, sie werden bleiben, bis die alte Wirtschaft völlig abgestorben ist, bis es keinen Staat mehr gibt. Schon unter der Regierung des Prinzen Max von Baden habe ich hier die Kontrolle verlangt. Ich habe ein Programm aufgestellt, ein Kontrollprogramm. Damals haben das Bürgerliche und Rechtssozialisten (Bourgeois-Sozialisten, bestenfalls demokratische Sozialisten) einen Wahnsinn genannt. Hätte man nur diesen Wahnsinn eher verwirklicht: die Wirtschaftsverwirrung, das Streik-Anrennen, die Aufbäumungen, die Gewalt, die Maschinengewehre, das Lügen, das Schrittchenmachen nach rückwärts wäre überflüssig gewesen. Es ist keine Idee in den sogenannten Führern: sie sind stumpf, sie sind verkalkt, sie sind instanzenmäßig verbohrt, sie haben keinen Begriff von dem Instinkt der sozialen Revolution. Es sind lächerliche Aufhalter, kleinliche Verzögerer, aber keine sozialistischen Staatsmänner. Welcher Sozialist darf sich gegen die Kontrolle wehren?

Kontrolle ist Triebkraft der Produktion, der Arbeitsfreude, der Organisation. Man muß sie nur verstehen und regeln. Nicht mehr lange — und auch die Bürgerlichen werden auf den Knien um Kontrolle rutschen.

Die Entwicklung fordert das Selbstrecht, das Eigenleben der Minoritäten, die freilich verbunden sein müssen. Die große Kontrolle, die freche Kontrolle von oben, die Ueberhebungskontrolle hat versagt. Sie darf nur noch sozusagen Notstandskontrolle sein, Verbindungskontrolle, Richtlinien-Zeichnerin, Direktiven-Geberin, aber nicht das Leben bestimmen. Die Gesetze von oben sind nur noch Anerkennerinnen des Lebensgesetzes unten. Sie müssen dieses Gesetz erfassen, müssen es klar machen, präzisieren: aber dieses Klarmachen darf nur das Ergebnis des Säftestiegs von unten sein. Es darf keine Reiche mehr geben. Keine Reiche im alten Stil, keine Riesenmengenumfasserinnen, keine zentralisierten Lenkerunverschämtheiten.

Ein neues Reich wird, ein Reich der Kleinheiten, der Zellen. Das Reich des Gesamtkörpers hat aufgehört. Man sieht wieder, daß die Zellen den Körper bauen und nicht die Krone — welch treffendes Wort! Nicht Geheimräte, nicht Ratlosigkeiten, nicht angemaßter Rat von oben, sondern: vielgliedrige Beratung, allgliedrige Beratung, Rat eines Jeden, der arbeitet. Wer schafft, hat das Recht, das Schaffen zu beraten, die Schaffenden zu beraten. Das haben die Utopisten-Belächler nicht gesehen, die Privatinitiativfanatiker, die Einzelunternehmerenthusiasten, die langweiligen Demokraten, auch die Demokraten, die behaupten, Sozialisten zu sein. „Die Demokratie würde dem Proletariat ganz nutzlos sein, wenn sie nicht sofort als Mittel zur Durchsetzung weiterer, direkt das Privateigentum angreifender und die Existenz des Proletariats sicher stellender Maßregeln benutzt würde." So deutete Engels die Demokratie, so und nicht anders. So muß sie gedeutet werden, und wenn sie nicht so handelt, ist es keine Demokratie im Sinne des Sozialismus. Es ist dann eine Verfälschung, eine Paktierung, eine dumme Kompromißlerei, aber keine Demokratie. Demokratie ist nur die Durchsetzerin der Notwendigkeiten, nicht aber die Verzögerin, die Aufhalterin, die Utopisten-Belächlerin, die Nationalversammlung, die ein Mischmasch ist, aber keine Demokratie.

Antworten

Hans Landsberg. Sie berichten in der ‚Deutschen Presse' von der skandalösen Behandlung, die Sie als abkommandierter Soldat im Bukarester Tageblatt von den übergeordneten Stellen erduldet haben. Aus Ihren Zeilen spricht eine leise Verwunderung, daß man in Deutschland sich nicht mehr um solche — vergangenen — Dinge schert. Hatten Sie's anders erwartet? Ihr Quäler, ein Monokelfreiherr von Gebsattel, ist, wie Sie schreiben, längst Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei (in die er ja auch gehört), und es ist nichts vergangen, sondern zur Zeit nur verkleistert. Damals aber wars so: „Ein paar Wochen hernach gab man als erste deutsche Premiere ‚Adam, Eva und die Schlange'. Als ich im Bukarester Tageblatt trotz meiner absoluten Chargelosigkeit leise Einwendungen gegen diese merkwürdige Wahl versuchte, wurde ich alsbald zum Rittmeister befohlen, der die Tätigkeit eines Intendanten und Zensors kraftgenialisch und mit einem deutlichen Herrenbewußtsein

verband. Er war freilich der Neffe eines sehr bekannten alldeutschen Generals, der seinen Onkel stets würdevoll als den Chef seines Hauses bezeichnete. Im Zivilverhältnis — Diplomat. Der Rittmeister, den ich grade beim Diktat einer neuen, entschieden brauchbaren Kritik unterbrach, donnerte mich heftig an und ließ ein paar Phrasen von der Hochhaltung deutscher Kultur vom Stapel. Ich wagte den schüchternen Einwand, nach meiner Ueberzeugung sei das Stück schlecht, mindestens aber für Bukarest ungeeignet. Da kam ich schön an. ‚Ich pfeife auf Ihre Ueberzeugung; wenn es Ihnen nicht paßt, können Sie wieder schippen. Sie haben zu parieren und meine Befehle auszuführen.' ‚Herr Rittmeister haben mir noch keine Befehle erteilt.' Hier brach die Unterhaltung, die bisher durchaus ungemütlich verlaufen war, jäh ab. Tags darauf Versetzung zur Zensur und nochmaliger ausdrücklicher Hinweis, daß man auf meine Ueberzeugung pfeife und mich bei der geringsten Fahrlässigkeit einsperren werde." Viel, viel schlimmer aber als dieses Benehmen der Offiziere, deren frecher Dünkel hier wochenlang vorgeführt worden ist — man staunte, welche Fratzen da im Spiegel auftauchten, und erklärte, wir besudelten unser eigenes Nest —, also viel, viel schlimmer und gefährlicher ist ein zweites Erlebnis, das Sie erzählen. „Als ich zwischen einem neuen Redaktionsmitgliede, einem Schriftsteller Petzold, der in seiner Eigenschaft als Unteroffizier einen Kollegen stramm stehen ließ, und seinem schwer beleidigten Opfer mit den Worten: ‚Im Bukarester Tageblatt gibt es keine Chargen', notabene in Zivil, zu intervenieren suchte, wurde ich von diesem ehrenwerten Kollegen unter Umgehung meiner Dienststelle, der ich den Vorfall sofort gemeldet hatte, mit drei Tagen strengen Arrests bestraft. Ein Vizefeldwebel, der diesen Vorgang vor unsrer Tischgesellschaft beleuchtete, wurde vors Kriegsgericht gebracht." Da haben Sie den militärisch verdorbenen Deutschen in Reinkultur. Das ist ja die ungeheure Schmach dieser verrotteten Offizierswirtschaft, daß sie ein ganzes Volk im Charakter versaut hat. Der Petzold — Gott weiß, wer das ist — fühlt in sich den Unteroffizier — man hat ihn „befördert" —, und der Schriftsteller, der geistige Arbeiter, läßt sich von hohlköpfigen Kavallerieknechten eben befördern und ist noch überaus stolz darauf. Und fühlt sich seinerseits und tritt Den, der sein Kamerad sein sollte. Das ist Deutschland, das ist sein Militär. Wollt Ihrs noch einmal so haben? Dann schweigt von der Schande dieser viereinhalb Jahre. Wir hier schweigen nicht und werden fortfahren, unverschämten und lümmelhaften Offizieren die Wahrheit in das zu sagen, was bei andern Menschen Gesicht heißt. Ihr aber hört zu und besetzt in der künftigen deutschen Armee die Plätze besser als diesmal. Denn seine Pflicht nicht tun, stehlen, huren und fressen und dann noch prätendieren und seine Landsleute unterdrücken — es ist ein bißchen viel für einen einzelnen Herrn.

Peter Panter. Sie spiegeln meinen Eindruck von Ludwig Hardt. „Lieber S. J.," schreiben Sie, „ich höre Sie noch lachen. Es war aber auch zu heiter. Hardt ist so fettfrei, so sauber, so unaufdringlich, so nur darauf bedacht, alle Andern an der Freude teilnehmen zu lassen, die ihm der Dichter bereitet hat, daß man erst hinterher feststellt, welch großer technischer und künstlerischer Leistung man beigewohnt hat. Er ist, gottseidank, nicht von hier, sondern aus dem Deutschland, wo es am kernfestesten ist: aus Friesland. Und weil Die an der Wasserkante literarisch von den übelsten Schreibern ausgeschlachtet worden sind, berührt es doppelt angenehm, einmal einen der Geistigen plattdeutsch

sprechen zu hören, weil man weiß, daß es nicht um den Erdgeruch geht. Und dann seine Schauspieler-Portraits. Der Gipfel Bassermann: eine Satire ersten Ranges, weil trotz allen polemischen Späßen das Gesicht Bassermanns nicht zur Fratze verzogen wird. Vortragskunst ist in Berlin zu einer unerträglichen Sache geworden. Jede junge Dame, jeder junge Herr legt eine bunte Decke auf einen runden Tisch, stellt auf den Tisch die duftenden Magnolien und hebt an: „Es läuft der Vorfrühlingswind durch kahle Alleen —." Es ist zum Davonlaufen. Aber weil Hardt ein großer Künstler ist, der mit Jenen nichts gemein hat, deswegen wünsche ich ihm endlich als sein Publikum das feinste, Leute, die sonst nicht in einen Vortragssaal gehen, weil sie — und das ist in neun von zehn Fällen richtig — der Meinung sind, lesend mehr vom Buche zu haben. Hier ist der zehnte Fall. Weil Hardt in der Auswahl seiner Stücke auch nicht die leiseste Konzession macht, weil er nun schon lange Jahre an dem Besten festhält, was wir im Bücherschrank haben, deshalb sollte er nur vor Menschen zu sprechen brauchen, die ihn ganz verstehen." Ich unterschreibe das freilich Wort für Wort und wünsche Jedem die gleiche Freude an Ludwig Hardt, wie wir Beide sie neulich hatten. Eben entdecke ich, daß er demnächst auch Karl Kraus liest, der täglich in jeder Stadt Deutschlands auf dem Programm aller Rezitatoren stehen sollte.

S. N. Sie fragen, ob denn keine Macht des Himmels oder der Hölle sich der Bekämpfung des Publikums zuwenden könne, das in die ernstesten Stücke hineinlacht, weil es glaubt, im Kino zu sein. Nein, diese Macht gibt es natürlich nicht. Das berliner Theater und sein Publikum sind seit geraumer Zeit beide gleichmäßig derart heruntergekommen, daß es einen Hund jammern kann. Serienweis und lieblos wird oben etwas heruntergehaspelt, was unten lieblos und zerstreut mitangehört wird. Dazu kommt die Ueberlegenheit eines Publikums, das sich einbildet, man führe ihm da einzelne Szenen vor, über die es gesondert ein Urteil abzugeben geladen sei. Das Ganze begreift es nie, und auch das Einzelne noch selten genug. Dieser minderwertige Teil des Berlinertums inkarniert sich in der wundervollen Geschichte, wie zum ersten Akt der Premiere der Vorhang aufgeht und eine Zimmereinrichtung sichtbar wird, nichts weiter. In der ersten Parkettreihe sitzt ein dicker, den bessern Ständen angehöriger Herr. Und bevor noch ein Wort gesprochen ist, bevor überhaupt jemand aufgetreten ist, ruft Jener: „Schon faul!" Da haben Sie ihn. Und es scheint, als müßten wir ihm das Feld überlassen.

Süddeutsche Monatshefte. Ihr spekuliert auf das schlechte Gedächtnis der Leser, und das war von je eine gute Spekulation. Februar 1918: ‚Die flandrische Küste'. Deutschland und die belgische Frage (von Großadmiral von Tirpitz); Die Bedeutung eines englischen Flanderns (von Admiral Dick); Die militärische Bedeutung der flandrischen Küste (von Admiral Baudissin); Kann Belgien neutral sein? (vom sozialdemokratischen Stadtverordneten Krumm); Die deutschen Arbeiter und die flandrische Küste . . .' Es war eine schöne Zeit. Dezember 1918: ‚Zusammenbruch'. In diesem Heft gehts hoch her, heißa juchhei! Jeden Rekord schlägt Josef Hofmiller, der während des Krieges, wie Ignaz Wrobel hier (in Numer 42 des vierzehnten Jahrgangs) gezeigt hat, Machiavell einen guten Mann sein ließ; der während des ganzen Krieges Weimar an Potsdam verriet; der sich garnicht genug darin tun konnte, seinen Deutschen vorzuwerfen, sie hätten die Weltherrschaft, zu der sie schon

lange reif wären, durch viel zu viele Bücher verscherzt. Dezember 1918: „Das große Lügen hob an. Weltpolitik? Deswegen — eine Mammut-Industrie, die ihre Produkte der halben Welt aufzwingt? Deshalb — Streiks und Aussperrungen, ein ewiger Kampf, ein ewiger Haß? Nein, lieber ein armes Volk! Lieber den Krieg verloren." Januar 1919: ‚Bolschewismus'. Man ist eben immer auf dem Plan. Man ist immer rührig. Und man kann es vor allem nicht vertragen, Unrecht zu haben, einmal ins Hintertreffen geraten zu sein, aus geschäftlichen und aus moralischen Gründen nicht. Ja, das ist garnicht so einfach, gegen die Macht in der Opposition zu sein! Ihr lügt! Ihr habt immer gelogen, und niemals böser und niederträchtiger als heute, wo Ihr so tut, als sei niemals etwas vorgefallen, darüber Ihr euch in Grund und Boden zu schämen hättet. Wenn Ihr noch die Courage hättet, zu sagen: „Und doch —!", so wäre das hirnverbrannt, aber anständig. Ihr freilich seid viel zu kühl berechnend, als daß euer Hirn verbrennen könnte. Ihr fallt um, daß sogar der Verlagsdirektor Herr Georg Bernhard mit seiner ganzen falstaffischen Verleumder- und Schwindler-Garde euch eure Fertigkeit neiden wird. Ihr bequemt euch dem Augenblicksleser und dessen schlechtesten Instinkten kriecherisch an. Ihr sagt ihm schmeichlerisch, daß er immerhin einer weltgeschichtlichen Phase beigewohnt habe, und daß der Zusammenbruch sinnvoll und heilsam sei. Und nur Eines verschweigt Ihr, wenn Ihr heut feststellt, daß es die Bestimmung des Deutschen sei, im Lande zu bleiben und sich redlich zu nähren: daß Ihr selber ununterbrochen mit einer Demagogie ohnegleichen seine Ansprüche über die Grenzen seines Landes getrieben, ihn imperialistisch verhetzt und durch die Verbreitung der dicksten und dümmsten Lügen zu seinem Untergang mitgewirkt habt. Ihr tut euch ja so viel auf die Literatur zu gute. Nun, so lest zu Raabes ‚Christof Pechlin' die Vorrede, die nach dem Siege von Siebzig entstanden ist. Und lernt daraus, wie man sein Volk erst dann wahrhaft liebt, wenn man ihm — auch im Erfolg — seine Fehler vorhält. Seinen Mißerfolg aber, zu dem man erklecklich beigetragen hat, mit Honigseim zu versüßen, bringt einen bei rechtlich denkenden Menschen um alle Reputation. Wir werden euch, Süddeutsche Monatshefte, niemals mehr eine Silbe glauben.

Paul Rache. Haben Sie Dank für die verdienstvolle Broschüre, die Sie (im Verlag von Karl Curtius) soeben erscheinen lassen. ‚Wir sind allzumal Sünder . . .' heißt sie und führt noch einmal das ganze Affentheater vor, das Dietrich Schäfer demnächst zu einer weit ausgeholten Geschichte und zu einem neuen Arrangement der Tolle Germanias, der züchtigen Jungfrau, begeistern wird. Bei Ihnen aber ist noch einmal zu sehen: die unendlich große Schuld des völlig benebelten deutschen Bürgertums; das entsetzte Staunen der Auslandsdeutschen, die von draußen in den Hexenkessel hineinkamen und es nicht fassen konnten, wie Alle patriotisch besoffen herumtorkelten; die Zeppelin-Bomben und die freche Ueberhebung der Militärs; in den besetzten Gebieten die Schinderei, die heute nicht die Urheber, sondern die armen, schuldlosen Kriegsgefangenen büßen müssen — Sünder ringsum! Ich wünsche Ihnen so viele verständige Leser, wie Sie dumme Kläffer und Belferer an Ihren Beinen spüren werden.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Da die Herstellungskosten der ‚Weltbühne', wie aller Zeitschriften und Zeitungen, von Monat zu Monat, und besonders neuerdings in jähem Tempo, steigen, so sind wir gezwungen, den Bezugspreis zu erhöhen. Vom ersten April an kostet das Vierteljahresabonnement 10 Mark, das Halbjahresabonnement 18 Mark, das Jahresabonnement 35 Mark, die Nummer 1 Mark. Die bezahlten Abonnements gelten bis zum Ablauf nach dem alten Satz.

Verlag der Weltbühne

Keine Rettung? von Heinrich Ströbel

Die Art, wie die deutschen Blätter das Friedensproblem behandeln, beweist noch immer hoffnungslose Verblendung. Weder die eigne Lage noch die der Gegner vermag man zu begreifen. Man wundert sich darüber, daß die Entente nicht längst schon Deutschland mit Lebensmitteln versorgt und ihm überhaupt einen Frieden gewährt hat mit der erhabenen Geste: Vergeben, vergessen! Man weiß nicht: soll man ob solcher Naivität lächeln oder sich empören? Wann endlich wird man begreifen, daß es, unter dem ungezügelten und unkontrollierten Willkürregiment einer militarisierten Dynastie wenigstens, kinderleicht war, einen Weltkrieg zu entfesseln und Europa in ein Chaos zu verwandeln, daß es aber ungeheuer schwer ist, die völlig aus den Fugen gegangene Welt wieder in den Balancezustand zu bringen! Wir wissen Alle, wie bitter not uns der Frieden ist, wie dringend wir der Lebensmittel und Rohstoffe bedürfen, um aus der Wirtschaftsanarchie und den Hungerkrämpfen herauszukommen. Und wir dürfen versichert sein: auch die Entente weiß das sehr gut und verkennt durchaus nicht die Gefahr, die Westeuropa aus einem Hinüberspringen des Bolschewismus droht. Aber wir müssen uns auch einmal in die Lage Frankreichs und Englands hineinversetzen und mit den Augen der Ententepolitiker sehen lernen, wenn uns wirklich daran liegt, uns gegenseitig zu verstehen und so rasch und so reibungslos wie möglich zum Frieden zu gelangen. Denn auf das gegenseitige Verständnis kommt es an, auf wechselseitiges Sicheinfühlen, auf den guten Willen, aus dem erst der Völkerbund und die friedliche Atmosphäre einer künftigen pazifistischen Welt erwachsen kann; mit gereizten Protesten, Anklagen und den Mitteln der alten Völkerverhetzung wird nur der Rechtsgedanke zurückgedrängt und der Machtwille der Sieger aufgestachelt.

Wer sich aber einige Objektivität abzwingt, begreift, daß die Verschleppung der Waffenstillstands- und Friedensverhandlungen nicht eitel Uebermut oder Rachsucht entspringt, sondern gleichfalls innern Nöten, wirklichen oder vermeintlichen Notwendig-

keiten. Die bolschewistische Hoffnung auf die Weltrevolution entspringt sicherlich phantastischer Uebertreibung; aber auf Rosen sind auch die Ententestaaten nicht gebettet. Die Kriegsmüdigkeit hat auch ihre Truppen ergriffen, der Drang, nach Hause zu kommen, beherrscht auch die Okkupationsarmeen der Franzosen und Engländer. Und leise Erschütterungswellen, von dem Erdbebengebiet in Ost- und Mitteleuropa ausgehend, lassen auch das soziale Gebäude der Ententeländer erzittern. In Deutschland hat die Revolution das Proletariat mit dem messianischen Glauben erfüllt, daß nun mit der Plötzlichkeit eines Wunders alle soziale Ungerechtigkeit ausgetilgt werden könne; in den Ententestaaten hat die Siegesstimmung die Hoffnung gezeugt, daß sich nun über Nacht alles wenden müsse. Und auch in diesen Ländern sind Millionen zu demobilisieren, sind zahllose Betriebe in die Friedensproduktion umzustellen, sind tiefgreifende soziale Kämpfe zu schlichten. Gute Verpflegung, rascher Wiederaufbau der alten volks- und weltwirtschaftlichen Beziehungen ist auch dort das sicherste Mittel gegen drohende innere Katastrophen. Aber auch in Frankreich und England fehlt es für die Riesenaufgaben der Demobilisierung und wirtschaftlichen Umstellung an Transportmitteln, namentlich an ausreichender Schiffstonnage, da der deutsche U-Boot-Krieg den verfügbaren Schiffsraum arg reduziert hat.

Nicht Deutschland allein geht es also schlecht: auch in den Ententeländern häufen sich die Schwierigkeiten. Ja, die Situation ist auch jenseits des Rheins so wenig beglückend, daß man des Sieges noch garnicht recht froh geworden ist. Denn noch reckt sich vor den Staatsmännern und Militärs die bange Frage: Was beginnen wir, um die Gefahr eines deutschen Revanchekrieges auch für die Dauer abzuwenden? Der Völkerbund, so sagen sie, ist nur dann eine sichere Bürgschaft, wenn hinter ihm der unerschütterliche Friedenswille oder eine unwiderstehliche Exekutivgewalt steht. Dem deutschen Friedenswillen aber traut man nicht, weil man bis jetzt noch so gar keine innere Wandlung Deutschlands wahrgenommen hat, weil die alten Männer des imperialistischen Regimes auch an der Spitze der sozialistischen Republik stehn. So glaubt man denn, den Völkerbund einstweilen auf eine zuverlässige militärische Macht stützen und Deutschland militärisch und politisch derart schwächen zu müssen, daß es nach menschlicher Berechnung keinerlei Gefahr mehr für den europäischen Frieden bildet.

In Deutschland findet man diese Besorgnis kleinlich und absurd. Wie könne nur ein normaler Mensch noch argwöhnen, daß das entwaffnete, ausgehungerte und obendrein von revolutionären Wehen zerrissene Deutschland noch an eine Wiederaufnahme der Feindseligkeiten denken könne! Nun, die Entente befürchtet ja auch weniger für die Gegenwart als für die Zukunft. Deutschland sei nach Einbeziehung Deutsch-Oesterreichs

noch immer ein Siebzig-Millionenvolk, dem knapp fünfzig Millionen Franzosen und Belgier gegenüberstünden. Und noch wisse kein Mensch, wie sich die russischen Verhältnisse gestalten würden: Da gelte es, auf der Hut zu sein. Und in der Tat: was sind all die mehr oder minder apokryphen Projekte der Entente — die Festsetzung einer Maximalstärke der deutschen See- und Landmacht, die Schaffung eines rheinischen Pufferstaates, das Verbot deutscher Schützen- und Turnvereine — andres als Sicherungsmittel gegen einen neuen deutschen Angriff? Darüber zu spotten oder auch sich darüber zu entrüsten, ist unsinnig, denn Frankreich ist nun doch schon zu zweien Malen das unglückliche Opfer deutscher Angriffe gewesen. Und der zweite Angriff hat das Land so entsetzlich verwüstet und so dicht an den Abgrund gebracht, daß es höchst unbillig wäre, seine Angst vor einem neuen Ausbruch des furor teutonicus für Verfolgungswahn auszugeben.

Brauchen wir demgegenüber zu versichern, daß wir jeden Versuch der Entente, den Völkerfrieden durch die Mittel der Machtpolitik zu sichern, für unheilvollen Wahn und für den sichern Todeskeim des Völkerbundes halten? Daß die deutsche Volksseele nur durch den Rechtsfrieden für den Gedanken des Rechts zu gewinnen ist? Daß nur die Innehaltung der vierzehn Punkte Wilsons die Welt vor der Wiederholung einer so schauerlichen Völkerschlächterei zu schützen vermag? Diese Selbstverständlichkeiten dürften nicht einmal dadurch für die Entente entwertet werden, daß sie seit vier Monaten unser ganzer Durchhalteklüngel von ehedem predigt. Auch ist es nicht unsre Sache, der Entente diese Wahrheit zu demonstrieren, die ihr viel eindringlicher von ihren eignen Pazifisten und Sozialisten zu Gemüte geführt werden kann. Was aber von deutscher Seite geschehen kann und geschehen muß, um Frankreich, England und Amerika von dem ehrlichen Friedens- und Versöhnungswillen Deutschlands zu überzeugen, ist die Abwendung von jener nationalistischen Anmaßung und Selbstgerechtigkeit, die nur die eigne Not und das eigne Unglück wahrnimmt und beklagt und sich blind stellt vor dem ungeheuern Elend, das doch das Verschulden des deutschen Machtwahns angerichtet hat. Erst wenn die deutschen Politiker die namenlose Empörung der Ententeländer gegen den deutschen Imperialismus mitfühlen lernen, werden sie überhaupt fähig sein, in fruchtbare Friedensverhandlungen einzutreten.

*

Was sich die letzten acht Tage im Weichbild Berlins abgespielt hat, gibt allerdings wenig Hoffnung auf eine sittliche Erneuerung Deutschlands, wie sie die Welt erwartet. Denn Kämpfe, wie sie den berliner Osten mit Blut und Trümmern erfüllten, erinnern an die entsetzlichsten Greuel der Kriegsjahre. Noch jeder Bürgerkrieg hat sich durch entmenschte Formen aus-

gezeichnet — aber sollen grade wir uns über die Greuel dieser Straßenschlächtereien durch historische Parallelen hinwegtrösten? Wir wollen doch durch den Friedensbund die Scheußlichkeiten des organisierten Mordens zwischen fremden Nationen endgültig aus der Welt schaffen, und da sollten wir ruhigen Gemütes ertragen, daß der noch unsinnigere Bruderkrieg im eignen Lande mit einer Bestialität geführt wird, wie sie ärger nicht Belgien oder der Balkan, Polen oder Kleinasien erlebt hat? Woher sollen wir den Mut nehmen, an die Verwirklichung des Völkerfriedens zu glauben, wenn wir uns im eignen Lande wie Kannibalen zerfleischen! Und wie soll die Entente Zutrauen zu unsern Friedensschwüren und unserm endlich erwachten Menschlichkeitsgewissen gewinnen, wenn sie gewahrt, daß wir nun im eignen Lande ganz genau die alten Kriegspraktiken üben, die uns zum Entsetzen und Abscheu des Auslandes gemacht haben!

Wir wollen uns nicht in den Streit um die letzten Ursachen des Massacres mischen. Sogar in der Pressekonferenz wurde von einem Hauptmann des Generalkommandos Lüttwitz eingeräumt, daß selbst die Kommunisten den Zeitpunkt zum Austrag des Machtkampfes nicht für gekommen gehalten hätten. Auch hier hätten wir es also mit einem „Präventivkrieg" zu tun . . . Aber wenn es schon einmal zur blutigen Kraftprobe kam: mußte der Kampf in erbarmungslosen Mord ausarten? Gewiß: die vier Jahre Krieg da draußen waren die allerschlimmste Schule. Was gilt Einem, der diese Menschenvernichtung durch maschinellen Großbetrieb mitgemacht, noch ein Menschenleben! Und für wen es etwas ganz Gewöhnliches geworden, daß man seinen Nächsten durch Gase erstickt, durch ätzende Säuren vergiftet, durch Handgranaten zerfetzt oder auch im Nahkampf mit dem blanken Stahl abschlachtet, für den verliert die rüdeste Schlächterei jedes Grausen. Und so war es denn nur eine Fortsetzung des alten Kriegshandwerks, daß sich jetzt deutsche Soldaten und Bürger untereinander mit dem Kolben den Schädel einschlugen oder aus dem Hinterhalt abknallten, daß man selbst Verwundete und Wehrlose niedermetzelte.

Das Unerhörte nur war, daß sich die Masse der unbeteiligten Bürger selbst nicht voll Empörung gegen diese Scheusäligkeiten auflehnte. Seit dem neunten November wenigstens sollte doch dem deutschen Volk zum Bewußtsein gekommen sein, daß es durch solche Barbareien unerträgliche Schmach auf sich lädt. Seit dem Zusammenbruch seiner bluttriefenden Gewaltpolitik sollte es doch gelernt haben, daß rohe Gewalt das schlechteste Mittel zur Durchfechtung einer Sache ist, daß Brutalität sich furchtbar zu rächen pflegt. Was aber erlebten wir? Daß sich in den berliner Märzkämpfen des Revolutionsjahres 1919 noch derselbe Geist offenbarte, wie ihn in den verhängnisvollen Augusttagen des Jahres 1914 das unglückliche Belgien kennen lernte, und wie er dann immer rücksichtsloser in das System

der deutschen Kriegsführung gebracht wurde, das den Empörungssturm der ganzen Welt erregte und alle Nationen gegen uns zusammenschweißte. Haben wir uns darum über Kriegsbestialitäten ereifert und den Militarismus der Schändung der Menschheit geziehen, damit jetzt das revolutionäre Volk in seinen eigenen Kämpfen jeder Gesittung, jedem Edelmut, jedem Menschlichkeitsgefühl ins Gesicht speit?

Und wenn es noch bei den Schandtaten Einzelner, bei individuellen Vergeltungsakten beider Parteien geblieben wäre! Aber nein: kein Rückfall in die alte militärische Schmach, in den Wahnsinn der fluchwürdigen Vergangenheit sollte uns erspart bleiben. Wiederum wurde die Presse zum Verbreiter wilder Greuelgeschichten, und höchste Amtsstellen gaben dazu Stichwort und Anweisung. Verübte Schändlichkeiten wurden maßlos aufgebauscht, aus — wie der lichtenberger Oberbürgermeister Ziethen erklärt — höchstens fünf Ermordeten wurden sechzig, hundert, ja hundertfünfzig Gemeuchelte. Selbst der ‚Vorwärts‘ tat mit, der doch im Jahre 1914, unter einer andern Redaktion freilich, den Schauermärchen von den abgehauenen Händen und ausgestochenen Augen so wacker entgegengetreten war. Und wenn die Empörung über die kommunistischen Greueltaten noch dem Zwecke gedient hätte, die Menschheit zur Scham zurückzurufen, die Mörder moralisch zu ächten! Aber den Greuelgeschichten folgte die Verhängung des Standrechts, das, wie aus dem ‚Vorwärts‘ selbst ersichtlich, bereits vorher geübt worden war, auf dem Fuße. Was bei den Aufständischen nur Exzeß und Affekthandlung war, wurde auf Befehl des Herrn Noske zur kaltblütig ausgeführten Pflicht! Und an zweihundert Gefangene mögen bis zu diesem Augenblick bereits schonungslos niedergeknallt worden sein. Auf Befehl eines Reichswehrministers derjenigen Partei, die nicht Schmach genug auf den Scheitel des Generals Gallifet, des „Kommuneschlächters“, häufen konnte! Und der Justizminister Heine, auch ein Sozialist, deckte dieses Schreckenssystem ohne jede Einschränkung.

Das ist der neue Geist des deutschen Volkes, dessen Regierung der Entente versichert, daß die Gesittung und die Friedfertigkeit der jungen Republikaner über jeden Zweifel erhaben sei!

*

Soll das nun unaufhaltsam so weitergehen, hinab in den sichern Abgrund? Oder sollen sich nicht alle vernünftigen Menschen Deutschlands in äußerster Not zur Abwehr zusammenschließen?

Durch brutale Gewalt, und wate sie noch so tief in Blut, ist der Kommunismus nicht niederzuwerfen. Gewiß, auch der Kommunismus verläßt sich nicht auf seine geistige Macht: er will, so bald er nur kann, mit Gewalt die Macht im Staat an sich reißen. Wer nicht den Bürgerkrieg ersehnt, und wer mit reinem Gewissen gegen die Gewaltpolitik Noskes eifern will,

muß sich auch entschieden gegen die Gewalttheorie der Kommunisten wenden. Trotzdem läßt sich der deutsche Bolschewismus nur durch soziale Reformen und sittliche Kräfte überwinden. Mit dem ruchlosen Machtwahn, der noch im Blute des Volkes rumort, muß endlich bedingungslos gebrochen werden, nicht minder mit dem Wahne, von Barbarei durch ärgere Barbarei abschrecken zu können. Die Abschreckungsmethode führt immer tiefer in den Blutsumpf; der Bestialität wird man nur dadurch Herr, daß man es endlich für die ehrloseste Schurkerei erklärt, einem Wehrlosen oder Gefangenen ein Haar zu krümmen. Versuchen wir es nicht endlich mit der Heilkraft moralischer Mittel, so verfault das deutsche Volk auf dem Schindanger der Weltgeschichte.

Freilich: dieser letzte Versuch zur Rettung ist nur möglich, wenn alle Politiker den Mut der Ehrlichkeit haben. Nicht nur die Mehrheitssozialisten, sondern auch die Unabhängigen. Die Führer der U. S. P. D. müssen endlich den Spartacisten und Kommunisten erklären, daß ihre Politik ebenso unsinnig und verbrecherisch ist wie die der verbohrtesten Rechtssozialisten. Sie müssen mit aller Rücksichtslosigkeit jede Gewaltanwendung verpönen und ihre Anhänger für die Eroberung der politischen Macht und die Durchführung des Sozialismus innerhalb unsrer Demokratie ausschließlich auf die friedlichen Mittel des politischen und wirtschaftlichen Kampfes verweisen. Tun sie das, so ist ein Zusammengehen mit den einsichtigen Führern und den Massen der Mehrheitspartei nicht nur möglich, sondern kinderleicht. Und diese sozialistische Einheitsfront wäre dann ein so starkes Bollwerk gegen bolschewistische Putschversuche, daß es der Schutzgarde Noskes nicht mehr bedürfte. Aber freilich: die Verwerfung jeder Gewaltanwendung und der ehrliche Wille, dem Rätesystem nur innerhalb der Demokratie zur Anerkennung zu verhelfen, wäre die Voraussetzung der friedlichen innern Entwicklung. Wer sich dazu nicht aufzuraffen vermag, trägt die Mitverantwortung für die Bestialitäten des Bürgerkrieges und den Ruin des deutschen Volkes.

Journaille von Olf

Die Vossische ärgert sich über den Straßenbahnerstreik (und droht, verschleiert, mit Entziehung des Trinkgelds). Die Forderungen der Straßenbahner „entfernen sich völlig vom Boden des wirtschaftlichen Kampfes und mengen sich aufs rücksichtsloseste in den Kampf um die politische Macht". Es ist erschütternd anzusehn, wie das Bürgertum sich seit einiger Zeit um die Erhaltung des Streiks als eines wirtschaftlichen Kampfmittels sorgt. Es ist so sehr für Streiks, die der Magen bestimmt — nur die vom Kopf diktierten will es nicht gelten lassen. „Acht Tage muß die Bevölkerung mit ihrer Zeit, ihrem Geld, ihrem kaum ersetzbaren Schuhwerk die politische Verhetzung der Straßenbahner

bezahlen" — vier Jahre lang mußte sie mit ihrem Blute Verhetzung bezahlen, und die Vossische hat mitverhetzt.

*

Triumphierend teilt die sehr konservative Weimarische Zeitung mit, Wilsons Völkerbund sei infolge Ablehnung durch die mittel- und südamerikanischen Staaten ins Wasser gefallen, und das sei hoffentlich nicht die letzte Niederlage — „ein Faustschlag für Wilson" —, die der edle Menschenfreund erleide. Abgesehn von der dummen Plumpheit — wenn heute Deutsche auf der rechten Seite sich über das Mißlingen des Völkerbundes freun, machen sie die Politik des Knaben, der sich, seinem Vater zuleide, freute, als ihm die Hände erfroren. In derselben Nummer steht ein Leitartikel über den Unteroffizierstand, aus dem zwei Sätze festgehalten zu werden verdienen: „Das Offiziercorps war durch die Stellungnahme seiner Führer, durch die Losung: Nur kein Blut vergießen! in seiner Gegenwehr gefesselt." Das Blatt scheint diese Losung zu bedauern. Weiter: „Was die Hohenzollernkönige von ihren Offizieren verlangen konnten, daß sie sich für kargen Lohn für das Vaterland totschießen ließen, das können sie, die revolutionären Gewalthaber, von Deutschland nicht erwarten." Für kargen Lohn, für das Vaterland. In derselben Nummer wird über eine Wahlversammlung der Christlichen Volkspartei berichtet, in der ein Kaufmann Buchterkirchen „vor einem Aufgehn in einem neuen Großthüringen unter Preisgabe der guten Lage des Weimarischen Staatsvermögens" warnte. Für kargen Lohn, für das Vaterland.

*

Kläglich spricht die Deutsche Zeitung von dem trostlosen Eindruck, den bei Krupp — „alle Räder stehen still" — die Anlagen für Geschütz- und Geschoßfabrikation machen. Nur in wenigen Werkstätten sei man mit dem Bau von Lokomotiven beschäftigt. (Warum, übrigens, nicht in allen?) Ja, es ist traurig.

*

Lettow-Vorbeck war so unklug, einem Reporter der Vossischen Zeitung eine Unterredung zu gewähren. Dabei sprach er davon, daß Deutschland infolge Ueberfüllung des Landes ersticken könnte. Aber es hat vier Jahre lang genug getan, um einer Ueberfüllung für lange vorzubeugen.

*

„Allen Dreien ist nur eins gemeinsam: sie sind exzessiv. Exzessive Temperamente aber können der Volkheit nichts helfen, denn sie kennen nicht die Voraussetzung der praktischen Politik: Bescheidung", sagt der leider unvermeidliche Politiker der B. Z. gfk und meint Landauer, Mühsam und Levien. Bescheidung nennt man in der angewandten Ethik der Politik: Opportunismus. Wird man nie begreifen, daß, wer das Ganze will, das Halbe erreichen wird, wer sich aber schon mit dem Wollen des Halben begnügt, das Viertel oder nichts?

Volksmoral und Volksbildung

von Ludwig Jurisch

Wenn Görres einst das Deutschland der Rheinbundszeit einem von Maden zerfressenen, auf das Bajonett eines Franzosen gespießten Schafkäse verglich, so war jener Zustand, neben unsre trostlose Gegenwart gehalten, fast noch beneidenswert! Wir pfeifen nicht nur sozusagen, wir pfeifen wirklich aus dem letzten Loch. Und doch klingt in diesem Land des schier ausweglosen Elends tagtäglich die Fiedel, fliegen die Röcke im Tanze, kreischt hemmungslose Genußsucht, und das nicht nur unter der goldenen Jugend der seit jeher zahlungsfähigen Schichten. Wenn einer der häufig bei uns herumschnuppernden Entente-Korrespondenten ein Variété betritt, hört er zu seinem Staunen ein aufgekratztes Publikum über blödeste Schlager lautestes Lachen anschlagen. Ja, er hört und sieht Schlimmeres. Nach andern Nummern des Programms treten etwa sieben Damen in rosarotem Trikot auf, turnend, springend, Reigenfiguren bildend. Freundlicher Beifall lohnt ihnen, sie verschwinden hinter den Kulissen. Als sie wieder erscheinen, krönt eine Pickelhaube die kunstvolle Frisur, eine Flinte liegt auf der Schulter, ein Seitengewehr gürtet die Hüften, und schon verwandelt sich die Bühne in einen regelrechten Kasernenhof. Gewehr über! Gewehr ab! Links um! Rechts um! Links marschiert auf! In Reihen gesetzt rechts um! Im Zuschauerraum sitzen Männer, denen die Befehle und Bewegungen da oben die schlimmsten Stunden ihres Lebens wachrufen, Stunden des Drills, der Dienstbarkeit, der Demütigung, und vor deren innerm Gesicht beim Anblick der Mordwerkzeuge die vier blutbesudelten Wahnsinnsjahre erstehen. Was Wunder, daß sich Fäuste ballen, Zähne aufeinanderknirschen, Einer sich vor starkem Ekel übergibt und ein Schlußschrei die Brettl-Amazonen aus dem Rampenlicht fegt. Wirklich? Bewahre! Ein aufgekratztes Publikum wird noch aufgekratzter, halblaute, sachverständige Gutachten steigen auf: „Das klappt!", „Weißte noch, Gustav?", und die Handflächen hämmern am Ende stürmisch aufeinander . . . Ist diesem Volk überhaupt noch zu helfen? Hat die Entente nicht recht, daß es von Militarismus verseucht und verblödet ist und an die Kette gelegt werden muß?

Und doch! Die rudis indigestaque moles trägt nicht selbst die Schuld, daß sie so und nicht anders ist. Die Masse, die heute heißhungrig nach allerhand Genußsurrogaten greift, gleicht dem Matrosen, der nach langer Frist an Land kommt und dem Frontsoldaten, den endlich einmal wieder der Urlaub ins Hinterland führt. Wer solche Jahre hinter sich hat und Gott weiß welch schlimme Jahre noch vor sich, der nutzt den Tag, sofern ihn nicht Gefühl der Verantwortung tollem Taumel fern hält. Verantwortungsgefühl aber wurde während des Krieges dem deutschen

Individuum durch die gerissene Presse-Propaganda gradezu systematisch ausgetrieben. Statt daß auf jede einzelne Schulter ein Stück der ungeheuren geschichtlichen Verantwortung gelegt wurde, klang in allen Tonarten das Lied immerzu: Unbesorgt und lustig, Michel! Hindenburg und Ludendorff machens schon! Und so wurde der Durchschnittsbürger in eine Vertrauensseligkeit und Hoffnungsduselei sondergleichen eingewiegt, aus der es zwar im Oktober und November 1918 für einen Augenblick ein furchtbares Auffahren gab, aber eben nur für einen Augenblick. Dann kam wieder der Rückfall in die frühere Mischung von Stumpfsinn und Leichtsinn, und der nie eine Verantwortung tragen lernte, weiß jetzt, in einer Zeit der Lockerung aller Begriffe und der Lösung aller Bande, erst recht keine zu tragen.

Und wenn heute blaue Männer-Augen freudiger leuchten und blonde Schnurrbart-Enden stolzer ansteigen, sobald ein paar rosarot trikotierte Damen im preußischen Stechschritt die Waden werfen, so ist das ein Beweis, daß selbst vier Jahre wie diese nicht auszurotten vermochten, was ein Jahrhundert Erziehung durch Schule und Kaserne dem deutschen Menschen eingebläut hat. Und Schule mehr noch als Kaserne. Dem jungen Nachwuchs wurden in der Volksschule Fabeln vom „Erbfeind" und Haßgesänge, in den höhern Schulen der Machtwahn und die Mär vom deutschen Herrenvolk und seinen Herrenrechten eingepaukt. Und wie es mit den Universitäten stand, zeigt die berüchtigte Erklärung der deutschen Professoren von 1914, die in aller Welt den Anschein erweckte, daß deutsche Intelligenz und preußischer Generalstab eins seien, ebensogut wie jener Ausspruch einer Zierde der berliner Hochschule, die im Siegestaumel von Lüttich Wilhelm den Zweiten als deliciae generis humanae benamste. Auch wer nicht den Glauben an die Allmacht der Erziehung teilt, der dem Zeitalter der Aufklärung eigen war, begreift, daß es hier nicht genügt, die Blätter von den Zweigen zu streifen, sondern daß die Axt an die Wurzel gelegt werden muß. Statt dessen? Schulinspektoren schnauzen — im republikanischen Deutschland! — Volksschullehrer an, weil sie das Kaiserbild aus dem Klassenzimmer entfernen ließen. Studienassessoren, die eben den grauen Kittel abgelegt haben, predigen vom Katheder den Vierzehnjährigen, daß ihre Generation Elsaß und Lothringen zurückzuerobern berufen sei, und daß der Ring der untereinander versippten, verschwägerten und verfilzten Professoren und Privatdozenten durch den Eintritt nichtdiplomierter Vertreter der sozialistischen Wissenschaft in die Hochschullaufbahn gesprengt werden sollte, scheint auch frommer Wunsch der neuen Regierung zu bleiben.

Versager hier, Versager dort, und so ballt sich in den Massen jene verzweifelte Stimmung zusammen, die uns immer aufs neue mit Explosionen bedroht.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LIV

Paul Hirsch

Gewöhnlich finden die Sitzungen des Preußischen Staatsministeriums in dem Prunkhause Wilhelm-Straße 62 statt. Hier residiert auch der Ministerpräsident in einem weiten Raume des ersten Stockwerks. Eine Spiegelwand schiebt sich dem ins Haus Eintretenden vor die große Treppe. Marmorsäulen empfangen ihn im Vestibül, das, eichengetäfelt, mit dicken roten Teppichen belegt ist. Gleich neben dem Zimmer des Premiers ist der Sitzungssaal. Viele Staatsmänner und Minister haben hier gesessen und gesprochen. Bismarck und Eulenburg, der einstige Chef des Innern, Goßler, Miquel und Bethmann Hollweg, Leute des alten autokratischen Regimes; Graf Hertling, Prinz Max und Friedberg, die Männer des beginnenden parlamentarischen Systems; Hirsch, Rosenfeld, Adolph Hoffmann und Ernst, die fünfzigprozentigen gemischtsozialistischen Minister, und schließlich tagte hier, bis zum Beginn der preußischen Nationalversammlung, das einseitig mehrheitssozialistische Revolutionskabinett unter dem Vorsitz des Herrn Paul Hirsch.

Da sitzt er nun und präsidiert. Eine hagere, lang aufgeschossene Gestalt. Nachlässig in Haltung und Kleidung. Er gibt nichts auf das Aeußere und läßt sich, gemächlich beim Sitzen die Beine weitausstreckend, gehen. Die Hände verkriechen sich in die Hosentaschen, und der Oberkörper versinkt nachlässig in die Lehne des Sessels. Seine Augen scheinen beinahe gleichgültig-blasiert, völlig uninteressiert zu sein. Er gähnt und läßt die Sitzungen, in denen so viel gesprochen wird, über sich ergehen. Die andern Minister sind lebhafter. Der Herr Justizminister Wolfgang Heine, der wie ein Anwalt zur Konferenz mit der Aktentasche kommt, sie hinlegt, scharf und klar spricht, seine Papiere wieder geschäftsmäßig zusammenrafft und fast wortlos aufbricht und abgeht, wenn die Sitzung zu Ende ist. Herr Doktor Südekum mit dem blendend weißen, wohlgescheitelten Haar, das ein blühend rotes Antlitz krönt, schaut in seiner sorgfältig zusammengestellten Kleidung wie ein Geheimrat alten Stils aus. Herr Braun, der Landwirtschaftsminister, hat mit seinem kleinen schwarzen Knebelbart das Aussehen eines politischen Mephisto, ohne es in Wirklichkeit zu sein. Herr Haenisch, der vielgeschäftige, reformbeflissene, weichliche Kultusminister, ist der typische schriftstellernde Idealist eines der westlichen berliner Vororte. Herr Ernst, der Minister des Innern, nimmt sich mit seinem aegyptisch-orientalisch lang und kantig geschnittenen schwarzen Vollbart wie ein Rabbiner aus der Pharaonenzeit aus, und die einzigen Bürgerlichen, die Hoff und die Fischbeck, sind die letzten Ueberreste der beiden vorangegangenen Entwick-

lungsstadien Preußens: des obrigkeitlich und des parlamentarisch regierten. Dazwischen sitzen die Herrn Unterstaatssekretäre und die Spezialreferenten, die Herren Geheimräte. Bismarck hat einmal gesagt, daß sie, die Geheimräte, eigentlich das gesamte Staatsministerium beherrschen, oder richtiger: der Geheimrat — der nämlich, der die zur Debatte stehende Vorlage ausgearbeitet hat. Zuerst habe er seinen Ressortchef, den Minister, auf den Gesetzentwurf festgeredet, und dann kämen beide, wohl gerüstet und gewappnet, ins Kollegium, und die andern Minister, die nur selten sich mit der Materie vertraut gemacht hätten, weil sie außerhalb ihres Ministeriums liege, seien dann einfach verraten und verkauft und Puppen in der Hand des stoffbeherrschenden Geheimrats. Auch heute ists nicht viel anders. Immerhin ein Unterschied besteht doch, ein formaläußerlicher. Die einstige bureaukratische Gemessenheit der Staatsministerialsitzungen ist dahin: die gesetzgeberische Akkuratesse, die Liebe zu den Paragraphen, das Fußen auf der Tradition — das alles vertraten noch die Herren der alten Zeit, die Geheimräte, die Fachleute, die auch während der Revolution geblieben sind. Die neuen Männer, die Parteiminister sind vor allem Politiker. Sie bewerten die Gesetze nach ihren politischen Wirkungen, nicht nach der peinlich juristischen Formulierung. Und so geht ein Riß durch das preußische Kabinett. Was früher gar zu formell war, ist jetzt mitunter ein bißchen zu formlos geworden. Die neue Zeit hat noch nicht ihre Tradition. Sie muß sich erst langsam bilden. Vorerst ist es ein Zwischenstadium.

Paul Hirsch hat sich selber gewundert, als er plötzlich, nach dem neunten November, an der Spitze des preußischen Staatsministeriums stand. Einst war er Mediziner. In der Studentenbewegung der neunziger Jahre spielte er eine führende Rolle. Wo sind die Zeiten der Ethischen Kultur, der Gyzicki, der Egidy geblieben? Mit dem aufbegehrenden Naturalismus in der Kunst und in der Jugend war es bald vorbei, und der graue Alltag der Tagespolitik begann. Hirsch schrieb damals ein medizinisch-pathologisches Buch: ‚Prostitution und Verbrechen‘, wandte sich dann aber ganz der politischen Schriftstellerei zu. Als Sozialist war er kein himmelstürmender Führer. Ein leichter Zug der Lässigkeit, der Passivität war ihm eigen. Er war mehr rezeptiv als schöpferisch. Bald tummelte er sich auf der Journalistentribüne des Reichstages und des preußischen Abgeordnetenhauses herum. Mit Curt Baake, der später zum Chef der Reichskanzlei aufrückte, gab er lange Jahre eine Parlamentskorrespondenz heraus, die nicht bloß von sozialdemokratischen Blättern für die parlamentarische Berichterstattung verwendet wurde. Auf Gewerkschaftskongressen und Parteitagen machte er, flink und gewandt, die stenographischen Berichte. Die

erste öffentliche Körperschaft, in die er einzog, war das charlottenburger Stadtverordnetenkollegium. Die Kommunalpolitik wurde nun sein Feld: Theater- und Wohnungsfragen. Dann kam er mit einigen wenigen Genossen in das bis dahin sozialistenreine preußische Abgeordnetenhaus. So klein war die Schar der äußersten Linken, daß sie, bis zuletzt, nicht einmal die Rechte einer Fraktion besaß. Paul Hirsch war Vorsitzender einer Gruppe, die Elemente von Haenisch über Adolph Hoffmann bis Karl Liebknecht umfaßte. Hirsch kannte aus jahrelanger Erfahrung von der Tribüne her die Praxis des Parlaments wie nur Irgendeiner. Schnell fand er sich in die Rolle eines Taktikers und Routiniers. Im Handbuch für die preußischen Wähler legte er seine politisch-parlamentarischen Ansichten und Erfahrungen nieder. „Staat und Unternehmertum," heißt es da, „monarchistischer Absolutismus und industrielle Scharfmacherei, militärische Gewalt und polizeiliche Willkür, finanzielle Spekulation und agrarische Auswucherung, in einem Staatsgebilde einheitlich verbunden: so wird die alte preußische Galeere, an die die besten Geister der klassischen Zeit nur mit Schaudern denken konnten, zu einem modernen ungeheuern Panzerschiff, auf dem das Kriegsrecht herrscht und die Zuchthausarbeit, der patriarchalische Staat auf der Höhe der kapitalistischen Technik — vom Universitätsprofessor bis zum ländlichen Dienstboten ist alles auf die Gnade dieses fürchterlichen Staates angewiesen, und eine hörige Justiz hält sich durch Schreckensurteile jede geistige und materielle Auflehnung fern. Das ist der Weg, den Preußen unter dem Dreiklassenwahlsystem geht und zum größten Teil bereits gegangen ist." In diesem Radikalismus hielt sich Hirsch ursprünglich zu den Adolph Hoffmann und Genossen im Abgeordnetenhause, legte aber stets Wert darauf, den Faden zum rechten Flügel der Partei nicht ganz abreißen zu lassen. Erst als es 1916 zum Bruch kam, als die Arbeitsgemeinschaft sich auftat, als die Unabhängige Sozialdemokratische Partei sich bildete, als er sich für rechts oder links entscheiden mußte, ging er, lange schwankend, den Weg nach rechts. In der großen Sitzung vom einundzwanzigsten Juni 1918 hielt Adolph Hoffmann fürchterliche, zum Teil persönlichste Abrechnung mit dem verlorenen Sohn.

Hirsch stieg nun rasch aufwärts. Aus dem Parlamentsstenographen, dem Abgeordneten wurde der politische Premier, der Kapitän des „modernen ungeheuren Panzerschiffes". Sozialistische Edikte kamen heraus. Das Papier erwies sich in den ersten Sturmtagen der Revolution als sehr geduldig. Das Dreiklassenwahlrecht wurde völlig niedergelegt, und die laufenden Amtsgeschäfte wurden von den sozialistischen Ministern übernommen. Hirsch stöhnte. So arg, so bös hatte ers sich nicht vorgestellt. Sorge über Sorge. Arbeit über Arbeit

und kein Horizont! Er fing an zu verzagen. Resignation schlich sich in sein Herz. Der große, weithin leuchtende Führer war er nicht, konnte er, seiner ganzen Willens- und Intelligenzstruktur nach, nicht sein. Aus Granit war er nicht geschaffen. Die große Linie fehlte ihm. Ideen, wenn sie kamen, wurden von dem Durcheinander der ersten Zeit erstickt. Der preußische Karren schien festgefahren zu sein. Der (mehrheitssozialistische) Zentralrat der Arbeiter- und Soldaten-Räte fing an zu mahnen und zu pochen. Hirsch konnte sich, zögernd, nicht entschließen: er sah nur einen gewaltigen Trümmerhaufen vor sich, den man erst beseitigen müßte, ehe man zu neuaufbauenden Reformen schreiten könnte. Da beschloß der Zentralrat einfach das gleiche Wahlrecht für die Gemeinden und die Kreise und setzte auch sofort die Frist für die Wahlen fest. Hirsch wollte das, demokratisch, der preußischen Nationalversammlung vorbehalten wissen. Aber er fügte sich.

Immer wenn ich ihn, nach dem großen Umsturz, gesprochen habe, hatte ich den Eindruck, daß hier das Schicksal einen Menschen mit Gewalt geistig und seelisch ganz neu eingekleidet hatte. Und er stöhnte und seufzte unter diesem eng anliegenden neuen Gewande. Er haßte es, weil es gar so drückte und klemmte, aber er liebte es zugleich, und nun möchte er es doch nicht mehr ausziehen.

An den Herrn Verfasser der ‚Militaria'

von einem Offizier

Mit Ihnen halte ich es für eine Aufgabe, der an Wichtigkeit kaum eine verglichen werden kann, daß Jeder, der eine Feder führt und den Geist der Militärgewalt kennen gelernt hat, enthülle, enthülle, enthülle und in der Aufklärung nicht müde werde. Vielleicht haben Sie gelesen, was ich in dieser Zeitschrift über das Kriegspresseamt mitgeteilt habe. Aber je mehr wir, je mehr Sie gelesen werden wollen, desto peinlicher müssen wir jedes Wort vermeiden, durch das ein Leser zu dem Eindruck kommen könnte: Der hetzt! Denn dann würden wir das Vertrauen Jener verlieren, auf deren Partei es zuletzt doch ankommt: der Menschen mit Gerechtigkeitssinn. Ich brauche mich bei Ihnen nicht vor dem Mißverständnis zu schützen, daß ich Ihnen die Absicht, zu hetzen, unterschöbe. Ich würde die erste Verletzung der Gerechtigkeit damit selbst begehen. Aber ich sage: es ist im Interesse Derer, die an der Aufklärung über den Geist des Offiziercorps mitarbeiten, daß keiner einseitig erscheine.

Der Soldat war nach dem geschriebenen und noch entschiedener nach dem ungeschriebenen Gesetz des Offiziercorps ehrlos und fast rechtlos. Wenn es einem grünen Leutnant, einem übergeschnappten Hauptmann und Bataillonsführer von zwei-

unddreißig Jahren (siebenhundertfünfzig Mark, herrliches Essen, zehn Diener) oder einem alten, aber noch nicht gescheit gewordenen Major einfiel, Faulenzer, Ochsen, Landsturmsäckel (jawohl, an Männer von fünfundvierzig Jahren), Feiglinge (im Unterstand, an Soldaten, die tagsüber zehn Meldegänge im Feuer gemacht hatten) auszuteilen: so stand ich dabei, und es zerriß mich fast die Scham, aber ich konnte nichts machen. Wenn einmal der kommandierende General durch die Gräben ging (im Morgengrauen, auch wenn er nichts sehen konnte, und im Eilschritt), so hatte kein Mann das Recht, ihm zu sagen, daß er jeden Abend sein Essen kalt empfange, während mans mit einer kleinen Aenderung des Regimentsbefehls warm haben könnte.

Wenn ich Ihnen so viel zugestehe, so werden Sie sagen, ich hätte alles zugestanden. Aber nun kommt die Ergänzung (zu Ihren Aufsätzen in den Nummern 2, 4, 5, 6, 7/8, 9 der ‚Weltbühne' dieses Jahres). Glauben Sie mir, daß jede Ehr- und Rechtlosigkeit, die ich Soldaten erleiden sah, mir ins Herz schnitt, so werden Sie es auch für selbstverständlich halten, daß ich meine Leute vor dergleichen Mißhandlung bewahrte. Ich erinnere mich während meiner ganzen Friedens- und Kriegspraxis nur Eines Falles, wo ich einem Mann ein ehrabschneidendes Wort zurief. Das war, als der Kerl in einem Brief, zu dessen Zensur ich verpflichtet war, seiner Frau schrieb, er kriege keinen Urlaub; die Herren Offiziere fänden keine Zeit, dafür zu sorgen, wenn sie nur selbst fortkämen — während mir damals über den Urlaubslisten und der Technik einer gerechten Verteilung der Schweiß ausbrach und ich selbst außer zur Heilung einer Wunde bis Dezember 1915 keinen Tag aus der Front gewesen war. Solche Sachen sind einem vorgekommen, und zwar etwas öfter, als der Mitbürger vielleicht annehmen möchte. Auch nannte ich nie einen Mann Du, außer in vertrauten Lagen oder wenns lustig war. Also: ich erwies freiwillig und im Stillen meinen Leuten die staatsbürgerliche und kameradschaftliche Ehre und wachte über ihre Rechte. Und die Neigung, irgendeinen niederträchtigen Pfiffikus, der sich zum zweiten Mal an die Feldküche schlängelte, während Andern vor Hunger die Augen herausfielen, sofort am Kragen zu packen, kam meiner Rechtspflege in der öffentlichen Meinung vortrefflich zu statten und weckte in einem Fall, dessen ich mich erinnere, ein lautes Bravo.

Ich sage nun ehrlich, daß ich keinen Kameraden kennen gelernt habe, der seinen Leuten dieselbe Achtung erwies wie ich, aber viele, die in derselben Richtung schritten, und manchen auch, der, obwohl sein Temperament öfter mit ihm durchging, es doch verstand, sich von seinen Mitkämpfern eine Anhänglichkeit zu erwerben, die rührend war und mir Bewunderung abnötigte. (Sie haben mich nicht im Verdacht, daß ich Burschen-

briefe einer gewissen Art meine, wenn ich von Anhänglichkeit spreche). Sie sagen selbst, daß im Feuer oder in bedrohten Situationen die Behandlung besser war. Keine Frage, daß sich die Fähigkeit, den Soldaten zu ehren und zu schützen, am Feind stärker regte als hinter der Front. Aber Sie müssen bei erneuter Prüfung Ihrer Beiträge zur Wahrheit doch auch zugeben, daß alles, was Sie sagen, vorwiegend dem Leben in der Etappe entnommen ist.

Damit habe ich Ihren Betrachtungen die Ergänzung gegeben, zu der ich mich während des Lesens aufs lebhafteste veranlaßt fühlte. Die Wirksamkeit dieser Offiziere, die Märtyrer gewesen sind, weil sie mit dem Soldaten litten, und die, ohne das Gesetz ändern und öffentlich auftreten zu können, doch in ihrem Kreis einen völlig andern Geist betätigten, darf niemand übersehen, der von den Zuständen des alten Heeres spricht. Es ist sicher, daß diese Männer, wo sie auch parteipolitisch stehen mögen, überall einer neuen Ordnung der militärischen wie der allgemeinen politischen Dinge zustreben.

Der Untertan von Ignaz Wrobel

> Aber es wäre unnütz, euch zu raten. Die Geschlechter müssen vorübergehen, der Typus, den Ihr darstellt, muß sich abnutzen: dieser widerwärtig interessante Typus des imperialistischen Untertanen, des Chauvinisten ohne Mitverantwortung, des in der Masse verschwindenden Machtanbeters, des Autoritätsgläubigen wider besseres Wissen und politischen Selbstkasteiers. Noch ist er nicht abgenutzt. Nach den Vätern, die sich zerrackerten und Hurra schrien, kommen Söhne mit Armbändern und Monokeln, ein Stand von formvollen Freigelassenen, der sehnsüchtig im Schatten des Adels lebt . . .
>
> Heinrich Mann 1911

Dieses Buch Heinrich Manns, heute, gottseidank, in Aller Hände, ist das Herbarium des deutschen Mannes. Hier ist er ganz: in seiner Sucht, zu befehlen und zu gehorchen, in seiner Roheit und in seiner Religiosität, in seiner Erfolganbeterei und in seiner namenlosen Zivilfeigheit. Leider: es ist der deutsche Mann schlechthin gewesen; wer anders war, hatte nichts zu sagen, hieß Vaterlandsverräter und war kaiserlicherseits angewiesen, den Staub des Landes von den Pantoffeln zu schütteln.

Das Erstaunlichste an dem Buch ist sicherlich die Vorbemerkung: „Der Roman wurde abgeschlossen Anfang Juli 1914."

Wenn ein Künstler dieses Ranges das schreibt, ist es wahr: bei jedem andern würde man an Mystifikation denken, so überraschend ist die Sehergabe, so haarscharf ist das Urteil, bestätigt von der Geschichte, bestätigt von dem, was die Untertanen als allein maßgebend betrachten: vom Erfolg. Und es muß immerhin bemerkt werden, daß die alten Machthaber — ach, wären sie alt! — dieses Buch von ihrem Standpunkt aus mit Recht verboten haben: denn es ist ein gefährliches Buch.

Ein Stück Lebensgeschichte eines Deutschen wird aufgerollt: Diederich Heßling, Sohn eines kleinen Papierfabrikanten, wächst auf, studiert und geht zu den Corpsstudenten, dient und geht zu den Drückebergern, macht seinen Doktor, übernimmt die väterliche Fabrik, heiratet reich und zeugt Kinder. Aber das ist nicht nur Diederich Heßling oder ein Typ.

Das ist der Kaiser, wie er leibte und lebte. Das ist die Inkarnation des deutschen Machtgedankens, das ist einer der kleinen Könige, wie sie zu hunderten und tausenden in Deutschland lebten und leben, getreu dem kaiserlichen Vorbild, ganze Herrscherchen und ganze Untertanen.

Diese Parallele mit dem Staatsoberhaupt ist erstaunlich durchgearbeitet. Diederich Heßling gebraucht nicht nur dieselben Tropen und Ausdrücke, wenn er redet wie sein kaiserliches Vorbild — am lustigsten einmal in der Antrittsrede zu den Arbeitern („Leute! Da ihr meine Untergebenen seid, will ich euch nur sagen, daß hier künftig forsch gearbeitet wird." Und: „Mein Kurs ist der richtige, ich führe euch herrlichen Tagen entgegen.") — er handelt auch im Sinne des Gewaltigen, er beugt sich nach oben, wie der seinem Gotte, so er seinem Regierungspräsidenten, und tritt nach unten.

Denn diese beiden Charaktereigenschaften sind an Heßling, sind am Deutschen auf das subtilste ausgebildet: sklavisches Unterordnungsgefühl und sklavisches Herrschaftsgelüst. Er braucht Gewalten, Gewalten, denen er sich beugt, wie der Naturmensch vor dem Gewitter, Gewalten, die er selbst zu erringen sucht, um Andre zu ducken. Er weiß: sie ducken sich, hat er erst einmal das „Amt" verliehen bekommen und den Erfolg für sich. Nichts wird so respektiert wie der Erfolg; einmal heißt es gradezu: „Er behandelte Magda mit Achtung, denn sie hatte Erfolg gehabt." Aber wie wird dieser Erfolg geachtet! Würde er es mit nüchternem Tatsachensinn, so hätten wir den Amerikanismus, und das wäre nicht schön. Aber er wird geachtet auf ganz verlogne Art: man schämt sich der alten Vergangenheit und beschwört die alten Götter, die den wirklichen Dichtern und Denkern von einst noch etwas bedeuteten, zitiert sie, legt Metaphysik in den Erfolg und donnert voll Ueberzeugung: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!" Und appelliert an keine höhere Instanz, weil man keine andre kennt.

Das ganze bombastische und doch so kleine Wesen des kaiserlichen Deutschland wird schonungslos in diesem Buch aufgerollt. Seine Sucht, Amüsiervergnügen an Stelle der Freude zu setzen, seine Unfähigkeit, in der Gegenwart zu leben, ohne auf die Lesebücher der Zukunft hinzuweisen, und seine Unfähigkeit, anders als nur in der Gegenwart zu leben, seine Lust am rauschenden Gepränge — tiefer ist nie die Popularität Wagners enthüllt worden als hier an einer Lohengrin-Aufführung, die voll witziger Beziehungen zur deutschen Politik strotzt („denn hier erschienen ihm, in Text und Musik, alle nationalen Forderungen erfüllt. Empörung war hier dasselbe wie Verbrechen, das Bestehende, Legitime ward glanzvoll gefeiert, auf Adel und Gottesgnadentum höchster Wert gelegt, und das Volk, ein von den Ereignissen ewig überraschter Chor, schlug sich willig gegen die Feinde seiner Herren") — und vor allem zeigt Heinrich Mann, wonach eben das Buch seinen Namen führt: die Unfreiheit des Deutschen.

Die alte Ordnung, die heute noch genau so besteht wie damals, nahm und gab dem Deutschen: sie nahm ihm die persönliche Freiheit, und sie gab ihm Gewalt über Andre. Und sie ließen sich alle so willig beherrschen, wenn sie nur herrschen durften! Sie durften. Der Schutzmann über den Passanten, der Unteroffizier über den Rekruten, der Landrat über den Dörfler, der Gutsverwalter über den Bauern, der Beamte über Leute, die sachlich mit ihm zu tun hatten. Und jeder strebte nur immer danach, so ein Amt, so eine Stellung zu bekommen — hatte er die, ergab sich das Uebrige von selbst. Das Uebrige war: sich ducken und regieren und herrschen und befehlen.

Die vollkommene Unfähigkeit, anders zu denken als in solchem Apparat, der weit wichtiger war denn alles Leben, die Stupidität, zwischen Beamtenmißwirtschaft und Anarchie nicht die einzig mögliche dritte Verfassung zu sehen, die es für anständige Menschen gibt: sie bildet den Grundbaß des Buches. (Und offenbart sie sich nicht heute wieder aufs herrlichste?) Sie können Alle nur ihre Pflicht tun, wenn man sie ducken und geduckt werden läßt; unzertrennlich erscheint Bildung und Sklaventum, Besitz und Duodezregierung, bürgerliches Leben und Untergebene und Vorgesetzte. Sie fassen es nicht, daß es wohl Leute geben mag, die sachlich Weisungen erteilen, aber nimmermehr: Vorgesetzte; wohl Menschen, die für Geld ausführen, was andre haben wollen, aber nimmermehr: Untergebene. Das Land war — war . . . — ein einziger Kasernenhof.

Und noch eins scheint mir in diesem Werk, das auch noch die kleinen und kleinsten Züge der Hurraamiene mit dem aufgebürsteten Katerschnurrbart eingefangen hat, auf das glücklichste dargestellt zu sein: das Rätsel der Kollektivität. Was der

Jurist Otto Gierke einst die reale Verbandspersönlichkeit benannte, diese Erscheinung, daß ein Verein nicht die Summe seiner Mitglieder ist, sondern mehr, sondern etwas Andres, über ihnen Schwebendes: das ist hier in nuce aufgemalt und dargetan. Neuteutonen und Soldaten und Juristen und schließlich Deutsche — es sind alles Kollektivitäten, die den Einzelnen von jeder Verantwortung frei machen, und denen anzugehören Ruhm und Ehre einbringt, Achtung erheischt und kein Verdienst beansprucht. Man ist es eben, und damit fertig. Der Musketier Lyck, der den Arbeiter erschießt — historisch — und dafür Gefreiter wird; der Bürger Heßling, der — nicht historisch, aber mehr als das: typisch — alle anders Gearteten wie Wilde ansieht: sie sind Sklaven der rätselvollen Kollektivität, die diesem Lande und dieser Zeit so unendlich Schmachvolles aufgebürdet hat. „Dem Europäer ist nicht wohl, wenn ihm nicht etwas voranweht", hat Meyrink mal gesagt. Es wehte ihnen allen etwas voran, und sie schwören auf die Fahne.

Kleine und kleinste Züge belustigen, böse Blinkfeuer der Erotik blitzen auf, der Kampf der Geschlechter in Flanell und möblierten Zimmern ist hier ein Guerillakrieg, es wird mit vergifteten Pfeilen geschossen, und es ist bitterlich spaßig, wie Liebe schließlich zum legitimen Geschlechtsgenuß wird. Eine bunte Fülle Leben zieht vorbei, und alles ist auf die letzte Formulierung gebracht, und alles ist typisch, alles ein für alle Mal. Die alte Forderung ist ganz erfüllt: „Wenn nun gleich der Dichter uns immer nur das Einzelne, Individuelle vorführt, so ist, was er erkannte und uns dadurch erkennen lassen will, doch die Idee, die ganze Gattung." Leider: so ist die ganze Gattung.

Aus kleinen Ereignissen wird die letzte Enthüllung des deutschen Seelenzustandes: am fünfundzwanzigsten Februar 1892 demonstrierten die Arbeitslosen vor dem Königlichen Schloß in Berlin, und daraus wird in dem Buch eine grandiose Szene mit dem opernhaften Kaiser als Mittelstaffage, einer begeisterten Menge Volks und in ihnen, unter ihnen und ganz mit ihnen: Heßling, der Deutsche, der Claqueur, der junge Mann, der das Staatserhaltende liebt, der Untertan.

Und aus all dem Tohuwabohu, aus dem Gewirr der spießigen Kleinstadt, aus den Klatschprozessen und aus den Schiebungen — man sagt: Verordnungen; und meint: Grundstücksspekulation —, aus lächerlichen Ehrenkodexen und simplen Gaunereien strahlt die Figur des alten Buck. Man muß so hassen können wie Mann, um so lieben zu können. Der alte Buck ist ein alter Achtundvierziger, ein Mann von damals, wo man die heute geschmähten Ideale hatte, sie zwar nicht verwirklichte, schlecht verwirklichte, verworren war — gewiß, aber es waren doch Ideale. Wie schön ist das, wenn der alte Mann dem neuen Heßling sein altes Gedichtbuch in die Hand drückt:

„Da, nehmen Sie! Es sind meine ‚Sturmglocken'! Man war auch Dichter — damals!" Die von heute sinds nicht mehr. Sie sind Realpolitiker, verlachen den Idealisten, weil er — scheinbar — nichts erreicht, und wissen nicht, daß sie ihre kümmerlichen kleinen Erfolge neben den charakterlosen Pakten jenen verdanken, die einst wahr gewesen sind und unerschütterlich.

Und das Buch ‚Der Untertan' (erschienen bei Kurt Wolff in Leipzig) zeigt uns wieder, daß wir auf dem rechten Wege sind, und bestätigt uns, daß Liebe, die nach außen in Haß umschlagen kann, das Einzige ist, um in diesem Volke durchzudringen, um diesem Volke zu helfen, um endlich, endlich einmal die Farben Schwarz-weiß-rot, in die sie sich verrannt haben wie die Stiere, von dem Deutschland abzutrennen, das wir lieben, und das die Besten aller Alter geliebt haben. Es ist ja nicht wahr, daß versipptes Cliquentum und gehorsame Lügner ewig und untrennbar mit unserm Lande verknüpft sein müssen. Beschimpfen wir die, loben wir doch das andre Deutschland; lästern wir die, beseelt uns doch die Liebe zum Deutschen. Allerdings: nicht zu diesem Deutschen da. Nicht zu dem Burschen, der untertänig und respektvoll nach oben himmelt und niederträchtig und geschwollen nach unten tritt, der Radfahrer des lieben Gottes, eine entartete species der gens humana.

Weil aber Heinrich Mann der erste deutsche Literat ist, der dem Geist eine entscheidende und mitbestimmende Stellung fern aller Literatur eingeräumt hat, grüßen wir ihn. Und wissen wohl, daß diese wenigen Zeilen seine künstlerische Größe nicht ausgeschöpft haben, nicht die Kraft seiner Darstellung und nicht das seltsame Rätsel seines gemischten Blutes.

So wollen wir kämpfen. Nicht gegen die Herrscher, die es immer geben wird, nicht gegen Menschen, die Verordnungen für Andre machen, Lasten den Andern aufbürden und Arbeit den Andern. Wir wollen ihnen Die entziehen, auf deren Rücken sie tanzten, Die, die stumpfsinnig und immer zufrieden das Unheil dieses Landes verschuldet haben, Die, die wir den Staub der Heimat von den beblümten Pantoffeln gerne schütteln sähen: die Untertanen!

Kokoschka von Willi Wolfradt

Alle seine Menschen sind über die Hölle zu uns gekommen; in allen wallt die Mystik ihrer Vergangenheit. Ihre Gesichte narben auf ihrem Antlitz; die Dissonanzen ihres Wesens furchen ihre Erscheinung. Ein krankes Bangen lodert aus ihnen, die doch in allem Nachbeben innerer Revolutionen und geistiger Torturen zu einer gespenstig realen Seinshaftigkeit gelangt sind. Menschen, hingewühlt wie die Farben, die sie zur Erscheinung brachten: die früher wie ein moderndes Email, dann wie von

einem Sturm hängen gebliebene Nebel- und Schlammfetzen, heute mit kochenden, würgenden Händen, ja buchstäblich mit den eine technische Uebertragung gleichsam vor Schaffensdämonie nicht mehr aushaltenden Fingern aufgetragen sind. Menschen, verfangen in ihrer Bleiche, die erst wie im Verwesungsgeruch über die Farbigkeit der Epidermis wallte, dann autonom und zu einem Regenbogen der Unterwelt wurde, weiterhin sich in Gräben sammelte und in stöhnenden Ruinen und dumpfen Löchern die Tragik der Existenz auftat, um in letzter Zeit nur noch als Latenz einer herbstbunt erstarkten Vitalität wirksam zu sein. Menschen, übervoll von Leid und wortkarg vor Schwere, zerhackt von grauem Schicksal, das sich eingezeichnet hat in ihre Erscheinung und lastet über den Seelen, deren strenger Geist, deren unverlogene Sinnlichkeit nur noch züngelt und glimmt aus der Resignation tiefer Bewußtheit. ‚Auswanderer' heißt ein Bild, wo drei Heimatlose vor den zerschlissenen und aufgeregten Hintergründen ihres Daseins hocken, klaglos, aber durch keinen Strahl lichten Innerns erhellt; erschlafft wie ihre herabhängenden Hände, deren Rhythmus das Ganze symbolhaft bestimmt.

Dies Auswandrertum ist im Bunde mit Zerebralität, Nerven und vulkanischer Animalität ein wesentliches Element im innern Aufbau der Gestalten Kokoschkas. Sie haben keine Milieuschicht und bleiben einsam, auch wenn sie Kopf an Kopf, für unser Empfinden zunächst allzu eng, aneinander gerückt sind; sie sind persönlich mit einer seit Rembrandt einzigartigen Wucht geistiger Ballung, und dabei wieder auf eine tragische Weise transparent und geisterhaft und entsubstanziiert. Physiognomische Schärfe individualisiert einerseits, was die Skepsis melancholischer Dämonie durch einen Vorgang der Demaskierung und ein allgemeines Enthüllen verborgener Gesichtszüge ins tragische Antlitz einer geistigen Rasse generalisiert. Die Dekadenz des intellektuellen Wien unterschwebt in feiner, müder Perlmutterblässe die differenzierte Mannigfaltigkeit nur in ihrem Grübeln verbrüderter, sonst so unerhört persönlicher und zugeschärfter Wesen. In allen singt und lauscht die gleiche irrationale Musik und umspannt ihre Realität mit einem feinnervigen, ganz unzynischen Sphinxtum. Eine abstrakte Religiosität bindet sie zur Gemeinde der geistigen Individualitäten, zur Nation der Außenseiter. In aller Antlitz zuckt der schmale, tiefäugige Mönch Kokoschka, der sich so noch öfter gemalt hat als in seinen Selbstporträts. Von diesen das zwingendste ist vielleicht jener farbiggraue Jüngling der Sammlung Fischer, der ganz auf die gletscherklare, helle, weitgespannte Melodie spartanischer Zucht im Bunde mit der reinen Milde tiefen Gewissens reduziert scheint.

Wenn „Rembrandt" als ein Ehrentitel verliehen werden soll, so gebührt er keinem Bildnismaler unsrer Tage so wie Oskar

Kokoschka. Aus Anfängen, die nicht nur dem bequemen Auge, die uns Jungen auch heute noch und im Vergleich mit den spätern Ergebnissen der Entwicklung fremd und nichts-als-absurd erschienen, aus Anfängen, in denen eine hohe Hysterie sich infolge pöbelnder Mißachtung immer mehr in die Fixheit überspannter Form verstrickte, baute sich der Weg des Künstlers durch das Inferno geheimer Totentänze in eine lächelnde Weise hinan, die kein Experimentieren mehr anficht, und die ihre wundersam rasche Blüte von immer neuen Strömen kräftiger Fruchtbarkeit und Gesundheit eingeholt sieht. Immer mehr schwindet das Schwefellicht zu Gunsten einer innern Geschwelltheit; dieser Kunst, die aus den feinen Adern, Nerven und Fibern entstand, kam nun ihr festes Fleisch hinzu. Sie erreichte eine Spannweite, die sie zur großen Landschaft ermächtigte, zu jener vom Meerberg ans Ufer gleichsam gespülten Stadt, in deren Dächern noch der Wogenrhythmus atmet und wiegt, und jetzt zu satten stockholmer Träumen, ganz voll dunkle Feuchte gesogen, trächtig und orgelnd in schweren Tiefen. Täler und Höhen umnimmt ein großes Gefühl für das Antlitz der Natur, das sich vor ihr dem Witz persönlichster Auffassung durchaus überlegen erweist und schlicht dem Wellenanschlag des Bodens und dem großen Ueberbau des Firmaments sich einfügt. Und der feine Zauber resignativer Weichheit, der bei aller Revolution der Form und aller Asketik über dem jungen Kokoschka aus Oesterreich lag, hat sich zur Idylle zu verselbständigen vermocht, wie sie im ‚Liebespaar mit der Katze' uns entgegentritt und selbst in die Monumentalität einer ‚Windsbraut' von 1914 feierlich sich bettet.

Lithographische Zyklen vervollständigen das Bild eines Schaffens, von dem unsre Jahresausstellungen zu viel verschwiegen haben. Ich gestehe, ihnen heute noch mit nicht viel geringerer Fremdheit gegenüberzustehen als seinerzeit den schlangenhaften Verschrobenheiten im ‚Sturm', über die ich noch heute lachen würde, kennte ich nun nicht das geniale Wesen und Werk Kokoschkas. Die Musik der kurzen, wie mir scheint, so nüchtern gruppierten biblischen oder persönlicher mythischen Figuren, deren beklemmende Wirkung wohl lediglich ihrem häßlichen, trockenen Gnomentum zugeschrieben werden muß, und deren Aktion mich als eitel Rhetorik berührt, ist mir noch nicht erklungen. Umso packender schlägt einem aus Einzelblättern, insbesondere wieder Köpfen, der starke, beseelte Geist entgegen, der sich zu so ursprünglichen, kräftigen Kurvaturen findet, wie es der mächtige Gehalt von keuscher Weichheit und herbem Herzen nur eben verträgt. Ein Bildnis seiner Mutter vollends stattet der liebe Künstler mit allem sanften Nachdruck seiner verhaltenen Glut und allem Duft schlichter Fraulichkeit aus.

Kokoschkas ganzen Besitz vor uns auszubreiten, bleibt eine der dringlichsten Kunstforderungen Berlins nach wie vor.

Hauptmanns Doppelkomödie

Kein Zufall — steht im fünften ‚Jahr der Bühne', am Schluß einer Schilderung des ‚Biberpelzes' —, daß grade diese Komödie es war, die Hauptmann fortsetzen, weiterdichten, beenden mußte. Die Figuren sind trächtig von Erlebnissen, die erlebt sein wollen. Ihre Fülle quillt über den Rand. Eine zweite Komödie tat not, um den Ueberschuß aufzufangen . . . Und nun haben wir diese zweite Komödie wiedergesehen, nachdem seit Brahms Premierenfiasko von 1901 keine einzige Bühne mehr gewagt hatte, sich den ‚Roten Hahn' unters Dach zu setzen. Der erste Teil war einstmals, 1893, nicht minder verständnislos ausgehöhnt worden, hatte fünf Jahre später einen Serienerfolg gebracht und ist seitdem ein Zugstück des deutschen Spielplans. Vielleicht, daß achtzehn lange Jahre die Fortsetzung für einen ähnlichen Siegeszug reif gesonnt hatten. Zu bequemem Vergleich rücken zwei berliner Theater die beiden Hälften neben einander. Man muß sich da nur vor Ungerechtigkeit hüten. Wenn am Freitag der ‚Biberpelz' heiterere Zustimmung fand als am Sonnabend der ‚Rote Hahn', so darf man nicht vergessen, daß der ‚Biberpelz' eben den Vorsprung von zwei Jahrzehnten hat. Jede Wirkung ist ausgeprobt, für jede wird sozusagen Gelächter locker gehalten, und es ist stellenweise jener Grad der Klassik erreicht, wo zu dem fertigen Gelächter die Wirkung ausbleibt. Der ‚Rote Hahn' aber will erst gelernt sein. Er ist verzwickter. In der Zwillingskomödie gehört abwechselnd ein Akt der Mutter Wolffen und ihrem Wehrhahn, und alle vier Akte spielen zwischen vier Wänden. Hier spielt, und das ist kein nebensächlicher Unterschied, ein Akt auf der Dorfstraße, und die ganze Bevölkerung spielt mit. Es ergeben sich zwischen den Menschen politische und soziale Beziehungen, die wichtiger und komödienhafter sind als die Menschen selber, und die wir heraussspüren sollen. Das gelingt bei einem Stück, das karg wie die Mark ist, wenn man dieselbe Geduld aufwendet wie für die Landschaftsreize der Heimat. Es liegt nicht auf der Hand, daß der Wachtmeister Rauchhaupt ein Bruder des Fuhrmanns Henschel ist. Aber man höre sich in ihn und die kleinen Schicksale rundherum hinein, statt zu fordern, daß Wehrhahn und seine Mutter Fielitzen niemals altern, sondern zur Zeit der Lex Heinze genau so im Safte strotzen wie während des Septennatkampfs. Wehrhahn hat tatsächlich die Schwabenjahre erreicht. So ganz horndumm ist er doch nicht mehr. Für die diebische Wolffen hatte er sich verbürgt. Gegen die Brandstifterin Fielitz schöpft er Verdacht. Und es ist schlau von ihr, sich, handwerksgetreu bis zuletzt, aus dem Leben zu stehlen; obgleich ihr Tod oder doch die Art ihres Todes als künstlerische Lösung nicht zwingend ist. Schade, daß dies den ‚Roten Hahn' hindern wird, sich so durchzusetzen wie sein Geschwister. Seine Liebe zur mühsäligen und beladenen Menschheit und seine Freude an Daseinsiegern ist nicht geringer, sein Horizont ist sicherlich weiter, und seine Wurzeln greifen tiefer. Jedenfalls wird man von jetzt an auch diese Tragikomödie unter die paar satirischen Bühnenwerke zählen, die für die Nachwelt die wilhelminische Aera festhalten.

Es ist gut für Hauptmann ebenso wie für uns, daß der Generalpächter dieses reichen Dramatikers neuerdings nicht mehr auf seinem Schein besteht und manchmal Extratouren erlaubt. Solange er shylockhaft sich dem widersetzte, mußte man von ihm selber verlangen, daß er für Hauptmann nicht weniger tat als der Vorgänger Otto Brahm. Barnowsky und Bernauer, denen die Gnade der Konkurrenz von Hauptmanns Tische was abfallen läßt, brauchen dem gleichen Maßstab nicht gewachsen zu sein. Sie verfügen zum ersten Mal schrankenlos über Hauptmanns Text. Denn wenn uns die Revolution sonst nichts gebracht hat: Ausdrücke, die man früher sogar für sich umschrieb, werden jetzt in zweitausend Ohren geschrieen. Aber daran gewöhnt man sich schnell. Eine ähnliche Lebensechtheit wird nicht durchweg getroffen. Hauptmann hat zuviel Blutwärme, zuviel Bodenständigkeit, zuviel Atmosphäre, als daß ihm von gestern auf heute beizukommen wäre. Wie wir Zeit, ja bei einzelnen seiner Dramen Jahre nötig hatten, um uns in sie hineinzufühlen, so war es kein leerer Wahn, daß einem Manne wie Brahm jahrzehntelang diese Art der Kunstübung alles bedeutete. Die tiefsten Erlebnisse, die wir seinem Theater verdanken, waren nicht ohne seine Beschränkung zu haben. Wer hunderterlei macht, wird manches besser machen als er, aber nichts von wahrhaftem Dichterwert in letzter Vollkommenheit. Auf diese von vorn herein verzichten, heißt nicht: die Meriten der beiden Abende unterschätzen. In der Königgrätzer Straße wurde diesmal um einige Striche mehr „Theater" gespielt als am Friedrich-Karl-Ufer. Krüger und Glasenapp triebens allzu grell. So kreischte bei Barnowsky immerhin nur die juchtene Leontine. Brahms würdig war hüben besonders die rüdige Bolle des Fräulein Diercks, der vertraute Amtsdiener des erstaunlich gezügelten Leopold und der schimpansenhaft gutmütig glotzende Wulkow von Haskel; drüben der freudig wie niemals leuchtende Schmiedemeister von Schroth, sein Geselle Sternberg von gleicher bejahender Helligkeit und Adalberts leise rückgratverkrümmter, krähender, popliger Schuhmachermeister und Polizeispion. Der Schmerz in beiden Theatern war, daß hier dem rechten Wehrhahn die rechte Fielitzen, dort der rechten Wolffen der rechte Wehrhahn mangelte. Die Grüning, meistens unfehlbar, hatte diesmal ihre Figur verkannt, indem sie sie zu alt hielt und ihr die Liebenswürdigkeit nahm, mit der sie zuletzt noch ihren Feind Rauchhaupt einwickeln soll. Dafür traf Götz, durch die freche Berufspersiflage des bekanntesten Hoftheaterintendanten hindurch, wie von ungefähr in den Kern eines garnicht vorsintflutlichen, sondern immer noch überaus lebendigen preußischen Landrats. Von diesem die Witzblattkarikatur gab am Halleschen Tor Herr Reinhold Schünzel, dem der Amtsschreiber zweifellos trefflich gelungen wäre. Aber was konnte einem schließlich geschehen, wenn die Lehmann, endlich wieder einmal, die Wolffen war! Das ist wie edelster Schloßabzug, der von Jahr zu Jahr fülliger, duftender, herzerquickender wird. Solange sie da ist, werden wir wissen, wie Hauptmann auf der Bühne zugleich zu verkörpern und zu beseelen ist, und wie Kunst überhaupt beschaffen sein muß, damit sie die grauenhafteste Wirklichkeit unterkriege.

Ein altes Lied von Kaspar Hauser

Fast jeder Hetzer
und Kriegesschwätzer
will heut vergessen sein
und drückt sich fein.
Er spricht von Würde
und deutscher Bürde
und gibt sich krumm und schief
noch positiv.

Die Generale
mit einem Male
sind alle mäuschenstill,
wenn Noske will.
Sie tun nicht mucken.
Sie tun sich ducken
und zanken nur zu Haus
die Alte aus.

Müßt drob nicht klagen.
In vierzehn Tagen
sind sie im Erdenlauf
wohl obenauf.
's ist nicht vermessen.
Denn wir vergessen
gewißlich dumm und schnell
des Krieges Höll.

Ihr bösen Deutschen,
man sollt euch peitschen.
Ihr merkt noch immer nicht,
was euch geschicht.
Singt fromme Lieder,
erhöht sie wieder
in unserm Vaterland —
Pfui dich der Schand!

Fürstenberg von Alfons Goldschmidt

Geschäftsinhaber der Berliner Handelsgesellschaft; Deputierter des Zentral-Ausschusses der Reichsbank; Vize-Präsident des Verwaltungsrates der Bank für elektrische Unternehmungen in Zürich, der Accumulatoren-Fabrik Aktien-Gesellschaft, der Deutschen Hypothekenbank, der Vulcan-Werke; Stellvertretender Vorsitzender des Aufsichtsrats der A. E. G., der Berlin-Anhaltischen Maschinenbau A. G.; Mitglied des Aufsichtsrats der Bergwerksgesellschaft Hibernia, der Bismarck-Hütte, der Großen Berliner Straßenbahn, der Harpener Bergbau-Aktiengesellschaft, der Rombacher Hüttenwerke, der Westfälischen Draht-Industrie. Das sind nur einige von den Aufsichtssesseln. Es ist eine lange Reihe, es ist ein Riesenkonzern, fast eine Aufsichtsuniversalität. Milliarden sind es, Wuchtgesellschaften in allen Gegenden Deutschlands. In der Schwerindustrie, in der Halbleicht- und Leicht-Industrie, im Ver-

kehrswesen, im Handel, im Inland und im Ausland. Kann man das überblicken? Man kann es nicht überblicken; aber Fürstenberg kann es besser überblicken als Walther Rathenau, der es garnicht überblicken kann.

Dieser Fürstenberg ist kein Gewöhnlicher: er ist ein Eigener. Er hat seinen eigenen Kapitalsimperialismus, seine Finanzsteifnackigkeit, er ist ein Trotzmensch. Ein Trotzmensch mit Witz, mit dem Schellenknüppel, mit Lauge. Ein gefürchteter Anekdotenerzeuger. Er ist nicht grau, kein Instanzenmensch, kein Büromaschinenmann; er ist ein Bankierkopf — aber ein Kopf. Ein Kopf — aber ein Bankierkopf.

Seine Idee ist: Nicht Groschen aufsaugen, nicht Röhrensystem wie die Depositenkassenmammute, sondern Kreditzentrale mit einem Ring von Wuchtunternehmungen. Sozusagen Geber und Nehmer der eigenen Familie, nicht der Unbekannten, der Zufälligen, der mit Kapital- und Reservefonds-Protzereien an die Kasse Gelockten. Also ein Bankaristokrat. Ein Selbstbeschränker, kein Depositenbequemer, sondern ein Kombinierer, Geschäfte-Heranholer, Konzern-Erhalter, ein Sieber. Er ist der Zuchtwähler unter den Bankiers, der Objektepfleger, aber auch der Rechtzeitige.

Nicht ohne Straucheln, nicht ohne Schiefheiten und Angreifbarkeiten auch vom vorsozialistischen Standpunkt aus. Ich nenne: Niederdeutsche Bank, Chicago Milwaukee, Eyck & Strasser, Kanalbaugesellschaft Bruch. Ich nenne den Fürstentrust. Aber hier hat er doch die Entwicklung gefühlt, den Kern gesehen. Die Deutsche Bank hat ihn nicht besiegt. Sie hat ihn scheinbar verdrängt, aber besiegt hat sie ihn nicht. Ihren Sanierungsnutzen hat sie gemacht, den Zusammenbruchsnutzen, aber darauf kommt es nicht an.

Damals sahen ihn Einige schon in Amerika. Bei der Firma Hallgarten. Auch ich sah ihn schon da. Er ist aber nicht rübergegangen, er ist hier geblieben. Seine Hallgarten-Anteile hat er weggegeben, und Bernhard Dernburg, den Voreilige aus Asien zurückriefen, hat ihn nicht ersetzt. Bernhard Dernburg konnte ihn nicht ersetzen. Dernburg nicht. Immer wieder wird Dernburg als Ersetzer, als Auffrischer, als Neumann präsentiert. Aber er ist bis jetzt nur in die Nationalversammlung gedrungen. Nur in die Nationalversammlung. Nur, sage ich. Fürstenberg würde es anders ausdrücken, auch mit N beginnend, aber anders. Er würde es eben fürstenbergsch ausdrücken.

Fürstenberg ist nicht nur ein Eigener, ein Kopf über das Köppchen hinaus: er ist auch ein Unduldsamer. Ich nenne: Winterfeldt, Zutraun, Mosler. Ich war nicht dabei, im Chefkabinett, aber angenehm muß es nicht gewesen sein. So etwa Emil Rathenauisch mit einem Schuß Börsenjargon. Es war eine Proskriptionsliste. Fürstenberg soll einmal gesagt haben: Zu Aufsichtsratsmitgliedern kann ich nur Idioten ernennen. Namen nenne ich nicht, es wäre eine Formalbeleidigung.

Auch im Kriege ist der Mann depositenrein geblieben. Depositenledig, ohne Groschen-Herankitzelung. Kein Spar-Geld-Auftreiber. Jetzt kommt er mit der Dividende für 1918 heraus. Acht Prozent, das heißt: ein halb Prozent unter dem letzten Friedenssatz. Wieder zeigt er nur, was er zeigen will. Das Andre zeigt er einfach nicht; es fällt ihm garnicht ein. Die Gewinne aus dem Effekten- und Konsortialgeschäft präsentiert er nicht, die Abschreibungen präsentiert er nicht. Da ist ein Loch im Abschluß, da sind Striche, aber keine Angaben. Auch das ist

Emil Rathenauisch. Aber es ist wohl vorbei damit, wie es überhaupt wohl vorbei ist mit den Willkürlichen, den Sich-nicht-Einfügenden, den Privatwirtschaftlichen. Auch der eigenste Eigenkopf wird sich fügen müssen. Das Ende der alten Banken steht bevor. Es kommt die Gemeinschaft, das Etatisieren, die Geschäftsaufdeckung, die Ehrlichkeit. Es ist vorbei mit den Krämern, auch mit den größten und großzügigsten. Sie sind schon eine geschichtliche Kategorie.

Antworten

F. D. S. Es ist wirklich eine Zumutung, daß ich mit Ihnen über einen Schriftsteller streiten soll, der im Oktober 1908 diese Sätze geschrieben hat: „Durch Deutschland zieht ein apokalyptischer Reiter, der für viere ausgibt. Er ist Volldampf voraus in allen Gassen. Sein Schnurrbart reicht von Aufgang bis Niedergang und von Süden gen Norden. ‚Und dem Reiter ward Macht gegeben, den Frieden von der Erde zu nehmen, und daß sie sich einander erwürgten.‘ Und alles Das ohne Absicht und nur aus Lust am Fabulieren.“ Ein Jammer, daß die Werke solch eines Karl Kraus nicht davor geschützt sind, Tröpfen unter die Augen zu kommen, und sicherlich keine Entschädigung für ihn, daß wir Andern mit ebenso großer Lust auf alte wie neue ‚Fackeln‘ blicken. Die alten sind nicht ausgebrannt, sondern durchleuchten mit unverminderter Glut die Kulturschande, deren echtbürtiger Bastard die große Zeit ist.

Bürger. Ich weiß gar nicht, was euch ist. Ihr nennt das: „die Offiziere bespucken“, wenn ich und meine Freunde hier immer wieder feststellen, wie in diesem Kriege betrübend viele Offiziere gestohlen und geschunden haben. Wie kann man einen Augias-Stall bespucken? Reinigen kann man ihn, und das wollten und wollen wir tun. Und die Vernünftigeren unter euch, ja die Gescheiten unter den Nationalen erkennen heute schon an, daß diese millionenfach wiederholten Vorwürfe selbstverständlich zu Recht bestehen. Aus einer Schrift des Professors Georg Steinhausen: ‚Die Grundfehler dieses Krieges und der Generalstab‘ (erschienen bei Friedrich Andreas Perthes in Gotha): „Ueberhaupt machte sich wieder, wie in der Zivilverwaltung, wie auch in den Kreisen der Wissenschaft, überhaupt im ganzen deutschen Leben, ein Zug rücksichtsloser Ellenbogenpolitik, verbunden mit einem widerwärtigen System des ‚Schiebens‘, geltend; für die Armee stellten sich die schädlichen Folgen solcher Züge im Kriege für den kritischen Beobachter nur allzu deutlich heraus. Auch im Kriege selbst — in die Personalabteilungen Eingeweihte werden das wohl bestätigen — wurde in unglaublicher Weise ‚geschoben‘.“ Und aus einer Schrift Richard Kunzes: ‚Die Schuldigen‘, herausgegeben von der Deutsch-nationalen Volkspartei: „Es mußte schließlich zu grenzenloser Erbitterung führen, daß in einem Kriege, wo Alle ihr Blut für eine gemeinsame Sache hingaben, in der Nahrung und Behandlung so große Unterschiede zwischen Offizieren und Mannschaften bestanden, wie sie vielfach festgestellt worden sind. Vor allem aber mußte es im höchsten Grade demoralisierend wirken, daß so viele Vorgesetzte die Macht, die ihr Dienstgrad ihnen verlieh, zur Erlangung persönlicher Vorteile benutzten. Welche Unmengen an Lebensmitteln und andern schönen Dingen sind von Mannschaften für ihre Vorgesetzten nach der Heimat geschleppt worden! Es ist unglaublich, was in dieser Beziehung alles vorgekommen ist. Und die Reklamationen, die Zurück-

stellungen, die ärztlichen Untersuchungen! Nicht zu ermessen ist der Schaden, der durch die vielen Ungerechtigkeiten, die bei diesen Dingen vorkamen, für die Stimmung unter unsern Truppen erwachsen ist.“ Dasselbe haben auch wir gesagt. Nur haben wir jede Behauptung durch so und so viele Fälle bewiesen, gehen — im Gegensatz zu den Halben und Lauen — den Weg zu Ende und ziehen die Konsequenzen aus allen den Schmutzereien: wir verwerfen die Täter. Ihr haltet sie, trotzalledem. Aber es wird euch nichts nützen.

Franz J. Da Sie unsaubere Zeitungen ungern berühren, so wünschen Sie aus meinem Blatt zu erfahren, ob der Jobber der Republik noch immer nicht sein Kauderwelsch wiedergefunden hat, das ihm unsre Kennzeichnung seiner Person (in Nummer 9) verschlagen hatte. Nun, er findets allmählich. Zunächst hatte er nur gottsjämmerlich geweimert, daß es das Schicksal großer Geister sei, von der Mitwelt bespien zu werden. Die Mitwelt, in entsetzlich trüben Tagen, lachte nicht schlecht. Aber die Sache hatte für diesen großen Geist doch auch eine ernste Seite. Wenn ihn seine Hochstapeleien im schlichtbürgerlichen Sinne bisher nicht vor die Staatsanwaltschaft gebracht hatten, so verdankte er das der Unkenntnis einer breitern Oeffentlichkeit über sein Wesen. Dank dieser Unkenntnis konnte er immer wieder, wie das die Schieber gewohnt sind, ein Loch aufreißen, um schleunigst ein andres zuzustopfen, und dergestalt dicht am Rande des Zuchthauses hinschmarotzen. Wenn ihn ein kluger kapitalistischer Verlag, den er anflehte, ihn für eins seiner sanftdemokratischen Blätter zu engagieren, mit einem Fußtritt wegstieß, so legte er wenige Wochen später einen nicht ganz so klugen Kapitalisten hinein, der ihm die ‚Republik‘ begründete, damit er den klugen kapitalistischen Verlag an den Pranger stelle. Dieses bequeme Dasein ist ihm von uns sehr beträchtlich erschwert worden. Man weiß jetzt Bescheid über ihn, und bei neuen Betrügereien, die fällig sind, wird ihm die Nummer 9 der ‚Weltbühne‘ vor die Augen gehalten und die Tür vor der Nase zugeschmissen. Also mußte etwas geschehen. Was machen große Geister, die auf sachliche Feststellungen nichts zu erwidern haben? Sie beschmutzen die Motive des Gegners. Sie suchen ihn hinter dem Busch, hinter dem sie selber zu stehen pflegen. Der Jobber der Republik glaubte sich gerettet, so bald er erklärte, daß die Schilderung seiner republikanischen Existenz, die Alfons Goldschmidt gegeben hatte, auf meine Rachegelüste zurückzuführen sei. Denn: ich sei am ersten April 1914 im ‚Forum‘ angegriffen worden. Garnicht übel ausgedacht. Fortan wird Jeder fest überzeugt sein, daß der Jobber der Republik ein Ehrenmann ist, dessen blanken Schild höchstens Hallunken besudeln. Garnicht übel ausgedacht — und leider doch nicht gut genug ausgedacht. Denn: jener Angriff des ‚Forums‘ vom ersten April 1914 war nicht Schlag, sondern Gegenschlag. In der ‚Schaubühne‘ war der spätere Jobber der Republik bereits am vierzehnten Dezember 1911 als sogenannter Kleist-Biograph und am siebzehnten Juli 1913 als der Redakteur abgemalt worden, den grade der ‚März‘ auf die Straße geworfen hatte. Schon nach acht Monaten hatte er wieder ein Forum ergaunert, und da war seine erste Handlung, mit Indianergeheul gegen mich loszurennen, der belustigt auf eine selten erlebte Vereinigung von menschlicher Minderwertigkeit und polemischer Unfähigkeit heruntersah und von April 1914 bis Februar 1919 nicht darauf kam, solchen „Angriff“ auch nur mit dem leisesten Streich zu parieren — aber den

fünften Jahrestag des Ereignisses nicht herannahen lassen durfte, ohne die Schmach in Blut abzuwaschen. Kurzum: deshalb, deshalb allein, weil ich am ersten April 1914 im ‚Forum‘ „als literarischer Schädling gestäupt“ worden bin, hat hier am zwanzigsten Februar 1919 Alfons Goldschmidt unter dem frischen Eindruck seiner republikanischen Erlebnisse nachgewiesen, daß der Film-Spekulant und Spesen-Defraudant Wilhelm Herzog an der Sache der Revolution Verrat geübt hat, und daß er ihr mehr schadet als das ganze deutsche Offiziercorps und die gesamte alldeutsche Presse; daß er auf die häßlichste und niedrigste Weise mit denjenigen geistigen Arbeitern umgegangen ist, von denen er leben, und die von ihm leben wollten; daß er, durch trübe Geldgeschäfte und Gesinnungslosigkeiten klebrigster Art verrufen, ein Subjekt ist, dem man nicht über den Weg trauen soll, und mit dem man keine Verträge schließen darf. Möglich, daß diese unsre Warnung die Dummen bestimmt hätte, alle zu werden. Aber nachdem jetzt klargestellt ist, aus welchen schandbar persönlichen Gründen wir zu warnen verrucht genug waren, steht dem nächsten Dummen nichts mehr im Wege, seine Finanzen zu verbessern.

Westerländer. Ich hatte geschrieben: „Mit dem Krieg ist es wie beim Skat: einem verlorenen Spiel können Leichenreden nicht auf die Beine helfen.“ Und da sprechen Sie nun die Hoffnung aus, daß ich und meine Mitarbeiter das beherzigen und „mit den ewigen Anklagen Schluß machen“ werden. Aber, Bauer, das ist doch ganz was andres. Die Leichenreden beim Skat, meinem Lieblingsspiel, hält gemeinhin nicht der Gewinner, sondern der sich entschuldigen will: der Verlierer. Hätte die Militärkaste ihren Krieg gewonnen, so hätte sie niemals das Maul gehalten, wie sie ja noch 1914 von dem glorreichen Anno Siebzig nicht genug zu erzählen wußte. Und sie hätte auch von diesem Krieg nicht geschwiegen, sondern jahrzehntelang in ihrem grauenhaften Kriegervereinsjargon geschwelgt. Nun aber schweigen wir nicht. Das ist gewiß sehr peinlich, das glaub' ich wohl; aber es ist gesund. Peinlich für alle die Propheten, die von 1914 bis in den Frühsommer 1918 hinein auf das feinste kundzutun wußten, wie es kommen werde, und warum das Ganze mit einem ungeheuerlichen Sieg Deutschlands enden müsse. Selbstverständlich nicht, daß man für Deutschland auf Sieg gehofft hat — das habe ich mitgemacht —, war das Verbrechen, sondern daß man sich der Einsicht vertrauenswürdiger Fachleute widersetzte und verschloß, und nur die Engel im Himmel pfeifen hörte: „Hoch Ludendorff!“ Heute pfeift mans anders, und wir pfeifen mit. Die Kompetenz wollen wir garnicht von euresgleichen zugebilligt erhalten: die nehmen wir uns. Aber weil jetzt nach Ihrer Meinung „vor allem die grausige Gegenwart zu Betrachtungen herausfordert“: da haben Sie eine, und zwar aus der Täglichen Rundschau. Sie finden dort in ein und derselben Nummer, vom Morgen des dreizehnten März: „Der grauenhafte Mord, den die Spartacus-Leute in Lichtenberg und anderswo an Schutzleuten und Regierungstruppen verübt haben, beweist auch dem naivsten Bürger . . .“ Und: „Die Nachricht von der Ermordung der lichtenberger Polizeibeamten ist nicht zutreffend.“ Ich werde nun gewiß nicht die Lichtenberger in Schutz nehmen, alldieweil mir die genaue Kenntnis des Materials fehlt; wohl aber scheinen mir die meisten ihrer Gegner bekämpfenswert. Und von ihren Gegnern wiederum vornehmlich diejenigen, die — wie Sie — nichts mehr von der großen Zeit zu hören wünschen, weil es schief abgelaufen

ist, und die nicht genug von ihr hätten zu hören bekommen können, wenn es gut — das heißt: schlecht für die Andern — ausgegangen wäre. Ein verruchtes System von Lüge, Infamie und Militarismus soll noch nicht einmal an die eigenen Mißerfolge gemahnt werden dürfen, nach all den großpratschig vorweggenommenen Triumphen? Ja, an was denn? Sagen Sies doch offen und ehrlich: Sie hängen an den Generalen, und Hieb und Stich gegen die übeln von den Erscheinungen mit den Achselstücken ist Ihnen einfach ein Stich ins Herz. Armes Herz! Aber das wird uns hier nicht hindern, weiter zu sagen, was wir für richtig und nötig halten.

Kladderadatsch. Entschuldige, wenn ich dich aus deiner schläfrigen Ruhe emporschrecke. ‚Offiziere' heißt ein Leitgedicht. Und da steht drin: „Ihr bleibt doch unsre Liebe, Ihr bleibt doch unser Stolz." Du meiner auch!

B. Tr. Es scheint überflüssig, die saubere Scheidelinie zwischen ludenhaften Plünderern in Lichtenberg und uns zu ziehen, die wir immer den Umsturz, niemals den Mord gepredigt haben? Scheint, gnädige Frau. Das liegt nämlich so: Ziehen wir diese Linie nicht, dann heißt es: Aha! die Salonrevolutionäre erklären sich mit den Räubern der Straße solidarisch! — und ziehen wir sie, dann sagen die Gegner: Das nützt alles nichts, sie sind doch mitverantwortlich! Ich bin nun nicht gesonnen, mich auf jedes Manöver böswilliger Narren einzulassen, fände es aber viel nützlicher, daß man in Preußen gründlich allen Schutt wegräumte, bevor man eine neue Bewegung mit den Wurzeln ausreißt, weil manche Aeste verbrecherisch ausgeartet sind. Gegen wen richtet sich die Wut der Deutschen? Gegen Eisner, Liebknecht, die Luxemburg. Wen lassen sie leben? Ludendorff, Tirpitz, Wilhelm den Zweiten. Damit soll keineswegs geraten werden, diese Drei totzuschlagen — denn mit vergossenem Blut ist garnichts getan —; aber mich dünkt, sie haben erheblich schlimmere Dinge angestiftet und ausführen lassen als alle Lichtenberger zusammen. Wie dem auch sei: wir lehnen mit Rowdys jeden Zusammenhang ab und widerraten durchaus der Gewalt. Sie war zu vermeiden, indem man die berechtigten Forderungen der Aufrührer — so nennt man erfolglose Revolutionäre im Gegensatz zu den Weimaranern, die die Revolution vergessen haben — also indem man diese Ansprüche rechtzeitig prüfte und nach Möglichkeit zu erfüllen suchte. Macht Ernst mit der verheißenen Erneuerung und werft das Gerümpel zum Tempel hinaus! Das allein ist Revolution.

Abtrünnige Leser. Ich schlage euch vor, zunächst einmal einen Verein zu gründen. Dessen erste Handlung sei es, einen Brief festzulegen und zu klischieren, den jedes neue Mitglied einfach mit seiner Unterschrift versieht und mir zuschickt. Ebenso unverbindlich wie kostenlos liefere ich euch für diesen Brief den folgenden Text: „Sehr geehrter Herr Verlag! Leider macht es mir Ihre sogenannte Geistesrichtung, der Sie sich in der letzten Zeit zum Aerger aller wirklich national, bezw. fortschrittlich Gesinnten befleißigen, unmöglich, auch noch fernerhin Ihr geschätztes Blatt mit einem Abonnement unterstützen zu können. Ich lasse mir gern jede Opposition gefallen, nur darf dieselbe nicht so weit gehen, daß sie auch wirklich in das Leben eingreifen will. Das überlassen Sie nur getrost den anerkannten Führern Deutschlands, die uns bis jetzt so herrlich weit gebracht haben. Wenn Sie vielleicht glauben, mit der allgemeinen Menschenliebe damit anfangen zu sollen, daß Sie

unsre eigene Schwelle zu säubern versuchen, so lassen Sie sich sagen, daß das ein aussichtsloser Versuch ist. Unser deutsches Nest lassen wir von Ihnen nicht beschmutzen, das besorgen wir allein, und haben wir es nicht nötig, uns durch Sie in unsern Geschäften stören zu lassen. Wie edel und gewaltig war doch der Weltkrieg, der leider ein so frühes Ende genommen hat, gegen die berliner Unruhen, bei denen nicht mal die 54 ging, sodaß ich neun Tage lang ins Geschäft laufen mußte. Sie sind erkannt — nicht einmal bei den Morden in Lichtenberg waren Sie Feigling beteiligt, die aber nichtsdestoweniger auf Ihr Konto gehen. Auch bin ich gegen eine Aufhebung des § 175 und für eine baldige Filmreform. Von jetzt ab werde ich Ihr Blatt nur noch im Café lesen und bitte, mich mit der weitern Zusendung desselben zu verschonen. Ein deutsches Mädchen." Aber laßt die Rückseite dieses Briefes frei — das Manuscriptpapier ist jetzt so teuer.

Neugieriger. Der zweitstärkste Charakter der deutschen Presse? Der Verlagsdirektor Herr Georg Bernhard. Ein edler Mensch zieht edle Menschen an und weiß sie festzuhalten, die lautersten Leitartikler, die reinsten Redakteure, die puritanischsten Ploderer. Niemals steht in seinen, in ihren Organen ein Wort der Lüge, der Sensation oder gar der Verleumdung. Man kann sich denken, mit welchem Widerwillen der Klub dieser Adelsmenschen auf einen Schurken wie mich blickt, und wie sehr es diese Ritter, die niemals auf einen Wink von oben, sondern immer nur aus eigenstem Antrieb die Lanze einlegen, reizen mußte, sie endlich einmal mir in den Bauch zu rennen. Das ist jetzt geschehen. Wir hatten den Jobber der Republik aufgestochen, der für die Parsifale der Koch-Straße unantastbar ist und unbedingt zu beschützen war. Dies ging nun, bei aller berechtigten Wut auf mich „Meinungsschieber" von „moralischer Verkommenheit", doch nicht gut, und so hieß es denn, daß meine Zeitschrift „noch immer nicht ihre Beiträger grundsätzlich, sondern höchstens ausnahmsweise bezahlt". Wie gerne täte sie das „noch immer nicht"! Die Verlockung ist ziemlich groß, nämlich ebenso groß wie die Anziehung der Verderbtheit auf die sündige Kreatur. Alle sind gierig, in diesem Tümpel von „Verlogenheit und Charakterlosigkeit", den mein Blatt bekanntlich darstellt, herumzuplätschern. Durchschnittlich zehn Beiträge laufen an jedem Tage ein, deren Absender himmelhoch bitten, sie wenigstens ohne Bezahlung zuzulassen. Aber ich kann und kann mich nicht entschließen. Gibt Einer schon sein Seelenheil dran, so soll er dafür bezahlt werden; und gehörig. Aus Ueberzeugung und für ein Butterbrot sitzt man an König Ullsteins Tafelrunde, von früh bis spät und von spät bis früh, Wein predigend und Wasser trinkend, während meine „moralische Minderwertigkeit" die Askese auf den Lippen, den Pommery auf der Zunge führt. Ueberschrift: Mordgesellen. Deren schlimmster ist niemand sonst als ich. Und ich würde mich gern dort aufstellen, wo Mordgesellen abgeurteilt zu werden pflegen: in **Moabit**, wenn nicht zu befürchten wäre, daß durch die Berührung mit diesen Brüdern vom heiligen Gral meine Rabenschwärze leicht angeweißt werden könnte, und wenn ich nicht wünschte, sie mir in all ihrem nächtlich strahlenden Verbrecherglanz zu erhalten.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die bedrohte Demokratie von Heinrich Ströbel

Der jungen deutschen Demokratie droht schwerste Gefahr. Von rechts sammeln sich alle einstigen Nutznießer des Klassenregiments und der Kapitalsherrschaft zur Wiedereroberung der verlorenen Macht. Was könnte die Gemüter auch mit heißerer Leidenschaft erfüllen? Glaubt man, die Junker könnten es vergessen, daß sie einst Krone und Militärkabinett beherrschten, als Oberpräsidenten und Landräte unumschränktes Regiment führten, Rekruten und Landproletarier mit der Reitpeitsche traktieren durften? Oder glaubt man, daß die getreuen Verbündeten unsrer Junker, daß die geschorene und gescheitelte Geistlichkeit nicht mit Schmerzen der Zeit gedächte, wo sie als gewichtige Teilhaber dieses Patriarchalismus Schule und Volk bevormunden und selbst in Kunst und Wissenschaft hineinreden konnte? Oder bildet man sich ein, der Fabrikant sei entzückt darüber, daß ihm Betriebsräte seine Contenbücher durchblättern sollen, der Bankier, daß man ihm die Spekulation verdirbt, der Handwerker, daß sein Betrieb demokratisiert oder gar sozialisiert wird, der Bauer, daß seine Knechte die Ansprüche von Industriearbeitern erheben? Es wäre ja das unerhörteste Wunder aller Zeiten, wenn die Besitzenden, die gerade in einem Augenblick expropriiert wurden (einstweilen zwar nur politisch, aber allmählich auch oekonomisch), wo die Gewinngier eines entarteten Kapitalismus sich am schrankenlosesten ausraste, diesmal in geschichtlich nie erlebtem Altruismus zum Wohle der Allgemeinheit auf ihre Privilegien verzichten wollten! Nein, der Unwille über den Ueberrumpelungssieg des Proletariats ist tief und echt, und die Sehnsucht nach möglichster Wiederherstellung der guten alten Zeit nicht minder. Nur die politische Hirnlosigkeit gewisser Mehrheitssozialisten kann die drohende Gefahr leugnen und behaupten, daß die einzige Gefahr von links drohe, vom Bolschewismus, der die Demokratie für abgetragenen Plunder erkläre. Gewiß, auch der Kommunismus, der alle Macht für die Arbeiterräte reklamiert, ist eine schwere Gefahr für die Demokratie und den organischen Aufbau des neuen Gesellschaftszustandes. Aber die demokratische und sozialistische Regierung, die sich aus Angst vor dem Bolschewismus schutzheischend dem reaktionären Haufen in die Arme wirft, handelt unbegreiflich kopflos und geradezu selbstmörderisch.

Der preußische Justizminister Heine ist solch ein Selbstmordkandidat. Mindestens als Sprecher und Vertreter seiner Partei. Denn persönlich steht er ja vielleicht dem alten Regiment näher als der ehrlichen Demokratie und dem marxistischen Sozialismus. Die uneingeschränkte Verteidigung, nein:

Verherrlichung, die dieser sozialistische Minister der Rechtspflege dem entsetzlichen Gewaltregiment unsres reorganisierten Militarismus widerfahren ließ, wäre selbst einem Beseler oder Dallwitz schwer gefallen. Niemals wurde selbst in der Juchtenatmosphäre des Dreiklassenhauses blutigerer Ordnungsterror skrupelloser gerechtfertigt. Niemals errang ein preußischer Regierungsvertreter durch krassere Parteilichkeit den Beifall der geeinten Reaktion. Aber Herr Heine war seit je ein Sozialist eigner Prägung. Bürgerliche Demokraten und Pazifisten, die sich im Privatgespräch über seinen borussisch gefärbten Nationalismus verwunderten, versetzte er vollends in Erstaunen durch das stolze Betonen seiner schwarzweißen Familientradition: „Schließlich stamme ich doch aus einer preußischen Offiziers- und Beamtenfamilie." Die Herren Muehlon und F. W. Förster, die Herr Heine vor Jahr und Tag durch dies seltsame sozialistische Bekenntnis verblüffte, werden sich dieses Diktums beim Lesen seiner Rede wieder erinnert haben. Wer Herrn Heines spezifisch preußische Mentalität kannte und obendrein sein durchgängerisches Temperament, brauchte sich also nicht zu wundern. Aber darum blieb es für die Mehrheitssozialisten eine Katastrophe, daß sie in solcher Situation gerade diesen Unglücksmann ins Feuer schickten.

Nach der Ermordung Eisners blitzte selbst im ‚Vorwärts' der Funken politischer Vernunft auf, daß diese Bluttat den Aufmarsch der Contrerevolution ankünde, und daß es deshalb gelte, der Front von rechts die sozialistische Einheitsfront entgegenzustellen. Und als die gewaltigen Streiks in den verschiedensten Teilen Deutschlands, als der beträchtliche Rückgang der mehrheitssozialistischen Stimmen bei den preußischen Communalwahlen und andere Sturmzeichen verrieten, wie wenig gerade der großindustrielle Kern der Arbeiterschaft von der schwächlichen Weimaraner Compromißpolitik erbaut war, da hatte das Zentralorgan der Mehrheitler abermals einige lichte Momente und bestürmte die übel beratene Regierung um raschere Sozialisierung und um die Verankerung der Arbeiterräte in der Verfassung. Aber als es dann in Berlin zu Straßenkämpfen kam, da ging dem ‚Vorwärts' und den Sozialisten in der Regierung sofort wieder aller Spiritus zum Teufel und sie verschrieben sich mit Haut und Haaren dem Militarismus. Sozialismus und Demokratie kapitulierten bedingungslos vor der Diktatur der Soldateska, die durch Greuellegenden das Standrecht ertrotzte und selbst über die rigorosesten Vollmachten eines Noske hinaus ein Schreckensregiment übte. Ein Schrei der Empörung und des Entsetzens ging durch das proletarische Berlin und fand, als die schauerlichen Tatsachen bekannt wurden, seinen Widerhall selbst in den bürgerlichen Schichten. Nur in einer Form konnte die Regierung für sich auf mildernde Umstände plaidieren:

daß sie sich selbst auf ihre Bestürzung berief, sich selbst als das Opfer militaristischer Täuschung ausgab. Nur indem die Regierung selbst ein reuiges Schuldbekenntnis ablegte, hätte sie auch das Recht gewonnen, ihren unabhängigen Anklägern mit ernsten Mahnungen entgegenzutreten. Statt dessen schickte sie einen Mann vor, neben dessen robusten Manieren und massiven Cynismen selbst die Puttkamer und Köller Schwächlinge scheinen.

Daß die Rettung der Demokratie, ja die bloße Fortfristung der Volksexistenz die Einigung der deutschen Arbeiterklasse fordert, stand seit Wochen in allen Mehrheitsblättern zu lesen. Nach dem gräßlichen Blutbad in Berlin, das anarchistische und militaristische Raserei als gleiche Schrecken, gleich furchtbare Gefahren für den Fortbestand der deutschen Republik offenbarte, hätte der Schrei nach der Einigung zu elementarer Gewalt anschwellen müssen! Und welch tiefe Wirkung wäre dem sozialistischen Regierungsvertreter beschieden gewesen, der an dem getürmten Leichenhügel das Proletariat mit Worten echter Erschütterung zur endlichen Einkehr und Selbstbesinnung beschworen hätte! Hätte ein Eisner an Heines Stelle gestanden, wie anders hätte der Ausgang dieser Debatte sein können, wie anders die Wirkung auf die Arbeiterklasse, auf das deutsche Volk. Aus Blut und Tränen, aus der unseligen Tragödie des Brudermordes hätte der unwiderstehliche Drang zur Versöhnung emporlodern können, statt, wie jetzt, die züngelnden Flammen neuen dämonischen Hasses. Denn das ist das Ergebnis der parlamentarischen Debatte, der Rede des preußischen Justizministers Heine gewesen! Mehrheitssozialisten und Unabhängige stehen sich schroffer gegenüber denn je, und in den Massen schwelt unheimlich der alte Brand. Sozialismus und Demokratie haben eine neue Niederlage erlitten und in allen Heerlagern der Reaktion herrscht Siegesstimmung. Jeder ehrliche bürgerliche Demokrat gewahrt zornig und banger Sorge voll die eifrigen Rüstungen der Gegenrevolution — nur die Mehrheitssozialisten sind blind wie Maulwürfe und unterwühlen in täppischer Geschäftigkeit die Fundamente ihrer eignen Macht, indem sie zur hellen Freude aller auf eine junkerlich-klerikal-kapitalistische Renaissance hoffenden Rückwärtser die neue Prätorianergarde großpäppeln helfen.

*

Die Lorbeeren Wolfgang Heines lassen seinen Ministerkollegen Konrad Haenisch nicht schlafen. Auch ihm geht die Erdrosselung der Demokratie nicht rasch genug. Die Truppen der Herren Reinhard und Lüttwitz sind ihm offenbar noch nicht zuverlässig genug zusammengesetzt. Er will sie noch kräftiger mit bürgerlichen Elementen durchsetzen und wendet sich deshalb mit einem Aufruf an die Studenten, doch recht zahlreich in die Freiwilligencorps einzutreten. Wie in aller Welt kommt der Sozial-

demokrat Haenisch dazu, unter ganz überwiegend bürgerlichen Leuten, unter Gegnern des Sozialismus, unter notorisch von Nationalismus und Chauvinismus durchseuchten Elementen Freiwillige für den Schutz der sozialistischen Republik zu werben? Oder fühlt Herr Haenisch sich als Kultusminister berufen, zur akademischen Jugend zu sprechen? Dann lägen ihm als dem ersten Pfleger der geistigen Kultur ganz andere Pflichten ob, als den Werber für jene Truppenteile zu machen, an deren Verhalten selbst der ‚Vorwärts‘, durch einen wahren Zuschriftensturm gezwungen, peinliche Kritik üben mußte. Aber auch in Herrn Haenisch wirken konservative Familientraditionen nach. Jahrzehnte hindurch, seit der trotzigen Flucht des rebellischen Jünglings, lagen sie unter einer Erdschicht, aber die Treibhausschwüle der Augustwochen des „großen“ Jahres ließ sie wieder keck hervorbrechen. In einem 1916 erschienenen Buche: ‚Die deutsche Sozialdemokratie in und nach dem Weltkriege‘ schildert er selbst mit verjüngtem Pennälerpathos, wie sich aus dem internationalen Sozialisten, dem Freunde Radeks, wieder der deutsche Hurrapatriot entpuppte: „Diese Angst: wirst Du auch nicht zum Halunken an Dir selbst und der Sache — darfst Du auch so fühlen, wie Dir ums Herz ist? Bis dann — ich vergesse den Tag und die Stunde nicht — plötzlich die furchtbare Spannung sich löste, bis man wagte, das zu sein, was man doch war, bis man . . . . einstimmen durfte in den brausenden Sturmgesang: Deutschland, Deutschland über Alles!“

Das war der Regierungssozialist Haenisch, der in den Kriegsjahren, wo noch dem deutschen Militarismus der Himmel voller Baßgeigen hing, die Zerschmetterung Englands als erhabenes Ziel proklamierte. Natürlich nicht, ohne nach der billigen Methode pfiffiger Umlerner dem unverfälscht alldeutschen Imperialismus ein „marxistisches“ Mäntelchen umzuhängen. Denn, so verkündete Herr Haenisch unter Berufung auf irgend ein verschollenes Gelegenheitswort Marxens: „England vertritt in diesem Kriege durchaus das reaktionäre, Deutschland aber das revolutionäre Prinzip.“ Wohlgemerkt, das Deutschland vom Jahre 1916, das Deutschland Wilhelms des Zweiten und Ludendorffs. Daß dieser deutsche Chauvinist Haenisch in der durch die Revolution geschaffenen Republik Kultusminister werden konnte, mag ja manchem als Wunder erscheinen; aber daß Haenisch nun auch als Kultusminister einen schwülstigen Aufruf zum Eintritt in den neuerstandenen borussischen Militarismus erläßt, hält sich ganz im Stile seiner Persönlichkeit. Wie sollte ihn, der sich für den deutschen Militarismus des Weltkriegs begeisterte, der republikanische Bastard dieses Militarismus schrecken! Und wie sollte ein Haenisch, der sich, nach seinen eignen Worten aus dem Jahre 1916, „sobald Kriegsfragen . . . . behandelt wurden, innerlich den Weinhausen und Pachnicke, den Campe und Friedberg, ja

noch weiter rechts stehenden Gegnern im Grunde weit mehr verbunden fühlte, als den Liebknecht und Ströbel, den Adolf Hoffmann und Hofer", nicht auch jetzt in seinem politischen Empfinden diesen bürgerlich-reaktionären Elementen viel näher stehen, als der Empfindungswelt der Demokratie und des Sozialismus.

Ob ihn vielleicht die spöttischen und schadenfrohen Bemerkungen der Deutschen Tageszeitung zum Nachdenken bringen? Das Blatt des Grafen Reventlow höhnt darüber, daß Herr Haenisch sich mit seiner Aufforderung just an die Studenten, an die Jugend bürgerlicher Herkunft, gewendet habe. In allen Freiwilligencorps bestehe die große Mehrzahl der Mannschaft aus Bourgeoissprößlingen, aus Kleinbürgern oder Bauern. Eigentliche Arbeiter seien nur in schwacher Minderzahl vertreten, sodaß der neue Appell an die Bourgeoisie sich wunderlich ausnehme. In der Tat: einem Sozialdemokraten, und sei er zehnmal Kultusminister, stünde es weit besser an, für die Armee einer sozialistischen Republik unter den sozialistischen Proletariern Mitglieder zu werben! Denn nur solche Soldaten wären ein wirklicher Schutz dieser Republik, während eine vorwiegend aus bürgerlichen Freiwilligen gebildete Schutzgarde nur die gute Stunde abzupassen braucht, um die kaum geborene Freiheit mit eisernem Griffe wieder abzuwürgen!

*

Aber ein Haenisch und ein Heine haben andre Schmerzen, als Sorge um die junge Demokratie. Sie können nicht Soldaten genug auf die Beine bringen, um Bolschewiks und Polen abzuwehren. Trotzki soll ja, wie unsre wieder ungemein regen Alldeutschen dem sich gruselnden Michel vorschwatzen, im Mai mit drei Millionen Mann gegen Ostpreußen anrücken wollen. Die Bolschewistenpresse ist ja selbst nicht ganz unschuldig an diesem aufschneiderischen Unsinn. Nach einer angeblichen Moskauer Meldung soll die künftige Invasionsarmee Trotzkis freilich nur den zwanzigsten Teil so stark sein, nämlich 150 000 Mann zählen. In Wirklichkeit wird Rußland bei seinem Nahrungsmangel und seiner Transportnot nicht einmal soviel Truppen aufzubringen vermögen. Das sollten doch gerade unsre Mehrheitssozialisten zugeben, die selbst die soziale Zerrüttung der Sowjetrepublik nicht kraß genug schildern können. Denn entweder sind die Schilderungen der bolschewistischen Mißwirtschaft richtig, und dann kann Rußland unmöglich eine starke, wohl ausgerüstete Armee gegen Deutschland ins Feld stellen — oder die Armee wäre wirklich zustande zu bringen, dann aber stimmten die Erzählungen von dem bolschewistischen Chaos nicht. Aller Wahrscheinlichkeit nach steht es indessen um Rußlands innere und äußere Kraft verzweifelt schlecht, sodaß das Bangemachen mit der europäischen Bolschewistengefahr nur der Vorwand ist, um sich eine waffengeübte Schutztruppe gegen die revolutionäre Energie des eignen

Volkes zu schaffen. Von den russischen Bolschewiks spricht man und unsre deutschen Spartacisten meint man. Das Offizierscorps meint sogar die ganze verhaßte Demokratie und Republik. Aber die Heine, Haenisch und anderen mehrheitssozialistischen Führer sehen nur die angebliche Gefährdung des Vaterlandes, nicht die soviel nähere Bedrohung aller revolutionären Errungenschaften. Daran mag ja auch das Herz der Heine und Haenisch nicht allzusehr hängen. Aber die mehrheitssozialistischen Arbeiter haben heute bei einem Militärputsch nicht weniger als alles zu verlieren und nichts zurückzugewinnen, als ihre alten Ketten!

Es war deshalb auch keine leere Demonstration und, wie der ‚Vorwärts' in seiner vornehmen Kampfesweise glauben machen will, keine persönliche Reklame, daß Herr v. Gerlach gerade jetzt sein Amt als Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern niedergelegt hat. Gewiß hätte Herr v. Gerlach schon seine Entlassung nehmen können, als die Unabhängigen aus der preußischen Regierung ausschieden. Doch zwang ihn dazu keinerlei Pflicht, da er ja nicht der U. S. P., sondern der Demokratischen Partei angehörte. Und er verdient das Lob, daß er sich auch nach dem Austritt der unabhängigen Minister nach Kräften der törichten preußischen Polenpolitik widersetzt hat, die durch Waffengewalt irgend etwas an den Entscheidungen des kommenden Friedens ändern zu können wähnte. Herr v. Gerlach vertrat die vernünftige Ansicht, daß Deutschland auch die territorialen Bedingungen des künftigen Friedens einzig durch eine grundsätzliche demokratische und pazifistische Politik verbessern könne, die der Entente eine innere Wandlung Deutschlands beweise. Statt dieser Politik der revolutionären Ehrlichkeit und des gesunden Menschenverstandes beliebte die preußische Regierung eine hohle Prestige- und Renommage-Politik, die mit der bekannten Blamage endete: der Festsetzung der vorläufigen Ostgrenze. Jetzt lag ein neues und schlimmeres Bekenntnis zum Militarismus vor: die Verteidigung der Greuellegenden im inneren Kriege, die Rechtfertigung des Standrechts, die Billigung des Wilhelminischen Grundsatzes: Pardon wird nicht gegeben, Gefangene werden nicht gemacht. Von einer Regierung, die Derartiges guthieß, mußte ein Demokrat und Pazifist sichtbarlich abrücken, und wenn er durch seine Demission seine ohnehin zu Ende gehende Amtsdauer auch nur um vierundzwanzig Stunden abgekürzt hätte. Herr Heine, Herr Haenisch und der ‚Vorwärts' werden das nicht verstehen. Aber sollte die mehrheitssozialistische Arbeiterschaft selbst nicht soviel demokratisches Gefühl aufzubringen vermögen, wie ein bürgerlicher Politiker? Und sollte sie nicht begreifen, daß der Schutz der sozialistischen Republik niemals durch einen Pakt mit dem Militarismus, sondern nur durch einen Block der demokratischen Linken zu erreichen ist?

Elsaß-Lothringen von Hermann Wendel

Elsaß-Lothringen: das könnte der Prüfstein sein. Hier vermöchte sich zu zeigen, ob seit dem neunten November vorigen Jahres freierer Wind um deutsche Stirnen spielt, oder ob noch dumpf und muffig die Nebel militaristischer Gesinnung sie umlagern.

Wir Deutsche, nicht als Volk, sondern als Staat, haben ja seit 1871 in der elsaß-lothringischen Frage Erkleckliches auf dem Kerbholz. Mit jenem zehnten Mai 1871 im Schwanen zu Frankfurt am Main begann es, als Bismarck das „Recht" der Eroberung in voller blutiger Pracht in des zivilisierten neunzehnten Jahrhunderts zweiter Hälfte wieder erstehen ließ und die Elsässer und Lothringer wider ihren Willen zur Untertanenschaft des neuen Reiches schlug. Wider ihren Willen — das war das Entscheidende, und all das Geschwafel und Geschwabbel schwarzweißroter Professoren, daß es sich um wiedergewonnenes, uraltes deutsches Erbgut handle, verfing da nicht. Zwar hatten große Teile der französischen Departements Haut-Rhin, Bas-Rhin und Moselle ehedem zum heiligen römischen Reich teutscher Nation gehört. Aber niemals nährten, von den seit jeher französisch sprechenden Lothringern ganz zu schweigen, selbst die deutschredenden Elsässer deutsches Staatsgefühl in der Brust, aus dem simplen Grunde, weil Nationalgefühl und Staatsbewußtsein anerzogene Triebe des Menschen erst unsrer Tage sind. Die Entwicklung aber zum heutigen Menschen machten die Elsässer im Rahmen Frankreichs mit: als im revolutionären Feuer der Jahre 1789 bis 1815 die peuples de France zur nation française umgeschweißt wurden, lernten sich auch die Elsässer als einen unverbrüchlichen Bestandteil dieser Nation fühlen, und selbst jene Kreise, die immer noch über die Brücken der heimatlichen Mundart Anschluß an die deutsche Kultur hatten, empfanden wie der Dichter Daniel Ehrenfried Stöber: das Herz französisch, der Kopf deutsch!

Immerhin mußte es einem wirtschaftlich aufblühenden großen Volk gelingen, unzweifelhafte Stammesbrüder, ob sie gleich ein fremdes Staatsbewußtsein hatten, mit der Zeit zu sich herüberzuziehen. Theodor Fontane, der doch gewiß ein warmer Verehrer echtesten Preußentums war wie kaum ein Andrer, erklärte es schon 1871 für eine rein geistige Aufgabe, den französischen Geist aus Elsaß-Lothringen zu vertreiben, eine Aufgabe, die nur durch geistige Mittel, aber weder durch die Zivil-, noch durch die Heeresverwaltung zu lösen sei. Doch das bismarckische Deutschland und geistige Mittel — ein Bantu-Neger und Beethovens Neunte Symphonie! So fing man in Elsaß und Lothringen zu „germanisieren" an, wie man seit bald hundert Jahren in Preußen und Westpreußen „ger-

manisierte", mit dem Gendarmen, mit dem Unteroffizier, mit dem Schnauzton, mit dem Stiefelabsatz, nur daß hier, auf altem Kulturboden, diese Methode noch gehässiger und aufreizender und die Erobererrasse noch brutaler und lächerlicher wirkte als im Osten Deutschlands. Und wie auch hier die schwarzweißroten Professoren schwafeln und schwabbeln mögen: das elsaß-lothringische Volk blieb, auch nachdem es der Ausnahmegesetzgebung des Diktaturparagraphen entronnen war, für ein rundes Dutzend Jahre bis an die Schwelle des Weltkrieges Versuchskaninchen für mehr oder minder unheilvolle Experimente und bekam schließlich eine Verfassung nur, um von Wilhelm dem Zweiten bei nächster Gelegenheit zu vernehmen, daß sie bei mangelndem Wohlverhalten in Scherben geschlagen werde.

Als aber der Weltkrieg ausgebrochen war, häuften und hetzten sich die Fehler und Verbrechen einer in jedem Betracht elenden Politik. Mit Gewährung der vollkommenen Selbstverwaltung im Rahmen des Reiches, mit der weit ausholenden Geste von Schillers Rudenz: „Und frei erklär' ich alle meine Knechte", hätte Berlin vielleicht noch am ersten August 1914 Eindruck machen können. Statt dessen mußten Land und Volk sich mehr denn je als Objekt fremden Herrenwillens fühlen. Während Elsässer und Lothringer an allen Fronten bluteten, würfelten Hohenzollern und Wittelsbacher um die einzelnen Fetzen der beiden Provinzen. Und selbst als diese Pläne innerer Annektionisten an der unerbittlichen Macht der Tatsachen gescheitert waren und auch der Begriffsstutzigkeit Hertlings die Notwendigkeit einer elsaß-lothringischen Autonomie eingegangen war, schob man, unter stillschweigender Zustimmung aller Parteien rechts von den Unabhängigen, die Ausführung von einer langen Bank auf die andre, bis es zu spät war. Aber es geschah Schlimmeres. Mit dem Tag der Erklärung des Kriegszustandes wurde eine Horde tollwütiger Militärs auf das Land losgelassen, die mit einer Schreckensherrschaft sondergleichen auf ihre Art zu „germanisieren" anhuben. Auf den schwärzesten Blättern unsrer Kriegsgeschichte steht geschrieben, wie über die Maßen niederträchtig mit den Elsässern und Lothringern umgesprungen wurde; und was Tag für Tag an Verhaftungen und Verurteilungen, Internierungen und Deportationen vor sich ging, wird nur durch zwei Erscheinungen überboten: durch die Massenhinrichtungen, die unsre oesterreichischen Bundesgenossen bei den Südslawen vornahmen, und die Massenschlächtereien, die unsre türkischen Bundesgenossen unter den Armeniern veranstalteten. Auch hier wußte der Reichstag Bescheid und schwieg unter Zustimmung aller Parteien rechts von den Unabhängigen. So sammelte sich unter der Bevölkerung Elsaß-Lothringens ein unauslöschlicher wilder Ingrimm gegen alles an, was deutsch hieß, und nur so erhält man die Erklärung für

die historische Perversität, daß ein alemannischer Stamm deutscher Sprache und Sitte im November 1918 die Heere der französischen Republik mit einem beispiellosen Jubel als Befreier begrüßte.

Und nun? Nun hätte eine saubere und ehrliche Politik frank und frei erklärt: Elsaß und Lothringen haben wir nicht erst jetzt und äußerlich durch die Niederlage verloren, sondern wir haben es durch unsre eigene Schuld schon längst und innerlich verloren, indem wir die Herzen des Volkes nie zu gewinnen verstanden! Der Verlust Elsaß-Lothringens ist vollzogene Tatsache, und damit reinliche Scheidung eintritt und Klärung der Geister stattfindet, werden Elsässer und Lothringer selbst durch Abstimmung erklären, daß sie nicht sein wollen, was sie in der Seele nie gewesen sind: Angehörige des Deutschen Reiches. Statt dessen — ja, es ist schon eine wirkliche Schande! — arbeitet eine feile Propaganda und Presse mit denselben nichtsnutzigen Mitteln wie in dem vorrevolutionären, dem Ludendorffschen Deutschland. Eine elsaß-lothringische Autonomistenliga taucht auf, deren Herkunft und Wesen allzu deutlich nach berliner Geld schmeckt, Nachrichten über die gradezu franzosenfeindliche Stimmung der Elsaß-Lothringer flattern auf, die den Stempel der Schwindelfabrik WTB ungescheut an der Stirn tragen, und ausgerechnet ein seit einem Menschenalter überverpreußter Streber wie der General Schëuch, Kriegsminister des ancien régime, erdreustet sich, in Weimar die Komödie von der Sehnsucht des elsaß-lothringischen Volkes nach Deutschland aufführen zu wollen! Und die klebrige Mentalität des Durchschnittsdeutschen glaubt im Ernst, daß Elsaß-Lothringen wider alles Recht und gegen den Willen seiner Bewohner uns durch schnöde Gewalttat entrissen werde, und vermag nicht einzusehen, daß ein Volksstamm sich um jeden Preis von der berliner Zivilisation lösen will, die ihm doch das Wassercloset gebracht hat.

Wahrhaftig: Elsaß-Lothringen könnte nicht nur der Prüfstein sein — er ist es!

Politiker und Publizisten

von Johannes Fischart

LV

Alfred Hugenberg

Weimar war eine Zeitlang völlig vom Verkehr mit der Außenwelt abgeschnitten. Ueberall wurde gestreikt. Die erfurter Kommunisten hatten die Schienen aufgerissen, sodaß ein Zugverkehr nach dem Westen ausgeschlossen war. Halle war in den Händen der Aufständigen, und der Bahnhof ließ keinen Zug mehr ein- oder ausfahren. Die Verbindung mit Berlin war unterbrochen. Weimar lag isoliert wie ein Insel da. Tagelang kamen keine Briefe, keine Zeitungen, nichts, nichts, nichts.

Denn auch der notdürftig zweimal am Tage aufrecht erhaltene Flugpostverkehr versagte wiederholt. Nur eins funktionierte noch: das Telephon, die Telegraphie und das Funken. In diesen Tagen nervöser Spannung brachen auch noch die schweren Unruhen in Berlin aus. Der Generalstreik ward proklamiert, und der Mob nahm die günstige Gelegenheit der allgemeinen Unsicherheit wahr, um zu rauben und zu plündern.

Die Herren in Weimar fingen allmählich an zu begreifen, was sie versäumt hatten. Sie lebten noch immer in dem Wahn, daß es sich bloß um eine politische Revolution handle, und daß die Nationalversammlung in einer neuen Verfassung die notwendigen Folgerungen daraus ziehen müsse. Aber wir waren schon längst über 1848 hinaus. In den vergangenen siebzig Jahren hatte eine rasend schnelle industrielle Entwicklung die soziale Frage in den Vordergrund gedrängt, und jetzt, nach dem Umsturz des Bestehenden, verlangten die Arbeitermassen, kräftig mit der Faust auf den Tisch schlagend, daß man sich der sozialen Forderungen erinnere. Das Reichskabinett trat zusammen. Die Parteien steckten, aufgeschreckt aus ihrer Ruhe, die Köpfe zusammen, und über Nacht wurde man sich einig, daß unbedingt sofort etwas geschehen müsse. Die Sozialisierungsgesetze wurden eingebracht. Rahmengesetze. Steine statt Brot. Keine Vergesellschaftung der Produktion. Nur Zukunftswechsel darauf. Staatsmonopole. Gemeinwirtschaften. Hilflos verwässerter Marxismus. Keine neuen Ideen. Die Mehrheitssozialdemokratie jauchzte, etwas outriert, das Zentrum lächelte, und die Demokratie hatte, ehe der Hahn dreimal gekräht, ihre wirtschaftspolitischen Ideale verleugnet. Sie war der Gefangene im Käfig der Mehrheitsparteien.

Da sprang die Rechte auf; und während die Konservativen früher für eine Knebelung des Handels, für eine gewisse Staatswirtschaft geschwärmt hatten — jetzt wurden sie zu Hütern des heiligen Grals der freien Wirtschaft. Kein Zurückweichen vor der Straße! Keine Konzession! Rücken steif, Kopf hoch und dann hinweg über das Meer von Blut, Aufruhr und Kommunismus! Vielleicht lächelte dahinter schon der lichte Morgen der Restauration, des alten reaktionären Zustandes.

„Der Abgeordnete Hugenberg hat das Wort . . .“

Eben hatte Henke gesprochen, einer der Führer des bremer Aufstandes, hatte wilde Anklagen wider Regierung und Parteien gerichtet und umfassende Sozialisierungen gefordert. Die äußerste Linke, die ein, zwei Dutzend Menschen in der Ecke unter dem Vorbau des ersten Ranges, hatte zustimmend gelärmt, das Parkett rechts und in der Mitte hatte sich in heftigen Zwischenrufen zur Wehr gesetzt, und nun war, als aus dem Munde des Präsidenten Fehrenbach der Name Hugenberg fiel, plötzlich Stille eingetreten. Alle reckten sie die Hälse, um sich diesen

Mann, den Typ des Scharfmachertums, der Kriegsindustrie, des Alldeutschtums anzusehn.

Eine große, stattliche Erscheinung. Blond. Hochgekämmtes volles Haar. Dabei schon fünfzig. Ein flotter Schnauzer unter der Nase. Kluge, bestimmte Augen. Sonst nichts Auffälliges. Kein markantes Antlitz. Keine hervorstechenden Züge. Ein nicht unsympathisches Gesicht, das, photographiert, jedem Bewerbungsschreiben eine empfehlende Folie geben würde: Netter, anständiger Kerl.

Und nun legt Hugenberg los. Er spricht breit und quadratisch. Spricht, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Gradlinig offen: „Wenn man als Unbeteiligter die Vorgänge beobachten könnte, die sich auf diesen die Welt bedeutenden Brettern abspielen, so würden auch manche Dinge, die hier als Lichtblick betrachtet werden, bewertet werden müssen als Zersetzungserscheinungen. Meine Partei wird, entsprechend ihrem Programm, mit jeder Art Sozialisierung einverstanden sein, für die überwiegende Gründe des Gemeinwohls sprechen. Man kann aber nicht so sozialisieren, wie die beiden Gesetzentwürfe es wollen. Man kann nicht eine deutsche Gemeinwirtschaft schlechthin schaffen. Wir stehen grundsätzlich auf dem Boden der freien Wirtschaft als der besten Nährmutter des Wohlstandes und der geistigen und sittlichen Kultur. In diesem Sinne sind wir es auch, die heute am klarsten den Gedanken der Sozialpolitik vertreten." Nach dieser sozialpolitischen Selbstempfehlung lacht die Unabhängige plötzlich grell auf. Hugenberg als Sozialpolitiker! Aber er läßt sich nicht stören. „Kapitalisten sitzen auch in Ihren Reihen", schnellt er den Gegenpfeil ab, und dann setzt er sich, recht temperamentvoll, mit der staatlichen Zwangswirtschaft auseinander. „Das deutsche Volk will wieder ehrlich werden;" schreit er auf, „ohne freie Wirtschaft gibt es aber keine Ehrlichkeit." Wieder rumort es links. Die Rechte jubelt. „Den Aufstieg der tüchtigen Arbeiter haben grade wir in der Industrie von jeher gefördert. Wenn aber der Weg dieser beiden Gesetze beschritten wird, dann werden nicht die Organisatoren in den Vordergrund treten, sondern die Redner, diese gefährlichste Klasse der Menschen." Stürmische Heiterkeit. Und dann, am Schlusse, grau in grau: „Das russische Muster tritt uns in den Gesetzen deutlich entgegen. Neue Generalstreiks werden folgen, und das wird so fortgehn bis zum Chaos . . ."

Der Eindruck der Rede, wie man sich auch politisch zu ihr stellen mag, ist stark. Ein Mann. Ein robuster Charakter. Ein Stiernackiger, der aus all den Vorgängen des militärischen und wirtschaftlichen Zusammenbruchs, der Revolution und des Kommunismus nichts lernen will. Ein Eisenstirniger, der Anklage erhebt, wo er selbst unter schwerster Anklage steht. Und doch wenigstens ein Mann unter Mollusken und Taktikern.

Hugenberg hat eine eigenartige Laufbahn hinter sich. Er ist freilich kein Selfmademan im landläufigen Sinne: etwa zuerst Schuhputzer und dann rasch von Stufe zu Stufe bis zum Generaldirektor. O nein. Er ist der musterhafte königlich preußische Beamte, der jedes Stäubchen der Unkorrektheit an seinem Rock abzupusten pflegt. Erziehungsgang? Privatunterricht. Ratsgymnasium in Hannover, seiner Vaterstadt. Studium der Rechte in Göttingen, Heidelberg und Berlin. Referendar am Oberlandesgericht Celle. Beurlaubt trieb er zwischendurch volkswirtschaftliche Studien unter Professor Knapp in Straßburg und erwarb sich mit einem Buche über die Besiedlung der nordwestdeutschen Moore den Doctor rerum politicarum. Darauf ging er zur Verwaltung über, machte den Assessor, wurde stellvertretender Landrat in Wesel und wurde dann auf ein Lustrum, in den neunziger Jahren, als Regierungsassessor der Siedlungskommission in Posen zugeteilt, die damals Herr von Wittenburg als Präsident leitete. Hier begann der Aufstieg. Man wurde auf den energischen und selbstsichern Beamten aufmerksam. Zwar ging er noch einmal nach dem Westen, um Dienst im Oberpräsidium von Cassel zu tun, dem der frühere Kultusminister Graf Zedlitz-Trützschler vorstand, aber schon nach dreiviertel Jahren holten sich ihn die Posener zurück. Er schied aus dem Staatsdienst aus und übernahm, kurz entschlossen, die Verbandsleitung der Raiffeisengenossenschaften. Hier hat er, auf hart umstrittenem Nationalitätenboden, wirklich nicht Alltägliches geleistet. Er packte frisch zu, wurde zu einem Organisator großen Stils und förderte die deutsche Ansiedlung durch eine weitblickende Genossenschaftspolitik nicht wenig, wenn er auch politisch stramm in Bülows unseligem Antipolenkurse segelte. Drei Jahre indessen nur hielt es ihn auf diesem Posten (den nach ihm Leo Wegner einnahm), und er kehrte als Vortragender Rat im preußischen Finanzministerium an die Staatskrippe zurück. Herr von Rheinbaben war ihm ein wohlwollender Chef.

Doch auch hier wollte er nicht vertrocknen. Der Weg zum Ministerialdirektor oder gar Unterstaatssekretär war zu weit und mit zu viel Mühen und Bücklingen erkauft. Seine Ehe mit der Tochter des genialischen frankfurter Oberbürgermeisters Adickes öffnete ihm mit einem Schlage ganz neue Perspektiven. Nicht daß sie ihm eine goldschwere Mitgift mitgebracht hätte. Nein, sie gab ihm mehr: einen voll beladenen Wagen mit Konnexionen. Denn der Einfluß von Adickes strahlte nach allen Windrichtungen aus. Bald war Hugenberg Direktor der Berg- und Metallbank in Frankfurt am Main, und schon zwei Jahre darauf berief ihn Herr Krupp von Bohlen-Halbach an die Spitze des Direktoriums der Friedrich Krupp A. G. in Essen. Am ersten Oktober 1909 trat er sein neues Amt an. Er hatte es geschafft.

Neun Jahre hat er hier ausgehalten. Ein Industriekapitän großen Stils. Ein moderner Organisator. Das Werk wuchs zusehends unter seinen Händen. Immer neue Anlagen entstanden. Eine gefällige Presse schürte die für Krupp recht einträgliche Kriegskonjunktur. Rüstungen überall, und die Gewinne kletterten riesenhaft hinauf. Hugenberg strahlte. Seine Verdienste wurden auch höhern Ortes gewürdigt. Beim Hundertjahrsjubiläum der Firma hängte ihm S. M. den Roten Adlerorden dritter Klasse mit Schleife um. Wenn Hugenberg nach Berlin kam, in die Reichsämter, die Ministerien, die Industriebureaus, machten sie die Rücken krumm. Alldeutscher Verband, Flottenverein, Wehrverein buhlten um seine klingende Gunst. Eine Hand wusch die andre.

Da gabs eines Tages etwas recht Peinliches. Karl Liebknecht zog, ein Jahr vor dem Kriege, unbarmherzig den Schleier von dunklen Machenschaften der Firma Krupp, von Bestechungen der Herren Brandt und Konsorten, die Industriespionage im Kriegsministerium getrieben und in Geheimberichten das Direktorium über die vertraulichen Absichten der Militärverwaltung auf dem Laufenden gehalten hatten. Im Reichstag fürchterlicher Stank. Der Kriegsminister, Herr von Heeringen, versuchte zunächst, sich schirmend vor Krupp zu stellen. Vergebens. Hugenberg griff in Interviews höchstselbst ein: „Verrat militärischer Geheimnisse? Unsinn!" „Bestechung höherer und niederer preußischer Beamter? Es ist im Grunde die übliche sozialdemokratische Art von moralischer Guillotine, bei der es nicht darauf ankommt, was man verbrochen hat, sondern ob man in das System hineinpaßt. Und das tun wir Gott sei Dank nicht!" „Der Firma sind seinerzeit aus dem Kriegsministerium Vorwürfe gemacht worden, daß sie den ‚Kleinkram' vernachlässige. Da hat man natürlich vor allem das Bedürfnis nach besserer Information über alles empfunden, was auf diesem Gebiete in Betracht kam, einschließlich der Konkurrenzpreise, und hat Herrn Brandt als Bureaubeamten der berliner Vertretung und zur besondern Beobachtung dieses Kleingeschäfts nach Berlin gesetzt."

Sela. Mit einer großen Geste der Wurstigkeit schritt Hugenberg über die Anklagen hinweg. Und dann ging er zum Angriff vor. Die politische Polizei von Essen wurde veranlaßt, in den Bureaus der Gewerkschaften und in der Redaktion des sozialdemokratischen Organs Haussuchungen vorzunehmen, angeblich um (geringfügigen) Unterschlagungen eines Gewerkschaftssekretärs nachzugehn. Aber dazu pflegt man doch nicht die politische Polizei mobil zu machen! In Essen raunte man, daß die Polizei sich Material über etwelche Indiskretionen im Betriebe Krupps verschaffen wolle. Das Schlachtbild wurde so völlig verschoben: statt der Frage, ob die Enthüllungen Lieb-

knechts zuträfen, wurde die Frage nach Liebknechts Gewährsmännern in den Vordergrund gerückt. Aber noch nicht genug damit. Der Kriegsminister hatte sich in der Abwehr Liebknechts nicht weitgehend genug für Krupp ins Zeug gelegt. Der Berliner Lokalanzeiger nannte das Verhalten des Herrn von Heeringen „merkwürdig" und forderte im Namen der Armee seinen Rücktritt. O ja, es war gefährlich, mit der Firma Krupp samt ihren freundschaftlichen Beziehungen zum Kaiser anzubinden.

Und dann kam der Krieg. Hugenberg und mit ihm die gesamte Rüstungsindustrie zählten sich zu den wildesten Kriegsfanatikern und Annektionisten. Aber als der neunte November auch die Grundlagen der Kruppschen Werke erschütterte, zog er sich schnell von seinem nunmehr recht undankbar gewordenen Posten in den Ruhestand zurück. Er hatte genug gesät und genug geerntet. Procul negotiis wollte er den Rest seines Lebens auf einem Gute bei Rinteln, das er sich gekauft hatte, verbringen und der Politik als Passion sich widmen. Dank seiner reichen Geldmittel ließ er sich von der Deutschnationalen Volkspartei gleich zweimal als Kandidat für die Wahlen zur deutschen Nationalversammlung aufstellen und wurde gewählt.

Und nun spielt er das große Piston des deutschnationalen Moraltrompeters von Säkkingen: „Behüt dich Gott, es wär' so schön gewesen" — wenn alles: Rüstungskapital, Kriegsrausch und Reaktion beim Alten geblieben wäre!

Aber es hat nicht sollen sein . . .

Mehr und minder Parlamentarisches

von Olf

Die deutsche Friedensdelegation ist zusammengestellt. Mit dem Blick für psychologische Zusammenhänge, der je und je die deutsche Politik auszeichnete, ist Herr Doktor Eduard David hineindelegiert worden. Was sich begeben wird, wenn der Verfasser der stockholmer Denkschrift das Verhandlungszimmer betritt, danach fragt niemand. Dafür ist von der Partei, die nicht nur bei den ausländischen Sozialisten den größten Kredit genießt, den Unabhängigen nämlich, keiner dabei.

*

Der Minister Heine sagte: „Wenn wir bis auf 1866 zurückgehn, dann müßten wir schließlich bis aufs Mittelalter zurückgehn, um zu ermitteln, wo irgend einmal einem Volke Unrecht geschehen ist." Vielleicht sollte man zurückgehn? Aber es läßt sich ein Prinzip statuieren: Recht ist ewig, Unrecht stirbt. Man soll das Unrecht gut machen, das noch lebendig ist. (Es gibt genug — bis zur Ewigkeit lebendes.)

*

Exminister von Delbrück in dieser Nationalversammlung, in der die wenigen Abgeordneten, die nicht Minister sind und es noch nicht waren, aussichtsreiche Ministerkandidaten sind — Exminister Delbrück sagte: „Die demokratische Monarchie hätte völlig ausgereicht, um auch die weitestgehenden Ziele der äußersten Linken zu verwirklichen." „Sehr richtig", sagte die Rechte, die das wissen muß. Nicht alle bescheiden sich: hätte sie auch die Republik verwirklicht? Oder — „die weitestgehenden Ziele der äußersten Linken" — das Räte-System?

*

Die B. Z. nimmt die Lüge über Lichtenberg zurück, fügt eine diesmal kleine Greuelnachricht an, erwähnt, daß über das Schicksal der noch vermißten Soldaten erst die Untersuchung etwas ergeben müsse, und fährt wörtlich fort: „Das Urteil über die Kampfesweise der Spartaciden wird im ganzen danach kaum zu ändern sein . . ."

*

Türkisch-sächsischer Exjustizminister Heinze findet es mit der Würde der Stellung des Reichspräsidenten nicht vereinbar, daß er jederzeit selbst für geringe Vergehn strafrechtlich verantwortlich gemacht werden soll. Noch weniger vereinbar damit scheint es uns, daß er welche begehn darf oder begeht.

*

„Ist das Auswärtige Amt bereit," fragt die Deutsche Tageszeitung in der Angelegenheit des in Prag verhafteten deutschen Konsuls, „dem Rechtsanspruch stattzugeben und nicht von vorn herein einen Standpunkt des Gerechtigkeitsfanatismus einzunehmen?" Wie soll das Auswärtige Amt das machen? Es wird auf diese schwierige Frage nur antworten können, daß die Deutsche Tageszeitung einen merkwürdigen Begriff des Rechts zu haben scheint — und sich nicht wundern.

*

Ein beliebtes Argument konservativer Zeitungen: Hätten wir noch ein Heer, brauchten wir nicht so schmachvoll zu werben. Abgesehen davon, daß den Staat ein geworbenes Heer anständiger repräsentiert als ein — sei es durch allgemeine Wehrpflicht — gepreßtes, wird hierbei verschwiegen, daß wir demobilisieren mußten!

*

Eine Unwahrheit, sagt Scheidemann, daß die Regierung die Sozialisierungsvorlage auf den Druck der Straße eingebracht habe. „Wir fangen jetzt lediglich an, unser Regierungsprogramm zu verwirklichen." Donnerwetter — schon? Wie hat die Straße schreien und bluten müssen, um diesen Staatsmann an sein eigenes Programm zu zwingen!

Deutschlands letzte Hoffnung

von Otto Lehmann-Rußbüldt

Als Bismarck 1859 Gesandter in Petersburg war, quälte ihn die schwere Sorge, „der nachgemachte Achtzehnhundertdreizehner werde Preußen besoffen machen“.

Den Auftakt zu diesem Rausch bildete die Wehrvorlage 1912/13, die vom deutschen Kaiser offiziell als Jubiläumstat der Erhebung von 1813 verkündet wurde. Vier Jahre lang waren wir dann besoffen. Aber selbst als das Menetekel der Angriffe Fochs vom achtzehnten Juli und achten August 1918 an der Wand der Geschichte erschien und der Katzenjammer der Allgemeinheit anhub, besoffen sich die Alldeutschen weiter, und ganze Scharen von ihnen schwingen noch heute den Pokal der Unbesiegbarkeit. Grade die sind noch nicht aus dem Riesenrausch erwacht, auf die ich meine letzte Hoffnung setze, daß es einmal doch anders wird in Deutschland: die Deutschnationalen, die Kaisertreuen, die echtpreußischen Leute, deren Typus der Januschauer Oldenburg ist.

Warum setze ich auf diese Leute meine Hoffnung?

Weil die Deutschen nicht anders als durch eine nochmalige schwere Pferdekur belehrbar sind.

Der eigentliche Grund unsres Unglücks ist die politische Unkultur und Unreife der Deutschen. Deren entscheidende Phase war es, als König Friedrich Wilhelm der Dritte mit seinem Kabinettsschreiben vom einundzwanzigsten März 1818 das Versprechen, seinem Volke eine Verfassung zu geben, brach. Daß darauf die Preußen sich nicht ebenso mannhaft gegen Friedrich Wilhelm erhoben, wie sie sich gegen Napoleon erhoben hatten, und im Nu das ganze Fürstengelichter wegjagten, das beweist, welch schwerer Grad politischen Eunuchentums den Preußen in den Gliedern steckte. Endlich kam dann diese Befreiung, genau hundert Jahre zu spät: 1918 (denn die Revolution von 1848 kann nicht gezählt werden; sie ist eine Vorspiegelung falscher Tatsachen; ihr bescheidener Erfolg war binnen Jahresfrist aufgehoben). Vorher war nichts gekommen als das preußische Dreiklassenparlament, Brutstätte aller Rückständigkeit und damit Ursache unsres Zusammenbruchs.

Bei Lichte betrachtet ist aber die Revolution von 1918 auch nur ein noch dazu schlecht nachgemachter Achtzehnhundertachtundvierziger, gleichwie der Weltkrieg ein nachgemachter Achtzehnhundertdreizehner war. Die Revolution von 1918 ist auch nur eine Vorspiegelung falscher Tatsachen. Denn sie hat garnichts geändert am Verwaltungs- und Wirtschaftssystem, worauf es doch allein ankommt.

Was war denn vor der Revolution von 1918?

Der Deutsche war ein Untertan. Eine hohe und allerhöchste

Obrigkeit hatte Gewalt über ihn und benutzte ihn als Herrsch- und Steuerobjekt und Arbeitssubjekt. War er demokratischer Gesinnung verdächtig, so heftete sich von der Geburt bis zum Grabe der politische Ueberwachungsdienst an seine Fersen; betätigte er sich gar demokratisch, so wurde er ein Mensch dritter und vierter Klasse — zweiter Klasse waren die Nationalliberalen. Als der ersten Klasse dieser Menschengemeinschaft eines Tages der Kamm schwoll, wollten sie eine Orgie in Herrschsucht und Beutegier feiern; man machte dazu aus dem Steuerobjekt des Volkes nun auch noch Kanonenfutter. Aber man verrechnete sich ganz gewaltig in der Gewinnchance. Der äußere Feind besaß die Unverschämtheit, den Krieg nicht einseitig führen zu lassen, sondern er führte auch Krieg, führte ihn besser — und der Riesenkater saß in den Oktobertagen 1918 auf den Betten der Reichstagsabgeordneten, die bis dahin feste mitgetoastet hatten auf das herrliche Geschäft.

Tüchtige Leute fallen aber nicht um, sondern fallen immer wieder auf die Beine. Und tüchtige Leute sind sie, die sich abwechselnd als Altkonservative, echtpreußische Leute, Alldeutsche, Vaterlandsparteiler, Deutschnationale im Lichte der Oeffentlichkeit zeigen. Zwar war der Krieg verloren, der Staat Pleite, die verzweifelten Massen schrien um Brot und Frieden — aber die Besitzenden und Herrschenden behielten die Verwaltung, überließen nur die Repräsentationsposten der Regierung politischen Gegnern und gaben sich stillschweigend die Parole: „Halte, was du hast!" Dazu galt es zunächst, neue Machtmittel zu erlangen. Der Militarismus, diese Säule der preußischen Politik, mußte neu aufgerichtet werden. Zu jedem Militarismus ist aber ein „Feind" nötig, und da der äußere Feind nicht mehr herhalten konnte, so mußte eben ein innerer Feind konstruiert werden. Einige Sozialistengruppen, die ebenfalls, in echt deutscher Ausländerei — Vorbild Rußland —, besessen sind von dem modernen Aberglauben an die Allmacht des Maschinengewehrs, gaben den willkommensten Anlaß (genau wie früher die ausländischen Chauvinisten!), um ganz harmlos, umjubelt von der breiten Masse, in aller Oeffentlichkeit den militärischen Betrieb wieder aufzurichten. Das geschah und geschieht vor unsern Augen mit der Gerissenheit, mit der dieselben politischen Kräfte den Weltkrieg als den Verteidigungskampf gegen den russischen Zarismus inszeniert haben. Wie bodenlos naiv sind dagegen die Spartaciden, die es wochenlang vorher in die Zeitung schrieben, wie sie über die Bewaffnung dächten. Jetzt wird Berlin entwaffnet, das heißt: nur das arbeitende Volk, denn ehemalige Offiziere können ihre Waffen behalten. Ist alles in Ordnung, so wird der Regierung Ebert-Scheidemann-Noske mit einem Fußtritt hohnlachend der Rest gegeben, und irgendein bewährter Kriegsheld stellt sich als Retter Deutschlands vor.

Die Vossische Zeitung hat Lettow-Vorbeck schon als einen zweiten Scharnhorst gefeiert — Scharnhorst, den Bauernsohn aus Hannover, der zeitlebens von den geistigen Vorfahren Lettow-Vorbecks bis aufs Blut gepeinigt wurde. Eines Tages wird sich die Versammlung politischer zeitgenössischer Klassiker in Weimar vor diese Tatsache gestellt sehen, und sie wird dazu ein ebenso blitzdummes Gesicht machen, wie es der Reichstag im September 1918 tat, als Ludendorff die Bildung einer waffenstillstandsverhandlungsfähigen Regierung befahl.

Gegenrevolution ist lächerlich, wird mir gesagt, seitdem sie im Anzuge ist, das heißt: von dem Tage an, wo die Alldeutschen als normalgebildete Soldaten volle Deckung nahmen, indem sie sich „auf den Boden der Tatsachen stellten" und in zäher, stiller Arbeit daran gingen, den Militarismus wieder aufzurichten.

Wir nähern uns rasch den alten Zuständen, die die Deutsche Tageszeitung und jeder Philister jeden Tag preisen. Die Lockspitzelei blüht, nur erfährt niemand etwas davon, da die kapitalistische Presse, genau wie während des Krieges, gefesselt ist an den Lügenapparat der militärischen Berichterstattung. Nichts kann diese Lügenhaftigkeit der militärischen Berichterstattung greller beleuchten als die Tatsache, daß der Oberbürgermeister Ziethen von Lichtenberg erklärt, in Lichtenberg habe sich hauptsächlich Gesindel bewaffnet und halbwüchsige Burschen, denen der Aufstand nur als Vorwand zu Plünderungen diente. Durch die Erklärung Ziethens schmelzen die erschossenen siebzig Polizeibeamten auf fünf zusammen, „von denen es nicht feststeht, ob sie an die Wand gestellt worden oder in den Kämpfen gefallen sind". Wer ist nun dieser Ziethen? Eine von den Unabhängigen eingesetzte Kreatur? Nein, ein früheres Mitglied der — freikonservativen Fraktion des Abgeordnetenhauses.

Brutalität und Heimtücke sind wie siamesische Zwillinge. Man hetzt und hetzt gegen Spartacus, um dem drohenden Sozialismus vorzubeugen. Aber es ist einmal notwendig, es den bis an die Zähne von Waffen starrenden Freiwilligen-Regimentern ins Gesicht hineinzusagen, wie jeder schlichte Mensch ihren ganzen Aufputz verlachen muß. Auf Panzerautos haben sie vorn große Totenköpfe und Totenbeine aufgemalt! Das erinnert an die Art, wie Neger und Indianer sich mit schreckenerregenden Farben und Bildern bemalen — wie überhaupt der preußische Militarismus in seinem Aufzug etwas Indianerhaftes an sich hat.

Es ist schon genau wie vor der Revolution; sogar die Telephone werden wieder beobachtet. Früher hieß es: Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen. Die Gardekavallerieschützendivision ließ am Frankfurter Tor standrechtlich einen bewaffneten Spartaciden erschießen, bei dem man für achthunderttausend Mark Juwelen gefunden hatte. Was geschieht

mit den Verbrechern, die Milliardenwerte an Juwelen und Papier in Flugzeugen über die Grenze bringen? Was geschah mit der Daimler-Gesellschaft? Sie erhält „Entschädigung" Nach der Revolution werden also die kleinen Diebe erschossen, und die großen kriegen eine Entschädigung für entgangenen Gewinn. Wir Pazifisten wurden früher verfolgt, aber man brachte doch wenigstens Anklagen bestimmter Art vor. Jetzt werden die Akten des Bundes Neues Vaterland auf Nimmerwiedersehen beschlagnahmt, bewaffnete Scharen dringen nachts in die Wohnungen seiner Mitglieder ein und suchen dort nach Waffen mit der Begründung, der Bund sei ja während des Krieges verboten gewesen! Man fand diesmal keine Waffen; das nächste Mal wird man sie schon finden. Die Anstifter der Bomben- und Cholerabazillenattentate in Christiania und der Schweiz werden wissen, wie man das macht. In der ‚Wilmersdorfer Zeitung' schreibt ein anonymer (!) Hauptmann: „Verhängung des Standrechts genügt nicht — Todesstrafe auf unbefugten Besitz von Waffen in solchen Händen!" Da ferner der Pressedienst der Freiwilligen-Regimenter von „wahnsinnigen Intellektuellen" spricht, die die Führer des Spartacus-Aufstandes seien, so wird ja die Kette bald geschlossen werden können.

Wohin der Kurs der Freiwilligen-Regimenter geht, sieht man an der Aufhebung der Volksmarine-Division. Vom ersten Tage der Revolution an haben die Alldeutschen die Matrosen aufs Korn genommen, denn diese hatten ja den entscheidenden Schlag gegen die alldeutsche Herrschaft geführt. Nie waren aber die Alldeutschen so dumm, offen auszusprechen, was sie vorhatten, hingegen fallen die Liberalen und Demokraten jedes Mal auf die Versicherung der Alldeutschen hinein, sie dächten an keine Gegenrevolution. Als während des Streiks dieser Tage die Tatsache des Ruckes nach links innerhalb der Arbeiterschaft festgestellt wird, erklärt ein höherer Beamter, das wäre ein Glück, und das größte Glück wäre es, wenn die Kommunisten zur Herrschaft kämen, denn dann ginge alles kaputt, und dann würde man den „lieben alten Herrn wiederholen". Ich erwähne das nicht, weil dieser Eine Herr das sagte, sondern weil zu gleicher Zeit hunderte alter Beamter in ganz Deutschland das gesagt haben werden.

Gibt es noch eine Rettung vor der immer weiter fortschreitenden Verseuchung mit Militarismus, Lockspitzelei, Unterdrückung aller Aufklärung über den wissenschaftlichen Sozialismus, über Völkerbund und Volksfreiheiten?

Richtig: man predigt jetzt den Arbeitern Vernunft. Jahrzehntelang haben wir Pazifisten und Demokraten der herrschenden Kaste Vernunft gepredigt. Man hat uns ausgelacht. Aber plötzlich soll die Arbeiterschaft „vernünftig" werden, der man jahrzehntelang gesagt hat, sie könne nie reif werden.

Ich möchte schon etwas von der Vernunft erwarten, auch von der der Spartaciden, die durch ihre fixe Idee, man könne mit dem Maschinengewehr sozialisieren, der Reaktion erst den Auftrieb gaben. Aber diese Hoffnung wird trügen. Hingegen eine andre nicht: die Hoffnung auf die Dummheit und Maßlosigkeit der preußischen Reaktionäre. Wären diese klug wie englische Konservative, die den Unvermeidlichkeiten halb entgegenkommen und sie dadurch einfangen — es käme vielleicht die sogenannte organische Entwicklung heraus, wie in Dänemark und Norwegen. Aber bei aller unvergleichlichen Gerissenheit in der Methode sind diese Meister der Demagogie, die Alldeutschen und echtpreußischen Leute, stets maßlos im Ziel und zügellos im Erfolg gewesen. Sie werden sich gleich bleiben. Sie, die durch ihre Diplomatenafterkunst Deutschland auskreisen ließen, die durch ihr Militärregiment vier Jahre lang Deutschland kulturell und wirtschaftlich bis zum Weißbluten „durchhalten" ließen, die durch ihre Hofkamarilla das versprochene gleiche Wahlrecht für Preußen sabotieren ließen: sie werden zuerst Spartacus besiegen, dann mit denselben Methoden der Provokation und nachfolgender „Rettung des Volkes" die Unabhängigen, dann werden sie die Revolution in ihren „destruktiven Tendenzen" sanieren und eines Tages erleichtert aufatmen, wenn Landrat und Betriebskommando wieder im Sattel sitzen. Sie werden die Gegenrevolution so gut nachmachen wie es ihre geistigen Vorfahren nach 1815 und nach 1849 verstanden haben. Sie werden es gut, aber sie werden es nicht sehr gut machen. Würden sie einen Hohenzollernprinzen als Präsidenten ausrufen und gleichzeitig die Hamsterlager und leerstehenden Villen in Berlin W. beschlagnahmen und aufteilen und einige derjenigen Alldeutschen einsperren lassen, die selbst den welterfahrenen Reaktionären auf die Nerven fallen: dann würden dem Prinzpräsidenten nicht nur die sämtlichen Mehrheitssozialisten, sondern auch die Hälfte der Unabhängigen und Kommunisten zujubeln. Aber so klug werden sie nicht sein. Vielmehr wird der Größenwahnsinn kommen, wie er am Anfang des Krieges einsetzte, wie er nach der Niederwerfung Rumäniens, mit dem U-Boot-Krieg von 1917 und dann noch einmal mit der März-Offensive von 1918 wiederkehrte. Der Größenwahnsinn wird aufsteigen, man wird, wo man kann, unausdenkbar dumme Dinge begehen — und das wird hoffentlich dann das Ende der Junkerherrschaft in Deutschland sein. Ist überhaupt noch eine Möglichkeit gegeben, daß Deutschland erwacht und endlich seine Peiniger, Ausbeuter und Betrüger abschüttelt: dies ist sie. Von der politischen Einsicht und Entschlußfähigkeit der Deutschen ist nichts zu erwarten. Einzig und allein die so oft bewährte Dummheit und Maßlosigkeit der Reaktionäre ist Deutschlands letzte Hoffnung.

Christian Morgensterns Nachlaß

von Arthur Holitscher

‚Stufen‘, das letzte Buch Christian Morgensterns (erschienen bei R. Piper & Co. in München) führt den Untertitel: ‚Eine Entwicklung in Aphorismen und Tagebuchnotizen‘, und schon ein flüchtiger Blick durch die ersten Seiten belehrt den Leser, daß es hier dem Meister der Form, der Morgenstern war, gelungen ist, den Aphorismus zu rehabilitieren. Aphorismen sind zweifelhafte Produkte des Geistes. Ein Einfall, so glänzend er auch sein mag, hat nicht selten den Mangel an Gedanken, das Fehlen eines Systems zu verdecken. Anders verhält es sich mit den Aphorismen in diesem Buch. Hier wickelt sich das Leben eines Menschen in rapiden, kurzen Sätzen ab, von denen jeder einen Ausblick auf eine durchlaufene Strecke gewährt, wie etwa die in den Felsen gehauenen Fenster der schweizer Axensteinstraße in regelmäßigen kurzen Abständen das weite, unermeßliche Land in der Tiefe erblicken lassen. Oft, bei einem Satze, einer Stichprobe in dieses Menschenleben tut sich zauberhaft eine ungeheure Perspektive auf, ein schwindlig schöner weiter Blick in nie geahnte Fernen.

Morgensterns Leben war das Leben eines Enthusiasten, eines stark und unbeirrbar ethisch gerichteten Menschen der jüngstvergangenen Zeit. Sein Leben ist ein edler Spiegel der vornehmsten Strömungen, die diese Zeit durchschauert und zu ihrem heute schon erkennbaren Ziel vorwärts gerissen haben. Morgenstern blieb auf seinem ganzen Lebenswege der Menschheit treuest ergebener Beobachter, Diener, Beweiner, Belächler, er blieb es, wurde nie der Menschen Feind, obzwar er sie schon am Anfang seines Weges durchschaut hatte. Auf einer Seite des Buches — ich habe das Buch zufällig an dieser Stelle aufgeschlagen und das Wort blieb mir im Sinne haften — steht: „Ein Mensch muß siebenundsiebzigmal gestorben sein, um Dichter zu sein.“ Auf seine Weise hielt er seinen Platz unter den Menschen fest, indem er für sie kämpfte, das heißt: für sein Gefühl, obzwar ihn die Berührung mit den Menschen immer wunder und wunder in sich selbst zurück trieb. Zutiefst litt er unter seinem Humor, wie jeder, dessen Humor aus der Einsicht der Sinnlosigkeit, der Unenträtselbarkeit des Menschen und seiner Welt sprießt. Er hätte sicherlich auch unter der maßlosen Popularität seiner Galgenlieder gelitten, wenn er sie erlebt hätte; er hätte aus seinem geschärften Sinn für die Wirklichkeit dieses Mißverständnis selbst in einem Galgenlied besungen, das wahrscheinlich eines seiner besten geworden wäre. Denn wenn ein Mensch es zuwege bringt, die Sterne am Himmel als lauter ganze Noten anzusprechen und vor dem winzigen Lärm, den die Gedanken machen, sich die Ohren zu verstopfen, so sind das Aussprüche eines Humoristen von einer Tiefe des Ethos, daß die Popularität sich an seine Fersen nur

heften kann wie eine Schar ungezogener Gassenjungen johlend an einen Weltweisen, der schief Toilette gemacht hat.

Am stärksten berührt mich Morgenstern dort, wo er aus dem Mystischen das Soziale ableitet. Wo er Lebensregeln transzendentaler Art für das Verhalten des Menschen zum Menschen findet. Die tierhafte Niedrigkeit der Menschennatur war ihm nicht unbekannt geblieben, und mitten in seinen Gottgedanken stößt er zuweilen einen Entsetzensschrei über diese Erkenntnis aus, einen Schrei, der ein Hilferuf ist. Das Geheimnis der Menge, für das er Ein Hilfsmittel allein sieht, nämlich die Katastrophe, hat sich ihm enthüllt, ehe er noch den Zug erkannt hat, den hippokratischen Zug im Antlitz der Gesellschaft, den heute der Stumpfste erblickt.

Ich werde das Kapitel über die Mystik wieder lesen, sobald mich Das, was in dem Kapitel über das Soziale gesagt ist, losgelassen haben wird. Denn ich habe das Buch in Stunden gelesen, in denen mich die erschreckend wahren und hellseherischen Ausblicke auf das Schicksal eines Volkes, des Preußenvolkes, und die Zukunft des Sozialismus überaus tief gepackt haben.

Aus den Aphorismen, die nur leider eine Lücke, und zwar eine bedeutungsvolle, nämlich den wichtigen Lebensabschnitt vom siebenundzwanzigsten bis zum vierunddreißigsten Jahr offen lassen, erhellt die geheimnisvolle Reihenfolge: wie ein besonders fein organisierter Geist sich mit den Erkenntnissen der Vergangenheit innig abzugeben und aus ihnen die Erkenntnislinie zu der um ihn tobenden Gegenwart zu finden vermag. Die Krankheit war Begleiterin von Morgensterns Gedanken, die Krankheit, die tückisch und ohne Unterlaß an seinem Leibe zehrte. Wo er aus dem Bezirk des Erkennbaren hinüber ins Außerordentliche strebt, deckt sich seine Vorstellungswelt zuweilen ganz eng mit der der deutschen Mystiker des Mittelalters. Man fühlt aber eine Schwäche, ein Versagen, die Kraft- und Mutlosigkeit des kranken Mannes, wenn er im entscheidenden Augenblick müde einen Kompromiß mit dem Steinerschen Anthroposophismus schließt, wenn er sich vor der schon erreichten Stufe von seinem Wege abkehrt und bei Steiner bescheidet.

Schon hatte ja Morgenstern den Weg gefunden. Aus der bekannten Seelenheimat bricht sich eine Bahn zur tiefsten Erkenntnis, die ein Wissender auszusprechen wagt, bei den Worten: „So wie der Strom ins Meer muß, so muß der Amor in die Charitas.“ Vielleicht ist es das Ziel jedes Menschen, das Ziel, das er blendend über der höchsten seiner Stufen von ferne erblickt: die Verchristlichung. Er hätte es vielleicht erreicht; in den Tagen, die wir heute durchleben, wäre er vielleicht, bebend im Aposteldrang, auf schwindelnder Höhe gestanden, er hätte auf der höchsten Stufe verweilt und gewartet. Er wußte es ja: das Letzte, dazu einen Menschen die Liebe befähigen kann, ist dies, diese Er-

wartung des Erlösers. Sein kranker Leib hat ihm vor dem Ausbruch des Krieges die gewaltigste Prüfung erspart. Er hat die letzte, die tragische Stufe nicht erklommen. Die letzte, gewaltigste Hoffnung ist ihm erspart geblieben — vielleicht hat ihn ein gütiges Geschick vor der letzten, tödlichen Enttäuschung bewahrt.

Unterwegs von Alfred Polgar

Im Mittelpunkte dieses ‚Don-Juan-Dramas in drei Akten' steht der Nur-Erotiker, der ganz und ausschließlich der Liebe Lebende. Er heißt, wie Mephisto, „Herr Baron". Seine physiologische (wie auch seine oekonomische) Zulänglichkeit ist ohne Grenzen. Er führt ein sozusagen un-bedingtes Dasein. Ob er Schlaf und Nahrung braucht, ist zweifelhaft. Das Einzige, was er braucht, sind Weiber. Immer neue. Das erotische Abenteuer ist seines Lebens Form und Inhalt. In diesem Punkt ist er ganz weiblich gebaut, mehr Donna Juana als Don Juan. („Der Mann hat eine Liebe: die Welt; das Weib hat eine Welt: die Liebe", sagt Peter Altenberg.) Sein sexueller Appetit ist unersättlich, sein Geschmack allumfassend, seine Verdauung rapid. Widerstand stachelt ihn, Hingabe macht ihn flau, Mißhandeln hat seinen Reiz, Mißhandeltwerden nicht minder, Hochmut und Demut des Opfers sind gleichermaßen Würze des Eroberungs-Plaisirs, und eine Gemeinheit oder Schurkerei, als seelische Spesen ins Liebesgeschäft investiert, erhöhen nur die Köstlichkeit des erzielten Gewinnes.

Dieser Baron hat einen Sekretär — er nennt ihn „Leporello" — der ihm den idealen Zuschauer abgibt. Ohne Publikum, das bewundernd applaudierte, machte dem Virtuosen das ganze Spiel wenig Spaß. Der Sekretär bewundert, applaudiert und hilft durch anfeuernden Zuruf über die toten Punkte hinweg. An Leporellos Frau, einem verschüchterten kleinbürgerlichen Weibchen, macht der Baron sein Meisterstück. Er verführt sie — das geht im Kopfumdrehen — und erzählt, wie jedes Abenteuer, auch dieses dem treuen Diener, alle gruseligen Wonnen solchen Frevels, solcher Herausforderung göttlicher und menschlicher Rache schmeckend. Ein Dolchstoß antwortet, den Baron zeitlich erledigend.

Aber der Baron ist kein gewöhnliches Menschenkind, sondern . . . ja, was ist er? Die Inkarnation einer Idee, der Don-Juan-Idee. Die Inkarnation kann sterben, die Idee lebt weiter. In der Todesstunde phantasiert der Baron von Sevilla und der Donna Elvira, also von einer frühern, der frühesten Phase seines Erdenwandels. Warum er seinen mystischen Ursprung nicht um Einiges weiter und nur bis zu einem sozusagen literarischen Datum rückverlegt, bleibt unklar. Was in die Ewigkeit geht, kommt auch aus der Ewigkeit; an eine Seelen-

wanderung, die mit einer poetischen Erfindung ihren ersten Wanderschritt ins All tut, glaube ich nicht. Die vierte Dimension des Rittnerschen Don Juan wird auch durch die Regie seines Ablebens offenbar. Es blitzt ein kurzes Gewitter aus blauem Himmel, stumme Mädchenchöre geistern durch den Raum, und der Tote küßt die küssende letzte Geliebte wieder. Wer küßt? Das gefällte Individuum? Der unsterbliche Typus? Oder ist der Kuß nur Imagination der liebenden Frau? Und die Mädchenchöre? Das Symbolische wird hier nicht aus der Wirklichkeit frei, durch Dichters Magie erlöst, sondern tritt, nachdem es bisher nur im Dialog irrlichteliert hatte, gegenständlich hinzu. Das hat sein Fatales.

Die Figuren dieses zierlichen, feinen und oft erheiternden Spiels sind halbstarre Abstraktion. In Musik tauten sie vielleicht auf. Im Schauspiel bleibt ihr Ideelles gebunden und ihrer Lebendigkeit etwas gespenstisch Lebloses verschwistert. Der Baron erläutert sich selbst. Er spricht die Theorie seines Wesens, er nimmt die Maske der zufälligen Erscheinung ab und zeigt sein mystisches Urgesicht, er ist ein Doktrinär seiner geheimnisvollen Sendung und all seines Unbewußten peinlich bewußt. Die Welt um ihn scheint ein wenig marionettisch versteift, von Zwielicht umflossen. Nur der Bruder Gynäkolog wandelt in harter, nüchterner, antiromantischer Tageshelle. Er sieht den Zauber nicht, da er ewig verdammt ist, ihn zu durchschauen. Der Sekretär, Leporello, hat feine Buffo-Farbe. Er ist kläglich und beklagenswert. Die Frauenfiguren bleiben passiv. Liebliche Materie, allein von des Mannes Odem belebt.

Der Dialog hat Anmut, Farbe, Geschmeidigkeit. In seiner witzigen Führung bewährt sich Thaddäus Rittners zarte Kunst, les points sur les i zu setzen. Ein Hauch von Ironie schwebt um das ganze Spiel, das allzu Theatralische verschleiernd. Chopinsche Lust an Fioritüren wellt und kräuselt die Sprache. Kraft steckt nicht allzuviel in der gelinden Komödie. Ihre Substanz ist weich, die Härtung durch ein künstliches Verfahren erzielt. Dramatische Keramik, sozusagen.

Im Burgtheater spielt den unwiderstehlichen Baron der unwiderstehliche Herr Harry Walden. Die Rolle ist seine Rolle. Wie er sich biegt und strafft, auf Gipfel der Lebensfreude und in Abgründe des Lebensekels klettert: das ist von einer turnerischen Eleganz, die das Eichkätzchen beschämt. Er siegt, kommt und sieht. (Wie ein oesterreichischer Generalissimus.) Er spricht vergiftete Pralinés. Sein Lächeln fließt der, die es trifft, wie feuriger Himbeersaft ins Blut. Blickt er aber, was er auch kann, hart und grausam, so ist es der Beblickten, als ob die manikürte Hand des Schicksals an ihrem armen Herzchen fingere. Wie hieß der Ahnherr dieses echten Don-Juan-Sprosses? Tenorio.

Spielereien

Soll ich nun abwägen, um wieviel Grade oder Viertelgrade weniger löblich als meinem Polgar dieser Thaddäus Rittner mir erscheint? Daß er es in Berlin zu keinem Erfolg bringt — woran liegt das? Wahrscheinlich daran, daß er ohne Schnitzler nicht wäre. Also müßte sein Anwert auch in Oesterreich gering sein? Nein: denn die Oesterreicher sind imstande, an zwei Autoren, die irgendwie das Wesen des Oesterreichers ausdrücken, noch die feinsten Unterschiede zu schmecken, während wir nur die Gemeinsamkeit spüren und dankend darauf verzichten, aus zweiter Hand zu empfangen, was uns seit einigen Jahrzehnten die erste regelmäßig und reichlich zuteilt. Von ‚Anatol' bis zu ‚Casanovas Heimfahrt' enthält das Werk des jüdisch-wienerischen Erotikers Schnitzler in andrer Mischung und Betonung ungefähr alle Empfindungen, Stimmungen, Töne und Untertöne des polnisch-wienerischen Erotikers Rittner. Nach jenem ist dieser entbehrlich, nach der klassischen Don-Juan-Oper ein modernes Don-Juan-Drama, das nicht neue Tiefen öffnet, ein ziemlich unnötiger Raub an unsrer Zeit. Die Kammerspiele hatten offenbar ihrem Moissi zugetraut, daß er uns diesen Raub verzuckern werde. Zuckrig war er. Aber er schleppte, wie gewöhnlich, zu sehr, schrie los, wo es garnicht paßte, und wurde weit übertroffen von seinem Sekretär Werner Krauß, der Unappetitlichkeit in eine unheimliche Phosphorhülle zu stecken vermag, und dessen Frau Lucie Höflich, die ja nur da zu sein braucht.

*

Wer erinnert sich noch an die blonde, dicke, wabblige Kuh, als die sie, vor zehn Jahren, durch Nikolai Gogols ‚Heirat' wackelte? Diese ‚unglaubliche Begebenheit', die jetzt die Volksbühne glaublich zu machen versucht, ist zunächst ein derber Schwank. Thema: die Heiratsvermittelei; eine nicht grade spezifisch russische Erscheinung. Die ärmliche Fabel ist, auf breiter Grundlage und ohne Bewegung, in szenischen Bildern entwickelt, die nicht durch die rücksichtslose satirische Tendenz des ‚Revisors' zusammengehalten werden. Den Anstifter dieser ‚Heirat' fordert die Schäbigkeit und Verlogenheit seiner Mitmenschen noch nicht zu schonungsloser Geißelung, sondern erst zu launigem Spott heraus. Es ist ein Spott, der zuspringende Schärfe mit gradezu träger Behaglichkeit vereint und zum Schluß für einen Augenblick von skeptischer Nachdenklichkeit vertieft, für einen andern Augenblick von einer sanft gerührten und in ihrer Wortkargheit rührenden Wehmut verschönt wird. Unter der Decke von Schäbigkeit und Verlogenheit lugt, eben nur für jenen Augenblick, bei einem der Freier so etwas wie eine Seele hervor, und der Dichter scheint sagen zu wollen, daß alle Menschen im Grunde arme Teufel sind, die ein bißchen Glück gleich versöhnlich und anständig machen würde. Es ist der zweite ernste Augenblick dieses Schwankes, wenn ein andrer Freier für sein Teil vor dem Glück Reißaus nimmt, und man sieht wieder das gütige Lächeln eines Lebenskenners, der uns in zwei Sorten von Schlemihlen einteilt: in solche, die dem Glück erfolg-

los nachrennen, und in solche, die dem Glück erfolgreich davonrennen. Von hinten her erhöhen diese zwei Augenblicke den Schwank schließlich doch zu einer Komödie. Ihre Technik ist unzureichend. Aber ein paar schauspielerische Spaßvögel können ihre Komik in unbedenklichem Uebermut verschwenden, und unsereins kann in Gedanken ein Lorbeerblatt auf das Grab Victor Arnolds legen, den hier die Zartheit seines vorüberhuschenden Schmerzes, nachdem er bis dahin zu den puren Drastikern gezählt hatte, endlich als großen Menschendarsteller auswies.

*

Ein entfernter Vetter von Arnold ist Lupu Pick, und das kleine Theater, das einmal einen ganzen Abend auf ihn stellt, überschätzt ihn nicht. Aber wozu ist Herr Altman von den berliner Direktoren der literarisch gebildetste, wenn er für sein befähigtstes Mitglied kein saftigeres Futter aufspürt als Herrn Paul Rosenhayns ‚Kriminalesken'! ‚Capriccio', ‚Caprice', ‚Capriole' und darüber das Titelnotdach ‚Saltomortale': da will ich ununterbrochen lachen wie bei Kurt Götzens Grotesken. Beim ‚Mann unterm Bett' lacht man zwei Mal, bei ‚Idealisten' kein Mal, beim ‚Fall Pinneberg' sieben Mal. Nummer Eins — der Einbrecher, der sich seinem bettelarmen Opfer als Seele von Mensch entpuppt — ist zu wenig neu; Nummer Zwei — der Sensationsjournalist, der Prozente dafür bezieht, daß er durch wilde polemische Entrüstung das Publikum den Sexualfilms des Kinomagnaten zutreibt — ist allzu vulgär; Nummer Drei — eine sehr verwickelte Gerichtssaalgeschichte, die auseinanderzufalten der Chronist die Gemütsausgeglichenheit der friedlichsten Zeitläufte brauchte — ist noch immer nicht von genügend dichter Witzigkeit. Das Theater unter den Linden reinige die sketchig und kitschig entweihte Szene so schnell wie möglich zum würdigen Sitz nicht grade der hehren Melpomene, sondern Thaliens, und der hart mitgenommene Zuschauer stelle das Ebenmaß seiner Seele durch ‚Meinen Lebensabend' von Peter Altenberg wieder her.

*

Oder erklettere den ‚Feldherrnhügel'. Wie schade, daß Rößler und Roda Roda nicht ehrgeiziger waren! Ein paar Windungen höher, und es gab eine freie Rundsicht und mehr als eine ‚Schnurre'. Hätten die Dioskuren nur nicht so ängstlich treffen zu sollen geglaubt, was das Parkett seit anno Moser gewöhnt ist! Die Konzessionen quetschen von links und rechts die Ergebnisse eines niederträchtigen satirischen Scharfblicks zusammen. Allerdings wäre sonst nicht schon Jahre vor dem Sturm diese blutige Verhöhnung des Militarismus zugelassen worden; und wiederum: wäre sie nicht so alten Datums, nicht einstmals einem verdammt respektabeln Gegner zugedacht gewesen, so wäre sie heute schal und unerträglich. Historisch eingestellt lacht man sich satt. Und wünscht dem Komödienhaus, unsern erbaulichen Tagen und ihrem neuen Militarismus, anspruchsvoll wie von je einen Aristophanes. Was irgendeinem verblödeten Erzherzog und dem Thronfolger Deutschlands recht war, müßte Herrn Noske billig sein. Aber der ist vorläufig doch wohl noch eine tieftraurige Erscheinung.

Geld-Ende? von Alfons Goldschmidt

Die Russen versuchen den Geldabbau, die Beseitigung des Geldes, des Tauschmittels, des alten Wertmessers, des Rollenden. Die deutsche Presse beurteilt das Etat-Minus, die Riesenunterbilanz, die Einzelverluste falsch. Die Notenüberflutung, die Geldkaufkraftentwertung ist nicht unbeabsichtigt. Sie scheint Tendenz zu sein. Je geringer die Geldkaufkraft, umso wertloser das Geld. Das Ziel ist: Beseitigung des Geldes, des alten Geldes. Das Ziel ist: Tauschverkehr — Güter gegen Arbeit und Güter gegen Güter. Wir müssen objektiv urteilen. Mit westlichen Begriffen und Maßstäben ist hier nichts zu machen. Es ist eben ein Neues oder der Versuch, eine alte Theorie zu verwirklichen. Es ist Marxismus. Es ist erst Anfangsmarxismus, Geldmarxismus mit Konzessionen besonders an das Ausland, aber es ist ein marxistischer Versuch.

*

Der Krieg hat die Finanzinternationalität zerschnitten. Es kamen auf: Goldzentralisationen, Lieferung gegen Lieferung, Vorschuß- und Anleihewirtschaft, unerhörte Papierfabrikation, riesenhafte Verrechnungen, Devisenzusammenfassungen. Es war kein freier Geldverkehr mehr, auch nicht innerhalb der feindlichen Gruppen. Es war schon eine Art Tauschverkehr, es war schon der Anfang vom Ende der alten Geldwirtschaft. Die alte Geldwirtschaft hoffte auf das Kriegsende, auf die Befreiung, auf das Gegeneinander. Der Krieg ist beendet, aber die alte Geldwirtschaft beginnt nicht wieder. Die Verrechnungswirtschaft, die Lieferungswirtschaft wird fortgesetzt. Das einfuhrarme Deutschland zahlt fast direkt mit Ausfuhr, und die Stapelländer sind zufrieden mit der Lieferung. Man einigt sich auf „Ware gegen Ware", und das Geld ist nur noch Nebensache. Es ist nicht mehr Selbstwert, es hat nicht mehr den Vorkriegscharakter: es ist Nebenwert, Ausdrucksmittel minderen Grades geworden.

*

Noch ist die Steuerpolitik auf Geldwirtschaft gestellt. Direkte und indirekte Steuern sind Geldsteuern. Der Fiskus will überall die Geldeinkünfte packen. Was wird er erreichen? Keine radikale Schuldabbürdung, wohl aber Abwälzungen und damit Preiserhöhungen. Zinserhöhungen, Warenpreiserhöhungen Mietserhöhungen, Geldkaufkraftentwertung. Steuern sind Verbraucher-Belastungen. Man sieht die Verlegenheit, das Quellensuchen, die Krampfhaftigkeit. Man wird so nicht zur Ruhe kommen, es ist ganz ausgeschlossen. Wir wollen Preissenkung, und der Fiskus verursacht Preissteigerung. Er verursacht somit Geldentwertung. Er baut das Geld ab. „Ohne Barzahlung", „bargeldlos": das hat heute schon einen andern Sinn als früher. Was für Tauschmittel sind noch da? Das Gold reicht nicht mehr, die Decke ist viel zu kurz, die Papierüberschwemmung strömt weit über sie hinaus. Papierüberschwemmung — das ist: Disagio, das ist: Noten- und Sortenwirrwarr, das ist nicht mehr das alte Geld. Wir fühlen Alle, daß es nicht mehr das alte Geld ist, wir fühlen es, wenn wir den Schmutzschein mit den Fingern reiben. Es ist eine Verlegenheitssache, ein Verrechnungsausweg, ein kräftiger Schritt auf dem Wege zum Prinzip: Ware gegen Arbeit und Ware gegen Ware.

*

Es ist nicht mehr genug Gold in der Welt. Die Goldwährung, die internationale Goldwährung hat abgewirtschaftet. Der Westen will und muß den Osten beliefern. Mit Valutakrediten, Auslandsanleihen, Devisenbeschlagnahmen und dergleichen ist es nicht getan. Auch nicht allein mit einem Weltclaring. Notwendig ist eine internationale Güterrationierung, eine Produktions- und Zuteilungsrationierung, verbunden mit einer Arbeitskraftverteilung. Davon sehen wir nichts in dem Völkerbund, der noch keiner ist. Wir sehen darin wohl einen einseitigen Kapitals-Imperialismus, eine Uebermacht der Reichen oder Nichtverarmten, der Entschädigungsgesegneten gegen die Ausgepowerten. Das darf nicht sein. Nicht nur auf die Verrechnung und auf die Preisregulierung kommt es an, mehr noch kommt es an auf die Internationalisierung der Gütererzeugung und des Güterverkehrs. Jeder, jedes Land muß haben, was es braucht. Da darf es keine Geldübergewalt geben, es darf nur Sozialismus geben. Internationaler Sozialismus verträgt sich nicht mit der Geldwirtschaft, höchstens mit der Verrechnung. Alle Länder, mindestens alle Länder Europas, vielleicht alle Länder der Erde, werden die Geldwirtschaft abbauen müssen. Sie werden die Riesenanleihen beseitigen müssen, die alten Schulden. Uebrig bleiben sollen nur: Arbeit, Produktionsmittel und Verteilungsorganisation. Brüderliche Verteilung der Güter, brüderliche Arbeitshilfe. Das Sterben der Geldwirtschaft hat begonnen. Da hilft kein Jammern, da muß man konsequent sein und schnell tun, was nötig ist.

Schwere Zeit von Kaspar Hauser

Die Jungfrau in der Nebenstuben —
ich frage mich, was tut sie nur?
Ich hör die Stimme eines Buben —
So spät am Abend? Um elf Uhr?

Wie er mutiert! Und ihre Stimmen
verklingen sacht — sie murmeln leis.
Bin ich der Zeuge einer schlimmen
Verbrechertat? Wer weiß! wer weiß!

Sie spricht ihm gütig zu. Belehrend
ertönt ihr lieblicher Sopran.
Er lacht: „Jawohl!" Dies ist erschwerend!
Was wird dem Knaben nur getan?

Sind das nicht halberstickte Küsse?

Ich frag sie später, was sie treibt . . .
Sie sagt: „Die geistigen Genüsse,
sie bringen nichts als Kümmernisse.
Es ist das Einzige, was mir bleibt!"

Rundschau

Erinnerung

Lieber S. J., wenn ich an die zweigespaltene Rundschau-Seite denke, auf der dies stehen wird, dann wird mir ganz wehmütig zu Mute. Wissen Sie noch: unsre alte Rundschau? Ich komme mir wie ein ganz alter Mann vor, der nicht mehr richtig essen kann und sich immer bekrümelt, und der eine furchtbar zänkische Frau hat, die über den „alten unappetitlichen Kerl“ schimpft . . . und dabei ist es doch erst ein paar Jahre her. Es ist allerdings mancherlei geschehen, in den paar Jahren . . .

Es war eine freundliche Zeit. Mancher unsrer Leser wird sich der Zweispaltigkeit noch entsinnen, und ich glaube, nicht eben ohne Bedauern. Diese kleine Rundschau enthielt so allerlei: Dinge, die für einen feierlichen Artikel zu leicht und für eine ‚Antwort‘ zu gewichtig waren; kurze Besprechungen und Stimmungsbilder aus deutschen Städten und deren Theatern; Ernsthaftigkeiten und Scherze. Was hatten wir für Sorgen! Was hatten wir alles zu tun! Du lieber alter Käfig, in den ich jeden Donnerstag hineingetrieben wurde, und den ich schweifwedelnd betrat, jedes Mal mit einer andern fetten Beute im Maul! Was brachte ich Ihnen alles angeschleppt! Marionetten und kleine Bilder und kleine Bücher und kleine Bilderbücher und Sherlock Holmes und Prince und Linder aus dem Kintopp und die five sisters Brodersen aus dem Wintergarten und die Sunshine-Girls und manchmal auch gar nichts, aber das hundertfünfundzwanzigmal eingewickelt . . . Mit welcher Wichtigkeit wurde das alles abgehaspelt und dargetan! Welche Fluten von Ironie verschwendeten wir an Bagatellen und hatten unsre Freude daran! Und wenn wir einmal jemand gar zu heftig vor den Gummibauch geknufft hatten, dann kam auch wohl eine Beschwerde . . . . Nie werde ich vergessen, daß sich das selige Linden-Cabaret über mich beklagte, weil ich gepantert hatte: „Ein stilles Neppen geht durch den Raum.“ Und ich bat artig ab und machte Männchen . . . Und wissen Sie noch: Gussy Holl? Der bezahlteste Reporter einer berliner Modenzeitung kann sich nicht ausgiebiger ausgetobt haben als ich. Sie war aber auch zu entzückend — sehen Sie, diese Liebe hat standgehalten, einen ganzen scheußlichen Weltkrieg lang . . .

Und nun? Und heute? Ich glaube, wir dürfen den Zirkus noch einmal aufmachen. Wir ja. Ich glaube, wenn man jahrelang die Opposition gegen das Verbrechen des alten Deutschland so gut und scharf getrieben hat, wie die Zensur irgend zuließ, wenn man Sauberkeit verlangt, nach wie vor, in allen Wirren, und Ethos, wo Andre sich mit der Geste oder mit dem Wort zufrieden geben: dann hat man das Recht, auch einmal unter uns alten Pastorentöchtern vergnügt zu sein. Ich würde mich schämen, anderswo so auf dem Kopf zu stehen und herumzuturnen wie bei Ihnen. Hier darf ichs. Ich weiß: die richtigen Leute sehen zu, und sie sehen richtig zu und verstehen uns nicht falsch, wenn wir auch einmal lachen, und verwechseln unser Lachen nicht mit dem eines Hanswursten.

Und so lassen Sie mich denn — immer mal wieder — in die Manege. Oeffnen Sie die kleine Käfigtür, knallen Sie mit der großen Hetzpeitsche wie dunnemals und lassen Sie mich mit erschröcklichem Gebrüll auf die armen zit-

ternden, zur Lächerlichkeit verurteilten Gladiatoren stürzen. In der Loge der Kaiserin sitzt Gussy I. und wirft mit den schönsten Strauß Petersilie von ihrer Brust in den Sand, die Presse hat keine Rezensentenkarten, sondern ihre Leute werden mir scharenweise zum Fraß vorgeworfen, und je kunterbunterer es zugeht, desto gemütlicher wirds es. Denn wir sind — Gott sei gelobt — unter uns. Wollen wir wieder? Das Programm soll wie damals sein: ernsthaft und launig, wie's grade auf dem Zettel steht.

Hören Sie? Die Kapelle hat schon angefangen, den Gladiatorenmarsch zu intonieren, draußen steht Georg Bernhard und sagt den Leuten, wie man solch ein Rundschau-Theaterchen richtig einrichtet, und die Galerie trampelt: „Anfangen! Anfangen!"

Fangen wir an.

Peter Panter

Der Hasardeur

Ich widerstehe nicht dem Trieb, zu des Meisterschreibers Ludendorff Briefen einige Anmerkungen hinzuzusetzen.

„Ich käme mir vor wie ein Hasardspieler, wenn ich jetzt nicht auf Beendigung des Krieges drängte", sagte er am ersten Oktober. Seltsamer Spieler, der erst merkt, daß er spielt, wenn er keine Karte mehr hat! Das Spiel begann — sehr milde geurteilt — mit dem Vorstoß auf Amiens und Compiègne. Die erste Karte war freilich auch die letzte. Denn die folgenden hatten keine Bilder. Seit wann also war man Hasardeur?

Er selbst merkte es, wie er sagte, erst am ersten Oktober. Er wollte aber am siebzehnten Oktober keine Bedingungen, die uns wehrlos machten. Wollte also doch hasardieren. In Wahrheit: weiter hasardieren. Glaubt er, man durchschaue die Unwahrhaftigkeit solcher Darstellung nicht? Er aber empfindet aus gewohnter unreeller Selbstherrlichkeit die Wahrheit als „ungeheuerlichen Vorwurf".

„Trotz meines jahrelangen Ringens mit Berlin." Das ist das Netteste. Berlin sollte heißen: Vernunft. Mit der rang er (durch seinen famosen Nicolai, der hoffentlich nicht ums Leben kommt, wenn zufällig irgendwo Akten sich entzünden). Und als sie zuletzt vorn nicht mehr sterben, hinten nicht mehr hungern wollten (das Hauptquartier lag in der Mitte), weil ein kleines Kind, nur Ludendorff nicht, die Zwecklosigkeit davon erkannte: da nannte man den Sieg der Vernunft ein Ergebnis der Verhetzung. Für diese Lüge fand ich noch kein Eigenschaftswort. Es gab früher Viele, die Ludendorffs Geist für tief hielten. Nun scheint er so flach zu sein wie der eines gewöhnlichen konservativen Zeitungsschreibers.

„Als die Befehle zur Schlacht von Tannenberg ausgegeben wurden, wußte man nicht, wie es gehen würde, ob Rennenkampf marschieren würde oder nicht. Er ist nicht marschiert, und die Schlacht wurde gewonnen." Also ein großer Zufallserfolg. Gewiß werden die Befehle gut gewesen sein. Aber sie waren nicht von der Art, daß sie den Erfolg erzwangen. Man hat viel Tinte auf den Nachweis der Genialität der Führung von Tannenberg verwendet. Worin lag die Genialität?

„Vielleicht bekommt Deutschland doch auch wieder einmal Soldatenglück." So gesprochen, als unser Heer sich auflöste, dem falscher Sieg verheißen gewesen, als niemand mehr an die Front

wollte, als auf Einen Menschen drei, Einen Schuß zehn bis zwanzig, Ein Flugzeug ein Dutzend von drüben kamen, als die Kräfte 1 : 10 standen. Ein Kadett könnte in dieser Lage so weichselig nach dem Glück seufzen. Der Verantwortliche, der in den geistigen Zustand gelangt ist, bei solchen Aussichten weiterkämpfen zu wollen — wäre kein Hasardeur?

Ein Offizier

Antworten

Rechtsanwalt Wittner. Regierungstruppen haben schuldlose Einwohner standrechtlich erschossen. Sie, Herr Rechtsanwalt, nehmen sich einiger — aller, das geht über Ihre Kraft — dieser armen Menschen an, oder besser: ihrer Angehörigen, und richten nun an den Reichswehrminister Noske eine Eingabe, die mit dem Satze schließt: „Ich darf die Bitte aussprechen, mich von dem Ergebnis der Untersuchungen zu benachrichtigen." Sie dürfen; und ich benachrichtige Sie schon heute. Aber ich habe nicht so viel weißes Papier, um Ihnen dieses Ergebnis graphisch zu veranschaulichen. Wie lag denn die Sache? Die Spartaciden hatten, in der Annahme, daß eine Handgranate ein Argument sei, Berlin nicht sicherer gemacht, hatten nichts dagegen zu tun vermocht oder getan, daß sich zu Idealisten unsaubere Burschen gesellten, und Noske sah sich veranlaßt, das Standrecht zu verhängen. Warum und durch wessen Schuld es so weit kam, sei für heute dahingestellt; wahrscheinlich ist, daß er damals, als es erst einmal so weit war, nicht mehr zurück und nicht anders konnte. Nach dem Standrecht durften die Truppen Jeden, der mit den Waffen in der Hand kämpfend gegen sie angetroffen wurde, erschießen. Wohlgemerkt: mit den Waffen in der Hand und kämpfend. Widerrechtlich und eigenmächtig erließ daraufhin am zehnten März die Garde-Kavallerie-Division für ihre Leute den Befehl, verdächtige Personen, bei denen Waffen vorgefunden würden, auch dann zu erschießen, wenn aus ihren Häusern auf Regierungstruppen geschossen worden sei. Aber wer ist verdächtig? Und welche Frist muß zwischen Delikt und Durchsuchung liegen? Und wer hat darüber die Entscheidung? Die Entscheidung hatte — wer sonst? — der Leutnant des alten, schlechten Stils; und mit Kleinigkeiten wie rechtlichen Bedenken hat der sich bekanntlich nie abgegeben. Die jungen Schnösels, die sich schon wieder in den Straßen breit machen, glaubten, wie anno dazumal, es gehe gegen die Sozialisten — und sie erschossen unter andern: einen Klempnermeister, der nie an den Kämpfen teilgenommen hatte, aber einen Browning besaß; einen politisch uninteressierten Mann von einundsechzig Jahren, der sich aus übergroßer Aengstlichkeit im Keller zwei Revolver gegen Einbrecher hielt; einen Zigarrenhändler, bei dem überhaupt keine Waffen gefunden wurden, sondern nur erlaubte, überall zu erstehende Broschüren, ein Opernglas und die Mitgliedskarte der U. S. P. D. Diese Beute aus der Zigarrenhändlerwohnung genügte einem Leutnant von fünfundzwanzig Jahren: ohne Abschied von Frau und Kind wurde der nervenleidende Mann in den Hof geführt und dort an die Mauer gestellt. Die Angehörigen hörten die Schüsse. Die Berliner Volkszeitung, neuerdings ganz besonders tapfer und anständig, hat diesen Fall mit allen Einzelheiten geschildert: wie der Leutnant den Mann mit „Lump" und „Schuft" beschimpfte, wie er die zusammengebrochene Frau und die Tochter auch verhaften wollte — das ist in der Morgen-

nummer vom neunzehnten März zu lesen. Dazu ein mutiger und sauberer Leitartikel: ‚Die Wahrheit über alles!‘ Nun denn, die Wahrheit über alles: wenn der Reichswehrminister seine Truppen nicht so in der Hand hat, daß er für die Durchführung seiner Befehle garantieren kann, dann soll man ihn so schnell wie möglich ersetzen. Es ist nach dem neunten November 1918 auf diesem Posten keines Bleibens für einen Beamten, der noch nicht einsieht, daß zuerst und zuletzt das Leben der Einwohner seinem Schutz untersteht. Einen Mißgriff untergeordneter Führer, der in der Hitze des Gefechtes begegnet, wird man beklagen, ohne deshalb der Leitung einen Vorwurf zu machen. Weil aber hier — widerrechtlich und in frecher Herausforderung der Bevölkerung — von irgendeinem Stabsoffizier ein Befehl erlassen worden ist, der ungültig war und fürchterliche Folgen gehabt hat, deshalb sage ich: Der Reichswehrminister Noske hat seine Pflicht nicht getan. Der Reichswehrminister Noske hat seine Leute nicht in der Hand und ermangelt der Kraft, zu bestrafen, was sie verbrochen haben. Wir kennen die Untersuchungskommissionen. Was ist den Mördern Liebknechts geschehen? Nichts. Was wird dem Leutnant Baum und dem Leutnant Szekalla geschehen, die eigenmächtig Erschießungen vorgenommen haben? Wieder nichts. Was wird dem Unterzeichner des Schießbefehls geschehen? Der Arbeiter außer Dienst Noske weiß eines heute noch nicht: diese Uebergriffe sind nicht impulsiv ausgeführt worden, sondern kalten Herzens. Das ist der preußische Leutnant, wie er leibt und immer weiter lebt. Er hat die Gewalt, er weiß alles, kann alles, darf alles, tut alles. Diese Männer müssen bestraft werden — und das von Rechts wegen. Sie, Herr Anwalt des Rechts, werden freilich vergebens auf eine befriedigende Antwort warten — Sie werden niemals eine bekommen. Die Amerikaner haben in Koblenz einen ihrer Offiziere kurzerhand degradiert, weil er an einer deutschen Kellnerin sich vergriffen hat. Bei uns zu Land ist das anders. Die Achselstücke des deutschen Offiziers sind nicht grade leicht zu erlangen — aber einmal erlangt, sind sie dauerhaft, kleben fest und trotzen allen Flecken. Die Mörder Liebknechts, die Mörder harmloser alter Berliner werden weiter als Leutnants herumlaufen: denn erstens hat ein preußischer Offizier nicht unrecht, und zweitens gesteht mans nicht ein, und drittens wird er niemals bestraft. Glaubt Noske im Ernst, wir vergäßen das? Er wird, wenn er abtritt, was nächstens fällig ist, für sein Teil vergessen sein — nicht aber die Kerle, von denen dem wild gewordenen Spartacus allzu wenige in die Hände gefallen sind. Sie, Herr Rechtsanwalt, haben löbliche Arbeit zu leisten versucht. Leider geht es nach Ihrer Methode nicht. Mit andern Mitteln als Eingaben wird der Regierung klar zu machen sein, daß ihre Unzulänglichkeit jeden Rekord schlägt. Wir brauchen eine zweite Revolution. Nein: wir brauchen eine Revolution.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Aufstieg oder Chaos von Heinrich Ströbel

Die Apostel der Weltrevolution triumphieren: wieder ist eine Scholle von der bolschewistischen Flut verschlungen worden — Ungarn hat die kommunistische Räte-Republik proklamiert. Gleichzeitig mußten die Entente-Truppen die Ukraine vor dem vordringenden Bolschewismus räumen, und auch in Galizien soll, nach moskauer Meldungen, der Kommunismus in siegreichem Vormarsch begriffen sein. Die Gläubigen des Bolschewismus kennen schon genau die weitere Entwicklung: Von Ungarn und der Ukraine aus wird die Räte-Revolution demnächst auf Rumänien und die tschecho-slovakischen Länder überspringen, und von Galizien aus wird sie ganz Polen in Brand setzen. Dann gehen Oesterreich und Deutschland in Flammen auf, und zuletzt kommen die Entente-Länder an die Reihe, wenn sie nicht schon vorher Feuer gefangen haben. Ganz Europa steht dann unter der Diktatur des Proletariats, und unbelästigt von der Obstruktion des Kapitalismus und Imperialismus kann dann das europäische Proletariat in großem Stile und nach einheitlichem Plane die kommunistische Weltrepublik aufbauen.

Ob es so kommen wird? Die herrschenden Klassen aller Länder tun ja das Menschenmögliche, um dem Bolschewismus breite Einfallstore zu öffnen. Aber die geschichtliche Entwicklung bevorzugt nicht das Gradlinige und Simplistische. Im nationalen und sozialen Leben kreuzen sich die verschiedensten Tendenzen, und das Endergebnis ist oft überraschend. Schon die ungarische Räte-Republik selbst ist das Produkt heterogenster Kräfte. Nicht zielklarer sozialistischer Wille schuf sie, sondern die soziale Anarchie zeugte sie in Gemeinschaft mit dem verzweifelten Nationalismus. Die Karolyi-Partei, die in die Hände des Bolschewismus abdankte, schwärmt schwerlich für das Räte-System und den Kommunismus, sondern sie erhofft von ihm die Errettung aus annektionistischer Bedrängnis. Sie hofft den Teufel mit Beelzebub auszutreiben, um letzten Endes auch Beelzebub zu überlisten. Wie immer es um diese Hoffnungen stehen mag: für die Entente ist die Proklamation der ungarischen Sowjet-Republik ein arges Malheur. Ob es durch klügere Politik nicht zu verhüten gewesen wäre? Auch die Politik der Entente beweist nur zu oft, wie richtig Oxenstierna die staatsmännische Weisheit eingeschätzt hat. Aber leicht hatte es die Entente auch nicht in dem Wirrwarr der östlichen Rivalitäten. Klugheit hätte ihr geboten, Ungarn zu schonen, selbst wenn sie Graf Karolyi nicht verpflichtet gewesen wäre. Aber unglücklicherweise bestand von den achtzehn Millionen Einwohnern Ungarns nur die Hälfte aus Magyaren, annähernd die

andre Hälfte aus Tschechen, Kroaten, Serben und Rumänen. Und Tschecho-Slovaken und Rumänen waren die Verbündeten der Entente, deren nationalistisches Programm die Klugheit nicht minder zu respektieren gebot. Zudem betrachtete man den rumänischen und tschecho-slovakischen Nationalismus als Schutzmittel gegen die Sozial-Revolution, die namentlich Rumänien, das Land der Bojaren und der Hungerbauern, bedrohte. Und nun hat man grade durch die Entfesselung des Nationalismus, durch den man dem Bolschewismus die Grenzen sperren wollte, den Kommunismus ins Land gerufen!

Die Entente ist durch die neue Wendung bös in die Patsche geraten. Eine andre Frage ist, ob der Sozialismus Ursache hat, die kommunistische Phase in Ungarn mit überschwänglichen Hoffnungen zu begrüßen. Auch Ungarn, das nur in Budapest eine wirkliche Großstadt besitzt, ist alles eher als ein entwickelter Industriestaat. Nach marxistischer, mindestens westeuropäisch-marxistischer Auffassung fehlen Ungarn nicht minder als Rußland die oekonomischen Voraussetzungen eines unmittelbaren Uebergangs zum Sozialismus. Daß mit Dekreten und Proklamationen keine sozialistische Organisation hervorzuzaubern ist, hat Rußland bewiesen. Ganz prinzipiell marxistisch hat die ungarische Räte-Republik angeordnet, daß der Grundbesitz nicht aufgeteilt, sondern genossenschaftlich bewirtschaftet werden solle. Es wird eine hochinteressante Erfahrung sein, ob sich dieses Programm, von dem Sein oder Nichtsein des ungarischen Kommunismus schließlich abhängt, auch praktisch durchführen läßt. Wenn es freilich nach den Absichten des Adels und des Bürgertums geht, wird der Kommunismus einstweilen nur die Kulisse bleiben, hinter der sich der nationalistische Aufmarsch vollzieht.

*

Die Entente-Presse, vornehmlich die pariser Blätter, hegen den schwarzen Verdacht, daß hinter dem kommunistisch-nationalistischen Experiment in Ungarn wiederum als heimlicher Drahtzieher Deutschland stecke. Deutscher und magyarischer Nationalismus hätten den Bolschewismus herbeigerufen, zu dem Zweck, die Entente um die Frucht ihres Sieges zu prellen und neue Weltwirren anzustiften, in deren Verlaufe das Alldeutschtum doch noch wieder auf die Beine zu kommen hoffe. Wir glauben, die französische Presse wittert hier ein raffiniertes Komplott und einen groß angelegten Kriegsplan, wo nur ein einfacher Verzweiflungsakt Karolyis in Frage kommt. Aber freilich trägt die deutsche Presse selbst Schuld daran, wenn der abenteuerliche Verdacht in argwöhnischen Entente-Köpfen Wahrscheinlichkeit gewinnt. Denn abgeschmacktere Kommentare zu den Vorgängen in Ungarn ließen sich nicht gut schreiben, als sie in der deutschen Presse, von der Deutschen Tageszeitung bis zum ‚Vorwärts‘, zu lesen waren.

Man wähnte sich im Fieberdelirium, wenn mans nicht in nüchterner Wirklichkeit erlebt hätte: dieselben Blätter, die täglich mindestens zweimal den Bolschewismus und Kommunismus in den Abgrund der Hölle verdammen, die Standrechtsgreuel, Belagerungszustand, Militarismus und Bürgerbewaffnung für die unerläßlichen Abwehrmittel gegen Kommunismus und Spartacismus erklären, überschlagen sich förmlich in höhnischer Schadenfreude über das Schnippchen, das der Bolschewismus den Franzosen in Ungarn geschlagen hat. Gestern noch war der Bolschewismus eine Weltgefahr, der gemeinsame Feind der Kultur, der leibhaftige Gottseibeiuns, gegen den Entente-Truppen und Reinhard-Gardisten Schulter an Schulter kämpfen mußten. Und heute, wo er ein neues Land erobert hat, wo er ganz Osteuropa zu verschlingen droht, wo er sich eine Brücke nach Westeuropa hinüber geschlagen hat, da kichert es durch die ganze deutsche Presse von verhaltenem Jubel. An zehntausenden berliner Hauswänden klebt das neueste Anti-Bolschewisten-Plakat: eine greuliche Teufelsfaust, die, zum Zupacken gekrallt, deutsche Heimstätten bedroht — und zu gleicher Zeit liest man in der alldeutschen, liberalen und mehrheitssozialistischen Presse, es sei der Entente ganz recht, daß man ihr in Ungarn bolschewistisch gekommen sei, denn warum habe sie das Land zum Aeußersten getrieben. Kanns einen da wundern, wenn die Entente sich einbildet, in Ungarn seien wieder einmal deutsche Ränke am Werke gewesen?

Das Tollste aber ist, daß man, und wiederum von den alldeutschen Blättern bis zum ‚Vorwärts', der Entente ganz unverblümt zu verstehen gibt, man werde auch in Deutschland nach ungarischem Rezept verfahren, wenn beim Friedensschluß von den vierzehn Punkten Wilsons abgewichen würde. Dann möge die Entente sehen, wie sie mit dem Bolschewismus fertig werde. Bleibt da der Entente etwas andres übrig als die Deutung: Irrsinn oder freches Intrigantentum? Denn bevor der deutsche Bolschewismus der Entente Verlegenheiten bereiten könnte, hätten ihn längst und höchst unangenehm seine deutschen Widersacher zu spüren bekommen. Oder aber unsre deutschen Nationalisten leben der Illusion, Spartacus als wilden Mann auf die Entente loslassen zu können. Dann aber wäre der ganze Bolschewismus nur der Popanz, vor dem sich die Entente erst recht nicht zu fürchten brauchte.

Möglich, sehr wahrscheinlich sogar, daß unsre Alldeutschen wirklich glauben, ein bolschewistisches Abenteuer in Deutschland könne die Reaktion vollends wieder flott machen, da sie nur die Mehrheitssozialisten stürzen, den Kommunismus aber nicht ans Ruder bringen werde. (Daß Herr Scheidemann zwar die „armselige Clique" des Nationalbundes deutscher Offiziere in schönem Tribunenzorn niederschmetterte, aber die dreiundfünfzigtausend

Mitglieder des Deutschen Offiziersbundes für stramme Republikaner und Demokraten hält, verdient auch wirklich das verschmitzteste Augurenlächeln!) Die Mehrheitssozialisten aber denken sich bei ihren Tiraden vermutlich wieder einmal überhaupt nichts. Wenn sie nur nach etwas klingen, wenn man nur mit jedem Pendelschlag einer vermeintlichen Tages-Konjunktur mitschaukeln kann. So wird der Bolschewismus, der gestern noch die Menschheitspest war, heute zum Retter des Vaterlandes.

*

Wenn unter solchen Umständen die Entente Deutschland mit verschärftem Mißtrauen behandelte — es wäre wahrhaftig kein Wunder. Dennoch hoffen wir, daß sich die leitenden Männer der Entente von jeder kleinlichen Politik des Mißtrauens frei machen werden. Wir, die wir während des Krieges die gehässigen Verdächtigungen unsrer Kriegshetzer gegen die Entente stets zurückgewiesen haben, dürfen jetzt auch ihren Staatsmännern dringend raten, eine nach den größten Gesichtspunkten orientierte Politik der Völkeraussöhnung zu treiben. Sie dienen damit nur ihren eignen Ländern, wie sie Deutschland vor dem Versinken in das Chaos bewahren.

Wie immer die Entente die Schadenfreude und die zweideutige Ausschlachtung der ungarischen Ereignisse einschätzen mag: Ungarn bleibt ein ernstes Menetekel. Die Junker würden sich natürlich ebenso hüten wie Herr Scheidemann, dem Kommunismus wirklich die Macht und die Waffen abzutreten. Gleichwohl müßte eine Politik, die Deutschlands nationale und wirtschaftliche Lebensinteressen gefährdete, unser Land unfehlbar in neuen furchtbarsten Bürgerkrieg stürzen, aus dem in der Tat nur eine von zwei Mächten als Endsieger hervorgehen könnte: die altpreußische Reaktion oder der Bolschewismus. Beides aber würde für die Entente gleich verhängnisvoll werden.

Und man hüte sich, wie in Ungarn, aus Angst vor dem Bolschewismus dies Schreckgespenst selbst heraufzubeschwören. Wir wissen es: auch die Entente leidet schwer unter den Nachwehen des Krieges, unter Arbeitslosigkeit, Teuerung, Finanzschwierigkeiten. Auch in England und Frankreich rührt sich der Acheron, heischt die soziale Frage entschlossene, sozialistische Lösung. Das Entgegenkommen der englischen Regierung, die Verheißung des Sechsstundentages für das Jahr 1921, beweist, daß sie das Gebot der Zeit verstanden hat. Nichts wäre darum kurzsichtiger und unverständiger als der Versuch, sich aus den sozialen und finanziellen Verlegenheiten dadurch zu befreien, daß man Deutschland umso unerträglichere Lasten aufbürdete. Das führte unabwendbar zur Katastrophe in Deutschland, und ebenso unabwendbar würden die Entente-Staaten in diese Katastrophe hineingerissen.

Nur vom Standpunkt der bolschewistischen Weltrevolution aus wäre eine solche Politik des Selbstmords zu begrüßen. Denn sie fegte den Kapitalismus in ganz Europa mit einem Schlage hinweg und risse die bestehende Gesellschaft bis auf die Grundmauern nieder. Jeder Sozialist müßte sie darum willkommen heißen, wenn er nur an die Möglichkeit eines ebenso raschen Aufbaus der sozialistischen Gesellschaft glauben könnte. Wir aber fürchten, daß die Geburt des Kommunismus sich dann nur unter den ungeheuersten Geburtswehen vollziehen würde. Dagegen sind wir überzeugt, daß sich in einem demokratischen Europa der unumgängliche Uebergang zum Sozialismus trotz der traurigen Erbschaft des Krieges verhältnismäßig leicht und schmerzlos vollziehen könnte, wenn nur die Entente den organischen Prozeß nicht durch verhängnisvolle Eingriffe stören wollte. Der Sozialismus, in das Bett der Demokratie gedämmt, würde der endlich erlösten Menschheit unermeßliche Segenskräfte spenden. Von der Einsicht der Entente hängt es vornehmlich ab, welches Schicksal Europa beschieden ist: Aufstieg oder Chaos!

Die Naiven von Olf

Herr von Kardorff empfand es peinlich, die preußische Nationalversammlung mit dem frühern Abgeordnetenhause zu Recht verwechselnd, daß der Ministerpräsident es nicht der Mühe für wert gehalten hat, dem frühern Fürstenhause ein Wort zu widmen. Friedrich der Zweite ist lange tot, und Friedrich Wilhelm der Vierte war tragisch und unfruchtbar genial. Die Uebrigen — hätte das Wort nicht so lauten müssen, daß Kardorff sich über sein Ausbleiben freuen sollte?

*

Kardorff hielt bei Erörterung der Schuld am Kriege den Mehrheitssozialisten die Schriften Eduard Davids vor. Naive, die diese Frage (der Schuld am Kriege) noch erörtern! Naive, die sich gefallen lassen müssen, von einem Reaktionär an ihren „revolutionären“ Parteifreund verwiesen zu werden! Naive, die ausgerechnet diesen Zeugen der Reaktionäre zu den Friedensverhandlungen delegieren!

*

„Kein preußischer Staatsmann“, sagte Kardorff, „darf einen Frieden unterschreiben, der uns nicht die Freiheit gibt, wieder ein starkes Heer zu unterhalten.“ Wir aber beneiden die Unterhändler darum, daß sie die — leider erzwungene — Befreiung Deutschlands von der Wehrpflicht unterzeichnen dürfen; auch die militärischen, daß ihnen die hohe Aufgabe obliegt, das Ende des Militarismus mit ihrer Unterschrift zu bestätigen. Wahrhaft das Ende — denn wir kennen die logische Folgerichtigkeit der politischen und wirtschaftlichen Psychologie

zur Genüge, um zu wissen, daß nun, nach Ausschaltung der leidigen und unleidlichen Prestigefrage die Reziprozität in dieser Angelegenheit, die fälschlich immer als Voraussetzung gefordert wurde, als selbstverständliche Folge eintreten wird.

*

In der Besprechung des Kronprinzen-Briefes stellt die Tägliche Rundschau entrüstet fest, die revolutionäre Regierung habe den Kronprinzen zum Fortgang aus Deutschland veranlaßt. Andre Zeitungen sprechen von der Hinderung der Rückkehr zu seinen Truppen. Erstens: warum war der Heerführer nicht bei seinen Truppen, an der Spitze seiner Truppen? Zweitens: hätte die Revolutionsregierung den geborenen Gegenrevolutionär selbst bewaffnen sollen? Solch ein Ansinnen ist noch nicht dagewesen, zumal man nicht ahnen konnte, daß in der Tat die „Revolutionsregierung“ die Gegenrevolution bewaffnen würde.

*

Die naivste Romantik spukt und wuchert. Die Aufrufe der Freiwilligenregimenter werden immer schöner. Das Freicorps Lützow verlangt — oder verspricht? — nicht nur straffe Manneszucht und Vaterlandsliebe, sondern auch „forschen frohen Jägergeist“!! Und ruft die Vaterlandsliebenden auf zu „Lützows wilder verwegener Jagd“. Wir kennen den Ton und die Musik. Der wilde Jäger über die Rufer!

*

Die Tägliche Rundschau spricht, in Sehnsucht nach dem frühern Kronprinzen, davon, die Regierung Ebert-Haase habe sich mit den schmutzigsten Mitteln die Macht erschlichen. Sehen wir von Scheidemann ab, der sich der von ihm bekämpften Revolution bemächtigte — die Sache am Anfang des November ging doch ziemlich offen und hörbar vor sich?

*

Scheidemann mißbilligt die Kundgebung des Nationalbundes deutscher Offiziere. Aber wer hat Verhältnisse geduldet und geschaffen, in denen solchen Bünden der Kamm schwillt? Er verspricht einen Staatsgerichtshof; erinnert er sich, daß die Ankläger schon da sind, die ihn vor diesen rufen wollen?

*

Die B.Z. erregt sich, daß die budapester Umwälzung dem „typischen Theaterliteraten der kapitalistischen Bourgeoisie“ Franz Molnar, das „kommunistische Theaterzepter“ übertragen habe. Wer hat diesen Molnar und seinesgleichen in Deutschland kultiviert, wenn nicht die Kreise der B.Z.? Jetzt erregt sie sich über „das vorzügliche Cliquenarrangement dieses ungarischen Kommunismus“. Die B.Z., die Molnar-Schwärmerin, welche die Reinheit des Kommunismus verteidigt!

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LVI

Gustav Noske

Schlagt die römische Geschichte auf. Dort findet ihr historische Bilder in blitzartigem Wechsel, die eine verflucht ernste Aehnlichkeit mit den Unruhen des noch von Krieg und Revolution zitternden Deutschland haben. Es sind eben immer dieselben düstern Faktoren, die treibend dahinter stehen: ein aus dem Kriege heimkehrendes Proletariat, das, auf seine Macht, auf seine Waffen pochend, blutig noch von jahrelangem Schlachten und Morden, mit erregter Hand nach den goldenen Stühlen der zu Hause Gebliebenen greift.

Marius, der Bauernsohn, hatte Jugurthas Aufruhr in Afrika niedergeschlagen, hatte Italien von den finstern Kimbern und Teutonen gerettet und war nun nach Rom zurückgekehrt. Sein Heer, das beschäftigungslos geworden war, schrie nach Land, nach Besitz, nach bürgerlicher Beschäftigung. Aber die Rechte sowohl, die Adelspartei, wie die äußerste Linke, die müßige und herumlungernde Masse der Straßen Roms, begehrte gegen die beabsichtigte Bevorzugung der Veteranen auf. Beide aus egoistischen Motiven. Beide sollten sie etwas aufgeben. Der Adel Grundbesitz, der Mob das Monopol auf politische Verhätschelung und auf Versorgung durch den Staat. Marius rief die Veteranen in die Stadt, und ohne alles Maß und ohne jede Rücksicht wurde nun, mit den Knüppeln voran, Politik gemacht. Der Terror fegte durch Rom. Die besitzenden Klassen fingen an, es mit der Angst zu bekommen. Marius schien es selbst vor den Geistern zu grauen, die er gerufen hatte. Ihm ging, als Soldaten und Feldherrn, Zucht und Ordnung über alles. Da, in dieser Stunde des Schwankens, nahte sich ihm der Adel, die Reaktion, mit gleißenden Worten, und als bei der nächsten Gewalttat seiner Genossen der Senat das Vaterland in Gefahr erklärte, gab er sich dazu her, die Exekution zu vollziehen. Seine Genossen von gestern wurden aufs Kapitol gedrängt, mußten sich ergeben und wurden, ohne daß Marius es zu hindern vermochte, von der ergrimmten adligen Jugend und ihrem Anhang mit den abgedeckten Dachziegeln ihres Gefängnisses zu Tode gesteinigt. In demselben Augenblick hatte auch Marius seine Rolle ausgespielt. Die große Reformgesetzgebung, die Verteilung des Landbesitzes, war erledigt, noch bevor ein einziger praktischer Schritt zu ihrer Verwirklichung getan worden war.

Ist Gustav Noske ein Marius? Ich weiß es nicht. Schlachten hat er nicht geschlagen und ganze Feldzüge nicht entworfen. Aber wie Marius ist auch er Einer, der von unten, aus der Tiefe heraufgekommen ist, und dessen robustes Draufgängertum auf seiner massiven, derben Körperkraft beruht.

Noske ist ein baumlanger, fast ungeschlachter Kerl. Holzarbeiter von Beruf. Brandenburger, Havelländer. Dissident. Der fast rechteckige Kopf wird von kurzgeschorenem brünetten Haar, das in die Stirn ragt, bedeckt. Ein mächtiger Schnauzbart beschattet den Mund, weit über die Winkel hinaus. Eine goldene Brille mildert die derben Züge seines Gesichts. Wenn er im Parlament das Wort ergreift, gibts gewöhnlich eine Ueberraschung. Er spricht grob, klobig, aber doch so treffend, so zielsicher, als wenn er mit einer Axt, Schlag auf Schlag, einen Baumstamm zerkleinerte. Geistiger Holzarbeiter. Durch und durch Willensmensch. Konzentrierte Entschlossenheit, Kaltblütigkeit, Kraft und Gewalt. Man freut sich seiner, rein aesthetisch, wenn er los legt und nun mit quadratischen Worten nach rechts und mehr noch nach links hin Hiebe austeilt. Widerspricht einer, prasseln Zwischenrufe dazwischen — er läßt sich nicht stören, hält kaum in seiner quadernmäßig aufgebauten Rede ein, sondern fügt die Antwort, gelassen, gleich noch mit ein: die Revolverkanone.

Ist der Politiker Noske auch so aus einem Guß? Nein. Er ist Preuße, Märker, Proletarier, einer, der sich groß und stämmig gehungert hat. Eine Kiefer, die trotz ihrem ragenden Wuchs doch keine Pinie zu werden vermag, denn der Boden, auf dem sie aufwuchs, war eben nur die märkische Sandbüchse. Wohl war er Sozialdemokrat, wohl stand er zu der Opposition, aber er sah, im Stillen, doch in den Andern, die nicht Proletarier waren, Menschen andrer, höherer Art. Ein idealistischer Gleichheitsschwärmer war er nicht; ein sozialistischer Fanatiker, der an das tausendjährige Reich August Bebels glaubte, auch nicht. Er war der Korporal der Sozialdemokratie, der mit den Realitäten des politischen Kasernenhoflebens zu rechnen hatte.

Sein Werdegang ist rasch erzählt. Sein Vater saß noch am Webstuhl in stiller Stube. Gustav wurde zuerst in die Volks- und dann in die Bürgerschule geschickt. Darauf wurde er Holzarbeiter und wanderte als Geselle nach Halle, nach Frankfurt am Main, nach Liegnitz. Ende der achtziger Jahre gerät er, noch unter Bismarcks Sozialistengesetz, in die eigentliche Arbeiterbewegung. 1896 wird er Redakteur des sozialdemokratischen Organs in seiner Vaterstadt Brandenburg, wird zwei Jahre später bereits in gleicher Eigenschaft nach Königsberg in Preußen engagiert und endet, ein Lustrum danach, vorläufig in Chemnitz als Chefredakteur der ‚Volksstimme'. Seit der Jahrhundertwende saß er, in Ostpreußen sowohl wie in Sachsen, im Stadtverordnetenkollegium seiner Stadt. In den Reichstag kommt er erst 1906, während des Kolonialrummels, als Bülow, mit dem Zentrum brechend, den Reichstag aufgelöst hatte.

Im Reichstag hält er sich zu dem rechten Flügel der Partei und wird bald Spezialist für Heer und Marine. (Sein Buch über ‚Kolonialpolitik und Sozialdemokratie' erscheint erst später, im

Jahre des Kriegsausbruchs.) Er spricht zum Heeres-Etat, wird in die Kommission entsendet und wird hier schließlich Korreferent. Keine kleine Sache. Von den Militärs wird er verhätschelt. Die geheimsten Dinge werden ihm in die Ohren geträufelt. Er sieht das Kriegsgewitter sich über Deutschland zusammenziehen. Die vertraulichen Ausschuß-Sitzungen häufen sich. Noske macht mit, macht alles mit, macht, jahrelang, auch Tirpitzens Flottenpolitik mit und überträgt diese blinde Liebe zur Marine auch auf Herrn von Capelle. 1914. 1915. 1916. 1917. 1918. Noske ist nicht in seinem Glauben zu erschüttern. Er glaubt an den rocher de bronce des deutschen Militarismus, ohne etwa seine allzu augenfälligen Auswüchse zu billigen.

Da gings im Oktober 1918 an der Wasserkante los. Schon für die ersten Tage dieses Monats waren in Wilhelmshaven Unruhen erwartet worden. Aber erst am achtundzwanzigsten wurde es im dritten Geschwader lebendig. Offiziere hatten zum letzten Todeskampf mit England aufgefordert. Das hatte den Funken ins Pulverfaß geschlagen. Dreimal ward das Auslaufen der Flotte verhindert. Die Besatzung meuterte. Offiziere wurden abgesetzt. Ein Kampf Aller gegen Alle drohte im Hafen auszubrechen. Schließlich dampfte das dritte Geschwader nach Kiel. Der Chef hoffte, durch diese Ablenkung noch einmal das Schlimmste abgewendet zu haben. Viele bekommen Urlaub an Land. „Sie mögen sich im Vergnügen austoben.“ In den Straßen rotten sich ein paar mit einigen Matrosen aus den Werften zusammen. Man zieht zum Gewerkschaftshaus. Versammlung. Politische Debatte. Noch denkt aber Keiner an Revolution. Der Tag verläuft ruhig: Freitag, der erste November. Am Sonnabend finden die Matrosen das Gewerkschaftshaus verschlossen. Aus den paar Matrosen sind jetzt sechshundert geworden. Die Stimmung ist erregt. Das Feuer glimmt unter der Asche. Sonntag. Vom ‚Markgraf‘ sollen zweihundert in Wilhelmshaven Verurteilte an Land gebracht und ins Gefängnis gesteckt werden. Als sie ausgeschifft werden sollen, weigert sich Einer von den Begleitmannschaften, diesen Schergendienst zu tun. Die ganze Kompanie, bis auf Wenige, stellt sich auf seine Seite. Und dennoch werden die wilhelmshavener Delinquenten abgeführt. Inzwischen ist auch die Arbeiterschaft in Bewegung geraten. Meist Unabhängige Sozialdemokraten. Handzettel werden verteilt. Eine Verständigung wird angebahnt. Der Stein ist im Rollen. Abends formiert sich ein Zug von Zehntausenden. Die Arrestanten werden befreit. Zusammenstoß mit Soldaten. Acht Tote bleiben auf dem Pflaster. Der Gouverneur von Kiel und die sozialdemokratische Parteileitung bitten dringend die Reichsregierung in Berlin um Entsendung eines Kabinettsmitgliedes. Der berliner Presse wird von der Zensur kaum gestattet, Andeutungen über die Vorgänge in Kiel zu machen. „Harmlose

Straßenzusammenstöße. Allerdings auch einige Verwundete. Sonst nichts."

Es wird schwül. Die Revolution erhebt ihr Haupt. Der Gouverneur verhandelt mit einer Abordnung von Matrosen Auf beiden Seiten Höflichkeit und Entgegenkommen. Von gewaltsamem Umsturz ist noch keine Rede. Mittlerweile trifft Noske mit dem Staatssekretär Haußmann in Kiel ein. Noske ist hier vollständig unbekannt. Aber er findet sofort Kontakt mit den Leuten. Ihm ist nur daran gelegen, möglichst rasch Ordnung zu schaffen und die Gemüter zu beruhigen. Er ahnt nicht, was sich hier vorbereitet hat und sich mit Windeseile über das ganze Reich ausdehnen wird. Regelrechte Verhandlungen beginnen. Bange Stunden vergehen. Hüben und drüben. Noch Mittwoch, am sechsten November, rät Noske den Matrosen, einzulenken. Erst am Tage darauf veränderte sich mit einem Schlage das Bild. Die Revolution eroberte sich im Sturm das ganze Reich. Nur Berlin blieb noch unberührt. Noske wird von der Regierung zum Gouverneur von Kiel ernannt. Schon nach einigen Stunden erließ er den ersten Tagesbefehl: „Die Verpflegung in der Marine ist eine einheitliche. . . Die Anrede in der dritten Person fällt fort."

Am neunten November, als Herr Ebert aus den Händen des Prinzen Max das Portefeuille des Reichskanzlers übernahm, fühlte sich nun auch Noske als offizieller Revolutionär. Für Ruhe hatte er in Berlin gesorgt.

Wochen vergingen. Die Unabhängigen rumorten im Kabinett. Haase, Dittmann und Barth hielts schließlich nicht länger im revolutionären Rate der Volksbeauftragten. Die ersten Unruhen in Berlin flackerten auf. Die Volksmarine-Division rebellierte. Der Weihnachtskampf um das Königliche Schloß begann. Die Mehrheitssozialisten nahmen die Plätze der zurücktretenden Unabhängigen ein. Noske ist Einer von ihnen. Er gilt jetzt als der starke Mann. Denn schon bereiten in aller Stille die Liebknecht, Ledebour, Eichhorn, Scholz einen spartacidischen Umsturz vor. Die zweite Revolution setzt ein. Aber Noske ist noch nicht fertig. Stunden, Tage der Spannung. Die mehrheitssozialistische Arbeiterschaft Berlins muß tagelang auf die Straßen ziehen, um die Regierung Ebert-Scheidemann mit ihren Leibern zu schützen.

Endlich ist Noske so weit. Jetzt packt er zu. Hoffmann, der General Brest-Litowsker Angedenkens, ist sein stiller Generalstabschef zur Wiedereroberung Berlins. Die Reichshauptstadt wird von allen Seiten zerniert. Der Einmarsch der Regierungstruppen setzt ein. Die von den Spartaciden besetzten Zeitungsgebäude und das Polizeipräsidium werden wiedererobert. Kanonen, Minenwerfer, Handgranaten und Maschinengewehre arbeiten. Berlin ist zu einem Schlachtfeld geworden.

Noske triumphiert. Der Sieg ist sein. Ein Hindenburg des Proletariats? Oder ein Ludendorff der „gehobenen" Schichten?

Als es in der deutschen Nationalversammlung zu Weimar an die Bildung der neuen Regierung geht, wird Noske Reichswehrminister. Der Neuaufbau des Heers liegt ihm ob. Die Dienstpflicht wird einstweilen de jure noch nicht abgeschafft. De facto ist sie es längst. Zwei interimistische Gesetzentwürfe über den Aufbau einer Reichswehr und einer Marine werden vom Parlament im Handumdrehen bewilligt. Das wilde Freiwilligen-System mit seinen übeln Reklamemethoden wird abgebaut. Eine bescheidene Territorialarmee ist im Entstehen: anderthalb Mark Tageslöhnung, fünf Mark Tagesvergütung, freie Kost und freie Einkleidung. Das Kriegshandwerk wird ein einträgliches Geschäft.

Die dritte Revolution naht. Ueberall im Reich werden Streikfeuer angezündet. Die Kommunisten vornweg. Die Unabhängigen Sozialdemokraten in einigem Abstande hinterher, um die Fühlung mit den radikalisierten Massen nicht zu verlieren. „Was tut die Regierung, um die soziale Revolution zu erfüllen?" fragen sie. „Nichts! Keine Sozialisierung! Keine Räte!" Der Sturm bricht los. Ein neuer Feldzug wird von Noske eingeleitet. Das gärende Ruhr-Revier wird wiedererobert. Halle wird entsetzt, und in Berlin tobt tagelang ein wilder Straßenkampf: Mord und Todschlag. Barrikaden werden erstürmt. Häuser werden zertrümmert. Menschen fallen wie die Fliegen. Die Kriegsfurie rast hysterisch. Der Mob plündert. Gesindel vergreift sich am Leben Andrer. Noske fährt mit furchtbarer Faust dazwischen. Er schlägt eine zweite Tannenberg-Schlacht. Schlingt ihm den Lorbeer um die Stirn, Bürgersleute, die ihr zitternd hinter dem Ofen saßt.

Wenn nur das Nachspiel nicht wäre: die Uebergriffe der Regierungstruppen, die mit militärischem „Schneid" so nebenbei standrechtliche Erschießungen vorgenommen hatten, peinliche Vorgänge, die eines zureichenden Rechtsgrunds entbehrten.

Hatte Noske aber nicht den verschärften Belagerungszustand über Berlin verhängt und hatte er in einem Erlaß nicht Jedem Erschießung angedroht, der kämpfend mit der Waffe in der Hand angetroffen würde? Wenns bei dieser Eingrenzung nur geblieben wäre! Aber untergeordnete Führer griffen gleich noch viel schärfer zu — und unschuldige Opfer fielen.

In der Nationalversammlung gabs dieserhalb schwere Kämpfe zwischen ihm und Haase. Das waren keine Rededuelle mehr mit Floretts, mit schweren Säbeln, mit Pistolen: das waren Handgranatenkämpfe. „Lügner und Meuchelmörder" rief die äußerste Linke in diesen Redeschlachten dem Reichswehrminister Noske zu. „Es gibt einfache Hunde, es gibt Schweinehunde, Bluthunde, Noske-Hunde", hieß es in Flugblättern. Und

Noske schrie, in wilder Erregung, von der Parlamentstribüne der äußersten Linken zu: „Ich klage an die Brandstifter, und das sind Herr Haase und seine Freunde. Auf ihr Haupt kommt das Blut, das vergossen worden ist." Und auf den Einwand Haases, daß Noske mit seinem Schießerlaß den Rechtsboden verlassen habe, antwortete er: „In einer solchen gefährlichen Situation gelten nicht Paragraphen, sondern der Erfolg."

Das ist die Proklamierung eines innern Kriegszustandes. Das ist: Macht vor Recht. Das ist die Sprache eines Condottiere: These und Antithese. Denkt an Marius!

An die Staatsmänner in Versailles

von einem Offizier

Der Zusammenhang ist ganz einfach. Sie ließen durch Ihre Propaganda das deutsche Volk wissen, daß sich Ihr Kampf nicht gegen das Volk, sondern gegen die Regierenden, das hieß damals: gegen die Militärautokratie richte.

Herr Asquith sagte am zwölften Dezember 1917 in Birmingham: „Die wichtigste und, wie ich glaube, vorherrschende dauernde Verkennung unsrer Kriegsziele liegt darin, daß die fernere, wenn auch uneingestandene, Absicht der Alliierten bestehe, Deutschland und das deutsche Volk nicht allein zu besiegen, sondern auch zu demütigen, in Armut zu versetzen und schließlich als Faktor für die weitere und reichere Entwicklung der Menschheit zu zerstören. Es muß natürlich eingeräumt werden, daß weder hier noch in Amerika irgendein derartiges Ziel je aufgestellt oder auch nur vorgeschlagen worden ist."

So sprachen Sie alle, jeder in seiner Tonart. Ausdrücklich versicherten Sie, Sie betrachteten unser Volk als gezwungen. Dieses Volk hat im Vertrauen auf Ihr Wort den Krieg beendigt, hat die Träger der Militärautokratie aus dem Land getrieben. Es will sie nicht wieder.

Sobald dieser Zeitpunkt erreicht war, haben Sie, Herr Lloyd George, eine Rede gehalten, in der Sie sagten, England könne „den ruchlosen Uebermut nicht vergessen, mit dem die Herrscher Deutschlands unter voller Zustimmung ihres Volkes" undsoweiter. Sie blieben mit Ihrer Stellungnahme — selbstverständlich — nicht allein. Winston Churchill sagte: „Die deutsche Nation als Ganzes war an diesem Angriffskrieg schuldig. Sie haben Alle dafür zu zahlen." Was in Spa geschah, hat diesen neuen Standpunkt als denjenigen der alliierten und der assoziierten Regierungen bestätigt. Also muß das deutsche Volk sich sagen, daß es von Ihrer Propaganda — das sind Sie selbst, meine Herren in Versailles — betrogen worden ist.

Präsident Wilson hielt im Buckingham-Palast ein Tischrede und erwiderte da dem König von England: „Ich hatte das Vorrecht, mit den Führern Ihrer eigenen Regierung und den Wort-

führern der Regierungen von Frankreich und Italien zu sprechen, und es freut mich, sagen zu können, daß ich dieselbe Auffassung wie sie von der Bedeutung und dem Umfang der Pflicht habe die uns gemeinsam obliegt. Wir haben alle große Worte ausgesprochen. Wir haben die großen Worte ‚Recht‘ und ‚Gerechtigkeit‘ ausgesprochen, und jetzt müssen wir zeigen, ob wir diese Worte verstehen oder nicht, und wie sie im einzelnen auf die Abmachungen anzuwenden sind, die diesen Krieg abschließen müssen. Wir müssen sie nicht nur verstehen, sondern wir müssen den Mut haben, nach unsrer Ansicht zu handeln.“

Der Präsident meint damit ohne Frage den Mut, den Sie die Präsidenten und Minister insgesamt, vor Ihren Generalen und Kapitalisten und nicht zum mindesten vor einer öffentlichen Meute zeigen müssen, die, lange genug gehetzt, die Zähne in das ermattete Wild schlagen will. Den Mut meint er, bei jenem mäßigen Programm zu bleiben, dessen Forderungen der größere Teil der Welt zu billigen, das deutsche Volk zu verstehen vermochte. Es sind jene vierzehn Punkte, auf die hin das deutsche Volk die Einstellung seines Kampfes anbot, und an deren Text die Alliierten und Assoziierten nichts änderten, als sie das Angebot annahmen.

Vielleicht haben Sie mehr Beweise des Mutes, zu dem der Präsident Sie aufforderte, gegeben, als öffentlich bekannt wurde. Wir sehen ein, daß Ihr Kampf gegen jene Mächte nicht leicht ist. Dennoch haben Sie ihn nicht mit der nötigen Kraft geführt. Wir stellen das fest, ohne Ihre Grundsätze in Zweifel zu ziehen. Das deutsche Volk fängt naturgemäß an — was sollte es andres tun! —, auf Die wieder zu hören, die von Ihnen immer sagten, Ihre Worte seien Köder für Unwissende. Gleichzeitig verachtet es die politische Einsicht Derer, die mit Ihnen vertrauensvoll in Verbindung traten, und die schon damals Vertrauen gepredigt hatten, als das deutsche Heer noch ungeschlagen war. Dieses wurde innerlich besiegt zu einem Teil sicherlich durch das Vertrauen, das Ihre Worte einzuflößen vermochten. Die Politiker also, die Ihnen glaubten, zuletzt im Prinzen Max und in der ersten revolutionären Regierung verkörpert, muten an wie Dummköpfe, die tatsächlich das Volk verrieten, während die Militaristen Sie durchschaut zu haben scheinen. Und das Volk sucht Hilfe bei der Partei, die moralisch tot wäre, wenn Sie bei Ihren Worten blieben. Sie werden diese Partei durch Gewaltmittel niederhalten. Umso stärker wird sie sein. Sie wiederum werden Ihren Druck verstärken.

Sollte der Wunsch, diesen Druck ausüben zu können, die letzte Erklärung Ihrer neuen und dann auch Ihrer frühern Politik sein — dann würden wir Sie verstehen.

Dann würden Sie den Fluch der Völker verdienen — Sie oder Diejenigen, die Sie zwingen, doppelzüngig zu sein.

Los von der Dienstpflicht! von L. Persius

In Weimar verstieg sich Jemand zu dem Ausspruch: „Beim Heereswesen müssen wir an unsre bewährte Tradition anknüpfen — so nur kann uns Rettung werden." Ein gütiges Schicksal möge uns davor behüten! Böse wärs um unsre Zukunft bestellt, wenn wir wähnten, spezifisch preußische Tradition in militärischen Dingen könne uns Vorteil bringen. Der General Keim schrieb einmal — im roten ‚Tag' vom zweiten Februar 1910 — überraschend verständige Worte: „In allen militärischen Fragen ist die Tradition beinah ausnahmslos ein Hindernis für gesundes Fortschreiten. So ist es, zum Beispiel, unbedingt abzulehnen, daß ein übertriebener Exerzier- und Paradedrill guten Traditionen entspricht und die militärische Tüchtigkeit an sich fördere. Da würde das preußische Heer von 1806 unbesiegbar gewesen sein, denn es war im Exerzieren und Paradieren den Franzosen weit überlegen." Diese treffliche Mahnung wurde 1914 bis 1918 nicht beherzigt. Immer wieder galt der Drill, das Exerzieren und Paradieren, als Heilmittel, um den Kampfwert und Mut der Truppe zu fördern. Stereotyp begannen die Befehle der Divisions- und andrer Kommandeure: „Nachdem sich meine Erfahrungen betreffend Ausbildung im Exerzierdienst in so hervorragender Weise bewährt haben . . ."

Graf Brockdorff-Rantzau sagte am vierzehnten Februar in der Nationalversammlung: „Dieses Mißtrauen" — der andern Mächte in Deutschlands kriegerische Politik — „müssen wir durch weise, aufrichtige Friedensliebe überwinden. Ein solcher Beweis wird zunächst in unsrer entschlossenen Abkehr von jeder Rüstungspolitik liegen. Deutschland wird seine Rüstung auf das Maß beschränken, das mit Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern und der Sicherung der Grenzen nach außen irgendwie vereinbar ist." Sicherung der Grenzen nach außen: das ist wieder die aus der Tradition geborene Vorstellung, als ob militärische Machtmittel imstande wären, das Vaterland zu retten. Sicherung unsrer Küsten, unsres Handels übersee und unsrer Kolonien, so hieß es auch in den Flottengesetzen, sei die Aufgabe unsrer Kriegsmarine! Wo hört der Begriff der Verteidigung auf, wo beginnt der des Angriffs? Zur Sicherung unsrer Grenzen genügen unter Umständen nicht zehn Millionen, ja nicht zwanzig Millionen Krieger, wenn der Feind in der richtigen Stärke erscheint. Und die Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern sollte beileibe nicht als Aufgabe eines Volksheeres hingestellt werden. Dergleichen Uebung muß auf die Dauer ein Volksheer innerlich zermürben. Werfen wir also jede Tradition über Bord, beginnen wir einen völlig neuen Aufbau unsres Heerwesens. Erfreulich, daß unsre Feinde hierzu hilfreiche Hand bieten wollen. Der oberste Kriegsrat in Paris hat,

zufolge verschiedenen Presse-Aeußerungen, beschlossen, daß die Stärke des deutschen Heeres nur hunderttausend Mann betragen, und daß sich das Heer aus Freiwilligen zusammensetzen soll. Aus Freiwilligen — das heißt: es ist ein Söldnerheer zu bilden, die allgemeine Dienstpflicht wird abgeschafft. Das bleibt die Hauptsache, wollen wir, soll die Menschheit gesunden Zuständen nähergebracht werden. Der Zwang zur militärischen Dienstpflicht ist die ärgste, die skandalöseste Sklaverei, und besonders in Preußen-Deutschland, wo, wie Max Nordau sagt, die Livree Uniform, die Knechtschaft Organisation, der Kadavergehorsam Disziplin, der Verzicht auf alle Rechte, alle Würde, allen Charakter heldenhafte Selbstverleugnung genannt wird. Eine frohe Kunde: auf dem internationalen Völkerbundkongreß, der Mitte März in Bern tagte, wurde ein Antrag angenommen, nach dem keiner mehr gegen seinen Willen zum Töten gezwungen werden soll.

Die ständige Vorbereitung im Frieden für den Krieg, wie sie die allgemeine Dienstpflicht vorsieht, ist verwerflich und zudem unnötig. England und Amerika bildeten erst im Laufe des Krieges ihre Heere aus. Amerika hatte einen Friedensstand im April 1917 von nur 322 000 Köpfen; im November 1918 waren es 3 021 152, und an der Front oder eingeschifft waren davon 2 008 931. Die Zahl der auf Grund des Wehrgesetzes eingestellten Truppen bezifferte sich auf 23 456 021 Mann. (Diese Zahlen gibt die amerikanische Schrift über ‚Die Leistungen der Vereinigten Staaten von April 1917 bis November 1918‘.) Schwer freilich vermag sich ein militaristisch verseuchtes preußisches Hirn von dem Gedanken an die allgemeine Dienstpflicht freizumachen. Die Dienstpflicht im Heere erscheint ihm als etwas für die Gesundhaltung des „Untertanen" Unentbehrliches. Für die des „Untertanen" mags stimmen — für die eines freien Bürgers sicherlich nicht. Da wird gefaselt von der körperlichen Kräftigung, von dem Ordnungssinn, von wer weiß was, das nur beim Militär erworben werden könne. Als ob die Engländer keine gesunden Körper hätten, als ob bei ihnen nur Luderwirtschaft zuhause wäre! Im Kriege haben wir reichlich Gelegenheit gehabt, uns vom Gegenteil zu überzeugen.

Die allgemeine Dienstpflicht verdanken wir Scharnhorst. Ihm war die Nationalmiliz, um die er die französische Revolution beneidete, Lieblingsgedanke. Einst war das Volksheer, die Miliz die Forderung der wahren Demokratie. Auch jetzt wieder erhoben sich in Weimar — man glaubte in Potsdam zu sein — zu seinen Gunsten selbst von der Linken des Hauses Stimmen. „Aus finanziellen Gründen," wie es entschuldigend hieß. Gewiß, wir müssen sparsam sein, aber Sparsamkeit darf nicht auf Kosten der Moral walten! Dienstpflicht würde in Preußen noch auf lange Zeit Militarismus bedeuten. Einen neuen Geist zieht man nicht wie einen andern Rock an. Das

erleben wir jetzt. Die Revolution hat uns bisher nicht viel mehr als den Namen „Republik" gebracht, einer Republik, in der es verschwindend wenige Republikaner gibt. Sollen wir nicht die alte Misere behalten, soll vor allem nicht der Militarismus weiter wüten, dann muß die allgemeine Dienstpflicht restlos beseitigt werden. Daß der Militarismus noch lange nicht überwunden ist, ja, daß er im Gegenteil wieder mit verblüffender Unverfrorenheit sein Haupt erhebt, davon kann man sich täglich überzeugen. Ueber diese Verhältnisse ist das Ausland eingehend unterrichtet. So schrieb der französische General Fonville in einem Artikel ‚Le militarisme allemand survit' in ‚Actualités': „Non, rien ne sera changé en Allemagne tant que l'âme allemande même ne sera pas changée. Il n'y a plus d' Empereur, c'est vrai, mais il y a toujours ‚l' Empire'. Prenons garde. Le militarisme prussien n'est pas mort. Sentinelles, veillez!"

Die allgemeine Dienstpflicht zu beseitigen, das würden wir aus eigener Kraft wohl kaum fertig bringen, und so sind wir unsern Feinden verpflichtet, daß sie uns dazu verhelfen. Jeder „Mensch" wird ihnen dankbar sein, denn wenn Preußen, das 1814 die allgemeine Dienstpflicht erfand, nun gezwungen wird, sie wieder abzuschaffen, so werden die Andern, die sie unter dem preußischen Druck ebenfalls annehmen mußten, sie aller Voraussicht nach auch wieder aufgeben. In Oesterreich-Ungarn wurde die allgemeine persönliche Wehrpflicht erst 1868, in Frankreich 1872, in Rußland 1874 und in Italien 1875 eingeführt. Daß die im Kriege von England und Nordamerika angenommene Wehrpflicht baldigst beseitigt werden wird, unterliegt keinem Zweifel. Hätten die Mittemächte gesiegt, so wäre allen Völkern die Last der allgemeinen Dienstpflicht dauernd auferlegt worden. Jetzt wird die gesamte Menschheit das Ergebnis des Krieges in dieser Richtung begrüßen. Die Welt wird aufatmen: sie ist von dem Druck des Militarismus, der in vieler Beziehung unzertrennlich von der allgemeinen Dienstpflicht ist, befreit.

Oberst Repington schrieb in der ‚Morning Post': „So" — wenn Deutschland zur Aufstellung eines Söldnerheeres gezwungen wird — „beginnt man sich dem Gedanken der allgemeinen Abrüstung zu nähern. Wenn Deutschland später dem Völkerbund beitritt, müssen alle Rechte und Pflichten der Bundesmitglieder gleich sein. Man kann Deutschland nicht eine Verpflichtung auferlegen, der sich die andern Mitglieder des Völkerbundes nicht unterwerfen." Repington, einer der — nach unsrer alldeutschen Presse — berüchtigsten Hetzer zum Kriege, spricht sich also für die Abrüstung aus. Als der General Pershing mit den ersten amerikanischen Soldaten in Boulogne landete — es war im Juni 1917 —, wurde er von dem französischen General Dumas mit den Worten begrüßt: „Ein neuer Abschnitt

hebt in der Geschichte der Welt an. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika verbünden sich mit den Vereinigten Staaten von Europa. Sie werden die solidarischen Vereinigten Staaten der Welt bilden, die dem Krieg endgültig ein Ende setzen, die uns durch die Gesellschaft der Völker einen fruchtbaren, harmonischen, dauerhaften Frieden geben werden." Wäre es denkbar, daß je einer unsrer Generale, der an der Spitze seiner Truppen einen Feldzug antritt, sich ähnlich äußerte?

Erst die Austilgung von jeglichem Militarismus in Preußen-Deutschland kann eine Läuterung der Mentalität unsres Offiziercorps herbeiführen. Diese Läuterung ist nur zu erzielen durch Herabsetzung der Heeresstärke auf ein minimales Maß und durch Abschaffung der allgemeinen Dienstpflicht. Wenn der aktive und der Reserve-Offizier aus dem öffentlichen Leben verschwinden, wenn der Unteroffizier nicht mehr als Militäranwärter mit seinem üblen Ton — unter dem wir täglich, sei es auf dem Polizeibüro, sei es am Postschalter, leiden — gar zu viele Beamtenkategorien verseucht, wenn die breite Masse erkennt, daß nicht militärische Macht den Ausschlag allüberall gibt: erst dann wird das deutsche Volk ein nützliches Mitglied der großen Völkergemeinde werden, wird es sich Sympathien erringen, die ihm unbedingt notwendig sind, will es kulturell und wirtschaftlich wieder erstarken.

Die antisemitische Welle von Arnold Zweig

I.

Grotesk-Antisemitismus und Mittelstand

1

Man sagt, es gehe jetzt eine antisemitische Welle durch Deutschland. Flugblätter wurden verteilt, darin den Juden allerhand wilde Dinge nachgesagt wurden, Drohungen mit Gewalttätigkeiten schlossen würdig die Argumentationen von nicht ganz treffender, aber populärer, um nicht zu sagen: gassenhafter Zug- oder Schlagkraft, und bei dieser oder jener Gelegenheit belauschte man lächelnd ein Gespräch, dessen Kehrreim, oft recht unvermittelt, in der Form: „Daran sind bloß diese verfluchten Juden schuld" aus vollem Herzen geseufzt wurde. Sah man sich die Typen an, die sich mit diesem Kehrreim schmückten oder ihre Geistigkeit darin zusammenfaßten, so fand man, es sei in jeder Beziehung Mittelstand, der so dichtet und denkt.

2

Der Antisemitismus, prinzipiell gefaßt, ist ein weites Feld. Bleiben wir aber bei unsrer „Welle", die, was ja wenige Wellen tun, unter der Oberfläche (hier des deutschen Volkes) hinläuft, so ist sie, wie jedes soziologische Phaenomen, der zergliedernden Betrachtung wohl oder übel wert. Eine Mittelstandsgeistigkeit

also zunächst einmal. Damit ist gesagt, daß das Proletariat, in welcher der drei sozialistischen Parteien es sich auch organisiere, daran nicht teil hat. Bleiben wir einen Augenblick beim Arbeiter, ohne Uniform oder mit ihr, so steht folgendes fest: hat er sich gelegentlich über einen Kollegen geärgert, der einen Buckel oder rote Haare besitzt, so wird er ihn im homerischen Wortwechsel unbedingt „eine bucklige Sau" oder „einen dreckigen roten Fuchs" nennen. Ein sächsischer oder bayrischer Soldat wird den berliner Kameraden im Zank „Saupreuße" heißen, und der Preuße wird erklären, daß „alle Sachsen falsche Fufziger" und alle Bayern „großfressige Kuhjungen" seien; und daß, wenn draußen, vorne, ein Bataillon versagt hatte, es „natürlich die verfluchten Schwaben" oder „die großschnäuzigen Berliner" gewesen sein mußten, stand für jeden fest, der zur Wiedergutmachung des Unheils eingesetzt wurde und kein Württemberger oder Berliner war. Wozu dieser Ausflug? Das Volk hält sich, um seinen Aerger an jemand auszulassen, der ihn erregt hat, an irgend eine, ihm angeborene, also mit seinem Wesen unablösbar verknüpfte Auffälligkeit, die das geärgerte Individuum selbst nicht hat, und beschimpft ihn mit ihr, um ihn so zentral als möglich zu treffen. Kein Stotterer wird einen Stotterer Stotterer schimpfen. Und genau so flucht der gemeine Mann, wenn ein Jude etwas „versippt" hat oder ihm sonst Grund zur Wut gab, auf den „verfluchten Judenjungen" oder findet, „alle Juden seien Schweinehunde". Und in einer halben Stunde verträgt er sich mit dem Schweinehund wie mit dem Buckligen. Das ist, was auch immer, jedenfalls, so laut es auch gelegentlich tobe, kein Antisemitismus. Der Deutsche schlechtweg ist kein Antisemit, und der deutsche Proletarier erst recht nicht. Er ist heute meist schon so geschult, daß ihm der jüdische Kapitalist oder Bourgeois als Jude kaum noch antagonistisch ist, ihm als Jude kaum bewußt wird, weil er den Kapitalismus als eine übervolkliche unpersönliche Einheit begreift, deren individueller Vertreter ihm wenig auffällt, ja dem er eine Art Unschuld zubilligt, schon weil er mehr nichtjüdisches als jüdisches Kapitalistentum gegen sich weiß. Als positive Gegenströmung kommt dann außerdem die ausschlaggebende Rolle hinzu, die das deutsche Judentum in der Geschichte der deutschen Sozialdemokratie stets gespielt hat — über diesen Punkt wird noch zu reden sein —, und schließlich kommen hinzu die sozialistischen Theorien und Ideen von der Querschichtung des Klassenkampfes durch alle Nationen hin, die ja das Faktum einschließen, daß die ostjüdischen Proletarier gegen ihre jüdischen Unternehmer in der gleichen Front mit den deutschen Arbeitern kämpfen. In dieser Schicht der Gesellschaft hat der Antisemitismus keine Aussicht, sehr zu wachsen, wenn nicht unvorhersehbare Umlagerungen eintreten.

Ganz anders liegen die Fragen und Antworten, wenn man im Gesellschaftsbau um eine Stufe steigt. Hier, wo der „kleine" und der „bessere" Mittelstand haust, ist bei gewissen seiner Gruppen neben Küchenschaben und anderm Ungeziefer auch der Grotesk-Antisemitismus beheimatet. Solche Menschen haben alle einmal wirtschaftliche Benachteiligungen durch Juden erlitten: entweder waren Juden klüger, rascher, gewandter, auch skrupelloser und zeitgemäßer als sie; in der Schule schon, dann als Commis und Studenten, als Aerzte, Rechtsanwälte, Lehrer wurden sie von begabtern, mäßigern und sachlichern Juden übertroffen und überflügelt. Kleine Handwerker, Kaufleute, Krämer sahen im Juden entweder die Schleuderkonkurrenz oder den erfolgreichen Großbetriebsschöpfer, der sie erst an die Wand zu pressen schien, dann sie in seine Dienste zwang; ihnen jedenfalls das moderne Tempo aufzwang, sie ihrer kleinen Selbstherrnwürde entkleidete, aus der sie mehr denn aus ihrem Menschentum ihr Lebensrecht und Lebensgefühl ableiteten, und sie unerbittlich dazu anhielt, rasch, geschmeidig und tätig zu sein. Daß aus dem deutschen Leben so ganz die Trödelei und die gemütlich-schludernde Lieferantenwirtschaft verschwand, ist gewiß zum Teil Schuld der Juden; aber nur, weil der Jude diesem Diktat der Zeit schneller folgte als der Nichtjude — denn das ostjüdische Handwerk und Kleinkrämertum ist genau so gemütlich trödelnd und eigenbrödlerisch, wie der deutsche Mittelstand war, und dem Ostjuden gegenüber ist der Pole der Durchsetzer moderner Methoden. Daß mit dem Sieg dieser Methoden in Deutschland reiches Kulturgut zerstört wurde, ist unleugbar; jede radikale Wandlung zerstört Werte, und als das Bürgertum seinerseits die aristokratische Wertewelt des Dix huitième erledigte, hatte es ein ebensogutes Gewissen dabei wie der Kapitalismus bei seiner Vernichtungsarbeit alles Eigenwilligen, Persönlichen, Mußefrohen, Weltbeschaulichen, Triebfrohen, das dem kleinen Mittelstand seine zäh festgehaltene Eigenart gegeben hatte. Es ist, zum Beispiel, Verdienst des Mittelstandes, wenn wir in Deutschland noch breite Fundamente der Musikkultur haben, Chorvereinigungen, die in allen größern, auch kleinern Städten die große kirchliche Musik der Deutschen (Bach! und Bach! und wieder Bach!) ausgezeichnet pflegen — mit dem Bewußtsein pflegen, daß sie die einzige von innen herströmende, unindividuelle, hochwertige Kunstschöpfung tragen, die heute neben den großen Orchestern unserm Kunstleben den entscheidenden Rang anweist. (Aber wie lange schon steht das jüdische Bürgertum mitten im nichtjüdischen gleichwertig mitsingend und miterlebend, ja, was moderne Schöpfungen angeht, williger und früher werterkennend!) Weiter muß laut gesagt werden, daß dem Mittelstand in der Vergangenheit wie heute die Rolle der

schöpferische Talente erzeugenden Schicht zugebilligt werden muß; es war eine Zeitlang gradezu ‚die' produktive Schicht des deutschen Volkes, dank seiner unlogischen, traumseligen, verknorrten, an den merkwürdigsten Individualitäten reichen Menschen, die freilich zwischen einer recht raffgierigen, anders als sie rein praktisch gerichteten Strebekleinwelt umhergingen, sich durchsetzten oder verdarben, sich mit den Erfolgreichen vermischten, aufstiegen und der heimischen Kaste entfremdet wurden. Wie viele, fast alle deutschen Genien entstammen dieser Schicht, in der Natürlichkeit, Lebenskraft und Kultur sich mischten, und als die europäische Industrialisierung diese Schicht angriff, um sie immer heftiger zu zersetzen, mag es wohl um das beste, jedenfalls um das geschlossenste Deutschtum geschehen sein, um das wirkliche deutsche Kulturgesicht: es verwandelte sich in die ekelhafte, schnurrbartgesträubte Fratze des deutschen Machtbourgeois, der sich um „Thron und Altar" schart, und in seinen ewigen Sklaven, den „Feldwebel". Merkwürdigster Wandlungsprozeß, den man näher studieren müßte. Man müßte sehen, wie in England, Frankreich und der Schweiz die Gesinnung und die Maschine der Industrie geboren werden; wie aus England und von der Schweiz her Deutschland infiziert, zum Mitgehen gezwungen wird, ohne daß es der Juden zu dieser Infektion bedurfte — Geldgier und Güterwachstum sind ansteckend an sich; wie dann ums Jahr 1860 der Jude zum sichtbarsten Träger der neuen Wirtschaft wird; wie jetzt endlich gewissen Teilen des kleinen Bürgertums, das sein Zurückbleiben, seine Entwertung langsam merkt, statt eines gestaltlosen, ungreifbaren, doch höchst fühlbaren Prozesses eine Gestalt, ein Gesicht als der Feind deutlich wird: eben der Jude. Arm an Logik, fast unfähig zu psychologischer und soziologischer Beobachtung, aber reich an Einbildungskraft, erstickend in dumpfer Wut und geborener Träger jeden Aberglaubens, verbohrt sich dieser unliberale, unvernünftigere Teil des Mittelstands, des „bessern" wie des geringen, in das Gefühl, endlich seinen Feind gefunden zu haben; einen, wohl zu beachten, gesellschaftlich fast ganz wehrlosen Feind, den mit Halali und Hurra aufzustören und zu jagen ein neuer Berufszweig für bürgerliche Politiker wird. Der Antisemit als bürgerlicher Beruf, dem von halbdummen, halbgebildeten Bürgerlichen, gräßlichen Dilettanten und Gedankenklitterern wie Richard Wagner, Houston Stuart Chamberlain, Theodor Fritsch und Adolf Bartels eine nur komische Ideologie geliefert wird — der Antisemitismus als Weltanschauung ist vermutlich das tiefste Niveau, das grade Deutsche erreichen konnten. „Wagner condeszendiert zu allem, was ich verachte — selbst zum Antisemitismus", erklärt Nietzsche mit einem Ekel, den man seinen Vokabeln anriecht.

Der Jude, mit den Augen des Grotesk-Antisemiten gesehen, ist ein eindrucksvolles und amüsant-schauerliches Märchenvieh, dessen Pendant etwa die babylonische Hure auf dem rosinfarbigen Tier sein mag. Hört man den Antisemiten zu, so herrscht über die Erde ein dämonisches Wesen, eine Art Spinne, welche vier oder fünf große, erdumspannende Netzstränge geschlagen hat und in ihnen alle Völker sich abarbeiten und verzappeln läßt. Der erste, goldene Strang ist das internationale Kapital; es ist jüdisch ohne Diskussion. Besonders jüdisch ist es nach Wahl in Amerika, Frankreich, Deutschland oder Italien — je nach dem Bedarf der politischen Stunde. Der zweite, rote Strang ist die revolutionäre Sozialdemokratie, die sich die internationale Feindin des Kapitalismus glaubt, aber nur eine gigantische Schar von betrogenen Vorarbeitern des Judentums ist. Der dritte Strang, weiß gefärbt, mit schwarzen Punkten — selbstverständlich die erdumspannende Judenpresse und die entsprechend zersetzende Literatur, die sich aus teuflischer Bosheit der deutschen Sprache bemächtigt hat; man wird sehen, warum just der deutschen. Der vierte Strick, farblos, ist die — Loge zum Großen Orient, das Freimaurertum, eine Geheimorganisation des Judentums, die in allen Ländern alle konservativ-christlichen Tendenzen zu bekämpfen verpflichtet ist. Der fünfte aber und Hauptstrick dieses Netzes ist die — Alliance Israélite Universelle. Hier geht einem der Atem aus. Dieser französierende Schulgründungsverein für den nahen Orient wird im Kopf eines solchen Hintertreppenphantasten zu der fürchterlichen Geheimorganisation, nach deren Befehl das Judentum in allen Ländern bedingungslos marschiert, gelenkt von dem einheitlichen Willen, alles zu vernichten, was christlich-konservativ, germanisch-ideal, kurz: nichtjüdisch ist — von einem einheitlichen und geheimen Willen, kurz: von dem Ewigen Juden, konzipiert nach dem Vorbild des Jesuiten aus dem Schmöker von Eugène Sue. Der Widerpart dieses bösen und häßlichen Dämons aber — und darum jene Wahl der deutschen Sprache durch den jüdischen Literatenteufel, dem es Lebenssache sein muß, grade den arglosen Deutschen Geist zu zersetzen und zu fälschen — ist der reine, ideale, blonde, keusche, strahlend schöne, selbstlose, zur Herrschaft berufene Lichtalbensproß, ist Siegfried der Deutsche, der heldisch umschmetterte Sieger, der in Tumbheit und seine Locken schüttelnd das Schwert schwingt, bis der Neiding niedergelegt und am deutschen Wesen die verjudete Welt genesen ist. Kurzum: wir haben es mit den ewigen Pubertätsträumen unreifer, magenüberladener Dahn- und Wagner-Schwärmer zu tun, denen es ein Hochgefühl ist, gegen den selbstgeschaffenen Popanz zu kämpfen und dabei das eigene Wesen bis ins Widerliche umzulügen.

(Fortsetzung folgt)

Stufen von Ignaz Wrobel

Es war einem Berufenern überlassen worden, das herrliche Buch aus dem Nachlaß Christian Morgensterns: ‚Stufen' (bei R. Piper & Cie. in München) eingehender und tiefer zu würdigen, als ich imstande gewesen wäre. Ich möchte nur Eines dazu sagen.

Es ist mir und meinen Freunden, die an diesem Blatte mitarbeiten, so oft „Frechheit" vorgeworfen worden. Ich weiß sehr gut, daß wir scharf zugepackt haben. Aber ich beiße niemals schärfer, ich bin nie frecher, als wenn ich etwas so Abgeklärtes, etwas so Weises, etwas so Gütiges kennen gelernt habe, wie zum Beispiel Morgensterns Vermächtnis. Wenn man sieht, wie ein Stück Gottestum, solch ein Mann, solange er ernst war, ignoriert wurde; wie man ihn als Schwärmer abtat; wie man ihm dies alles, was er da von der Liebe der Menschen untereinander auf dem Herzen hatte, nur um seiner schnurrigen Galgenlieder willen verzieh — dann darf man schon sagen: Pfui!

Es ist bezeichnend, wie stark die positive Seite dieses tiefen Spaßmachers gewesen ist, die positive Seite, ohne die nun einmal keine Satire, kein Scherz, kein Ulk denkbar ist, und die bei unsern heutigen Herren Humoristen so verdammt schwach geraten ist. Die Satire ist nur die Konkav-Ansicht eines Gemüts; wenn es nach hinten nicht buckelt, klafft vorn keine Höhlung, und das Ganze bleibt platt. In den ‚Stufen' ist nur ein einziger Satz, der den Verfasser der Galgenlieder erkennen läßt: „Ich hörte einen Vogel Chi-rur-gie pfeifen." (Uebrigens ein typisch Morgensternscher Spaß, den man nur fühlen, nicht erklären kann: wie der Vogel, wahrscheinlich ein Pirol, auf dem Baum sitzt und unheimlich wie im Märchen und fast spöttisch dieses gelehrte blutige Wort pfeift: Chirurrrgie!)

Weil ich aber weiß, daß die große Mehrzahl der Deutschen den Mann abtut, weil ich weiß, daß er wehrlos war und alle gleichklingenden Seelen wehrlos sind, deshalb glaube ich: es muß ein Tier an der Hofmauer liegen und beißen. Es muß Einer da sein — nein, das ist gewiß nicht gütig und nicht vorgeschritten in der Erkenntnis —, Einer, der dem räubernden Wanderer in die Hosen fährt. Der nimmt ja auch keine Rücksicht; der schlägt kleine Kinder auf den Kopf, weil ihre Mama nicht getraut war; der höhnt ja auch und knallt mit der Peitsche nach dem Bettler — auch Christus war ein Bettler —; der pfeift sich einen, wenn er satt ist, und fragt den Teufel nach angewandter Ethik.

Sie sollen drinnen im stillen Garten ihre Blumen pflanzen und dem Sumsen der Bienen zuhören. Wir aber wollen am Tor liegen, Landsknechte des Geistes, und mit den langen Hellebarden den satten Krämern den Weg sperren. Gott verzeih uns die Sünde! Aber das haben wir von unsern Feinden gelernt

denen es in der Welt garnicht machiavellistisch genug zugehen kann — mit Ausnahme ihres Haushaltes; und wenns denn sein muß, wollen wir dem Teutschen, niemals dem Deutschen, gern klar machen, daß der Stärkere befriedigt nach Hause trollt und der Schwächere sich plötzlich heulend auf die Bibel und alle sieben Nothelfer besinnt.

Still. Der Kies knirscht. Und wenn es wieder ein dicker Bursche ist, der sich noch vor Tirpitz und Ludendorff stellt, weil man unter ihnen wenigstens ungestört Geschäfte machen konnte —: Spring an!

Kriegsgefangen von Kaspar Hauser

Wer hat in Belgiens Etappen regiert?
Offiziere! Offiziere!
Wer hat da im preußischen Ton kommandiert?
Offiziere! Offiziere!
Sollen die Belgier die Schuhe putzen:
wir haben den Spaß, wir haben den Nutzen!
Aktiver Leutnant — kleiner Rat —
einmal: Caesar! Wie wohl das tat!
„Wer nicht pariert, den stellt an die Wand!
(gezeichnet: Lehmann, Ortskommandant)."
Und die Belgier waren Menschen wie wir,
warteten ruhig der Jahre vier,
bis sich der fremde Spuk entfernt.
Wen haben sie gründlich kennen gelernt?
Offiziere! Offiziere!

Kein Stroh auf dem Boden, kein Wasser, kein Bett,
es schlottern die dünnen Jacken.
„Mutter!" Wer jetzt einen Heimatsgruß hätt!
Will der Tod uns noch nicht packen?
„Travaillez! En avant, les boches! Vite! vite!"
Ein Kolbenstoß in den Rücken.
Ein Mann, der vorbeifährt und das sieht,
muß die Tränen unterdrücken.
Wer frißt es aus, das für uns Vergangene?
Kriegsgefangene. Kriegsgefangene.

Wer frißt es aus, was scheinbar vorbei?
Die eigenen, unschuldigen Leute!
Deutschland, hörst du den Marterschrei?
Deutschland, tu dies noch heute:
Stell die Burschen von damals vor ein Gericht!
Sie sind noch frei. Sie büßen ja nicht!
Sieh, wie sie wohl geborgen sitzen!
Mit ersparten Gehältern, mit Brüssler Spitzen —
Auge um Auge! Zahn um Zahn!
In die Hölle mit ihrem Caesarenwahn!
Deutschland, wo ist der Tag des Gerichts?
Deutschland, was tust du?
Nichts. Nichts. Nichts.

Die Vorhölle

Traut Jemand dem Olf dieser Blätter eine dramatische Dichtung zu? Dramatisch könnte sie sein, Dichtung kaum. Seine Neigung, alle Seiten einer Sache zu sehen, kommt dem wahren Drama, worin Alle recht haben oder erhalten, an und für sich zu gute. Aber Rudolf Leonhards unbestechlich bohrender Intellekt schließt eigentlich jede Naivität aus; und wer nicht die Fähigkeit hat, sich tragen zu lassen, wird schwerlich hinreißen. Der Dramatiker ist auch Dialektiker: dieser nur. Was wird geschehen, wenn ein grausig zerschossener Soldat mit dem Zerebralsystem Rudolf Leonhards im Feldlazarett liegt? Er wird seinen Schmerz weniger fühlen als verstehen, bereden, auseinanderfalten, symbolisch steigern, in einen großen Welt- und Himmels-Zusammenhang rücken; und wahrscheinlich ist das der Grund, warum wir so unbeteiligt bleiben: daß dieser Mensch niemals in seiner Qual verstummt. Ein Augenblick des Schweigens, freilich nicht bloß mechanischen Schweigens, würde vielleicht das Wunder wirken, das sich auf einer Legion der hurtigsten Versfüße leider nicht einstellen will. Aus einem verstimmten Klavier holt jetzt in der Nebenwohnung ein Stümper den heiligen Verdi heraus, und ich alter sentimentaler Hund muß mit meiner Krakelfeder Umwege um die Pfützen auf meinem Schreibpapier machen. Tragische Kunst, bei der man nicht hinschmilzt, ist doch wohl keine. Hochachtungsvoll hört man die Gegenredner des armen Opfers der Vorhölle: die Krankenschwester, aus Mitleid wissend, die reine Törin; den Arzt, der weicher ist, als er im Dienst der Gesamtheit tun darf; den Wärter, der Uhr, Instrument, Automat geworden, aber nicht immer gewesen ist. So sicher und richtig Olf verteilt und wieder zusammenzieht, belichtet und beschattet: bis zur letzten Klarheit ist er nicht gediehen, nicht vorgedrungen durch eine Wolke, die genialisch-geheimnisvoll die Konturen abstumpfen möchte und oftmals einfach den Kern verbirgt. Ganz zuverlässig dagegen ist Olfs Geschmack. Das harte Klagelied wird niemals zum tendenziösen Anklageschrei. Schuld ist der Krieg: aber der wird nirgends dick und deutlich bei Namen genannt. Nicht grade von dieser Furie brauchte der Jammer der körperlichen Martern zu stammen, die es ja auch im Frieden gegeben hat. Deshalb wäre die ‚Vorhölle‘, anders als Goerings ‚Seeschlacht‘ und Unruhs ‚Geschlecht‘, nicht mit ihrer Existenz unbedingt an die Gegenwart geknüpft — wenn sie überhaupt eine Existenz hätte. Die Geburt der Tragödie aus dem Gehirn des jungen deutschen Juden von europäischem Horizont; und wie immer die Dramatik der Zukunft sich entwickeln möge: es ist zu befürchten, daß sie von diesem Menschenschlag so selten Nutzen haben wird wie die Dramatik der Vergangenheit. Nicht einmal das jüngste Publikum, vor dem man jemals ein Drama für Erwachsene gespielt hat, wurde bezwungen. Aber deshalb soll die neue Dramatische Gesellschaft nicht unbedankt bleiben. Nur täte sie wohl, für die folgenden Experimente je einen Abend zu opfern und den Schauplatz anderswohin als in das gräßlich unakustische Kleine Schauspielhaus zu verlegen.

Der Sturz des Apostel Paulus von Alfred Polgar

Zwölf Bilder eines besondern Lebens. Dort aufgerichtet, wo es sich mit der Alltäglichkeit signifikant schneidet. Touristenzeichen eines Passionswegs. Der ihn zurücklegt, ist ein edler Schwärmer, ein Erlöser-Aspirant. Er glaubt an die Ueberwindung des Fleisches durch den Geist. Und da sein Fundamentalbekenntnis: Gott ist Geist, glaubt er also auch an die Kraft des Gebetes. Den Menschen das Heil zu bringen, nützt er ihre Schwächen. Das ist sozusagen seine tragische Schuld, gibt seinem Tun einen Schimmer von Charlatanerie. Ueberdies fehlt ihm zum Erlöser ein Wichtigstes: die Gnade der Liebe, dieses „Gesetz der Schwere im Geist", wie das Motto zur Buchausgabe sehr schön sagt. Er ist ein Egoist seines Märtyrertums. Er hat aber noch einen schlimmern Kardinalfehler (den kein Autor-Motto gesteht), einen, der dieses Apostels Apostelschaft von vorn herein zur sanften Lächerlichkeit verurteilt: er ist eine schwache Intelligenz! Seine Visionen sind gering. Seine Beredsamkeit matt. Seine Theosophie in ihren Beweisen und Schlüssen kindisch. (Der Monolog auf dem Friedhof mit seinen törichten „folglich" hierfür ein Beispiel.) Aber die Figur hat dichterische Züge. Ein großes Leid brennt in ihr. Ein Gott-Trieb jagt sie durch den Erdensumpf. Der ist in etlichen Pfützchen (mit einer Art melancholischen Humors) aufgezeigt. Leider sind die Bilder nicht, was solche Bilder sein müßten: dramatische Ballung des Wesentlichsten; sondern mehr illustrativ, ziemlich wahllos in den Text gestreut, Szenenfetzchen, die eindruckslos verflattern. Auch hier dann und wann ein Phosphoreszieren von Dichterischem: wie das Weib in der Armeleutstube des Apostels den Kindertotenvers bestellt, das hat irgendwie eine heimlich-feine Stimmung über den Vorgang hinaus, die im Gedächtnis haftet. Auch die Kameradschaft des Apostels mit dem Hundefänger hat ihre besondere zarte Aura. Merkt Ihr den Parallelismus zwischen dem Menschenfänger und dem Hundefänger, der, im Auftrag seines Gottes: des Tierschutzvereines, hinter dem „lausigen Vieh" her ist? Der entscheidende Griff, der aus Figuren, Gesprächen und Geschehnissen ein Drama machte, fehlt: es wird mehr getastet als geformt. Aber das Ganze ist un-gemein; warm gehaucht vom Atem einer Seele.

In den wiener Kammerspielen widerfährt den zwölf Bildern nichts Uebles, obzwar Herrn Rosenthals Regie derber zupackt, als das fragile Ding es verträgt. Mit Geräuschen treibt sie Unfug. Zwei Akte lang wird auf der Bühne geschnarcht, einen gehustet, je einen halben hysterisch geschrieen und asthmatisch geschnauft. Auch das obstinate Lach-Gemecker des Herrn Gluth, der ein vortrefflicher Schauspieler, ist nicht grade Schmeichelei für die Nerven des Zuhörers. Ein Tropfen solcher rea-

listischer Parfüms genügte: Herr Rosenthal schüttet sie literweise hin. Ueberraschend kräftig die paar dramatischen Minuten des Fräuleins Marianne Rub. Fräulein Waldows spitze Komik trifft den Typ: alte Jungfer mitten ins Herz. Den armen Apostel spielt Herr Onno. Keiner könnt' es besser. Er hat das Hypnotisierte und das Hypnotisierende, die Hitze und den Glanz chronischen Seelenfiebers, Ton und Geste eines Menschen, dessen Heimat das Exil ist. Er gibt dem Apostel sozusagen eine höhere Stirne als die, die sie vom Autor mitbekam. Und er nährt ihn mit Extraktsäften seiner Nerven. Das ist überhaupt Stärke wie Schwäche dieses besten, dieses einzigen modernen Schauspielers, den die wiener Bühne besitzt: daß er sich so völlig an jede Figur, die er darstellt, verschenkt. Er hat die Passion der Leidenschaft. Seine Formel lautet: der Geist ist stark, das Fleisch allzu willig. Und es macht den besondern Adel, den besondern Wert und Reiz dieses glänzend begabten Spielers aus, daß er nicht „spielen" kann.

Die Börse von Alfons Goldschmidt

Die Wiederaufbau-Optimisten, die Kurserholungs-Optimisten, die Manchester-Gläubigen sind schwer enttäuscht. Von Erholung ist nicht die Rede, wohl von Schwankungen, aber nicht von Aufwärtsstetigkeit, von Dauerkraft nach oben. Ende Oktober 1918 fing es an. Seitdem hat es nicht mehr aufgehört mit dem Abwärts. Hie und da haben die Gerüchtler, die Regierungstaktiker, die Auslandsnachrichten einen Kursanlauf verursacht. Aber bald ging der Börse der Atem aus, der Rückschlag war da, die Bedrückung, die Abgabe, die partielle oder die allgemeine Schwäche. Es ist nichts mehr mit der Börse geworden. Haben wir überhaupt noch eine Börse, eine Börse im alten Sinne?

* *
*

Der Kursstand ist jammervoll. Einige Beispiele. Am ersten Juli 1914 war der Kurs der Harpen-Aktie 177,90, Ende März 1919 war er 148. Der Kurs der Phoenix-Aktie war an den genannten Terminen ungefähr 235 und 185, Deutsch-Luxemburg 128 und 119¾, Daimler 576 und 224, Kattowitzer 209¾ und etwas über 125, AEG. 241 und 161¼. Das scheint, von dem Daimler-Rückgang abgesehen, wenig, es ist aber sehr viel. Die Riesenkurserhöhungsverteidiger wiesen auf die Inflation, die Senkung der Geldkaufkraft. Damit begründeten sie die ungeheure Steigerung. Wie also muß es um die Kurszuversicht aussehen, wenn jetzt die Notierungen unter denen vom Juli 1914 stehen? Es ist schon eine ungeheure Entwertung. Bei vielen Papieren ist sie noch nicht so weit gediehen, bei manchen weiter; jedenfalls ist die ungeheure Entwertung zweifellos. Die Unsicherheit ist da, die Stützungen haben nur wenig geholfen, es ist nicht mehr die alte Börse.

* *
*

Es kann nicht mehr die alte Börse sein. Sozialisierung, Vergesellschaftung und alte Börse vertragen sich nicht. Die Sozialisierung, auch die jetzige milde Sozialisierung, hat den Sozialisierungsfortgang in sich. Sie muß weiter gehen. Partielle Sozialisierungen können nicht bleiben, die Allgemein-Sozialisierung muß kommen. Es ist ja nicht mehr Verstaatlichung wie früher, es ist überall, durch die ganze Wirtschaft, mindestens Kapitalsabbau, es ist die Tendenz zur Beseitigung des Privatkapitals. Die Börse, die alte Börse war Privatkapital-Barometer, Fungibilität, höchste Fungibilität der Privatwirtschaft, Mobilisierung der Wirtschaft, Rentabilitätszufälligkeit. Die kommende Wirtschaft wird nichts mehr von Rentabilitätszufälligkeiten an sich haben. Wohl Rentabilitätsunterschiede, Produktionsunterschiede, Unterschiede der Verteilungsregelung, aber nicht mehr privatwirtschaftliche Spekulationen. Es gibt heute schon keine Aktien mehr im Sinne des Aktiengesetzes, im Sinne des Spiels. Die Aktie stirbt ab.

* * *

Die Börse riecht die Konjunktur. Sie hat das Vorweggefühl. Die Aeußerungen dieses Gefühls waren oft falsch oder lächerlich oder frevelhaft, aber das Gefühl ist da. Die Börse weiß, daß es mit ihr zu Ende geht. Sie weiß, daß die neue Ordnung kommt, daß die Geheimniskrämerei aufhört, die Beeinflussungen von Oben, sie weiß, daß ein ganz andres System aufkommt. Sie wehrt sich. Die Spekulanten wenden sich ab von deutschen Papieren. Die Internationalität des Kapitals, des Spekulationskapitals, zeigt sich skrupellos, ohne die laut betonten Nationalrücksichten, ohne Empfindung für das, was früher posaunt wurde. Man kauft hastig Auslandseffekten, bis die Dinge auch diesen Erwerb gefährlich machen. Bis sich auch das Ende der Kapitalsinternationalität offenbart. Es ist grundsätzlich schon ziemlich gleichgültig, ob Inlands- oder Auslandspapiere erworben werden. Denn die Weltrevolution, die Weltsozialisierung kümmert sich nicht um Ländereigentümlichkeiten, Privatwirtschaftsgrenzen. Sie will eine andre Internationale, die Internationale, die sich mit dem Börsengeist nicht verträgt. Es gibt hier vielleicht Tempostaffelungen, und es ist möglich, daß das, was das eine Land heute hat, das andre erst in einigen Jahren erfährt. Aber es ist kein Zweifel, daß jedes Land die Erfahrung machen muß.

* * *

Ungarn hat sie schon gemacht. Die budapester Börse hat vor der Ausrufung der Räte-Republik, das heißt also: des radikalen Sozialisierungswillens Jammertage erlebt. Es war ein nie gesehener Sturz, toller noch als im Oktober 1918. Ein Rutsch von 100 % oder mehr war keine Seltenheit. Man ahnte das Ende der budapester Börse, man wußte, daß es kommen würde, daß es bald kommen würde. Die budapester Börse hat ausgelebt. Natürlich nicht der Effektenhandel in Ungarn. Die Zentrale ist ihm genommen, die sichtbare, erlaubte, Rechtsansprüche sichernde Zentrale. Wie in Rußland, wird sich einige Zeit, längere Zeit vielleicht ein Effektenschleichhandel entwickeln. Aber eines Tages wird es auch damit zu Ende sein. Der alte Markt hat seine Zeit hinter sich. Ohne Märkte wird es nicht gehen, aber sie werden ganz anders aussehen als die Märkte der Privatwirtschaft.

Rundschau

Die Wanzen

Die Wanzen saßen oben an der Tapetenborte und ärgerten sich, daß es Tag war, ein strahlender, heller Tag. Der konnte noch lange dauern, und so berieten sie inzwischen, bis die liebe, dunkle, graue Nacht herankam, was sie nachts zu tun gedachten. Ab und zu kroch eine an den Rand der Borte, hinter der sie saßen, und sah auf das weiße Bett herunter, das da unten stand. Sie wußten, daß ein dickes, also liebes Mädchen in diesem Bette nächtigte. Von ihr sprachen sie jetzt.

„Ich", sagte die älteste Wanze, „krieche ihr auf dem Kopf herum und sauge ihr das Blut aus den Schläfen. Hinter den Schläfen sitzt der Verstand, und ich bin eine gebildete Wanze. Ich glaube, ich werde mit jedem Tage klüger. Das machen die klugen Gedanken der Menschin da unten. Ich bin eine politische Wanze."

„Ich", sagte die zweite Wanze, „halte mich mehr an die fleischigen Partien. Das macht mich fett, ich bin die fetteste von euch allen. Handel und Wandel müssen sein — ich sauge ihr das Blut aus den Adern, sie hat ja genug. Ich bin eine oekonomische Wanze."

„Ich", sagte die dritte Wanze, „laufe hierhin und dorthin, wenn ich da unten bin. Ich brauche nicht viel zum Fressen, ich fühle mich wohl, wenn ich da herumkriechen kann, und ich sehe alles und kümmere mich um alles. Ihr schlagt euch die Leiber dick, ich aber bin über alles orientiert, was an diesem Mädchen vor sich geht. Ich bin eine lokale Wanze."

„Ich", sagte die vierte Wanze, „fresse überhaupt nichts. Ich genieße nur den Anblick der gelösten Mädchenglieder, wie sie so im Schlaf daliegen und herrlich für meine Künstleraugen anzuschauen sind. Ich bin eine aesthetische Wanze."

„Und wohin kriechst du?" wurde die letzte der Wanzen gefragt. „Ich . . ." sagte die kleine Wanze . . . „Pfui!" machten die andern Wanzen.

Und so saßen sie und unterhielten sich und rührten die Fühler und bewegten die platten Leiber. Und da sprach die älteste unter ihnen:

„Kinder!" sagte sie, „der Tag ist noch so lang, und wir haben nichts zu tun, aber wir haben jede unser Programm. Gründen wir doch eine Zeitung!"

Und also geschah es, und wenn Wanzen so vom Schriftsteller mißbraucht werden, nennt man das eine Allegorie.

Peter Panter

Antworten

Monarchisten. Kinder, seht euch bloß vor! Man macht sich manchmal lächerlich und weiß gar nicht, wie. Von Zeit zu Zeit versucht Ihr, Amerongen in ein Reporter-Paradies zu verwandeln, und verhökert „Personalnachrichten" wie in der schlechten großen Zeit. Zum Beispiel an die B. Z.: „Der Kaiser ist nervös, das ist er immer gewesen, doch war er früher in der Lage, sein rastloses Wesen in Handlung und Bewegung umzusetzen. Jetzt redet er, redet und redet!" Jetzt . . .? Oder so: „Während seiner Krankheit sorgte der Leibarzt Herr v. Förster und der hinzugezogene amsterdamer Ohrenspezialist Professor Lanz dafür, daß der Patient keine Zeitungen bekamm, und er wußte daher lange nichts von der Diskussion, die in der europäischen Presse über seine

eventuelle Auslieferung und ein internationales Urteil geführt würde. Ich bin nicht sicher, ob er heute etwas davon weiß. Sein kleiner Hof tut alles, um ihm Ruhe zu schaffen und ihn außerhalb dieser Welt zu halten." Aber sollte das nicht früher einmal auch schon so gewesen sein ...? Und weiter, immer der lieben B. Z. nach: „Kürzlich bekam der Kaiser plötzlich den Einfall, einer großen holländischen Architekten- und Ingenieurfirma seine Dienste anzubieten. Sachverständige, die Gelegenheit hatten, seine Fähigkeit zu beurteilen, behaupten, daß er auf diesem Gebiete wirklich hervorragend begabt sei; andre behaupten, es handle sich auch hier nur um geschickten Dilettantismus." Auch ...? Kinder, Kinder, seht euch bloß vor! Vom Kaiser zum Lächerlichen ist manches Mal nur ein Schritt.

Emil M. Ob man denn die Berliner Volkszeitung, die ich neulich gerühmt habe, wirklich lesen kann? Sie fragen, weil Sie noch nie was von ihr gehört hätten. Ja, man kann, man soll und man muß. In der Morgennummer vom fünfundzwanzigsten März schildert Karl Vetter, „wie es kam". Dieser gewichtige „Beitrag zur Geschichte des Zusammenbruchs" ist mir nicht allein deswegen eine wahre Herzstärkung, weil er in jeder Silbe meinen Ignaz Wrobel bestätigt: noch mehr freut, dergleichen in der nichtsozialdemokratischen Tagespresse zu finden. Dort drückt man sich sonst gern um die drei Fragen herum, die heute für das betrogene Deutschland die wichtigsten sind: Wer trägt die Schuld am Ausbruch des Krieges, an der Verlängerung des Krieges, am Ausgang des Krieges? Die Generale, Etappengrößen, Reserveleutnants, Bezirksfeldwebel: sie stehen auf dem Boden der neuen Regierung — da gehören sie hin! — und schützen ihre neue Herrschaft, wie sie die alte geschützt haben. Die weimarer Götter müssen sich allerdings sagen lassen, daß sie ohne ihre Prätorianer nicht wären. Aber dann hätten wir lieber, sie wären nicht. Die Weltgeschichte ist das Reichsgericht: ihr Urteilsspruch hat Zeit und kommt, wie fast alles, in Deutschland zu spät. Grüß Gott, Herr Vetter!

Franz J. Sie beschweren sich, daß Sie allzu lange nichts von dem Jobber der Republik vernommen haben. Wir wollen bei der Gepflogenheit bleiben, ihm immer nur aufs Maul zu schlagen, sobald er es gegen uns aufsperrt. Die massivsten Anklagen hat hier wider ihn Alfons Goldschmidt erhoben. Die Entgegnung steht heute, nach sechs Wochen, noch aus; obgleich er seitdem etwa zwanzig Spalten auf uns gewutschnaubt hat. Möcht' er uns auch zusammenschmeißen, könnt' er uns doch nicht Lügner heißen; und ein Prozeß, der auf der Stelle anzustrengen gewesen wäre, ist ihm verwehrt, weil Scharen von Zeugen beschwören müßten, daß wir kaum winzige Bruchteile des Belastungsmaterials vorgebracht haben. Wer von den neuen Lesern nicht weiß, worum es sich handelt, der bestelle die Nummern 9, 10 und 13 dieses Jahrgangs. Daraus erfährt er, was für ein Kriminalfall ohne Beispiel der Jobber der Republik ist. Begreiflich, daß er versucht, einen Literaturfall aus sich zu machen und von der Spur abzulenken. „Wenn der Kerl an einer Rose riecht, so stinkt sie", hat Hebbel von Kotzebue gesagt. Da der Jobber der Republik nie ohne „Motive" handelt, so wird ihm nie in den unsaubern Hohlschädel gehen, daß die Existenz eines pharisäisch geschwollenen Hochstaplers, eines klebrigen Gesinnungslumpen, der heut einer kapitalistischen Zeitung seine Dienste anbietet, auf eine Frage, deren Ironie er nicht merkt, sich zu jedem Zugeständnis bereit erklärt,

den verdienten Fußtritt empfängt, schnell eine antikapitalistische Zeitung eröffnet und die Gattung Presse, die ihn verschmäht hat, unentwegt an den Pranger stellt — daß man solch eine Existenz völlig uneigennützig verachten kann und, sobald sie sich mausig macht und gar gemeingefährlich wird, bis aufs Messer bekämpft, wird sie sicherlich nie begreifen. Also sucht sie meine „Motive“ für unsern Kampf zu erschnuppern (den ich doch nie begonnen hätte, wenn nicht Alfons Goldschmidt den schweren Jungen wochenlang an der lichtscheuen Arbeit gesehen und mir die Allgemeinheit endlich als schutzbedürftig bezeichnet hätte). Mein erstes Motiv war „Rache“. Nun, was es damit auf sich hat, hab' ich am zwanzigsten März hier dargetan. Mein zweites Motiv ist „Neid“. Nämlich so. Weil vor Jahren aus einer zwanglosen Unterhaltung mit zwei bekannten Journalisten, die sich in ihren Konzernen versklavt fühlten, der Gedanke entsprungen war, an dieser Stelle wieder einmal den ewigen Plan des großen berlinischen Tageblatts vom Range der Frankfurter Zeitung zu diskutieren, und weil diese Diskussion, in den Nummern 11, 14, 18, 21, 24 des elften Jahrgangs, stattgefunden hat, ohne daß ich für die Verwirklichung jenes fremden Planes je einen Finger gerührt oder einen Fuß vor den andern gesetzt habe (mich persönlich, schrieb ich damals, interessiert die Geschichte garnicht; denn wenn mir für mich an dieser neuen Zeitunug läge, so würde ich nicht lange herumdebattieren, sondern genau so, wie ichs zehn Jahre früher bei meiner Wochenschrift fertig gekriegt, in der Stille die Moneten zusammentrommeln und den Ausschank aufschlagen) — kurzum: aus allen diesen Gründen verzehrt mich der gelbgrüne Neid auf den Jobber der Republik und sein dilettantisches Käseblättchen, worin er mir nachrühmt, daß ich Verständnismangel durch Frechheit ersetze, sobald er ausdrücken will, daß ich Verständnis durch Frechheit ersetze, und das jetzt, um endlich einmal lesbar zu werden, den Beschluß gefaßt hat, mit einer Legion beliebig herausgerissener Sätze der ‚Weltbühne‘ ganze Nummern zu füllen. Denn das ist der dritte Trick: der Jobber der Republik, der noch immer keine einzige unsrer Beschuldigungen zu entkräften vermag, dem aber ihre mörderische Wirkung nach und nach die Gliedmaßen lähmt, greift zu dem verzweifelten Mittel, die Kriegshaltung meines Blattes zu kritisieren. Als ob ein Zuhälter, dem man Handschellen angelegt hat, dem Gerichtspräsidenten die Anfangsgründe der Ethik beibrächte. Da er sich gewerbsmäßig strafbar gemacht hat, so ermangelt er keineswegs der Routine. Ihm ist bekannt, daß mein Blatt, nachdem alle Beschlagnahmungen und Verbote umsonst gewesen waren, unter die strengste Vorzensur gestellt, und daß diese so lange wie meines Wissens bei keiner andern Zeitung oder Zeitschrift Deutschlands: von Ende 1915 bis Ende 1918 aufrecht erhalten wurde — vermutlich, weil der Inhalt den wechselnden Regierungen und der unerschütterlichen Militärgewalt dieses Reiches so außerordentlich bequem und sympathisch war. Beinah jeder politische Artikel wurde durch Striche zerfetzt, und da diese nicht selten im letzten Augenblick, wenn das Blatt schon in der Maschine war, telephonisch anbefohlen wurden, so hatte man hundertmal die Wahl, die ganze Tätigkeit aufzustecken oder sich protestierend zu fügen. Wer nicht, wie der Jobber der Republik, in der großen Zeit von der schweren Film-Industrie sein Brot und durch Schiebungen den Belag darauf bekam; wer keinen unbändigen Hang zur Faulheit hatte; wem die eingeengteste Wirkung lieber als gar keine war; wer nicht jederzeit eine neue Zeitschrift herbeigaunern konnte, sondern sein gutes altes Unternehmen allen Mächten zum Trotz bewahren mußte:

der fügte sich eben. Eine Monatsschrift hat mit mir verabredet, daß ich ihr meine Zensurerfahrungen schildere. Möglich, daß ich von dieser Aufforderung mich bestimmen lasse, nächstens einmal in meiner eigenen Wochenschrift ein paar Kriegsmanuscripte vor und nach der Behandlung durch die Zensur einander gegenüberzustellen. Der Jobber der Republik jedenfalls nimmt unsre verstümmelt erschienenen Leitartikel her, verstümmelt sie abermals, indem er alle Partien streicht, die beweisen würden, daß es ein unausdenkbar blödsinniger Schwindel ist, die ‚Weltbühne' „alldeutsch" zu nennen, und bestätigt auf diese Art von neuem die Wahrheit unsrer Charakteristik, die ihm eine einzige unrichtige Tatsache nachgesagt hat: daß er nämlich seine Lehrzeit bei Orenstein & Koppel verübt habe, während zutreffend ist, daß er an der Portokasse von Friedlaender & Gumpert, der ehrbaren Bankfirma, defraudieren gelernt hat. Der Eifer der falschen Buchführung läßt ihn sogar gegen kleinste Satzteile wüten, die er nicht riskieren darf mitzudrucken, weil sie sofort dem Text eine völlig andre Melodie geben würden. Davon unabhängig steht fest und ist mit der unbekümmerten Offenheit einzuräumen, die hier seit jeher im Schwange gewesen ist: daß die zähe Zensur auf die Dauer auch meinen Leitartikler nicht innerlich unverbogen gelassen hat. Auch er blieb nicht gefeit gegen die hartnäckige Suggestion der berüchtigten Pressekonferenz und ihrer mannigfaltigen Ausstrahlungen, und obzwar er sich stark genug fühlte, derart bedingte Irrtümer immer möglichst bald zu bekennen, so erwies es sich dennoch allmählich als nötig, solche unerwünschten Wirkungen insgeheim dadurch unschädlich zu machen, daß man für die übrige Nummer Schriftsteller bevorzugte, die dem ruchlosen Optimismus, dem vergiftenden Nebel des Kriegspresseamts und seiner Filialen nicht ausgesetzt waren. Es hätte einen einfachern Weg gegeben. Aber alle Mühsal und allen Kummer nahm ich auf mich in dankbarer Erinnerung an die Wochen vom elften November bis zum dreiundzwanzigsten Dezember 1915, wo Germanicus als Cunctator schlichthin das Ideal politischer Publizistik erfüllt hatte, und in der festen Zuversicht, daß er nach Aufhebung jener Vorzensur, die sich am Heiligabend des Jahres 1915 für den ganzen Rest des Krieges auf uns gelegt hatte, stracks zu seinem Anfang zurückkehren werde. Allein so leicht war die gottverdammte Zensur nicht Jeder los, der sie los war; und so sah ich mich schließlich zu der Trennung gezwungen, für die der Jobber der Republik — wenn der Kerl an einer Rose riecht, so stinkt sie — selbstverständlich nur die Erklärung hat, die ihm für seine eigenen Entschlüsse geläufig ist. Aber sein Ruhm ist aus meiner Wochenschrift bereits in die Tagespresse gedrungen, und ich brauche mich glücklicherweise für heute nicht mehr selbst anzustrengen. Der Leipziger Volkszeitung glückt ihr Signalement des Konjunktur-Witterers; nur hat es den Fehler, den ich von Anfang an zu vermeiden getrachtet habe: eben daß aus dem Kriminalfall ein Literaturfall gemacht wird. Den Kriminalfall faßt möglichst unzweideutig der ‚Vorwärts'. Der bezeichnet den Jobber der Republik als „Herzog von Abfundien", deckt von seinen vielen schmierigen Geldgeschäften jenes auf, wo ein „idealistischer Schwärmer" mit vorgehaltenem Revolver bei seiner „tiefen Angst vor öffentlichen Skandalen" gepackt wurde, und — und „schließlich arrangierte man sich. Dem Herzog wurden angebliche Schulden in erheblichem Betrage gezahlt und außerdem eine Abfindungssumme von 250 000 Mark angeboten, damit er sein drohend schon aufgerissenes Maul wieder stumm zuklappen ließe.

Der Herzog von Abfundien, der ist ein kluger Mann. Er weiß, was er der Revolution verdankt, aber er traut ihr nicht. Er brüllte wie ein Berberlöwe, daß das Kapital der obern Zehntausend zugunsten der breiten Massen des Volkes enteignet werden müsse. Und kaum, daß sein Gebrüll verklungen war, besann er sich auf seine 250 000 Mark und auf die große Gefahr, nun auch den armen Teufeln mithelfen zu müssen. Da kniff er scheu den Schwanz ein, reiste mit seinem Banknotenpäckchen zu einem Kongreß nach der kapitalistisch gesicherten Schweiz und legte es dort der Sicherheit halber in ausländischen Papieren an. Morgen wird der Herzog von Abfundien eine solenne Proklamation an alle Getreuen des Kreises der sich Neppenlassenden verkünden, in der er die Kapitalisten und Banknotenschleichhändler und Geldverschieber als das ekelhafteste Gelichter der deutschen Republik brandmarken wird." Kurz und gut und immer noch einmal: Von Rechts wegen hat hier das Wort die Staatsanwaltschaft.

Sanitäter Sch. Sie stimmen, ein bißchen spät, aber nicht zu spät, meinem Polgar zu, der hier am sechsten Februar behauptet hat, daß es uns gut geht. „Ja," schreiben Sie, „es geht uns gut, trotzdem wir nun schon ein Vierteljahr stellungslos sind. Es ist eine Lust zu leben, trotzdem das Notwendigste fehlt. Kein ‚Kaczmarek' verpaßt uns einen ‚August', wenn wir unartig waren. Kein Kamerad verschafft sich durch Denunziation einen Druckposten. Und Panje Rittmeister sah ich am Potsdamer Platz in Räuber-Zivil: schäbigem Mantel mit weichem grünen Kragen, der gegen den grauen von draußen gar so niedrig war." Ja, es geht uns gut. Aber es wird uns wieder schlecht gehen, wenn wir nicht ernstlich dafür sorgen, daß dergleichen Panjes nicht wieder in die Höhe kommen: wenn wir nicht — Angehörige aller Berufe und Stände — zusammenhalten und dahin wirken, daß gewisse Grundrechte unsrer Person nie wieder angetastet werden dürfen, auch unter Zuhilfenahme der donnerndsten Phrasen nicht. Tun Sie mit, daß der Kragen Ihres Rittmeisters weiter so niedrig wie möglich bleibt.

F. T—t., Buchhändler in D. Sie schreiben mir: „Erbitten Nachricht per Postkarte: Was ist das neuste Drama von Jacobsohn? Ebenso ein Verzeichnis sämtlicher Werke Jacobsohns?" Hier ist es: Karotten und Maiglöckchen, Ein Liederstrauß! Seiner alten Tante Amalie geflochten von S. J.; Leier und Schwert! Vaterländische Gedichte zum Reklamationsfest; Die Hochzeit, Lustspiel in drei bis vier Akten; Ferdinand Bonn, Ernst von Possart, Wilhelm der Zweite — drei Theaterdirektoren. Und sein neustes Drama heißt: 1919, Die Geschichte einer verpfuschten Revolution.

K. F. Ludendorff sitzt im Adlon und liest Korrekturen — Rosa Luxemburg liegt auf dem Grunde des Landwehrkanals. In keinem andern Land der bewohnten Erde ist diese Rollenverteilung möglich.

Liebknechts Mörder. Seid Ihr noch sämtlich da? Wie geht es denn mit der werten Gesundheit? Alles in bester Ordnung? Das ist recht. Bei den neuen Sicherheitsverhältnissen kann euch zum Glück nichts passieren. Gute Verrichtung das nächste Mal!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Herausforderungen von Heinrich Ströbel

Im Ruhr-Revier ist der Generalstreik ausgebrochen. Am zweiten April noch sollte er, nach den offiziösen Meldungen, kläglich mißglückt sein, aber heute, am dritten, muß W. T. B. bereits 110 000 Streikende zugeben, fünfzig bis sechzig Prozent der ganzen Belegschaft. Wozu da der voreilige Triumph der amtlichen Nachrichtenverschleierer? Man weiß doch, müßte doch wissen, daß eine parteiische, hämische Streikberichterstattung nur die Empörung der Arbeiter aufpeitscht. Und man beschränkte sich nicht einmal auf die vorwitzige Totsagung des doch erst einsetzenden Streiks. Man erklärte ihn auch in Bausch und Bogen für bloße Spartacidenmache. Die Masse der Bergarbeiter selbst wolle von dem Streik gar nichts wissen. Leider nur bestehe die „Befürchtung", daß auch diesmal wieder, wie früher, die Mehrheit von einer terroristischen Minderheit vergewaltigt werde. Schon sei verbrecherische Sabotage geübt, ein Hochofen durch Bubenhand zerstört worden. Das war, wie sofort festgestellt wurde, eine Lüge. Und die Befürchtung der Terrorisierung der Mehrheit war umso unsinniger, als ja das ganze Ruhr-Revier vor wenigen Wochen systematisch entwaffnet worden war. Aber die sofortige Verhängung des Belagerungszustandes und das Einrücken der Truppen mußte doch, so schlecht es auch ging, begründet werden.

Man kann wesentliche Forderungen der Bergarbeiter, wie den Sechsstundentag, für unerfüllbar und den Streik für eine schwere Schädigung unsres ohnehin todkranken Wirtschaftslebens, und dennoch diese Methoden der Streikbekämpfung für einsichtslos und frivol halten. Für zehnfach frivol und für unbegreiflich einsichtslos, sofern diese schäbigen Methoden von einer Regierung geübt werden, die aus ihrer proletarisch-sozialistischen Vergangenheit die unfehlbaren Wirkungen einer solchen Unklugheit und Unanständigkeit kennt. Wie oft haben die Scheidemann, Ebert, Bauer, Hué dem Unternehmertum und den Staatsgewalten ins Gesicht gesagt, das beliebte Märchen vom Streikterrorismus sei nur fauler Kapitalistenzauber und der Appell an die Bajonette nur ruchlose Provokation. Und heute, wo sie selbst die Macht in den Händen haben und die Verantwortung tragen, übertrumpfen sie an Rücksichtslosigkeit und bösartiger Stimmungsmache die alten kapitalistischen Mächte. Woher soll da Vertrauen, woher der Wirtschaftsfriede kommen, wenn man so sinnlos draufloswirtschaftet!

Diese sozialistische Vergötzung der Gewaltpolitik stammt nicht erst aus der Aera Noske. Schon Ende Dezember glaubte man an die ultima ratio der Maschinengewehre gegen die

Spartaciden und Bolschewisten im Ruhr-Revier. Denn, so meinten schon damals die Mehrheitssozialisten in der preußischen Regierung: die nicht mehr abreißenden Streiks im Ruhr-Revier seien keine Stimmungsausbrüche der Masse, sondern die Brandstiftungen einer politischen Verbrecherrotte, die allgemeine Wirtschaftsanarchie erstrebte, um Bolschewismus und Ententismus die Wege zu bereiten. Da ich widersprach und bis zum Aeußersten Streikschlichtung durch gütliche Verhandlung empfahl, beschloß man, nicht ohne ein wenig Schadenfreude, mich selbst mit dieser, wie man annahm, sehr undankbaren Mission zu betrauen.

Und ich muß gestehen, daß ich selbst kaum an einen Erfolg glaubte, als ich am dritten Weihnachtstag die Reise antrat. Auch ich hatte mich durch die wilde Stimmungsmache offiziöser und privater Hetzer täuschen lassen. Auch damals wurde die Presse mit Terrorismus-Geschichten überschwemmt, zügellose Sabotage-Akte sollten verübt und verschiedene Schächte zum Ersaufen gebracht worden sein. Und nicht nur Spartaciden schürten diabolisch diese Anarchie, sondern auch Polen und Entente-Söldlinge hatten ihr Eisen im Feuer, um den Alliierten den Vorwand zur Besetzung des Kohlenbeckens zu liefern. Freilich wurde ich schon unterwegs stutzig. Denn eine regierungstreue Arbeiter-Deputation aus dem Streikrevier, die ich während der gemeinsamen Reise gründlich ausfragte, wußte mir von all diesen Schandtaten und Umtrieben nicht das Geringste zu berichten.

Aber auch im Streik-Revier selbst fahndete ich vergebens nach den politischen Hetzern und Entente-Emissären. Ich inquirierte Bürgermeister, Magistratsbeamte, Zechenherren, aber Keiner konnte mir nur den Schatten ihrer Existenz nachweisen. Die Meisten der Befragten schüttelten selbst den Kopf über die abenteuerlichen Gerüchte. Der einzige Anhaltspunkt blieb die törichte Rede eines düsseldorfer „Anarchisten", die einmal in einer Streikversammlung gehalten worden sein sollte. Ebensowenig wußte man von Taten des Terrorismus oder der Sabotage. Keine Zeche war ersoffen, keine Schachtanlage zerstört oder auch nur bedroht worden. Die Tatarennachrichten, mit denen man Berlin und das ganze Land im Atem gehalten hatte, waren glatt aus den Fingern gesogen gewesen. Ein blutiges Rencontre nur hatte sich ereignet, am Nachmittag, bevor ich eintraf. Eine unbesonnene, aus Münster herbeigeholte Soldatenabteilung hatte auf einer Nachbarzeche aus Nervosität auf einen Demonstrationszug unbewaffneter hamborner Arbeiter geschossen. Die Beschossenen hatten in ihrer Wut nun auch ihrerseits Maschinengewehre herbeigeholt, sodaß es nun auch unter den Soldaten Tote und Verwundete gab. Die Erbitterung der hamborner Arbeiter hatte den Siedegrad erreicht, und der Versammlungsredner konnte sie von einem neuen Rachezug nur durch die Versicherung abhalten, daß die revolutionären mühlheimer Frei-

willigentruppen ihn sofort an ihrer Stelle unternehmen würden. Wiederum befürchtete ich Schlimmstes, doch enthob mich ein telefonischer Anruf nach Mühlheim, auf den mir von der maßgebenden Stelle die beruhigendste Zusicherung ward, der persönlichen Intervention. Die mühlheimer Rote Garde bewies in diesem kritischen Augenblick die Vernunft, die einem Noske in ähnlichen Fällen dringend zu wünschen wäre: sie gab der Truppenabteilung, die das Blutbad angerichtet hatte, durch ein paar Abgesandte den kräftigen Wink, sofort spurlos zu verduften. Die Offiziere, diesmal klüger als am Tage zuvor, beherzigten den guten Rat. Der angeblich notwendige militärische Zechenschutz verschwand, und von Gewalttätigkeit war von Stund an keine Rede mehr.

Auch die Streikschlichtung gelang fast überraschend leicht. Die Werksbesitzer, die selbst die wirtschaftliche Notlage ihrer Arbeiter bedingungslos anerkannten, gaben zur Hälfte nach und zur Hälfte die Arbeiter. Die „spartacidischen Hetzer", die angeblich jede Vermittlung zu sabotieren trachteten, waren nach meinem Gefühl froh, daß es zur Verständigung kam. Ihre Hauptsorge war, die Arbeitermassen selbst für das Kompromiß zu gewinnen. Und daß die Arbeiter wirklich obstinater waren als die Streikleitung, bewiesen mir am andern Tage die zur Versammlung ziehenden Arbeitergruppen, deren lebhafte Gefühlsäußerungen ich von meinem Hotelfenster aus ungesehen belauschen konnte. Mit erregter Gestikulation wurde versichert, daß dieser Streikschluß eine Niederlage sei, daß dazu der berliner Herr nicht hätte zu kommen brauchen, daß man unter solchen Bedingungen die Arbeit nicht wieder aufnehmen könne. Aber die Einsicht siegte dennoch. Der Streik wurde überall beendet. Guter Wille und etwas Entgegenkommen bewirkten, was schroffe Gewaltpolitik niemals erreicht hätte!

Diese Erfahrungen haben meine aus tausend Beobachtungen gewonnene Ueberzeugung erhärtet, daß bei den Arbeitern durch Güte und einfühlendes Verständnis Alles zu erreichen ist; nichts dagegen durch Mißtrauen und Schroffheit. Man bemühe sich doch endlich einmal, sich erst das Vertrauen der Arbeiter zu erobern durch Zugeständnisse, die man wirklich machen kann, also vor allem durch einen ernsten Sozialisierungsversuch. Wenn Ein Betriebszweig, so sind dafür die Bergwerke reif. Beweist man so durch vernünftiges Nachgeben den Arbeitern Entgegenkommen, so wird man sie auch davon überzeugen können, daß die Sechsstundenschicht in der Tat zunächst undurchführbar und mit Rücksicht auf die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie erst durch internationale Vereinbarungen realisierbar ist. Ja, man wird ihnen dann sogar klar machen können, daß auch das Räte-System kein soziales Allheilmittel darstellt. Aber entgegenkommen muß man den Arbeitern, mit ihnen ehrlich verhandeln,

wenn man wirklich Ruhe schaffen will. Maschinengewehre lassen revolutionäre Schichten nun einmal nicht als überzeugende Argumente gelten, und durch Aushungerung der Streikenden und Schwerstarbeiterzulagen für die Arbeitswilligen wird man die Erbitterung nur ins Maßlose und Katastrophale steigern.

Das unsagbar Beschämende ist freilich, daß man das alles Regierungsmännern zu Gemüte führen muß, die sich Sozialdemokraten nennen!

*

Wir haben niemals bestritten, daß auf wirtschaftspolitischem Gebiete oftmals Anforderungen an die Regierung gestellt werden, die keine Regierung zu erfüllen vermöchte, und verkörpere sie die schrankenloseste Diktatur des Proletariats. Die Forderungen der Arbeitszeitverkürzung und Lohnerhöhung finden ihre natürliche Grenze in den Existenzbedingungen unsrer Industrie, der Leistungsfähigkeit der Staatsfinanzen. Hier gilt es allen proletarischen Ansprüchen und Erwartungen entgegenzutreten, die, mögen sie moralisch noch so begründet sein, oekonomisch einstweilen undurchführbar sind. Nachdrücklich muß den Arbeitern immer wieder gesagt werden, daß der Kommunismus erst am Ende des großen sozialen Umgestaltungsprozesses liegen könne, nicht am Anfang. Der Sozialismus kann nicht über Nacht durch die äußern Eingriffe einer Legislative improvisiert, er kann nur auf dem Wege allmählicher planmäßiger Entwicklung der Wirtschaftsorganisation erreicht werden. Sind aber keine sozialistischen Wunder möglich, so sind dafür alle jenen Reformen umso unaufschiebbarer, die ernster demokratischer Wille ohne weiteres durchzuführen vermag. Zu diesen Reformen, mit denen bürgerliche Republiken der sogenannt sozialistischen Republik Deutschlands längst vorangingen, gehört an erster Stelle die Befreiung des Volkes aus der Bevormundung der Geistlichkeit, die Trennung von Staat und Kirche, die vor allem die völlige Emanzipation der Schule von der Kirche einschließt.

Das Programm, das die preußische Revolutionsregierung sofort nach ihrem Zusammentritt im November veröffentlichte, enthält natürlich auch diese selbstverständliche Forderung. Es ist richtig, daß ich selbst erst auch diesen Punkt in den äußerst magern Entwurf hineinbringen mußte, den damals Herr Doktor Südekum namens der mehrheitssozialistischen Regierungsmitglieder vorgeschlagen hatte. Aber es ist auch richtig, daß Herr Doktor Südekum meinen Vorschlag ohne Sträuben akzeptierte, ja mir noch während der gemeinsamen Redaktion der Endfassung ausdrücklich konzedierte, daß sich die Revolution überhaupt nicht lohne, wenn nicht einmal die Trennung von Staat und Kirche und Schule und Kirche durchgeführt werde. Das war im November, dem revolutionären Germinal, und was erlebten wir im Keimmonat des Kalenders? Daß von einer reinlichen

Scheidung zwischen Staat und Kirche und einer Entfernung des kirchlichen Elements aus der Schule gar keine Rede sein soll, sondern daß auch hier die sozialistischen Massen mit den faulsten Kompromissen abgefunden werden! Schon in der Programmrede des preußischen Ministerpräsidenten wurde im Grunde nichts verheißen als die Simultanschule und die Aufhebung des obligatorischen Religionsunterrichts. Aber nicht einmal die Simultanschule sollen wir, wie sich bei näherm Zusehen zeigte, wirklich erhalten. Denn es soll ja in dem Belieben der Gemeinden liegen, ob sie an Stelle der Konfessionsschule die Simultanschule einführen wollen. Ueberall da, wo Zentrumsleute oder andre Reaktionäre die Kommunen beherrschen, soll also die Konfessionsschule der „sozialistischen Republik" erhalten bleiben! Und nach den Verhandlungen des weimarer Verfassungsausschusses ist leider kein Zweifel mehr, daß auch die Reichsverfassung die alten Privilegien der Kirche nach Möglichkeit schützen will. Die Kirche soll eine öffentliche Körperschaft bleiben, sie soll nach wie vor ihre Kirchensteuern durch Benutzung der staatlichen Organe einziehen dürfen!

Also völliger Bankerott auch der Kulturpolitik. Klägliche Kapitulation vor dem Klerus. Und lediglich deshalb, weil man nicht die Courage aufbrachte, sich entschlossen auf eine Koalition der Demokratie zu stützen. Ben Akiba hat doch Unrecht: eine revolutionäre sozialistische Regierung, die mit Militarismus und Klerikalismus eine zärtliche Familiengruppe stellt — dies Bild ward noch nie gesehen!

*

Aber Herr Haenisch, der vor dem Klerikalismus so mutig zurückwich, erobert dennoch der Wissenschaft neue Provinzen: er hat zwei Sozialdemokraten zu Professoren gemacht. Herrn Paul Lensch wegen seiner nationaloekonomischen, Herrn Heinrich Cunow wegen seiner ethnologischen Verdienste.

Ein ungleiches Paar, diese Beiden. Herr Cunow ist ein Mann von unzweifelhaften wissenschaftlichen Meriten. Er hat, schon als er noch den hamburger Kontorbock drückte, mit erstaunlichem Autodidaktenfleiße Abhandlungen über das Verwandtschaftssystem der Austral-Neger und den sozialen Inka-Staat geschrieben, die ihm bei Fachgelehrten den Ruf eines gründlichen Forschers eingetragen haben. Später, als er sich in der Redaktion der ‚Neuen Zeit' und des ‚Vorwärts' freiern Spielraum für wissenschaftliche Betätigung errungen, schrieb er auch tüchtige geschichtliche und nationaloekonomische Arbeiten, namentlich sein fleißiges Buch über die Parteien der großen französischen Revolution und ihre Presse. Sogar das Hebräische erlernte er damals noch, um seine religionsgeschichtlichen Studien sicherer zu fundieren. Cunow hat es also redlich verdient, daß er jetzt Professor (und Direktor des Museums für Völkerkunde) geworden

ist. Er war der geborene Professor. Ein Riese an Sitzfleisch. Nur freilich kein Forscher großen Stils, kein wissenschaftlicher Bahnbrecher, kein Systemschöpfer wie Karl Marx. Er war, wie gesagt, der geborene, der typische Professor. Auch darin, daß ihm das geistige Rückgrat fehlte, der Charakter. Er war der schlimmste Umlerner, der sich während des Krieges kompromittiert hat. In den ersten Augusttagen 1914 verfaßte er im Namen der „Vorwärts"-Redaktion eine Protesterklärung gegen die Bewilligung der Kriegskredite. Ein paar Monate später hatte er „umgelernt" und sich vom prinzipiellen Gegner des Imperialismus zum Propheten des deutschen Imperialismus bekehrt. Die deutschen Siege hatten ihm die historische Notwendigkeit dieses Imperialismus bewiesen. Der Unvorsichtige — hätte er noch vier Jahre länger gewartet! Für den preußischen Kultusminister bedeutete freilich dies intellektuelle Manko Cunows keine Minderung seiner wissenschaftlichen Bedeutung, sondern, im Gegenteil, eine Empfehlung. Ein Umlerner und Sozialimperialist stand dem Herzen des congenialen Herrn Haenisch am nächsten.

Herr Lensch hat es ja ausschließlich diesen Empfehlungen zu verdanken, daß auch ihm der Professortitel verliehen wurde, denn was hätte er sonst aufzuweisen als seine virtuose politische Wandlungsfähigkeit! Sozialpolitisch hat er niemals etwas geleistet. Seine einzigen Aktiva sind die hurrapatriotischen Broschüren, mit denen er sich schon während des Krieges in das Herz der Alldeutschen stahl. Herr Lensch ist in hervorragendem Maße kein Charakter, darum aber noch keineswegs ein hervorstechendes Talent. Auch besitzt er nicht die leiseste Spur von Gelehrtenfleiß, was ihm die Leipziger Volkszeitung wiederholt attestierte. Was diesen Mann zum Professor prädestinierte, wird selbst den Mehrheitssozialisten völlig rätselhaft sein. Immerhin war es verdienstlich von Herrn Haenisch, daß er nicht etwa Gelehrte von wirklicher Bedeutung und von Charakter, wie Eduard Bernstein oder Karl Kautsky, durch seinen Ernennungseifer kompromittierte. Dergleichen Männer wären denn doch zu schade dazu, dem System Haenisch zur unverdienten Glorie zu verhelfen.

*

Sollen wir in Bayern erleben, was wir, nun zweimal schon, in Berlin erlebt haben? Angeblich steht man dort — ich schreibe dies am sechsten April — vor Verkündigung des Räte-Systems. Eines Räte-Systems, von dem die Kommunisten selbst nichts wissen wollen! Ihr Führer Doktor Levien warnt, hält weder den Augenblick noch die Methode für richtig. Die ganze Aktion scheint aus Erhitzung geboren, die — planmäßig? — durch die plötzliche Einberufung des Landtags erzeugt wurde. Man empfand sie als reaktionäre Provokation und ließ sich — provozieren. Denn die Proklamation der Räte-Republik wird nicht ein Abschluß, sondern ein Anfang sein. Das ersehnte Kampf-

signal, die Kraftprobe, auf die alle blauweiße und blauschwarze Reaktion sich längst gerüstet. Und keiner der Verantwortlichen bedenkt, wie schließlich diese Politik der Herausforderungen enden wird!

Brief über Kurt Eisner

Die Schreiberin dieses Briefes, die gebeten wurde, seine Veröffentlichung zu erlauben, erwiderte: „Gern — wenn mitgeteilt wird, daß ich nicht an Veröffentlichung gedacht habe."

Krumbach in Schwaben, 25. März 1919

Verehrter Herr Jacobsohn!

In meinem stillen Erholungsnest bei Gustav Landauer lese ich Ihre guten Worte für meinen Mann.

Mit den Bemerkungen über Kurt Eisners Menschenkenntnis sind Sie nicht ganz im Bilde. Er hat so merkwürdig auf schlechte Menschen reagiert, daß man ihn schon genau kennen mußte, um sich nicht täuschen zu lassen. In der Tat war er ein Menschenkenner und Psychologe, dem aber zu seiner Revolution die großen Mitmenschen fehlten, die Mitarbeiter, mit denen er alle wichtigen Stellen hätte besetzen können. Das war die Tragik der ersten Revolution. Er wagte trotzdem den Kampf, er fürchtete sich nicht vor schlechten und berechnenden Menschen, ging ihnen nicht aus dem Wege, schickte sie auch nicht fort, gab aber niemals den Glauben auf, durch sein großes Beispiel erzieherisch zu wirken. Er war Pädagoge der Tat und hat sich die wenigen zuverlässigen Helfer der Revolution in mühsäliger Aufklärungsarbeit schon vor dem Januar-Streik 1918 in den Diskussionsabenden erzogen, einzeln um ihre Seelen geworben.

Seine ganze öffentliche schriftstellerische Tätigkeit war ein Opfer für die Partei, deren heftigster Ankläger er immer gewesen war und geblieben ist, der er sich dennoch hingab, um für die Arbeiter, für die ganze Menschheit zu wirken. Er erlöste diese Klasse, obwohl er die unaufgeklärte Masse kannte und in seinen Reden ihre Fehler geißelte. Aber er tat es, um einer zukünftigen bessern Jugend das Leben zu erhellen. Er wurde Bayerns Ministerpräsident, obwohl er in seinem Leben jedes Amt verachtet hatte und es immer in dem Augenblicke verließ, wo seine innere Freiheit bedroht wurde (auch wenn ihm Sorge drohte). Er blieb Ministerpräsident, obwohl ihm dieses Amt die schwersten arbeitüberbürdeten, undankbarsten, unruhigsten Tage seines Lebens brachten, er blieb, weil seine Mission nicht vollendet war.

Das Werktags-Menschentum konnte ihn nicht verstehen, denn er war ein Philosoph, dem nur die großen Linien wesentlich waren. Er hatte das Orientalische — das mit dem modernen feigen Geschäfts-Judentum nichts zu tun hat —, das

weise Indiertum, sich nicht gegen die Feinde und gegen die Gemeinheit zu wehren. Zu verschwinden, wenn niemand es erwartete, nichts festzuhalten, alles hinzugeben.

Kurt Eisner las in den Hirnen der Menschen und hat sehr häufig die Wut der Parteigenossen erregt, weil er diesen und jenen Streber wegen Verfehlungen angriff, die dem normalen Betrachter erst nach Jahren zu Bewußtsein kamen. Oft hat er mir in witzigen Epigrammen charakterisiert, was in einer Sitzung oder Versammlung erst geschehen sollte. Und es traf so ein. Viele Leiden und Hohn hatte er zu ertragen, weil er weiter sah als der gewöhnliche Mensch und politische Ereignisse zehn Jahre früher verkündete. Die Leute, die ihn verhöhnten, als er die preußische Sozialdemokratie zu der Beteiligung im preußischen Landtag, zur Arbeit aufforderte, übernahmen später die Mandate.

Er war nicht nur Kenner der Menschen, der Parteien, auch der Internationale, und er war in Deutschland der einzige Schriftsteller und sozialistische Politiker, der die Wichtigkeit der ausländischen Politik jahrelang vergeblich öffentlich aussprach. Seine Broschüre ‚Der Sultan des Weltkriegs' ist eine geniale Prophetie der Sachkenntnis, blieb vor mehr als einem Jahrzehnt unbeachtet und kommt nun zu spät an die Oeffentlichkeit. Ich war Zeuge, als in den Tagen des Kriegsausbruchs mein Mann im bayrischen Landtag erklärte, die Engländer blieben nicht neutral. Und er begründete diese Auffassung. „Sie sind verrückt geworden", sagte der „Realpolitiker" Auer entsetzt, und der gleichen verhängnisvollen Unkenntnis gaben sich alle kurzsichtigen deutschen Politiker hin, bis zu Bethmann Hollweg hinauf.

Wenn ich in einiger Zeit gesund zur Arbeit geworden bin, werde ich die Geschichte meines Mannes schreiben. Es ist ein einziger dornenvoller Weg des hellsehenden, zähen Kämpfers gegen die Aengste der Kleinmütigen, die Kurzsichtigkeit der Dilettanten, die Unfähigkeit der Pfuscher, deren Haß dieser harte und dennoch gütige Kämpfer auf sich geladen hat. Hart gegen die Feinde der Menschheit, die Kapitalisten, die Ausbeuter, die Unvernünftigen, die Phrasenhelden, gütig zu den Gläubigen der Zukunft.

Kurt Eisner kannte die Menschen in ihren Arten, Abarten, Unarten, er schützte sich dennoch nicht gegen seine Feinde und ihre Machenschaften. Sie kamen gegen seinen Idealismus und seine Ueberlegenheit nicht auf, sondern mußten sich selbst im niedrigsten Unflat wälzen, um ihn bespritzen zu können. Er sagte wie ein Andrer aus seinem Geschlecht: Herr, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.

Er kannte die Menschen so sehr, daß er wußte, daß es keine Rettung vor ihnen gab, als für sie zu sterben.

Else Eisner

Aus Parlament und Presse von Olf

Exminister Hergt erklärte, das Land wolle — außer den sonst üblichen Vokabeln wie Ordnung undsoweiter, wobei wieder verschwiegen wird, welche Ordnung eigentlich — das Land wolle Wiederaufbau. Ich glaube, das ist nicht wahr: es will Aufbau.

*

Nachdem Herr Minister Heine seinen Ruf als politischer Taktiker dadurch geschädigt hatte, daß er als Justizminister sprach, bevor Hoffmann seine Interpellation begründet hatte, begrub er den Rest seines Ansehens — und man hört, daß schon die Würmer nagen — als Minister des Innern. Er sprach gegen die äußere Politik des Schuldbekenntnisses. „Wenn die ganze Schuld allein auf Deutschland gelegen hätte, wäre es doch die Pflicht jedes Deutschen, sich bis zum letzten Blutstropfen zur Wehr zu setzen.“ Die Engländer singen und sagen, zur Wut rechtliebender Deutscher: right or wrong . . . Und dieser Satz, Herr Rechtsanwalt und Justizminister, würde bei analoger Ausdehnung ergeben: wenn mein Vetter auch einen unprovozierten Mord begeht, hab ich ihn doch zu schützen — das Motiv wird später genannt: Verräter sei, wer das Schuldbekenntnis zu gering finde und also größere Forderungen der Entente ermögliche. Aha! Der Herr Justizminister ist ein Politikus.

*

„Die Deutsch-Oesterreicher denken nicht an Neutralisierung, die ihren Tod als Kulturmacht bedeuten würde“, erkühnt sich die B.Z. Ich bin für allgemeine Neutralisierung. Aber der Beweis für die Behauptung der B.Z.? Beweise dafür, daß Wehrpflicht und stehende Heere eine Kulturmacht garantieren, ihr Fehlen das Ende der Kultur bedeutet? Beweise für diesen Unsinn? Beweise?

*

Die Deutsche Zeitung schreibt vom Alldeutschen Verbande er sei fortdauernd mit Erfolg für seine großen Ziele eingetreten. Das kann man sagen. Nur läßt die Deutsche Zeitung sonst diese Zufriedenheit mit der Weltlage vermissen.

*

Die sehr beachtenswerte ‚Neue Berliner Zeitung‘ erklärt es in einem Artikel ‚Drohnenzucht‘ für dumm oder schlecht, daß in Bayern erklärt wurde, es müsse dahin kommen, daß jeder nur zehn, allerhöchstens achtzehn Jahre zu arbeiten habe. Dieser Tadel beruht auf der katastrophalen intellektualen Trübung, einer Folge des kapitalistischen Systems, als wäre „Arbeit“ (also mehr als Produktion) eine Tugend, nicht nur eine Not! Es kann garnicht wenig genug gearbeitet werden — in einem rationalen System: damit mehr geschaffen werde; damit besser gelebt werde.

*

Noske erzählt, daß am ersten Revolutionstage die Arbeiter in Friedrichsort bei Kiel sich weigerten, von nun an auch nur einen Handschlag für die Herstellung von Kriegsmaterial zu tun. Und niemand zeichnete sie damals aus! Und niemand rief, als Noske das erzählte, Bravo! Noske fuhr fort, er habe im Dezember feststellen müssen, daß die Arbeiter irgendwelche Tätigkeit nicht einmal fingierten. Der Moralist: sie hätten doch wenigstens fingieren sollen!

*

Ludendorff empfiehlt Fortführung des Krieges gegen Westen und Neubeginn des Krieges gegen Osten. Er wagt es. In welchem andern Lande der Welt wäre das möglich?

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LVII.

Walther Adrian Schücking

Wenn man früher, vor dem Kriege, mit sonst gebildeten Leuten vom Pazifismus sprach, sahen sie einen mitleidig von der Seite an und zuckten die Achseln: „Auch so Einer, der an den allgemeinen Welt- und Menschheitsfrieden glaubt. Und das will ein Realpolitiker sein, den man ernst nehmen soll.“ Das war so die landläufige Auffassung in unsrer Intelligenz: verstiegene Utopie. Die verächtliche Ablehnung einer großartigen ethischen und höchst realpolitischen Idee entsprang in neunundneunzig von hundert Fällen krassester Unkenntnis von dem, was der moderne Pazifismus eigentlich wollte. Man stellte sich, in ganz unklaren Umrissen, so etwas wie ein kommunistisches Menschheitsparadies allgemeinen Weltfriedens vor, ohne zu ahnen, welche gedankliche und praktische Vorarbeit bereits geleistet war, um politisch und völkerrechtlich einen überstaatlichen Friedensorganismus zu schaffen.

Mein Gott, wer sich auch nur etwas in der Geschichte, nicht bloß der Könige, umgesehen hat, weiß, wie der weltorganisatorische, wie der pazifistische Gedanke schon seit zwei Jahrtausenden nach immer neuen Ausdrucksformen gesucht hat, um sein Ziel zu erreichen. Zuerst ist es die schillernde Fata Morgana eines Universalreiches, die in den Köpfen spukt und sich bis zu einem Napoleon dem Dritten vererbt hat. Das Rom der Kaiserzeit gestaltet in ungeheuerm Expansionsdrange das römische Weltbürgertum. Im Mittelalter tritt die katholische Kirche an diese Stelle, und die Kaiser sind die weltlichen Machtvollstrecker dieser über den Völkern schwebenden christlichen Zentralorganisation. Die Reformation löst die Einheit der mittelalterlichen Welt auf. Die Kabinetts-, die Koalitionskriege beginnen, und nun stehen immer neue Politiker und Gelehrte auf, um zur Herstellung eines dauernden Friedenszustandes der Idee eines

allgemeinen Staatenbundes das Wort zu reden: von Campanella, Ernst dem Zweiten, dem Landgrafen von Hessen-Rheinfels, Sully über Saint Pierre bis Kant, der im Gegensatz zu den Andern, den Monarchisten, die Völker selbst aufruft, um in einem Bündnis konstitutioneller Staaten die Regierung auszuüben.

Dann kam, mit und nach den napoleonischen Kriegen, die nationalistische Flutwelle über Europa, die im Augenblick noch brandend an die Gestade einer lichten Friedenszukunft schlägt. In diesem nationalistischen Taumel, der vor dem Kriege auch fast die ganze deutsche Intelligenz erfaßt hatte, standen nur Wenige aufrecht und hielten an den großen humanitären Gedanken unsrer Vorväter aus dem achtzehnten Jahrhundert fest. Die Meisten schämten sich, edel und gerecht im Völkerleben zu denken und zu handeln, und wo die Landesgrenze aufhörte, klappten sie das Alte, das Neue Testament samt Katechismus und Choralbuch zu. Denn schlimmer noch als innerlich gegen die gute Stimme ihres Gewissens zu sprechen und zu handeln, schien ihnen der Spott und die Aechtung der wohlanständigen Gesellschaft, in der die Offiziere und Assessoren den Bildungston und die Politik angaben.

Wer sich früher offen als Pazifist bekannte, war in den Augen aller anständigen und korrekten Menschen vom Typ der Täglichen Rundschau und der Deutschen Tageszeitung ein Utopist, ein Schwärmer, ein unklarer Kopf, ein Reichsfeind, ein Mensch, der kein Gefühl fürs Nationale hatte, ein Subjekt, das sicherlich jüdisch-international sei. Solchen Menschen ging man am besten aus dem Wege. Nur Charaktere ließen sich nicht anfechten und machten keine Konzessionen.

Ein solcher Charakter ist Walther Schücking, den man anderthalb Jahrzehnte hat bitter fühlen lassen, was es heißt, gegen den Strom zu schwimmen und zu bekennen, wo alle abwehrend die Hände ausstreckten. Er repräsentiert ein Stück Leidensgeschichte, die der Pazifismus viele Jahre lang in Deutschland hat durchmachen müssen, bis er aus einem entsetzlichen Blutbad der Völker siegreich hervorgegangen ist.

Ja, die Schückings sind alle unverbesserliche Idealisten, Männer, die sich selbst treu bleiben und, über Stock und Stein, ihren Weg gradeaus bis ans Ziel gehn. Ideenmenschen. Phantasiemenschen. Und trotzdem kritisch und real denkende Menschen. Menschen der Feder. Lewin Schücking, der Romanschriftsteller des jungen Deutschland, der Freund Freiligraths und der Droste-Hülshoff, ist Walthers Großvater. Luise von Gall, die flink schreibende Novellistin, ist seine Großmutter. Vom Vater ward ihm der kritisch-juristische Verstand, vom Landgerichtsdirektor Lothar Schücking. Und mütterlicherseits hatte er etwas von jenem oppositionellen demokratischen Geist der alten Fortschrittspartei geerbt. Zu Hause sagten sie, er sei ein vollkommenes Ab-

bild seines Großvaters Heinrich Beitzke von der mütterlichen Seite her. Beitzke? Schlagt die politisch-parlamentarische Geschichte Preußens auf. Der war ein stramm fortschrittlicher Abgeordneter in den sechziger Jahren und schließlich derjenige Mann, der im Abgeordnetenhause den Mut hatte, mutterseelenallein gegen die Bismarck-Roonsche Militärorganisation zu stimmen. In Wort und Schrift trat er unablässig für die Aufrechterhaltung der alten Landwehrformation ein. Ein geschworener Feind der Militarisierung Preußens. In seiner Geschichte der deutschen Freiheitskriege hat er der preußischen Landwehr das schönste Denkmal errichtet.

Walther Schücking wurde 1875 zu Münster geboren. Ein schmächtiger, schmaler, langaufgeschossener, in sich gekehrter Mensch. Ein Westfale mit einem harten Schädel. Die Ueberzeugung geht ihm über alles. Da gibt es keine Kompromisse. Da heißt es bekennen und wieder bekennen. Im persönlichen Umgang der weichste, liebenswürdigste Gesellschafter, der bisweilen lyrisch-träumerisch wie ein Professor alten Schlages ist.

Zu Münster besuchte er das Pauliner Gymnasium. Schon im Jungen prägte sich der Idealismus, die Ehrlichkeit gegen sich selbst stark aus. Er lehnte es ab, zu mogeln oder Uebersetzungen zu gebrauchen. Die Mitschüler verstanden das nicht und sahen ihn scheu wie einen Außenseiter an. Auf den Universitäten München, Bonn, Berlin und Göttingen widmete er sich ebenso sehr geschichtlichen und politischen wie rechtswissenschaftlichen Studien. Schon als Student bezeichnete er sich, in den neunziger Jahren, als Neuidealist und nahm Stellung gegen die Auswüchse des Waffenstudententums. Schon frühzeitig lockte ihn das Studium des Völkerrechts. Er ist Jurist in der achten Generation, und es hat sich in der Familie ein Exemplar des Werkes „De jure belli ac pacis“ von Hugo Grotius vererbt, ein Buch, das niemand in der Familie so eifrig studierte wie Walther. Jedes Familienmitglied pflegte seit zweihundert Jahren seinen Namen auf dem Titelblatt einzutragen.

Als Schüler des Völkerrechtslehrers von Bar habilitierte er sich in Göttingen. Seine Denkschrift über das Küstenmeer im internationalen Recht wurde mit einem Preise gekrönt. Schon in seinem fünfundzwanzigsten Jahre wurde er, nach zweijährigem Aufenthalt in Breslau, als Ordentlicher Professor des Völker- und Staatsrechts nach Marburg berufen. Althoff, der Universitätsgewaltige des alten preußischen Kultusministeriums, schätzte ihn sehr. Ein rascher und ehrenvoller Aufstieg schien Walther Schücking bevorzustehn. Aber es kam anders. Er wurde demokratisch, nationalsozial, freisinnig. Das war mehr als ein königlich preußisches Ministerialdirektorenhirn vertrug. Althoff teilte ihm daraufhin eines Tages mit: es stehe ihm frei zu dozieren, was er wolle; eine andre Frage sei aber, ob der

Staat von ihm als Lehrer Gebrauch mache. Die erste Ohrfeige. Schücking war in Marburg untendurch. Als er gar Vorsitzender des Freisinnigen Vereins in Marburg wurde, machten die Professorendamen seiner Frau Kondolenzbesuche und erklärten ihr, daß es für sie schwierig sei, jetzt an ihrem Kränzchen weiter teilzunehmen. So sahs noch vor wenigen Jahren in einer Professorenrepublik aus: Großstadtluft, Kyritz-Pyritz. Her mit einem neuen Possendichter! Aber Walther Schücking hatte nichts zu lachen. Sein Leidensweg fing erst an. Er sank mehr und mehr in Ungnade. Als er das Polen-Enteignungsgesetz für eine öffentliche Schande erklärte, wurde er vom Kultusminister mit einem Verweis bestraft und auf Grund dieser Tatsache aus der juristischen Prüfungskommission entfernt. Seine Schüler hatten jahrelang die größten Schwierigkeiten in ihrem Fortkommen. Schücking war geächtet. Aber er hielt aus. Es war ein Kampf im dunkeln Minenstollen. Er sollte mit allen Mitteln fortgeekelt werden. Die marburger Juristenfakultät nahm wiederholt Stellung gegen ihn und verhinderte alle die Jahre seine Wahl zum Rektor der Universität. Da war Professor Enneccerus, ein alter nationalmiserabler Häuptling, ein Grobian, der mit Wortbrutalitäten Schücking niederzuhalten versuchte; und Schücking ist ein empfindsamer, geistig feingliedrig organisierter Mensch. Er hat sicherlich seelisch stark darunter gelitten. Aber er setzte sich auch darüber hinweg. Nur bekamen seine Gesichtszüge mit der Zeit einen etwas verbitterten, aufgeschreckten Ausdruck. Seine schlimmsten Gegner waren die Kuratoren der marburger Universität. Sie ärgerten sich, daß er, dieser geistig und politisch Verseuchte, die besuchtesten Völkerrechtskollegs hatte, überwachten seine Vorlesungen und lancierten Artikel über und gegen ihn in die alldeutsche Presse.

Und nun gar, als der Krieg ausbrach! Schücking war einer der Ersten, die auf die schwarze Liste kamen. Das Elfte Armeecorps ließ ihm die Ordre zugehn, daß er sich aller völkerrechtlich-pazifistischen Vorträge enthalten müsse. Dabei hatte er sich durch seine staatsrechtlichen und pazifistischen Schriften bereits einen internationalen Ruf gemacht. Seine Beziehungen reichten weithin: zu Lammasch, Streit, Constant d'Estournelles, um nur einige Namen zu nennen. Er war inzwischen auch zum Mitgliede des Institut du droit international ernannt worden. Die Verwendung von Minen im Seekrieg; Die Organisation der Welt; Das Werk vom Haag; Der Staatenverband der Haager Konferenzen: in all diesen Werken hatte er, ideenreich, sich praktisch mit den wichtigsten Einzelproblemen des Pazifismus und Völkerrechts auseinandergesetzt. Tat nichts. Es war Krieg, und da war jede Völkerverständigung oder auch nur jedes Wort darüber den Militärs verhaßt. Der Pazifismus wurde von

ihnen als unzulässige Konkurrenz des Kriegsgeschäfts auf Grund des Gesetzes über den unlautern Wettbewerb verboten. Der Pazifismus wurde gewissermaßen ausradiert. Der Unteroffizier befiehlt, und die ihm nicht erwünschte geistige Bewegung hat sofort Selbstmord zu begehn. Die Militärs signalisierten denn auch den Grenzbehörden Walther Schücking als eine Persönlichkeit, die niemals ins Ausland reisen dürfe, selbst wenn er einen Paß und gültige Reisepapiere mit sich führe. Seine Briefe wurden geöffnet. Telegramme, die aus dem Ausland an ihn gerichtet waren, wurden monatelang zurückgehalten. Kaum, daß er der Schutzhaft entging. Im Frühjahr 1915 weilte er im Haag. Nur mit Hilfe des Auswärtigen Amtes war er dahin gekommen, um an einer Konferenz teilzunehmen. Bei seiner Rückkehr überbrachte er dem damaligen Unterstaatssekretär Zimmermann das Anerbieten des holländischen Kolonialministers Dresselhoek, im Auftrag der Engländer ernsthaft über den Frieden zu unterhandeln. Aber die Alldeutschen bekamen Wind davon. Hintenherum wurde ein Höllenspektakel gemacht, und Schücking erhielt vom Auswärtigen Amt kurzerhand den Auftrag, an Dresselhoek zu telegraphieren, er solle zuhause bleiben.

Schückings Idee, das Völkerrecht pazifistisch auszubauen, wurde jahrelang am heftigsten von den Leuten bekämpft, die jetzt die lebhaftesten Verteidiger seiner Gedankengänge sind, wie Niemeyer und Andre. Nun, da der Krieg zu Ende ging, da selbst die höchsten Militärs, als sie nicht mehr ein noch aus wußten, nach einem Verständigungsfrieden schrieen, war Schückings Zeit, in ganz großem Rahmen zu wirken, endlich gekommen. Er hatte die letzte der vielen Leidensstationen passiert. Jetzt war sein Tag angebrochen. Das Fegefeuer lag hinter ihm. Die Demokraten wählten ihn in die deutsche Nationalversammlung. Als zweiter Redner der Partei hielt er zur Verfassungsvorlage eine groß angelegte Rede, die, im Gegensatze zu allen andern, von einer geschlossenen Weltanschauung getragen war und den tiefsten Eindruck auf das Haus machte. Nur die Rechte begehrte auf, die Chauvinisten bellten, und seine Auseinandersetzung mit der Macht- und Gewaltpolitik Bismarcks fuhr ihnen in die Glieder

Die Regierung berief ihn dann an die Spitze der Kommission zur Untersuchung völkerrechtswidriger Behandlungen von Kriegsgefangenen in Deutschland und ersah ihn auch als deutschen Friedensdelegierten für die Verhandlungen von Versailles.

„Die Letzten werden die Ersten sein", sagt die Bibel. Die Schatten sind von Schückings Wege gewichen, und gradeaus kann er nun rasch seinem Ziele zuschreiten. Was hinter ihm liegt, war ein quälendes Traumspiel: das alte kleinlich-reaktionäre, cliquenhaft-versippte Preußen im Ausschnitt einer kleinen engen Universitätsstadt gesehen. Nun konnte er tief auftatmen in der frischen Morgenluft und Geist und Arme regen.

Vor, in und nach dem Kriege

In eigener Sache

Mit tiefer Verwunderung blickt man auf anständige Menschen und gute Musikanten, die im Kriege ihr redlich Teil dazu beigetragen haben, daß er in Revolution ausgelaufen ist, und die jetzt die Angst vor ihrer eigenen Courage zu wahrhaft staatserhaltenden Elementen macht. Nachdem sie einen Schritt vorwärts getan haben, möchten sie gerne wieder zwei Schritte zurücktun. Wenn ihr Wesen ihnen gebietet, Revolution zu Vereinsstatutenänderung abzuschwächen — sollen sie doch. Aber das genügt ihnen nicht. Wer andern Temperaments ist; wer B sagen will, weil er A gesagt hat; wer die Ueberzeugung hegt, daß jetzt oder nie neues Leben aus den Ruinen gelockt werden muß: der erregt ihren hellen Zorn, und dieser Zorn berät sie so schlecht, daß ihre seelenkennerische Milde sich in giftige Ungerechtigkeit wandelt. Solch einen anständigen Menschen und guten Musikanten, der genau über mich Bescheid weiß, verblendet politische Gegnerschaft derart, daß er in einer ungewohnten Tonstärke mir die Frage zuruft, warum ich nicht während der großen vier Jahre ebenso wacker Opposition getrieben habe wie jetzt. Fehlte nur noch, daß er das Kosewort Feigling gebrauchte. Nun ja: wir Alle, mit Ausnahme von Karl Liebknecht und ein paar andern wirklichen Helden, haben uns schuldig zu bekennen, daß wir nicht Märtyrer geworden sind. Aber wie darf ein Deutscher, dem einigermaßen bekannt ist, was die Zensur getrieben hat, wie darf gar ein Publizist, der unter diesem tückischen Scheusal nicht minder zu stöhnen gehabt hat als ich — wie darf der mir vorwerfen, daß ich im Kriege gekuscht habe! Wie darf der die berechtigte Ausnutzung einer langersehnten Zensurfreiheit als Revolutions-Byzantinismus verdächtigen! Wie darf der die Folgerichtigkeit der Entwicklung eines bedrohlich roten Blattes anzweifeln, eines Blattes, dessen erster Laut, als sichs im Alter von neun Jahren von der Schaubühne nicht mehr befriedigt fühlte, ein wilder Schrei der Opposition war! Wie darf der mich zwingen, die Belege dafür zu erbringen, daß diese Entwicklung tatsächlich lückenlos organisch erfolgt ist!

Anno 1913 erkenne ich, daß es seine Gefahren hat, ein Feld abgesondert von allen andern zu beackern. Programmatisch kündige ich an, daß wir jetzt nicht mehr nur die Welt bedeutenden Bretter, sondern auch die Welt selbst betrachten wollen. Wir betrachten zunächst die deutsche Welt, und sie reizt uns zu heftigstem Widerspruch. Nichts unhaltbarer als die üble Nachrede, daß wir den armseligen Falstaff-Mut bewiesen, auf den erlegten deutschen Löwen loszuschlagen; aber ehemals . . . In seinen gesündesten Tagen schreckt mich nicht seine Gliederpracht und sein Mordsgebrüll. Zum fünfundzwanzigjährigen Regierungsjubiläum Wilhelms des Zweiten verfasse ich eine Betrachtung — als ich nach seiner Verjagung den Abdruck hier silbengetreu wiederhole, erbitten mißtrauische Leser das alte Heft, weil sie kaum für möglich halten, daß man dergleichen in der Aera des Majestätsbeleidigungsparagraphen gewagt hat. Das Menetekel Zabern erscheint in Flammenschrift. Wir schlagen um uns. Wir schreiben „den braven Bürgern" ins Stammbuch: „Ihr fühlt nur unter Kolbenstößen euch wahrhaft wohl im Vaterland. Verdammt, die sich derart entblößen, nachdem sie selber sich entmannt! Euch werde fernerhin in Gnaden der Säbel übers Hirn gehaut! Ihr seid des Deutschen Reichs Kastraten! Hurra, du Eisen

braut!“ Wir leiden namenlos unter einer muffigen Vormärzluft und fragen entsetzt am ersten April 1914: „Wo sind wir? Was ist das alles? Wo gleiten wir hin?“ In die große Zeit.

*

Wie ich die große Zeit begrüßt habe, ist festgehalten in meinen ‚Ersten Tagen‘. Die Zensurstelle bei dem Oberkommando in den Marken faßt sehr bald eine heiße Neigung zu mir. Es setzt schriftliche Belehrungen und telephonische Ermahnungen. Es setzt höfliche Einladungen zu feierlichen Vernehmungen vor dem Chef des Stabes. Es setzt Beschlagnahmungen mit allen Schikanen. In Nummer 45 von 1915 beginnt der neue Mitarbeiter Cunctator, die kapitalistische Wirtschaftsordnung als die Urheberin, Nutznießerin, Verlängererin dieses Krieges anzuklagen. Worauf kommt es an? „Es kommt nicht darauf an, wieviel Prozente der Beute, die der Kapitalismus aus diesem Kriege davonträgt, dem Volke gnädigst überlassen werden; sondern darum handelt es sich, daß der Kapitalismus die Macht verliere, noch ein Mal vor seinen Sichelwagen die Millionen der Unbeteiligten zu spannen.“ In einer Anthologie politischer Publizistik dürften einige dieser Artikel nicht fehlen. „Es mag ja sein, daß die imperialistischen Herren das deutsche Kriegsziel richtig sehen. Wenn aber ihnen gestattet sein soll, die Meinung offen zu sagen, so kann nicht von Denen, die andrer Ansicht sind, Schweigen verlangt werden.“ Kann nicht? Es wird ja immerzu; doch mein Zensor muß grade beurlaubt und ohne einen Vertreter sein. „Wir hoffen, daß aus dem Weltkrieg die Zersetzung des Kapitalismus, des scheinbar triumphierenden, und die Machtentfaltung des demokratischen Sozialismus sich entwirken werde.“ Solche Hoffnungen im Dezember 1915, auf der Höhe der deutschen Erfolge? Der Anarchist Gustav Landauer, dem das Gefängnis vertraut ist, fragt mich kopfschüttelnd, wann ich erwartete in Schutzhaft genommen zu werden. „Durch die Illusionen des Patriotismus versklavt“; „der patriotisch geschminkte Optimismus“; „es war eine nationale Tat, daß in den Landtagen von Sachsen und Bayern auf die Zensur mit Keulen geschlagen wurde“: geschriebenes Dynamit, das entsprechend wirkt. Stürmische Danksagungen aus ganz Deutschland. Was seit sechzehn Monaten Menschen in einer vertierten Welt kaum aussprechen dürfen, finden sie plötzlich sogar gedruckt. Cunctators Weihnachtsgedicht: „Nur das Volk kann durch den Nebel des dynastisch interessierten Kapitalismus hindurch jene Arbeitsgemeinschaft erringen, die den ersten Schritt zur Kultivierung der Welt darstellen wird. Nur die Internationale des Proletariats kann die Krise des national verbrämten Kapitalismus überwinden.“ Der letzte Satz des siebenten und letzten Artikels. Mein Zensor ist offenbar zu den Feiertagen von seinem Urlaub zurückgekehrt, und am Heiligabend liegt das Verbot des ganzen Blatts unter meinem Baum.

Bedingung für die Aufhebung: Einwilligung in die Vorzensur. Ich schwanke nicht einen Augenblick. In diesem Hexenkessel von Irrsinn, Hinterhältigkeit, Lüge und Infamie ist die winzigste Wirkung besser als gar keine. Außerdem: einmal wird ja der Krieg doch zu Ende sein. Dann wird man gut machen müssen, was er gesündigt hat. Dann wird man umsomehr nützen können, je mehr man inzwischen die Position des Blattes befestigt hat. Aber freilich: Vorzensur — das ist nicht allein eine Vorverlegung, sondern eine erhebliche Verschärfung der Zensur. Der allzu liberale Vorzensor wird an die Front versetzt und streicht deshalb lieber zehn Sätze zu viel als eine Silbe zu wenig. Cunctator, nach

einer Pause von sechs Wochen, nennt sich Germanicus, da sonst die Vorzensur die ganzen Artikel, nicht bloß Sätze ablehnen würde. Den größten und schönsten Teil dieser abgelehnten Sätze habe ich jeweils Abgeordneten des Reichstags und Landtags für ihren Kampf wider die Zensur überwiesen. Aber man höre aus meinem Restvorrat:

Die zweieinhalb Jahre Zuchthaus, die Liebknecht zudiktiert bekam, sind schlimmer als die Nichtbestätigung, die gegen den überlauten Organisator der Fronde Herrn Kapp verfügt worden ist.

Die Dreistigkeit mancher alldeutschen Tintenhelden verletzt mit plumper Ungeduld das Gesetz des Möglichen, welches das oberste der Politik genannt werden muß. Im übrigen tröpfelt der Schimpf, den das Organ der einstigen Deklaranten dem deutschen Volke zufügt, aus Unwahrheit und Mangel an Sachkenntnis.

Wir erinnern uns des Lärms der durch die Straßen spazierenden Alldeutschen und des Ernstes, mit dem der Kaiser die Erklärung des Kriegszustandes so lange wie irgend möglich verweigerte. Zu lange, um nicht übereifrige Gelegenheitsmacher bis zur vorschnellen Herausgabe der Mobilmachungsorder aufzureizen.

Grausam spannen sich die Leichenfelder um unsre Grenzen heilige Zeugen für die Opfer des Volkes: Deutsche, Franzosen, Engländer und Russen, Oesterreicher und Italiener liegen nebeneinander. Schweigsam und doch vernehmlich redend. Die Sprache dieser unzählbaren Toten ist deutlich, von einer unwiderstehlichen, jeden Widerstand niederbrechenden Entschiedenheit. Die Millionen Arme dieser Erschlagenen stoßen durch die Erdschollen, ragen und brausen wie ein Wald, fordern und drohen: die Geburt der Menschheit.

Der Fürst zu Salm-Horstmar schrieb das scheinbar kühne, aber eigentlich doch nur eigensinnige Wort, „daß wir den Krieg verloren haben werden, wenn wir nicht als Siegespreis auch die Herrschaft über die flandrische Küste heimbringen". Es ist bekannt. daß Theodor Wolff beim Lesen dieses Satzes vom Stuhle gefallen ist und infolgedessen seine Feder für acht Tage in die Schublade legen mußte. Zur gleichen Zeit aber dekreditierte der Heros aller Unentwegten, gereizt durch Harnacks Wort, daß Belgien kein Irland werden dürfe: „Es würde sich hier nicht um Akte der Unterdrückung, der Grausamkeit und wirtschaftlichen Aussaugung handeln, sondern um Schutz nach außen mit den geeigneten Mitteln und auf unerschütterlicher Grundlage, ferner um Schutz nach innen und im Innern, mit andern Worten: um einen Akt der Befreiung und der Ordnung." Da das vom Stuhle fallen zur Zeit eine gefährliche Angelegenheit zu sein scheint, so wird man sich damit begnügen müssen, den Grafen Reventlow einen rabulistischen Monomanen zu heißen. Es ist kein erfreuliches Zeichen, daß dieser vielschreibende Einpeitscher zwar nicht, wie er vorgibt, das deutsche Volk hinter sich hat, wohl aber immer noch einer laut klirrenden und viel plappernden Kohorte voranmarschiert. Der Graf kann nicht anders als sich in Extremen bewegen.

Es gehört zu den unbegreiflichen Verantwortungslosigkeiten, daß immer wieder angebliche Männer, die von der Leistungsfähigkeit der U-Boote nicht mehr wissen können, als ihnen gesagt worden ist, über die Verwendung dieser Kriegswaffe besser orientiert sein wollen als die berufenen Fachleute. Man stelle sich vor, daß

irgendeine Tafelrunde sich befugt glaube, für eine Verschärfung der Kavallerie-Angriffe einzutreten. Man würde diese Bierköpfe zum mindesten komisch, wahrscheinlich aber noch anders finden. Die Ungestümen, die tagaus tagein sich darum bekümmern, daß die oberste Leitung der Marine nicht alles tue, was sich gehöre, scheinen noch niemals die Lächerlichkeit ihres von niemand in Anspruch genommenen Angstgeschreies empfunden zu haben. Der Vorgang wäre ja wirklich nur zu belächeln, wenn er nicht zugleich geeignet wäre, vor dem Ausland die Tatkraft der berufenen Regierungsstellen zu kompromittieren. Zur Niederkämpfung Englands sind der Kanzler, der Chef des Generalstabs und der Marine, sind vor allem Bethmann und Hindenburg berufen. Es ist endlich an de Zeit, daß der Unfug der anmaßenden U-Boot-Dilettanten aufhört. Wir möchten meinen, daß unsre Heeresleitung, die auf zwei Jahre erfolgreicher Schlachten zurückblicken kann, es nicht nötig hat, sich von tobendem Unverstand Mißtrauen aufhalsen zu lassen. Die ganze Ungeheuerlichkeit des Vorgangs aber ergibt sich aus der mehr als bedauerlichen Tatsache, daß die Reichsregierung die komplizierten Einzelheiten, um die es sich bei dem Kampf um die Leistungsfähigkeit der U-Boote handelt, den Aktionsradius, die Tauchdauer, nicht etwa nur die Ziffer der vorhandenen Boote, unmöglich öffentlich diskutieren kann.

Die Fanfaristen des Unmöglichen wollen nicht so sehr dieses Unmögliche, als vielmehr sich die Sicherheit verschaffen, die Wahrscheinlichkeit einer Neugeburt des Reiches von unten herauf, wie sie der Kanzler vom ersten Tage des Krieges an als die große innerpolitische Selbstverständlichkeit angekündigt hat, zu verhindern.

Nach dem Kriege wollen wir das Reich ausbauen, daß es wirklich und endgültig neu sei und keinen Raum mehr gewähre für alle Die, denen das Volk wohl eine Vokabel ist, wohl eine Kulisse, hinter der selbstsüchtige Ziele versteckt werden können, keinesfalls aber das eigentliche Subjekt des Staates. Wir werden un sern Wechsel schon präsentieren: er ist mit Blut geschrieben worden.

Man wird mir sicherlich glauben, daß ich heftelang fortfahren könnte. Als ich einmal nahe daran war, über dieses schändliche Fälschungssystem tobsüchtig zu werden, und um jeden Preis eine Entlastung meines gemarterten Hirns und Herzens brauchte, da schmuggelte ich einen Artikel ein, den ich nicht vorgelegt hatte. Es war im Hochsommer; vielleicht war mein Zensor wieder auf Urlaub. Aber stracks kam der folgende Brief:

Die Nummer 31 der Zeitschrift ‚Die Schaubühne' bringt auf Seite 128 bis 134 einen Artikel der, obwohl zensurpflichtig, hier nicht zur Zensur vorgelegt worden ist. Die Redaktion wird wegen dieses Zensurverstoßes ernstlich verwarnt mit dem Bemerken, daß sie im Wiederholungsfalle schärfere Maßnahmen zu gewärtigen hat.

Sich auf einen Kampf mit so ungleichen Waffen einzulassen, war ziemlich zwecklos. Er erschien übrigens plötzlich nicht mehr nötig. Eines Tages, nachdem ein paar Artikel hintereinander hatten unbeanstandet bleiben können, wurde ich mit der Mitteilung überrascht, daß die Vorzensur für mein Blatt aufgehoben sei. Ich traute meinen Augen nicht; und hatte schließlich auch allen Grund, die Geschenke der Danaer zu fürchten. Und richtig: nach allerkürzester Frist kam die Nachricht, daß in Zukunft jede Zeitschrift vor der Drucklegung zu einer Vorzensur fü

Bewilligung des Ausfuhrstempels eingereicht werden müsse. Ich ging sofort aufs Oberkommando, um zu erkunden, was diese Vorzensur eigentlich treffen solle. Der diensttuende Offizier bekannte mir, daß die Presse-Abteilung sich gegen die neue Maßnahme bis zuletzt gewehrt habe, daß aber das Große Hauptquartier darauf bestanden habe. Die Absicht der Vorzensur sei einzig: zu verhindern, daß auf dem Weg über das neutrale Ausland Angaben und statistisches Zahlenmaterial kriegswirtschaftlicher und sonstwie nationaloekonomischer Art ins feindliche Ausland gelangten. Auf meine besorgte Frage, ob es sich nicht in Wahrheit um eine verkappte Form der politischen Vorzensur handle, die man direkt und offen nicht habe erweitern wollen, erwiderte mir der Oberleutnant, daß davon keine Rede sei. Aber tatsächlich war von nichts anderm die Rede. Aus meinem Blatt wurden jedenfalls auch in dieser Aera der Vorzensur nur Sätze beseitigt, die der Annektionsgier der Militärpartei entgegentraten oder aus andern Gründen den Alldeutschen unbequem waren. Das ging so Monat um Monat, der gefesselte Germanicus gab, leider, immer weniger Anlaß zu Strichen, ich kriegte graue Haare vor Wut und Schmerz über die Attacken auf mich und meine andern Mitarbeiter, und schließlich waren vier Jahre um, und ich konnte meine Hoffnung auf den Reichskanzler-Prinzen Max von Baden bauen, der dieser Schande gewiß ein Ende setzen würde. Ach, du lieber Himmel! Nichts rührte sich und — hier das Finale einer Eingabe, die zu machen ich schließlich gezwungen war:

> Meine Bitte geht dahin, mich von der lästigen und entwürdigenden Vorzensur für die Bewilligung des Ausfuhrstempels befreien zu wollen. Den Ausweg, den ich zunächst gewählt habe: daß ich nämlich einfach auf die Ausfuhr verzichte, hat den großen Nachteil für mich, daß ich viele hundert Leser im neutralen Ausland und in den besetzten Gebieten verliere. Der Volksregierung, welche Wiederherstellung des freien Worts zugesichert hat, kann es unmöglich erwünscht sein, daß ein unabhängiger Schriftsteller, der sich in einem demokratisierten Lande nicht mehr der Willkür soldatischer Instanzen unterwerfen will, dafür durch Schädigung seines Vermögens und Schmälerung seiner Wirkung gestraft wird. Lieber aber noch werde ich diese Schädigung und Schmälerung hinnehmen als in die Vorzensur zurückkehren, die an jedem Dienstag der Woche den Betrieb meiner Druckerei von früh morgens bis drei Uhr nachmittags lahmgelegt hat, weil so lange gewartet werden mußte, ob nicht ein Leutnant auf höhern Befehl der Meinung wäre, daß es zu Deutschlands Heil sei, die Wahrheit über das Treiben unverantwortlicher militärischer Elemente zu unterdrücken. Werde ich auch jetzt noch, wo „Preßfreiheit gewährleistet“ ist, ohne durchgreifenden Schutz vor diesen Elementen gelassen, so würde es mir und allen meinen Kollegen von einiger Selbständigkeit schwer fallen, einen grundlegenden Unterschied zwischen der todeswürdigen Gegenwart und der so verheißungsvoll eingeläuteten Zukunft zu erkennen.

Bevor meine Eingabe auf dem Amtswege bis zu der Stelle gelangt war, die sie vielleicht irgendwann einmal ohne Antwort gelassen hätte, war ein neuer Pharao zur Herrschaft gelangt, und der wußte nichts von Josef und ließ ihn in ungeahnter Freiheit tichten und trachten.

*

Darüber sind nun schon wieder fünf Monate verstrichen, und ich blicke bis 1914 zurück, und daß ich, ich für mein eigenes Teil, in dieser

ganzen „zensurvergitterten“ Zeit doch immer deutlich genug die Wahrheit gesagt habe, erscheint nachträglich selbst mir als eine regelrechte Kunstleistung. Freilich wars eine, die Nerven kostete. Als der Krieg zur Neige ging, war man krank, und wem Selbstbeobachtung das geringste Vermögen der Einfühlung in eine fremde Hygienik verliehen, der mußte verstehen, was ich hier am einunddreißigsten Oktober 1918 ein paar Leisetretern erwiderte, die sich über den Ton meines Blattes bitter beklagten: „. . . Jetzt nimmt man, freiwillig oder leider auch unfreiwillig, noch Rücksichten. Aber sollte die Schweinerei je zu Ende sein, und sollte ich dieses Ende erleben, so wird hier ein Ton gepfiffen werden, ein Tönchen, daß euch Hören und Sehen vergeht. Es ist ein Wunder, daß wir in all dem Jammer jeder Art, den wir all diese Jahre stumm hinunter würgen mußten, nicht unrettbar erstickt sind — und da verlangen Sie daß eine Stunde länger als unbedingt nötig hinuntergewürgt wird? O nein. Der Kessel ist überheizt, das Ventil ächzt und knirscht danach, geöffnet zu werden, und gibts keine vorzeitige Explosion, sondern be rechtzeitiger Oeffnung einen verhältnismäßig friedlichen Auspuff, so wird immer noch den empfindlichen Trommelfellen zu raten sein, sich in stillere Gegenden zu verfügen.“

Sie ließen und lassen sich, zu meinem Bedauern, nicht raten. Sie bleiben Zeugen, wie ich mir Mühe gebe, mein seelisches Gleichgewicht wiederherzustellen, mich dadurch wieder gesund zu machen, daß ich alles, einfach alles herausschleudere, was sich durch einundfünfzig Monate in mir angesammelt hat. Zugestanden, daß das für harmonischere Gemüter kein lieblicher Anblick ist. Aber meine Gesundheit, die sich in Krämpfen erneuert, hat sogar größeres öffentliches Interesse als das Behagen der Zärtlinge, die doch robust genug sind, Erfindungen über mich auszustreuen, weil sie natürliche Vorgänge sich entweder nicht erklären können oder nicht wollen. Sie schildern — ich rede nicht von dem Lumpengesindel, sondern von achtenswerten Berufsgenossen — einen Schriftsteller, der vor dem Kriege genau dieselben Objekte des Hasses und der Liebe gehabt hat wie nach dem Kriege, und der sich im Kriege nur der rohen Gewalt gebeugt hat, als einen behenden Mitläufer, einen Abschöpfer ohne Ueberzeugung oder mit jeweils profitverheißendster Ueberzeugung. Wie gerne wär' ich von diesem Schlag! Es gab eine herrliche Konjunktur für mich. Die braven Bürger, die Angst vor der Revolution haben, wären unendlich dankbar gewesen für eine Wochenschrift, die ihre Besorgnisse zerstreute, sich schützend vor ihren Geldbeutel stellte, von überstürzter Sozialisierung abmahnte, maßvoll alle Fürs und Widers erwog, zum offiziellen Organ der Deutsch-demokratischen Partei ernannt worden wäre und eine Riesenauflage sichergehabt hätte. Und diese braven Bürger, die vermöge ihrer Allgemeinbildung und ihrer literarischen Kenntnisse meine geistig wie stilistisch gleich anspruchsvolle Zeitschrift begreifen und dankbar genießen würden, wenn sie nur ihre wirtschaftlichen Vorteile wahrnähme — die haue ich Rindvieh vor den Kopf, indem ich auf die Seite derjenigen Elemente trete, die zwar die Flamme im Blute haben, aber erst durch die zähe Arbeit von Jahren zum Verständnis einer publizistischen Kunstform erzogen werden müssen. So sitze ich zwischen zwei Stühlen, so lange wenigstens, wie es dauern wird, bis die Bürger den Sozialismus und die Arbeiter das Niveau für mein Blatt erworben haben werden, und trage bis zu der Stunde die Ueberschrift: Der Kriegsbardite als Revolutionsschmarotzer oder So sind sie alle.

Die antisemitische Welle von Arnold Zweig

II

Das antisemitische Problem

5

Mit burlesken Ausführungen und Erheiterungen ist der Antisemitismus selbstverständlich nicht erklärt, geschweige denn erledigt. Es bleibt das eigentliche Problem, warum grade der Jude Gegenstand dieses Hasses und dieser Verachtung wurde, unberührt bestehen, und bestehen bleibt die Frage nach dem Grunde der Totalität dieses Hasses (anstatt auf einzelne Judenkreise Haß auf das Judentum, das ganze jüdische Volk, den ganzen jüdischen Geist — soweit man ihn verstand); nach der Ansteckungskraft dieses Hasses, der die Erde umkreist hat, nach dem Stärkegrad des Hasses (in einer irreligiösen Welt-Epoche kann man nicht religiösen Erbhaß, in einer antitraditionellen nicht Kräfte der Tradition von den Kreuzzügen her als Ursachen der Intensität des Gefühles angeben); nach der starken Beimischung von Verachtung, die er enthält; und nach der Ursache, warum er grade in Deutschland ausbrach, bald nachdem die Emanzipation der Juden allgemein fühlbar geworden war. Weder haben wir die national begründbaren noch die irrational, triebhaft wirksamen Schichten des Gefühles bloßgelegt, noch vor allem haben wir gefragt, ob dieser Haß bestehen bliebe, wenn er einmal dem wahrhaften Antlitz der Juden, welches der Antisemit nie gesehen hat und nicht zu erblicken vermag, ja heute nicht einmal sehen will, begegnete, und nicht der kapitalistisch entstellten, häßlichen Fratze dessen, was einem typischen Antisemiten als der „typische Jude" erscheint. Die Kernfrage des Antisemitismus ist nämlich, ob er auch Moses, die Propheten, Jesus, Spinoza, Disraeli, Herzl oder so vielen ostjüdischen Gaonim und Talmudisten gegenüber standhält, und, zweitens, ob er ihnen auch standhielte, wenn er diese Menschen in ihrer Fülle wahrhaftig zu schauen vermöchte; die Frage ist, ob er nicht, um hassen zu können, zwangsmäßig falsch sieht; die Frage ist, ob er vielleicht letzten Endes ein Ausströmen bestimmter deutscher Seelenkräfte ist, welche auch zum Ausbruch kämen, wenn es überhaupt kein Judentum gäbe, sondern 500 000 begabte Zigeuner unter den Deutschen wohnten, und, ob nicht, wesensmäßig der Anblick eines so diametral anders gearteten Seins in bestimmten deutschen Seelen diese vergiftete und eiternde Entzündung hervorrufen muß, als die der Antisemitismus heute dasteht. Hassen diese Deutschen den gutgearteten Juden mehr als den schlechtgearteten? Wollen sie ihn von der Erde verbannen, oder wollen sie ihn nur aus ihrer Gesellschaft entfernen? Wollen sie, wenn sie können, alles Jüdische ausrotten oder nur ihre deutschen Angelegenheiten unbeeinflußt für sich zu

betreiben imstande sein — vorausgesetzt, daß sie der Jude dabei störe? Und wie würden sie reagieren, wenn es sich etwa herausstellen sollte, daß die Funktionen des Juden, selbst wie sie sie auffassen, zum Weitertreiben der deutschen Dinge notwendig waren, daß nach Ausschaltung des Juden (die ja unmöglich ist) eine erst unbestimmte, allmählich immer fühlbarere Hemmung einträte, die das Bestehen der deutschen Kultur und ihr Wachstum schädigend beträfe? Würden sie die Schädigung bejahen, nur um den Juden los zu sein? Oder würden sie diese Schädigung willkürlich oder unwillkürlich zum Wert, zur Wohltat ernennen? Solcher Art und noch andrer sind die Probleme, die bei der Erörterung des Antisemitismus auftauchen; und neben anderm wird sich daher ergeben, daß es mindestens zwei ganz verschiedene Arten des Antisemitismus geben kann . . . Aber das alles ist, wie schon gesagt, ein zu weites Feld, und da wir allen Grund haben, den aktuellen Anlaß dieser Betrachtung nicht zu vergessen, wollen wir zu ihm zurückkehren — er, der nur mit der einen Spielart unsres Gegenstandes zu tun hat: dem Grotesk- oder Pöbel-Antisemitismus. Sehr fragwürdig aber scheint schon hier eines: ob die wohlgemeinten Bemühungen von Abwehrvereinen an solche Tatbestände auch nur heranreichen können. Symptome zu unterdrücken, mag eine redliche Arbeit sein — eine Sysiphus-Arbeit gewiß —; aber kein Arzt würde sich heute mit solcher Kur einverstanden erklären, die an die Art zahlreicher Nervenärzte von gestern erinnert, wenn sie sich Neurosen und Hysterien ohnmächtig gegenüberfinden. Der Antisemitismus ist eine Neurose an der Seele des deutschen Bürgers, man müßte eine Analyse anwenden — aber nicht heut und hier.

6

Mag der Krieg gegen England und Amerika ein Krieg auch der deutschen Aristokratie gewesen sein, die ihren neugebackenen Weltherrnwillen gegen den alten, hartstirnigen der angelsächsischen Vettern zu erproben gedachte — vor allem war es der Konkurrenzkrieg des deutschen Bürgers gleich Kapitalisten gegen den angelsächsischen Kapitalismus. Im Grunde genommen war außer den Lesern der Frankfurter Zeitung und des Berliner Tageblatts das ganze Bürgertum von naivem Annektionismus beseelt, es war selbstverständlich, daß, wer raffen konnte, raffte; und wer nicht raffen zu wollen vorgab, mußte unzweifelhaft von Leuten bezahlt sein, die ihrerseits zu raffen gedachten. So das Weltbild Derer, deren Heros Houston Stuart Chamberlain war, als ihn seine allzu eiserne Stirn vor Gericht brachte. Der Deutsche, Ausbund aller Tugend, siegte von Rechts wegen und solange er wollte; wer anders zu glauben vorgab, war gekauft, wenn nicht nervenkrank oder schwach im Magen. Millionen deutscher Zeitungsblätter schrieben so,

morgens, mittags, abends ward es dem Bürger und seinem Sohne ins Hirn geblasen, mit jenem Bauchton, der schnell, vor Gegnern, denunzierend keifte — und Millionen Deutscher glaubten es. Am Tage nach dem Zusammenbruch hätten sie alle konsequenterweise irrsinnig werden müssen, das heißt: die kleine Veränderung auf der Erde, die aus dem dicken deutschen Plus ein Minus von balkengleicher Wucht machte, nicht anerkennen dürfen. Aber da es in der Zeitung stand, mußte es wahr sein. Und die Rettung aus dem Irrsinn brachte zweierlei: die Revolution und die Juden. Da unser herrliches Heer mit den lumpigen Amerikanern, die unsre herrlichen U-Boote übrig gelassen hatten, unbedingt fertig geworden wäre (Beweis: der Kriegsberichter, das Kriegspresseamt, die Amtlichen Berichte des Großen Hauptquartiers, ferner die Kriegskritiker und Leitartikler), so mußte seine Stimmung böswillig untergraben worden sein. Das Flaumachertum — war es etwa nicht jüdisch? Nicht von Judenblättern genährt, mit Northcliffe-Stern-Geld angeblasen worden? Der simple Michel ging auf den Leim, die Katastrophe brach aus —„und an allem sind nur die verfluchten Juden schuld."

Und die Revolution — war sie etwa deutsch? „Der Thron der Hohenzollern ist tief im deutschen Wesen verankert", erklärten seine Angestellten. Andrerseits hießen die Sozialdemokraten, die sich nicht irre und kirre machen ließen, Oscar Cohn und Hugo Haase. Jener hatte die Stirn gehabt, eine parlamentarische Kontrolle für die Kriegführung unsres Großen Hauptquartiers zu verlangen, als dergleichen noch Sakrileg war. Die Kirche mit ihrem Erzberger war zwar auch nicht ganz genehm, aber schließlich predigten die Feldgeistlichen draußen und daheim das Durchhalten, und Thron und Altar reimten sich. Old-England hatte zwar Northcliffe zu seinem Propagandachef gemacht („natürlich ein Jude"), aber Karl Liebknecht („natürlich ein Jude") hatte sich ja glücklich ins Zuchthaus hineingeschrien. Herr Theodor Wolff und Herr Maximilian Harden („natürlich Juden") predigten einmal wöchentlich den Versöhnungsfrieden. Silberfarb und Mandelstamm, Sobelsohn und Braunstein, „Lenin" und „Titscherin" — „alles Juden". Rußland war durch sie zu einem machtlos-großmäuligen Popanz zerrüttet worden, aus dem sich Jeder, dem's beliebte, Stücke schneiden durfte (Brest-Litowsk), und mit Deutschland fiel der letzte Hort konservativ-monarchischer Edelart — Grund genug für die Juden, sich an Deutschland zu machen. Russisches Geld und jüdische Hetze, dazu der kleine, aber doch schließlich schnell wieder zu korrigierende Gebietsverlust im Westen und die „gekaufte" Marine: die Revolution war da — „und an allem sind nur diese verfluchten Juden schuld".

Die Revolution war da, die Karriere zum Teufel. All die strahlenden Achselstücke, der erste Rang in Preußen-Deutschland

wertlos, und die Lümmels, die Schweine durften mit Dreckpfoten an Kokarde und Portepée rühren, ohne daß man schoß. Die Reservatgüter hin, die unkontrollierte Herrlichkeit des Kasinos, Dienstreisen, Helferinnen, Lebensmittel vorüber. Die Aussicht, daß auch weiterhin die Geistlichkeit, vorderhand „im Felde", eine von Staats wegen gestützte Herrlichkeit sein werde, arg gemindert. Die Wahrscheinlichkeit, daß es nach einem glorreichen Friedensschluß Dotationen regnen würde, zum Teufel. Die Zugehörigkeit zur stramm-nationalen Eigenart würde also nicht mehr den Ausschlag geben, wenn es Karriere, Stellen und Vorteile galt, weder für Aerzte noch Juristen noch Nationaloekonomen. Und die Regierung, bisher der Hort der Armen an Geiste, sofern sie nur Gesinnung trugen in der zottigen Hochbrust, die Regierung des Reiches und Preußens würde nicht mehr mit dem Schilde des kriegerischen Reichsadlers die politisch maskierten Geschäfte der Schwerindustrie im Auslande decken, nicht mehr von „nationalgesinnten" Klüngeln, sondern von der ekelhaft verjudeten Sozialdemokratie verwaltet werden? Wohin denn mit all den Corps- und A. D. B.-Protektionen, wohin mit den jüngern Söhnen, wohin mit den Anwärtern der diplomatischen Karriere, den zukünftigen strammgesinnten Staatsanwälten, „zuverlässigen" Professoren und Studienräten, imperialistisch weltbeherrschenden Großkaufleuten und Bankherren, Berg- und Forsträten, Ingenieuren und Chemikern? Und vor allem: wer würde noch Offizier werden können, werden wollen, wenn es Soldatenräte gab; was nutzte einem der Leutnant der Reserve fernerhin? Die Söhne des Mittelstandes waren also keine Creme mehr, kein Orden galt, kein Titel leuchtete mehr; die Rangordnung der Menschen in Akademiker und Proleten war hin — „und an allem sind nur die verfluchten Juden schuld".

Zusammenbruch außen, Zusammenbruch innen. Daß es so schlimm nicht kommen werde, daß die Veränderungen sich würden ertragen lassen — wer wagte damals das zu hoffen! In der Regierung, in den Ministerien lauter Juden. Haase, Cohn, Landsberg, Wurm, Rosenfeld, Simon. Liebknecht im Schlosse. Eisner und Landauer in Bayern. Juden in den Soldatenräten, Juden in den Kommunen. Das war der Beweis und der deutsche Untergang. „Und an alledem sind nur die verfluchten Juden schuld."

(Schluß folgt)

Franzosen in Wien von Alfred Polgar

Therese Raquin' von Emilie Zola ist ein starker Roman und ein ordinäres Theaterstück. Seine Brutalität ist aber so ehrlich gewollt, so gar nicht von bessern Nebenabsichten geplagt, so gradezu auf das Nervensystem des Zuschauers und nur auf dieses los, daß man, von solcher Unverhohlenheit entwaffnet,

gerne die erbetene gespannte Miene zum bösen Spiel macht. Nur sollten die Dramaturgen den Mut haben, das zwischen Aufregungen und Sensationen der Sache eingelagerte Zeug wegzuputzen. Auf die Schilderung der Kleinbürgerwelt verzichte ich, auch auf das liebe Herzchen (das, in der Volksbühne, Fräulein Jacobsen sehr niedlich piepst); und die ersten zwei Akte gingen in ebensoviele Szenen hinein. Mord, Gewissensqual, Todesfurcht, Reue, Vergeltung — was dazwischen, ist zweckloser Aufenthalt. Das Angstschweißbad für die Zuhörer müßte fertig sein, wenn die Komödie beginnt; seine umständliche Herrichtung langweilt. Jetzt ist die Angelegenheit so disponiert: Erster Akt: Therese und der Maler Lorand beschließen, Theresens Mann umzubringen. Zweiter Akt: Sie haben ihn umgebracht. Dritter Akt: Sie sind verheiratet, haben aber gar nichts davon, denn zwei böse Gewissen sind ein schlechtes Ehebett. Sie verraten sich vor der Mutter. Diese trifft der Schlag. Vierter Akt: Die total gelähmte Mutter, sie kann nur die Augen grauslich rollen, muß zuhören, wie das Mörderpaar einander mit Haß und Vorwurf zerfleischt. Herr Ziegler spielt den Lorand vortrefflich. Von den Erinnyen gehetzt, läuft er ein gutes dramatisches Tempo. Bewundernswert Fräulein Sering als rundherum gelähmtes Weib. Einen ganzen Akt lang nur die Augen rollen, das ist keine leichte Rolle! Und beklommen denkt der Zuschauer: oh, wenn sie jetzt niesen müßte! Die Herren Wolfgang, Marich und Franz spielten mit Eifer Theater und Domino. Therese Raquin aber war Frau Ida Roland. Eine überlegene Schauspielerin. Wie sie Furcht, Verzweiflung, Herzensqual, Nervenzerrüttung macht: das ist ein Vergnügen. Ebenso wie sie den hysterischen Bogen spannt und überspannt. Von hundert Flackerlichtchen wird die Nacht ihres Gemütes gespenstisch durchzuckt: ja, man sieht die Finsternis! Sehr schön das Furioso ihrer Angst, das Lacrimoso ihres Schwachwerdens, die schweren Kadenzen der Verzweiflung, das hohe C der Wut und die stretta des letzten Endes. Dabei trifft sie alles ganz mühelos, aus dem seelischen Gelenk sozusagen. Eine große Könnerin.

*

Im Burgtheater zum ersten Mal: ‚Die Fahrt ins Blaue', Lustspiel von Flers und Caillavet und dem, infolge seiner Tüchtigkeit als Dritten in die Firma genommenen, Sekretär der Beiden, Herrn Etienne Rey. Rosenroter Theaterschnack aus Tagen, da die bürgerliche Ordnung noch festzustehen schien und ein zärtliches Püffchen ganz gern hatte. Sorgenlose Menschen, glatt in eine glatte Welt gestellt, die von nichts erschüttert wird als von Gelächter. Herz und Hirn: zierliche Attrappen. Haß und Liebe: ein Worte- und Mienenspiel. Der Schritt des Schicksals: eine graziöse Tanzfigur. In kurzem: eine alt-

modische Art theatermäßiger Belustigung, die wohl neuen Methoden komödischer Heiterkeit weichen wird; aber, von so höflichen und taktvollen Könnern geübt, ganz reizend war. Schaum, abgeschöpft aus des Lebens vollem Glase, spurlos, flüchtig, eine Sonne guter Laune in unwahrscheinlichstem Geglitzer widerspiegelnd. Auch ‚Die Fahrt ins Blaue‘ — nicht grade ein Meisterwerk, ausgezeichnet durch Fülle des Witzes und Originalität der Einfälle — zeigt das Rassemerkmal des Genres: eine Heiterkeit, die nicht lastet und doch trägt. Wie die Braut des trockenen Ordnungsmenschen am Hochzeitstag von dem Jugendgeliebten entführt wird, wie die prächtige Großmutter diesen Jugendgeliebten für den richtigen Schwiegerenkel hält und ihn zur Konsummierung der Ehe drängt, wie dann der verlassene Bräutigam genötigt wird, gute Miene zum Lustspiel zu machen: das wickelt sich in müheloser plauderdramatischer Technik glatt und sauber ab. Kleine, nette Scherze beleben, à la papillon, die Landschaft. Leider zieht sie sich. Und hat manchmal etwas von der süßen Unnatur einer kolorierten Ansichtskarte. Geist ist da: ein aromatischer Zusatz zum Wässerchen des Dialogs. Wenn es nur nicht so serpentinös liefe, und die Andanti amorosi nicht wären, und Sätze wie: „Jede Liebe besteht zum Teil aus Freude, zum Teil aus Schmerz!“ Aber dann kommt wieder ein hübsches Wort, eine aus dem Stegreif hingewischte Frechheit, ein überraschendes Aufklingen schon fast vergessener, früher angeschlagener drolliger Motive: und immer, wenn die Sentimentalität am höchsten, ist die Malice am nächsten.

Die Aufführung dehnte das Spiel über dreiundeinviertel Stunden, ließ sich mit behaglichster Breite und Schwere nieder, wo ein rührseliges Plätzchen lockte, überderberte das Derbe und übersüßte das Süßliche. Leichtigkeit, Anmut, der zeitsparende parlando-Stil, den solches aus Luft gebackenes Theaterstück brauchte, sind im Burgtheater nicht zuhause. Aber eine wahre Herzensfreude: Frau Wilbrandt. Ihre Frische, ihre matronale Grazie, ihr lieber, warmer Humor, ihre geistige Munterkeit beschämen die Jugend des Burgtheaters (oder was sich so nennt).

Ein Teil des Publikums nahm die Gelegenheit Flers und Caillavet wahr, um für den Anschluß an Deutschland und gegen den an Europa zu demonstrieren. Ein andrer nützte ‚Die Fahrt ins Blaue‘ zu einer Ovation für Schönherr. Nun ja, wann denn? Bei ‚Frau Suitner‘ vielleicht?

Große Berliner von Alfons Goldschmidt

Beliebt sind die Herrschaften am Leipziger Platz nicht. Das berliner Publikum hat nicht grade ein heißes Herz für die Straßenbahn-Verwaltung. Aus Betriebsgründen, aus Sozialgründen, aus Tarifgründen und noch aus andern Gründen. Man hat die Empfindung:

am Leipziger Platz ist nicht genug Pulsschlag, nicht genug Volksgefühl, nicht genug Anpassungsschnelle, sondern mehr Zögern, Sichabquälenlassen, Von-oben-herab-Regieren, Für-die-Aktionäre-Wirtschaften. Aber der Berliner ist ein Geduldsmensch. Er läßt sich pökeln, mit faulen Düften quälen, in Urväterkästen sperren, bei Nordswitterung auf Deck treiben. Er schimpft, er witzelt, er haut mit Worten, aber er ist ein Geduldsmensch. Sonst hätte die Verwaltung schon oft Massenproteste erlebt. Es hagelt Beschwerden, aber es war noch keine Protestgemeinschaft da, und die Presse protestierte lau oder wirkungslos. Beliebt sind die Herrschaften am Leipziger Platz nicht.

*

Aber das Jammern verstehen sie, das Rentabilitätsjammern, das Gestehungskostenjammern. Im Kriege haben sie fortwährend gejammert. In den Generalversammlungen, in den Geschäftsberichten, in den Zeitungen haben sie gejammert. Beispielsweise im Geschäftsbericht für 1916. Sie jammern da über Kriegs-Teuerung. Kaum ein andres Privatunternehmen, so klagen sie, werde von der Kriegs-Teuerung derart mitgenommen wie die Große Berliner. Sie kokettieren wehleidig mit einer Unterbilanz. Aber es gab keine Unterbilanz, es gab im folgenden Jahre noch einen ganz hübschen Ueberschuß, einen Ueberschuß von 4,2 Millionen Mark wie im Vorjahre. Zwar nur 4 % Dividende, aber keine Unterbilanz. Keine Unterbilanz trotz Kriegs-Teuerung, trotz Kohlensteuer und Lohnerhöhung. Mit der Unterbilanz war es nichts. Die Tariferhöhungsanträge, die dringenden Anträge der Verwaltung waren also noch nicht wirksam begründet.

*

Daher versuchte man es mit dem Frieden. Mit dem Kriege hatte man es nicht erreicht, der Krieg war immer noch ein Segenbringer gewesen. Linienausschaltungen, Einstellung von Rumpelkästen, Ueberfülle der Kästen hatten es gebracht. Aber, so hieß es jetzt: „Ungünstiger wird sich die Lage der Gesellschaft bei Eintritt des Friedens gestalten, da dann die Gründe der außergewöhnlichen Einnahmesteigerung entsprechend der Wiederaufnahme des Omnibus- und Droschkenbetriebes in Fortfall kommen und überdies die Eröffnung der in der Kriegszeit fertiggestellten beiden Untergrundbahnen die Höhe der Straßenbahneinnahmen nachteilig beeinflussen muß. Andrerseits wird sich die Ausgabenverteuerung, namentlich die Lohnerhöhung erst im Frieden in vollem Maße fühlbar machen.“ Sie haben es denn auch geschafft. Heute kostet das Monatsfahren ein kleines Vermögen. Die Tariferhöhung ist bewilligt. Von Einnahmerückgang ist jedoch nichts zu merken. Im Gegenteil klettern die Einnahmen in nie erlebte Höhen, und zwar klettern sie über das Lohnplus, über die Ausgabesteigerungen hinaus. Anfang 1915 betrug die Monatseinnahme der Großen Berliner ungefähr 3 Millionen Mark, Anfang 1916 3,6 Millionen Mark, Ende 1916 4,5 Millionen Mark, Ende 1917 6 Millionen Mark, März 1919 schon 8 Millionen Mark und in den ersten drei Monaten des laufenden Jahres 27,5 Millionen Mark gegen 18,6 Millionen Mark im ersten Quartal 1918 oder rund 9 Millionen Mark mehr. Rund 9 Millionen Mark mehr trotz Streik im März. Eine Durchschnittsmehreinnahme von 3 Millionen Mark im Monat und eine Mehreinnahme, die den Auftrieb in sich hat. Eine Mehreinnahme, die über die Verteuerungen hinaus steigt.

*

Demnächst wird wieder der Geschäftsbericht erscheinen. Wird man wieder klagen? Man muß wohl, denn man muß sich doch rechtfertigen. Was folgt aus der Tarifpolitik, was folgt aus dem Gejammer? Daraus folgt, daß Gestehungskostensteigerungen den Herrschaften keineswegs sehr peinlich sind. Sie können ja abwälzen, sie können auf das Publikum abwälzen. Sie wälzen alles ab. Die Betriebsverknöcherung, die Tariferhöhung, die ganze Schwerfälligkeit und das Aktionärgelüste. Sie scheuen sich nicht, den Publikumsunmut durch Abonnementsaufdrucke den Angestellten zuzuwenden. Sie sind eben privatwirtschaftliche Herrschaften. Diese Tariferhöhungen sind äußerst bedenklich, denn es sind Dauererhöhungen, Renten, die dem Publikum aufgelastet werden. Wenn die Teuerung verschwindet oder milder wird, bleibt die Rentenerhöhung. Verkehrstariferhöhungen sind selten verschwunden. Die Verkehrsverwalter denken nicht daran, zu senken. Man erlebt es ja jetzt wieder an der Eisenbahn. Ist erst einmal der Auftrieb da, so wird weiter aufgetrieben. Fiskus, alter Fiskus und Privatverwaltung: beide sind unsozial, unsozialistisch, sie sind fiskalisch und rentabilitätsgierig. Es muß schleunigst sozialisiert werden. Schleunigst. Mit der Ankündigung ist es noch nicht getan. Sozialisierungsdekrete, sofort zu betätigende Sozialisierungsgesetze müssen herauskommen. Schon Engels hat die Sozialisierung, die sofortige Sozialisierung aller Verkehrsunternehmungen verlangt. Es darf nicht fiskalisch gewirtschaftet werden: es muß volksfördernd gewirtschaftet werden. Das ist das Problem. Mit dem Gejammer über Lohn- und Preiserhöhungen und den so motivierten Tarifheraufsetzungen kommt man nicht weiter. Man weckt nur Unmut, man belastet die Kraft, von der man das Heil erwartet. Diese Kraft muß gefördert werden, sie muß gepflegt werden. Die Preise müssen nicht erhöht werden. Aber diese Kraft muß erhöht werden, und sei es auf Kosten der ganzen elenden Geld- und Rentabilitätswirtschaft, die ja doch keinen Sinn mehr hat, die kläglich bankerott gemacht hat.

Rundschau

Idylle

Das war damals, als General Noske uns das Telephon sperrte. Alle öffentlichen Einrichtungen feierten: die elektrische Straßenbahn und die Stadtbahn und die Omnibusen und jenes Telephon — nur die Wasserspülung verband uns noch mit der übrigen Menschheit. Und doch: es war eine himmlische Zeit!

Frühmorgens stand ich auf, der beblümte Schlafrock schlurchte um meine Beine, die lange Pfeife hielt ich fröhlich paffend wagerecht, und dann begoß ich meinen Gummibaum. Ein liebes Bäumchen, aus Sachsen und sanftmütig wie eine echte Palme. Kein Telephon. Ich aß Brotschnitten mit Schleichhandelsbraten drauf, stocherte etwas im Ofen, steckte die Nase in die Küche und wurde von Adelgunde wieder herausgefegt — kein Telephon. Der Postbote kam nicht — unten ging eine Postbötin und schlenkerte mit den Armen, so nach der Melodie: Der Mensch ist frei geboren, ist frei —! Und kein Telephon. Wenn es klingelte, so war es Frau Nachbar Guhlke, die sich erkundigte, ob wir auch alle Blumenvasen (sie drückte sich wuchtiger aus) voll Wasser gelassen hätten, und kein Telephon! Niemand klingelte an: Claire, das süße, wenngleich alte Mädchen nicht, nicht der Herausgeber, der aber schleu... nigst ein prima lyri-

sches Gedicht auf Ludendorffen erheischte — kein Telephon. Meeresstille und glückliche Fahrt!

Ich lag der Länge nach auf dem Sofa und las. Was muß in diesem gottverlassenen Steinloch geschehen, damit unsereiner Wilhelm Raabe zu sich nehmen kann? Generalstreik. Und ich las von Gedelöcke, den sie dreimal beerdigt haben, und vom „Marsch nach Hause", und wie der alte schwedische Sergeant im Brandenburger Moor stecken blieb . . .

Hölle und Teufel —! So fluchte der Sergeant, aber so fluchte auch ich. Was war das? Ein rasselndes, rostiges Geräusch . . . Verdammt! „Hier Panter." „Großpapa! Hurra! Man kann wieder telephonieren!" Und los gings.

O schöne Zeit —! O sel'ge Zeit —! Und ich klappte seufzend meinen Raabe zu und wartete, auf den nächsten Generalstreik.

Peter Panter

Phantastische Bauten

Wem die Form mehr gilt als die ideelle Ausprägung im einzelnen Werk, wer von der neuen Zeit erhofft, sie werde uns wieder jene Gemeinschaft der anonymen Schöpferkräfte bringen, anstelle der vielen Künstler-Privatleute, die einen Namen haben und ihre persönliche Art ängstlich hüten: der kann eine Ausstellung nur freudig begrüßen, wie sie neulich unter dem künstlerischen Protektorat der Architekten Gropius und Taut von einem ‚Arbeitsrat für Kunst' gezeigt wurde. Eine Ausstellung architektonischer Anregungen, geleitet von dem Gedanken, daß man einmal der Phantasie Freizügigkeit gewähren solle, daß nach Oscar Wilde der Künstler der Schöpfer schöner Dinge sei, und daß das Neue nicht aus technisch gerechtfertigten und möglichen Weiterentwicklungen des Bisherigen, sondern aus dem Ueberschwang der lockern Fülle kommen müsse. Nicht das Fertige, Wohldurchdachte und Endgültige, sondern grade der Einfall, der vage Entwurf, das um Tradition und Konstruktion vorerst Unbekümmerte der launigen Skizze sei fruchtbar und auszustellen. Die Veranstalter wollen nicht neue Bauten, sie wollen neue Möglichkeiten der Form: so luden sie auch Maler und Plastiker, deren Schablonenfeindlichkeit sicher war, zur Mitarbeit. Solche Veranstaltungen brauchen wir auf allen Gebieten, um der schöpferischen Spielfreudigkeit, dem nicht ersessenen Talent Raum zu geben. Es kann da garnicht bunt und skurril genug hergehen, wenn nur die Spontaneität der Vision, die Uneingeschränktheit kaleidoskopischer Erfindung sich austoben kann. Eine vielfältige Anregung sollte von solchen Kunst-Variétés ausgehen, die wichtiger sein wird für das Wachstum der Form als die unermüdliche Exhibition abgestempelter, perfekter Bildchen.

Diesmal freilich scheint mir zwischen Aengstlichkeit auf der einen und Originalitätskrampf auf der andern Seite kaum so etwas wie ein Wurf gelungen zu sein. Das schlichte Landhaus im Stile etwa Tessenows, ein etwas verpeterbehrenster Romanismus (Kaldenbach), die starre Nüchternheit der aus der Technik gekommenen Glas-Eisenkonstruktionen (Hablik), die Solidität des modernen Fabrikbaus wirken noch zu stark nach, um der Phantasie freien Lauf zu lassen. Andre Entwürfe sind wieder bloße Farbenorgien auf dem Papier, in denen keine Spur von Gestaltung, von räumlichem Leben ist. Interessant die vielen Gebilde von Finsterlin, Einzelhäuser, deren Form an das amorphe Wuchern von Pilzen, an den Umriß fleischiger

Orchideen gemahnt, knollige, wulstige, quallige Hausreptile mit fingerartigen Ausladungen, buckligen Fensterkuppeln, verschoben, als bestünden sie aus weicher Gallerte, in der Art von Keramik glasiert. Da ist ein Voluptarium, ein Haus des Psychometers, des Monomanen. Ob Reichstag oder Theater darunter steht: man denkt an Traumvillen im Format von Bonbonnieren. Der Grundriß zeigt wildverschnörkelte Labyrinthe, die Wände der verschiedenen Stockwerke nehmen keine Rücksicht auf einander, die Fenster sind ulkig deformiert. Nie wird aus so anarchischen Scherzen eine neue Form kommen; Rhythmus, Schwere, Notwendigkeit der Raumorganisation werden jede mehr als momentane Bauform stets tragen müssen: immerhin aber hat dieser seltsame Jünger eines erweiterten Jugendstils den Sinn des Versuchs begriffen. Andre haben sich aus der indischen Kunst gefällige Anregungen geholt, wieder andre geraten etwas schwächlich Hermann Obrist nach, der in seinen schaumigen Muschelgrotten und Steinfontänen schon vor Jahren wirklich formfinderisch gewesen ist. Auch ein ganz abstraktes Denkmal von Luckhardt, der einen spritzig-porösen Kegel von einem scharfkantigen, kristallinischen Gestänge durchschneiden läßt, sodaß etwas wie ein moderner Obelisk herauskommt, geht von Obrists Musikalität nicht erfolglos aus. Als Detail fällt einmal eine zwingend spiralene Pforte auf, die einen aufsaugen müßte. Wirkliche Fruchtbarkeit glaube ich nur den allzu raschen Skizzen zusprechen zu können, in denen Andrae und Krayl dem Wesen der Großstadt eine neue Gebärde gegeben haben, nicht allzu erfinderisch freilich, aber doch mit rhythmischer Kraft, mit einem Pathos der cityhaften Kolossalität, das umso bemerkenswerter ist, als das Wolkenkratzerische darin seine Grazie findet, ohne an Wucht des Funktionellen einzubüßen. Sind grade diese beiden eigentlich nur Weiterführer, nicht scheerbartische Träumer, so ist ihnen allein vorerst ein Ueberprofanes gegeben.

Die Ausstellung ist bei J. B. Neumann am Kurfürstendamm zu besichtigen.

Willi Wolfradt

Der zwanzigjährigen ‚Fackel'

Du hast zwanzig Jahr ins Land gestrahlt.
Du hast manchen Schatten an die Wand
gemalt —
Rauchlos helle Flamme!
Und wir sprachen zu den feinen Röcken,
und wir sprachen zu den kleinen Schmöcken:
„Daß dich Kraus verdamme!"

Gottseidank hast du noch nicht geendet!
Mancher schrie, von deinem Licht geblendet,
manches Equipagenpferd ward scheu.
Viele kippelten im bloßen Gleiten.
Du hingegen — auch in großen Zeiten —
bliebst dir selber treu!

Kaspar Hauser

Antworten

Flugschriften-Leser. Wir haben in Deutschland weder eine gute noch eine große Flugschriften-Literatur. Die vielgerühmte Gründlichkeit des Deutschen verwehrt ihm diese sympathische Art der Publikation. Was zu leicht für ein Buch und zu schwer für eine Zeitschrift ist, preßt man anderswo in ein kleines buntes Heftgen. Bei uns siegt die Gründlichkeit und verführt zur Schludrigkeit: man will sich keine Blöße geben und zerrt das bißchen Inhalt für ein Heftgen oft zu einem dicken Wälzer auseinander. Nicht so die Autoren der Flugschriften-Reihe, die im Verlag Neues Vaterland zu Berlin erscheint, und die ich schon einmal empfohlen habe. Diesmal rate ich, zwei zu lesen: ‚Schuld und Sühne'

von Kurt Eisner und ‚Durch zur Wahrheit‘ von Heinrich Ströbel. Sie sagen im Grunde beide dasselbe, nur mit ein bißchen andern Worten. Eisner den Fremden in Bern, Ströbel seinen Deutschen zuhause. Was aber sagen sie? Sie sagen — Eisner flammend, wirkungssicher und blitzend; Ströbel ruhig, sachlich und trotzdem voll starker Leidenschaft — sie sagen, was hier seit dem neunten November jede Woche gesagt worden ist und vorher leider, leider nicht gesagt werden durfte: Los von der Lüge! Los von der großen Lüge, die glaubt, man könne ein ungeheures Ding wie die Schuldfrage einfach dadurch vertuschen, daß man nicht mehr von ihr spricht. Sicherlich — und ich möchte wissen, welcher Hohlkopf das aufgebracht hat — sicherlich hat nicht nur das deutsche Volk, ja nicht einmal die alte deutsche Regierung allein Schuld an der Völkermetzelei; sicherlich haben drüben auch Kriegstreiber ihr Handwerk getrieben; sicherlich waren da Patrioten am Werk, Verdiener und Hetzer. Aber wollen wir nicht bei uns anfangen? Es wäre eine Tat gewesen, ein einziges Mal vor der ganzen Welt zu erklären: „Unsre alte Regierung hat uns in den Krieg getrieben. Sie war mitschuldig. Wir wenden uns von dieser Regierung ab. Wir sperren die Hauptschuldigen ein. Wir haben nichts mehr mit ihnen zu schaffen. Wir wenden uns ab, wir wenden uns ab, wir wenden uns ab!“ Statt dessen erleben wir das traurige Schauspiel, daß der gerechte Protest gegen die beabsichtigte Okkupation der deutschen Stadt Danzig ein Kriegervereinsrummel wird; daß sich die schlechtesten Elemente plötzlich wieder einfinden; daß die alten Kriegsschürer eine Lippe riskieren, als ginge es noch und wieder einmal an das große Sterben der Andern. Unwiderstehlich wirkt das Sündenregister der sogenannten Revolutionsregierunng bei Ströbel — Trauer krampft das Herz zusammen, wenn die Rede Eisners noch einmal vorbeirollt: der redlichste Geist, keine Spur masochistischer Bekenntnissucht, kein Wort zu viel, aber auch kein Wort zu wenig. Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und uns war er mehr! Was an uns liegt, soll geschehen, um sein Werk fortzusetzen.

F. G. Sie verlangen von der Presse zu viel und wieder zu wenig. Zu viel: denn sie kann, da sie eine reinkapitalistische Institution ist, nicht ethische Forderungen erfüllen, dieweil sie Geld verdienen will und ihr Beiblatt das Hauptblatt ist, von dem alle andern abhängen. Zu wenig wieder verlangen Sie, wenn Sie sich mit ihrem dünnen und dummen Nachrichtenteil begnügen. Mag sie doch — statt den schönsten Raum an das Gewäsch ihrer Feuilletonisten zu wenden — einen guten Nachrichtendienst im Ausland organisieren! Wissen Sie wirklich, wie es in Rußland aussieht? Erfahren Sie das aus Ihrer Zeitung? Schreckschüsse und bombastisch törichte Schauermärchen — wirkliche Bilder des täglichen Lebens sind nicht zu finden. Und ähnlich aus aller Welt. Nein, wickeln Sie Ihren Auslandskäse in Ihre Presse. Es ist nichts mit ihr und wird mit ihr auch nichts werden, solange sie nicht auf eine völlig neue Basis gestellt ist.

Hermann U. in Danzig. In einer Theaterkritik der Leipziger Volkszeitung finden sich folgende Sätze: „Ibsen ist Kritiker der gesellschaftlichen Zustände. Die Leute, die von der Kritik getroffen werden, nennen sie jedesmal eine negative, eine zerstörende Tätigkeit und stellen ihr die Forderung des Aufbauens entgegen. Aber das Aufbauen ohne Niederreißen ist in der kultivierten Gesellschaft unmöglich, ist Utopie. Darum verlangen es ja auch jene getroffenen Leute, weil sie wissen, daß dieses utopistische Aufbauen eine recht harmlose Arbeit ist. Die

wird man mein Organ nötig haben und, um zugleich mich gebrauchsfähig zu gestalten, radikale Mohrenwäsche an mir verüben. Und ringsum die Kläffer werden auf sich allein angewiesen sein." Was sicherlich besser ist, als den ‚Vorwärts' zum Bundesgenossen zu haben. Den beneide ich nur, daß es ihm vergönnt war, in dieser Angelegenheit das letzte Wort zu sprechen. Mit jeder der Nummern 9, 10, 13, 15 und 19 war ich gewiß den Schlußstrich in dieser Affäre gemacht zu haben. Immer von neuem ward ich enttäuscht. Aber in unverwüstlicher Zuversicht hoff' ich, daß aller guten Dinge sechs sind, und daß ich es nunmehr des grausamen Spiels kann genug sein lassen.

Hans G. Sie wundern sich, daß die Regierung dem Kriegshetzer Wilhelm Scheuermann nach Versailles zu reisen erlaubt hat. Bei dieser Regierung darf Sie nichts wundern. Von der Würdelosigkeit, die zu einem solchen Friedensschluß zweihundert Beamte statt zehn gen Frankreich fahren, die den ganzen gottverfluchten Apparat wieder arbeiten ließ — von der war doch wohl kaum zu erwarten, daß sie die bösesten Burschen der Ludendorff-Zeit aus einem Lande fernhalten würde, das hundertmal von ihnen beschimpft worden ist. Nicht etwa angegriffen, wie ein Deutscher einmal einen Franzosen angreifen konnte, sondern besudelt, mit publizistischem Schmutz beworfen. Der Mann gibt eine Schilderung der schönen Tage von Aranjuez, die alles übertrifft — und das will viel sagen —, was die deutsche Presse über die Vorfeier des großen Ereignisses ihren lammfrommen Lesern anzubieten gewagt hat. Die lächerlichen Beobachtungen an den „Feinden"; die kindische Hoffnung, daß die fremde Hauptstadt die Deutschen hochachtungsvoll begrüßen werde; die dumme Kleinlichkeit, zu bemängeln, daß man seinen Koffer selbst habe tragen müssen — es soll im Kriege vorgekommen sein, daß man noch ganz andre Dinge tragen mußte —: ach, warum ist diese Scheuerfrau nicht ihrer Reklamation verlustig gegangen und hat wirklich einmal Das tun müssen, was sie schlecht und hetzend so oft beschrieben hat! Die guten Deutschen! Sie nehmen die dümmste Rücksicht aufs Ausland, wenn Einer von uns sich unterfängt, im Lande dem Lande die Wahrheit zu sagen — aber sie kümmern sich den Teufel ums Ausland, wenn Einer die alte verbogene Trompete weiterbläst. Der Artikel schließt mit einer unverhüllten Revanche-Drohung — und wir stehen ohne Verwunderung, aber voll tiefer Bewunderung vor einer Regierung, die im Inland Gazetten geniert und im Ausland derlei erlaubt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die Rettung

von Heinrich Ströbel

Wäre ich Sprecher auf dem Räte-Kongreß gewesen, ich hätte diese Rede gehalten:

Daß wir dem Abgrund entgegenrollen, hat selbst Leinert erkannt, der Mann der nüchternsten Praxis, dessen gesundes Nervensystem sicherlich nicht Angstvorstellungen begünstigt. Aber wer Augen hat, muß sehen: Es geht so nicht weiter. Proletarier wüten gegen Proletarier, die Revolution richtet sich selbst zugrunde. Ein Mißverständnis hat, nach Richard Müller, die grausige Straßenschlächterei im berliner Osten entfesselt. Mehr als elfhundert Menschenleben, Proletarierleben, hat das Mißverständnis gekostet. Und Mißverständnisse schüren zu neuem, grauenvollerm Bürgerkrieg. Wollen wir warten, bis das ganze Land ein berliner Osten geworden ist, eine einzige Hölle, in der die Proletarier sich zu Hunderttausenden morden? Mehr denn je gleicht Deutschland einem Riesentollhaus, und Pogromstimmung verpestet die Volkspsyche. Mißtrauen hat, so sagte Kaliski, von Anbeginn jede Regung vergiftet, jede Aktion gelähmt, jede proletarische Einigkeit vernichtet. Und dies Mißtrauen hat in den fünf Monaten jedes Gemüt verbittert. Man versteht sich nicht mehr. Jedes Wort schnaubt Haß, hinter jeder Handlung wittert man Verrat, jeder Gedanke brütet Gewalttat. Es ist eine Welt des Irrsinns: all die Millionen Proletarier, und Hunderttausende von Kopfarbeitern dazu, wollen das Gleiche: die Erlösung vom Fluch der kapitalistischen Versklavung, den Sozialismus, das Glück und Gedeihen für Alle — und dennoch ist das Heer der Arbeit, das geeint unbesieglich wäre, in zwei, drei Lager gespalten, die sich schmähen und hassen und bis aufs Blut bekämpfen. Trotz der trostlosen Erbschaft des wahnwitzigsten aller Kriege, trotz aller Wirtschaftszerrüttung könnte ein einiges Proletariat in wenigen Jahren ein Reich der Gerechtigkeit, der Schönheit und des Ueberflusses aufbauen, wie es bisher nur prophetische Ekstase geschaut. Aber Mißtrauen und mörderischer Bruderstreit verwüsten im Keim die Zukunftssaat und schaffen eine Trümmerstätte, wo sich der Wunderbau der neuen sozialistischen Kultur erheben sollte.

Sie alle wissen, wohin uns Mißtrauen und Haß geführt haben. Im Ruhr-Revier streiken heute vierhunderttausend Arbeiter, und auch die mitteldeutschen und schlesischen Berg-Reviere sind bereits in wilder Gärung. Und an allen Ecken und Enden züngeln bereits die Flammen auf, streiken schon Bauarbeiter, Eisenbahner, Bankbeamte. In ein paar Tagen kann das ganze Land lichterloh in Brand stehen. Wissell und Schmidt, die mehrheitssozialistischen Minister, haben das nationaloekonomisch Unsinnige, das Wirtschaftsmörderische dieses Streikens gekenn-

zeichnet und die ruinösen Folgen dieser Streik-Epidemie schreckhaft geschildert. Und sicherlich: sie haben recht. Die immer neuen, immer gewaltigern Ausstände zerstören die letzten Reste des Nationalvermögens, die uns der alle realen Werte verschlingende Krieg noch gelassen. Kohle und Eisen, die Grundelemente unsrer ganzen Produktion, werden immer rarer und immer teurer. Lähmende Agonie der Gütererzeugung ist die Folge, und die Preise der erzeugten Waren schnellen ins Schwindelhafte empor und treiben auch die Lebensmittelpreise zu gleicher Höhe. Neue Lohnforderungen verschärfen die Krise. Dem Staat kosten die Erhöhungen der Teuerungszulagen und Arbeitslosenunterstützungen immer neue Milliarden. Er wälzt die Lasten auf die Volksmasse ab, durch Erhöhung des Eisenbahntarifs, der Portotaxe, durch enorme indirekte Steuern. Er strapaziert immer rücksichtsloser die Notenpresse, entwertet vollends das Geld und stachelt dadurch zu neuen Lohnforderungen, neuen Streiks auf. So geht es unmöglich weiter ins Endlose — die Katastrophe muß dieser tollen Wirtschaft ein Ziel setzen.

Leinert und Cohen und Kaliski und Schmidt und Wissell, sie haben sämtlich recht mit ihren Zustands- und Zukunftsschilderungen. Dieser Krieg Aller gegen Alle, diese unerhörte Wirtschaftsanarchie — sie können nicht dauern. Nur leider habe ich, und grade in den Reden der Minister, das Wichtigste vermißt: das Heilmittel, das die Genesung bringen kann! Denn mit bloßem Zureden, mit moralischen Sprüchlein ist es nicht getan. Das Mißtrauen, dem Kaliski die Schuld an der Anarchie gab, es ist riesengroß, und es nimmt immer abenteuerlichere Dimensionen an. Wer die Streikwut, die Wirtschaftsanarchie bekämpfen will, muß zuerst das Giftgewölk des Mißtrauens zerteilen. Er muß den Arbeitermassen wieder Vertrauen zur Führung, zu dem ganzen politischen System einflößen. Wer dazu nicht den ernsten Willen und die Entschlußkraft aufbringt, erspare sich alle Bußpredigten!

Wie aber kann das Proletariat dem heutigen System Vertrauen entgegenbringen! Hat denn die jetzige Regierung auch nur eine Spur Vertrauen zum Volke? Sie mißachtet ja sogar die Beschlüsse des Räte-Kongresses, der doch wahrhaftig keine spartacistische oder kommunistische Körperschaft ist, sondern, wie das Berliner Tageblatt meinte, nur zu einem Viertel aus Unabhängigen besteht. Und wenn ein so zahmer und gutartiger Kongreß die Freigabe Ledebours fordert — ist es da nicht eine schier unverständliche Brüskierung, dieser Vertretung des gesamten deutschen Proletariats den Willen zu verweigern? Ueberhaupt: seelisch tauber hat sich nie eine Regierung den Notwendigkeiten einer aufgewühlten Zeit, den Bedürfnissen der revolutionären Psyche verschlossen. Gestern noch vernahm ich aus dem Munde selbst eines konservativen Politikers, daß es gradezu

unglaublich sei, wie wenig sich sogar die Sozialisten in dieser Regierung auf die Psychologie der Massen verstünden. Dieser Konservative hatte alles andre, nur keine Bewunderung für die Noske-Strategie, für das System Lichtenberg, und er nannte es einen ungeheuern Frevel, durch die Massenverbreitung der Greuelflugblätter die ohnehin bis zur Explosion geladenen Leidenschaften noch skrupelloser aufzustacheln.

Das ist es ja, was die Massen seit Monaten mit so maßloser Erbitterung erfüllt: daß man für ihre Sehnsüchte und Schmerzen nicht ein Atom Verständnis, sondern nur Gewalt und immer wieder nur Gewalt hat! Selbst die Verständigen unter ihnen, wie Kaliski und Cohen, sagen, spartacistische Fanatiker, bolschewistische Katastrophenspekulanten hätten die Massen systematisch aufgeputscht, und die Unabhängigen hätten wenig oder nichts getan, um diese Massenaufwiegelung und seelische Massenvergiftung zu hindern. Ich selbst bestreite nicht die Verfehlungen und Unterlassungssünden der Linken und habe, wie Sie wissen, herbe Worte des Tadels gefunden für die allzu große Nachgiebigkeit gegen unverständige und unerfüllbare Wünsche der Masse. Aber weit mehr als die Erweckung nicht zu verwirklichender Hoffnungen und die Umschmeichelung unklarer Masseninstinkte hat die Politik der Mehrheit Mißtrauen gesät und fressenden Ingrimm in die Seele der Massen gepflanzt. Wenn sich unter den mehr als elfhundert Opfern der letzten Straßenkämpfe nach amtlicher Mitteilung noch nicht ein Zehntel Soldaten befinden und die Regierung gleichwohl immer nur Abscheu vor den Taten der „Spartacisten" bekundet, wie, frage ich Sie, muß das auf die Gemüter der berliner Arbeiter wirken? Und wenn Herr Noske einem Mitarbeiter bürgerlicher Blätter erklärte, daß man die Streikleitung der Ruhr-Bergarbeiter, sobald man ihrer habhaft werde, nicht mit Samthandschuhen anfassen werde — wie, glauben Sie, muß eine solche Drohung, eine solche Aufreizung wirken nach der Ermordung von Liebknecht, Rosa Luxemburg und Jogisches, nach der Füsilierung der zweiunddreißig waffenlos ergriffenen Mitglieder der Volksmarinedivision! Ich möchte nicht auf-, sondern abwiegeln und will deshalb auf jede weitere Qualifizierung des Noske-Interviews und der ganzen Noske-Politik verzichten. Aber das muß doch jedem nicht ganz Verblendeten unter Ihnen klar sein: zehntausend der wildesten Demagogen des Bolschewismus könnten die Massen nicht so in den tiefsten Tiefen aufwühlen wie der eine Noske. Es gibt keinen wirksamern Apostel der Anarchie und keinen erfolgreichern Organisator des allgemeinen Bürgerkriegs!

Auch Sie haben ja, wie Cohens Rede beweist, inzwischen begriffen, welche Gefahr die in der Hand reaktionärer Führer befindlichen Freiwilligencorps für den Sozialismus, ja selbst

für die Demokratie und die Republik sind. Die Proletariermassen, die voll Staunen und Empörung die Wiederauferstehung des Militarismus wahrnehmen und sich als die wehrlosen Opfer dieser neuen Militärdiktatur fühlten, hatten die Gefahr längst erkannt und grade deshalb alles Vertrauen zu einer Regierung verloren, die diesen unnatürlichen Bund mit dem gefährlichsten Widersacher der Revolution einging. Aber auch von dieser Seite der militärischen Gewaltpolitik abgesehen: wie kann sich ein Sozialdemokrat nur einbilden, mit Belagerungszustand und Handgranaten der Massengärung und der Streikbewegung Herr werden zu können! Viele kluge bürgerliche Männer, weit rechtsstehende Politiker hörte ich in den letzten Tagen über die politische und wirtschaftliche Krise sprechen; aber nicht einer erlag dem Wahne, daß die Freiwilligencorps den Rätegedanken und den revolutionären Geist zu ersticken vermöchten. Der Sozialismus, so sagte man immer wieder, sei nun einmal die Massenreligion dieser Zeit geworden. Der Gewalttat müsse man die Gewalt entgegensetzen, aber der bolschewistische Irrglaube könne nur dadurch überwunden werden, daß man alles Lebenskräftige und Wirtschaftsmögliche des Sozialismus und des Räte-Systems mit Entschlossenheit verwirkliche. So sprachen rechtsstehende bürgerliche Politiker. Und was erleben wir an unsrer Regierung, unsern sozialistischen Ministern? Daß sie alles auf die Karte der Gewalt setzen und sich gegen das berechtigte Drängen der proletarischen Massen hinter Drahtverhauen und Maschinengewehren verschanzen! Beweist nicht die Auflösung der doch so gemäßigten und vorsichtig ausschreitenden Sozialisierungskommission den Bankerott unsrer sogenannten Sozialisierungspolitik? Und verrät nicht die Form, wie man die Arbeiterräte in die Verfassung eingliedern will, die absolute Unfähigkeit, die Gebote der Stunde zu vollstrecken? Sie wissen, ich erwarte vom Räte-System keine Wunder und predige den Arbeitern nüchterne Skepsis: aber daß den Massen das Verständnis für das wirtschaftlich Mögliche einzig durch weitestgehende praktische Mitarbeit der Räte anerzogen werden kann — diese Erkenntnis einsichtiger bürgerlicher Politiker sollte doch sozialdemokratischen Regierungsmännern zur Norm alles Handelns geworden sein.

Das Mißtrauen brachte uns den Bürgerkrieg, die Zerrüttung, den drohenden Zusammenbruch. Vor dem Untergang retten kann uns nur das Vertrauen, das die proletarische Einheitsfront herstellt. Vertrauen aber wird keine Regierung gewinnen, die Männer wie Noske und Heine in ihren Reihen zählt. Diese Träger eines unmöglichen Systems müßten verschwinden, aber mit ihnen das ganze kompromittierte System. Es ist der letzte Augenblick, der Gewaltpolitik in den Arm zu fallen. Sie kann wohl, nachdem sie die Straßen mit Leichen besät, eine Stadt, einen Landesteil nach dem andern entwaffnen; aber sie

entflammt damit die Massen nur leidenschaftlicher zum Wirtschaftskrieg, gegen den selbst schweres Geschütz und Minenwerfer versagen. Ich muß deshalb auch dringend vor einer bewaffneten Expedition gegen München warnen. Auch ich glaube nicht, daß sich eine bolschewistische Enklave in dem bajuvarischen Agrar- und Kleinbürgerstaat lange halten kann. Will die Räte-Regierung nicht völlig zusammenbrechen, so wird sie sich umbilden und der Demokratie anpassen müssen. Stürzt man sie mit Gewalt, so richtet man nur ein neues Blutbad an, so treibt man auch das bayrische Proletariat in die passive Resistenz hinein, die das deutsche Wirtschaftsleben tödlicher bedroht als ein paar Wochen proletarischer Diktatur und des politischen Dilettantismus.

Aber die Hinwegräumung des Mißtrauens geht nicht ohne die Mitwirkung der Linken. Mit der Parole: „Alle Macht den Arbeiterräten!“ kommt man nicht zum innern Frieden, nicht einmal zur proletarischen Einheitsfront. Die Sowjet-Diktatur nach russischem Muster ist nur durchführbar in industriell rückständigen Ländern, wo die überwiegende Volksmasse, das Bauerntum, apathisch und die Bourgeoisie schwach und widerstandsunfähig ist. So war es in Rußland und, bis jetzt, in Ungarn, wo obendrein der Nationalismus dem Bolschewismus in den Sattel half. Schon in Bayern ist die Diktatur der Arbeiterklasse sehr umstritten. Im Deutschen Reiche vollends wäre die Durchsetzung des reinen Räte-Systems und die völlige Ausschaltung der Demokratie und des Parlamentarismus gleichbedeutend mit dem Bürgerkrieg im Beharrungszustand. Alles, was wir bis heute erlebt haben an Straßenschlachten, Bürgerstreiks, Organisierung der Gegenrevolution, beweist ja die gewaltige Widerstandskraft des Bürgertums, das sich obendrein breite Proletarierschichten heerbannpflichtig zu machen versteht. Wie die Dinge in Deutschland einmal liegen, kann das Proletariat nicht einmal vorübergehend die Räte-Diktatur erobern, weil es waffenlos, sein Gegner umso besser bewaffnet ist. Das Proletariat kann höchstens Staat und Gesellschaft in die Luft sprengen, freilich auf die Gefahr, dabei mit zugrunde zu gehen.

Eine deutsche Räte-Diktatur ist aber nicht nur eine Utopie, sondern obendrein eine unholde Utopie. Das reine Räte-System würde nicht die Herrschaft der Masse stabilieren, sondern die Oligarchie betriebsamer Demagogen. Der wirkliche Wille des Volkes vermag sich bei dem doppelt und dreifach indirekten Vertretungssystem der Betriebs-, Bezirks-, General- und Zentralräte viel unsicherer durchzusetzen als bei direkter Wahl der parlamentarischen Volksvertreter. Demokratie und Parlamentarismus sind deshalb unentbehrliche Mittel einer wahrhaften Selbstregierung. Aber das Räte-System kann und muß sie ergänzen. Es muß das wichtigste Hilfsorgan der Sozialisierung sein, ihm muß — die Zeitumstände fordern es — auch maßgebender Ein-

fluß auf die Legislative eingeräumt werden. Räte-System und Demokratie müssen einander ergänzen und durchdringen.

Entschlossen und vorbehaltlos muß die Linke sich auf dies Programm festlegen. Mit Entschiedenheit muß sie ihre ganze Agitation darauf einstellen. Nur dann kann sie das Vertrauen der Massen der Mehrheit erwerben und in geschlossener proletarischer Phalanx ihrem Programm zum Siege verhelfen. Nur dann kann sie das Gewaltsystem stürzen, die Regierung umbilden und jenen geschlossenen demokratischen Block bilden helfen, mit dem sich eine wahrhaft demokratische und fortschreitend sozialistische Politik verwirklichen läßt.

Das war die Politik, die schon im November die Klugheit gebot, die heute vollends die Pflicht der Selbsterhaltung aufzwingt. Die verflossenen fünf Monate haben gezeigt, wohin Mißtrauen und blinder Machtwahn führen: zum Bruderkrieg, zum sozialistischen Selbstmord, zur Wiedergeburt aller militärisch-reaktionären Kräfte. Die Revolution schwebt am Rande des Abgrunds. Retten kann sie nur noch die Einigung der Arbeiterklasse. Die Einigung, die alle Gewaltpolitiker und Zwietrachtschürer beiseiteschiebt und von dem klar umrissenen Gemeinschaftsprogramm nicht mehr die Abweichung um eine Linie duldet!

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LVIII

Otto Landsberg

Empfangsabend des Reichskabinetts im weimarer Schloß. Steif vornehme Repräsentationsräume im Mittelbau. Viel Kunst und Kunstgewerbe von erlesenem Geschmack. Atmosphäre Karl Alexanders. Der letzte Großherzog, der Kulturbarbar, der seinen Lieblingshund eine Zeitlang „Goethe" rief, der auf unvorsichtig auftauchende Russenköpfe im jenseitigen Schützengraben höchst belustigt wie auf Blumentöpfe in einer Schießbude anlegte und sie niederknallte — dieser entartete Sproß eines großen Fürstengeschlechts war in diesen Sälen ein geistig Fremder.

Nun hat sich, seit der Revolution, mit einem Schlage alles geändert. Der Großherzog ist auf und davon. Ein sozialistischer Volkskommissar steht an der Spitze des sachsen-weimarischen Staates, und das stolze Schloß ist zum Sitz der Reichsregierung und zum Hauptquartier der Politik geworden.

„Darf ich Ihnen zur Befreiung gratulieren?"

Herr Otto Landsberg, der Reichsjustizminister, lachte. Die Augen kniff er dabei zusammen. Das Haupt- und das etwas struppige Barthaar, das Ableger eigentlich über das ganze Gesicht verstreut hat, schien in diesem Augenblick einen einzigen rotbraunen Urwald zu bilden, der auf einem mächtigen Kieferbau ruhte.

Ein Waldmensch von allerdings nicht großem körperlichen Ausmaß — oder, sehe ich recht, ein Mephisto?

„Ja, das war eine tolle Geschichte," sagte er. „Kaum bin ich mit dem Leben davon gekommen. Ich wurde bei einem Besuch in Magdeburg, wo ich freilich seit, na, seit 1895 als Anwalt praktiziert hatte, auf der Straße plötzlich erkannt. Sofort war ich von einer großen Menschenmenge umringt, die schreiend und gestikulierend mich als Mitglied der Regierung für die Verhaftung des Herrn Brandes verantwortlich machen wollte. Die Masse war überaus erregt. Die vorbeigelungene Militärrevolte, der Generalstreik und all die Stichflammen von Ausständen und Unruhen hatten die Leute überreizt. Ich ganz allein. Da sehe ich, daß einige Soldaten gradezu die Gewehre auf mich anlegten. Ich dachte natürlich: Nun ists vorbei. Aber schon wurde ich gepackt, und im Nu war ich von acht handfesten Männern in ein Auto gesteckt, die mit mir nach Braunschweig, dem Reich der Merges und Orterer, fahren sollten. Mit einem Male gabs eine Panne. Meine Freunde in Magdeburg waren inzwischen nicht untätig gewesen. Allmählich gings wieder los. Kurz vor Helmstedt kam uns ein Wachtmeister mit vorgestrecktem Revolver entgegen. „Halt!" rief er. „Keinen Schritt weiter! Die Straße ist durch einen Stacheldrahtverhau gesperrt." Die acht Mann waren konsterniert. „Und hinter diesem Verhau stehen so und so viele Andre," fuhr er, bluffend, fort und drückte mir rasch auch einen Revolver in die Hand. Die Acht kapitulierten. Ich war frei. Immerhin, schön war die Geschichte nicht."

Das war im April 1919. Vor beinahe drei Jahrzehnten, als Landsberg in Berlin Jura studierte, war ihm schon einmal was Aehnliches passiert. Nur waren damals die Rollen vertauscht, und, was sich jetzt als Wirklichkeit zutrug, war in jenen Tagen ein reiner Gedankenvorgang. Landsberg spazierte mit einem Kommilitonen in Potsdam. Landsberg, der Rote, der ganz links stand, sah plötzlich das Schimmelgespann des jungen Kaisers nahen. Er floh förmlich in die nächste Seitengasse und drückte sich in ein Hauptportal, um diesen monarchistischen Spuk mit abgewendeten Augen vorüberzulassen. Der Gedanke, vor dem Manne da in dem prunkenden Wagen anstandshalber den Hut ziehen zu müssen, war ihm unerträglich.

Von Hause aus war er kein Sozialist. In Rybnik, wo er 1869 geboren wurde, und in Ostrowo, wo er das Gymnasium besuchte, lebte er in einem durchaus altliberalen Milieu. Der Vater war Kreisphysikus und hielt auf eine freie, aber doch „korrekte" politische Gesinnung. In Berlin, als er auf die Universität kam, mußte er sich recht und schlecht durchhelfen. Er fühlte sich krank, wurde melancholisch und pessimistisch und rutschte als Verächter des Bestehenden politisch immer weiter nach links. Vier lange Referendarjahre folgten. Er wurde

wieder nach dem Osten, von wo er gekommen war, verschlagen, nach Gostyn, Ostrowo und Posen. Dann machte er das Assessor-Examen und ließ sich sofort, 1895, in Magdeburg als Rechtsanwalt nieder. Die Praxis wuchs von Tag zu Tag. Zuerst waren es Arbeiter-Klienten. Ganz Magdeburg-Buckau schwor auf ihn. Er war auch ein hervorragender Forense und Jurist. Wenn er sprach, schliefen die Richter nicht und ließen das ungewöhnliche Plaidoyer über sich ergehen — mit einem still ablehnenden Unbehagen, aber doch mit gespitzten Ohren, denn es war ein Genuß, seinen juristischen Deduktionen zu folgen.

Er wird Stadtverordneter und kommt 1912 für Magdeburg auch in den Reichstag. Inzwischen hat er sich gemausert. Aus dem Radikalen ist ein Revisionist geworden, der auf den Parteitagen anfängt, eine führende Rolle zu spielen. Auch im Reichstag hat er das Ohr des Hauses. Kein Pathetiker, aber ein klarer, scharf und logisch denkender Kopf, der weiß, was er will. Die November-Revolution setzt ihn auf einen der hohen Stühle im Rat der Volksbeauftragten. Erregte Wochen folgen. Das Chaos muß überwunden werden. Die Unabhängigen befehden ihn aufs grimmigste: „Der ist der Mephisto der Regierung; von dem geht alles Uebel aus!" Er hält aus, kommt (für Magdeburg und Anhalt) in die deutsche Nationalversammlung und erhält im neuen Reichskabinett das Portefeuille des Justizministers.

Eine Fülle von Reform-Aufgaben harrt seiner. Wird er Zeit und die Möglichkeit haben, auch nur einen kleinen Teil davon zu bewältigen?

München-Berlin von Olf

Die Tägliche Rundschau wußte früher mancherlei von Versuchen der Entente, Deutschland zu spalten und zu zerstückeln. Heut schreibt sie (gegen Bayern): „Mit einem Deutschland, das keine einheitliche Regierung mehr besitzt und auch keine einheitliche Volksvertretung, kann die Entente keinen Frieden schließen!" Ei ei! „Mit einem bolschewistischen Deutschland", fährt die Tägliche Rundschau fort, „erst recht nicht." Sicherlich? Die Entente, die uns in der Verständigung mit Rußland wahrscheinlich wieder zuvorkommen wird?

*

Das sehr fruchtbare letzte Interview des Grafen Brockdorff-Rantzau hat Theodor Wolff mit einem Kommentar begleitet. Darin beklagt er sich über die Absicht der Entente, unsre militärischen Maßnahmen zu kontrollieren. Mit formalem Recht. Aber er vergißt zu sagen, daß Reziprozitiät hier Folge ist, daß einseitiger Militarismus notwendig verdorrt, und daß endlich, endlich Einer anfangen muß! Er übersieht, daß ein Frei-

willigenheer moralischer ist als die Dienstpflicht, und daß auch die Miliz nichts als die äußerste Ausbreitung des Militarismus bedeutet.

*

Ministerpräsident Hirsch sagte, die Revolutionsregierung habe den Entscheidungen der Landesversammlung nur vorgegriffen, wo es sich um Reformen dringendster Not handelte, „deren Verzögerung eine Gefahr für die Allgemeinheit bedeutet haben würde". Mir ist so, als ob die Unterlassung der übrigen Reformen doch wohl ebenfalls eine nicht unbeträchtliche Gefahr für die Allgemeinheit bedeutet hat.

*

Die Kommission, welche die Erschießung des Kapitäns Fryatt zu untersuchen hatte, kam zu dem Ergebnis, daß die Erschießung keine Verletzung des Völkerrechtes darstelle, und bedauerte aufs Lebhafteste die Schnelligkeit, mit der das Urteil vollstreckt wurde. Warum, wenn es doch keine Rechtsverletzung darstellte?

*

Wilhelm der Zweite selbst erzählt, die Hinrichtung der Miß Cavell sei durch einen betrunkenen General befohlen worden. So einen gab es also? Wilhelm der Zweite hat ihn doch damals gleich unnachsichtig vor ein Kriegsgericht stellen lassen? Und sollte er dazu zu machtlos gewesen sein: so hat doch wohl die Revolutionsregierung diesen General längst bestraft?

*

Die ‚Germania' nennt die Sozialisierung der Zeitungen ein wahnwitziges Beginnen, und demokratische Blätter billigen und bekräftigen das. Nun, ich vermute, daß auch die Bergwerksbesitzer die Sozialisierung des Bergbaus, deren Möglichkeit von niemand außer von der sozialistischen deutschen Regierung angezweifelt wird, ein wahnwitziges Beginnen heißen werden.

*

Ein dänischer Journalist besucht den Kronprinzen, den ehemaligen. Der zieht witzig einen Revolver (Noske über ihn!) aus der Tasche, der ihn gegen Reporter schützen solle. Der Journalist spricht, na ja, von Etikette. Und vom „eigentümlichen" Kriegshofe des Kronprinzen: „mit Husarenoffizieren und Künstlern" (die möcht ich kennen); „Lichtern und Blumen unter dem Bombenregen der Fliegergeschwader . . ." Und das druckt die deutsche Presse. Und der hätte uns beinahe regiert!

*

Die Deutschnationalen erregten sich, weil in einem Büro der Regierung sozialistische Werbeschriften — übrigens sehr gut — hergestellt wurden. Das beruht auf falschen Informationen. Damals glaubte man nämlich, in einer Revolution zu stehn, man sprach von einer sozialistischen Republik, und für diese wollten einige Schwärmer werben.

Der Seekrieg von L. Persius

I

Die amtliche Berichterstattung

Der Legendenbildung in der Geschichte des hinter uns liegenden Seekriegs entgegenzutreten: das soll der Zweck der folgenden Aufsätze sein. Schon sind alldeutsche Federn am Werk, die uns von der Flottenleitung seit dem August 1914 in überreicher Fülle dargebotenen „Märchen" weiter auszuschmücken und im Volke den Glauben an die Unfehlbarkeit der militärischen Stellen zu festigen, der zum mindesten im letzten Kriegsjahr erschüttert wurde, da es endlich auch im beschränkten Hirn dämmerte. Verschiedene Bücher über den Seekrieg sind bereits erschienen, zahllose werden noch erscheinen. Sie alle werden sich, das darf als sicher vorausgesagt werden, völlig im Stil der Methoden halten, die im alten Obrigkeitsstaate vorgeschrieben waren; das heißt: sie werden nur von der erhabenen Begabung unsrer Führer auf taktischem und strategischem Gebiet, von ihrer Voraussicht, von ihrer unermüdlichen Pflichttreue und ihrer nimmer müden Sorge für den einfachen Matrosen und Heizer berichten. Unbeantwortet bleiben wird, was jeder Wahrheitsfreund fragen muß: Erwies sich denn kein einziger unsrer Admirale als unfähig? Gab Personal und Material nie zu Klagen Veranlassung? Wenn, wie immer behauptet worden ist, alle Vorbedingungen für den endgültigen Sieg vorhanden waren, der uns ja auch oft genug in sichere Aussicht gestellt worden ist — warum ist er dann nicht erstritten worden?

Sagen wirs also offen: durch die Berichterstattung der Flottenleitung ist unser Volk aufs gröblichste betrogen und belogen worden, und in den Kriegsgeschichtsbüchern wird dieser üble Brauch nun fortgesetzt. Das Wort Jean Pauls, daß im längsten Frieden der Mensch nicht so viel Unsinn und Unwahrheit spricht wie im kürzesten Krieg, läßt schaudernd an die Riesenhaftigkeit des Unsinns und der Unwahrheit denken, die in diesen einundfünfzig Monaten produziert wurde.

Hier soll der Versuch unternommen werden, dem Unsinn und der Unwahrhaftigkeit auf den Grund zu gehen. Warum? Um dem gar zu vertrauensseligen Michel die Augen zu öffnen über alle die Mißgriffe und Sünden, die unter dem vielfach immer noch angehimmelten alten Regime begangen wurden, ihn von seinem schrankenlosen Autoritätsglauben, der zu unser Aller Verhängnis wurde, zu kurieren und ihn zur selbständigen kritischen Erfassung der kriegerischen Vorgänge auf den Meeren zu erziehen. In der unmoralischen und rigorosen Beeinflussung und Knebelung der Presse durch die unwahrhaftige Berichterstattung der Flottenleitung ist der Hauptgrund für die

meistens gänzlich irregehenden Ansichten über den Verlauf des Seekriegs, die bei uns herrschen, zu erblicken. In den Veröffentlichungen der Presse-Abteilungen des Admiralstabs und des Reichsmarineamtes machten sich vielfach Widersprüche geltend. Zahllos sind die Fälle, wo bewußt falsche Meldungen verbreitet wurden. Es braucht kaum darauf hingewiesen zu werden, daß militärische Interessen zuweilen eine Verschleierung von Vorfällen, eine Verschweigung von Verlusten und dergleichen wünschenswert erscheinen lassen. Aber in diesen Dingen muß Maß gehalten werden. Maß zu halten verstanden jedoch die amtlichen Stellen nicht. Zwar war andrer Ansicht hierüber ein Vertreter der Marine, der in der Pressekonferenz, als einmal gar zu grobe Unwahrheit ans Licht gezogen wurde, den Ausspruch tat: „Das kommt nur davon, daß leider keine Konsequenz geherrscht hat. Ich hätte vorgezogen, unentwegt weiter zu lügen." Aber zum erfolgreichen Lügen gehört eine gewisse Virtuosität. Sie fehlte der Flottenleitung. Eigene Verluste wurden verschwiegen, auch wenn man sich sagen mußte, daß der Feind alle Einzelheiten darüber veröffentlichen und womöglich in der Lage sein würde, die Beute vorzuzeigen. Die Ziffer der Kauffahrer, zum Beispiel, die nach Angabe des Admiralstabs von unsern U-Booten torpediert und versenkt sein sollten, war riesengroß. Ihre Veröffentlichung rief immer erneut Beifallsstürme und Bewunderung — und bei einigen Wissenden Verwunderung — hervor. Gar zu oft wurde später festgestellt, daß Dampfer, deren Versenkung gemeldet war, noch immer wohlbehalten umherfuhren. Alle diese Dinge richtig zu stellen, ist unmöglich. Die amtliche Irreführung war gigantisch. Nachträglich auch nur eine leise Remedur schaffen zu wollen, stellt sich als Sisyphusarbeit dar, weil die Leiter der Presseämter den Boden in vollendeter Weise beackert und auf lange Zeit äußerst intensiv vorgedüngt, besser „vergiftet" haben. Die Hirnzerrüttung, die da bewirkt wurde, ist fast unheilbar. Nicht darf man etwa den Leuten von den Presseämtern, diesen kleinen nachgeordneten Stellen einen Vorwurf machen. Sie waren das Opfer des unglückseligen Systems. Vornehmlich waren sie Schüler eines Tirpitz, von dem bereits im Jahre 1903 mein vorgesetzter Admiral als der „personifizierten Lüge" sprach. Diese zwar nicht liebenswürdige, aber ehrliche Bezeichnung fand dann mehr Anhänger. Einzelne Vertreter der genannten Presseämter litten sogar offenkundig unter dem unmoralischen Druck, der auf sie ausgeübt wurde, und es muß anerkannt werden, daß sie sich bemüht haben, nach Möglichkeit für die wahren Interessen unsres Landes einzutreten, das heißt: die Lüge, die ja auf die Dauer nur das Vertrauen erschüttern, den Zusammenbruch beschleunigen mußte, einzudämmen. Andre waren freilich böse Tirpitz-Jünger in jeder Beziehung. Wie Tirpitz einem „deutschen" Reichstag — in dem

freilich nur Mittelmäßigkeit und noch weniger zu finden war — imponieren konnte, so vermochten diese Leute die berühmte und berüchtigte Pressekonferenz im Reichstag zu übertölpeln. Hier wie dort zeigte sich nicht mehr als ein winziger Bruchteil gegen die Beeinflussung immun. Ueber das Kapitel „Marinezensur" ließe sich ein vielbändiges Werk schreiben. Man weiß nicht, ob man über ihre Dummheiten und Verbrechen lachen oder toben soll. Meine Veröffentlichungen wurden besonders scharf unter die Lupe genommen. Die Erklärung hierfür brachte einmal eine Aeußerung der britischen Zeitschrift ‚Naval and Military Record': „Kapitän Persius gibt sich keiner Selbsttäuschung hin. Er erkennt, daß die deutsche Flotte ihr Kriegsziel nicht erreichen kann, solange die englische Flotte besteht. Er bemüht sich, den Alldeutschen auseinanderzusetzen, daß Deutschland nicht die stärkste Flotte zu bauen imstande ist, selbst wenn dieser Krieg zu Ende ist, und daß deshalb ein andrer, weniger gewaltsamer und kostspieliger Weg gefunden werden muß, die deutsche Kultur auszubreiten. Er ist zu dem Schluß gekommen, daß Deutschland die Freiheit der Meere nur vermittelst internationaler Uebereinkommen erringen kann." Hieran knüpften sich einige freundliche Worte über meine Bestrebungen, die Wahrheit zu verbreiten. Selbstverständlich ist, daß diese Auslassung unliebsame Folgen für mich haben mußte. Der Vertreter des Reichsmarineamtes griff mich im Reichstag heftig an und warf mir so etwas wie „Landesverrat" vor. Von einem mir befreundeten Abgeordneten wurde in der Budgetkommission eine Antwort erteilt, die kurz lautete: „Persius steht unter Vorzensur. Die Vorwürfe richten sich also an die falsche Adresse. Der Zensor ist verantwortlich, nicht Persius. Die Artikel des Persius werden stets arg zusammengestrichen, vielfach ganz verboten, häufig abgeändert, sodaß sie sinnlos erscheinen. Der Aerger des Presseamtes rührt daher, daß die englischen Zeitungen von Persius als ‚the soberst and most truthworthy of the german naval chroniclers' sprechen, im Gegensatz zu Reventlow, ‚who yield to hate and prejudice'. Eigenartig ist, daß das Reichsmarineamt die Dienste des Persius dann in Anspruch nahm, wenn es sie gebrauchte, dann nämlich, wenn man einen Mann nötig hatte, der im Ausland als ein ruhig und objektiv Urteilender gilt. Am sechsundzwanzigsten November 1916 suchte ein Vertreter des Reichsmarineamtes Persius in seiner Wohnung auf und bat in einer besondern Angelegenheit um Unterstützung. Persius sagte dem Herrn, er solle sich lieber an Reventlow oder den Admiral Kirchhoff wenden. Hierauf meinte der Vertreter des Reichsmarineamtes, Niemand nehme diese Herren im Ausland ernst. Nur Persius könne helfen. Persius kam dem Ersuchen des Reichsmarineamtes nach, weil er es mit seinem Gewissen verantworten konnte. Er erhielt am achten Dezember 1916 ein

Schreiben, in dem sich die Worte finden: ‚Sie . . . haben dem Vaterlande einen großen Dienst geleistet, indem . . .'."

Ich will die Anzahl der Artikel, die mir von der Zensur verboten wurden, nicht nennen, weil man mich dann einen Aufschneider schelten würde. Die amtliche Stelle, unerfahren in den einfachsten praktischen Dingen und unfähig, die Psychologie des Volkes richtig einzuschätzen und realpolitisch zu denken, hat unsagbares Unheil angerichtet. Sie vermaß sich, die Wahrheit unterdrücken zu können, und vergaß, daß sich das Zuchthaus Deutschland im Kriege nicht hermetisch absperren ließ, daß von draußen her Einflüsse sich geltend machen würden, die zur Erkenntnis der unwahrhaften Berichterstattung unsrer amtlichen Stellen führen mußten. Jeder, der wünschte, erhielt täglich Nachrichten aus dem Ausland, sorglich umwickelt von deutschfreundlichen neutralen Zeitungen. Unsre amtlichen Stellen zeigten eine gradezu groteske Naivität, vor allem auf dem Gebiet der Menschenkenntnis. Ein Beispiel. Man regte sich seinerzeit heftig darüber auf, daß Sir Robert Casements Unternehmen durch Verrat mißglückt sei. Nun, mir hat Sir Roger am fünften Dezember 1915 den Plan seiner Landung in Irland, wo er den Aufstand hervorrufen wollte, in allen Einzelheiten enthüllt, wie er mit dem Reichsmarineamt und andern Stellen verabredet war. Ich habe Casement für einen durchaus lautern Charakter, aber für einen Phantasten gehalten, und damals seine Erzählung — ein wenig unter „high spirits" — nicht recht ernst genommen. Selbstverständlich habe ich nicht den geringsten Gebrauch davon gemacht. Ist von andrer Seite ebenso verfahren worden? Es scheint nicht so!

Unsrer Marineberichterstattung fehlte die Aufrichtigkeit, der Sinn für die psychologische Auswirkung der Veröffentlichungen. Hierfür den Beweis zu erbringen, soll mein Bemühen sein. Es wird, falls es nicht zum Verständnis unbedingt nötig ist, auf die rein historische Seite der Begebnisse nicht eingegangen werden. Die „Heldentaten unsrer Blaujacken" zu preisen, versage ich mir. Diese Banalität überlasse ich den von der Patriotitis Befallenen. Auch wird nicht der Versuch gemacht werden, tiefgründige Betrachtungen über den Einfluß der Flottentätigkeit auf die gesamten Kampfhandlungen anzustellen, denn das würde ein kindlich vergebliches Bemühen sein. Vielmehr soll lediglich auf Grund der heut zur Verfügung stehenden Unterlagen Kritik an unsrer Seekriegführung geübt, „Unsinn und Unwahrheit" festgenagelt werden. „Etwas voreilig", wird man mir vielleicht zurufen, denn nur recht spärliches Beweismaterial stünde vorderhand zu Gebote. Abwarten! Und wenns schon so wäre: der Zweck heiligt die Mittel — der Legendenbildung muß um jeden Preis vorgebeugt werden.

Die antisemitische Welle von Arnold Zweig

(Schluß)

III

Antisemitismus und Jüdischer Kongreß

7

Die Zahl Derer, die so empfanden, soll nicht überschätzt werden; doch auch Viele, die nicht so dachten, deren Verstand den wahren Ursachen der Katastrophe zugänglich, deren Herz der Besinnung und Einkehr fähig war, fühlten beim Anblick all der jüdischen Minister einen nervösen Zorn. Und viele jüdische Bürger bei demselben Anblick eine nervöse Aengstlichkeit. Man sollte sich nicht vordrängen. Wozu sich herausstellen? Man konnte nie wissen. Die Praxis, nach einer Niederlage die Juden als Sündenböcke dem Volkszorn auszuliefern, war bekannt; wozu also auch überflüssig an sichtbare Stelle treten? Die deutschen Juden würden es in der Gesamtheit auszubaden haben, wenn dem Volk die Geduld riß. Bisher war die Polizei die Sicherung gewesen, daß den Antisemiten der Unterschied von Wunsch und Wirklichkeit verständlich blieb; aber jetzt? Bei so unsichern Zeiten? Man sollte bescheiden sein, sich ducken und schweigen. Auf die Revolution war kein Verlaß, und schon gab es drohende Flugblätter, und der Wahlkampf der Deutschnationalen machte Aussicht auf allerhand Unannehmlichkeiten, wenn etwa diese zählebige Partei noch einmal zur Macht kam. Es fehlte nicht an Pogrom-Drohungen; die Nerven, ohnehin die angreifbare Stelle, hatte der lange Krieg geschwächt. Früher hätten solche Flugblätter nicht gedruckt werden dürfen. Schwere Zeiten, unangenehme Zeiten ... Eine antisemitische Welle lief durchs Land ... da war sie. Es hatte jüdischer Aengstlichkeit bedurft, um sie zu vollenden. Vor dem nervös zusammenzuckenden Juden wurde man kühn, vor der ruhig lächelnden, sichern Haltung, die im Grunde nur selbstverständlich war, hätte ein so lautes Gezeter von vorn herein keine solche Akustik gefunden. Aber Aengstlichkeit ermutigt. Daß es Juden gab, denen jüdische Minister in Deutschland nur theoretisch angenehm, praktisch aber peinlich waren — so viel Servilität verdutzte zwar im ersten Augenblick den Antisemiten, im nächsten aber verdoppelte es seinen Aufwand an Atem.

Und wie kam in Wirklichkeit diese große Zahl von Juden in die Leitung der Geschäfte? Sie hatten das, was dem Deutschen fehlte: Zivilcourage und Uebung in Verantwortung. Der deutsche Soldat zitterte nur vor einem: vor der Verantwortung einer nicht ganz genau abgegrenzten Aufgabe; der deutsche Beamte nicht anders. Das kam von dem Instruktionsfimmel und der grotesken Idee der Kompetenzüberschreitung, es kam von dem ewig drohenden Anpfiff und der eifersüchtigen Wachsamkeit

des Neben- und Uebergeordneten, daß ja kein Eingriff in seine Befugnisse statthabe. Da man nach oben wertloses und darum nach unten reizbares Selbstbewußtsein nur vom Amte entlieh, nicht als Mensch besaß, traf auch ein versehentlicher Eingriff den Beamten ins Zentrum seiner Würde; aus dürrer „Dienstlichkeit" vermied ein jeder, dem Nebenmann über die Achsel zu blicken und sich selbst in die Tätigkeit blicken zu lassen, die er vor dem „Chef" verantwortete. Man muß in deutschen Behörden gearbeitet haben, um zu wissen, wie peinlich darauf geachtet wurde, daß man nur keiner andern Dienststelle in den Geschäftsbereich eingreife, und wie erlöst man aufatmete, wenn diese oder jene Angelegenheit einer andern Behörde zugeschoben werden konnte. Nun gab es plötzlich in Deutschland Revolution, die unvorbereitetste Revolution der Weltgeschichte. Von heute auf morgen sollten die verantwortungsvollsten Posten, ohne daß die Maschine stocken durfte, von Männern besetzt werden, die bisher nur kritisiert hatten; Juden aber, geistige Disziplin von jeher gewöhnt, organisatorisch begabt und im alten judenfeindlichen Regime überall in der ersten Linie der Opposition stehend, voll Selbstvertrauen und Sachlichkeit, und dabei von jeher wissend, daß, was sie sagten und taten, erstens ihnen und zweitens der jüdischen Allgemeinheit angekreidet wurde, Juden, die noch weniger ihr Verstand als vor allem ihr trotziges und sozial empfindendes Blut in die Arbeiterpartei getrieben hatte, dieses Blut, welches den Sozialismus jeder Form in die Welt gebracht hatte, von Moses an bis Gustav Landauer: diese Juden traten sofort in die Lücken, deren Besetzung ebenso notwendig wie exponierend war, und dienten der leuchtenden, großen, revolutionären Sache mit ihrer ganzen Kraft der Verantwortung an einer Stelle, welche die Sache schwer hemmte und sie selbst für immer erledigte, wenn der Versuch nicht glückte. Aber sie kannten ihre Vorgänger vom alten Regime, und durften sich wohl zutrauen, ohne Zögern deren Amt anzunehmen.

Ob sie auch wußten, daß sie nur genau so lange in der Leitung, an sichtbarster Stelle, bleiben würden, wie die Verantwortungsangst der Andern anhielt? Daß auch die Partei, ohne antisemitisch zu fühlen, nur um die Reibungsflächen mit den Anhängern des alten Regimes zu verringern, ihnen bei passender Gelegenheit nichtjüdische Nachfolger geben würde? Es ist zu vermuten. So ist der Lauf der Dinge innerhalb vieler Bewegungen: der liberalen Partei, der Bankwelt und der Journalistik gewesen. Der Fortgang der Revolution hat Denjenigen Recht gegeben, die den vielen jüdischen Ministern nur kurze Amtszeiten prophezeiten. Denn der Jude ist radikaler als der Deutsche: er denkt bis ans Ende der Idee und will bis an ihr Ende verwirklichen, was er für den rechten, geforderten, seinsollenden Zustand hält. Der Deutsche aber reguliert seinen Ver-

wirklichungswillen an der Realität. Jede radikale Umwendung des Lebens ist ihm fremd; der unbeugsame sächsische Freiheitsdrang scheint noch tief zu schlafen. Der Deutsche, so lange politisch gegängelt, meint heute angstvoll, daß er auf Vorhandenem aufbauen, daß er das Verwendbare des Alten retten müsse, daß ihm der allmähliche Uebergang ins Neue, Unerprobte lebensnotwendig sei. Das Tempo des Deutschen ist ein großes Andante, und als Grundmauern seines neuen Hauses glaubt er Diejenigen verwenden zu müssen, die ihm von altersher noch brauchbar erscheinen. Er hat keine Wahl. Darum auch lehnt er die nichtjüdischen Radikalen Liebknecht, Wyneken, Foerster mit den jüdischen ab, auf die Gefahr hin, große Momente, plastische Sekunden der Gemeinschaftsbildung zu verpassen. Ihn leitet ein Instinkt, der ihm sagt, daß einem großen Volke mehr als Ein plastischer Moment gehören könne, und daß es seinem Tempo folgend auf seine Art in den Zustand gleiten werde, der ihm gemäß ist. Ob das freilich ein Zustand ist, der nach solchem Kriege in sich berechtigt ist, der im Aufbau das Vernichtete ersetzt, der das erneute Europa schaffen hilft — das wird sich erst zeigen müssen.

8

Und ist dieser Instinkt denn a priori falsch? Ist er denn falsch nur, weil er sich gelegentlich in einer wilden und wüsten Ausschreitung von Haß oder Verachtung Luft macht? Oder macht er sich so eruptiv Luft nur darum, weil er und seine natürlichen Aeußerungen, seine unbefangene Aussprache verdrängt worden ist durch die Leugnung der Verschiedenheit jüdischer und deutscher Tempi, Anschauungsart und Lebensluft? Die Ursache der besondern Giftigkeit des Antisemitismus ist vermutlich eine an sich anständige und löbliche Bewegung in der Seele des Deutschen wie des Deutschjuden: der von der Aufklärung gefärbte Liberalismus. Es sollte keinen Unterschied geben zwischen Deutschen und Deutschen, Mensch und Mensch: so wollte es die Vernünftigkeit des Liberalismus. Er hatte Recht, was den Wert, er hatte Unrecht, was die Art des Seins anlangte. Dadurch, daß der liberale deutsche Jude und seine Zeitung jede Diskussion solcher Verschiedenheiten als einen Angriff empfand und sein beleidigtes Menschengefühl und Deutschtum schützend vor jede öffentliche Besprechung des doch ganz klar bestehenden Problems schob, setzte er diejenigen Deutschen, die das Problem als gegeben empfanden und eine Klärung wünschten, schroff ins Unrecht: es seien rückständige, barbarische, unduldsame und ungerechte Gesellen, die so dächten und sprächen. Mit ähnlichen Sentiments empfanden und empfinden diese Kreise jede Kritik des deutschjüdischen Wesens, das der Kritik doch so dringend bedarf; kritisierte und karikierte Parvenüs schrieen „Antisemitismus“, wenn vornehmere Menschen sich angeekelt von so viel Selbstaufgabe

und Verzerrung gegen sie wandten. Mit welchen Gefühlen scharfsehende Deutsche derartige Abwehrgesten aufnahmen, ist klar. Diese Verdrängung rächte sich; die Seelen der Völker reagieren nicht anders als die Seelen der Individuen. Und darum ist eine Heilung dieser Verdrängung nur möglich durch die öffentliche, dem ganzen Volke zugängliche Diskussion dieses Problems: Wie unterscheidet sich das jüdische Sein vom deutschen Sein? Unter welchen Umständen ist eine deutsch-jüdische Lebensgemeinschaft prinzipiell möglich?

9

Diese Diskussion wird erfolgen. Es ist bekannt, daß die leiblose, namenlose Existenz der Juden auf der Erde zu Ende ist, diese namenlose Existenz, die so vergiftend und verdrängend gewirkt hat. Der Jude existierte als Volk unter den Völkern gleichsam geleugnet, wie ein Gespenst, dessen Anwesenheit jeder weiß und spürt, und das doch keiner beim Namen nennt. „Das jüdische Volk" — das war stets anderswo, nie gegenwärtig, und wenn der Instinkt des Nichtjuden rief: „Ihr Juden seid ein Volk", antwortete das Echo: „Mörder! Lügner! Ehrabschneider!" Nun, damit ist es aus. Der Völkerbund wird, so unangenehm dies manchen Judengruppen sein wird, als Mitglied auch das jüdische Volk enthalten; das ist fast gleichzeitig in Paris von Lansing und in Bern von Doktor Wettstein ausgesprochen worden. Das jüdische Volk erhält ein Land, sein Land: Palästina. Und im Zusammenhang mit den in andern Ländern wohnenden Teilen der Judenheit wird auch in Deutschland ein jüdischer Kongreß zusammentreten, der von allen Juden dieses Landes nach demokratischen und proportionellem Wahlrecht gewählt werden soll, um das Problem der jüdischen Existenz in der Diaspora, hier also in Deutschland, zu erörtern, vor aller Ohren, am hellen Tage. Die große Presse, die noch während des Krieges den ganzen Tatbestand der zionistisch-nationalen Bewegung unter den Juden ignorierte, wird jetzt nicht umhin können, zu berichten. Das Judenproblem wird in aller Munde sein; man wird die ganze bisher verdrängte Verschiedenheits-Tatsache erörtern müssen. Und es ginge gegen alle Gesetze des Seelenlebens, wenn nicht damit ein großer Teil des Giftes entleert werden sollte, das den Antisemitismus erzeugt hat. Verschiedenheit des Seins: der Jude radikal, die nächste Generation im Sinne tragend, das heißt: zeitlich betont, motorisch, zum Ausbruch neigend; sozialistisch erglühend und kapitalistisch raffend, großstädtisch im Tempo und produktiv aus Ueberfülle und Sehnsucht, voller Zwiespalt und polar gebunden, zugleich Ekstatiker und Anbeter des majestätischen Verstandes, tief musikalisch als Masse, optimistisch im Glauben und lyrisch-dramatisch von Temperament, hinter sich Jahrtausende an Denkarbeit und Leiden — und der Deutsche, voller Entwicklungspolitik, dem Augenblick vertrauend,

sensorisch, der Empfindung hingegeben, demokratisch empfindend und kapitalistisch raffend, dem gemächlichen Leben ursprünglich zugetan (ist er das noch?) und produktiv aus Ueberfülle und Spieltrieb, voller Zwiespalt und unklar ringend, zugleich Instinktmensch und Anbeter der reinen Vernunft, musikalisch als Individuum, pessimistisch von Temperament und episch-dramatisch von Anlage, vor allem auf der Suche nach seiner Form und nach sich selbst, hinter sich Jahrhunderte willig getragener politischer Entmündigung mit eigenwilliger, antisozialer Ausbildung der Persönlichkeit als Entschädigung und vor sich Jahrhunderte von Leid und Arbeit: sollte dieser vielleicht zu sehr gespitzte Gegensatz nicht entgiftbar sein, nämlich befreibar von dem törichten Werthochmut beider Völker? Und mehr noch: sollte er nicht fruchtbar zu machen sein? Sollte nicht eine redliche und vertrauliche Symbiose möglich sein zwischen fünfundsiebzig Millionen Deutscher und einer halben Million Juden — vorausgesetzt, daß ihr Zusammenleben auf der reinlichen und klaren Erkenntnis der Unterschiede und Gemeinsamkeiten und des beiderseitigen guten Willens aufgeklärt wird, und daß die große Aufgabe: Errichtung neuer Häuser für die Völker, die zusammen die Menschheit sind, Errichtung hier des deutschen Hauses unter willkommener Mitwirkung der deutschen Juden, die ihre Heimat und ihre Verwurzeltheit, ihre Liebe und ihr Wohlergehen in diesem Lande, unter diesem Volke auch in seinem Unglück bewähren wollen, ohne sich damit abzutrennen von dem jüdischen Volke und seinem neuzubauenden Hause — daß diese Aufgabe klar erkannt und ausgesprochen wird. Die Juden Deutschlands haben das Wort. Ihre Antwort auf die antisemitische Welle muß der jüdische Kongreß sein. Denn auch dem zionistischen Juden ist die Menschheit die regulative Idee des Lebens auf der Erde. Aber ehe nicht die Völker ihre Grenzen erkannt und erfüllt haben, können sie sie auch nicht überschreiten, um die grenzenlose Kette zu bilden, in der die Völker sich erdumkreisend die Hände reichen nach dem alten jüdischen Worte, zu dem der größte Deutsche die Melodie fand: Gloria in excelsis deo, et in terra pax hominibus bonae voluntatis.

Berliner Musik von Siegmund Pisling

Unser einst Königliches Opernhaus hustet schon lange. Seit der Revolution ist es totkrank. Man munkelt, daß es nicht mehr lange leben werde. Die sozialistische Republik bekommt der Oper schlecht. Um 1600 auf dem Wege des aesthetischen Räsonnements in dem kunstsinnigen gräflich Bardischen Hause zu Florenz geboren, ist die Oper eine aristokratische Angelegenheit und eine Luxussache obendrein geblieben. Im republikanischen Paris konnte sie florieren, weil die Monarchie von einer

plutokratischen Bourgeoisie mit alter Kultur abgelöst wurde. Im republikanischen Berlin liegen die Dinge ganz anders. Wir sind zwar arme Leute geworden, aber um die teuern Sänger und die teure Ausstattung kommen wir nicht herum. Man kann in der Oper mit Wasser kochen, aber dann schmeckt sie danach. Die Oper steht und fällt mit den Stars. Das schlechteste Zeug wird durch große Sänger geadelt; dagegen gibt es kein Meisterwerk, das durch mittelmäßige nicht verhunzt würde, Orchester und Dirigent seien so ausgezeichnet, wie sie wollen. Wir beobachten nun in Berlin die merkwürdige Erscheinung, daß die beiden großen Opernhäuser, trotz wohlbegründeter Angriffe der zünftigen und unzünftigen Kritik, die haarsträubende Dinge über die „gewöhnlichen" Repertoire-Abende der Staats-Oper zu erzählen weiß, allabendlich ausverkauft sind. Das knapp mittelbürgerliche Stammpublikum des charlottenburger Opernhauses weiß es eben nicht besser. Gelegenheit zu Vergleichen besteht nicht. Die guten Menschen haben noch nicht vom Baume der Opern-Erkenntnis gegessen. Die Eintrittspreise der Staats-Oper, von jeher für den Mittelstand unerschwinglich, sind es heutzutage mehr als je. Manchmal tauchen an der Bismarck-Straße, in achtbarster bürgerlicher Umgebung, erlauchte Sänger auf. Sie kommen zu selten und gehen zu schnell, um den Geschmack des stets applausbereiten, rührend anspruchslosen Publikums zu heben. In der Staats-Oper sitzt jetzt alles voll Kriegsgewinnlern. Sie können sichs, Gott sei Dank, leisten. Es ist fraglich, ob die Dux dieser frisch eingekleideten Musen-Leibgarde Spaß machen würde, wenn der Parkettplatz nicht zwanzig Mark kostete. Schwarz geht, Jadlowker geht, die Engell geht, die Dux geht angeblich auch. (Warum sollte sie bleiben?) Fehlte noch, daß die Kemp geht. Aber der Kriegsgewinnler bleibt und verziert die bemerktesten Plätze. Schwarz? Ach was, Schlusnus ist auch gut. Abgang der Dux? Bitter. Aber schließlich — die Neue kann sogar trillern. Meine Tochter, die Klavier spielt, sagt, daß die Dux nicht trillern kann. Bleiben Sie mir bloß mit Ihren verfeinerten Nerven vom Leibe. ‚Joseph in Egypten' wäre verwagnert worden? Die Wagnerisierung hätte auf die Spielleitung und die szenisch-dekorative Einrichtung übergegriffen? Nun, Stil mit Langeweile wäre Ihnen wohl lieber gewesen? Ich will gepackt sein. Und überhaupt, was Sie da in Ihrer Zeitung schreiben: daß man sich in buntscheckigen Realismen bewegte, statt den Abend auf einen vornehmen Gobelin-Ton zu stimmen, daß Méhuls Memphis mit dem Verdis nicht das Geringste zu schaffen hat, und daß man meinen lieben alten Freund Hoffmann exhumierte, der dann Simeon mit Alberich verwechselte — von alledem verstehe ich kein Wort. Ich will gepackt sein. Hoffmann packte mich — die Dux, die, wenn man

Ihnen glaubt, die ganze Keuschheit Méhuls auf den Lippen hatte, ließ mich kalt. Und ich liebe ‚Aïda‘, hören Sie? Basta. Ausverkauft.

Und ich schweige beschämt und denke an die Zeit, da ich wähnte, die Oper ließe sich demokratisieren. . . .

*

Von diesem unerhört öden Konzertwinter läßt sich frei nach Hiob sagen: „Er geht vorüber, eh' ichs gewahr werde, und verwandelt sich, eh' ichs merke“. Zwei Kapellmeister heben sich als fermentierende Elemente von dem Einerlei großer und kleiner Podiumfiguren ab: Selmar Meyrowitz und Hermann Henze. Man verdankt ihnen moderne Musik. Junge Literatur und bildende Kunst: wie weich ener Bett neben dem Schmerzenslager junger Tonkunst! Wer ein Stück von Wedekind nach der aristotelischen Poetik abmäße, oder Cézanne nach dem Kanon der Hochrenaissance, würde ausgelacht. Aber man kann ernst genommen werden, wenn man sein Urteil über Künder der modernen Seele wie Debussy und Schönberg auf Normen stützt, die der wiener Klassik entstammen. Was ist denn unsre ganze, höchst fragwürdige Musikaesthetik im Grunde weiter als die Psychologie des klassischen Musikhörens? Weil die Traditionalisten nicht merken oder nicht merken wollen, daß wir vor der kapitalsten Umorientierung der Musikgeschichte stehen, soll mit den alten Normen in alle Ewigkeit weiteroperiert werden? Nie und nimmermehr. Wir nehmen für die musikalische Moderne das Recht in Anspruch, aus dem Zentrum beurteilt zu werden, aus dem sie konzipiert ist. Man gewähre ihr Autonomie.

Es geschehen Zeichen und Wunder. Die Liebe zur modernen Musik erwacht. Jenes pseudo-moderne Epigonentum, das seine Pinsel in die Töpfe von Wagner und Strauß taucht, verliert den Kredit. Man fängt zu begreifen an, daß, auf allerfreiester harmonischer und rhythmischer Grundlage, eine neue Art zu singen, ein neues Melos heraufkommt. Es war, in der sonst so repräsentativen ‚Salome‘, ein Grundirrtum Straußens, zu glauben, daß „patriarchalische“ Melodie und Dissonanzenstil vereinbar seien. Man nenne meinetwegen Schönberg einen Zwerg an musikalischer Potenz neben Strauß, aber man gebe, wenn man mit Nietzsches „drittem Ohre“ irgend zu hören versteht, zu, daß sein Melos — in den langsamen Partien der ‚Kammersinfonie‘, die Scherchen aufführte, in den langsamen kleinen Klavierstücken — legitim ist. Hier liegen die Keime der echten ars nova. Vielleicht ist Schönberg bloß genialer Experimentator, allein man vergesse nicht, daß das Experiment in der Musikgeschichte eine Rolle spielt. Die Oper ist auf experimentellem Wege entstanden. Warum sollte sich das Wunder nicht erneuern?

*

Die Singakademie hat das mystische, allzu mystische Oratorium ‚Der Sonne-Geist' von Klose herausgebracht. Ein verdächtiges, bourgeoises Trara war aus München vorausgegangen, und, siehe da, dem Werke bricht auch wirklich musikwidriger Schweiß aus den Poren. Deutsche Musik, entfliehe endlich dem Bedeutsamkeitsnebel! Vor die Wahl gestellt, an der Philosophie vorbeizumusizieren (was Strauß auf wohlfeile Art, aber musikantisch, immer musikantisch, im ‚Zarathustra' besorgt), oder mit der Notenfeder Weltweisheit zu treiben, wähle das dritte: die Flucht aus der Philosophie. Ein Tondichter, dessen Feder sich nicht sträubte, Momberts von Genieblitzen spärlich erhelltes Gedankengrau und in pseudo-farbige Gewänder gemummte Verstiegenheit zu komponieren, könnte Jacob Asmus Carstens übertrumpfen, der Raum und Zeit malte, und die transzendentale Aesthetik von Kant in Musik setzen.

Auf einer höhern Warte als die der Tageskritik, der wir epilogisieren, wollen wir es vor Klose bei Impressionen bewenden lassen und, mit Hebbel geredet, das Gemälde statt der Pinselstriche sehen. Dann aber werden es nicht Gelegenheits-Eingebungen gleich dem Chore schwirrender Kometen, der zum köstlichen Besitz des modernen Oratoriums gehört, nicht der Klangzauber im zweiten Vorspiel sein, die das Urteil bestimmen, sondern die abgeschmackte Leitmotiverei, das Kopieren Wagnerscher Orgelpunkt-Methoden, der drüsengeschwellte Satz, die neben sehr edeln Kombinationen wuchernden Klang-Boviste und Gongorismen der Orchestrierung, die häufig außerhalb des seelischen Ohres empfangene Harmonik, das ganze „jebildete" Getue. Etikettiert man, der Substanz nach, ‚Sonne-Geist' als scheckigen Wagner, den Komponisten aber als ältern Herrn, ders mit der Ekstase hat und manches Musenlächeln erntet, obwohl er sich den Backenbart färbt, so hätte man sich einen zermürbenden Abend von der Seele geschrieben.

*

Große nachschaffende Musiker machen Instrument und Technik vergessen. Man genießt ein Jenseits der Musik, das sich pantophonisch kundgibt. Kein Mensch dachte bei Alice Barbi an die Altistin, und daß Pablo Casals Violoncell spielt, ist irdische Bedürftigkeit seines Sehertums. (Der dem Klavier immanente Busoni wirkt auf andre Art ins Unendliche.) Nun haben die Deutschen, in Adolf Busch, wieder einen Ueber-Instrumentalisten und Enakssohn der Geige produziert. Dem Reinen Heil! Nicht Busch musiziert, es musiziert in Busch, und ein junger Schöpfungsmorgen liegt über Dingen, die man längst zu kennen wähnte. Die Grenze zwischen Schaffendem und Nachschaffendem verschwindet. Unvergeßlich, wie Solo-Sonaten von Bach in diesem brennenden Dornbusch zum Erlebnis glühen. Alles „Rossinische" liegt abseits von der Seele

des deutschesten Geigers. Uns aber bangt, daß er akademisch werden könnte. Unsre Stadt ist gefährlich. Marteau, Pygmäe neben Busch, sei ihm ein warnend Beispiel.

*

Die Absperrung vom Auslande bekommt manchen Opern- und Konzert-Stars ausgezeichnet. Ohne die Absperrung wären sie nämlich nie Stars geworden. Wenn das Publikum, das ein schlechtes Gedächtnis hat, lange keine Ananasse gegessen hat, so bildet es sich schließlich ein, Zuckermelonen schmeckten so gut wie Ananasse, und macht beim Essen dasselbe verzückte Gesicht, das früher den Ananassen reserviert war. Und die Wassermelonen rücken allmählich zu Zuckermelonen vor. Diese Umwertung, die feinfühlige Musikfreunde zum Rasen bringt, stellt das Ergebnis einer aufgezwungenen Inzucht des aesthetischen Urteils dar. Unser Musikleben vergewöhnlicht sich. Der Internationalismus ist tot, aber nach wie vor ist es doch nur die „große", die internationale Karriere, die ein Virtuose gemacht haben muß, oder von der wir uns denken können, daß sie ihm, wenn er nur will, offenstehe, die ihm Marke gibt. Man lege den Maßstab internationaler Wertschätzung an einzelne Namen an, die unsre Konzertsäle bis auf den letzten Platz füllen, und sehe zu.

Nomina non sunt odiosa. Da es auf Wahrheit ankommt, sehe ich der Gefahr, Bilderstürmer gescholten zu werden, seelenruhig ins Auge. Die phaenomenale Hoffmann-Onegin wurde über Nacht ins deutsche Musik-Empyreum versetzt. Ein Phaenomen, in der Tat. Wie das „Violett" der majestätischen Stimme leuchtet und glüht! Wer wollte es den Konzert-Nachtschmetterlingen verargen, wenn sie in die Flamme taumeln? Aber, heiliger Caruso, ist denn Stimme alles, Tonkultur, Musikalität, Innenleben nichts? Wilhelm Busch sagt irgendwo melancholisch, es sitze Einer so lange an der Schüssel, wie er wolle, ziehe er den Löffel aus dem Brei, so laufe der Brei zusammen, und kein Mensch wisse mehr, daß jemand daran gesessen. Nun gut. Caruso, Messchaert haben den Löffel aus dem deutschen Brei gezogen, aber die Culp, Joseph Schwarz, und nicht sie allein, löffeln tüchtig weiter. Die Nutzanwendung auf die Onegin? Ganz einfach. Ueber Technik, des Geistes Gefäß, läßt sich, unter Wissenden, nicht streiten. Entweder man singt technisch richtig, oder man tut es nicht. Die Onegin nimmt den Ton viel zu „zentral", als daß er sich, im Sinne echten Bel cantos „spinnen" ließe. Sie gibt, wenn man so sagen darf, die Grenztöne des Intervalls, ohne das, was im Intervall vorgeht: ein Seitenstück zu dem ohrenfälligen Mangel an Musikantenblut, an Temperament, an Innerlichkeit. Aber die Stimme, durch Farbe und Volumen mit der Geste des Temperaments beschenkt, blüht herrlich in den Saal. Und so ist die Onegin jedes Mal ein Rausch. Und jedes Mal eine Enttäuschung. . . .

Während sich Edwin Fischer — ein Hauptbeispiel für die berliner Melonen-Politik — zu einem Specificum gegen musische Rauschzustände entwickelt. D'Albert mit dem Bakel statt der Löwentatze, dann wieder genialischer Lamond, Tüftler mit tiefen Blicken in Abgründe, die, sind sie nicht vorhanden, konstruiert werden, trocken im Anschlag, hoffnungslos ernst. Hermeneutiker von Rang, Versteher des letzten Beethoven, wie er nicht leicht vorkommt, unsinnlich bis in die Knochen. Auch ich trompetete, vor Jahren, dem Werdenden voran. Wie naiv von mir, zu glauben, Fischer würde die Mahnung, sich zu versüdlichen, befolgen! Friedrich Theodor Vischer hat uns Deutsche „winterliche" Naturen genannt. Dieser unerbittliche Deutsch-Schweizer kennt den Sommer der Musik nicht. Es ist hohe Zeit, daß Busoni kommt.

Mit einem blauen Auge von Kaspar Hauser

Die alten Kegelbrüder seh ich wieder.
Sie überlebten selbst des Krieges Lauf.
Sie schicken revolutionäre Lieder
gleich Taubenschwärmen in das Blau hinauf.
Und locken sie zurück:
nun hängt ein Wenn und Aber im Gefieder
— ein Glück! Ein Glück!

Das Land im Elend. Wer ist schuld am Ganzen?
Am Krieg, und daß man ihn so schwer verlor?
Man sieht die Wackern zierlich eiertanzen.
Sie schreiten voller Schwung drei Schritte vor
und drei zurück.
Man braucht ja doch die blanken Söldnerlanzen
— welch Glück! Welch Glück!

Der Domestik liebt seine Offiziere.
Der gute, brave, liebe Ludendorff!
Das wütete vier Jahre wie die Stiere.
Reißt einer auf den alten Wundenschorf?
Sanft holt man ihn zurück —.
und bleibt hübsch maßvoll bei dem Stammtischbiere
— sein Glück! Sein Glück!

Du Krieges-Bestie mit den tausend Armen!
Wär dieses Volk politisch stark und reif:
es riß die Fenster auf im stubenwarmen
Gemach — Luft! Luft! und Frühjahrsreif!
Du kehrtest nie zurück.
Und keiner hätte mit dir Vieh Erbarmen
— dein Glück! Dein Glück!

Der arme Heinrich

Vielleicht unterhält es ein paar von Denen, die geduldig auf meinem Wege durch die berliner Theater mitzugehn pflegen, mir einmal an den Ausgangspunkt dieses Weges zu folgen: zu erfahren, welcherart ich mit einundzwanzig Jahren kritisiert habe. ‚Der arme Heinrich', ließ ich nach der Premiere von 1902 drucken, ist die schönste Dichtung und das schwächste Drama Gerhart Hauptmanns. Eine Dichtung von geklärter, ernster, echter, inniger, deutscher, im guten Sinne anspruchsloser Schönheit. Und das Drama? Seine Schwäche hat nicht nur der Stoff, sondern auch der Dichter selbst verschuldet. „Ein Drama aus der deutschen Sage" heißts auf dem Theaterzettel. Im Buch heißts einfach „eine deutsche Sage". Der Wechsel der Bezeichnung ändert die Art des Maßstabs, nicht die Größe: die hat Hauptmanns Persönlichkeit, die hat sein reines Streben ein Mal für alle Male festgelegt.

Nicht als den Ersten, wie er nicht der Letzte sein wird, ergriff unsern Dichter die hohe Poesie der schlichten Sage vom aussätzigen Grafen, dem ein Kind in unerschütterlicher Treue Blut und Leben, damit er gesunde, zu opfern willig ist. Der Stoff ist im Kerne epischen Charakters: nicht unter Kämpfen reifen Individuen, die werden wollen, was sie sind; nicht ringen sie mit feindlichen Mächten; nicht empfangen sie fiebernd schicksalhaltige Gedanken; nicht gebären sie ungeahnte Taten voll Schmerz und Lust — ungehemmt rollen voraussetzungsfeste Geschicke ab, fluten wegsicher dahin und münden beruhigt. Der menschliche Gehalt dieser Ereignisse, wie unsre Augen sie sehen, wäre vielleicht in einem knappen Drama auszuprägen. Alles Licht und alle Energie der Entwicklung hätten dem armen Heinrich zuzufallen. Sein Wesen, sein Kampf, seine Begnadung stünden hell im Mittelpunkt. Die Liebeskraft und Dulderinnenstärke des Mädchens strömten in kurzem, heftigem Streit mit den Eltern, mit Heinrich, mit dem Arzte aus. Wie ein Wirbel nähm' die Handlung uns gefangen, nur möglich, wirklich, wahr in jener Zeit. Nach rascher, tiefer Erschütterung strahlende Sonne, nach dem wütenden Sturm die Befriedigung der Stille — das Schicksal dieser Menschen eingepreßt in eine reiche Stunde.

Doch so hat Hauptmann nicht den Stoff gepackt. Statt ihn zusammenzuwuchten, hat er ihn in fünf Akte zerdehnt und sich auf diese Weise um die Wirkung gebracht, die die Macht der Erlebnisse an sich üben könnte. Gewiß fesselte ihn garnicht das Tatsächliche. Gewiß hat ihn nur der Anlaß zu Betrachtungen über Menschheit, Welt und Schicksal, über den Sturz aus Glanz und Macht in Elend gereizt. „ . . .werden wir ins Leben nicht blindlings mit furchtbarem Henkersgriff gestoßen, nachdem uns Wollustraserei gezeugt erbarmungslos?" grübelt Graf Heinrich. Aus der faustischen Gedankenwelt heraus, daß die Ringenden die Lebendigen, und daß Die auf gutem Wege sind, „die in der Irre rastlos streben", wird dem ungetreuen Knecht Ottacker verziehen. Als solch ein Ringender und rastlos Strebender ist Heinrich von Aue aufgefaßt, als ein Menschtypus, der von verzweifelter Resignation durch

wütenden Lebensdrang zur Läuterung geleitet wird, dank himmlischer Gnade, verkörpert in der frommen Ottegebe. So ist das Wesen des Werkes reflektierend, nicht sowohl „eine deutsche Sage“ wie vielmehr psychologische Phantasien eines Menschen der Gegenwart über eine Sage des Mittelalters. Leider sind diese empfindungstiefen Phantasien nicht gedankenstark genug, um für den vollkommenen Mangel an dramatischen Qualitäten zu entschädigen.

Trotzdem: nicht die Armut der Handlung ist der Hauptfehler des ‚Armen Heinrich‘. Handlung, hat ein Aesthetiker gesagt, ist wie der Nachen, der die Gestalten im Drama über den Strom setzt. Solch Nachen ist Zimmermannsarbeit, der weiterhilft, wo menschliche Kraft nicht ausreicht. Wer schwimmen kann, braucht keinen Nachen, zumal wenn der Strom nicht allzu breit ist. Aber es genügt uns nicht, daß die Menschen ans andre Ufer kommen: wir wollen sie schwimmen sehen. Im ‚Armen Heinrich‘ sehen wir Keinen schwimmen. Das ist das Grundgebrechen des Werkes. Wo und wann und wie geht der entscheidende Umschwung in Heinrich vor sich? In irgendeinem Zwischenakt: wir hören später davon. Wann und wie rang er sich, vordem, zu der verzweifelten Resignation durch? In den Tagen nach dem zweiten Akt: er erzählt es bald darauf. Wie wurde Ottegebe diese Heilige? Wir erfahrens von dem Vater. Wie ward es ferner mit Heinrich und Ottegebe? Im letzten Akt wird es berichtet. Wir hören, wir erfahren, es wird erzählt, es wird berichtet. Alle die seelischen Wandlungen der Personen, die den Gang ihres Lebens lenken, das Ziel der Handlung ändern: sie werden mitgeteilt, statt daß in lebendiger heißer Gegenwart die Seelen umgeformt würden. So sind wir kühle Zeugen, wie Paulus Saules, Saulus wieder Paulus — nicht wird, sondern bereits geworden ist. Wir empfangen die Botschaft seines alten, seines neuen Wesens, doch uns fehlt der Glaube. Wir haben die Keime nicht sehen, ihr Wachsen nicht belauschen dürfen.

Coriolan den Mann ahnen wir, wenn die Mutter das Kind malt: eifervoll und unermüdlich dem Falter nacheilend; da es ihn hält, zerreißt es ihn! Wo ist im ‚Armen Heinrich‘ solch ein Naturlaut des echten Dramatikers? Ueberrumpelung sei ihm verwehrt, allein Belagerung und Sturm auf die Seelen der Hörer sind ihm gebotene Mittel. Wo ist hier die intensive Glut und flammende Aktion des großen dramatischen Stils? Kein Reichtum schöner Worte, kein volltönendes Bildern kann sie ersetzen. Die Rede werde verzehrt vom Feuer der seelischen Aktion! Und wir wären hingerissen.

*

Nach siebzehn Jahren reißt es uns wieder nicht hin. Bei Brahm gabs beinahe alles: nur keine Ottegebe. Bei Reinhardt gibts beinahe nichts: nur eine Ottegebe. Einzig ihre Eltern sind ihrer würdig, und ihr hoher Herr wirds im fünften Akt. Aber sie selber, Helene Thimig, schreitet von Anfang bis zu Ende durch diese deutsche Sagenwelt, daß sie zu blühen beginnt und unsagenhaft wirklich wird, uns nahe rückt und doch wie in einer Aureale fern bleibt: ein holdes, holdseliges Wunder.

Sozialisierung der Presse

von Alfons Goldschmidt

Am achten November 1917 veröffentlichte der Rat der Volkskommissare in Rußland folgendes Dekret:

1. Der Druck von Anzeigen gegen Entgelt in periodisch erscheinenden Presse-Veröffentlichungen, Sammelschriften und Plakaten, sowie die Ausgabe und Annahme von Anzeigen durch Kioske, Büros und ähnliche Unternehmungen bilden ein Staatsmonopol.

2. Anzeigen dürfen nur Presse-Organe der Arbeiter- und Bauernregierung und die der örtlichen Räte der Arbeiter, Soldaten- und Bauerndeputierten drucken. Für den Druck von Anzeigen werden die Presse-Organe, die darauf kein Recht besitzen, geschlossen.

3. Die Inhaber von Zeitungen und Annoncenbüros, sowie alle Angestellten in Büros und Expeditionen sind verpflichtet, auf ihrem Posten zu verharren, bis die Uebergabe an den Staat zu Händen der oben bezeichneten Organe erfolgen wird, hierbei für volle Ordnung des Geschäftes, für Aufrechterhaltung des Fortganges des Unternehmens, für Weitergabe privater Anzeigen und der für Inserate eingenommenen Geldbeträge an die Presse-Organe der Räte wie auch für Abrechnung unter Beifügung der Belege haftend.

4. Die Leiter der Organe und Unternehmungen, welche Anzeigen gegen Entgelt unterbringen, die Angestellten und Arbeiter dieser Unternehmungen sind verpflichtet, sich unverzüglich zu vereinigen, um zunächst Stadtverbände und alsdann einen Allrussischen Verband zur Organisation des Geschäftes der Annahme und Unterbringung von privaten Anzeigen bei den Presse-Organen der Räte zu gründen.

5. Wer sich der Hinterziehung von Dokumenten oder Geldbeträgen sowie der Sabotage gegen die in den Paragraphen 3 und 4 bezeichneten Maßnahmen schuldig macht, wird mit Konfiskation des gesamten Eigentums und Gefängnis bis zu drei Jahren bestraft.

6. Entgeltliche Veröffentlichung von Anzeigen in privaten Presse-Organen in Form von Berichten, Reklame-Artikeln oder in einer andern versteckten Form zieht die gleiche Bestrafung (Paragraph 5) nach sich.

7. Die Unternehmungen für die Anzeigen-Annahme werden, unter Auszahlung einer zeitweiligen staatlichen Unterstützung an deren Inhaber im Falle einer Bedürftigkeit, durch den Staat konfisziert. Kleinbesitzern, Unternehmern und Aktionären konfiszierter Unternehmungen werden ihre Einlagen voll erstattet.

8. Alle Organe, Kontore, Expeditionen und Unternehmungen, die entgeltliche Anzeigen annehmen, sind verpflichtet, unverzüglich den Räten der Arbeiter- und Soldatendeputierten genaue Angaben über ihren Befindungsort vorzulegen und unter der Gefahr der in Paragraph 5 bezeichneten Strafen zur Uebergabe der Geschäfte und Anzeigen zu schreiten.

So in Rußland. Staatsinseratenmonopol, radikaler Kampf gegen die Annoncenwirtschaft. Ungarn folgte, Bayern folgt. Bayern folgt weniger radikal. Der Leiter des Zentralwirtschaftsamtes in München hat der Presse das Selbstvorschlagsrecht eingeräumt. Die Pressevertreter sollen sich über die Sozialisierung einigen. Pressesozialisierung bedeutet für den Leiter des bayrischen Zentralwirtschaftsamtes „die Aufgabe, die Presse, das heißt: das Mittel zur Produktion von Bildung im Sinne

der Gesellschaft, herzustellen und zu verteilen". Sie bedeutet die Beseitigung der privaten Anzeigenwirtschaft, die Loslösung der periodischen Meinungsproduktion vom Eigentumsbetrieb, von der Geldbeeinflussung. Sie bedeutet die Befreiung der Presse vom Druck von hinten, von der Rückseite. Ich habe noch keine Einzelheiten. Wenn ich Einzelheiten habe, kann ich besser auf das Projekt eingehen. Daß die Pressesozialisierung kommen würde, war mir klar. Es war mir klar, daß der alte Zustand, der Abhängigkeitszustand, der Generalanzeigerzustand, der Hintenzustand, dieser ganze fürchterliche Druckzustand nicht dauern könnte. Ich habe vor langer Zeit schon, oft und öfter schon, verlangt, daß man diesen Zustand erledige.

Was muß werden? Das Privatinserat darf nicht bleiben, das Privatinteresse am Inserat darf nicht bleiben. Die Zeitung, die Zeitschrift darf kein Geschäftsunternehmen sein. Sie muß leben, das ist gewiß. Aber sie muß nicht von Inserentengnaden leben, sondern von Geistesgnaden. Die Presseleute müsse freie Menschen sein. Sie dürfen keine Verlegerknechte sein. Sie müssen ihre Organe selbst bestimmen. Das habe ich hier gefordert. Vor der Revolution und zu Beginn der Revolution. Ich habe das auch an andrer Stelle gefordert. Einige haben über diese Forderung gelacht, aber jetzt wird es ernst. Die Kontrolle von unten muß in die Presse hinein, die Kontrolle Derer, die für die Presse, für die Sauberkeit der Presse verantwortlich sind. Das ist selbstverständlich eine schwere Krise, es ist eine wirtschaftliche Krise und eine geistige Krise. Aber um diese Krise kommen wir nicht herum. Wir brauchen, wir brauchen dringend Inseratenobjektivierung durch ein Staatsmonopol, und wir brauchen Meinungsbefreiung durch das Selbstbestimmungsrecht, das Kontrollrecht der Geistigen in der Presse. Ich bin für eine deutsche Presse-Gewerkschaft eingetreten, aber diese Gewerkschaft ist bald vielleicht überflüssig. Nicht überflüssig ist eine Zusammenfassung, überflüssig vielleicht ist bald die alte Gewerkschaftsform. Das heißt: der Tarifvertrag, der Arbeitsvertrag von Verband zu Verband. Denn es wird bald keine privatwirtschaftliche Presse mehr geben, und es wird daher auch keine Zeitungsverleger im alten Sinne mehr geben. Der Verleger einer Zeitung wird nicht mehr sein als die Geistesarbeiter an dem Blatte. Er wird Beauftragter der Geistesarbeit sein und nicht mehr ihr Auftraggeber. Wir werden also die Vergebung der Inserate durch den Staat haben und die Kontrolle der Presse, der Presse-Organe, von unten. Man sei doch nicht blind: Die Sozialisierung der Wirtschaft vernichtet auch ohnedies viele Inserate, viele fette Inserate. Sie fordert automatisch das Inseratenmonopol.

Wir brauchen ferner Presse-Lehrstühle, Presse-Schiedsgerichtshöfe. Die Presse muß gelehrt werden. Nicht das Talent muß gelehrt werden, das kann nicht gelehrt werden. Aber die Technik, die Ehrlichkeit, den wahren Geist der Zeitung, das kann man lehren. Und man kann durch Presse-Gerichtshöfe die Presse-Sauberkeit zur Selbstverständlichkeit machen. Und wieder fordere ich die Gründung des Welt-Presse-Bundes, des Weltbundes der Presse gegen Verhetzung, gegen Krieg, gegen Nachrichtenfälschung, gegen Regierungsbeeinflussung. Zum Presse-Austausch, zur Vereinheitlichung des Mitteilungswesens, zur Erzielung einer geistigen Gegenseitigkeit der ganzen Presse-Welt. Einer geistigen und einer moralischen Gegenseitigkeit. Das ist keine Utopie, das kann morgen schon angestrebt werden. Die Welt wird anders — glaubt man, daß die Presse in einer andern Welt die alte bleiben kann?

Rundschau

Julius Hart

Weil er nun an der Schwelle des Alters steht der sechzigjährige Julius Hart, müssen wir, die wir des Lebens Mitte haben, wohl dem jüngern Geschlecht sagen, was Julius Hart uns war — und was er in seines Wesens bestem Kern noch ist! Es ist nötig zu sagen; denn das Leben hat diesen Mann mit starkem Geist und leidenschaftlicher Seele nicht so gut geführt, daß seine beste Art heute Allen weithin sichtbar wäre, und es könnte sein, daß manche von den Jüngsten nur von einem absonderlichen ältern Herrn wissen, der mit einförmiger Energie bei jeglichem Anlaß — mag es nun Sudermann oder Shakespeare sein! — seine Lehre von der Einheit der Gegensätze und der Fatalität alles dualistischen Denkens verkündet. Da muß man den Jungen sagen: Das ist nur Kruste, die sich in kalter Zeit um den lebendigen Feuerkern gebildet hat. Den aber liebten wir! Das ist der alte Julius Hart, der vor dreiunddreißig Jahren mit dem Bruder Heinrich blutjung vom Westfalenland nach Berlin kam und . . . Er warf in ‚Kritischen Waffengängen‘ die spielerische Philisterei, die sich damals deutsche Literatur nannte, über den Haufen. Er gründete in weiterm und freierm Geist als die „Naturalisten“ (die dann den Stempel kriegten und die Mode machten) die Freie Bühne mit. Er schrieb Jahrzehnte lang in der Täglichen Rundschau (die damals nicht außerhalb der menschlichen Kultur erschien) Theaterkritiken, von deren Ernst, Wucht und Wurf es heute in Berlin keinesgleichen gibt. Er schuf eine ‚Geschichte der Weltliteratur‘, die an Größe des Zusammenhanggefühls in Deutschland völlig einzig und einen Waggon germanistischer Professorenbücher wert ist. Ja, dieser Julius Hart hat Verse gedichtet, darin vielfach inneres Pathos in eigner Musik schwingt und also viel mehr Leben ist als in vielen berühmtern Versbüchern seiner Generation. Das alles müßte man den Jungen von heute sagen und spräche immer noch mehr vom Symptom als von der Sache.

Aber das ist die Sache: da ist ein im tiefsten Sinne frommer Mensch, und der hat aus seinem katholischen Münster in die berlinische Welt die Glaubensinbrunst gebracht, die sich zwar in der Gründung „neuer Gemeinschaften“ etwas dilettantisch, im monistischen Predigtton etwas dogmatisch starr auslebt, die aber als lösende fruchtbare Wärme auch alles durchdringt, läutert, weicht, was der Künstler, der Kunstkritiker Hart berührt. Diese innerste hingebende Gläubigkeit, sie stellte die Brüder Hart von Anfang an hoch und einsam unter den Schwarm nüchtern skeptischer, trocken gescheiter Großstadtliteraten, der sie einst so eng und laut umdrängte. Mit dieser Glaubensseligkeit — über deren oft kindliche Aeußerung eine ruchlose Gescheitheit so ungemein bequem zu spotten hat — war Julius Hart ein reiner und großer Mensch der tiefst deutschen Art in diesem gefälschten, diesem Pseudo-Deutschland des wilhelminisch schneidigen, des geschäftstüchtigen Berlin. Deshalb nahm ihn nie eine Welle großen Erfolges auf den Rücken. Deshalb ist er nach so vielen Arbeitsjahren heute noch sehr unbegütert und nicht sehr berühmt. Aber deshalb ist er in der reinen, nie gelähmten, nie verleugneten frommen Menschlichkeit seines Geistes noch heute eine Ehre unsres

Schrifttums. Und diesem ewig unzeitgemäßen kindlichen Bohemien, diesem schwärmerischen Pedanten, diesem urdeutschen Sonderling gehört noch heute der Dank Vieler, denen er einst erster Führer zur ganzen Schicksalswürde der Kunst war, und die Liebe Aller, denen deutsche Art nicht als Schlagwort chauvinistischen Klasseninteresses, sondern als eine einzigartige Farbe freisten Menschentums teuer ist.

Julius b

Kleine Szene

Ich glaube, es war Nummer Fünf des Programms. ‚Brown und Philipps.‘ Und es fing so an, daß ein unendlich dicker Mann mit ganz weiten Hosenbeinen heiter singend die Bühne betrat. Er schlenkerte die Füße von sich, er war in einem jener angenehmen Spaziertrotts begriffen, die man so nach getaner Arbeit einzuschlagen pflegt, und er sang: in der Fistel, unbekümmert um die Umwelt und ganz leise und vergnügt, mit dem trocknen Ernst eines Mannes, der Kummer gewöhnt ist und die Ruhe einer stillen Stunde wohl zu schätzen weiß. Die Musik war aber auch zu hübsch . . . Der dicke Herr beschloß, ein kleines Mahl zu sich zu nehmen, ein Frühstück etwa, ein kleines Dinerchen — nun, man würde ja sehen. Er nahm, grau, unscheinbar und fett, an einem Tische Platz, der da grade stand. Vielleicht ist dies ein Lokal —? Es ist offenbar eines, denn ein gelackter, befrackter und spinnendünner Kellner erscheint. Als er des Fremden ansichtig wird, macht er eine ungeheure Verbeugung, wobei sein Kopf mit einem dumpfen Bums auf den Boden stößt. Dies fällt dem dicken Herrn auf, und er greift sich in die weiten Beinkleider, um aus denselben ein größeres Fernrohr herauszuziehen, mit dem er das Phaenomen von Kellner betrachtet. Der Kellner springt hinzu, nimmt dem Gast das Hütchen ab, bürstet das Hütchen mit einer Bürste — Kuckuck! macht die Bürste — und lauscht den geflüsterten Bestellungen. Der Gast zieht aus den Beinkleidern Hammer, Zange, eine Säge, ein kleines Beil und ein paar Messer. Der Kellner erscheint mit den Eßplatten. Der Gast stürzt sich auf die Koteletts und zersägt sie, klopft sie weich, meißelt Stücken heraus und gibt das Ganze einem Hund zu fressen, der soeben aus dem Orchester herausgeklettert kommt. Zückt dann ein Portemonnaie, das er ein Meter zwanzig weit auseinanderzieht, sucht dort nach einem Pfennig, findet ihn und wirft ihn mit grandioser Gebärde — mais quel geste! — dem Ganymed zu, der seine Winkelhakenverbeugung macht . . . Und die Musik spielt dazu den aufreizenden, monotonen Niggertanz . . .

Wo ich das gesehen habe? Im Wintergarten? Ach, gar nicht. Die berliner Variétéprogramms sind noch zu langweilig, als daß sie hier beschrieben werden sollen, und so muß ich denn abends, wenn die Kinderchen — ich habe deren — schreien, ihnen dergleichen vorerzählen. Mir hat mein Fräulein Großmama seinerzeit freilich Märchen erzählt — aber das war die alte Zeit. Heute —!

Aber wäre es nicht hübsch, wenn wir wieder einmal herzlich über gute Excentrics lachen könnten?

Peter Panter

Antworten

G. B. Vier Fälle sind möglich. Der Schriftsteller ist von unsauberer Gesinnung und geschäftsuntüchtig — diesen Fall gibts nicht. Oder er ist unsauber und tüchtig: dann wird er wegen seiner Tüchtigkeit geachtet und wegen seiner Gesinnung gelobt. Oder er ist sauber und untüchtig: dann wird er wegen seiner Gesinnung verachtet. Oder er ist sauber und verdient Geld: dann wird er wegen seiner Gesinnung verachtet.

Berliner Schauspieler und Schauspielerinnen. Ueber euern Racheschwur lach ich nur. Ihr wagt ja nicht einmal, unter einen Schmähbrief euern Namen zu setzen, aus Angst, dafür nächstens eine schlechte Kritik zu kriegen — trotzdem ich gewiß bestechlich genug wäre, euch für euern Mut besser zu behandeln, als eure Schauspielkunst verdient. Aber zur Sache. Ich habe in der Theaterkonferenz des Kultusministeriums gegen euern Präsidenten und euern andern, den juristisch geschulten Anwalt, die bei dieser günstigen Gelegenheit für euch so viel wie möglich herausschlagen wollten — also dagegen habe ich erklären zu müssen gemeint, daß es für das Theater eine große Gefahr wäre, eure künstlerischen Rechte zu erweitern. Gagenerhöhung — immerzu! Gewinnbeteiligung — bis an die äußerste Grenze! Es ist nicht einzusehen, warum ein Direktor, der einen Schlager einstudiert, davon eine Viertelmillion im Jahre haben und diese in Baden-Baden, Heringsdorf, oder wo es sonst schön und teuer ist, hasardierend vermehren soll, während Ihr ein Existenzminimum oder selbst fünfzehntausend Mark mehr dafür kriegt, daß Ihr den Schlager dreihundertmal bis zur völligen Verblödung heruntergaukelt. Aber daß Ihr zur künstlerischen Leitung herangezogen werdet: da sei Gott vor! Euch interessiert nicht die Kunst des Dramas und des Theaters, euch interessiert nicht das Stück: euch interessiert nichts als eure Rolle. Um Das zu wissen, braucht man nicht einmal zwei Jahrzehnte lang euch so in der Nähe gesehen zu haben wie ich, braucht man nicht einmal die Schränke voll Bekenntnisepisteln zu besitzen, die meine unverwüstliche Sympathie für euch mir allmählich eingetragen hat. Paul Lindau hat in seiner Glanzzeit den Ausspruch getan: „Wenn bei den Goldwäschern Kaliforniens ein Pianist Erfolg hat, so bin ich eifersüchtig auf ihn, weil dadurch der Vorrat von Enthusiasmus, der für künstlerische Leistungen in der Welt vorhanden ist, um ein Teilchen vermindert wird, das sonst womöglich mir zugefallen wäre." So Ihr in vertausendfachtem Maße. Es hat für mich — der niemals Theaterdirektor werden könnte, weil ihm eure Veranlagung, jede winzigste Rollennot zu einer erschütternden Tragödie auszugestalten, das weiche Herz stückweis brechen würde — und von jeher zu den Unbegreiflichkeiten gehört, daß fühlende und denkende Männer imstande waren, euch Jahre und Jahre lang zu führen. Paul Schlenther ist denn auch vom Burgtheater mit einem infernalischen Haß auf euch zurückgekehrt, mit einer niemals mehr zu besänftigenden Wut, deren Aeußerungen unter vier Augen mir manchmal gradezu unheimlich waren. Ihm fehlte zu seinem Schaden das Talent für die Taktik Oscar Blumenthals, der mir auf die Frage, wie er denn bloß mit euch ewig aufgeregten, unheilbar egozentrischen, drollig eiteln kleinen und großen Kindern fertig geworden sei, die Antwort gab: „Ich war erstens für jeden meiner Leute zu jeder Stunde zu sprechen, sodaß sie gewöhnlich gleich ihren frischen, unverhärteten Zorn zu mir trugen, und zweitens machte ich, sobald sie zu toben begannen, einen

möglichst guten Witz — da mußten sie lachen, und dann war selbst einem Esel und einer Gans beizubringen, daß der Anlaß diesen Aufwand nicht lohne." Und jetzt male man sich aus, was herauskäme, wenn ein liebenswert munteres Grillenvölkchen wie Ihr nicht mehr regiert würde, sondern regierte. Ach, es ist ja schon mehrmals herausgekommen. Ceterum censeo: soll das verfallende Theaterwesen gerettet werden, dann kann nur der Geist es retten. Der Geist will die Sache und die Totalität, und Ihr wollt von beidem das Gegenteil, müßt es wahrscheinlich wollen, um eurer höchst besonders gearteten Augenblicksarbeit fähig zu sein. Auch im Zukunftsstaat des Theaters dürftet Ihr nicht einmal bei der Kündigung eines Mitglieds mitreden, denn bereits dabei würdet Ihr euch statt von künstlerischen Zweckmäßigkeitserwägungen von der Rücksicht auf den Vorteil eurer eigenen Karriere leiten lassen. Und Ihr erleichtert euch den Kampf mit mir ein bißchen zu sehr, wenn Ihr in Ermanglung eines Einwands dagegen den zermalmenden Trumpf ausspielt: ich träte ja doch in der Politik für die Diktatur des Proletariats ein — und da verweigerte ich, in nationalliberaler Halbheit, die Konsequenzen für eure Kunst zu ziehen?! Nun, abgesehen davon, daß die ernstesten Sozialisierungsbestrebungen, deren Voraussetzung eine gewisse Gleichheit der Menschen ist, anzuhalten hätten vor einem Felde, dessen Fruchtbarkeit grade von der reizvollen Unterschiedenheit der einzelnen Samenkörner abhängt: ich trete für die Diktatur des Proletariats ein? Kinder, Kinder, wann werdet Ihr endlich aufhören, eurer Presse zu glauben! Solange ich mich mit nichts als euerm Reich befaßte, war sie halbwegs friedlich oder wurde es wenigstens im Laufe der Jahre, wofern ich mich nicht an den heiligsten Gütern der Nation, wie etwa dem ‚Ring des Nibelungen', vergriff. Aber seitdem mein Blättchen gelesen wird und wirkt und, aus einer andern Gesinnung als ihre Produkte entstehend, mit jeder Woche weiter und tiefer wirkt: seitdem ist sie unermüdlich, unsre Absichten zu verfälschen, um nach Möglichkeit dieser unbequemen Wirkung Abbruch zu tun. Dem konservativen Block der Rechten, Mittlern und Linken sind wir zu links, und ihren Gegnern sind wir nicht links genug. Also versuchen Jene es mit der Verleumdung, daß wir die Diktatur des Proletariats anstrebten, und Diese — wie hieß es auf dem Räte-Kongreß? Man solle sich einmal diesen Herrn Robert Breuer näher betrachten, „der während des Krieges in der ‚Weltbühne' pseudonym die ärgste chauvinistische Hetze betrieben hat". Daß die Diktatur des Proletariats hier niemals angestrebt, sondern seit dem neunten November, wo die Erörterung dieser Frage begann, mit immer neuen Argumenten abgelehnt worden ist: das weiß vielleicht noch diejenige allerseltenste Leserschicht, die lesen gelernt hat. Von der gleichen Zuverlässigkeit ist die andre Behauptung. Jawohl: Germanicus hat — und ich werde das ruhig zugestehen, sooft Leichtfertigkeit oder Böswilligkeit uns Beide schmäht — er hat das fürchterliche Verbrechen begangen, wenn die Pressekonferenz jeden zweiten Tag aus einem Riesenmaterial von Zahlen und Daten die Unausbleiblichkeit des deutschen Sieges zur See und zu Lande nachwies, diesen Sieg zu unterstellen und daraus zu folgern, daß man in Deutschland den Junior-Partner Englands werde erkennen und anerkennen müssen. Weiter reichte sein Ehrgeiz niemals; und so viele Seiten ich mit Belegen für diese seine politische Weltauffassung füllen könnte, so viele Seiten ergäbe eine Zusammenstellung der Angriffe unsrer chauvinistischen Hetzer, und gar nicht einmal der ärgsten, auf einen derartig ehr- und vaterlandslosen Gesellen,

der obendrein, wie um wahrhafte Patrioten herauszufordern, die unerhörte Frechheit besitze, sich den Namen Germanicus beizulegen. Und so wird von hüben und drüben mit jämmerlichen Lügen gegen den unbequemen Tatbestand vorgegangen, daß ein Blatt die Unzulänglichkeit, Ueberlebtheit und Schädlichkeit des deutschen Parteiwesens offenbart, indem es selber parteilos bleibt und sich doch nicht vergebens bemüht; daß es im Kapitalismus den Feind, aber im Proletariat nicht den Heilbringer sieht; daß es den Sozialismus energisch und ehrlich durchgeführt wissen will, weil es sonst keine Möglichkeit gebe, die deutsche Kultur vor Spartacus zu bewahren. Man möchte meinen, daß es sogar euch keine Schwierigkeit bieten dürfte, solch einen Standpunkt zu begreifen. Aber wie die Menge zu euch, so kommt Ihr zu mir vom Lesen der Journale. In die Lumpenmühle mit ihnen, aus der sie stammen! Laßt euch nicht widerstandslos so dumm machen, wie die Presse euch haben möchte, so dumm, daß Ihr für ihre Erzeugnisse tauglich, für meine untauglich seid. Beweist nicht mit jeder Silbe, die Ihr mir schreibt, wie recht ich habe, euch eine strenge Zucht zu wünschen, wenn im neuen Deutschland die Schaubühne eine moralische Anstalt und eine geistige werden soll.

Liebknechts Mörder. Seid Ihr noch alle da? Wie geht es denn mit der werten Gesundheit? Habt Ihr die Köpfe noch obenauf? Das ist recht. Bei den neuen Sicherheitsverhältnissen kann euch zum Glück nichts passieren. Gute Verrichtung das nächste Mal!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Der Frieden der Vernunft von Heinrich Ströbel

Zum fünfundzwanzigsten April ist die deutsche Friedensdelegation nach Versailles (oder Paris) beschieden; die Friedensbedingungen, die ihr unterbreitet werden sollen, scheinen also im Wesentlichen festgelegt zu sein. Wie sie im Einzelnen aussehn werden, läßt sich am sechzehnten April, wo ich dieses schreibe, mit Bestimmtheit nicht sagen, wenngleich begründete Vermutungen erlaubt sind. Eine Spezialkritik liegt deshalb auch nicht in unsrer Absicht. Mit Nachdruck soll nur noch einmal gesagt werden, wie der Frieden aussehen müßte, der Bestand verspräche und die Welt vor einem abermaligen Rückfall in die schmachvolle Barbarei eines Weltkrieges bewahren könnte.

Vorher noch ein paar Bemerkungen zu der neuen Psychose, von der breite Schichten, namentlich der deutschen Bourgeoisie, befallen sind. Wir meinen die gekünstelte Gleichgültigkeit, den lächelnden Hohn, den man den Bedingungen der Entente-Staaten entgegenbringt. Seht zu, gibt man ihnen zu verstehen, daß Ihr euch dabei nicht die Finger verbrennt. Umso schlimmer für euch, wenn Ihr uns keinen guten Frieden gebt — für uns kann es ja nicht schlimmer kommen. Dernburg, Delbrück und Eltzbacher haben gar mit dem Anschluß Deutschlands an den Bolschewismus gedroht, um der Entente den roten Hahn aufs Dach zu setzen. Ihre verständigern Klassen- und Parteigenossen haben diesen törichten Bluff inzwischen zurückgewiesen; dafür aber hat man jetzt, auch in Regierungskreisen, das Stichwort ausgegeben: Wenn die Entente uns Unbilliges zumutet, so tun wir einfach nicht mit, verweigern wir die Unterschrift. Also doch nach bolschewistischem Muster! Nach dem glorreichen Vorbild, das Trotzki in Brest-Litowsk gegeben. Hat man denn schon vergessen, was nach dieser Verweigerung der Unterschrift kam? Der deutsche Vormarsch, die Politik der Daumschrauben und, gar bald, die Unterwerfung Rußlands und die gewissenhafte Erfüllung aller Friedensformalitäten. Bildet man sich wirklich ein, daß die Entente über geringere Pressionsmittel verfüge? Sie brauchte ja nur die Lebensmittelzufuhr zu unterbinden, die Blockade neu zu verhängen, um Deutschland zu erdrosseln. Dann bliebe einzig noch der Verzweiflungsschritt einer deutschen Verbrüderung mit Sowjet-Rußland. Aber ob die Assoziierung zweier Bankerotteure ein besonders vertrauenswürdiges Unternehmen ergäbe, bliebe sehr die Frage. Obendrein müßte bei einer solchen Geschäftsverbindung die Firma Scheidemann-Noske-Lüttwitz gelöscht werden und an ihre Stelle der russisch-deutsche Kommunisten-Bund treten.

Die Drohung mit dem Selbstmord wird der Entente ungeheuer imponieren. Es gehört die ganze Geistesverwirrung

unsrer Alldeutschen und Durchhälter dazu, sich von solch unsinnigen Drohungen, solch abgeschmackten Bluffs eine Einwirkung auf die Entente zu versprechen.

*

Aber wenn die Entente kindischen Drohungen taub ist, so sollte sie Erwägungen der politischen Vernunft umso zugänglicher sein. Sie sollte sich sagen, daß den Friedensbedingungen und der europäischen Neugestaltung nur das eine große Ziel zugrunde liegen darf: den Weltfrieden dauernd zu sichern und Völkerhaß und Wettrüsten niemals wieder aufkommen zu lassen. Jede einzelne Bestimmung des Friedenstraktates muß unter der Diktatur dieses Leitgedankens stehen.

Nichts begreiflicher, als daß besonders Frankreich und Belgien ein Höchstmaß von Sicherungen erstreben. Beide Länder haben, und Frankreich wiederholt, so Ungeheuerliches erlitten, daß die Vorstellung einer Wiederholung solcher Greuel ihre Bewohner erbeben macht. Frankreich und Belgien haben ein Recht auf Sicherungen. Aber es gibt keine Sicherungen territorialer und militärischer Art, die dauernde Gewähr für einen Schutz böten; die einzige zuverlässige Sicherung ist die Völkeraussöhnung, die Pazifizierung der Nationen und der Völkerbund. Unzulängliche mechanische Sicherungen aber, die man durch Grenzverschiebungen, durch politische Schwächung Deutschlands herbeizuführen versuchte, müßten den seelischen Wandlungsprozeß Deutschlands erschweren, chauvinistische Leidenschaften entfachen und die zwischenstaatlichen Vereinbarungen unwirksam machen.

Die elsaß-lothringische Frage ist freilich längst keine Frage mehr. Die ungeheure Mehrheit der Bevölkerung hat bereits für Frankreich optiert. Auch das Proletariat durch Beschlüsse seiner gewerkschaftlichen und politischen Organisationen. Anders steht es mit dem Saar-Revier, auf dessen politische Angliederung Frankreich selbst verzichtet zu haben scheint. Kluger Weise, denn die Schaffung einer deutschen Irredenta wäre das Verhängnisvollste, was der Friedensvertrag anstiften könnte. Sie schlüge ja dem Grundgedanken Wilsons: durch Anerkennung des nationalen Selbstbestimmungsrechts den Keim der Völkerzwietracht zu ersticken, ins Gesicht. Daß die Saar-Gruben Frankreich als Entschädigung für die systematisch zerstörten eigenen Kohlengruben verpfändet werden, ist eine Forderung, gegen die billigerweise nichts einzuwenden ist; über die Form muß sich Verständigung finden lassen. Daß das Saar-Revier auf lange Zeit der französischen Verwaltung unterstellt, daß seine Staatszugehörigkeit zu Deutschland in fünfzehn Jahren erst noch von einer Volksabstimmung abhängig gemacht werden sollte, wären dagegen Maßnahmen, die einer kurzsichtigen Machtpolitik, nicht der weit-

sichtigen Politik einer Völkeraussöhnung und dauernden Friedenssicherung entsprächen. Dergleichen „Sicherungen" wären, gleich der Schaffung einer neutralen Zone am Rhein, nur Schein-Sicherungen, die in Wirklichkeit zuverlässigen Schutz nicht gewährten. Denn wenn die europäische Lage schon einmal den Ausbruch eines neuen großen Kriegs zuließe, so würde der gewaltig aufflammende nationale Glutgedanke alle künstlichen Grenzbäume im Nu überspringen. Jede territoriale Schwächung und Zerstückelung Deutschlands wäre also nur ein gefährlicher Anreiz zur zähen Sammlung und zur explosiven Entladung aller nationalen Kräfte.

Wie im Westen, so verböte auch im Osten der Entente schon die politische Klugheit, deutsche Gebietsteile anzutasten. Daß Danzig den Polen nicht ausgeliefert werden darf, daß Gebiete mit überwiegend deutscher Bevölkerung dem polnischen Staat nicht einverleibt werden dürfen, wenn man nicht im Herzen Europas einen neuen chauvinistischen Seuchenherd züchten will, muß auch jedem einsichtigen Franzosen und Engländer klar sein. Will man also nicht neuen Weltkrieg vorbereiten, sondern die Kriegsursachen nach Möglichkeit ausrotten, so muß man das Polen-Problem so vorsichtig lösen, daß zwar die gerechten Ansprüche der Polen befriedigt werden, aber auch das deutsche Volk sich nicht vergewaltigt fühlt. Ebenso wenig sollte man dem Verlangen Deutsch-Oesterreichs, sich Deutschland anzuschließen, aus übertriebener Aengstlichkeit Schwierigkeiten machen. Schafft man europäische Zustände, die, dank der klugen, weitschauenden Lösung der nationalen Konflikte, eine friedliche Entwicklung der sich selbst regierenden, entmilitarisierten Völker gewährleisten, so spielt es nicht die geringste Rolle, ob Deutschlands Bevölkerung künftig sechzig oder siebzig Millionen zählt. Schürt man aber durch eine kurzsichtige kapitalistische Beute- und diplomatische Ränke-Politik alten Stils den nationalistischen Hader, und kommt es schließlich wieder zu einer kriegerischen Explosion, so werden sich die Stammverwandten auch dann als Verbündete zusammenfinden, wenn man sie noch so raffiniert durch Separatismus und Partikularismus von einander zu trennen gesucht hat.

*

Grade Frankreich und Belgien sollten begreifen, daß für sie nichts verhängnisvoller wäre als ein nicht auf die Dauer pazifiziertes Europa. Beide Länder zusammen zählen fünfzig Millionen Einwohner. Ihr Schicksal in einem neuen Weltkriege wäre besiegelt, wenn sich einmal Deutschland und Rußland als Verbündete zusammenfänden. Nicht heute droht der Entente eine solche Gefahr, denn Deutschland und Rußland sind zur Zeit wirtschaftlich ruiniert, finanziell bankerott und von revolutionären Krämpfen geschüttelt. Aber eine Friedenspolitik, die

Deutschland durch politische Brüskierungen und wirtschaftliche Schädigungen dem Chauvinismus und der Reaktion in die Arme triebe, würde es zugleich an die Seite Rußlands drängen, dessen gegenwärtiges politisches System ja nicht für die Ewigkeit gegründet ist. Russischer und deutscher Imperialismus könnten sich leicht finden: Polen und Asien böten lockende Teilungsobjekte. Und es ist mehr als fraglich, ob man einer solchen Gefahr durch die Mittel der Diplomatie und des Militarismus wirksam begegnen könnte. Zumal, wenn sich eines Tages auch noch Japan dem Bunde als Dritter gesellen sollte.

So viel ist klar: man kann nicht zugleich Machtpolitik und Rechtspolitik treiben, nicht im Stile des Imperialismus und Militarismus Sicherungen durchführen und zugleich einen Völkerbund errichten. Es gibt nur ein Entweder — Oder. Die Sicherungspolitik des alten Stils vereitelt die Friedenssicherung durch den Völkerbund und erlaubt nur die Bündnispolitik von gestern. Diese Bündnispolitik aber hat nicht den Weltkrieg verhindert, sondern ihn heraufbeschworen, ihn unabwendbar gemacht. Die eine Koalition bedingte die andre, reizte das Mißtrauen und erfüllte die Welt mit Machtwahnsinn. So muß es wieder kommen, wenn man nicht aller Gewalttätigkeit entsagt und mit der Völkerversöhnung und Abrüstung Ernst macht.

Tief bedauerlich ist, daß auch auf dem Räte-Kongreß noch Ansichten vertreten werden konnten, die sich bedenklich der alten fluchwürdigen Bündnispolitik näherten. Daß man die täppische Scheidemann-Erzberger-Politik tadelte, die den unseligen Riß zwischen Deutschland und Frankreich noch vertiefen muß, war sehr verdienstlich. Aber daß man im gleichen Atemzuge England angriff und die Phantasmagorie eines Kontinentalbundes vorzugaukeln suchte, war umso unverzeihlicher. Der Versuch, Clemenceau gegen Lloyd George und Wilson auszuspielen, mag den Reiz der Originalität haben, ist aber um nichts weniger töricht als der umgekehrte Tric unsrer Regierungsmänner, mit Wilson gegen Lloyd George und Clemenceau zu schlagen. Nicht nur eine Torheit, sondern eine Ruchlosigkeit ist es, nach den entsetzlichen Erfahrungen dieses Krieges überhaupt noch einer Bündnispolitik das Wort zu reden, die die Bestialität des Krieges verewigen muß! Wir wollen endlich die Erlösung von dem Kriegswahnsinn! Wir sind des Wettrüstens und der chauvinistischen Delirien satt, wir haben übergenug von den Segnungen des Militarismus, der Europa in ein einziges Spital, in eine ungeheure Tobsuchtszelle verwandelt hat.

Die Linke des Kongresses verwarf denn auch die Phantasterei von dem Kontinentalbund, hinter der nichts als ein konspirativer Rest alldeutscher England-Fresserei steckt. Aber die Linke, die den Gedanken der allgemeinen Völkeraussöhnung vertrat, bezweifelte zugleich, daß die gegenwärtigen Regierungen überhaupt

imstande wären, den Rechtsfrieden und den wahrhaften Völkerbund zu verwirklichen. Denn diese Regierungen seien nur die Exekutive einer bornierten, raubsüchtigen und gewalttätigen Bourgeoisie, die von ihrem verbrecherischen Imperialismus nicht ablassen werde. Erst der Sieg der proletarischen Revolution in allen Ländern werde die Menschheit vom Fluche der Machtpolitik befreien und ihr den dauernden Völkerfrieden sichern. Auch wir erhoffen den Sieg der sozialen Demokratie in den Entente-Ländern, aber wir möchten doch den Sieg der Vernunft in der Ordnung der zwischenstaatlichen Verhältnisse nicht bis zum internationalen Triumph des Sozialismus vertagt sehn. Und wir bestreiten auch ganz entschieden, daß eine stupide Machtpolitik und europäisches Wettrüsten vom kapitalistischen System untrennbar sein müssen. Die führenden amerikanischen und englischen Staatsmänner selbst haben es hundertmal versichert, daß die Politik der nationalen Rivalitäten und der Kriegshändel grade vom Standpunkt einer klugen kapitalistischen Kalkulation das schlechteste Geschäft sei. Und dieser letzte Krieg, der sämtliche Staaten, auch die siegreichen, an den Rand des Bankerotts getrieben und den Gefahren der Revolution preisgegeben hat, der hat die theoretische Erkenntnis praktisch nur zu schlagend bestätigt. Die leitenden Männer der Entente müßten deshalb alles Verstandes verlustig gegangen sein, wenn sie nicht ihre ganze Energie aufböten, um trotz allen Schwierigkeiten einen Frieden zustande zu bringen, der nicht die Gefahr neuer Völkerkatastrophen in sich trüge.

Schwierigkeiten sind freilich in Fülle zu überwinden, das sollte sich auch jeder verständige Deutsche sagen. Mangelhaft und schwerfällig, wie die Kriegsmaschinerie der Entente, dieses vielköpfige, ungefüge Ungetüm, funktionierte, wird auch ihre Friedensmaschinerie funktionieren. Zu vielerlei Wünsche sind zu respektieren, zu mannigfache Interessen auszugleichen. Der Frieden wird darum auch kein politisches Kunstwerk sein, nicht aus einem Gusse, sondern ein Flickwerk voll von Widersprüchen, ein Kompromiß. Aber nur wenn er grobe Fehler vermeidet, wenn er Deutschland nichts Unerträgliches zumutet, wenn er wenigstens die große Linie der Völkerversöhnung und des Friedensbundes der Nationen plastisch hervortreten läßt, wird er akzeptabel sein. Nur dann werden manche Mängel im Einzelnen einstweilen mit in Kauf genommen werden können. Nur dann wird man sich sagen dürfen, daß die Einzelheiten dieses Friedens ja nicht für die Ewigkeit geschlossen sind, sondern daß grade das neue Völkertribunal bereit sein wird, Verfehltes zu bessern und Drückendes zu mildern. Die proletarische Entwicklung in den Entente-Ländern wird die Revision des Unhaltbaren beschleunigen.

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LIX

Gottfried Traub

In dem blauen Himmel, hoch oben über den Wolken, stimmte ein vielköpfiger Engelchor das Tedeum an: „Großer Gott, wir loben dich . . ."

Die heilige Cäcilie spielte die Orgel, die brausend mit ihren Tönen die weiten lustigen Räume erfüllte. Hinter ihr stand, in diskreter Entfernung, ein strahlender Engel, der einst, wie die Legende erzählt, von ihrem Himmelsbräutigam zur Erde entsandt worden war, um ihrer Jungfräulichkeit ein Beschützer zu sein.

Der liebe Gott hatte sichs im Lehnsessel gemütlich gemacht, hatte sich eine lange Pfeife angezündet und erfreute sich, gutmütig-väterlich lächelnd, an dem frommen Gesang.

Neben ihm saßen, auf Hockern, Jesus, von einem strahlenden Schein umgeben, und die führenden Frauen des Himmelshauses, Maria und Anna, Magdalena und Martha.

Als der Lobgesang beendet war, tat der liebe Gott einen schlürfenden Zug aus der Kaffeetasse und hob also zu seiner Umgebung zu sprechen an: „Laßt uns an die tägliche Arbeit gehen und der Menschen Wege bestimmen." Und mit einem fragenden Blick schaute er Jesus, den Christus, an.

Der fing den Blick auf, schlug schüchtern die Augen nieder und erwiderte: „Lieber Vater, schon lange wollte ich dir gestehen, wie sehr mich das Völkermorden da unten auf der Erde schmerzt. Ich kanns nicht mehr mit ansehen, wie sie sich gegenseitig zerfetzen und zerfleischen, körperlich, geistig, seelisch, und doch glauben sie, damit höchsten Idealen zu dienen. Mein Vater, mein Vater, ich kanns nicht mehr mit ansehen. Mach diesem menschlichen Elend ein Ende. Es ist nicht um meines Rufes willen, daß ichs sage. Aber was ich schließlich in der Bergpredigt den Menschen verkündet habe — ich habe es doch in deinem Namen und in deinem Auftrag getan. Auch dein Ruf steht zuguterletzt auf dem Spiel. Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen, habe ich gepredigt — und nun, und nun?"

Der Messias erschauerte.

Der liebe Gott hörte ihn ruhig an und fiel ihm nicht in die Rede. Dann, als sein Sohn geendet hatte, strich er sich bedächtig und nachdenklich durch den langen weißen Bart und sprach: „Sieh mal, mein Kind, so einfach ist die Sache nicht. Du weißt doch, wie die Dinge liegen. Nicht ich, sondern die Geistlichen auf Erden machen die Religion und bestimmen, was mir wohlgefällig ist und was nicht. Seit du in die Welt gegangen bist und seit Paulus und Petrus die Kirche gegründet

haben, bin ich kein absoluter Herrscher mehr und muß mich, streng konstitutionell, an die Beschlüsse der Konzile, Synoden und an die Sprüche der großen Kirchenmänner halten. Aber damit du meinen guten Willen siehst: laß Petrus mit dem Memorial kommen . . ."

Und Petrus kam.

„Sprich, Petrus, was sagen die Katholiken und die Protestanten zu diesem Kriege? Halten sie sich an die Bergpredigt? Halten sie sich an die zehn Gebote? Schlage im Memorial nach, was du in fleißiger Arbeit verzeichnet hast?"

Petrus zog ein sauer=süßes Gesicht und kratzte sich hinterm Ohr.

„Ja, das kann man nicht so flink sagen. Statt eine ziffermäßige Bilanz zu ziehen, will ich mal nur ein typisches Beispiel herausgreifen, um dir, Herr, ein Bild von dem Kriegsgeiste der Evangelischen Kirche zu geben."

Der liebe Gott zog einen Augenblick die Stirn kraus und fuhr ihn, beinah ein bißchen barsch, an: „Daraus spricht doch nicht etwa die alte katholische Abneigung gegen die Häretiker?"

„I bewahre. Vernimm:

Du entsinnst dich, mit welchem Wohlgefallen du die Wege Gottfried Traubs zum protestantischen Geistlichen der dortmunder Reinoldi=Gemeinde begleitetest. Wie er dich suchte, wirklich suchte. Er warf allen Ballast, allen Dogmenkram von sich und trachtete — wie die Mystiker des Mittelalters direkt vom Gott des eigenen Herzens zum Allgott — ohne den Umweg über den prüfenden und zergliedernden Verstand zu dir zu kommen. Jatho fühlte er sich verwandt. Ihm jubelte er zu. Für ihn bekannte er sich, wurde vor das Ketzergericht des Preußischen Evangelischen Oberkirchenrats geschleppt und, ob ihn gleich Baumgarten mit beredten Worten verteidigte, für schuldig der Irrlehre erkannt und seines Amtes entsetzt. Du freutest dich dieses Abtrünnigen, dem das Heil der Seele höher stand als die gefrorene Methodik der Kirchenlehre.

Aber erlaube, daß ich noch weiter zurückgreife, damit ich dir dieses Menschen Wesen ganz entschleiere. Vor fünfzig Jahren wurde er in der Nähe von Marbach im Württembergischen geboren, und dem himmelstürmenden humanitären Idealismus Schillers war auch sein Drang verwandt. Hatten doch ihre Wiegen, wenngleich zeitlich durch mehr als ein Jahrhundert getrennt, so dicht bei einander gestanden. Traub studiert dann in Tübingen und wird Hilfsprediger, wird Repetent an einem evangelisch=theologischen Stift, wird Stadtpfarrer in Schwäbisch=Hall und schließt sich dem Kreise Friedrich Naumanns an. Als er 1901 an die Sankt=Reinoldi=Gemeinde in Dortmund berufen wird, beginnt ein neuer Abschnitt seines Lebens. Er wirkt allmählich ins Weite. Der Einfluß Jathos macht sich geltend. Schriften entstehen. In der ‚Christlichen Freiheit' schafft er sich

ein eigenes Organ. Seine Anhängerschaft verteilt sich bald über das ganze Reich. Wie Jatho, Johannes Müller, Lotzky, Naumann arbeitet er, Samenkörner ausstreuend, wie ein Stiller im Lande. Ein Eigener? Ein Vorkämpfer? Ein Draufgänger? Nein. Aber Einer, der in zweiter Linie streitet, als Erster hinter Denen, die die Bresche bereits geschlagen haben. Nach Jatho ein Traub. Nach Naumann ein Traub als Mitkämpfer an der ‚Hilfe'. Alle Woche eine geschriebene Andacht. Ein Gefühlserguß. Ein seelisches Abtasten der täglichen Realitäten in ihrem Verhältnis zu Gott. Aber das Letzte vermag er nicht zu sagen. Worte nur und immer nur wieder Worte. Sekt nicht — seelische Brauselimonade. Aber in den Familien lasen sies gern. Es war ihnen eine Erquickung. Eine Erfrischung. Zehn, zwölf Jahre gingen in Dortmund so hin.

Das Ketzergericht machte ihn plötzlich zu einem Märtyrer. Die Fortschrittliche Volkspartei nahm sich seiner an. Traub war mit seiner Schrift: ‚Staatschristentum oder Volkskirche' selbst unter die Politiker gegangen. Ein verschwommener Naumann. Für die Landtags-Ersatzwahl in Teltow-Beeskow wurde er als fortschrittlicher Kandidat aufgestellt. Der Wahlkampf wurde eine kleine politische Sensation. Aber Traub fiel durch. Dieser Mißerfolg entmutigte ihn ganz. Er wollte sich vom politischen Leben zurückziehen. Die Konservativen triumphierten über ihn. Ein Jahr danach, bei der Hauptwahl, kandidierte er abermals. Ein neuer Wahlrummel. Die Konservativen zogen alle Register. Die Versammlungssäle wurden ihm abgetrieben. „Wenn Ihr Traub wählt," hieß es in den konservativen Flugblättern, „gebt Ihr einem Heiden die Stimme." „Wer Traub wählt, ist Gegner der christlichen Kirche." Die Nationalliberalen konnten sich nur schwer entschließen, für ihn einzutreten. Sie trauten ihm nicht über den Weg und wollten auch mit der hohen Kirche in keinen Konflikt kommen. Schließlich aber ging er, da sich die Sozialdemokratie der Stimme enthielt, siegreich durchs Ziel.

Nun war er im Preußischen Dreiklassenparlament. Aber er kam nur wenig zu Worte. Die Schul- und Kirchen-Fragen wurden für die Partei nach wie vor im Plenum und in der Kommission von Herrn Cassel bearbeitet. Die erste Rede, die Traub nach monatelangem Warten hielt, war dem mariendorfer Rangierbahnhof gewidmet. Erst im Reformationsjubeljahre machte er durch seinen Antrag, eine politische Geschichte über die Reformation und Gegenreformation zu veranlassen, von sich reden.

Während des Krieges vollzog sich in Traub eine Wandlung. Er wurde feldgrau. Die Militärs schickten ihn an die Front, um die Soldaten durch Reden zu erfrischen. Und Traub sah die feldgrauen Mauern und redete und redete. Er wurde nach Konstantinopel gesandt und interessierte sich für das deutsche Schulwesen in der Levante. Er fing dafür in der Heimat zu

sammeln an und sprach in vielen Versammlungen „aufklärend" über „unsre türkischen Bundesgenossen". Nach und nach war seine zarte, mystisch-religiöse Seele, die Gott suchte in der Stille, feldgrau, stählern, preußisch-militaristisch geworden. Und die Herren des Königlich-Preußischen Evangelischen Oberkirchenrats, deren Stirnen sich eben noch kraus über Traub gezogen hatten, begannen sich allmählich zu beruhigen.

Die ‚Eisernen Blätter', die er eine Zeitlang der ‚Hilfe' allwöchentlich beilegte, wurden immer kriegerischer. Der Gottesmann wich an Streitbarkeit — von weitem — bald keinem Soldaten an der Front mehr. Hei, wie er die deutschen Krieger — von hinten — anfeuernd in die Schlacht schickte! Die Deutsche Vaterlandspartei, Herrn Kapps und Herrn Tirpitzens Schöpfung, streckte gierig beide Arme nach ihm aus, und er zögerte nicht, als Fortschrittsmann und als Gotteswortverkünder, auch in ihrem Auftrag für Durchhalten, für erbarmungslosen U-Boot-Krieg, für Vernichtung des Feindes und für einen Gewalt- und Annektionsfrieden landauf und landab zu reden. Das wurde der Fortschrittlichen Volkspartei allmählich doch zu bunt. Der Teltower Bezirksverein berief eine Generalversammlung ein. Traub sollte sich verantworten. Der Vorstand forderte ihn auf, sich an die Richtlinien der Partei zu halten oder die Konsequenzen daraus zu ziehen. Traub wurde kleinlaut und gab die bestimmte Erklärung ab, daß er sich künftig bei allen Schritten in der Oeffentlichkeit vorher mit den Partei-Instanzen ins Einvernehmen setzen wolle. Dieses Versprechen hielt er indessen nur einige Tage. Dann trat er in der Vaterlandspartei, der schärfsten Kriegshetzerin und Gegnerin des entschiedenen Liberalismus, wiederum auf. Nun sprach ihm der Bezirksverein mit fast allen Stimmen sein Mißtrauen aus. Traub erwiderte, er klebe nicht an seinem Mandat; aber niederlegen — das wollte er nicht. Auch einer direkten Aufforderung seiner Wähler, es zu tun, leistete er nicht Folge.

Traub hatte sich innerlich bereits zur Rechten durchgemausert. Die Deutschnationale Volkspartei stellte ihn freudestrahlend als Kandidaten für die deutsche Nationalversammlung auf, und glücklich gelangte er wieder ins Parlament.

War er früher, solange die deutschen Truppen standhielten, der begeistertste Vorkämpfer eines Gewalt- und Annektionsfriedens gewesen, so schrieb er am fünften April 1919 in der alldeutschen Deutschen Tageszeitung: „Wir unterzeichnen keinen Friedensschluß, der keinen Verständigungsfrieden enthält." Hatte er ehedem, auf kirchlich-religiösem Gebiet, mit erfrischendem Bekennermut das Apostolikum rund abgelehnt, so schrieb er in der neunten Nummer der ‚Christlichen Freiheit' von 1919: „Das Apostolikum muß künftig in der evangelischen Landeskirche erhalten bleiben."

Es jubelten die Konservativen, die Alldeutschen, die Militaristen, es jubelte der Evangelische Oberkirchenrat über den wiedergefundenen verlorenen Sohn, hob den Bann auf, erkannte ihm die Befähigung, ein Seelsorgeramt zu bekleiden, wieder zu."

„Halt ein, Petrus," fuhr der liebe Gott jetzt dazwischen, „den Mann muß ich mir einmal ansehen. Reich mir einen Fernguцker."

Und der liebe Gott nahm das Fernglas, suchte die Erde ab, richtete es auf Weimar und entdeckte ihn schließlich unter den vierhundert Abgeordneten der deutschen Nationalversammlung. Da ist er. Ein kleiner Kerl. Ein rotgeflecktes Gesicht. Nur wenige strähnige Haare über die dämmernde Glatze gelegt. Eine goldene Brille. Etwas gebückter Gang. Ein verknöcherter Konsistorialrat mit einem Anflug von fettiger Behäbigkeit.

„Petrus — Petrus . . .!" Der liebe Gott schüttelte sich ein bißchen. „Sage mir eins, mein Petrus: sind alle evangelischen Hirten während des Kriegs so gewesen?"

„Ach," entgegnete Petrus resigniert, „blick' auf die Schafe, die sie gehütet haben."

Der Seekrieg von L. Persius

II.

Bluff-Taktik

Welches waren die Gesichtspunkte, unter denen die Flottenleitung den Krieg zu führen beabsichtigte? Herrschte von vorn herein die Erkenntnis, daß man sich gegen die starke Uebermacht defensiv verhalten müsse? Die Uebermacht war erdrückend. Deutschland besaß nach amtlichen Quellen 1914 an fertigem Material 1 019 417 t, an fertigem und im Bau befindlichem 1 245 405 t, England hingegen von jenem 2 205 040, von diesem 2 798 460 t. Der feindlichen Macht hinzugerechnet werden muß zum mindesten, falls man die französische Flotte als zum größten Teil im Mittelmeer gebunden erachten will, die russische Ostseeflotte, die von jenem Material 209 740, von diesem 526 920 t hatte. Oder war die deutsche Flottenleitung von rücksichtslosem Offensivgeist erfüllt, der im Angriff die beste Verteidigung sieht? Der britische Admiral Sir John Jellicoe, der Führer der britischen Flotte in der Skagerrak-Schlacht, schreibt in seinem kürzlich erschienenen Buch über ‚Die Tätigkeit der britischen Flotte im Kriege', es sei unbegreiflich, daß die deutsche Flotte nicht sofort in den ersten Kriegsmonaten, wo das Stärkeverhältnis am günstigsten für Deutschland war, die Entscheidung durch eine große Schlacht herbeigeführt habe. Ist für die Leser der ‚Weltbühne' die Andeutung überhaupt nötig, daß Jellicoe mit diesen Worten eine gar zu durchsichtige Politik betreibt? Den harmlosen Lesern der Vossischen Zeitung meinte der Admiral Hollweg

in einem Artikel zu Ehren von Tirpitz an dessen siebzigstem Geburtstag suggerieren zu sollen, Jellicoe hätte mit seiner Aeußerung angedeutet, daß die britische Admiralität mit großer Sorge einem deutschen Angriff entgegengesehen habe. Es heißt weiter in dem Artikel: „Fest steht und soll heut hier zum ersten Mal öffentlich ausgesprochen werden, daß Tirpitz bei Beginn des Krieges den Gedanken rücksichtsloser Initiative vertreten hat. Er hat sich in richtiger Erkenntnis der Verantwortung für das von ihm geschaffene Gebilde der Gesamtmarine sofort bei Kriegsausbruch erboten, mit dem Oberbefehl über alle Teile der Streitmacht zur See die Gesamtverantwortung zu übernehmen. Es wurde ihm abgeschlagen. Er hat sich nach guten Informationen im Herbst 1914 dem damaligen Chef des Admiralstabs gegenüber in denkbar klarster Weise darüber ausgesprochen, daß die Flotte bei Beibehaltung der ihr erteilten Instruktionen in die ernste Gefahr komme, den Krieg nutzlos hinter den Barrikaden der Flußmündungen zu verbringen.“ Die Richtigkeit dieser Ansicht läßt sich nicht nachprüfen. Es ist jedoch keineswegs unwahrscheinlich, daß Tirpitz dergleichen Pläne gehabt hat. Wären sie durchgesetzt worden, so muß, wenn fachmännische Voraussicht zur objektiven Beurteilung aufgerufen wird, gesagt werden, daß der Verlauf einer solchen Entscheidungsschlacht gleich zu Beginn, wie sie Tirpitz im Sinne hatte, günstigstenfalls kein andrer gewesen wäre, als wir ihn 1916 vor dem Skagerrak erlebten. Beide Flotten hatten damals starke Verluste, die englische doppelt so viel wie die deutsche. Aber der Reiche vermag leichter eine Einbuße zu ertragen als der Arme! Die deutsche Flotte war nach dem ersten Juni 1916 für längere Zeit — besser: für „alle Zeit“ — außerstande, einen neuen Waffengang zu wagen, während die britische kraft ihrer enormen Reserven weiterhin mit imposanter Macht zum Schlagen bereit stand. Eine rücksichtslose Offensive wäre Tirpitz also wohl zuzutrauen gewesen — denn er verdient, wie Ludendorff, den Namen eines „Hazardeurs“ —, aber es ist sicher, daß sie uns gleich am Anfang des Krieges einen Stoß versetzt hätte, der höchstwahrscheinlich verhängnisvoll geworden wäre. Der ruhig abwägende Seeoffizier wird mir hierin beipflichten, auch wenn er, wie ich, dafür ist, zu wagen, um zu gewinnen; denn die Ueberlegenheit Englands in personeller und materieller Beziehung und die der Hilfsquellen für neuen Schiffbau und andres mehr waren zu erdrückend groß. Das mußte der Verstand erkennen, und an ihm hat es offenbar der obersten Stelle bei dieser Gelegenheit nicht gefehlt. Sie entschied sich für die Defensive.

Wie wurde die defensive Taktik begriffen? Man hielt die Politik der Nadelstiche für empfehlenswert, was an und für sich unter den gegebenen Verhältnissen als richtig gelten darf. Nur hätten die Nadelstiche, das heißt: die Aktionen schwacher Verbände

und einzelner Schiffe anders ausschauen müssen, als es vielfach der Fall war. Häufig stand das eingegangene Risiko nicht mit dem Ertrag im Einklang, und mit ganz geringen Ausnahmen schadeten die Nadelstiche politisch wegen Verstoßes gegen das Völkerrecht weit mehr, als daß sie der militärische Erfolg hätte aufwiegen können. Einige Beispiele. Am zweiten August 1914, also bereits am ersten Mobilmachungstage, beschoß der Kreuzer ‚Augsburg', wie amtlich gemeldet wurde, Libau. Die Russen behaupteten, der Platz sei nicht befestigt. Sie beriefen sich später auf diesen Bruch des Völkerrechts und übten Vergeltung. Nebenbei bemerkt, lautete die Meldung des Kommandanten der ‚Augsburg', wie im Januar 1918 die Budgetkommission des Reichstags zur Sprache brachte: „Bin im Gefecht mit feindlichem Kreuzer". Diese Meldung war nicht mit den Tatsachen in Einklang zu bringen, denn weit und breit ließ sich damals kein feindliches Schiff blicken! Die Beschießung Libaus war im übrigen recht harmlos. Keinerlei nennenswerter Schaden wurde angerichtet. Am vierten August wurden ferner die algerischen Häfen Bône und Philippeville von den Kreuzern ‚Göben' und ‚Breslau' bombardiert. Die amtliche Meldung bezeichnete beide Häfen als „Truppeneinschiffungsplätze". Von französischer Seite wurde Einspruch erhoben, da dort keine Befestigungen vorhanden seien. Es waren auch keine vorhanden! Die weitere Tätigkeit der beiden Kreuzer, ihr Durchbruch durch die feindlichen Streitkräfte nahe Messina und ihr Einlauf in die Dardanellen war, vom militärischen und seemännischen Standpunkt aus beurteilt, eine Glanzleistung des Admirals Souchon, vom politischen jedoch hatte sie einen recht problematischen Wert. (Souchon handelte selbstverständlich auf höhern Befehl.) Sie hat die Türkei auf die Seite der Mittemächte gedrängt. Hierdurch konnte freilich im deutschen Volk längere Zeit die Illusion wachgehalten werden, daß die Erschütterung des britischen Weltreiches dank der Besetzung des Suez-Kanals durch deutsche und türkische Truppen in Bälde herbeigeführt werden würde. Jeder Realpolitiker sagte sich, daß durch die Zersplitterung unsrer Kräfte der Kriegführung auf den europäischen Schlachtfeldern zahllose Soldaten und gewaltiges Kriegsmaterial entzogen, daß unser schönes Gold in die türkischen — durchlöcherten und nicht saubern — Taschen fließen würde, daß der Glaube an ein schlagfertiges und kampffrohes türkisches Heer, nach den Erfahrungen im Balkan-Krieg, auf schwankem Boden ruhe, kurz: daß uns von der Türkei nie Unterstützung kommen könnte. Aber unsre leitenden Militärs verrannten sich bis zum Schluß des Krieges immer mehr in die Anbetung des Phantoms, daß von Südosten her Bresche in die britische Widerstandskraft geschlagen werden müßte.

Die Bluff-Politik, die von der Flottenleitung gleich zu Beginn des Krieges betrieben wurde, feierte in seinem Verlauf

wahre Orgien. Die Zeppelin-Unternehmungen über englischem Boden dienten offensichtlich nur dem Zweck, das Volk mit der Zuversicht zu erfüllen, daß England bald „auf die Kniee gerungen“ sein werde; denn man darf auch Seeoffiziere nicht so niedrig einschätzen, daß man annehmen sollte, sie hätten sich irgendwelchen militärischen Erfolg versprochen. Die Angriffe hatten freilich einen Erfolg, nämlich den, die Erbitterung des englischen Volkes wegen der barbarischen Kriegführung zu erhöhen und den Durchhaltegeist zu stärken. Nach jeder Marine-luftschiffs-Aktion, die sich gegen das gänzlich unbefestigte London oder andre völlig ungeschützte Städte richtete, las man in der englischen Presse, daß sich die Freiwilligen in den Rekrutierungsbüros drängten, und aus den ‚Eingesandts‘ war erkennbar, was für Propagandisten der englischen Armee in den Zeppelins erwuchsen.

Ebenso wie die Luftschiffangriffe, sind auch die Vorstöße unsrer Flotte auf die schutzlosen Orte an der englischen Ostküste zu bewerten. Sie begannen am dritten November und sechzehnten Dezember 1914 mit dem Bombardement von Yarmouth, Hartlepool, Scarborough, Whitby. Keiner dieser Orte verfügte über Befestigungen. Militärischer Schaden konnte also nicht angerichtet werden. Tatsächlich wurden zumeist nur Wohnhäuser zerstört, friedliche Männer, Frauen und Kinder getötet, ganz wie es durch die Bomben der Luftschiffe geschah. Das Risiko, das von unsrer Flotte bei ihren Streifzügen in Kauf genommen wurde, war groß. Mehrfache erhebliche Verluste bestätigten dies. Immer und überall arbeitete die Flottenleitung nach dem Grundsatz: Wie kann die zuversichtliche Stimmung wach bleiben?, und sie verabsäumte darüber, den militärischen Wert ihrer Unternehmungen zu berücksichtigen. „Wir werden England umzingeln und aushungern“, sagte bombastisch Herr v. Tirpitz vor Beginn des Handels-U-Boot-Krieges im Dezember 1914 zu dem Amerikaner v. Wigand. Die alldeutsche Presse klatschte Beifall: „Wir grüßen den Tag“ — „Deutschlands Rache“ — „Nieder mit dem perfiden Albion!“ Tirpitz wollte England umzingeln, das heißt: 3500 Seemeilen mit einer Kette von U-Booten bedecken, und er hielt doch nur wenige Dutzende von Booten in der Hand, von denen für die Arbeit an der Front stets nur ein Fünftel bis ein Siebentel in Frage kamen. „Die Unterstützung Rußlands durch die Entente werden wir lahmlegen“, so hieß es von der amtlichen Stelle, und es wurden ein paar U-Boote ins Eismeer entsandt. Wir lasen überwältigende Schilderungen von ihren Erlebnissen, genossen mit ihnen die Pracht der Mitternachtssonne, hörten von einigen versenkten Dampfern, von schier fabelhafter Beute auf einem gekaperten Schiff: jedoch das Ergebnis, das uns versprochen war, das wir herbeisehnten, trat niemals zu Tage. „Die Blockade ist durchbrochen, die Engländer mögen auf den Meeren

herrschen, wir pfeifen darauf, unsre Handels-U-Boote schaffen uns alles zum Leben und zur Kriegführung Nötige unter Wasser heran": triumphierend kündeten es unsre Blätter auf amtliches Geheiß, als ‚U-Deutschland' am neunten Juli 1916 nach glücklich zurückgelegter Fahrt in Baltimore seinen Anker auswarf. ‚U-Deutschland' blieb eine Einzelerscheinung; zwei Reisen wurden gemacht, dann hörte man nichts mehr von dem mit Riesenreklame angekündigten Unterwasserhandelsverkehr zwischen Deutschland und Nordamerika, für den Herr Lohmann in Bremen eine besondere Gesellschaft gegründet hatte. Knapp 2000 Tonnen an Waren brachten uns die beiden Fahrten ins Land. Stoff für die Presse hatten sie freilich überreichlich geliefert, und das war ja unter dem Zeichen der Bluff-Politik der Hauptzweck. Als ‚U 53' am achten Oktober 1916 im Hafen von Newport — Rhode-Islands — anlangte, da triumphierte die Zuversicht, daß Amerika aus Angst vor den U-Booten nie in den Krieg eingreifen würde. Graf Reventlow äußerte noch am Vorabend des Abbruchs der diplomatischen Beziehungen mit Washington, er glaube, nicht, daß Amerika, wenn es ernst würde, sich zur aktiven Beteiligung am Kriege aufraffen würde. „Nordamerika spürt jetzt am eigenen Leibe die U-Boot-Gefahr — Panik in Newyork — Börsensturz — Stillegung der gesamten Schiffahrt": so schrie es in allen Gassen, als zwei deutsche U-Boote im Juni 1918 an den nordamerikanischen Küsten auftraten. Die Versenkung einiger Kauffahrer war das karge Resultat der 7000 Seemeilen langen Fahrt. Billiger wäre es gewesen, ertragreicher hätte die Arbeit der U-Boote ausgeschaut, wenn die Torpedos aus ihren Lanzierrohren in europäischen Gewässern entsandt worden wären. Aber die Bluff-Politik verlangte „die Sensation"!

(Fortsetzung folgt)

Münchner Zwischenspiel von Harry Kahn

Als ich, am Abend des ersten April-Sonntags, in München ankam, wurden grade Plakate angeschlagen des Inhalts: die Räte-Republik sei aufgerichtet; denn die Garnison habe sich hinter die neuen Volksbeauftragten gestellt. Als ich, am Morgen des zweiten April-Sonntags, von München abfuhr, wurden grade Plakate angeschlagen des Inhalts: die Räte-Republik sei gestürzt; denn die Garnison habe sich hinter die alten Minister gestellt.

Was war das? Der Aprilscherz eines aristophanisch genialen Spötters, auf den Klio hineingefallen war? Der Ersatz für den unterdrückten Fasching, der, der Größe der Zeit entsprechend, ein bißchen vierschrötig ausgefallen war? Der künftige Carlyle der Deutschen Revolution wird vielleicht und mag es so auffassen. Dem mitlebenden Chronisten steht das nicht zu. Nicht

nach uns — mit uns, um uns ja ist die Sintflut: jeder Scherz hat heute tragische Pointen und der Fasching einen blutigen Aschermittwoch.

Auch in München folgte er mit kalendermäßiger Konsequenz. Die Vorgänge sind bekannt. Zwar: für die erste Woche weiß ich, nach eigenem Augenschein, genau, daß berliner Zeitungen gelogen haben, bis sich die Balken bogen, die sie sonst in den Augen der Winkelpresse zu erblicken pflegen; und so rate ich, von all dem in der fränkischen Etappe fabrizierten, fettgedruckten Mord und Totschlag, der in Berlin über die folgenden Wochen verschleißt wird, bis auf weiteres nur die Petitzeile zu glauben, die lakonisch eingesteht, daß authentische Nachrichten über München nicht zu erhalten sind. Mögen die Spuren Lichtenbergs schrecken.

Wir wollen aber auch nicht den Schäfer in der Fabel spielen: Levien, wenn er wirklich am Ruder ist, gibt es nicht billig. Und er mußte ans Ruder kommen, weil er allein von allen schwabinger Demagogen weiß, was er will, und weil er allein von sich und seiner Sache überzeugt genug ist, um mit dem Zweck auch die Mittel zu wollen. Schwabinger Demagogen . . Nun ja: es kann nicht geleugnet werden, daß das Gros dieser teils grotesk frühreifen Leute, teils merkwürdig überalterten Männer — von den Führern steht der einzige Levien in den Dreißigern —, daß fast all diese Möchtegern-Diadochen Eisners bis zu ihrer Uebersiedelung in die unterschiedlichen Wohn- und Dienstgebäude der Wittelsbacher langjährige und nicht sehr zahlungskräftige Gäste des Café Stefanie gewesen sind. Aber vielleicht darf man in diesem Zusammenhang noch einmal den Ausspruch erwähnen, mit dem der Graf Berchtold am Anfang des Krieges den Hinweis auf die Möglichkeit von Gärungen in Rußland abgeschüttelt haben soll: „Ja, bitt Sie, wer soll denn in Rußland Revolution machen? Vielleicht der Herr Trotzki aus dem Café Central?"

Revolutionen, das dürfte jetzt bald selbst in Deutschland eingesehen werden, werden nicht „gemacht": wo etwas ist, was nicht mit der Zeit und ihren Instinkten zusammenstimmt, da verliert nicht nur der Kaiser, sondern verlieren auch Präsidenten, Nationalversammlungen und Landtage ihr Recht. Mit dem wohlfeilen Gerede von den „ehrgeizigen Literaten" und den „landfremden Agitatoren" kommt man daher in der Beurteilung der jüngsten münchner Ereignisse nicht sehr weit. Literatenhaft ist nur das überstürzte Tempo, unlandläufig höchstens das leidenschaftliche Temperament, mit dem sie vor sich gingen. Die Schreiber und Schieber, Russen und Polen, kurz: all das, was der gebildete Deutsche als „Juden" und der ungebildete Bayer als „Schlawiner" zusammenfaßt, die haben nur den Temperaturgrad erzeugt, unter dem die siedenden Köpfe so sonderbare Blasen aufwarfen; die Krankheit aber steckt im Volkskörper selbst, und im bayrischen nicht allein.

Keine Frage andrerseits, daß ein solches Fieber auch für eine Krankheit sozusagen ein ungesunder Zustand ist, und daß eine Krisis, die mit derartiger Hysterie verläuft, mehr auf baldigen letalen Ausgang als auf beginnende Rekonvaleszenz schließen läßt. Ein Kommunismus, der die Aufteilung des bäuerlichen Besitzes erst bei tausend Morgen, die Vergesellschaftung des Industriekapitals jedoch schon weit, weit unter einer Million beginnen will, ist die Ausgeburt entweder eines im wörtlichen Verstand bauernschlauen Schiebertums oder einer überlebensgroßen Narretei. Komödienfiguren wie den Freigeld-Propheten Silvio Gsell und den Irrenhaus-Insassen Franz Lipp neben eine Gestalt von dem Geistesadel Gustav Landauers in ein und dasselbe Kabinett zu pferchen, das weist auf eine Desorientiertheit der ganzen Bewegung, die hart an den sittlichen Defekt streift.

Auch der Doktor Levien, der, seit Kurt Eisners verhängnisvollem sofortigen Kompromiß mit den alten Mächten des parlamentarischen Sozialismus und der bürgerlichen Demokratie, die Seele des bayrischen Radikalismus und somit der eigentliche Gegenspieler in der Tragödie von Eisners politischer Sendung gewesen ist, und der darum auch mehr Beachtung und Betrachtung verdient, als ihm die leichtfertigen Funktionäre der Rotationspresse schenken — auch Levien ist, in des Wortes klinischster Bedeutung, kein Mensch mit normalem Hirn im Kopf. Auch ihn hat ohne Frage der Mangel an ganz bestimmten Hemmungen auf den Platz gebracht, wo er jetzt steht, zu dem gemacht, als was er, wie sein Ende auch sein mag, in der Geschichte der deutschen Revolution fortleben wird: als ein in minderer Märtyrerglorie leuchtender, aber erfolgreicherer Liebknecht. Was ihn von diesem gewiß mit (nie ausgesprochener) Kritik bewunderten Vorbild unterscheidet, das ist, neben seiner viel natürlichern Redekraft und dem viel schwerblütigern Schwung seines ganzen Auftretens, der Schuß Saint-Just, der in ihm steckt: das eisenstirnige Schauspielertum der Unerschütterlichkeit, die eiskalte Undurchdringlichkeit des Bis-ans-Ende-Gehens. An ihm läßt sich ermessen, was in der Welt geschehen würde, wenn in Deutschland einmal ein wirklicher, mit allen Höllensalben geschmierter Saint-Just und ein richtiger, mit der Guillotine rationierender Robespierre auftauchten. Einstweilen, oder man kann wohl sagen: für alle Zeit hat es damit gute Wege. Und das dürfte gut sein so; für Deutschland wie für die Welt.

Levien ist, soviel ich weiß, Halbjude und Halbrusse, wenn auch von Geburt an deutscher Staats-, von Kriegsbeginn an bayrischer Heeresangehöriger. Und den stärksten Impuls gibt seinem Auftreten die zweifellos sehr enge ideelle und materielle Verbindung, in der er, und wahrscheinlich er allein, von den Münchnern mit den moskauer Machthabern steht. Mit auf einen Wink von diesen dürfte es auch zurückzuführen sein, daß er sich

der übereilten Ausrufung der Räte-Republik, oder genauer: überhaupt dieser Räte-Republik widersetzte; aber auch seine eigene Klugheit und seine eminente Taktikerfähigkeit — beiläufig: es dürfte sich empfehlen, im Lehrgang der künftigen deutschen Diplomaten einen Schachkurs im Café Stefanie oder Café Central vorzusehen — wird ihm diese ursprüngliche Haltung nahegelegt haben. Denn die Hohlheit der genau fünf Monate zu spät (oder wieviel Monate zu früh?) ausgerufenen Räte-Republik und die Gefahr, die dieser verblasene Talmi-Bolschewismus für Leviens und seiner moskowitischen Drahtzieher Ziele in sich schloß, hat er sicherlich von Anfang an durchschaut. Aber er hatte nur diese Wahl: entweder er mußte zusehen, wie die Idee der Räte-Republik und damit des Kommunismus rettungslos kompromittiert wurde, oder er mußte versuchen, das kindlich-leichtfertig angefachte Streichholzflämmchen so anzublasen, daß es, bevor noch Feuerwehr bei der Hand war, zu einer Lohe wurde, hoch genug aufschlagend, um Funken in die Ferne zu sprühen, und weit genug ausschlagend, um sich mit dem nächsten Brandherd zu vereinigen. Er mußte es tun, mußte mittun, ja sich an die Spitze stellen, koste es, was es wolle. Es wird ihm Lunge und Leben kosten. Das Paradigma eines „sich selbst setzenden" und daher echt tragischen Konflikts, der Feder eines Paul Ernst und eines Blattes in der Weltgeschichte würdig.

Aus alledem geht zur Genüge hervor, auf welcher Seite der Einsichtige den sichern Sieg zu suchen hat. Mit einem nur recht bedingt heitern und einem ziemlich nassen Auge. Erschütternd immer wieder wirkt nämlich, wie Deutschland den Gegnern seiner Erneuerung und der Erneuerung der Welt — es sind die selben — das böse Spiel, zu dem sie eine so biedere Miene aufstecken, leicht macht. Der törichte deutsche Stammesdünkel, Zwillingsbruder des deutschen Standesdünkels — Längsschnitt und Querschnitt, die Deutschland seit Alters in ein Mosaik von winzigen Würfeln zersprengen — enthebt Jene selbsttätig und selbstmörderisch jedes macchiavellistischen ‚Divide et impera'. Von München aus hätten allenfalls am siebenten November 1918, im Augenblick der vollkommenen berliner Kopflosigkeit, die Geschicke Gesamtdeutschlands gelenkt werden können, wenn, mit einer bis zur Tollkühnheit geladenen Energie, das Steuer der Innenpolitik zu einem süddeutsch zentrierten, wahrhaft sozialistischen, und das der Außenpolitik zu einem scharf östlich orientierten, welthaft säkularen Kurs herumgerissen worden wäre. Jetzt ist es dazu längst zu spät. Und eine von Oberbayern ausgehende, bestenfalls dem alten Königreich Bayern aufoktroyierbare Nachahmung des russischen, ja auch nur des ungarischen Vorbilds muß schon allein aus den zwei Gründen eine Farce bleiben, weil in erster Linie zu einer Diktatur des Proletariats proletarische Massen gehören (wo gibt es die in

dem fast industrielosen und durchweg kleinagrarischen Land zwischen Donautal und Alpenkamm?), und weil in zweiter Linie ganz Bayern zusammen für die weltwirtschaftliche und weltpolitische Vogelperspektive überhaupt nicht in Betracht kommt. Und so hat der schwerblütige Taktiker Levien kaum mehr plastische politische Substanz in der Hand als der faute-de-mieux-Vorsitzende der bayrischen U. S. P. und des Revolutionären Münchner Zentralrats, der leichtfertige Schwärmer Toller, der mit seinen vierundzwanzig Jahren eine Woche lang im Wittelsbacher Palais als Diktator thronte. „Hinter" beiden stand und steht gleich wenig, nämlich nichts.

Nichts außer einer vollkommen deroutierten, jedem Schlagwort feilen und nach Tagegeldern geilen Soldateska. Und hier wird die viel zu wenig beachtete, meines Ermessens wichtigste Stelle in dem ganzen münchner Zwischenspiel berührt. Kann es für ein Staatswesen etwas Bedenklicheres und Bedrohlicheres geben, als wenn in ihm eine Prätorianergarde existiert, die am vorigen Sonntag „hinter" dem Minister Müller gestanden hat, an diesem Sonntag „hinter" dem Volksbeauftragten Meier (mit i) steht, am nächsten Sonntag sich wieder „hinter" den Minister Müller stellt und sich am übernächsten Sonntag wahrscheinlich wieder „hinter" den Volksbeauftragten Meyer (diesmal mit y) begeben wird, um seinen idealen Zielen das reale Rückgrat zu steifen? Wir haben ja dieses anmutige Bäumchenwechsel-Spiel, wenn auch in, den vergrößerten Verhältnissen gemäß, verworrenerer Weise bei uns mit der Republikanischen Schutztruppe und ähnlichen Instituten bürgerlicher Notwehr erlebt. An der Isar bot es sich in einer Reinkultur dar, die einfach ein Komödienstoff wäre, wenn ihre Untergründe und Umstände nicht so tragisch wären.

Hat man sich eigentlich schon einmal überlegt, was für Leute jetzt eigentlich noch Soldat sein können? Was für Herzen das sein mögen, die es heute noch aushalten, unter dem feldgrauen Tuch zu schlagen? Was für Hirne das sein müssen, die immer noch den Druck des Stahlhelms und der Schirmmütze ertragen? Verdammt der Bauer, der noch nicht hinter dem Pflug geht, das schreiend brache Land zu bestellen! Fluch dem Arbeiter, der trotz dem Wiedereinstellungszwang lieber mit der Parabellumpistole in der Faust hinter irgend einem als Regierung geltenden Popanz als mit dem Hebel in der Hand hinter seiner Maschine steht! Der Schlag treffe den Arbeitslosen, der sich nicht lieber die ja kaum geringere Unterstützung auszahlen läßt als den elenden Blutlohn, der ihn, nach einem Lustrum gegenseitigen Völkermords ohnegleichen, verpflichtet, auf die eigenen Volksgenossen einzuhauen und loszuknallen! Herr Noske wäre immer eine große Nummer und hätte immer eine fette Pfründe im mehrheitsdemokratischen Staat, auch wenn er nicht zufällig aus

Ueberzeugung Reichswehrminister wäre. Aber er wäre es nicht ein Woche länger, wenn er nicht immer wieder armselige Schächer fände, die seine Silberlinge nehmen. Denn mit den paar hundert stellenlos gewordenen Offizieren und in jedem Sinn verbindungslos gewordenen Studenten, die sich gewiß ehrlich einbilden, das Wohl und Wehe des Vaterlandes hänge ab davon, sie könnten eine Weltbewegung aufhalten damit, daß sie sich Eichenblätter, Totenköpfe und ähnliche neumodische Ziergewächse von den Schultern an den Hals verpflanzen, mit solch bißchen Einglas- und Eintags-Sippschaft könnte kein Ludendorff des Vierten Standes nach den alten Blut- und Eisenbartrezepten an der Historie herumkurpfuschen.

Was da unter den allwöchigen Pronunciamenti als verantwortlich für die einzelnen Regimenter stand, das waren zum größten Teil altgediente Feldwebel und Unteroffiziere. Ist denn schon ganz vergessen, daß der gemeine Mann mindestens ebenso viel, ja, ich möchte behaupten: noch mehr auszustehen gehabt hat von der platten Brutalität der Kapitulanten als von der immerhin halbkultivierten Schneidigkeit der Offiziere?! Denkt denn niemand mehr daran, daß dieses Unteroffiziercorps der Nährboden und der Nachwuchs des widerwärtigsten und dem nationalen Ansehen schädlichsten Typus des deutschen Menschen, nämlich des Schalterbeamten, war? Daß dieser Typus recht eigentlich der bevorzugte Nutznießer des alten Systems war und auch des „neuen" zu werden droht? Und diese Gesellen sind es nun, deren germanische Mannentreue sich darin offenbart, daß sie jedem System, das sich von Sonntag zu Sonntag der Meinungs- und der Notenpresse bemächtigt, ihre schnauzbärtige Suada und ihren bierehrlichen Säbel vermieten?!

Mit diesem Lanzknechtstum muß zuallererst und am radikalsten aufgeräumt werden, soll Deutschland genesen. Mit diesem Lanzknechtsgeist; mit diesem Lanzen- und diesem Knechtsgeist! Dann werden keine blutigen Intermezzi, kein Lichtenberger Furioso und kein münchner Pizzicato, den Rhythmus der neuen Weltsymphonie mehr über Gebühr retardieren. Das brausende Lied der Menschenbrüderlichkeit darf weder mit potsdamer Paukenwirbeln noch mit schwabinger Schellenbaumgeklingel orchestriert werden.

Dies irae von Alfred Polgar

Zeugt nicht, wenn Ihr nicht überzeugt seid. Und ist das Lebewesen einmal da, sollt Ihr es nicht, gottvermessen, nach euerm Ebenbild formen, sondern „vor dem Wunder der neuen Seele knien". Ueberhaupt ist es Unrecht, einen Menschen ins Leben zu rufen nicht um des Menschen willen, sondern als Zufallsprodukt der Lust; oder um ein Kind zu haben. An den

Vätern sind wir elend, leiden wir, sterben wir. Schuldlos verstrickt sich der Menschensohn in Vorbestimmtes, Vorgedachtes, Vorgetanes.

Breit und pathetisch wird in der Tragödie ‚Dies irae‘ von Anton Wildgans das Problem der elterlichen Verantwortung aufgerollt. Es rührt, in der ideellen Verlängerung seines Fragezeichens, an das Problem der Schuld, die Vater und Mutter schon dadurch auf sich nehmen, daß sie ein Wesen aus dem süßen Dunkel des Dortseins in die bittere Helle des Daseins rufen.

Im Wesentlichen aber zieht die Kurve dieses Fragezeichens durch thematisches Gebiet, das logisch gangbar ist: Anteil des Vaters, Anteil der Mutter an dem Kind. Elterlicher Egoismus, der im Kinde keinen neuen Anfang, sondern nur die Fortsetzung des eigenen Ich sehen will, dessen Prolongation über den Tod hinaus. Die Familie: ein Höllenparadies. Erziehung: ein Pfuschen in Gottes Handwerk.

Die Trace des Stückes ist sehr einfach gezogen: durch das Tempo und den bedeutsamen Rhythmus der drüberpolternden Bewegung, durch den sie begleitenden philosophischen Rauch- und lyrischen Funkenwirbel, durch die seltsam-feierlichen Wegzeichen und Stationsaufschriften soll der Eindruck erzeugt werden, als ginge es über Himmelhöhe und Abgrundtiefe in mystische Unendlichkeit.

Grundriß des dramatischen Geschehens: ein Neunzehnjähriger, gezeugt, weil die Mutter sich langweilte und der Vater grade sinnlich gelaunt war, wird von einander widerstreitenden elterlichen Absichten hin und her erzogen. Seine Seele ist Objekt und Schauplatz dieses Streites. Sie wird hierdurch schlaff wie ein allzu stark gezerrtes elastisches Band. Und reißt mit Pistolenknall. Worauf der Himmel in einer Art mystisch-mündlichen Prozeßverfahrens Abrechnung mit dem vermessenen Vater hält.

Erster Akt, oder, wie der Dichter will, Actus primus: Der Dauerstreit zwischen Huberts Eltern wirft starken Schatten über die Szene und in Huberts Jünglingsherz. Morgen geht er zur Matura. Ein alter Vatersfreund, Rektor Remigius, ist da, wandelnd in einem Strahlenbündel von Sanftmut und Güte. Rosl, eine arme Verwandte der Mutter, übt Mädchenzauber auf den jungen Mann (hörbar träumt ihr Blut von ihm). Dann eine Hauptperson: Rabanser, edler, malkontenter, genialischer Jüngling, in sozialer Tiefe heimisch, ausgestoßen aus der „guten Gesellschaft“, voll Anklage wider sie und ihr lügnerisches, grausames Tugendgehaben.

Actus secundus. Hubert hat die Matura bestanden. Rosl deckt den Tisch zum Familienfestmahl. Eine Kartenaufschlägerin, die alte Babúsch, erscheint und treibt konventionellen Volksstück-Altweiberunfug. Sie hat einen Akzent auf dem u: sonst nichts, was ihr Vorhandensein rechtfertigen könnte. Nachdem sie ge-

gangen, jetzt Rosl die angeschlagene naiv-mittelalterliche Tonart fort, indem sie ein Lied singt von einem stolzen Buben, von dem ihr geträumt hat, und der es nicht versäumt hat, bei ihr in dunkler Stuben. Nachdem das Liedlein — in dem auch ein Ring von eitel Golde eine Rolle spielt — verklungen, tritt, wie von solchem Signalruf aus des Knaben Wunderhorn herbeigerufen, Hubert ein. Kurzer Dialog mit Rosl. Es webt um die Beiden. Aber noch kommt es kaum zu einem wärmern Blick. „Muß jetzt in die Küche", sagt Rosl und geht. Die persönlichen Fürwörter erster Person sind in der Sprache dieses Dramas meist gekappt: Opfer des Holzschnitts! . . . Die Familie ist nun beim Festmahl versammelt. Frage nach des Sohnes Berufswahl wird aufgeworfen. Mühevoll gebundener Haß zwischen Vater und Mutter, von Edelgreis Remigius vergebens beschworen, bricht aus. Umwettert furchtbar das Haupt des Knaben. Er hört, daß er nur so à peu près, ohne Liebe, ja in Anti-Liebe, gezeugt worden. Schon bewährt sich humanistische Bildung des Vaters. Gestimmt, seinem Weib eine herunterzuhauen, wird er zur Selbstbeherrschung gebracht durch des Remigius Worte: „Sei ein Römer, Vinzenz! Was tat Lucius Aemilianus, als sie im Senat über ihn herfielen mit falscher Anklage?" Rom hält aber nicht lange vor. Als Hubert, um seinen eigenen Willen gedrängt, sagt, daß er nichts wolle, nichts wollen könne, daß er zerbrochen sei, ein Nichts, tobt der Vater auf: „Wer unterfängt sich, meinen Sohn ein Nichts zu schmähen?! Nicht einmal meinem Sohn gestatte ich das!" und von seinem „Geh fort, du Nichts von einem Menschen!" in die Seele geschlagen, stürzt Hubert ab.

Actus tertius: Bei Rabanser. Dachkammerelend. Letzte Armut. Rauhschalig süßkernige Wirtin. Taub geprügeltes Proletenmädchen, von Rabanser aufgelesen, Sinnbild zertretenen Menschentums. Sie spielt Laute, was für den Aktschluß wichtig sein wird. Grotesker Kleiderverleiher Magentrost erscheint, Charge im Barockstil, wie jene Kartenaufschlägerin mit dem Akzent; und ebenso notwendig. Rabanser, durchgefallen, kehrt heim, die Seele von giftgrünem Humor unheimlich zerfressen. Dann Hubert, ganz Karl-Moorisch: „Aus, Rabanser, aus! Gelaufen, gerannt, gehetzt! Furien an meinen Fersen! (lacht grell) Ihre Stimmen noch wirbeln auf meinem Trommelfell." Auch Rabanser entwickelt jetzt eine Beredsamkeit von durchaus Schillerschem ‚Räuber'-Furioso und -Ueberschwang, gradezu „gen Himmel bleckend" ist er. Sein Wort- und Bilderschatz wie ausgegraben aus des alten Moor Hungerturm. Er weist Hubert von sich, kann ihm nicht helfen. Dann, allein, steigert sich sein Reden visionär. Fluch der Not! Segen der Not! Er ist Keiner, „der Eltern vertrüge". Oder Sorge um sich, die nur Maske für Machtbegier. Unwillkürlich spricht der Pentameter: „Und

kein gütiger Arzt kühlt mir das glühende Kind." Oder: „War es ein sterblich Paar? Wars in der Wolke der Gott?" Das Proletariermädchen spielt die Laute.

Actus quartus: Die Eltern in Sorge um den fortgelaufenen Knaben. Remigius, der Gute, nützt die leidzerweichte Konsistenz ihrer Herzen, sie neu aneinanderzukneten. „Zwischenvorhang, langsam, leise." Dann Hubert allein in seiner Mansarde. Selbstmord-Entschluß. Ironie der infantilen Verzweiflung sprüht höllische Funken. Monolog à la Grabbe: Er setzt die Pistole an die Schläfen. Da kommt Rosl, die „liebselige", auch die „blondselige" geheißen (ein deutsches Mädchen, wie es im Oeldruck steht). Noch einmal streift den Todgeweihten des Lebens heißer Atem. Aus der Prosa Stamm bricht es üppiglyrisch. Es klingt und singt. Liebe, Heim, Arbeit lobpreist er in Entzückung. Süßes Verlangen durchlodert sein Blut. („Süßes Beweiben!" sagt er sonderbar präzis.) Aber wie er die Rosl, welche archiprête ist, in den Armen hat, wie er sie unter vielen Goetheschen Kleinversen — die manchmal echten Libretto-Schmelz haben, wiegender Gesangswalzer, zweiter Akt — sacht entkleidet („neidischer Hülle . . . endlich entblüht . . . zärtliche Fülle . . . duftet und glüht"), sie solcherart zum west-östlichen Diwan drängt, und ihre Sehnsucht bittet: „So nimm mich doch" — schnappt die Hemmung ein, der elterliche Fluch, die Schwäche, das Nicht-Wollen-Können. Seine Sinnlichkeit löscht aus: und er betet mit blutleeren Worten ihre Reinheit an. Die Blondselige („Dir bin ich ja kein Weib") geht traurig ab, und Hubert, von Goethe wieder zu Grabbe gestürzt, erschießt sich.

Actus quintus (phantasticus), gleich allen Wildgansschen fünften Akten dem dramatischen Zinshaus wie eine Monumentalkuppel aufgesetzt. Voll profaner und heiliger Latinität. Remigius und der Vater in tiefer Wechselrede, dem toten Sohne geweiht. Der Vater klagt an: Gott, den Sohn, die Mutter. Insbesondere sie: das irdisch-Weibliche zog ihn hinab, sagt er ungefähr. Wie er auf dem Höhepunkt seiner anklägerischen Ekstase, öffnet sich der Hintergrund-Vorhang: da steht, neben der Leiche des Sohnes, Rabanser, als Sprecher eines mystischen Tribunals und hält nun Gericht mit diesem Vater, mit allen Vätern. Ruft sein Wehe über die Väterwelt, so voll der Sünden gegen Ungeborene und Geborene. Krieg gießt seine höllische Feuerröte über die schuldige Erde. Chöre der Knaben und Jünglinge wehklagen. Es ist das jüngste Gericht oder besser: das Gericht der Jüngsten. Solvet saeclum in favilla.

Dieses Drama hat eine inbrünstige Sucht nach Größe. Es will höchst hinaus. Da es nicht durch Wuchses Gnaden sidera vertice tangit, fliegt es himmelwärts auf; und verschwindet, gering, in Lüften. Es hat nicht die Kraft, große Symbole zu gestalten: es verleiht nur, mit großer Geste, seinen Figuren

und seinem Geschehen Symbol-Würde und -Charakter. Und jetzt müssen wir glauben, daß sie's sind. Stil dieser Tragödie: eine Mischung von Stilen; deren Ineinander das Dichterisch-Originale. Angeborene Blässe der Erscheinungen ist mit pathetischer Ueberfarbe reichlich gedeckt. Gesprochenes Hochgebirge, deklamierter Abgrund täuscht großartige Seelenlandschaft vor. Dieses Werk erinnert an seinen Helden: es ist — ein Kind, gezeugt vom Haß gegen die poetische Konvention mit eben dieser — im Innersten schwach; und muß sich, am Diesseits scheiternd, selbst in ein Jenseits befördern. Es ruft eine vierte Dimension zu Hilfe, nicht weil es mit den dreien kein Auslangen findet, sondern weil es ihren erbarmungslosen Forderungen nicht gewachsen ist. Es breitet Flügel aus, weil es auf Füßen schwankt. In der Verhehlung seiner Mängel zeigt sich des Dichters hohe Begabung: wie er Sentimentalität genialisch wortverschleiert, wie er Kleinheit mit Worten groß kleidet, wie er Dürftigkeit in Schlichtheit umstilisiert. Manches: der edle Rektor mit dem Horaz in der Tasche, die Blondselige, die taube Lautenschlägerin sind glatt: vergoldeter Kitsch. Mehr als beachtenswert: die Kunst der Tonverstärkungen. Zum Ende helfen ja sogar Posaunen der Ewigkeit die Melodie des Werkes ins Riesige aufzublasen.

‚Dies irae' wurde vom Publikum des Burgtheaters wie Genie-Offenbarung aufgenommen. Judex ergo cum sedebit ...!

Ein Königswort von Kaspar Hauser

Dies ergötzte Hoch und Niedrig:
Als der edle König Friedrich,
August weiland von ganz Sachsen,
tat zum Hals heraus erwachsen
seinem Volk, das ihn geliebt,
so es billigen Rotwein gibt —
als der König, sag ich, merkte,
wie der innre Feind sich stärkte,
blickt er über die Haiducken,
und man hört ihn leise schlucken ...
Und er murmelt durch die Zähne:
„Macht euch euern Dreck alleene!"

Welch ein Königswort! Wahrhaftig
so wie er — so voll und saftig
ist sonst Keiner weggegangen.
Wenn doch heute in der langen
langen Reihe unsrer Kleber,
Wichtigmacher, Aemterstreber,
Einer in der langen Kette
nur so viel Courage hätte,
trotz der Ehre und Moneten
schnell gebührend abzutreten!
O, wie ich sein Wort ersehne:
„Macht euch euern Dreck alleene!"

Edler König! Du warst weise!
Du verschwandest still und leise
in das nahrhafte Civil.
Das hat Charme, und das hat Stil.
Aber, aber unsereiner!
Sieh, uns pensioniert ja Keiner!
Und wir treten mit Gefühle
Tag für Tag die Tretemühle.
Ach, wie gern, in filzenen Schuhen
wollten wir gemächlich ruhen,
sprechend: „In exilio bene!
Macht euch euern Dreck alleene!"

Theater-Ostern?

Wie vom Christ, so wünschte man endlich, vom Theater singen zu können: daß es erstanden ist aus der Verwesung Schoß. Aber dieweil der Schoß die Größe des ganzen Deutschland hat, muß wohl erst dieses neu geboren werden, um den Mutterboden für ein gesundes Theater zu bilden. Trotzdem: im Herbste grünte Hoffnungsglück. Da schiens ein paar Wochen, als sollten wir früher denn ein Volk eine Volksbühne haben. Der Schein hat getrogen, selbstverständlich. So widersinnig funktionieren auch die Naturgesetze der Kunst nicht. Das Theater, als die abgekürzte Chronik der Zeit, wird ihre sämtlichen Krankheiten durchmachen, bis es — nicht von der Masse, sondern von Männern gerettet werden wird. Damals, am Anfang des Winters, waren drei beieinander: ein Maler, ein Regisseur und ein Direktor, der, vorläufig, Schauspieler blieb. Die Triumvirn mit ihrer jungen Gefolgschaft begannen, zu Reinhardts Sinnenfreude das Gegengewicht einer Geistigkeit zu schaffen, die seit dem Tode Otto Brahms je länger, je bitterer gefehlt hatte. ‚Maß für Maß' war, auf dem sichern Grund der Vergangenheit, ein Stück Zukunft unsrer Theaterkultur. Man wußte nicht, wem der Dank gebührte. Man weiß es, seit Maler und Regisseur sich zurückgezogen haben. Seitdem, auf den Tag seitdem, wird am Bülow-Platz nicht etwa schlechtes Theater gemacht, bloß: belangloses. Aus der Konkurrenz Reinhardts ist ein Ableger Reinhardts, ein veredeltes, gesteigertes, modernisiertes Schiller-Theater geworden, das der Mangel an Selbstkritik untergraben wird. Welch eine Aufgabe, ‚Penthesilea', dieses phantasmagorische Schreckensbild, dieses blutdurchschauerte, gegenwartüberladene Vorzeitmärchen in aller Größe und allem Glanz, in aller Glut und aller Gräulichkeit, in aller Grazie und aller Gewalt nachzugestalten! Daß die Volksbühne diese Aufgabe nicht gelöst hat, ist umso weniger eine Schande, als für die Lösung ja grade die Lebensbedingungen des Theaters so günstig sein müßten, wie sie jetzt ungünstig sind. Aber tadelnswert ist, daß die Volksbühne sich diese Aufgabe überhaupt gestellt hat. Daß sie für möglich hält, ‚Penthesilea' ohne Achill und Penthesilea zu spielen. Daß sie die Grenzen, die, ach, wie engen Grenzen ihrer Mitglieder unrichtig abschätzt. Daß sie der Utilité des Ensembles eine blonde Perücke aufstülpt und ihr die Gewitterpracht eines nervigen Kriegsgotts von Kleist abverlangt. Daß sie eine Hoffnung von vor zehn Jahren für die Erfüllung nimmt und nicht hört noch sieht, wie entsetzlich ein Blaustrumpf sich abquält, erotisch und heroisch zugleich zu sein. Daß sie nach sieben Versen aus der metallischen Kehle und dem bebenden Herzen Johanna Hofers nicht dieser Königin unter braven Bürgern und Bürgerinnen Kleistens Königin zuerkennt. So lag nur auf Prothoen ein heller Schimmer der Aera Berger und Duelberg. Wenn solche Köpfe feiern — wieviel Verlust für meinen Staat und seine Bühne! Deutschland ist untergegangen, weil seit dem Regierungsantritt Wilhelms des Zweiten die Talente in die Ecke gestoßen wurden. Deutschlands Theater wird nie die Auferstehung erleben, solange es ihnen dasselbe Schicksal bereitet.

Bankbeamtenstreik von Alfons Goldschmidt

Im November 1913 schrieb eine konservative Zeitung Berlins: „Wie die Diplomatie einer politischen Großmacht unter Umständen es nicht vermeiden kann, für ihre bedrängten Angehörigen auf fremdem Staatsgebiet in mehr oder weniger ausdrücklichen Formen zu intervenieren, um Willkür-Akte oder widerrechtliche Schädigungen von ihnen abzuwenden, so macht jetzt die Sozialdemokratie sich anheischig, zugunsten der vermeintlich bedrohten Koalitionsfreiheit einer bestimmten Angestelltengruppe ihr gewichtiges Wort in die Wagschale zu werfen. Der Vorgang, den wir hier im Auge haben, erhellt in unheimlicher Deutlichkeit den geschwollenen Dünkel der ‚Genossen'. Die Deutsche Bank in Berlin hat einen ihrer Angestellten entlassen, weil derselbe als Beauftragter einer Gruppe von Angestellten der genannten Bank an deren Direktion mit der Forderung herangetreten war, daß sie mit ihm über verschiedene Wünsche der Angestellten sich auseinandersetze. Als Antwort auf dieses Ansinnen soll die Entlassung des als Sturmbock vorgeschickten Vertrauensmannes erfolgt sein, eine Darstellung, die übrigens von der Deutschen Bank bestritten wird. Wie auch der Hergang gewesen sein mag: die Sozialdemokratie hat sich bemüßigt gesehen, ganz nach dem Muster einer selbstbewußten Diplomatie, deren Hinweise man nicht überhören darf, den Direktoren der Deutschen Bank Vorhaltungen über ihr Verfahren den Angestellten gegenüber zu machen. Derartige Einmischungen in ihre Verfügungen pflegen die ganz oder mit vernehmlichen Akzent Vermahnten sich in der Regel nur dann gefallen zu lassen, wenn es ihnen rätlich erscheint, aus Rücksicht auf die Person des Bußpredigers die Ordnungsrufe nicht einfach in den Wind zu schlagen. Das werden auch die sozialdemokratischen Koalitionshüter sich gesagt haben: in den Rücken ihres Mahnwortes stellen sie daher die Aussicht, daß die vielen Millionen, welche von den Gewerkschaften und Konsumvereinen bei der Deutschen Bank niedergelegt sind, zurückgezogen werden könnten, falls ihre Weisungen unbeachtet bleiben sollten. . . . Das Gebaren der Sozialdemokratie in diesem Falle erinnert an Größenwahn."

Man muß das zitieren. Es ist kennzeichnend. Es ist nicht nur der Geist der konservativen Zeitung: es ist auch der Geist der Bankdirektoren. Dieser Geist war und ist ein Ablehnungsgeist, ein unsozialer Geist, ein Geist ohne Augen, ein Taschen-Geist, ein Aktionäre-Berücksichtigungs-Geist, ein Tantieme-Geist, ein Transaktions-Geist, ein Herren-Geist. Mein Archiv ist voll von solchen Exempeln. Im März 1913 verbot die Direktion der Disconto-Gesellschaft den Beamten des Unternehmens den Besuch einer milden Versammlung. Die Versammlung wollte zur Urlaubsfrage Stellung nehmen. Die Geschäftsinhaber ließen in den Büros folgenden Ukas plakatieren: „Wir erwarten von unsern Beamten, daß sie diese Versammlung nicht besuchen werden, wir wünschen nicht, daß eine fremde Instanz zwischen uns und unsre Beamtenschaft tritt." Die Versammlung war vom Deutschen Bankbeamtenverein einberufen. Vom Deutschen Bankbeamtenverein, der ein Kompromißverein war, ein sanfter Verein nach den „Chefs" hin. Vom Deutschen Bankbeamtenverein, der wahrhaftig keine Gewerkschaft und kein sozialistischer Aktionsverein war. Das wird er jetzt erst, jetzt erst muß er die Politik des Allgemeinen Verbandes, des Gewerkschaftsverbandes nach oesterreichischem Beispiel mitmachen. Die Bank für Handel und

Industrie erließ im Dezember 1913 an ihre Beamten ein Rundschreiben, durch das den Beamten einseitig Nebenbeschäftigungen untersagt wurden. „Uebt ein Beamter im Interesse eines Kunden oder einer andern Person eine bankgeschäftliche Tätigkeit irgendwelcher Art aus, für die Gebühr entrichtet wird, so fällt die Gebühr der Bank zu und keineswegs dem Beamten persönlich." Wir kennen das aus der Erfindungspraxis, aus der Praxis, die die Gesamtfähigkeiten eines Menschen kapitalistisch mit Beschlag belegt, für einen Hungerlohn. Selbstverständlich dürfen die Direktoren Nebengeschäfte machen und zwar sehr einträgliche Nebengeschäfte. Das ist ja auch ganz etwas Andres. Sie dürfen Riesennebengeschäfte machen, sie dürfen alles schlucken, was sich schlucken läßt.

1911 wurde in einem Prozeß gegen ungetreue Beamte der Deutschen Bank festgestellt, daß ein Kassierer 132 Mark und mit Nebeneinnahmen 150 Mark Monatsgehalt erhielt. Ein Kassierer, also Einer, der für Millionen verantwortlich ist. 1913 wurde den Bankbeamten eine Konkurrenzknebelung aufgelastet. Das wurde mit einer neuen Definition der Geschäftsgeheimhaltung begangen. Auf den Bankiertagen wurde an die Bankbeamten nicht gedacht. Man hatte da auch Andres zu tun. Herr Helfferich mußte sich mit Statistiken für die Staatslaufbahn empfehlen. Stolz waren die Herren, Herren waren sie, dagegen war nichts zu machen. 1906 entstand das peinliche D-Banken-Kartell, eine unerhörte Behinderung der Bankbeamtenfreizügigkeit. 1910 wurde es von der Mitteldeutschen Privatbank, dem Magdeburger Bankverein und dem Halleschen Bankverein wiederholt. Oder es wurde doch ein energischer Wiederholungsversuch gemacht. 1912 maßregelte die Leipziger Kreditanstalt drei Angestellte, weil sie dem Allgemeinen Verband, dem Gewerkschaftsverband beigetreten waren.

Im Sommer 1916 teilte eine Bankbeamten-Zeitung mit, daß für das vergangene Geschäftsjahre 10 120 Angestellte der Deutschen Bank 3,6 Millionen Mark an Gratifikationen, die Direktion jedoch 1,5 Millionen Mark und der Aufsichtsrat 1,12 Millionen Mark erhalten hatten. Die Aufsichtsratsmitglieder der Disconto-Gesellschaft erhielten an Gewinnbeteiligung 711 000 Mark, die Geschäftsinhaber 2 Millionen Mark; die gesamten Verwaltungskosten samt Angestellten-Gewinnbeteiligung betrugen 13,9 Millionen Mark. Die Dresdner Bank gab 103 Direktoren für 1916 1,9 Millionen Mark, 31 Aufsichtsratsmitgliedern 509 000 Mark, beinah 6000 Angestellten 2,75 Millionen Mark. So ist es geblieben, auch im Kriege ist es so geblieben, und auch in der Revolution ist es so geblieben. Koalitionsabweisung, Beschnüffelung, Freiheitsberaubung. Von Atemraum, anständiger Bezahlung und Mitbestimmungsrecht keine Spur. Wundert man sich, daß jetzt, in der Mitbestimmungszeit, die Angestellten Kontrollrechte verlangen? Menschenrechte, Persönlichkeitsrechte? Das ist kein Brotstreik mehr: das ist ein Würdestreik, ein Freiheitsstreik. Die ganze Angestelltenbewegung ist Freiheitsbewegung, wie die Arbeiterbewegung auch. Sie wird siegen, sie muß siegen. Soll denn ewig der Mankiewitz über Menschen bestimmen?

Rundschau

Der Bürgerschauspieler

Alle Tagungen der Deutschen Bühnengenossenschaft zeigen den Widerspruch auf, der zwischen der revolutionären Energie und der revolutionären Ideenwelt des Präsidiums liegt. Mit Brandreden wird der Radikalismus gepredigt, aber der Radikalismus ist in seiner Stoßrichtung unsicher. Er will gegen den kapitalistischen Imperialismus der Direktoren kämpfen und beseitigt den künstlerischen, ohne den kapitalistischen in seinem Wesen zu treffen. Denn grade hier sind die Reformen Stückwerk. Man schränkt die wirtschaftlichen Machtbefugnisse der Direktoren ein, aber man läßt deren Grundlage bestehen. Ich sehe nicht, daß dem Direktor der kapitalistische Großbetrieb, die Herrschaft über mehrere Bühnen und damit die willkürliche Ausnutzung der Mitglieder für verschiedene, sich in ihren Tendenzen widersprechende Theater unmöglich gemacht wird. Statt ins Zentrum vorzustoßen und da zu reformieren, wo sich Wirtschaftliches und Künstlerisches berühren: in der Trustbildung, reformiert man — immer noch ohne produktive Idee — in Einzelheiten und vermengt Künstlerisches und Wirtschaftliches, wo sie sich nicht berühren. Grade die scheinbar großzügige Schaffung einer Zwangsbeziehung zwischen Bühnengenossenschaft und Bühnenverein ist unfruchtbare Detailarbeit, weil sie, wie auch von der Opposition richtig betont wurde, die Macht des Bühnenvereins zwar im Einzelnen einengt, aber durch diese Einengung im Ganzen erst legitimiert. Es wäre die Aufgabe der Deutschen Bühnengenossenschaft gewesen, den Direktor auf neue wirtschaftliche Grundlagen zu stellen und ihm auf dieser Grundlage weiteste Möglichkeit zur produktiven Entfaltung zu geben. Statt dessen engt man ihn hier wie dort etwas ein, macht ihn durch halbe Reformen unlustig, stellt ein schematisiertes Arbeitsverhältnis her (das selbst überwundene Paragraphen wie die Fachbezeichnung nicht entbehren kann), vertreibt die Initiative und schwächt dadurch auch den Darsteller. Wir erleben das Schauspiel, daß in einer Revolution, die sich gegen die Verbürgerlichung der Welt richtet, der Schauspieler, um sich als Proletarier fühlen zu können, eben dieser gehaßten Bürgerlichkeit anheimfällt, nicht indem er — wie billig — seine Existenzmöglichkeit regelt, sondern indem er gleichzeitig die Schaffenskraft reguliert, die er befreien wollte.

Herbert Jhering

Tänzerinnen

heißt ein Büchlein von Paul Nicolaus, das im Delphin-Verlag zu München erschienen ist. Darinnen sind sehr viele Photographien all der Damen, die uns so oft etwas vortanzen, und im Text muß ich lesen: „Der Tanzkünstler, der durch das zum reinen Ausdruck gebrachte Gefühl den expressionistischen Tanz schafft . . .“ Ich weiß doch nicht. Grete Wiesenthal war eine Persönlichkeit, was das Geheimnis ihrer Kunst sein dürfte, und die Andern sinds kaum, aber dafür heftiges Kunstgewerbe. Ist da „Entwicklung“? Heute mittag saß mir beim Essen eine wundervolle Frau gegenüber: mit dem halboffenen Mund wie eine reife Frucht und hellgrünen Augen. Ich höre, daß sie tanzt. Vielleicht ist sie morgen die große Tänzerin. Denn die Theorie des Kunstschriftstellers machts nicht. Die Mädchen tanzen quand même.

Peter Panter

Antworten

Pauker. Von allen Seiten höre ich, wie ihr die armen Kinder, die man euch anvertraut hat, mit Revanche-Ideen auffüttert. Hübsch, daß Ihr der alten Herrschaft nachtrauert. Das wird sich bei den Prahlhänsen unter euch geben, sobald sie merken, daß die neue auch gut und pünktlich bezahlt. Aber es wäre traurig, wenn die andern aus diesem jämmerlichen Zusammenbruch nichts weiter gelernt hätten als das öde Geschrei des Generals Boulangers: Revanche! Revanche! Dergleichen blüht, nach den Briefen, die ich kriege, besonders in den westlichen Vororten von Berlin, wo Ihr am Werke seid, den Jungens einzureden, daß ein steifer Kragen und eine gut monarchistische Gesinnung den feinen Mann im Gegensatz zum Proletarier kennzeichne. Kragen und Monarchismus — wie wäre es aber hingegen mit etwas Geist? Erschreckt nicht: ich weiß sehr wohl, daß der selten oder gar nie in euern Häusern anzutreffen war. Benutzt nun die Geschichts-Stunden und die deutschen dazu, euern Jungs zu erzählen, wie die Kriege immer überschätzt worden sind, wieviel wichtiger immer ist, was auf leisen Sohlen angeschlichen kommt, und wie man Zusammenhänge der Wirtschaft und des Geistes begreifen und in sich aufnehmen soll, bevor man sich unterfängt, die Völker unter einander zu verhetzen — dieweil man sie dann nämlich nicht mehr verhetzt. Säet den Geist der Liebe in junge Herzen, und nicht die Statuten eines Kriegervereins oder einer Jungdeutschlandwehrwandervogelgruppe. Die gichtbrüchigen Generale sollen gefälligst eine Zivilbeschäftigung suchen und von der Jugend die Hände lassen. Die Besten aller Länder versuchen, in heißer Arbeit, aufzubauen, was die Stiere hüben und drüben zertrampelt haben. Da hören wir es nicht gern, daß die Kälber in unserm Stall durch patriotardisches Gemuh schon jetzt anzudeuten versuchen, wie wenig es ihnen ausmacht, ihren männlichen Nachwuchs in zwanzig Jahren zur Schlachtbank treiben zu lassen — trotzdem das nun einmal die Bestimmung der Ochsen zu sein scheint.

Berliner Schauspieler und Schauspielerinnen. Ich grolle nicht. Ihr verdient ja doch Dank, daß Ihr genau so außer- wie innerhalb des Theaters für die Erheiterung der Einwohner sorgt; und Ihr verpflichtet insbesondere mich immer wieder, indem Ihr mit jedem Wort und jeder Handlung meine Berechtigung erhärtet, euch die Fähigkeit zur entscheidenden Teilnahme an der Theaterleitung abzustreiten. Ueber diese eure Unfähigkeit hat unter Erwachsenen zu gar keiner Zeit der geringste Zweifel geherrscht. Wir habens nicht schwer, uns die Ochlokratie auszumalen, wo Einer von euch auf den Tisch haut und mit Stentorstimme um sich herum brüllt: „Was, keine achttausend Mark in der Kasse? Selbstverständlich: der faule Barlach! Ich beantrage Spielplanänderung: von Sonnabend an ‚Adam, Eva und die Schlange'. Die Titelrollen spiel' ich!" Es ist euer Aller Wunsch, den Löwen auch noch zu spielen. Keiner belächelt euch dieserhalb. Erst dann wird man aufgekratzt, wenn Ihr, und nicht etwa einzeln, sondern in Rudeln, auch noch den Thespis zu spielen begehrt. Dabei war es von mir eine höfliche Ueberschätzung eurer Beschaffenheit, daß ich behauptete, Ihr hättet kein andres Interesse als eure Rolle. Das gilt für die Adelsmenschen der Zunft. Der Troß hat kein andres Interesse als die Kritik seiner Rolle. Er gaukelt mit Lust nur für die Presse — man besuche irgendeine unüberwachte Vorstellung — und vergißt ihr bis in die zahnlose Aera des Seebach-Stiftes hinein weder Lob noch Tadel.

In eurer Delegiertenversammlung protestiert eine Dame flammend gegen Herrn Jacobsohn. Der kennt seine Pappenheimer, schließt Gedächtnis und Schränke auf, und siehe da: die Dame hat in den süßesten Tönen seine Förderung erbettelt, hat trotzdem, am achten Mai 1911, von ihm lesen müssen, sie habe sich Mühe gegeben, durch eine Kopie der Eibenschütz zu verdecken, daß sie eigentlich die Eysoldt kopierte, hat einen schäumenden Wutbrief geschmettert und durch Frieden, Krieg und Revolution hindurch auf den Knieen den Tag der Rache herabgefleht. Das ist Krethi und Plethi? Hört folgenden Fall. Auf meine Frage an eines der größten berliner Theater, warum es mich plötzlich aus dem Parkett in den Ersten Rang versetzt habe, wird mir die Antwort: der Matador des Theaters, den ich oftermalen hymnisch besungen, habe auf meine letzte, nicht ganz so hymnische Kritik hin erklärt, wenn ich bei der nächsten Premiere wiederum in der ersten Reihe sitze, so werde er stracks die Bühne verlassen, sich umkleiden und nach Hause gehen; und da der herrlichen Zugkraft das zuzutrauen sei, so habe man leider . . . Es ist Nebensache, daß diese Direktion schließlich ebenso tapfer vor mir zurückwich wie vor der Primadonna. Die Hauptsache ist, daß die Primadonna durch Verstand unter euch hervorragt, daß ich sie keineswegs, wie so viele von euch, „verrissen" hatte, und daß der Fall sich an einem monarchisch regierten Theater zugetragen hat. Und nun stellt euch einmal die Räte-Republik eures Durchschnitts vor, deren Leistungen unsereins zu bewerten hätte! Aber wirklich ist mir bei alledem erheblich weniger wichtig die Freiheit der Theaterkritik, die ich — frohlocket! — nicht lange mehr ausüben werde, als das Heil der dramatischen Kunst, das mir auch fern von Madrid am Herzen liegen wird, und das mir durch eure gottverliehene, wesensnotwendige, augenblickshungrige Unsachlichkeit aufs ärgste gefährdet scheint. Ihr erhebt den „schärfsten Protest gegen die beleidigenden Aeußerungen des Kritikers Siegfried Jacobsohn" und verwahrt euch dagegen, „daß die Regierung diesen Herrn jemals wieder zu einer Besprechung einlädt, in der künstlerische oder soziale Fragen des Schauspielerstandes behandelt werden". Auf eurer Tagung waren, so obenhin gezählt, zwanzig Mann, die diesem Herrn, damit er in einer traurigen Welt was zu lachen habe, allerwege bekundet hatten, daß gegen ihn Gotthold Ephraim Lessing ein Dreckfetzen sei; die wußten, daß in manchen Lohnkämpfen ihrer Gemeinschaft seine publizistische Hilfe den Ausschlag zu ihren Gunsten gegeben hatte; die für ihre eigene Person seinen Rat und seine Vermittlung bei ihrem Brotherrn erbeten und dankend erhalten hatten; denen bekannt war, daß er monatelang für Vertreter ihres Metiers von Haus zu Haus betteln gegangen war, um sie vor dem Hungertode zu retten, den ihre Genossenschaft nicht verhindert hätte. Wenn aber diesen Herrn Jemand aufs Gewissen gefragt hätte, von welchen Genossenschaftern er glaube, daß sie gegen solchen Protest protestieren würden — er hätte erwidert: „Von keinem einzigen", und höchstens hinzugefügt, daß freilich die zurückgesetzten, die schlecht weggekommenen, die invaliden Mimen es sind, die in der Genossenschaft das dröhnende Wort haben. Deren Possierlichkeit wird nur überboten von einer Diplomatenbegabung, durch die sie selbst unter den Dienern Wilhelms des Zweiten vorteilhaft aufgefallen wären, und die dem „einstimmig" angenommenen Protest das Gepräge gibt. Ich habe niemals danach getrachtet, daß mich der Kultusminister zuziehe; und wenn ers nicht wieder tut, so werde ich das mit der Würde tragen, die mich zeitlebens bei harten Schicksalsschlägen geziert hat. Aber wie denkt Ihr euch nun, wofern Ihr jemals gedacht hat, daß

einen Menschen, der auf Grund meiner Schriften mein Urteil zu vernehmen gewünscht hat, euer Protest berühren wird? Was mag er sich sagen? Ich vermute: „Wie unendlich schwach muß die Position der Schauspieler sein, und wie müssen sie die unbestreitbare Sach- und Fachkennerschaft dieses Herrn zu fürchten haben, daß sie so schweres Geschütz gegen ihn auffahren! Um des lieben Friedens willen werd' ich auf ihn verzichten. Aber unbedingt kommt in die Kommission ein Kritiker." Daß der, daß überhaupt ein Erwachsener der Regierung die verheerenden Folgen eurer umgekehrt imperialistischen Gier nicht genau so anschaulich schildern wird wie ich: um das zu hoffen, bedarfs eurer ganzen ergreifenden Naivität, für die man euch alle eure Laster verzeiht. Gewerbsmäßige Amoralisten würd' ich euch nennen, wenn Ihr klug genug wäret, um das nicht mit Unmoralisten zu verwechseln. Ihr als unumschränkte Beherrscher der moralischen Anstalt? Wo das Präsidium eurer Genossenschaft euch mit der Knute traktiert wie ein Despot Inner-Afrikas seinen wilden Volksstamm und trotzdem immer wieder gewählt wird? Aber an euern Himmelsgaben, die auf der Bühne erblühen, wird nichts mir die Freude verkümmern. Ich grüße euch mit dem Abschiedsvers Friedrich Augusts von Sachsen. Und grolle nicht.

Hermann Popert. Sie wenden zweiundzwanzig Seiten Ihres ‚Vortrupp' an A. H. Fried, einen Mann, für den man nicht genug Liebe und Dankbarkeit hegen kann. War Das ein Glück und ein Trost, wenn im Krieg eine Sendung von ihm eintraf! Drucksache. Aargauer Nachrichten oder dergleichen. Darin eingewickelt: Monatsschrift für Finanz- und Wirtschaftsfragen oder sonst ein Organ, das es nie gegeben hat. Schlug mans auf, so erblickte man die vertraute Type der ‚Friedenswarte' und erfuhr die Wahrheit über die Weltlage. Wäre von dieser Wahrheit — und der Herbst 1918 hat erwiesen, daß es die Wahrheit war — das deutsche Volk nicht hermetisch abgesperrt worden, hätten wir, zu denen sie auf Schleichwegen drang, auch nur einen Bruchteil weiterleiten dürfen: es wäre namenloses Unheil verhütet, nämlich von der betrogenen Bürger- und Arbeiterschaft ein Friedensschluß erzwungen worden, bevor die Oberste Heeresleitung so weit war, ihn erbitten zu müssen. Und nun rennen Sie gegen diesen tapfern Propheten an, weil er dem kriegerischen Deutschland, mit dem wir nichts mehr zu tun haben wollen, die Meinung geigt. Ich weiß, daß Sie als Fidelis ein Friedensfreund waren und es als Hermann Popert nicht minder sind — aber glauben Sie: Ihre Beweisführung gegen A. H. Fried ersetzt durch keine Länge ihren Mangel an Ueberzeugungskraft. Weil Fried konsequent ist und aus seinen Erkenntnissen auch die Folgerungen zieht, deshalb sagen Sie ihm: „Würde eine solche Taktik, wie Sie sie jetzt eingeschlagen haben, beibehalten, so bliebe meines Erachtens gar nichts Andres übrig, als den Versuch zu machen, einen besondern ‚Deutschen Pazifismus' zu begründen." Einen besondern deutschen . . . Da haben wir Deutschland! Das wäre also eine Art Berliner Esperanto. Lieber Herr Hermann Popert: ein Pazifismus, der den verruchten Nationalismus nicht mit Haut und Haaren auffrißt, taugt nichts. Aber ob Ihr dem wahren beipflichtet oder nicht — er kommt. Wenn er da ist, wird seinem unermüdlichen Vorkämpfer A. H. Fried ein Denkmal gesetzt werden, und dazu wird Jeder beizutragen wünschen, der jemals von diesem Wohltäter der Menschheit eine Zeile gelesen und mit dem Herzen verstanden hat.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Führer von Heinrich Ströbel

Alle Welt ist sich darüber einig, daß es der Nationalversammlung in Weimar an Köpfen fehlt. Das ist kein Wunder, denn sie ist, infolge der Arterienverkalkung unsrer Parteiverhältnisse und Parteiorganisationen, nur ein Abklatsch des jammervollen Reichstags, der sich vier Jahre lang von militärischen Vabanque-Spielern und staatsmännischen Schwachköpfen übertölpeln ließ. Und zwar mit einer sadistischen Lust am Uebertölpeltwerden, mit einer wonnigen Preisgabe aller Vernunft, die niemals ihres gleichen hatte. Warum aber der Reichstag so aussah? Aus vielen Gründen, deren letzte und gewichtigste die sein mögen, daß das deutsche Volk seit Jahrhunderten zu stupider Autoritätsgläubigkeit erzogen und bis in das zweite Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts hinein zu politischer Einflußlosigkeit verdammt war. Der halbabsolutistische Militär- und Beamtenstaat duldete keine ernsthafte politische Mitwirkung. Der Reichstag war eine Geldbewilligungsmaschine und eine Schwatzbude, das Sicherheitsventil oppositioneller Spannungen. Die einzige Klasse mit Selbstbewußtsein und Herrscherinstinkten, die Junker, herrschten nicht durch das Parlament, sondern trotz seiner: durch die von ihnen okkupierte Verwaltungsmaschinerie in Staat und Armee. Großindustrie und Finanz sicherten sich ihren Einfluß durch persönliche Beziehungen, durch die unwiderstehlichen Machtmittel des Kapitals. Wozu brauchte man da selbständige Köpfe in das Parlament zu schicken? Der brave Durchschnitt tat es ebensogut. Uebers Ziel schießt die Behauptung, die Landgerichtsräte, Hochschullehrer, Pastoren und Rechtsanwälte, die im Reichstag und im Preußen-Parlament saßen, seien gradezu Ausschuß gewesen. Hat man denn ganz vergessen, wie unsre Professoren während des Krieges durch ihre unsagbaren Erklärungen die Intelligenz des deutschen Volkes kompromittiert haben? Darunter die berühmtesten Namen? Und unsre besten Poeten, unsre Künstler von Weltruf? Nein: das politische Niveau Deutschlands stand überhaupt unglaublich tief. Menschen von politischem Scharfsinn, Weitblick und Charakter mußte man mit der Laterne suchen. Muß man heute noch mit der Laterne suchen. Und da das deutsche Volk doch sonst kein Volk von Trotteln ist, muß es der jahrhundertelang durch den Korporalstock eingebläute Autoritätsdusel sein, der den politischen Stupor und die politische moral insanity Deutschlands erklärt.

*

Der politische Jammer Deutschlands spiegelt sich in den Zuständen der deutschen Sozialdemokratie. Besonders im Parteileben der Mehrheitssozialisten. Ist es doch kritischen Köpfen

ein Rätsel, wie nun schon im fünften Jahr Männer vom Schlage der Scheidemann und Ebert die anerkannten Führer einer Partei sein können, in deren Händen, während des Krieges und während der Revolution, die Geschicke eines Siebzigmillionenvolkes liegen. Davor, daß es der ehemalige Schriftsetzer und der ehemalige Sattler trotz karger Volksschulbildung so weit gebracht haben, zieht man den Hut. Daß sie den Durchschnitt des Alltags respektabel überragen, erkennt man willig an. Als Lokalredakteure, Arbeitersekretäre, Gewerkschaftsbeamte mochten sie am Platze sein, als Vorsitzende einer Stadtverordnetenfraktion eine gute Figur machen, auch noch als Abgeordnete an bescheidenem Platz ihren Mann stellen. Aber zum Parteiführer, zum politischen Chef fehlt ihnen, so sagen jene Kritiker, nicht weniger als alles: Wissen, geistige Selbständigkeit, Hochflug des Gedankens. Nicht, weil sie ihrer Herkunft nach Proletarier sind. War denn nicht auch Bebel Drechslergeselle? Und waren nicht Proudhon und Henry George Schriftsetzer wie Philipp Scheidemann? Nein, das Autodidaktentum ist kein Makel. Nur muß man wirklich etwas gelernt haben, wie der französische und amerikanische Schriftsetzer, muß man ein Kerl sein, wie August Bebel. Wo aber haben der Präsident der deutschen Republik und der Ministerpräsident der deutschen Nationalversammlung jemals etwas gesagt oder geschrieben, das nicht platt wäre wie ein Kartoffelacker, trivial wie eine Kriegervereinsphrase? Und das soll nun Weltgeschichte machen, soll in der furchtbarsten Krise, die Deutschland durchlebte, das Steuer der deutschen Politik führen?

Kein Verständiger wird diesem Urteil widersprechen. Und jeder Kenner der Parteiverhältnisse wird verraten können, daß Ebert und Scheidemann selbst innerhalb ihrer Partei nach Fähigkeiten und Kenntnissen in zweiter, dritter Reihe stehen. Selbst Herr Lensch, den wir weder für einen Ausbund an Fleiß noch für ein Genie halten, überragt die Beiden beträchtlich. Und so sehr mon Eduard David als Politiker überschätzt hat — als der Akademiker David sich einst mit dem Zigarrenmacher Henke allzu kecklich in ein Zeitungsduell über literarisch-philosophische Dinge eingelassen, ward seine präzeptorale Würde arg zerbeutelt —: neben Ebert und Scheidemann wird das Magisterlein zur ragenden Figur. Aber auch unter den ehemaligen Handarbeitern gibt es in der Mehrheitspartei, wir nennen nur Edmund Fischer und Winnig, weit kenntnisreichere und fähigere Männer. Und warum paradieren jene Beiden gleichwohl als die „Führer"? Weil sie weder die Eignung noch den Ehrgeiz haben, führen zu wollen! Weil sie mit unleugbarer Geschäftsgewandtheit und dem unerschütterlichen Selbstvertrauen der Mittelmäßigkeit die größte Anpassungsfähigkeit verbinden. Bei Leuten von Kenntnissen und Urteil müßte mans Charakterlosigkeit nennen; aber Ebert und Scheidemann sind innerlich völlig

unbeschrieben, ihre Hirnmasse ist so plastisch, daß sie sich willig in jede Form kneten läßt. Weltanschauung und tiefe innere Ueberzeugungen sind ihnen etwas Unbegreifliches. Will es die Situation und macht es sich gut als Agitationsphrase, so schmettert man, wie Scheidemann in Paris, die Fanfare in die Welt: „Wir werden nicht auf Euch schießen." Hat aber das militärische Verbrechertum Deutschland in den Krieg gestürzt, so gebietet die Situation das Gelöbnis: „Wir stehen zum Vaterlande." Notieren Hindenburgs Aktien günstig, so kann nur ein „Kindskopf" glauben, daß es nach einem solchen Kriege ohne Verrückung der Grenzsteine abgehe. Ist aber die militärische Pleite da, so ist der Rechtsfriede und das Selbstbestimmungsrecht der Völker die gegebene Losung. Und ebenso ist man, wenn es die Konjunktur erheischt, heute patriotisch glühender Eiferer gegen die unabhängigen Vaterlandsverräter und morgen phrasenreicher Revolutionsgewinnler. Und das alles ohne Arg und ohne Gewissensbeschwerden.

Das sollen Führer sein? wird man sagen. Diese charakterlosen Konjunkturnützer, diese breiigen Mollusken, diese platten Demagogen? Je nun, wenn man grade die für „Führer" hält, die eine Zeitlang an der Spitze eines großen Haufens marschieren, so sind es wirklich Führer. Hindenburg war ja auch vier Jahre lang solch ein Führer des deutschen Volkes, der Mann, dem man nachsagt, daß er in seinem langen Leben kein gescheites Buch gelesen hat. Wer nur auf die Gefolgschaft sieht, wer die Größe eines Führers nach seinem Augenblickserfolg mißt, wird in der Weltgeschichte oft auf Führer stoßen, die die platten Demagogen und die hohlen Kriegsgötzen unsrer Tage um nichts überragen.

Man darf eben den Scheinerfolg nicht für das Kriterium der Führerschaft halten.

*

Es ist das Originelle der deutschen Politik, daß überall die Führer, die den Haufen hinter sich haben, ganz andre Leute sind als die geistigen Führer, die Männer mit sicherm politischen Instinkt und historischem Scharfblick. In Weimar, in der Regierung, bei den Regierungsparteien führen die Blamierten des Weltkrieges das große Wort; alle Warner, die Foerster, die Muehlon, die Grelling, die Witting, die Gerlach sind ausgeschaltet wie in der schlimmsten Phase des Kriegsdeliriums. Nicht viel besser steht es um die Unabhängige Sozialdemokratie. Ihre kenntnisreichsten Männer sind kaltgestellt. Bernstein hat man, weil er etwas unvorsichtig für die sozialistische Einigung warb, den Stuhl vor die Tür geschoben, und Karl Kautsky ist aufs theoretische Altenteil gesetzt worden. Vor der Theorie aber haben die Linksunabhängigen und Spartacisten nicht mehr den geringsten Respekt, das erklärte schon im November auf einer Partei-

konferenz ein jugendlicher Revolutionspraktiker dem ersten Parteitheoretiker mit drastischem Spottwort. Kautsky ist, obwohl Marxist und revolutionärer Denker, immerhin eine Gelehrtennatur, und Gelehrte sind selten Männer der Tat. Was der Kopf erdacht, soll der Arm vollstrecken, und es wäre deshalb ganz in der Ordnung, daß sich auch die revolutionäre Politik rationeller Arbeitsteilung bediente. Ein Unding aber, das sich bitter rächen muß, ist es, wenn der Organisator, der Mann der Praxis sich über die Beratung des Theoretikers erhaben dünkt und Politik auf eigene Faust, Gefühlspolitik treibt, die er, weil sie revolutionär gemeint ist, für besonders radikal hält.

Es ist ein Verhängnis, daß ein Kautsky in der U. S. P. zur Zeit so wenig gilt und ein Däumig so viel. Nicht, daß wir die Verdienste und Fähigkeiten Däumigs mindern wollten. Er ist nicht nur ein selten mannhafter Charakter, ein unermüdlicher Organisator und Agitator, sondern ein Mensch von geistiger Kultur. Seine Haltung im Kriege, während der Revolution, seine lautere, leidenschaftliche Begeisterung für den Sozialismus, seine Fähigkeiten berechtigen ihn zu einem ersten Posten. Mag er Corpskommandant sein, selbst Generalquartiermeister — nur nicht mit den Machtvollkommenheiten und dem Caesarenwahn eines Ludendorff. Wie die Strategie stets von der Zivilgewalt gemeistert werden muß, soll nicht der entzügelte militaristische Furor Unheil gebären, so der Revolutionarismus von der sozialistischen Theorie. Eine Binsenweisheit, daß man eine Revolution nicht ohne Begeisterung machen, durchführen kann. Aber revolutionärer Tatendrang ohne vernünftige Zielsetzung und nüchterne Abschätzung der Erfolgsmöglichkeiten führt nur zum Débâcle. Für solche Zielsetzung und Abschätzung nun scheint mir ein Historiker und Wirtschaftskenner von der Potenz eines Kautsky weit qualifizierter als ein Journalist und Tagespolitiker, ganz zu geschweigen jenes Schwarms von November-Sozialisten und Ultra-Revolutionären, die sich heuer so für den Bolschewismus begeistern.

Zwischen Kautsky und Däumig stehen andre Führer, die es halb mit Kautsky, halb mit Lenin halten. Es sind sehr kluge, sehr kenntnisreiche Leute darunter, die nur leider von dem Irrglauben beherrscht sind, man sei nur dann Führer, wenn man allezeit einen großen Anhängertroß hinter sich habe. Und folgten einmal die Massen dem Führer nicht mehr, so müsse der Führer schleunigst in der Fluchtrichtung abschwenken und die desertierenden Massen zu überholen suchen. Das ist nicht marxistisch, sondern scheidemännisch gedacht. Hätte Marx im vulgären Sinn unsrer Mehrheitler und Stimmungsradikalen ein Führer sein wollen, so hätte er etwa die Karriere eines Miquel oder Hermann Heinrich Becker einschlagen müssen, statt im Exil zu hungern.

*

Will das deutsche Volk und das deutsche Proletariat nicht in den Sumpf geraten und nicht in den Abgrund taumeln, so muß es seine banale Vorstellung von den politischen Führern aufgeben. Es darf nicht einfach Führer da vermuten, wo eine gläubige Masse hinterdreintrollt. Es muß denken und prüfen lernen, muß Wahrheit und Erkenntnis suchen, selbst wenn sie bitter schmeckt. Es soll sich begeistern; aber nicht blindgläubig für eine Person oder eine fixe Idee, sondern für die politische Vernunft und den wahrhaften sozialen Fortschritt.

Wir müssen uns endlich von der Autoritätsduselei befreien. Nicht um gesinnungslose, begeisterungslose Nichts-Als-Skeptiker zu werden, sondern um die Götzen zu entthronen. Auch die Götzen der Popularität. Das Volk selbst soll seine Geschicke bestimmen. Alle sozialen Kräfte sollen für die Fleischwerdung des Sozialismus mobilisiert werden. Die ungeheure Kompliziertheit der Aufgabe verlangt die höchste Nutzbarmachung jeder Schicht, jedes Berufs, jedes Individuums. Alle müssen mitwirken. Ingenieure, Techniker, Lehrer, Beamte, Kaufleute, Arbeiter. Aber die tausendfältig arbeitenden Kräfte müssen in den Dienst eines großen Gedankens, einer zentralen Organisation gestellt werden. Und das Zentralnervensystem des revolutionären Organismus kann nur die Theorie sein, die Wissenschaft. Die großen Theoretiker, die über den Tag hinausschauenden historischen Seher: sie sind die wirklichen Führer im Befreiungskampfe der Menschheit.

Elsaß-Lothringen in Berlin

von Victor Eschbach

In Nummer 14 dieses Blattes hat Hermann Wendel das Wort geprägt: „Elsaß-Lothringen der Prüfstein". In der Tat bildet dieses Problem, wie kaum ein zweites der internationalen Politik, den Prüfstein nicht nur für die politische Mentalität des deutschen Volkes, sondern auch für seine Logik und Ethik. Die grellste Beleuchtung erfuhr dieses Wort neulich im Palasttheater am Zoo, wo sich einige Altelsässer mit vielen Berlinern zusammenfanden, um unter Appell an die Grundsätze Wilsons und an das Billigkeitsgefühl der Welt für das Selbstbestimmungsrecht des elsässischen Volkes einzutreten und gegen die Annektion des Landes durch die Franzosen zu protestieren. Was von dieser Veranstaltung zu erwarten war, ließ sich unschwer erraten: gerechte Empörung (welche Empörung ist nicht gerecht?) über das Vorgehen der Franzosen, über die brutale Vergewaltigung der anderthalb Millionen „urdeutscher" Einwohner — energische Forderung der Freiheit und des Selbstbestimmungsrechts für dieses „kerndeutsche" Land.

Es wird wohl ein ewig vergebliches Bemühen sein, dem deutschen Philister auch nur eine Ahnung davon beizubringen,

daß es sich bei dem „urdeutschen“ Elsaß um ein Märchen handelt, so die politischen Kinder von Generation zu Generation weitergeben. Prompt war auch der deutsche Universitätsprofessor zur Stelle, der mit dem ganzen Apparat wissenschaftlicher Forschung den Beweis für den urdeutschen Charakter des Landes und seiner Bewohner zu erbringen suchte. Unter anderm wies der gelehrte Akademiker in seinem historischen Rückblick darauf hin, daß das Land achthundert Jahre deutsch und nicht einmal ganz zweihundert Jahre französisch gewesen ist. Es fehlte nur noch die Schlußfolgerung: Also ist es viermal mehr deutsch als französisch! Daß die achthundert Jahre der deutschen Vergangenheit im Bewußtsein des Volkes tot, mausetot sind, während die zweihundert, vor allem aber die letzten hundert Jahre der französischen Geschichte im Elsaß intensiv lebendig waren und immer noch sind, daß der Elsässer zwar sehr viel vom „alten Napoleon“ weiß, daß er der großen Erinnerungen voll ist an die grande nation, an die gloire, an die großen Ideen von 1789, daß er dagegen kaum etwas von Friedrich dem Großen, von Kant, von Goethe, von Fichte weiß, daß er vor allem von den Hohenzollern und gar von Bismarck nichts wissen will, daß sein alemannischer Dialekt für Sprachwissenschaftler allerdings unzweifelhaft deutsch ist, aber zur Erhaltung deutscher Tradition in seiner Seele nicht das Geringste beigetragen hat, daß das Schriftdeutsch und Hochdeutsch für ihn unendlich fremder, erkältender und unsympathischer klingt als das ihm nur teilweis verständliche Französisch: dies alles stört die Beweisführung eines deutschen Universitätsprofessors nicht. Und ebenso wenig störts seine Zuhörer.

Immerhin: wenn ein altdeutscher Professor sich alldeutsch gebärdet, dann ist das wenigstens noch natürlich und in gewissem Sinne stilgemäß. Wenn aber geborene Altelsässer in dieser Lebensfrage ihrer engern Heimat eine deutschnationale Tonart anschlagen, wie sie „erhebender“ und zugleich verhetzender die Tägliche Rundschau, die Rheinisch-Westfälische Zeitung, ein Graf Reventlow und ein Professor Roethe nicht fertig brächten, so mag man jenen Herrschaften eine gewisse subjektive Ehrlichkeit zugestehen, wofern man ihre Fähigkeit zur Kritik und Selbstkritik niedrig genug einschätzt: allein als Altelsässer muß ich die allerschärfste Verwahrung dagegen einlegen, daß ein Mann, wie der Stadtrat Gilg, der aus der Hochburg des politischen Lebens im Elsaß, aus Colmar, stammt, samt ein paar Landsleuten im Namen des elsässischen Volkes zu sprechen sich erkühnt. Wer die Dinge im Elsaß wirklich kennt, wer die Gesinnung der Elsässer vor dem Kriege, während des Krieges und namentlich seit der Besetzung des Landes durch die Franzosen mit eigenen Augen nüchtern und unbefangen studiert hat, der muß sich an die Stirn fassen über die — gelinde gesagt — grobe Verkennung der Tatsachen und über die ungeheure Täuschung des berliner Publikums, deren sich diese elsässischen Redner schuldig gemacht haben.

Vor diesen Wander-Politikastern kann nicht eindringlich genug gewarnt werden. Vorm und im Kriege waren es die nach 1871 eingewanderten deutschen Oberlehrer, Professoren und andern Vertreter der deutschen Bildung und Intelligenz, die mit ebenso naiver wie anmaßender Urteilsunfähigkeit das deutsche Volk über das Elsaß aufklärten, nämlich irreführten; und jetzt sind es rausgeekelte Altelsässer, die Arm in Arm mit den ausgewiesenen deutschen Professoren und Geheimräten die öffentliche Meinung in Deutschland weiter fälschen. Kein Zweifel, daß es auch Altelsässer gegeben hat und noch gibt, die einen vorbehaltlos deutsch-nationalen Standpunkt ehrlich vertraten. Aber wenn schon vor dem Kriege ihre Zahl gering war: während des Krieges sank sie erschreckend, und nach dem Zusammenbruch der deutschen Herrlichkeit war es unvermeidlich, daß dieser politische Typus im Elsaß völlig verschwand.

Ich hatte Gelegenheit, durch Wochen des verflossenen Dezember und Januar die historischen Tage des politischen Wandels in nächster Nähe und in innigster Berührung mit der Bevölkerung Straßburgs und andrer elsässischer Orte mitzuerleben. Ich sah nicht nur die hell auflodernde Begeisterung und den beispiellosen Rausch des Glückes, durch die Franzosen endlich befreit zu sein, ich erkannte nicht nur die Wahrhaftigkeit und Echtheit dieses tosenden Jubels sowohl wie die Tiefe der stillen Freude in der breiten Schicht des ruhigern und besonnerern Kleinbürgertums: ich war auch Zeuge leidenschaftlichster Ausbrüche der Wut, die sich gegen die halbhundertjährige Herrschaft einer brutalen Militärgewalt aufgespeichert hatte. Ueberall, wo man hinkam, wo man sich traf und sprach, machte sich der ehrliche Zorn Luft gegen alles, was deutsch war und an das Deutschtum im Elsaß der letzten achtundvierzig Jahre erinnerte. Das unzweifelhaft harte Schicksal (hart und doch nur ein gelindes Zephirsäuseln im Vergleich mit dem rasenden Erobererssturm in Belgien zu Beginn des Krieges), das seit dem Einzug der Franzosen die teilweise schuldlosen Altdeutschen getroffen — es ist ihnen nicht von den Franzosen, sondern von dem erbitterten elsässischen Volk bereitet worden: die französischen Machthaber waren und sind nur das Instrument, dessen sich die elsässische Bevölkerung bedient, um ihren Haß gegen die Unterdrücker ihrer Eigenart auszutoben. Von einem Anspruch aber auf Selbstbestimmung ist kaum einmal die Rede gewesen. Wer sich tief und froh als neugebackener Franzose fühlt, hat keinen großen Drang, von seinem Selbstbestimmungsrecht mit Hilfe des langweiligen, schwerfälligen und so ganz und gar überflüssigen Apparats einer Volksabstimmung Gebrauch zu machen. Hell auflachen aber muß man, wenn man dem elsässischen Volke den Gedanken einer Vergewaltigung durch die Franzosen suggerieren will.

Von all dem scheint der Stadtrat aus Colmar nichts zu wissen. Statt sich zu unterrichten, hält er eine demagogisch zugespitzte Agitationsrede, die ihm den billigen stürmischen Beifall einer ebenso ahnungslosen wie vorurteilsvollen Zuhörerschaft einträgt. Aus dem Munde dieses sogenannten Repräsentanten elsässischen Volkstums kam kaum ein Satz, der nicht dem Kenner der Verhältnisse wie ein Faustschlag ins Antlitz der Wahrheit und Wirklichkeit erscheinen mußte. Ich möchte diesen Herren einmal die Frage stellen, ob sie es wagen würden, dieselbe Rede unter ihren engern Landsleuten, und wären es lauter Reb-Bauern, auf elsässischem Boden zu wiederholen (gesetzt den Fall, daß die Franzosen das Land zur Vornahme einer Volksabstimmung verlassen hätten und solche Gesinnungsäußerungen behördlich zugelassen wären). Ich möchte sie fragen, ob sie im Grunde einen Moment daran zweifeln, was für ein Schicksal ihre eigenen Landsleute ihnen bereiten, in welcher Form diese mit solchen Outsiders, mit solchen grotesken Vertretern ihrer Rechte und angeblichen Beschützern gegen französische Erdrosselung abrechnen würden.

So wird das Volk, wie über tausend andre Dinge, auch wieder über Elsaß-Lothringen belogen und betrogen — zum größten Teil allerdings, weil es belogen und betrogen sein will. Wohl kann man darauf hinweisen, daß der Altdeutsche nicht gut anders urteilen kann, wenn der Altelsässer selber, der es doch wissen muß, genau so spricht und eine abweichende Meinung garnicht zu Worte gelassen wird. Unsre Gelehrten schreiben dicke Wälzer über Völkerpsychologie, und von der praktischen, der angewandten Psychologie, von der Behandlung der Völker verstehen sie so viel wie ein Kurpfuscher von der Zellular-Pathologie. Für das geistige Niveau der Versammlung war es bezeichnend, daß sie zwar nicht müde wurde, mit den Grundsätzen Wilsons und ihrer unbedingten Anwendung auf Elsaß-Lothringen zu argumentieren, aber mit lärmendem Applaus einem sich überbrüllenden Diskussionsredner zustimmte, der die Politik Wilsons als eine „Verbrecherpolitik" in Grund und Boden verdammte. Und der Gipfel des Unsinns wurde erklommen, als, trotz den Bedenken des Versammlungsleiters, eine Resolution angenommen wurde, worin sich die Versammlung direkt an den Präsidenten Wilson wandte, um — die Wiedervereinigung Elsaß-Lothringens mit dem Deutschen Reich zu fordern!

Der Zusammenbruch Deutschlands ist nicht nur ein militärischer, politischer und wirtschaftlicher: er ist vor allem auch ein moralischer und intellektueller. Daß die Gilgs, persönlich enttäuscht und erbittert, sich und Andre zu benebeln versuchen, ist nicht verwunderlich; daß sie sich als Altelsässer den Beifall sogar von einem derart verbohrt nationalistischen, stockpreußischen berliner Publikum gefallen lassen, ja, direkt um ihn buhlen,

mögen diese sonderbaren Charaktere mit sich selber ausmachen. Aber daß das deutsche Volk, daß vor allem die gesamte deutsche Bildung, Publikum wie Presse, mit ganz verschwindenden Ausnahmen, nach wie vor belogen und betrogen sein will und den krassesten Schwindel aus unberufenstem Munde kritiklos und freudig entgegennimmt: das läßt die Mentalität dieses Volkes als hoffnungslos erscheinen. Quem deus perdere vult . . .

Der Seekrieg von L. Persius

III.

Kreuzergeschwaders Glück und Ende

Die Klage, daß sich die englische Flotte nicht zum Kampfe stelle, daß sie „feige“ in ihren sichern Häfen vor Anker bliebe, wurde während der vier Kriegsjahre immer wieder von unsrer Flottenleitung in die Welt gerufen. „Albion darf nicht mehr von seiner Herrschaft über die Meere sprechen — unsre U-Boote haben sie ihm geraubt.“ Das las Michel alltäglich in seinem Blättchen, bis er es schließlich glaubte. Aber der schöne Glaube machte ihn nicht satt. „Unsre Flotte muß und wird in einem Kriege unsern Handel übersee schützen. Würden wir ihn verlieren, so wären wir in kurzer Zeit dem Hungertode ausgeliefert“, so erzählte Herr v. Tirpitz in glücklichen Friedenstagen den andächtig lauschenden Volksvertretern. Die nickten zustimmend und bewilligten Milliarde auf Milliarde für des Deutschen Reiches Rüstung zur See, die uns im Kriege die Häfen offen halten und den Besitz unsrer Kolonien gewährleisten sollte. Aber weder war unsre Flotte imstande, eine einzige Kolonie zu verteidigen noch für unsre Handelsschiffahrt die Blockade zu brechen — trotz der „Feigheit“ der britischen Flotte!

Kiautschou, die ureigenste Schöpfung des Herrn v. Tirpitz, war als „Flottenstützpunkt“ mit ungezählten Millionen ausgebaut worden. 1897 begann das Werk. Als Anfang August 1914 die Kriegserklärungen in Tsingtau am Brett des Yamen angeschlagen waren, da dachte unser ostasiatisches Kreuzergeschwader nicht daran, sich auf den „Flottenstützpunkt“ zu stützen. Nur einige kleine Kanonenboote blieben im Hafen, mit der Bestimmung, versenkt zu werden, sobald der Feind zum ernsten Angriff schreiten würde. Das war selbstverständlich, denn eine erfolgreiche Verteidigung Tsingtaus war ausgeschlossen. An der Wiege des Flottenstützpunktes Tsingtau hatte der Bluff Gevatter gestanden. Befestigungen wurden angelegt, Geschütze montiert, Minensperren vorbereitet, ein gewaltiger Hafen auf ungeeignetstem (!) Grund — die Fortsprengung der Felsblöcke kostete enorme Summen — hergestellt, Soldaten von der Marine-Infanterie und Matrosen-Artillerie in prächtigen Kasernen einquartiert. Aber, geschaffen unter der Devise: „Mehr scheinen als

sein", mit der Tirpitz stets gearbeitet hat — man sehe sich seine Schiffsbauten an —, taugte alles nicht recht, war ungenügend zu jeder Verteidigung, die nicht etwa nur gegen Chinesen zur Anwendung kam. „Warum", so wurde häufig von Kolonialkennern gefragt, „hat man Tsingtau überhaupt befestigt?" Es wäre gescheiter gewesen, es völlig wehrlos zu lassen, wie unsre Schutzgebiete auf Neu-Guinea und in der Südsee. Dort vollzog sich der Besitzwechsel ganz einfach, schmerzlos und verständig. Die deutsche Flagge ging nieder, der Union Jack hoch. Menschenleben waren nicht zu beklagen. Wozu wurden zur Ausführung jenes berühmten Telegramms des Gouverneurs Meyer-Waldeck: „Einstehe für Pflichterfüllung bis aufs Aeußerste" an Wilhelm den Zweiten hunderte von deutschen Soldaten und kostbares Gut deutscher Kaufleute geopfert? Um des Prestiges willen? Der Japaner verlachte den Deutschen, seit der sich ihm würdelos Anfang August 1914 an den Hals zu werfen versucht hatte, um ihn als Bundesgenossen zu ködern — den Deutschen, auf dessen Konto er hauptsächlich den schimpflichen Frieden von Shimonoseki zu buchen hatte. Revanche nahm der Japaner nun am neunzehnten August 1914: er sandte ein Ultimatum mit dem fast gleichen Wortlaut der Note, die 1895 Fürst Hohenlohe redigiert hatte, als er sich dem japanischen Expansionsdrang widersetzte und Japan um die Frucht seines Sieges über China betrügen half.

Von Bismarck rührt der Ausspruch her: „Wir brauchen keine Paradeschiffe, die nur zur Stärkung von Prestige dienen sollen, und die man, wenn die Sache ernst wird, mitunter ‚Lügenschiffe' nennen muß, weil sie nichts leisten. Auf absehbare Zeit bleibt für uns das Wichtigste ein starkes Heer. Das war auch Moltkes Ansicht. Ueber unsern Kolonialbesitz entscheiden Schlachten, die wir auf dem europäischen Festland auszufechten haben werden." Bismarcks kluge Worte mißachtete Wilhelm der Zweite, mißachtete Tirpitz. So liefen zahllose Schiffe von Stapel, „Lügenschiffe", und so wurde Kiautschou zum Flottenstützpunkt ausgebaut — und er war danach!

Am zweiundzwanzigsten September 1914 langten die beiden Panzerkreuzer des Kreuzergeschwaders ‚Scharnhorst' und ‚Gneisenau' im Hafen von Papeete auf Tahiti an. Mit je 11 600 t. Deplacement, armiert mit je acht 21-cm.-Geschützen und von Stapel gelaufen 1906, schossen sie dort das französische Kanonenboot ‚Zelé' (650 t. Deplacement, Armierung: zwei 10-cm.-Geschütze, von Stapel gelaufen 1899) in Brand! Der erste November brachte dann das Gefecht bei Coronel nahe der chilenischen Küste, das nach Führung wie Kampftüchtigkeit der Besatzungen als ein hervorragender Erfolg bezeichnet zu werden verdient. Freilich, das soll nicht unausgesprochen bleiben, stand über unserm Kreuzergeschwader am ersten November 1914 ein Glücks-

stern von seltenem Glanze, denn der uneingeschränkte Sieg konnte nur erstritten werden auf Grund strategischer Fehler des Gegners, der bei mangelhafter Aufklärung in unfaßbarer Leichtfertigkeit mit ungenügenden Kräften dem materiell erheblich überlegenen Geschwader des Grafen Spee in die Arme lief. Daß die britische Admiralität den Gefechtswert des deutschen Geschwaders so sehr unterschätzte, daß Admiral Craddock, der englische Befehlshaber, mit seinen schwachen Streitkräften dem Zusammenstoß auszuweichen nicht wenigstens den Versuch machte: das wird stets ein dunkles Blatt in der englischen Kriegsgeschichte bleiben. Spee hatte unter seinem Kommando bei Coronel vereinigt: ‚Scharnhorst‘ und ‚Gneisenau‘ und die kleinen Kreuzer ‚Nürnberg‘, ‚Leipzig‘ und ‚Dresden‘. Die kleinen Kreuzer griffen jedoch kaum in den Kampf ein. Craddock verfügte nur über zwei Panzerkreuzer ‚Good-Hope‘ (armiert mit zwei 23,4-cm.- und sechzehn 15-cm.-Geschützen) und ‚Monmouth‘ (vierzehn 15-cm.-Geschütze). Die beiden englischen Schiffe wurden vernichtet. Gegen die 16 deutschen 21-cm.-Kanonen vermochten die englischen 15-cm.-Kanonen nicht aufzukommen. Die zwei 23,4-cm.-Geschütze auf ‚Good-Hope‘, die einzigen, die den 21-cm.-Geschützen auf deutscher Seite überlegen waren, konnten die Niederlage nicht verhindern. Es zeigte sich hier, daß das höhere Geschützkaliber den Ausschlag geben muß, und daß taktische Geschicklichkeit des Führers, Tapferkeit und Ausbildung der Mannschaft nichts daran ändern können, denn Niemand wird den Engländern diese Qualitäten absprechen wollen. Ein 21-cm.-Geschütz wirft ein Geschoß von 125 Kilo und bietet Treffsicherheit auf eine Entfernung, die ein 15-cm.-Geschoß, das nur 45 Kilo wiegt, überhaupt nicht erreichen kann. Der Kampf zwischen Schiffen, von denen die einen über wesentlich höhere Geschützkaliber verfügen als die andern, ist nicht sehr verschieden von dem zwischen zwei Menschen, von denen der eine ein Schießgewehr, der andre einen Stecken in der Hand hält.

Die Erkenntnis dieser Wahrheit mußte das Kreuzergeschwader bei den Falklands-Inseln am achten Dezember mit seinem Untergang bezahlen. Auf dem Wege, der jedenfalls der Heimat zu führen sollte, faßte Graf Spee den Plan, Port Stanley zu überrumpeln. Er nahm an, daß dort keine sonderlich starken Streitkräfte weilten. Kein Seeoffizier versteht, aus welchem Grunde Spee alle ihm unterstellten Schiffe zusammenhielt, warum er sie nicht ihrer eigentlichen Bestimmung als Kreuzer entsprechend den Handelskrieg führen ließ. ‚Emden‘ und ‚Karlsruhe‘ haben bewiesen, daß schnelle Kreuzer unter geschickter Führung dem feindlichen Handel verhältnismäßig lange Zeit hindurch Schaden zuzufügen imstande sind; und wenn auch der Gewinn dieser Art Tätigkeit eines Kreuzers recht gering ist — ‚Karlsruhe‘ mit der höchsten Beuteziffer brachte 17 Schiffe mit

76 609 t., ‚Emden' 17 mit 73 895 t. auf, während Kapitänleutnant Forstmann mit ‚U 39' bis zum achtzehnten Oktober 1917 bereits 148 Schiffe mit 410 000 t. nach Angabe des Admiralstabs versenkt haben sollte —, so war doch das Gegebene für unsre bei Kriegsausbruch in ausländischen Gewässern stationierten Kreuzer, daß sie sich ihrer Eigenart gemäß im Handelskrieg betätigten und nicht im Geschwaderverband umherfuhren. Wenn die Schiffe, ohne auf Schlachtruhm auszugehen, mit dem Auftrag detachiert worden wären, auf dem Wege zur Heimat den Handelskrieg zu führen, so wäre es wohl einigen von ihnen, wie der ‚Straßburg', gelungen, Wilhelmshaven oder Kiel zu erreichen, und zweckloser Verlust an Personal und Material wäre vermieden worden. Denn völlig zwecklos war das Opfer, das bei den Falklands-Inseln gebracht wurde. 2000 Seeleute und an Material 2 Panzerkreuzer und 2 Kreuzer sanken in die Tiefe. Ein Rätsel wird ferner bleiben, wie es kam, daß Spee sich ohne vorhergehende Erkundung, das heißt: durch einen kleinen Kreuzer, oder besser noch: durch einen der Kohlenbegleitdampfer, mit seinem ganzen Geschwader in geschlossener Formation Port Stanley am hellen Vormittag näherte. Eine einzige — ganz leise — Kritik hierüber fand ich bisher in dem Buch des Admirals Dick: ‚Das Kreuzeugeschwader, sein Werden, Sieg und Untergang'. Nach einigen Erklärungen, warum Spee seinen Kurs gen Port Stanley richtete, heißt es: „So stellt sich also das Zusammentreffen bei den Falklands-Inseln für das Kreuzergeschwader als eine Verkettung unglücklicher Umstände dar, die sich der Einsicht des Geschwaderchefs entzogen." Der ehrliche Kritiker sieht sich in die wenig angenehme Lage versetzt, hinter die letzten Worte ein Fragezeichen machen zu müssen. Ueber die Schlacht selbst ists kaum von Nöten zu sprechen. Sobald die Uebermacht vom deutschen Geschwader aus erkannt war, suchte der Admiral Spee verständigerweise seine Rettung in der Flucht. Aber britische Schlachtkreuzer wie ‚Invincible' und ‚Inflexible' holten mit 26,5 Knoten die lahmen deutschen Panzerkreuzer, die es bei ihren Probefahrten vor fünfzehn Jahren auf eine Geschwindigkeit von knapp 23 Knoten gebracht hatten, rasch ein, und ihre 30,5-cm.-Geschütze verrichteten in kurzer Zeit das Werk vollkommenster Zerstörung. ‚Scharnhorst' und ‚Gneisenau', ‚Leipzig' und ‚Nürnberg' gingen auf den Meeresgrund. Nur dem kleinen Kreuzer ‚Dresden' gelang es, zu entkommen. ‚Scharnhorst' und ‚Gneisenau', darauf nochmals hinzuweisen ist Pflicht, liefen im März und im Juni, ‚Invincible' und ‚Inflexible' im April und im Juni 1907 von den Hellingen. Die deutschen und englischen Schiffe waren also fast gleichen Alters! Jene hatten nur 11 600 t. Deplacement und waren bestückt mit dem 21-cm.-Geschütz L/40, diese hatten hingegen 20 300 t. und das 30,5-cm.-L/45! Welch Unterschied in Größe und Bewaffnung!

Vor kurzem schrieb einer der Seeoffiziere, der an der Bearbeitung des demnächst erscheinenden Admiralstabswerkes über den Krieg hervorragenden Anteil nimmt: „Der Untergang unsres Kreuzergeschwaders bei den Falklands-Inseln macht unserm Material und unsern Kämpfern alle Ehre.“ Unsern Kämpfern gewiß, unserm Material bestimmt nicht. Man mag sich danach ein Bild machen, wie in den von amtlicher Stelle herausgegebenen Geschichtswerken die Wahrheit vergewaltigt werden wird, alles selbstverständlich zum Lobe von Tirpitz. Aber auch der Laie wird erkennen, daß die Schlacht vor den Falklands-Inseln das Schuldkonto des Herrn v. Tirpitz riesengroß belastet. ‚Scharnhorst‘ und ‚Gneisenau‘ waren würdige Repräsentanten von Tirtzipens Schiffsbaukunst. Ihr hat zum erheblichen Teil das Kreuzergeschwader sein Ende zu verdanken. (Fortsetzung folgt)

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LX.

Konrad Haenisch

Als ich zum letzten Male im Königlich Preußischen Kultusministerium war, besuchte ich in einem kleinen winkligen Zimmer einen steinalten Professor, der sich nur noch mit einem Hör- und Sprech-Apparat verständlich machen konnte. Er hatte die Aufgabe, für den November 1917 eine Jubiläumsschrift zu verfassen, da um diese Zeit vor hundert Jahren das Königliche Patent über die Errichtung eines besondern Kultusministeriums ergangen war. Man hatte sich diesen bemoosten Gelehrten ausgesucht, weil er wahrscheinlich die ganzen hundert Jahre im Kultusministerium verbracht und alle und alles hatte kommen und wieder gehen sehen. Ich glaube, er hat selbst noch die Schlacht bei Jena und Auerstädt miterlebt. Jedenfalls ist die Jubiläumsschrift „Umstände halber“ nie erschienen.

Damals, in jenen dunkeln Tagen Preußens, sagte der König Friedrich Wilhelm der Dritte, nach Stunden tiefster Niedergeschlagenheit wieder hoffnungsfreudig: „Der preußische Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat“, und Schön glaubte im Volke „einen allgemeinen Eifer des Bessermachens und Besserwerdens“ feststellen zu können, „damit man wieder eines bessern Schicksals würdig werde“. Wilhelm von Humboldt trat an die Spitze der preußischen Unterrichtsverwaltung, und ein paar liberale Staatsräte folgten, in erfrischendem Enthusiasmus, seinen Spuren. Aber der erste eigentliche Kultusminister, Freiherr von Altenstein, ein an sich liberaler Mann, leitete bereits die Aera der Restauration ein. Es folgten, in einigem Abstand, die trüben Jahre der Eichhorn, Raumer, Mühler, es kamen die Stiehlschen

Regulative, in denen die Fertigkeit im Bibelaufschlagen für die Schüler mit das Wichtigste war. Der Kulturkampf brachte neues Leben in die preußische Dunkelkammer für Kultur. Falks Gesetzgebung brach vorübergehend freiheitlichen Ideen Bahn. Hermann Bonitz modernisierte die Gymnasien und Karl Schneider die Volksschulen. Aber wieder blieb der Rückschlag nicht aus. Erst Wilhelm der Zweite versuchte von neuem, auf Schulkonferenzen Reformen durchzusetzen. Ueber Kompromisse kam er indessen nicht hinaus. Die Arterienverkalkung in den Schulen war schon zu weit vorgeschritten. Als Schwartzkopf und Althoff, diese beiden allgewaltigen Ministerialdirektoren, die einzigen ruhenden Pole in der Ministererscheinungen Flucht waren, dichtete der Berliner ironisch: Ob Studt, ob Holle — Schwartz bleibt der Kopf Bis in die Wolle.

In dieses verstaubte und verkalkte Kultusministerium zogen am neunzehnten November 1918 die Herren Konrad Haenisch und Adolph Hoffmann als Volksbeauftragte der Revolutionsregierung ein. Adolph Hoffmann legte sofort auf die Kirche, die Volksschule und das Theater Beschlag. Das ist mein Reich, sagte er, darin will ich regieren. Haenisch wollte ihm wenigstens das Theater streitig machen, aber Adolph erwiderte schlagfertig: „Quatsch, Konrad, det verstehste nu nich. Ick habe doch selbst wat jeschrieben." Richtig: Adolph hatte einstens, in seines Lebens Maientagen, einen Einakter: ›Lazarettbaracke 9‹ gedichtet, und nun zitterte das hohe Kultusministerium vor der Möglichkeit, daß er auf den Gedanken kommen könnte, kraft seiner Stellung als halbierter Kultuschef eine Aufführung irgendwo zu „veranlassen". Aber die Lazarettbaracke blieb glücklicherweise in der Schublade liegen. Haenisch, sensibel und verantwortungsvoll, blickte mit zunehmendem Unbehagen auf dieses Faschingsregiment. Adolph fühlte sich eigentlich nur als Chef der freireligiösen Gemeinden, kündigte, mit einem Federstrich, die Trennung von Kirche und Staat an, denn er sah keine Probleme, keine Hemmnisse, und er verachtete die sämtlichen Geheimräte, die er mit einer leichten Rückenwendung „das Hinterhaus" nannte. Er dachte nicht daran, die erst zu befragen. So war Adolph rücksichtslos reformfreudig, nur daß, bei all der Lauterkeit seines Wollens, seine geistigen Kräfte ihm nicht erlaubten, die Wirkungen seiner Erlasse zu überschauen. Haenisch bremste. Vergebens. Adolph stürmte weiter. Alles drohte er kurz und klein zu schlagen: Kirche, Schule und Kunst. Im Niederreißen war er groß. Aber im Aufbauen? Haenisch war immer wieder gezwungen, durch seine Zustimmung, die er von Zugeständnissen abhängig machte, wenigstens das Schlimmste zu verhüten.

War Haenisch aber nicht auch radikal wie nur irgend Einer gewesen? Wie Ledebour, Rosa Luxemburg und Radek, mit denen er eifrig verkehrt hatte? Ach, das Leben hat ihm seltsam mit-

gespielt. Eigentlich hätte er nie Sozialdemokrat werden dürfen. Denn es war ihm einfach verboten worden. Er stammte aus einer alten traditionell konservativen Familie. Sein Urgroßvater war zu Nettelbecks Zeiten Bürgermeister in Colberg gewesen, sein Großvater Kurtator der Universität in Greifswald und sein Vater daselbst ein vielbegehrter Kehlkopfarzt, der, bloß weil er die freikonservative ‚Post' las, schon der rote Haenisch genannt wurde. Konrads Mutter kam aus einer alten Offiziersfamilie. Sein Vetter, der Herr Leutnant von Forstner, war der Urheber des Zabern-Skandals. Ein andrer von Forstner hat sich als U-Boot-Kommandant kriegerische Lorbeeren gepflückt. Der frühere Präsident des Preußischen Abgeordnetenhauses, Graf Schwerin-Löwitz, war Konrads Onkel, und oft ist er als Kind auf dem gräflichen Gute gewesen. Später, als sie Beide im Parlament saßen, der Eine ganz rechts, der Andre ganz links, da waren sie für einander nur „Exzellenz" und „Herr Abgeordneter". Denn für einen Hochkonservativen und Grafen dazu war schließlich ein Sozialdemokrat ein minderwertiges Subjekt, zu dem man anstandshalber alle verwandtschaftlichen Beziehungen abbrechen mußte.

Die lieben Verwandten! Davon kann Haenisch ein Lied singen. Er besuchte das greifswalder humanistische Gymnasium, kam bis zur Prima und erhielt dann mit einem Male wegen (sozialistischer) Geheimbündelei das consilium abeundi. Jeder Verkehr mit seinen Mitschülern, jede sozialistische Lektüre wurde ihm untersagt. Die Verwandten, voran ein Onkel Landgerichtsdirektor, ließen ihn auf seinen Geisteszustand untersuchen. Der Universitätsprofessor Arndt, ein echt „nationaler" Herr, besprach gar den Fall Haenisch im psychiatrischen Kolleg als Typus der paranoia politica. Goldene Zeiten der Reaktion! So um die Wende des Jahres 93. Der Vater war tot, und der Vormund nahm sich Konrads an. Spitzel wurden ihm auf die Fersen gesetzt. Ein Schutzmann wachte — es ist das alles Ernst — allnächtlich an Haenischs Bett, um irgend eine abnorme Erscheinung an ihm zu beobachten. Aber der Blaue fand keine. Denn die sozialistischen Träume Haenischs konnte er natürlich nicht sehen. Aber der Vormund ließ nicht locker. Der junge Mensch mußte mit Gewalt wieder eine anständige Gesinnung bekommen. Also 'rin in eine Nervenheilanstalt! Zu Herrn Doktor Gnauck in Pankow. Aber auch hier konnte man in monatelanger Beobachtung keinen geistigen Defekt an ihm feststellen. Der Vormund entschloß sich zu einer Umquartierung. „Sollte Konrad Miene machen, mir nicht zu gehorchen", schrieb er dem Arzt, „so würde ich ihn mit dem Kantschu aus seinem Nest herausholen oder ihn per Polizei hierher transportieren lassen." Und Haenisch wurde der frommen Anstalt Bethel bei Bielefeld überwiesen. Dort erhielt er Anweisung, nicht das Gebiet der Anstalt zu überschreiten

und sich des Lesens aller nicht kontrollierten Schriften zu enthalten, „da ja etwas Atheistisches mit unterschlüpfen könnte". Nach einigen Tagen war Haenisch dennoch entwischt.

Es begann nun für ihn ein sehr unruhiges Leben. Er trat in eine leipziger Buchhandlung als Hilfskraft ein, war aber in Wirklichkeit ein besserer Laufbursche mit zehn bis fünfzehn Mark Wochenlohn. Tagsüber wurde für den Verlag gelaufen, und nachts arbeitete er an sich selbst. Es war ein Elendsdasein. Auf der Schule hatte er Theologe werden wollen, hatte schon Hebräisch zu lernen angefangen, war von dem sozialen Christentum eines Stöcker begeistert gewesen und saß nun, hungernd und frierend, irgendwo in einer Dachkammer als Laufbursche, mit der Familie völlig zerfallen. Als er mit dem einundzwanzigsten Lebensjahre mündig wurde, erhielt er den Rest des väterlichen Vermögens ausbezahlt und bezog sofort als Hospitant die leipziger Universittä. Lamprecht und Bücher wurden seine führenden Lehrer. Geschichte und Volkswirtschaft waren seine Fächer. Allmählich fing er auch zu schriftstellern an. Die Leipziger Volkszeitung nahm hin und wieder Beiträge von ihm auf. 1899 wurde er als Redakteur an das mannheimer sozialdemokratische Organ engagiert. Sein Aufstieg begann. Die Nebel zerteilten sich.

Schon ein Jahr danach ging er nach Dresden, wo grade Rosa Luxemburg ausschied, und setzte sich zusammen mit Ledebour an den Arbeitstisch. Beide radikal bis in die Haarwurzeln. Haenisch schillerte in Politik und Feuilleton und schrieb auch Theaterkritiken. Freundschaftsbande knüpften ihn, wie an Rosa Luxemburg, so an Radek, von dem sich der Spießbürger eine ganz falsche Vorstellung macht. Radek ist irgendwo in einem polnisch-russischen Schmutzghetto zur Welt gekommen und hat sich an seinem Idealismus großhungern müssen. Als Student hat er vielleicht, da er stets in peinlichster Geldverlegenheit war, manches getan, was sich nicht mit der moralischen Elle messen läßt, hat Bücher gepumpt und sie nicht wiedergegeben; aber Bebel, der ihn selbst einst in Acht und Bann tat, hat später, kurz vor seinem Tode, zu Parteigenossen erklärt, daß er seinen voreilig getanenen Spruch bedaure, da er falsch unterrichtet worden sei. Radek ist einer der feinsten Köpfe des russischen Bolschewismus, ein zielklarer Fanatiker, ein Mensch von schärfstem Verstand und einer ungewöhnlichen Universalbildung. Erst unlängst, im April 1919, richtete er in einem Schreiben aus dem Untersuchungsgefängnis die Bitte an den Herrn Kultusminister Haenisch, ihm eine Reihe von Büchern für eine wissenschaftliche Arbeit über Demokratie und Räte aus der Königlichen Bibliothek zusenden zu lassen: Hasbach und Wilson, Gumplowicz und Jellinek, Krasinski und Dostojewski. Er bat lebhaft und dringend, da er das Buch fertig haben wolle, ehe ihn ein Zufall „stören" könnte. Er dachte an Liebknecht.

So innig war ehedem Haenischs Freundschaft mit Radek, daß er sich seinetwegen mit Rosa Luxemburg entzweite, denn die Beiden, die mit einem Fuße immer auch in Polen standen, waren wegen irgendwelcher parteipolitischer Haarspaltereien in der polnischen Sozialdemokratie aneinandergeraten. 1905 kommt Haenisch an die sozialistische Zeitung nach Dortmund und macht den großen Bergarbeiterstreik mit. Eine aufgeregte Zeit und ungeheure Arbeitsüberlastung. Fünf Kopfblätter werden noch so nebenher redigiert. Er und ein Kollege leisten die ganze Arbeit. Lokalberichterstatter in den Städten der Umgebung sind meistens Bergleute. Ihre Berichte müssen in mühsamer Arbeit zurechtgestutzt werden. Eine Tortur. Nur ein Redakteur kann sie ermessen. Haenisch verläßt Dortmund schließlich wieder und tritt in die Redaktion der Leipziger Volkszeitung ein, wo Mehring und Lensch regieren. „Sauherdenton." Haenisch kehrt ein Jahr später nach Dortmund zurück. Wieder wird er in die Arbeitssklaverei eingespannt. Sein Kollege wird irgendeines Preßvergehens wegen vom Staatsanwalt belangt und zusammen mit einem Mörder wie ein Schwerverbrecher gefesselt über die Straße geführt. Haenisch treibts die Schamröte ins Gesicht. An den Pranger! Aber schon hat auch ihn der Staatsanwalt am Kragen. Wegen Beleidigung auf die Anklagebank. Urteil: Acht Monate Gefängnis. Liebliche Zeiten! Drei Monate lang muß er Düten im Gefängnis kleben, bis man ihm gnädigst erlaubt, sich seinen geistigen Bedürfnissen entsprechend zu beschäftigen.

Bei den Hottentottenwahlen um die Wende des Jahres 1906 reist er als Agitator landauf und landab. Jeden Abend eine Rede. Mitunter auch zwei. Vier Jahre drauf beruft ihn die Partei nach Berlin, wo er die Leitung der Flugblatt-Zentrale übernehmen soll. Er wird ein schriftstellernder Automat: Flugblätter, Flugschriften, Broschüren und Bücher. Jedes Flugblatt des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie wird in einem Gegenflugblatt beantwortet. Haenisch ist unermüdlich. Er schreibt und schreibt. Kurz, prägnant, schlagfertig. Auch der Linksliberalismus bekommt eins ausgewischt. In einem Büchelchen werden „die Sünden des Freisinns" wie Perlen auf einer Schnur aneinandergereiht. Keiner wird vergessen: Richter, Rickert, Cassel, Kopsch und Wiemer. In Labiau-Wehlau nach 1910 gab Herr Wiemer, wie Haenisch feststellt, „das schöne Versprechen ab, daß er im Falle eines Angriffes auf die heiligsten Güter auf der andern Seite der Barrikade stehen werde". Inzwischen hat sich Herr Wiemer als Parteiführer und Abgeordneter pensionieren lassen. Vorbei. Haenisch wirkt bald auch als Lehrer an der Sozialistischen Arbeiterbildungsschule in Berlin und lehrt über neuere deutsche Historie und über die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Das Büchelchen über ‚Schiller und die Arbeiter' entsteht. Ein echter Haenisch. Ein sozialistisch kon-

struierter Idealismus. Geschrieben mit schönem Schwunge; aber der Parteitheoretiker hat dabei den Literarhistoriker erschlagen.

Seit 1913 saß er im preußischen Dreiklassenparlament. Ganz links. Liebknecht, Haenisch und Adolph Hoffmann bildeten das radikale Trifolium. Nichts ging ihnen weit genug. Und dann brach, an jenem schwülen Augusttage, der Weltkrieg herein. Die Geister begannen sich zu scheiden. In Haenisch wurde die ganze lange Vergangenheit seines Geschlechts, die Tradition der Beamten- und Offiziersfamilie mit einem Male lebendig. Jetzt mußte er bekennen. Alles drängte ihn dazu. Und von Stund an ward er ein Andrer. Er glaubte den Wilhelm und Bethmann, er glaubte den Militärs, daß Deutschland einen heiligen Verteidigungskrieg führe. Und so stellte er sich, grade im Interesse der deutschen Arbeiterschaft, wie er vermeinte, bedingungslos in die lange Front der „Durchhalter". Radek besuchte ihn in den ersten Kriegswochen oftmals. Stundenlange Auseinandersetzungen ergaben keine Verständigung. Schließlich schrieben sie sich nur noch. In einem langen Briefe an Radek vom vierten Oktober 1914 legte ihm Haenisch zum letzten Mal sein politisches Glaubensbekenntnis ab. Dieses charakteristische Schreiben ist dann von irgendwem als vertrauliche Drucksache in einigen Exemplaren vertrieben worden. Eine Niederlage, sagt Haenisch darin, würde Deutschlands kapitalistische Entwicklung und damit auch seinen Aufstieg zum Sozialismus aufs Furchtbarste hemmen, und er sieht das sozialistische Friedensziel in der Richtung der kommenden Vereinigten Staaten von Europa mit Ausschluß Rußlands und hofft dann auch die Auferstehung der Internationale feiern zu können. Anderthalb Jahre später zieht er in einem größern Buch die Bilanz der ‚deutschen Sozialdemokratie in und nach dem Weltkriege'. Ein Bekenntnis zu einer national-deutschen Sozialdemokratie: dem Klassenkampf wollen wir nicht abschwören, aber seine Formen wollen wir ändern. Das Gefühl der Zugehörigkeit zum deutschen Volke wollen wir uns von niemand mehr rauben lassen. In unserm Verhältnis zum deutschen Staatsgedanken müssen wir zurückgehen zu Lassalle und Schweitzer. Mitteleuropa. Nach dem Kriege müssen wir dafür sorgen, daß unser Volk nicht wehrlos dasteht. Republik oder Monarchie? Die frühere Begeisterung zahlloser Arbeiter für die bürgerliche Republik dürfte ganz beträchtlich abgekühlt sein durch das, was wir heute über die schwere Mitschuld der Herren Poincaré und Genossen an der Entfachung dieses Weltbrandes wissen. Standen wir bisher in unsrer praktischen Politik noch allzu stark unter den ideologischen Nachwirkungen der Jahre 1789 und 1848, so werden uns künftig weit mehr „die Ideen von 1914" beherrschen, die Ideen der großen Um- und Neugestaltung durch die Kraft der Organisation.

Eine Blütenlese. Stichworte. Nichts weiter. Aber sie lassen die innere Wandlung Haenischs deutlich erkennen. Einst Radikaler. Nie Revisionist gewesen wie die Landsberg, David und, auf halbem Wege, auch Scheidemann. Jetzt Sozialimperialist, ohne so weit wie Paul Lensch zu gehen. So war er denn auch ein Befürworter des unbeschränkten U-Boot-Krieges. In der ‚Glocke', der von Parvus und ihm herausgegebenen sozialistischen Wochenschrift, hat er niemals ein Hehl daraus gemacht.

Wie reimt sich das alles zusammen? Absolut ehrlich gegen sich selbst, mußte er, als junger begeisterungsfähiger Mensch aus der Gesellschaft gestoßen, dem Radikalismus verfallen. Er glaubte eben. Und dieser Glaube, dieses Vertrauen brachte er, unter andern Verhältnissen während des Krieges, auch den deutschen Militärs entgegen. Er schloß von sich auf Andre. Seine Irrtümer sind diesem Mangel an Skepsis, diesem Zuviel an Glauben entsprungen.

Im letzten Grunde ist er Synthetiker. Kein Analytiker. Ein Sinnender, aber kein wühlend Grübelnder. Ein Parteigelehrter. Ein verschämter Aesthet. Ein Kulturmensch. Ein Belesener. Ein nach stillen seelischen Freuden Langender. In jenem Briefe an Radek sagt er an einer Stelle: „Tolstoi, Dostojewski und Gorki habe ich stets scheu verehrt. Zola, Maupassant, Flaubert habe ich bewundert. Ein Teil meiner selbst sind mir nur Lessing und Goethe, Schiller und Freiligrath gewesen." Eine geistige Mosaik-Natur mit warmer Gefühlsgrundlage. Eine ziemlich stattliche Erscheinung. Den Kopf leicht nach vorn geneigt. Ein Anflug von Behäbigkeit. Ein Professor, Deutschphilologe und Historiker, der, dreiundvierzig Jahre alt, unmittelbar vor der Ernennung zum Studienrat steht.

Als Kultusminister hat er natürlich ein ganzes Bündel von Reformen in der Tasche. Zunächst hatte er freilich viel damit zu tun, Das auszuradieren, was Adolph Hoffmann, die andre Hälfte des Januskopfes im Kultusministerium, in allzu kriegerischem Eifer verfügt hatte, und den Kulturkampf gegen das Zentrum wieder abzublasen. Und dann legte er selbst los: Herstellung einer ständigen Verbindung des Kultusministeriums mit den Berufsorganisationen der deutschen Kulturwelt, Berufung neuer Männer in das Ministerium, Universitätsreform, Errichtung einer freien Hochschule für politische Wissenschaften in Berlin, Umwandlung der humanistischen Gymnasien in reine Gelehrtenschulen, Selbstverwaltung und Selbstgerichtsbarkeit der Schüler in den höhern Klassen, Beseitigung der geistlichen Schulaufsicht in der Volksschule, Einführung eines Unterrichts in vergleichender Religionsgeschichte, Hinzuziehung von Vertrauensmännern der Lehrerschaft zu allen Provinzialschulkollegien und, in weiter Ferne, Neuordnung des Verhältnisses von Kirche und Staat.

Reichliche Arbeit für die nächsten Jahre. Wird er die Widerstände, die sich dagegen regen werden, meistern? Die allgemeine Politik, die ihm nach dem Zusammentritt der preußischen Landesversammlung ein gemeinsames Vorgehen mit der Demokratie und dem Zentrum zur Pflicht machte, hat ihm zwei Vertreter dieser Parteien als Aufpasser im Kultusministerium an die Seite gestellt. Und so wird er preußische Kulturpolitik nur mit gedämpften Trommelklang machen können.

Phaedra von Alfred Polgar

Der politische Succus steckt in den folgenden Versen:

„Mög' dirs der Himmel lohnen nach Verdienst,
Und deine Strafe ein Entsetzen sein
Für alle, die mit schändlicher Geschäftigkeit,
Wie du, den Schwächen ihrer Fürsten dienen,
Uns noch hinstoßen, wo das Herz schon treibt,
Und uns den Weg des Frevels eben machen.
Verworf'ne Schmeichler, die der Himmel uns
In seinem Zorn zu Freunden hat gegeben!"

Auf welche Koterie am Hofe Ludwigs des Vierzehnten diese Verse zielten, weiß ich nicht. Aber offenbar zielten sie.

Von dieser leichten Berührung eines Seitenthemas abgesehen, bleibt das Trauerspiel mit aristotelischer Hartnäckigkeit bei seiner Sache: bei der sündhaften Liebe Phaedras zu ihrem Stiefsohn Hippolyt, der wiederum die athenische Kronprätendentin Aricia liebt. Die gräßlichen Verwirrungen, die sich aus Phaedras Begierde nach dem Theseus-Sohn ergeben, sind Dem, der es nachgelesen hat, bekannt. Zielbewußt geht das Drama in die hoffnungslose Sackgasse. Aber zwingend, im Sinne der Ananke der griechischen Tragödie, sind Folge und Ablauf der traurigen Geschehnisse nicht. Die arme Phaedra begeht nur Gedankensünde: und dann passiert so Schlimmes, obzwar noch gar nichts Schlimmes passiert ist! Theseus ist schuld, daß es zum Aergsten kommt. Offenbar ward die wilde Liebesgeschichte in seiner Familie von den Göttern nur angezündet, um ihn für leichtsinnigen Lebenswandel zu strafen. Er war, das wird im Drama oft erwähnt, ein hemmungsloser Erotiker: und muß nun im eigenen Hause das Toben des entfesselten Eros sehen. Zum Verhängnis wird ihm auch ein altes Guthaben, das er bei Neptun hat. Zur Rache aufgerufen, tötet der worthaltende Gott den Jüngling Hippolyt auf umständliche, jedoch überaus dekorative Art. Uebrigens vermochte das Unheil, das über sein Haus hereingebrochen, den Kraftmenschen Theseus nicht zu brechen. Er blieb der großartige Wüstling, der er gewesen, entführte, knapp nach Phaedras Tod, die Helena. Obwohl das desaströse Mädchen damals kaum zehn Jahre alt.

Es ist nicht die Schuld des antiken Sagenstoffes, sondern die seiner Gruppierung und dichterischen Auswertung durch den

französischen Klassiker, wenn, für heutige Augen, im Spektrum dieser ‚Phaedra' die Offenbachschen Linien besonders deutlich sichtbar sind. Trikot-Griechen stelzen über die Szene. Das Riesenformat der Figuren scheint zur Hälfte hohl; eine Art geschrumpfter Ueberlebensgröße ist ihr Maß. Nur die Phaedra hat Klang, Farbe, Fülle. Alle Andern lösen sich kaum aus der Fläche: sind wie notdürftig hinzukomponierte Legitimierungen des Schattens, den sie werfen. Die große Oper kündigt sich an. Gespenstige Kälte weht her von der erhabenen, edel kolorierten Wachsplastik dieser Tragödie.

Das Wertvollste ist die deutsche Uebertragung, leuchtend im Feuerzauber der Schillerschen Diktion. In der Gebundenheit des Verses voll entbundene Worte-Leidenschaft. Leben-tönend, dem Sprachinnersten entlauscht und von ihm her reguliert schlägt der dramatische Puls.

Das Burgtheater spielt die ‚Phaedra' auf jener vereinfachten Bühne der ‚Natürlichen Tochter'. Diesmal ist der Vorhang graublau, und durch seine herzige Guck-Guck-Raffung sieht man entweder, in zwei Akten, wieder einen Vorhang oder, in drei, die schwermütige Silhouette einer Trauerweide. Diese asketische Szenerie bleibt durchaus unverändert, nur die Sitzgelegenheiten auf der Bühne wechseln. Phaedra, das doppelt pervertierte Stiefmütterchen, ist Frau Bleibtreu. Wo sie ganz Heroine sein darf, stellt sie bestens ihr Mann-Weib. Für das Zerrissene des Phaedra-Gemütes fehlen ihr Zwischenfarben und Zwischentöne und das gewisse kühl-heiße Fieber eines unruhvollen Herzens. Sie ist keine Nerven-Harfenistin. Hippolyt: Herr Alfred Gerasch. Wie viele solcher edlen Jünglingswesen hat er schon aus dem biegsamen, diesmal ambrafarben gestrichenen Knie geschüttelt? Einer wie der andre. Sonderbar komisch seine G'schamigkeit, als ihm Phaedra die gefährlichen Confidencen macht.

Das Charakteristische dieser ganzen schätzbaren Schauspielerei, die man am ‚Phaedra'-Abend zu sehen bekam, dieser Leidenschaften, Ergriffenheiten, hell oder dunkel lodernden Gefühlsfeuer: ihre Unechtheit. Ihre Oberflächenherkunft. Ihre, der innern Resonanz entbehrende, Ton-Schwäche und -Flachheit. Man fühlte die grenzenlose Wurschtigkeit dieses Hippolyt gegenüber dieser Aricia, dieser Phaedra gegenüber diesem Hippolyt, man fühlte, wie fern diesem Theseus der Tod dieses Sohnes, dieser Gattin ging, daß Theramen seine spontane Erschütterung auswendig gelernt hatte, daß Oenone sich nicht ins Meer, sondern in ihre Garderobe stürzte, die hoffentlich geheizt war. Und man lernte den Respekt vor solch wohlgeübter, sicherer, guter Darstellungskunst, die all der Gleichgültigkeit listig Farbe des Interesses anzuschminken versteht und über all die Abgründe zwischen eigner und zu spielender Welt auf verläßlichen Notbrücken der Technik leichten Fußes hinüberspaziert.

Abschied vom Theater?

Man wirft in einem Nebensatz hin, daß man die Theaterkritik nicht lange mehr ausüben werde, und erwartet, von einigen — tapfer maskierten — Schauspielern zu erfahren, wie glücklich über alle Maßen sie seien, daß diese stinkende Pestbeule an dem reinlichen Körper ihrer Kunst endlich, endlich aufzubrechen und auszulaufen gedenke. Aber, ach, beim Theater kommts immer anders. Weniger die ausübenden als die empfangenden Elemente ergreift es mit wildem Weh. Bitt- und Beschwörungsbriefe prasseln. Eine Adresse von Anhängern, die mich nicht hergeben wollen, wird angekündigt. Ein schreibender Zeitgenosse versteigt sich zu der Drohung, er werde in öffentlichem Appell an mein Gewissen den Vorwurf der Fahnenflucht erheben. Und, als ginge ringsum sonst garnichts vor, heischt eine Lokalkorrespondenz für das weltbewegende Ereignis den Anteil der abonnierten Redaktionen, indem sie ihnen einen kurzen, aber gehaltvollen Nachruf anbietet. Ueberschrift: „Siegfried Jacobsohn — theatermüde." Der Gedankenstrich bedeutet wahrscheinlich, daß man eher erwartet hätte, in Versailles die flandrische Küste, Briey und die Ostseeprovinzen zugesprochen zu kriegen, als bei diesem schon hinreichend harten Friedensschluß zu Elsaß-Lothringen und dem Zubehör auch noch einen Theaterkritiker zu verlieren, und gar einen, den manche „den" Theaterkritiker nennen.

Vielleicht, weil ich der wirklich gewesen bin, mit allen unvermeidlichen Mängeln einiger hypertropisch entarteten Tugenden, darf ich in diese Erörterung eintreten; nachdem ich erklärt habe: Wer für möglich hält, daß ich die Komik verkenne, von der eine solche Erörterung zu solcher Stunde Deutschlands umwittert ist — „dem werd' ich mit der Faust gleich in die Fresse fahren". Ernsthaft wäre der Fall ja ohnehin erst dann zu erörtern, wenn ich den Abschied vom Theater nicht mehr im sorgenden Gemüte erwöge, sondern ehern entschlossen wäre, ihn heut oder morgen zu nehmen. Dann würde kein Spott einer ehrenvoll großen Feindeschar mich verhindern, die metaphysischen Zusammenhänge von meiner Theaterliebe Lust und Leid mit der Geschichte der Kunst und Kritik, mit dem Wesen des Judentums und mit der Besonderheit der letzten drei berliner Jahrzehnte bloßzulegen. Vorläufig tuns ein paar simplere Ueberlegungen. Ich frage einfach: Wann, glaubt Ihr, wird ein Mensch, der lukullische Mähler gewöhnt ist, und dem immerzu kraftloses, halbverdorbenes, widerwillig zubereitetes Dörrgemüse vorgesetzt wird, aber alle vier Monate einmal der Kriegsersatz eines lukullischen Mahls, wonach ihm die Alltagsküche noch scheußlicher schmeckt — wann, frage ich, wird solch ein Mensch an Unterernährung und Ekel verrecken? Das ist meine Situation. Ich fühle mich, als Theaterkritiker, bei lebendigem Leibe krepieren. Seit meinem neunten Geburtstag, an dem mir mein guter Großvater eine Reichsmark in die Hand drückte, damit ich mir auf der Stehgalerie des Hoftheaters Matkowskys Melchthal ansähe, habe ich rund zehntausend Abende von rund dreißig Jahren in Schauspiel- und Opernhäusern verbracht, mit weit aufgerissenen Augen

und Ohren, schwelgend, jauchzend, gierig in mich hineintrinkend, was das Heroenzeitalter der norddeutschen Bühne unerschöpflich verschwenderisch zu verschänken hatte. Als ich zwölf Jahre lang, ein seliger Zecher, mich unermüdlich darin geübt hatte, sämtliche Marken nach Blume, Farbe und Schwere zu unterscheiden: da begann ich, meine Wissenschaft mitzuteilen. Mit Ausruferstimme warnte ich vor den gepanschten und verschnittenen und pries die reinen, die süffigen an. Meine genießerische Zunge verfeinte sich mehr und mehr. Wem sie nicht sein Geschäft störte, der gestand zu, daß unbedingt Verlaß auf sie sei. Das hätte immer und immer so weiter gehn können. Und nun?

Nun wird ringsherum mit nichts als Wasser, und manchmal fauligem, ohne Zutaten, ohne kulinarischen Ehrgeiz gekocht und nichts als Wasser bei Tisch gereicht. Ich traue mir zu, alle Schwierigkeiten, die alle Köche heut haben, in Anschlag zu bringen. Aber was nützt mir die wohlwollendste, die geduldigste Einsicht, wenn ich von Woche zu Woche unfähiger werde, an so übertrieben spartanischen Tafeleien teilzunehmen und gar noch dergleichen zu begutachten! Das entspricht freilich nicht dem Zerrbild, das von mir umläuft. Was wäre einem Thersites willkommener als die Gelegenheit, Galle und Geifer zu spucken! Einmal trat in Berlin ein Graphologe auf, dem auch meine Handschrift, ohne Namensnennung, hinaufgereicht wurde. Er las eine grenzenlose Bejahungsfreude heraus. Triumphierend schrieb ein Professor, ders auf die Entlarvung des Psychologen abgesehn hatte: da habe mans, denn bekanntlich sei ich der Geist, der stets verneint. Der Graphologe war schlauer als jener Fanfaron der Aesthetik und Psychologie: ich bin nichts, wenn sich mir nicht triftiger Anlaß bietet, mich zu begeistern. Wo ist neuerdings dieser Anlaß? Eine Angst kommt hinzu, mir die Rede zu verschlagen. Vielleicht liegts an mir! Vielleicht hat das Theater — trotz der Ungunst der Zeitstimmung, trotz der fiebrigen Oberflächlichkeit der Besucher, trotz der Unergiebigkeit der Autoren, trotz dem lähmenden Spartacismus der Schauspieler —, vielleicht hat sichs trotzdem garnicht so sehr verschlechtert. Vielleicht hat nur meine Empfänglichkeit für die Bühnenwelt sich in demselben Grade verringert, wie mein Interesse für die Weltbühne sich verstärkt hat. Vielleicht frißt, wie einstmals in Reinhardt der Regisseur den Darsteller, so in mir der besessene Redakteur den leidenschaftlichen Schriftsteller auf. Vielleicht soll man nicht länger als zwanzig Jahre Kritiker sein. Vielleicht ists ein tiefes Unrecht, Herrn Theodor Becker überhaupt als Coriolan anzuhören, wenn man Matkowsky im dankbaren Herzen hat. Vielleicht muß mit jeder neuen Epoche eine neue Kritikergeneration heranwachsen und die alte hat die Verpflichtung, sich ein andres Gewerbe zu suchen. Vielleicht. Ich weiß es nicht. Aber ich quäle mich ab, dahinterzukommen. Als theaterverdrossener, nörgelnder, unfruchtbarer Schönhoff will ich nicht enden. Und so werd' ich dahinterkommen. Vielleicht braucht es dazu mehrere Jahre der Einsiedelei. Vielleicht genügen drei Sommermonate an der Nordsee. Also vertagen wir die Entscheidung bis zum Herbst. Da werden vermutlich für Deutschland noch andre wichtige Entscheidungen fallen.

Tendenz von Alfons Goldschmidt

Tendenz: das ist Zweckmäßigkeit ohne Glauben, das ist Auf-ein-Ziel-los-Lügen, das ist Färben, das ist Nach-einem-Plan-Schwindeln. Diplomatie ist Tendenz, Geschäft ist oft Tendenz, Berichterstattung ist ebenso oft Tendenz. Die ganze alte Politik war Tendenz, die Heerespolitik, die „reine" Politik, die Wirtschaftspolitik, die Sozialpolitik. Im Kriege wurde nichts ohne Tendenz gemacht. Kriegsberichte waren Tendenz, Heeresberichte, Statistiken, Kommentierungen, Darstellungen für innen und außen. Es gab eine Tendenzorganisation mit vielen Zweigorganisationen. In diese Organisation wurde alles reingeholt, was Kopf und Feder hatte. Die Tendenz wurde befohlen, es war eine disziplinierte Tendenz. Gegen die befohlene Tendenz durfte nicht geschrieben werden. Dieser Tendenzgeist war überall zu finden. In den Zeitungen, in den Parlamenten, in den Auslandsdarstellungen, sogar auf den Briefbogen, den Kuverts und in den Geschäftsberichten. Sie war zu finden auf Plakaten, in Broschüren, in Büchern. Sie hatte sich in die Seele eingefressen. Ganz Deutschland dachte mit der befohlenen Tendenz.

Ist das anders geworden? Ist die Tendenz fort, ist wirklich die Meinungs-Freiheit da, die Sage-Freiheit, die schöne Rücksichtslosigkeit? Die Tendenz ist noch immer da. Sie ist zwar nicht mehr so diszipliniert wie früher, aber sie ist da. Sie ist immer noch auf den Plakaten, in den Broschüren, in der Presse, für innen und außen, auf den Geschäftsschildern, in den Geschäftsberichten, in den Kinos, auf der Schaubühne. Im Schiller-Theater wurde kürzlich ein Stück durch Tendenz versaut. Ein glutköpfiger Schauspieler brüllte gegen den neuen Geist der Gegenwart und Zukunft, gegen einen Parteiführer der Unabhängigen und für Scheidemann allerlei Couplet-Unsinn in den Saal. Selbstverständlich wurde er betrampelt und beklatscht. Und gab einen verschärften Blödsinn, einen noch aufgetragenern Tendenz-Blödsinn zu. Wir kennen die Organisatoren dieser Frechheiten und Vermanschungen sehr wohl. Sie sitzen auf Klubsesseln wie die einst verschrieenen Kriegsgesellschaftler. Sie sind nicht besser, nicht ehrlicher, nicht sauberer als die ganze Ludendorfferei.

Der Plakatschwindel schreit zum Himmel, das Gesinnungs-Verdächtigen, der Meinungsanpeitschwindel, der Bilderfrevel, der die schönsten Mauern und Bäume verhunzt. Die alte Tendenzmacherei hatte wenigstens noch Zug und Einheitlichkeit: die neue ist verwirrt, dumm, ungeschickt, so quatschig wie nur möglich. Aber sie ist noch gefährlicher, denn sie hitzt zum Bürgerkrieg, sie macht blutberauscht. Je flacher sie ist, umso gefährlicher ist sie. Denn das Flachste ist die beste Peitsche. Wann endliche soll das aufhören? Man kann vor Ekel nicht mehr dagegen an.

Besonders widerwärtig ist die Tendenz gegen die revolutionär gesinnten Arbeiter. Sie sind den Tendenzsündern die Allein-Schuldigen, sie untergraben die Wirtschaft, sie sabotieren den Produktionsprozeß, sie verhindern den Arbeitsmarkt-Ausgleich, sie erschweren die Landbebauung. Sie sind die Teufel Deutschlands. Millionen sind es, Arbeiter und Angestellte, und alle sind sie den Tendenzsündern Teufel, Niederbruchsgestalten, Catilinarier, Rebellen, Heiligkeitszerstörer. Sie sind eben der Bürgerschreck, der Schreck der Privateigentümer, und damit sind sie für alle Bürgerlichen und ihre sozialdemokratischen Helfer gebrandmarkt. Man sieht nichts mehr, man erkennt keine Gründe mehr, keine Ziele mehr, keine Notwendigkeiten mehr. Es wird geknüppelt, gelogen, bestochen, buntgedruckt, und so wird die deutsche Wirtschaft systematisch ruiniert.

Selbstverständlich machen die Unternehmer, die Aktienverwalter, die Mehrgewinnabschöpfer feste mit. Man lese die Geschäftsberichte. Fast in jedem zweiten ist Tendenz gegen die Arbeiter, Lohngejammer, Steuerangst und Steuerklagen, niemals aber Gerechtigkeit. Rasende Furcht vor der Sozialisierung, Hoffnung auf das Maschinengewehr, versteckte Hoffnung, aber doch erkennbare Hoffnung. Das treibt man seit Beginn der Revolution. Man beschuldigt und schöpft zugleich die Reserven aus, die Dividendentöpfe. Man erhöht die Tantiemen, zahlt Einlagen zurück, fetter gemacht durch Reserve-Anteile, man defraudiert in die Mauern, in die Brieftaschen, in die Safes, über die Grenzen, drinnen und draußen. Man nimmt die Friedensentschließung vorweg und flieht mit der Pinke nach dem noch deutschen Schleswig-Holstein. Man flieht mit der Pinke im Flugzeug, durch Bestechung, im Einverständnis mit dem Auslandskaufmann. Es gibt kein Defraudationsmittel, das man nicht anwendet, während man die Arbeiter Teufel und Halunken nennt.

Das Neueste ist der Tendenzkonkurs. Angefangen damit hat die Stahlwerk-Becker-Aktien-Gesellschaft, ein Expansionsunternehmen, ein Unternehmen mit dicken Kriegsgewinnen, mit aufgeklatschten Schnellstahlreklamen und mit einer erfolgreichen Schluckarbeit. Im vorigen Jahre hat die Gesellschaft die Bochumer-Bergwerks-A.-G. geschluckt, erfolgreich und billig rübergenommen, eine Gesellschaft mit über 1 Million Tonnen Kohlenanteil am Kohlensyndikat, mit einem erheblichen Koksanteil, mit Zentralschächten und Zweigzechen. Dieses Unternehmen läßt die Stahlwerk-Becker-Aktien-Gesellschaft glattweg in Konkurs gehen, obwohl sie Mittel und Kredite genug hat, um die Förderung aufrechtzuerhalten. Sie hat 24 Millionen Mark Aktienkapital, hat nach der letzten Bilanz reichlich Bankgelder, reichlich Reserven, offene und stille Reserven, hat kürzlich erst neue Mittel durch Anleihe reinbekommen und hat selbstverständlich wesentliche Krediterlangungsmöglichkeiten. Denn sie hat ja Bankverbindungen und nicht zu knapp. Weshalb also ging die Bochumer-Bergwerks-Aktien-Gesellschaft in Konkurs? Weil man den Arbeitern Furcht einjagen wollte, weil man den Tendenzzentralen Peitschmittel geben wollte. Das ist denn auch geschehen, und irgendein Reptilienverließ hat eine Frechheit und Fälschung, eine Irreführung in alle bürgerlichen Spalten hineingespieen. Aber die Sache ist allzu durchsichtig. Konkurse, Stillegungen, Zusammenbrüche, Schachtersäufungen, Transportbehinderungen, Aussperrungen, Sabotierungen — alles das brauchte nicht zu sein. Man muß sozialisieren, anständig und tatsächlich sozialisieren, man muß sozialisieren, wie die Revolution es verlangt. Und man muß die Mittel, den Kredit rationieren, man muß sofort die Banken verstaatlichen, und die verstaatlichten Banken unter Aufsicht der Bankräte stellen. Dann muß man durch die Arbeiterräte und die Angestelltenräte die Betriebsnotwendigkeiten in der Industrie untersuchen lassen, muß untersuchen lassen, was an Mitteln vorhanden und verfügbar ist, und was gebraucht wird. Dann wird es keine Konkurse produktionstüchtiger Unternehmungen mehr geben, man wird keine brauchbaren Werte verkommen lassen, man wird die Gelder hinleiten, wo sie gebraucht werden. Dann werden die Verschleierungstransaktionen aufhören, die Privatmächlereien gegen die Produktion, das Schieben, das Wegholen und Wegwerfen produktionsnotwendiger Gelder, das Bereitstellen von Millionen und Übermillionen für die Gegenrevolution. Man muß eben von unten kontrollieren lassen, und mit dem Unten muß das Oben zusammengehen. So nur läßt es sich machen, anders nicht.

Rundschau

Das Heil von außen

Was wir bereits gestorben
glaubten,
ist, hols der Teufel, wieder da:
die alten achselstückberaupten
Commis der Militaria.

Das wandelt wie in alten Tagen,
für alles Neue gänzlich taub:
man trägt nur manches auf dem
Kragen
und ist ein Kerl wie Eichenlaub.

Das sind doch alles Kleidermoden:
der Aermelschmuck und wie das
heißt . . .
Man stellt sich einfach auf den
Boden
der neuen Welt — im alten Geist.

Und haben wir den Krieg verloren:
die Herren, silberig besternt,
verschließen ihre langen Ohren —
sie haben nichts dazugelernt.

Und nur ein Friede kann uns
retten,
ein Friede, der dies Heer zerbricht,
zerbricht die alten Eisenketten —
der Feind befreit uns von den
Kletten.
Die Deutschen selber tun es nicht.

Kaspar Hauser

Das Bild als Narr

Unter diesem Titel gab Ferdinand Avenarius, von der besten Ueberzeugung, wie immer, durchdrungen, im Krieg eine Sammlung feindlicher Kriegskarikaturen (bei Callwey in München) heraus.

Nun, da die Zeiten, was die kriegerische Begeisterung anbetrifft, etwas ruhiger geworden sind, sehen wir uns das Büchlein, das übrigens sehr gut ausgestattet ist, mit kühlen Blicken an.

Gleich der Anfang beweist, wie man so eine Karikaturensammlung nicht an- und auffassen soll. Da handelts sichs um eine Serie des himmlisch frechen Hermann Paul in der ‚Assiette au beurre‘, diesem von keinem deutschen je erreichten französischen Witzblatt. Das Sonderheft ‚La guerre‘ stammt aus dem Jahre 1901 und geht gegen den Krieg, und zwar gegen den Krieg überhaupt, gegen die Soldaten, gegen alle Soldaten. Und weil die romanischen guten Witzblätter nicht, wie unsre lauen, streicheln und spotten und versteckt kichern, sondern mit Keulen schlagen und mit Pfeilen töten, so hat der Zeichner in wenigen Bildern das Thema restlos bis zu Ende erledigt. Die Heuchelei, die Kraftprotzerei, die Wonne der Frau über ihren tötenden Mann, wenn er nur siegt und nicht von den andern getötet wird — alles ist drin. Und was liest nun Avenarius heraus? „Was man drüben sich selber nachsagt“. Aber das ist ja garnicht wahr! Paul mußte Franzosen als Vorbilder nehmen, weil die Satire sonst chauvinistisch gedeutet werden konnte. Er wollte aber sagen: così fan tutte Natürlich sind die Franzosen nicht ausgenommen, aber das sind keine französischen tadelnden Glossen gegen die eigenen Soldaten, sondern es geht um die Soldaten der Welt. (Uebrigens lohnt es schon wegen dieser Reproduktionen aus der bisher in Deutschland verboten gewesenen Zeitschrift, das Buch zu erwerben.)

Der alte Vorwurf gegen Avenarius, er schulmeistere zu viel — hier muß ich ihn unterschreiben. Es geht nicht an, hinter jeder Karikatur mit dem Bakel zu stehen und zu deuten: erstens, zweitens und drittens . . . Karikaturen sind der Ausdruck eines

Willens — die guten der Ausdruck des künstlerischen, die schlechten der des nationalen Willens —, und man kann ihnen nicht mit Tinte, nur mit dem Herzen begegnen.

Damit steht es nun faul. Natürlich haben wir in Belgien nicht Kinderhände zum Frühstück gegessen und Frauen grundsätzlich nur aufgespießt und gebraten. Dagegen sind die viel geschmähten Zeichnungen Raemackers nicht übel, und, halten zu Gnaden, nicht einmal ganz falsch. Und was die „allerlei Propheten" anbetrifft, so wäre es klug gewesen, mit ihrer Verspottung bis nach Kriegsende zu warten. Und Widersprüche besagen garnichts, denn die Karikatur ist kein logisches Kolleg . . . Was bleibt?

Es bleibt die Konstatierung von wirklichen Geschmacklosigkeiten, die nicht entschuldigt werden können und sollen. (Solche hat der Verlag Curtius in einer sehr verdächtigen Publikation gesammelt; Preis und Inhalt lassen fast befürchten, daß sie für Sadisten und solche, die es werden sollen, berechnet ist.) Es bleiben Lügen und ungeheuerliche Uebertreibungen. Aber, Herr Avenarius, erlauben Sie mir eines zu sagen: Lieber noch das als die von Ihnen geschätzte deutsche Karikatur, die zu mau und zu flau — Sie sagen: zu vornehm — ist, um wirklich aufzupeitschen. Man muß hassen, wenn man karikiert, nicht nur reklamiert sein wollen. Mag sich im Haß die Stimme überschlagen, mögen Fratzen ans Licht kommen, Ausgeburten der Hölle — es fließt Herzblut darin, zum mindesten das Herzblut Derer, die es bejubeln. Ich wünsche uns solch kräftige Hasser und solch freche Lacher.

Aber als kleine wohlfeile Sammlung feindlicher Karikaturen stellen wir uns das Buch gerne ins Regal.

Peter Panter

Antworten

T. O. Sie setzen Ihre Debatte über unsre „Negativität" einseitig fort, da ich, durchdrungen von Schillers Ueberzeugung, daß mit der Dummheit Götter selbst vergebens kämpfen, Ihre und geistesverwandte Episteln nicht mehr beantworte. Ich tu es auch heute nicht. Ich lasse Schopenhauer antworten. Dem macht Einer Ihres Schlages den Einwand: „Ehe man einem etwas nimmt, muß man etwas Besseres an dessen Stelle zu geben haben." Und Schopenhauer — man sieht ihn die Hände ringen — erwidert: „Wenn ich nur das nicht immer hören müßte! Einen von einem Irrtum befreien, heißt nicht, ihm etwas nehmen, sondern geben: denn die Erkenntnis, daß etwas falsch sei, ist eben eine Wahrheit."

Freier Verlag in Bern. Du versendest die folgende Notiz: „Eine durch die deutsche Presse veröffentlichte halbamtliche Meldung versucht, die Echtheit der ‚Deutsch-Bolschewistischen Dokumente' anzufechten, die von dem ‚Committee on Public Information United States of America', dem von Wilson geschaffenen offiziellen Nachrichtenbureau, im ‚Freien Verlag' in Bern herausgegeben worden sind. Dabei stützt sich diese halbamtliche Meldung auf das unbelegte Ergebnis einer parteiischen Untersuchung, die von den Angeschuldigten selbst vorgenommen worden sein soll. Dem gegenüber kann der ‚Freie Verlag' im Interesse einer wahrheitstreuen Information der deutschen Oeffentlichkeit mitteilen, daß, auf Veranlassung des Präsidenten Wilson, sämtliche Dokumente durch eine durchaus unbefangene wissenschaftliche Kommission

des Nationaldepartements für Geschichtswesen in Washington nach allen Methoden der Geschichtsforschung genau auf ihre Echtheit geprüft worden sind. Der Bericht dieser Kommission, der namhafteste Gelehrte und Professoren angehörten, stellt die Echtheit und Authentizität der Dokumente einwandfrei fest." Als schon vor jener „halbamtlichen Meldung" die Deutsche Allgemeine Zeitung die Dokumente für gefälscht erklärt hatte, meinte die ‚Welt am Montag': „Dieses Dementi ist völlig wertlos. Nicht bestreiten, sondern widerlegen! Solange das nicht geschieht, haben wir mehr Vertrauen zu den von amerikanischen Gelehrten geprüften Dokumenten als zu der Veröffentlichung eines Blattes, das schon so oft in höherm Auftrag lügen mußte." Und nach jener „halbamtlichen Meldung" schrieb die Freie Zeitung in Bern: „Diese ‚halbamtliche' Meldung ist nichts als erbärmliches Verlegenheitsgestammel und leere Behauptung. Doch nein: wir täten der Erklärung der deutschen Schöpfer und Geburtshelfer des Bolschewismus unrecht, wollten wir ihr jegliche Beweiskraft absprechen; denn Eines wird ja zur Evidenz erwiesen: nämlich, daß die Angeklagten faktisch nicht in der Lage sind, gegen die in den ‚Siebzig Dokumenten der deutsch-bolschewistischen Verschwörung' erhärteten Tatsachen auch nur das leiseste Entlastungsargument aufzubringen". Daß das niemals möglich sein wird, glaubt Jeder, der dieses Buch gelesen hat und sich über die Reden und Handlungen unsres alten wie unsres neuen Regimes längst keinen Illusionen mehr hingibt.

Erwachsener. Sie brauchen mir wirklich nicht zu Hilfe zu kommen. Selbst unter den Schauspielern rührt sich bereits die Opposition gegen den Irrsinn ihrer Leute, den Thespis auch noch spielen zu wollen. Das Ergebnis ist ja doch klar: der Sieg der Mittelmäßigkeit. Wem ein vernünftiger Direktor keine Hauptrolle zuweisen kann, der will sie sie sich eben selber zuweisen. Davon die Folge wieder wäre die finanzielle Verkümmerung. Wenn, zum Beispiel, mit einem genialen Tenor, der die Kasse füllt, der Vertrag zu erneuern wäre, so verhindern das drei brave Tenöre, deren Gemeinde aus je zehn Backfischen vom Olymp besteht, und die Kasse gähnt. Aber da die zahlenden Kunden, die streiken, zugleich die künstlerisch anspruchsvollsten sind, so wird der Zuschauerraum allmählich leichter zufriedenzustellen sein als bis dahin und der Ehrgeiz der Sänger immer mehr einschrumpfen. Wie man es drehe: der künstlerische und wirtschaftliche Verfall sind hier untrennbar. Im übrigen — was bedarfs noch theoretischer Auseinandersetzungen! Die Praxis bestätigt mich niederschmetternder, als selbst ich es befürchtet hatte. Lest den aktenmäßigen Bericht, den in Heft 16 der ‚Masken' die Direktion des Düsseldorfer Schauspielhauses von der Schauspieler-Diktatur erstattet, und eine Gänsehaut nach der andern wird euch befallen. Damit ist freilich noch nicht erreicht, daß die Schauspieler überall zur Besinnung kommen. Und deshalb ists für die Sache vielleicht von Nutzen, daß der Kultusminister, den die Gilde „einstimmig" stürmisch ersucht hat, mich nie wieder in ihren Angelegenheiten um Rat zu fragen, mir aus eigenem Antriebe schreibt: „Ein Wort zu Ihren Bemerkungen in der neuesten Nummer der ‚Weltbühne': Es versteht sich ganz von selbst, daß ich mich durch das Geschrei der Schauspieler keinen Augenblick davon abhalten lassen werde, Sie um Ihre weitere Mitarbeit bei der Reform der Staatstheater zu bitten. Wenn ich auch als ‚zu weich' verschrieen bin — so schwach bin ich denn doch nicht, um mich von einer Protestresolution ins Bockshorn jagen zu lassen."

Uralter Berliner. Der Ausspruch, den ich in Nummer 17 von Lindau zitiert habe, gibt Ihnen die Frage ein, wieso dieser Ihr Jugendgespiele hier nicht bei seinem Tode „gewürdigt" worden sei. Darauf antworte Ihnen ein Brief Hans Oldens, der Lindau jahrzehntelang nahe gestanden hat, und den ich deshalb um eine Charakteristik gebeten hatte: „Lindau — so gern ich Ihren Wunsch erfüllte: das geht nicht. Es würde ein Eiertanz, der für den Zuschauer keine Freude wäre. Sie, Sie haben diese Figur, als Sie über seine Erinnerungen schrieben [am sechzehnten August 1917], aus weiter Entfernung, patina-goldig, ja eigentlich ganz richtig gesehen. Und so mancherlei des ‚Besonderen', das Sie von mir gezeichnet wünschen, war auch in Ihrem Bilde. Im Fleische wandelnd war er ja aber noch viel schöner. Ja, er gehörte überhaupt — wenn nicht als Persönlichkeit, so doch als Farbenfleck — zu den stärksten Valeurs der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Aber, aber . . . Wer ihn kannte, könnte ihn — wenn er es sonst kann — nur dichten. Wie — bei allem Abstand — Falstaff, Datterich . . . Es ist die Kategorie: der wundervollen ganz Unwürdigen. Denen nicht beizukommen ist. Die Moral und Welt überwinden. Vor denen man sich nur durch Liebe retten kann. Das Wunder der Persönlichkeit zeigt sich, wo ein Sündenbündel hinreißend wird, stärker als an einem Heiligen. Aber Kinder und Anverwandte der Herren Falstaff und Datterich würden die Nekrologisten Shakespeare und Niebergall vermutlich verklagt haben. Ergo: es geht nicht." Finden Sie aber nicht, uralter Herr und Freund, daß in diesen paar Sätzen Lindau greifbarer wird als in den längsten Charakteristiken, die nach seinem Tode erschienen sind? Mir jedenfalls ist keine bessere zu Gesicht gekommen.

Verlag Soundso. Nein, das wollen wir nun allerdings garnicht. „Verboten gewesen! Das Geheimleben des Berliner Hofes! Ein Günstling des Kaisers! Erinnerungen und Enthüllungen!" Und was da alles inne steht: „Die Privatgemächer Ihrer Majestäten. Hausregeln. Der Kaiser in Geldsachen. Seine Knickrigkeit. Behandlung der Dienstboten durch Ihre Majestäten." Natürlich ist das Ganze — woraus denn auch sonst! — „aus den Papieren und Aufzeichnungen einer Hofdame der Kaiserin". Nein, aber garnicht! Sein Menschentum interessiert uns nur insoweit, als es uns den verwichenen Herrscher erklärt. Die Privatperson ist belanglos. Aber was seid Ihr doch für Domestiken, daß ihr die Ecken der Gefallenen ausschnüffeln müßt! Nicht der Kaiser hat das Land ins Unglück gestürzt, sondern seine hemmungslosen, lieben, deutschen, allemal tiefergebenen und ersterbenden Untertanen.

F. G. Nach Ihrer Meinung geht meine Behauptung zu weit, daß es mit der Presse nichts ist, und daß es mit ihr auch nichts werden wird, solange sie nicht auf eine völlig neue Basis gestellt ist. Darüber wird hier im Laufe der Zeit noch eine Menge zu sagen sein. Inzwischen erfreuen wir uns an den kleinen Belegen, die diese Institution für ihre eigene Todgeweihtheit alltäglich liefert. Im ‚Vorwärts' stand am siebzehnten März ein Artikelchen über den ‚Herzog von Abfundien'. Darin wurden dem Jobber der Republik Gaunereien nachgesagt, die nach unsern Feststellungen über den schweren Jungen zwar niemand mehr überraschten, die aber doch eigentlich noch erheblich belastender waren, und deren Berichtigung selbst hartgesottene Menschenverächter erwarteten. Es vergingen Tage und Tage, Morgen- und Abendblätter — keine Berichtigung erschien. Als ich nach zween Wochen die Frist für verstrichen hielt, zitierte ich, am dritten April, aus dem ‚Herzog von Abfundien'

ein paar der hübschesten Sätze, die sich auf dessen Auseinandersetzung mit dem Geldmann der ‚Republik', Herrn Schwabach, bezogen. Diese Auseinandersetzung war bis dahin, wohlgemerkt, bei uns nicht berührt worden. Und nun, drei Wochen nach dem dritten April, fünf Wochen nach dem siebzehnten März, am Morgen des sechsundzwanzigsten April ist im ‚Vorwärts' zu lesen: „Die ‚Weltbühne' hatte vor einiger Zeit heftige Angriffe des volkswirtschaftlichen Mitarbeiters der ‚Republik' Alfons Goldschmidt gegen deren Chefredakteur Wilhelm Herzog veröffentlicht, die sich auf dessen Auseinandersetzung mit dem frühern Geldgeber der ‚Republik', einem Herrn Schwabach, bezogen. Jetzt sendet uns der Vertreter Herzogs, Oscar Cohn, ein längeres Schreiben, dem wir entnehmen: Schwabach ist von Herzog über den Charakter der zu gründenden Zeitung nicht getäuscht worden, die Abstandssumme, die Schwabach nicht an Herzog persönlich, sondern an die Verlagsgesellschaft zahlte, war nicht so hoch wie angegeben worden war und auch nicht von Herzog in der Schweiz angelegt worden. Auch von andrer Seite wird uns bestätigt, daß die Kritik, die Goldschmidt in diesen Punkten an der Handlungsweise Herzogs übte, mit den Tatsachen nicht übereinstimmt, somit auch der Kommentar hinfällig wird, den wir seinerzeit an sie knüpften." Ich bin überzeugt, daß die meisten meiner Leser ein Mindestgrad von anständiger Gutgläubigkeit verhindert, die ganze Neuartigkeit, die Beispiellosigkeit dieses journalistischen Bubenstücks zu erfassen, und will ihnen deshalb zu Hilfe kommen. Der ‚Vorwärts' greift, völlig unabhängig von uns, nach selbständigen Informationen, den Jobber der Republik an. Da gegen diese Angriffe wenig, gegen unsre garnichts geschehen kann und gegen beide nichts geschieht, so wirken sie und wirken allmählich derartig, daß was geschehen muß. Der Jobber der Republik, der Grund hat, sich selber nicht viel zu vertrauen, setzt die Parteimaschinerie in Bewegung. Er schickt den angesehenen Abgeordneten Oscar Cohn vor. Der wird mir als Mann von so naiver Lauterkeit dargestellt, daß er förmlich geschaffen dazu sei, gewiegten Betrügern auf den Leim zu kranchen. Diesen alten Genossen abzuweisen, fällt dem ‚Vorwärts' nicht leicht. Aber welcher Zeitung fällts leicht, ihre eignen Behauptungen zu berichtigen? Das ist die Not, die Redakteure erfinderisch macht. Der unsre schiebt die Beschuldigungen, gegen die Oscar Cohn sich wendet, seelenruhig der ‚Weltbühne' zu, vermeidet schlau, auch nur anzudeuten, daß diese sie erst aus dem ‚Vorwärts' entnommen hat, kompromittiert meine Zeitschrift, als welche unhaltbare Dinge verbreite, und ist seinesteils ein schneeweißes Engelchen, das den Jobber der Republik der Gemeinschaft der Reinen für würdig erklärt. Der Gemeinschaft dieses ‚Vorwärts' ist er allerdings würdig. Aber man soll Goldschmidts und meine Neigung, uns in unserm Kampf gegen einen Hochstapler hinterrücks überfallen zu lassen und noch dazu mit vergifteten Waffen, gefälligst nicht überschätzen. Goldschmidt erklärt auf Oscar Cohns „Berichtigung" von vier Mitteilungen, daß er keine der vier gemacht habe. Alle vier hat vielmehr der ‚Vorwärts' gemacht. Goldschmidt weiß allerdings, daß die Berichtigung der dritten Mitteilung keine ist. Wenn nämlich Oscar Cohn behauptet, daß Schwabach die Abstandssumme nicht an Herrn Herzog persönlich, sondern an die Verlagsgesellschaft ‚Republik' gezahlt habe, so erwidert Goldschmidt, daß Schwabach seine Anteile an Herrn Herzog abgetreten hat, sodaß dieser einziger Gesellschafter der Verlagsgesellschaft wurde, also auch die ganze Abstandssumme erhielt. Ich vermute, daß mit der Berichtigung fünf Wochen gewartet worden ist, damit inzwischen

einige Anteile irgendwem übertragen werden konnten und die Lüge den Anstrich der Wahrheit bekam. Jedenfalls hat Goldschmidt das Recht, in seiner Verwahrung gegen den ,Vorwärts' zu sagen: „Die Behauptungen meines Artikels (in Nummer 9 der ,Weltbühne'), die wesentlich auf ganz andre Handlungen und Eigenschaften des Herrn Herzog zielten, sind bis heute in keinem Punkt widerlegt worden. Ich halte sie sämtlich aufrecht. Herr Herzog hatte Gelegenheit, sich vor einer unparteiischen Stelle zu verteidigen, eine Unrichtigkeit meiner Angaben vor dieser Stelle nachzuweisen. Er hat davon nicht Gebrauch gemacht." Er wird von dergleichen nie Gebrauch machen. Er kann sich nur wehren, indem er seine Gegner schmierig und frech verleumdet. Ob er im ,Vorwärts', der Goldschmidts Verwahrung von zweiunddreißig Zeilen auf acht gebracht, also bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt hat, auch dann einen Sekundanten gefunden hätte, wenn der Chefredakteur Friedrich Stampfer nicht verreist gewesen wäre: das wird dieser nach seiner Rückkehr aus Versailles gefragt werden. Vielleicht ist ihm doch nicht gleichgültig, daß man seine Abwesenheit benutzt, um eine Zeitung, die sich ,Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands' nennt, in eine Hehlerzentrale der pseudosozialistischen Schieber Berlins zu verwandeln, die nicht dadurch sauberer werden, daß man ihre Ware immer mal wieder beschlagnahmt.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Annahme für Vorwetten

Rennen zu

Berlin-Grunewald: 4. Mai
(Rennen des Union-Club)
Magdeburg: 4. Mai
München-Riem: 4. Mai
Berlin-Karlshorst: 8. Mai

Trabrennen zu

Hamburg-Farmsen: 4. 7. Mai

Annahme von Vorwetten für Berlin **bei persönlich** erteilten Aufträgen bis **3 Stunden** vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen, für auswärtige Plätze nur am Tage vor den Rennen bis 7 Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9, Eing. Innsbrucker Str. 58
Oranienburger Straße 48-49
(an der Friedrichstraße)
Schiffbauerdamm 19
(Kommission für Trabrennen)

und an den Theaterkassen der Firma **A. Wertheim**

Leipziger Str. 132 (nur wochentags geöffnet)	**Tauentzienstr. 12a**
Nollendorfplatz 7	**Rathenower Str. 3**
Planufer 24	**Königstraße 31/32.**

Für **briefliche** und **telegraphische** Aufträge Annahme bis **3 Stunden** vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Der alte Wahn von Heinrich Ströbel

Die Entwicklung geht entsetzlich langsam. Wer diesen Kriegswahnsinn und diesen Friedensjammer erlebte, empfing tiefstes Verständnis für die abgründige Verzweiflung jenes Pessimismus, der jede geschichtliche und gesellschaftliche Entwicklung überhaupt leugnet, dem alles Geschehen nur der wüste Traum eines grausamen Dämons ist. Man muß sich schon mit lebendigster Vorstellungskraft in die Greuel verschollener Jahrhunderte, hinabgerollter Jahrtausende zurückversetzen, um nicht lähmender Skepsis zu verfallen. Man muß an die Zehntausende gefangener Sklaven denken, die Roms siegreiche Feldherren ans Kreuz schlagen ließen, an die Scheußlichkeiten der römischen Bürgerkriege, an die Christenverfolgungen, an das Wüten der Inquisition, an den entmenschten Wahn der Hexenverbrennungen, um des, sei es noch so langsamen, Aufstiegs inne zu werden. Und um sich zu sagen, daß der Weltkrieg und seine Nachwehen nicht der Normalzustand dieser Tage sind, sondern nur ein heftiger Fieberschauer, ein Rückfall in die Barbarei überwundener Zeiten und Vorstellungen. Aber allzu lange währt nun schon das Fieber. Soll es nicht zur Pest werden, die die ganze Kultur des zwanzigsten Jahrhunderts austilgt, so müssen sich die Gesunden in allen Ländern zur entschlossenen Abwehr zusammentun.

Ein beängstigender Anfall des Kriegswahnsinns, den man doch, trotz allen Konvulsionen in Deutschland, bereits im Verebben wähnte, hat Italien heimgesucht. Wilsons Einspruch gegen die Annektion Fiumes und andrer kroatischer und dalmatischer Küstenstädte hat einen nationalistischen Paroxismus hervorgerufen. Möglich allerdings, daß auch dieser nationalistische Ausbruch mit allem Raffinement inszeniert worden ist, daß man, wie in Deutschland, dem Volkskörper den Chauvinismus injizierte, um ihn gegen das Fieber der Revolution unempfindlicher zu machen. Hoffentlich geht der Anfall rasch vorüber. Ein Ausweg, etwa die Neutralisierung der umstrittenen Küstenstädte, muß ja gefunden werden, wenn nicht die Tollheit abermals die Vernunft frech vergewaltigt. Denn daß Wilsons Prinzip richtig ist, muß auch Italien begreifen. Welcher Wahnwitz wäre es, den Kroaten und Serben den Zugang zum Meere vermauern und durch Befriedigung kindischen Nationalstolzes glühenden Volkshader entfachen zu wollen!

Welch märchenhaften Grad von Einsichtslosigkeit aber verrät die Spiegelung des Orlando-Wilson-Konfliktes in der deutschen Presse! Hier hatte man den schlagenden Beweis für die ungeheure Schwierigkeit, dem Programm des Rechtsfriedens und des nationalen Selbstbestimmungsrechts über nationalistisch-

imperialistische Aspirationen zum Triumph zu verhelfen. Den Beweis zugleich für die leidenschaftliche Ehrlichkeit des großen amerikanischen Pazifisten. Aber nicht so zeigte man die Dinge dem Publikum, sondern mit der hämischen Schadenfreude des lauernden Dritten. Alle Bosheiten des italienischen Chauvinismus setzte man mit Behagen dem deutschen Publikum vor: daß Wilson ein faselnder Phantast sei, ein Schwächling, der Italien die bescheidensten Gebietserwerbungen versage, während er Frankreich das Saar-Revier und Frankreich und England den fettesten Kolonialraub nicht zu wehren vermöge. Als ob auf diese italienischen Klagen nicht sofort zu antworten gewesen wäre: Ist eure Entrüstung über den französischen und englischen Imperialismus ehrlich gemeint und wollt Ihr Deutschland vor Ungebühr schützen, so solltet Ihr doch Wilsons Programm unterstützen, statt dem Annektionismus der Andern durch eignen Annektionismus zu Hilfe zu kommen! Aber so schrieb man nicht, sondern man freute sich diebisch der Entente-Zerwürfnisse und der Verlegenheiten Wilsons. Man war glücklich, daß der Rechtsfriede zu scheitern drohte. Man glaubte ja im Innersten nicht eine Sekunde an ihn, hielt den Präsidenten der Vereinigten Staaten für einen Faselhans und die Machtpolitik für das einzig Wahre. Nicht von einem versöhnenden Ausgleichsfrieden und einer den Weltfrieden kraftvoll schirmenden Liga der Nationen erwartet man das Heil der Zukunft und die Rettung Deutschlands, sondern von dem Zerfall der Entente, von neuen politischen Kombinationen, neuem Weltkrieg und neuer Machtverteilung. Mag Deutschland dabei einstweilen auch unter die Räder kommen, mag der neue Aufstieg auch noch in nebelnder Ferne liegen — wenn man nur das Fiasko der verhaßten und verachteten Friedensidee erlebt, wenn nur der Völkerbund eine lebensunfähige Fehlgeburt bleibt und Europa ein grollender Krater!

Deutschland ist nicht einmal äußerlich zum Pazifismus bekehrt, trotz dem schönen Völkerbundsentwurf, den die deutsche Friedensdelegation mit nach Paris genommen hat. Dieser Entwurf verdiente Dank, wenn ihn nicht Männer des alten Systems, sondern bewährte Bekenner der Rechtspolitik überbrächten, wenn er als bescheidene Mitarbeit an dem ungeheuer schwierigen Friedenswerk gedacht wäre, statt als brüske Forderung: das verlangen wir, wenn wir eure ganze Arbeit nicht für Bluff und Schwindel halten sollen! Nein, man ist in Deutschland noch weit ab von jeder Einsicht. Wie man das Schuldbekenntnis verweigert, so verweigert man auch dem guten Willen der Andern verstockt den Glauben. Man sieht noch immer nur die Gier, die Ränke, die Arglist der Andern, und die belebendste Hoffnung ist, daß dereinst der Tag komme, der diese dunklen Mächte den

eignen Interessen dienstbar mache. Noch haben die heute Regierenden nichts aus dem Weltkrieg gelernt, noch beherrscht sie der alte Wahn, der alte Machtwahn.

* * *

Warner, deren Mahnungen man so souverän mißachtete, wie nur die Bethmänner der vier Kriegsjahre die Mahnungen der Besonnenheit in den Wind schlugen, haben gezeigt, daß die Auswahl der Friedensdelegierten von keinem Gegner eines guten deutschen Friedens tückischer hätte getroffen werden können. Aber unsre Regierer, im Reich wie in Preußen, beweisen überall diese glückliche Hand. Für alle Posten finden sie unfehlbar die Untauglichsten, Reaktionärsten, Bemakeltsten, und existiert irgendwo noch ein besonders Kompromittierter, der bisher übergangen wurde, so wird schleunigst für ihn ein Posten geschaffen. Herr Lensch kriegte seine Professur, und Herr Adolf Köster bekommt seinen Botschafterposten in — Hamburg. Früher spottete die rote Preußenfraktion dieser lächerlichen Legatiönchen, dieser skandalösen Sinekuren, und heute vergibt der ehemalige Vorsitzende dieser Fraktion selbst solche Aemter!

Und ausgerechnet Herr Doktor Adolf Köster wird Botschafter in Hamburg. Der Typus journalistischer Charakterlosigkeit. Einer der schlimmsten literarischen Handlanger der Hindenburg-Aera. Kriegsstimmungsstimulant und Tirpitzianer. Durch Adolf Köster erfuhr ich zuerst von dem Tirpitz-Projekt des schonungslosen U-Boot-Kriegs. Mehrere Wochen, bevor Herr Tirpitz seine Absichten tastend in die Presse lancierte, erzählte mir der von der Westfront kommende Kriegsberichterstatter davon in der Redaktion des ‚Vorwärts‘, in der ich damals noch saß. Ohne eine Spur Entrüstung, als angeregter Ueberbringer einer pikanten Neuigkeit. Ich fragte den Mann, ob er einen solchen Plan denn wirklich ernst nehme. Ob er denn nicht wisse, daß er allen Grundsätzen des Völkerrechts, aller Humanität ins Gesicht schlage, daß er das Bekenntnis zur hemmungslosesten Barbarei sei. Der ehemalige Theologiebeflissene Köster bewies für meine völkerrechtlichen und ethischen Bedenken nicht das leiseste Verständnis. Mit dürren Worten erklärte er mir, daß ihm im Kriege jedes Mittel erlaubt erscheine, das Erfolg verspreche. Ich war verblüfft, solcher Mentalität bei einem ehemaligen Theologen und einem Sozialisten von stark aesthetischer Imprägnierung zu begegnen. Die sittliche Hundeschnäuzigkeit machte mich heftig, ließ mich ihn einen Schüler des „Hunnenpastors Naumann“ nennen, dessen nationalistisch korrumpierte Psyche er doch selbst einmal vor Jahren so mitleidslos analysiert habe. Herr Köster lächelte nur, lächelte das überlegene Lächeln des Realpolitikers, das wir „Utopisten“ in den vier Jahren so oft zu sehen bekamen, und empfahl sich. Ich habe ihn seit dieser

Begegnung nicht wiedergesehen, auch kein Verlangen danach getragen. Nach der Revolution gesellte sich der Vertraute der Tirpitzianer dem journalistischen Kometenschweife der Scheidemann-Regierung, bis auch für ihn ein Pöstchen abgefallen war. Nun soll er in seiner Vaterstadt die Diplomatenkarriere beginnen und nebenbei die Abfallsgelüste der Handelsherren von Flensburg eindämmen. Ob grade der Realpolitiker Köster den ethisch nicht minder vorurteilslosen schleswigschen Realpolitikern besonders imponieren wird?

* * *

„Die Volkswehr muß durchdrungen sein vom Geiste der Solidarität mit der Arbeiterschaft. Jeder Mann muß sich als Proletarier im Waffenrock fühlen. Das Blut, das in den deutschen Staaten fließt, ist Arbeiterblut. Das Niederschmetternde dieser Kämpfe, die Berge von Leichen in allen Städten auftürmen, ist, daß sich aus diesen Bruderkämpfen der Arbeiter die Reaktion erhebt, um das Proletariat zu erwürgen." So der Staatssekretär für das Militärwesen in — Oesterreich. Sein preußisch-deutscher Kollege Noske spricht eine andre Sprache. Er ist kein Utopist, wie der Oesterreicher, der von der Solidarität der Proletarier träumt, kein Phantast, der an einen Frieden der sozialen Aussöhnung glaubt, sondern ein handfester Machtpolitiker, der nur der Wirkung des Knüppels und des Säbels traut. In Danzig riet er jüngst seinen Getreuen, gegen den „Streikterror" zum Knüppel zu greifen. Er wenigstens werde nach diesem Rezept verfahren, soweit sein Arm dazu ausreiche. Einer müsse ja doch den ganzen Dreck ausfressen.

Herr Noske mag einen soliden Magen haben: aber nicht er, sondern das deutsche Volk wird leider den Dreck ausfressen müssen. Selbst dem ‚Vorwärts' ist von den Kostproben schon übel geworden. Hat doch in Stettin ein Haufen aufgeputschter Ostschutz-Freiwilliger eine friedliche Volksversammlung mit Reitpeitschen angegriffen und unter wehr- und waffenlosen Männern und Frauen mit Revolvern und Handgranaten ein Blutbad angerichtet. (Daß das offiziöse Depeschenbüro diesen rüden Tobsuchtsakt eines aufgestachelten Landknechtshaufens zunächst in einen kommunistischen Putschversuch umzufälschen suchte, vermochte bei der Art unsrer halbamtlichen Berichterstattung schon nicht mehr zu überraschen.) Und gleich darauf muß der ‚Vorwärts' bekümmert fragen: „Was geht in Libau vor?", und einen Offizier erzählen lassen, wie dort die Kommandierenden des Ostschutzes mit den baltischen Junkern unter einer Decke spielten, um die demokratische Regierung zu stürzen. Und, o Aergernis, in derselben Nummer muß das Zentralorgan der Mehrheitssozialisten melden, daß die viertausend Mann des Elften Depots der Republikanischen Soldatenwehr vom Corps Lüttwitz völlig

eigenmächtig aufgelöst worden seien, ohne daß Herr Noske oder sein Vertreter Gilsa die blasseste Ahnung von diesem Streich gehabt hätten. So offenbart sich Tag für Tag grausamer die Ohnmacht der Regierungssozialisten und die Allmacht des leichtfertig großgezüchteten Militarismus. Klingt da die Erzählung der ‚Freiheit' noch unglaubhaft, daß ein Oberst ihrem Gewährsmann, einem Professor, ganz offenherzig auseinandergesetzt habe, wie man eines schönen Tages mit dem ganzen Unfug der Revolution aufräumen, nämlich ein paar tausend der unbequemsten Revoluzzer aller Richtungen einfach an die Wand stellen werde? Und wäre es bei solchen Sturmzeichen nicht dringend geraten, dem Machtwahn der Knüppel- und Säbelpolitik zu entsagen und es lieber selbst einmal im Innern mit der Versöhnungs- und friedlichen Konfliktsschlichtungspolitik zu versuchen, die man doch für die Außenpolitik in saubere Paragraphen gebracht hat?

* * *

Aber derweil man den Mut hat, von der siegreichen Entente den Frieden des Rechts und der Versöhnung zu fordern, verlangte man von der hoffnungslos bedrängten Räte-Regierung in München die bedingungslose Unterwerfung. Dem Starken gegenüber beruft man sich auf das Recht, dem Schwachen zeigt man unbarmherzig die Faust! Schon hat man, wenn die Meldungen stimmen, einundzwanzig bereits halbtot geprügelte Gefangene in Starnberg „standrechtlich" erschossen. Ein Stand-„Recht" existiert ebensowenig wie ein Recht zum schonungslosen U-Boot-Krieg. Noske kann sich höchstens auf den Kommune-Schlächter Gallifet als Vorbild berufen. Aber Gallifet war das brutale Werkzeug der erzreaktionären versailler Regierung, während die Regierungen Scheidemann und Hoffmann doch revolutionären und sozialistischen Ursprungs sind. Und was noch werden uns die maßlos erbitterten Straßenkämpfe in München, von denen wir heute, am zweiten Mai, hören, alles an Greueln bringen? Schon sollen die Kommunisten in der Wut über ihre blutigen Verluste Geiseln erschossen haben. Die lichtenberger Falschmeldung sollte zu doppelter Vorsicht mahnen. Oder will man getreulich das Vorbild von Paris kopieren, wo man die Erschießung von sechsundsechzig Geiseln mit der Niedermetzelung von siebzehntausend Communarden „sühnte"?

Der alte Wahn, der unselige, unausrottbare Machtwahn! Draußen sucht er den siegreichen Gegnern durch winselndes Drohen und drohendes Winseln gnädige Friedensbedingungen abzupressen, und im Innern wirbt er mit Knüppel und Reitpeitsche, mit Handgranaten und Standrecht für die soziale Versöhnung! Und im Volke der Denker regt sich nicht, in allen Parteien, unwiderstehliche Auflehnung gegen diese Politik der sichern Selbstvernichtung?

Der Seekrieg von L. Persius

IV.

Wilhelm und Heinrich

Als Chef der Flotte verzeichneten die Ranglisten der Kaiserlichen Marine früher: „Seine Majestät der Kaiser und König Wilhelm", und an der Spitze des aktiven Seeoffiziercorps stand als ältester Großadmiral: „Albert Wilhelm Heinrich, Prinz von Preußen, K. H." Was taten Beide für die Flotte vorm und im Kriege?

*

Ehe durch Gottes Gnade Wilhelm der Zweite auf den deutschen Kaiserthron gesetzt und damit auch zum obersten Kriegsherrn der Marine befördert wurde, der der Prinz Wilhelm nur als Oberst à la suite des Seebataillons angehört hatte, verlief das Dasein unsres Flottchens in Ruhe und Beschaulichkeit, niemand zu Liebe, niemand zu Leide. Bismarck gewann uns mit einigen Kreuzern unter freundlicher Zustimmung Großbritanniens fast unsern gesamten Kolonialbesitz. Keinerlei Bedrohung wurde von irgend jemand in der damaligen, den deutschen Interessen völlig genügenden Seerüstung erblickt. Dann aber, Ende des vorigen Jahrhunderts, begann die Zeit, da Tirpitz sich an die Arbeit machte, um das Wort des Kaisers: „Der Dreizack gehört in unsre Hand" zu verwirklichen. Welche Motive leiteten Wilhelm den Zweiten zum forzierten Kriegsschiffsbau? Zunächst Großmannssucht und Eitelkeit. Zu ihrer Befriedigung brauchte er eine starke, mindestens ziffernmäßig starke Flotte. Wenn aus reaktionärem Kreise behauptet wird, die Schaffung einer gewaltigen Seerüstung sei das unvergängliche Verdienst Wilhelms des Zweiten, sie sei der Ausfluß seiner pflichtgetreuen Auffassung von der notwendigen Weltmachtstellung des Deutschen Reiches gewesen, so geht man über solche Redensarten getrost zur Tagesordnung über. Die schon vorliegenden Veröffentlichungen und die sicherlich noch zahllosen nachfolgenden über Wilhelm den Zweiten werden auch Dem, dessen Blick bisher byzantinisch verschleiert war, klar machen, daß von Pflichttreue, ernster Auffassung für seine Stellung und dergleichen nicht die Rede sein kann. Krasser Materialismus war die Triebfeder für fast jede Handlung des Exkaisers.

Den Flottenbau betrieb Wilhelm der Zweite zu seinem Vergnügen, zur Unterhaltung, wie alles, was er unternahm, diesem Zweck diente. Heute legte er sich aufs Florettieren, morgen aufs Komponieren. Dann saß er im Ruderapparat, dann wieder widmete er sich der Konstruktionszeichnung von Schiffen. Die Flotte war ihm nötig als Hintergrund während der Kieler Woche, als Eskorte bei seinen ‚Hohenzollern'-Nordland-Fahrten. Ernstlich an ihrer Vervollkommnung zu arbeiten, lag ihm weltenfern.

Der Gedanke, daß Wilhelm der Zweite, einer seiner Söhne oder sein Bruder Heinrich ernste Arbeit leisten könnten, ist absurd, findet keinen Platz im Hirn des Verstandesmenschen.

Die Entwicklung des Flotten-Personals und -Materials hat schwer unter der Einwirkung Wilhelms des Zweiten gelitten. Die guten Eigenschaften der meisten Mitglieder des Seeoffiziercorps wurden durch den üblen Einfluß Wilhelms des Zweiten vielfach ertötet. Kriecherei nach oben, Fußtreten nach unten, ungesundes Strebertum, Genußsucht, Bombastereien wurden durch ihn großgezogen, und dem Material hat er durch sein Dreinreden in die Kriegsschiffkonstruktionen unendlich geschadet. Unter dem Motto: „Mehr scheinen als sein" entstand so mancher Kriegsschiffbau. Es war im Königlichen Schloß zu Berlin, am fünfundzwanzigsten Februar 1905: ich war aus Ostasien in die Heimat zurückgekehrt und hatte Wilhelm dem Zweiten die Abgabe meines Kommandos zu melden. Ich erzählte ihm, daß die Chinesen mein Schiff mit geringschätzigen Augen betrachtet hätten, weil es nur Einen Schornstein führte. Schiffe mit mehreren Schloten, auch wenn sie schwächer armiert waren, hätten sich der Achtung dieser Kinder in weit höherm Maße erfreut. „Nein, nein, so ists überall, nicht nur in China", wurde ich unterbrochen. „Die Menschen wollen Sand in die Augen gestreut bekommen. Klappern gehört zum Handwerk, das sage ich Tirpitz immer. Powerful, powerful muß solch ein Kasten ausschauen. Das ist die Hauptsache." Nach diesem Grundsatz entstanden die meisten unsrer Schlachtschiffe, mit vielen Schornsteinen und dicken Gefechtsmasten, mit vielen Kanonen — aber von zu schwachem Kaliber.

Im Kreise des Personals der Marine erfreute sich Wilhelm der Zweite keiner Sympathien. Die Offiziere der ‚Hohenzollern' — diese Garde — und ähnliche Günstlinge unterdrückten selbstverständlich jede Kritik, aber sonst wurde offen über den Kaiser geschimpft. Man nahm ihn nicht ernst, wußte, daß er ein Charlatan sei. Nun hat Wilhelm der Zweite dem Korrespondenten der ‚Daily Chronicle' erklärt, daß seine Generale ohne seine Zustimmung gemacht hätten, was sie wollten. Das taten sie, und das taten mehr oder minder alle Offiziere bereits im Frieden. Die zahllosen Allerhöchsten Kabinettsordres wurden mit einem Lächeln gelesen und beiseite gelegt. Niemand richtete sich danach. „Je mehr Luxus und Wohlleben um sich greifen, umso mehr hat der Offizier die Pflicht . . ." Wer kennt sie nicht, alle die leeren Worte! Luxus und Wohlleben wurden im Offiziercorps durch Wilhelm den Zweiten großgezogen.

Wilhelm der Zweite hat — wenn auch nur „mit dem Munde" — unsre Flotte geschaffen, leider, denn sie war der ureigenste Grund des Krieges und unsrer Niederlage. Ohne unsre Flotte hätte sich Großbritannien niemals unsern Feinden ge-

fellt. Aber was tat nun Wilhelm der Zweite im Kriege für die Flotte? Er erschien oft in Kiel und Wilhelmshaven und hielt Ansprachen. Nach der Schlacht vor dem Skagerrak sagte er, am fünften Juni an Bord des Flotten-Flaggschiffs in Wilhelmshaven, zu der Abordnung der Mannschaften sämtlicher Schiffe: „Die englische Flotte wurde geschlagen. Der erste gewaltige Hammerschlag wurde getan, der Nimbus der englischen Weltherrschaft ist geschwunden. Ein neues Kapitel der Weltgeschichte ist von euch aufgeschlagen. Der Herr der Heerscharen hat eure Arme gestählt, hat euch die Augen klar gehalten. Kinder, was ihr getan habt, das habt ihr getan für unser Vaterland, damit es in alle Zukunft auf allen Meeren freie Bahn habe für seine Arbeit und seine Tatkraft . . ." Ein sehr loyaler, äußerst königstreuer alter Seeoffizier, der die Schlacht mitgemacht hatte und bei der Rede anwesend war, sprach bald darauf die folgenden Worte: „Wir lagen mit unsern arg zusammengeschossenen Schiffen am Bollwerk. Die vielen Toten und Verwundeten wurden an Land geschafft. An den Kais standen die schwarz gekleideten Angehörigen, Frauen und Kinder weinten herzzerbrechend. Uns war garnicht siegestrunken zu Mut. Wir wußten, daß dies die erste und die letzte Schlacht gewesen war, die wir schlagen konnten. Unerhörtes Glück hatten wir gehabt, undenkbar, daß es noch einmal so gut für uns abgehen würde. Da kam der Kaiser an Bord, sehr aufgekratzt, übersät mit Orden, umgeben von seinem großen Gefolge, das lachend gnädigst rechts und links Händedrucke und Glückwünsche austeilte. Die bombastische Ansprache des Kaisers, der ganze Zauber war mir so widerwärtig, daß ich mich schüttelte. Ich ziehe die Uniform aus, sobald es möglich ist."

*

Und der Prinz Heinrich? Typisch war seine ausgeprägte Vorliebe für alles Englische. Die teilte er mit seinen Geschwistern. Wilhelm der Zweite sprach an Bord des englischen Flaggschiffs des Mittelmeergeschwaders ‚Royal Sovereign' — angetan mit der Gala-Uniform eines britischen admiral of the fleet — zu den das luncheon einnehmenden Offizieren die Worte: „Ich kann Sie versichern, daß einer der schönsten Tage meines Lebens, den ich nicht vergessen werde, solange ich lebe, jener Tag war, wo ich die Mittelmeerflotte inspizierte, an Bord des Admiralsflaggschiffs stieg und meine Flagge zum ersten Mal gehißt wurde. Ich möchte meinen Gefühlen und den Gefühlen meiner Seeoffiziere Ausdruck geben . . . und trinke auf das Wohl der britischen Flotte, ihrer Admirale und Offiziere."

Heinrich fühlte sich am wohlsten, wenn er auf der Pall Mall oder Picadilly lustwandeln konnte, oder im Frack Gast englischer Klubs war. Am liebsten sprach er nur englisch. Für den Dienst schwärmte er lediglich im allerersten Anfang einer

neuen Betätigung, etwa wenn er zum ersten Mal als Kommandant oder als Admiral ausfuhr. Ausdauer besaß er auf keinem Gebiet, bei keiner Beschäftigung. Nicht einmal im Sport. Er saß gern am Ruder in seiner Yacht, wenn frische Brise unter blauem Himmel wehte. Gabs Regen oder eine Flaute, so verließ er bald den Posten als helmsman. Die meiste Zeit verbrachte er mit Dösen. „Lesen verdummt", sagte er mir mal. Das Spiel mit seinen Dackeln tröstete ihn über manche Stunde weg, wo seine Begleitung keinerlei Amüsement für ihn ausfindig zu machen wußte. Unterhaltung schaffen: das war stets unsre größte Sorge, wenn sich der Prinz an Bord befand. Ueberaus launisch war er; das hatte er von seinem Vater geerbt. Ich habe reichlich unter diesen Launen gelitten. Längere Zeit hatte ich „die Ehre", mit ihm auf einem Schiff zusammen zu sein. Bei seiner Launenhaftigkeit passierte es oft, daß man heut im schönsten Tee, morgen im tiefsten schwarzen Kaffee war. Wegen einer Lappalie. Ein Erlebnis. Am siebzehnten Dezember 1899, vormittags zehn Uhr, ging der Panzerkreuzer ‚Deutschland' auf der Paknam-Reede — vor Bangkok — zu Anker. Eine königlich siamesische Yacht kam zur Begrüßung heran, auf der sich allerhand Prinzen samt Gefolge befanden, in goldstrotzenden Uniformen mit preußischen Orden angetan — Roter Adler- und Kronen-Orden Erster Klasse darunter. Heinrich lehnte am Fallreep; ich stand neben ihm und machte meine Glossen über die recht exotisch aussehenden Leutchen, die unten auf dem Deck des Fahrzeugs mit der weißen Elefanten-Flagge standen. „Erinnert mich an den Empfang eines Südsee-Häuptlings", sagte ich und erzählte, daß dieser Herr in einer Uniform, die sicherlich aus einem Trödlerladen des berliner Mühlendamms stammte, an Bord gekommen wäre, mit seinen Lackstiefeln in der Hand, die er sich, weil sie ihn drückten, auf der Fahrt im Boot ausgezogen hatte. Königliche Ehren mußten der Vorschrift entsprechend dem braunen Häuptling erwiesen werden; die Mannschaft stand in Paradestellung, auch Salut erhielt er, als er, ein wenig voll des guten deutschen Schaumweins, das Schiff verließ. Während ich so harmlos schwatzte, und meine Gedanken in den Kokoswäldern der Südsee und bei lieblichen Samoanerinnen lustwandelten, hatte ich nicht bemerkt, daß der Prinz in höchster Erregung zurückgetreten war. „Nun hören Sie aber auf, Herr!", so wurde ich unsanft in meiner Erzählung unterbrochen. „Hüten Sie Ihre Zunge! Sie scheinen mir nicht das geringste dynastische Gefühl zu haben." Sprachs und ging mit stark aufstampfenden Schritten nach achtern, mich verdutzt am Fallreep stehen lassend. Bis der „hohe Herr" verschmerzt hatte, daß ich jedes dynastischen Gefühls bar sei, verging eine geraume Zeit.

Auch der Prinz war im Seeoffiziercorps nicht beliebt. Man wußte, daß er dienstlich nichts leiste, bei einem Kriege niemals

als Führer der Flotte in Betracht kommen würde. Und dennoch schluckte er die Ehren und manches Andre, was mit dem Posten als Chef der Hochseeflotte in Verbindung stand. Bei Ausbruch des Krieges war er „Generalinspekteur der Marine". Diese Stellung war eigens für ihn geschaffen worden. Tatsächlich bedeutete sie nichts. Der Prinz war eben kalt gestellt. „Verabschieden" konnte man ihn doch nicht; das hätte im übrigen eigentlich schon, wäre er ohne Konnexionen gewesen und mit dem Maß andrer Sterblicher gemessen worden, viel früher geschehen müssen. Gut also, daß Heinrich während des Krieges seiner Leidenschaft, im Auto zu sitzen, frönen konnte. Erfreulich selten fühlte er seemännischen Tatendrang. Kams dazu, so fuhr er mit ein paar alten Kähnen, die man ihm zu seiner Verfügung gelassen hatte, oder um die er den Flottenchef bitten mußte, und an denen nichts verloren war, in der Ostsee umher. Einmal, zu Anfang des Krieges, gondelte er mit dem ‚Blücher' sogar bis zum Finnischen Meerbusen. Es „soll" der Feind in Sicht gekommen sein! Von einem Teilnehmer an der Fahrt hörte ich, daß die Rückkehr angetreten worden sei, als man glaubte, in die Nähe der feindlichen Minenfelder gekommen zu sein. Das war klug; es wäre noch klüger gewesen, die ganze Expedition zu unterlassen, die Kohlen zu sparen — denn welchem Zweck sollte sie dienen? Das wäre ein Rätsel geblieben, wenn nicht bald darauf der Pour le mérite am Halse Heinrichs gehangen hätte.

(Fortsetzung folgt)

Preußische Studenten von Ignaz Wrobel

Wir haben in Deutschland keine Revolution gehabt — aber wir haben eine Gegenrevolution.

Die Technische Hochschule in Charlottenburg stellte sich auch ihrerseits auf den Boden der neuen Regierung, und es bildete sich im November 1918 ein Studenten-Rat, bestehend aus sieben Mann, der sich hauptsächlich um wirtschaftliche Fragen zu kümmern hatte; er vermittelte Wohnungen und trieb ähnlichen fanatischen Umsturz. Im Februar 1919 wurde auf Grund eines komplizierten Wahlrechts eine Studenten-Vertretung gewählt, bestehend aus fünfzehn Mann.

Diese Studenten-Vertretung tat nichts und tut nichts. Denn das ist das Wesen jeder Organisationstätigkeit gebildeter Menschen in Deutschland: sie bleiben alle im Apparat stecken. Die Kommissionen sind ihnen wichtiger als die Sache, die Maschinerie näher als der Zweck ihrer Arbeit. Jeder einigermaßen gewerkschaftlich geschulte Leiter könnte den Herren zeigen, wie man etwas erreicht. Sie aber arbeiten Verfassungsentwürfe aus und Vorschläge und Wahlordnungen und Geschäftsordnungen, und jede Gruppe und jedes Grüppchen arbeitet streng getrennt

und gesondert von den andern, und alle zusammen erreichen garnichts.

Nun sitzt in der Technischen Hochschule ein Verbindungsoffizier der Freicorps. Die Hochschule war früher ein wissenschaftliches Institut: sie scheint heute so eine Art Soldatenmarkt zu sein, denn der Verbindungsoffizier, der inzwischen in die Studentenvertretung hineingewählt worden ist, wirbt und agitiert für den Eintritt in die Freicorps.

Offenbar doch nicht mit großem Erfolg. Am zwölften April berief der Rektor der Hochschule eine Studentenversammlung ein. In dieser Versammlung berichtete ein jenaer Student, wie er mit einer kleinen Delegation in Colberg gewesen sei und dort mit Hindenburg und Groener gesprochen habe. Hindenburg habe sich zurückhaltend und sachlich wie immer benommen — Groener habe die Formationen an der Ostgrenze zwar als genügend stark für den Grenzschutz bezeichnet, benötigte aber für den Fall innerer Unruhen Offiziere und Studenten als Stützen, als „Corsettstangen" für die Freicorps. Man solle unter den Hochschülern werben: für die nächsten drei oder vier Monate würden Zeitfreiwillige gebraucht.

Nun war die Frage: unterstützten die Hochschulen diese Werbungsaktion, so waren Die im Nachteil, die dem Ruf zu den Waffen folgten; es mußten also die Drückeberger angetrieben werden. Aber wie? Nun, durch Schließung.

Ein frühere Versammlung im Kaiserhof war für die Schließung gewesen: die Hochschüler von Hannover liegen in Bereitschaft, Erlangen und Leipzig haben geschlossen, Darmstadt hat keine Bedenken, und Berlin will die Studentenschaft befragen. Noske, von der Kaiserhof-Versammlung antelegraphiert, antwortet: er sehe nach dem Vortrag der militärischen Dienststellen nun auch ein, daß die Beteiligung der Studenten am Grenzschutz nötig sei; auf die Frage der Schließung ging er nicht ein. Mit dieser Versammlung hatte es übrigens eine eigne Bewandtnis: sie war zwar von Universitätsbehörden einberufen worden, aber auf den Wunsch des Herrn Lüttwitz von der Knüppel-Garde-Schützen-Kavallerie-Division. Der Soldat winkte, und es erschienen: die Rektoren (oder deren Vertreter) aller Hochschulen sowie Vertreter der Studentenschaft, aber Vertreter, von denen die Studentenschaft nichts wußte.

In der Versammlung der Technischen Hochschule am zwölften April befürwortete ein Sprecher der Korporierten die Schließung nicht.

Dagegen haben die wichtigsten und größten Studenten-Verbände ein Flugblatt herausgegeben, das zum Eintritt in die Corps auffordert; den Freiwilligen werden darin die größten Versprechungen gemacht. „Das Opfer der Studentenschaft muß herrlichen Lohn finden. Wenn sie das feldgraue Kleid wieder

anlegt, dann folgen auch andre Stände, die bisher sich zurückgehalten haben, dann haben wir das Heer, nach dem wir rufen." Es wird gedroht: „Dafür, daß diejenigen Studierenden, welche dem Ruf zu den Freiwilligen-Regimentern nicht folgen oder nicht folgen können, doch in dieser Zeit zum ‚Hilfsdienst' jeder Art sich stellen, werden wir . . . sorgen." Das heißt: wer nicht Soldat wird, soll durch neue Maßnahmen in seinem Studium geschädigt werden.

Dieses der Tatbestand.

Wir resümieren: Die deutschen Hochschulen stellen sich in ihrer Gesamtheit den Freiwilligen-Formationen zur Verfügung. Die Minderheit, die sich dieser Bewegung nicht anschließt, soll durch Einführung einer neuen, den Reichsgesetzen widersprechenden Dienstpflicht geknebelt werden. Ueber den Wert der Freiwilligen-Formationen gehen die Ansichten auseinander; wir vertreten hier die Meinung, daß sie nicht nur Unrecht bekämpfen, sondern auch Unrecht verteidigen, und daß man gut täte, sie je eher desto besser aufzulösen. Es zeugt gegen Noske, wer alles ihn lobt. Aber die Studenten?

O alte Burschenherrlichkeit! Der Student von heute ist ein geistiger Commis, der nicht studiert, sondern zum Examen paukt. Ein paar Idealisten sind darunter, die an der Universität denken lernen wollen, die sich voll Freude mit abstrakten Dingen beschäftigen — der größte Teil schiebt sich gelangweilt und langweilig durch die Semester, paukt und bezahlt seine vorgeschriebenen Kollegs und macht dann das Examen, das die Tür zum Brotstudium öffnet. Stellenanwärter.

Die Politik ist ihnen Hekuba. Das heißt: so ganz doch nicht. Das Wort Sozialismus schreckt auch die Mutigsten, die Vorstellung, die Sitzbank mit einem begabten Volksschüler teilen zu müssen, füllt die Hosen. Sie stehen fest wie ein Mann zum alten System, das ihnen zwar nichts zu essen, aber die Ehre gab, jene Ehre, die uns in der ganzen Welt lächerlich und verhaßt gemacht hat. Dazu kommt der Typ des zurückgekehrten und im Kriege beförderten Reserve-Offiziers: die jungen Herren können sich schwer in das Zivilleben hineinfinden — hier wird nicht gebrüllt, und hier wird nicht mit den „Kerls" herumkommandiert; hier werden nicht unkontrolliert Lebensmittel unterschlagen, und hier wird bezahlt, was man braucht. Und ob die Bedienung so ausgezeichnet ist wie damals im Felde, als noch wehrlose Menschen anschwirrten, wenn man pfiff . . . o alte Burschenherrlichkeit!

Wer ist schuld an dieser neuen Militarisierung? Niemand weiß es. Einer verkriecht sich hinter den Andern.

Wir haben aber dieses alberne Spiel mit der Kompetenz satt.

Wir verlangen von der Regierung: sie möge sich klar entscheiden, ob sie den Bestrebungen betriebsamer Militärs länger ruhig zusehen will, oder ob sie sie gradezu billigt. Wir wollen wissen, woran wir sind. Haben wir eine Dienstpflicht, oder haben wir keine? Soll diese aufwachsende Generation wissenschaftlich noch weiter verludern, oder soll sie arbeiten, was doch den Handarbeitern immerzu vorgepredigt wird? Leben wir in einer Republik oder in einem Kasernenhof?

Und was die Notwendigkeit dieser militärischen Maßnahmen angeht, so liest mans heute so und morgen anders: Noske selbst ist unsicher, schwankt und erklärt bald den Eintritt der Studenten für dringend erforderlich und bald für nur wünschenswert.

Am neunundzwanzigsten April tagte ein zweiter Kongreß der Vertreter der Senate und Studentenschaften von siebenunddreißig Hochschulen und bittet Noske, die politischen Verhältnisse darzulegen. Noske: der Ernst der Stunde mache es zur Pflicht, die Studentenschaft unverzüglich zum Anschluß an die Reichswehrverbände aufzufordern. Die Versammlung befürwortet nun allerdings die Schließung der Hochschulen nicht, will aber im Herbst ein Zwischensemester für das ausgefallene Sommersemester der Freiwilligen einlegen. Wichtig ist ferner, daß „alle Prüfungserleichterungen und Vergünstigungen über (?) Anrechnung des Kriegsdienstes, die bis zur Beendigung des Kriegszustandes in Geltung waren, auch auf die Freiwilligen ausgedehnt werden sollen". Die Folge? Die aufwachsende Generation verludert wissenschaftlich immer weiter.

Noske spricht vom Ernst der Stunde. Wir Andern werden alle das Gefühl nicht los, daß die mühsam konstruierten Gründe für diese Aktionen Vorwände sind. Der Kern liegt tiefer.

Traurig genug, daß dieses Volk seinen gottverfluchten Militarismus erst los werden wird, wenn ihm die Sieger das Waffentragen verbieten. Die wollen für sich, und sie wirken für uns. Die Deutschen kommen schon „in der Welt voran"; aber sie brauchen immer einen fremden Napoleon.

Wir leben in keiner Republik. Wir leben in einem verhinderten Kaiserreich, in einem Kaisertum, dessen Oberhaupt grade einmal hinausgegangen ist. Die volle Sympathie der sogenannten gebildeten Stände ist auf der Seite des verjagten und geflohenen Monarchen: käme er heute wieder, sie steckten all ihre Flaggen zum Fenster hinaus! Was sind das für Köpfe: sie pappen Bolschewistenplakate an die Mauern, aber als unsre Väter, Brüder und Söhne in den Gräben verdreckten und verlausten, als sie zu tausenden verreckten — da warben sie für die Kriegsanleihen, und kaum eine Hand rührte sich für die unschuldigen Opfer einer verbrecherischen Politik.

Vom Geiste spürest du keinen Hauch. Das jagt und wimmelt umher — immer auf der Suche nach einer Brotstelle, ohne alle Ideale, ohne den leisesten Schwung einer Idee, die über die Karriere hinausgeht. Und es ist ja nicht bedeutungslos, wie dieser wissenschaftliche Nachwuchs ausfällt: denn das sind unsre künftigen Verwaltungsbeamten und Staatsanwälte und unsre technischen Beiräte und Regierungsbaumeister und Oberlehrer und Theologen.

Diese Kaste ist rettungslos monarchistisch verseucht. Vielleicht kommt eines Tages eine andre Schicht an ihre Stelle, eine andre Jugend, wirklich junge Menschen mit bebendem Pulsschlag, mit heißen Köpfen — anstatt dieser traurigen, ledernen Gesellen, denen Repräsentation über alles geht, und die heute noch nicht eingesehen haben, daß wir einen großen Krieg heraufbeschworen, verschuldet und durch eigne Schuld verloren haben. Sie halten sich noch für das auserwählte Volk Europas, der Welt — und der Entente werden sies besorgen. Haben wir nicht den Bolschewismus?

Was uns fehlt, ist eine Revolution. Die Gegenrevolution haben wir. Wird unser Volk so viel Kraft haben, diese träge, an ihren alten Vorteilen und Vorurteilen klebende Minderheit wegzufegen und die stickige Atmosphäre wahrhaft zu reinigen?

Das ists, worauf alles ankommt.

Die Flöhhatz von Peter Panter

Im Jahre 1573 erschien zu Straßburg: ‚Ein New geläs auff das vberkurtzweiligest zubelachen, wa anders die Flöh mit stechen einem die kurtzweil nicht lang machen' von Johannes Fischart. Und in unsern Tagen fing sich ein Namensvetter des alten Fischart den ganzen Flohzirkus der deutschen Politik, die muntern Tierchen hüpften auf sein Geheiß über die ‚Weltbühne', und nun liegen diese Charakteristiken gesammelt vor: ‚Das alte und das neue System. Die politischen Köpfe Deutschlands.' (Im Verlage von Oesterheld & Co. zu Berlin.)

Ich weiß in Deutschland nichts dieser Sammlung Gleichgeartetes. Die Unart, über einen Mann entweder eine große Monographie oder ein kurzatmiges Feuilleton zu schreiben, ist hier erfreulich vermieden. Material und Darstellungskunst gehen in einander auf und sind so verschmolzen, daß eines ohne die andre nicht denkbar ist. Und das Material ist reichlich, und die Darstellung ist bunt.

Der Reigen schlingt sich vom Freiherrn von Zedlitz bis zu Karl Liebknecht, und da fehlt Keiner, der im fünften Akt der alten und im ersten der neuen Zeit eine Rolle gespielt hat. Da sind sie alle, alle: der genius loci Ebert, und der fröhliche Erzberger, und, lögenhaft to vertellen, Tirpitz, und Paasche, der Agenten-

könig, und Payer, der strenge Demokratenlehrer, und so weiter und so weiter. Ich habe die Arbeiten, wie sie im Buch zu lesen sind, mit ihrer Fassung in der ‚Weltbühne' verglichen: sie sind außerordentlich sorgfältig überarbeitet, das Tagesgealitzer ist verschwunden, und an seiner Stelle strahlt ein ruhiges, kräftiges Licht.

Den Lesern der ‚Weltbühne' ist bekannt, wie Fischart seine Sache zu machen pflegt: in einem zierlichen Rahmen lacht oder grämelt uns das Bild des Helden an; und nicht nur die Data aus der polizeilichen Anmeldung sind alle hübsch beieinander, sondern es ist auch immer gezeigt, wie der Mann und sein Werk in der Zeit wirkten und mit der Zeit zusammenhingen, wie er so geartet sein mußte und nicht anders: wir lernen seine leiblichen und seine seelischen Eltern kennen, und das ist viel wert.

Nicht, als ob ich mit allem einverstanden wäre, nicht, als ob das Jeder mit jedem Charakterbild sein kann. Was mich betrifft, so finde ich die Unabhängigen, Eisner, Liebknecht, Luxemburg, nicht allzu ähnlich; der Herr Photograph hat retuschiert, aber nicht sehr glücklich. Andres dagegen ist wieder prachtvoll: der Film Ludendorff ist das Witzigste, was über den Mann geschrieben wurde; ausgezeichnet das Kabinetbild Erzbergers; Tirpitz ist (wie immer) täuschend getroffen; und ich lache noch in dankbarer Erinnerung an die entzückende Tagebuchstelle über den dahingegangenen Michaelis: „Als er seiner Frau telephonisch von seiner Ernennung Mitteilung machte, erzählte mir heute Einer aus der Reichskanzlei, habe die ganz erschreckt bloß gesagt: ‚Ach, du bist ja verrückt!'" Und Fischart fügt vorsichtig hinzu: „Ob er ein salbungsvolles Amen dazu gesprochen hat, weiß ich nicht."

Der Flohzirkus ist komplett. Wenn Einer einmal in spätern Jahren das seltsame Gelüst verspüren sollte, sich mit dieser großen Zeit und ihren kleinen Menschlein zu befassen, so wird er nach diesem amüsanten und gut fundierten Buch greifen müssen. Uns Mitlebende und Mitleidende aber wird es noch lange belehrend unterhalten — denn die große Geschichte, die einmal über uns geschrieben wird, werden wir vermutlich kaum mehr erleben, und sie wird ja schließlich auch nicht mehr und nicht weniger Unrichtigkeiten bringen als die Geschichtsbücher gemeinhin. So halten wir uns denn an den Historiker des Tages, der nicht weit sieht, aber scharf. Und nur einen wirklichen Fehler weist das Buch auf (für den aber der Verfasser nichts kann), und das ist der Untertitel. „Die politischen Köpfe Deutschlands." Köpfe? Köpfe? Ich zähl' die Häupter meiner Lieben — wo ist nur ihr Gehirn geblieben? Nein, Köpfe waren das, mit wenigen Ausnahmen, wohl kaum.

Flöhe waren es. Wie sie kribbeln und krabbeln! Wie sie alle brav und artig an dem einen Strang ziehen, an dem kleinen Wägelchen, das sie in den Reichtum, in den Ruhm, in das ge-

lobte Land ziehen soll. Fischart hat die Tierchen wohl erfaßt. „Ehe nun die Vorstellung beginnt, lockt er seinen Hund, langt aus dem haarigen Urwalde einige stattliche Wildfänge hervor, ‚dressiert‘ ihnen mit einer kleinen Schere die Achterbeene, tupft ihnen etwas Gummi auf den Rücken — das Stück beginnt — und was sonst gehupft, krabbelt nun.“ Aber es ist gehupft wie gekrabbelt. Wie hieß der Untertitel? Die politischen Köpfe Deutschlands? Das Volk kratzte sich, weil es gar zu sehr juckte, die Insekten sprangen, und es gab: eine Flöhhatz. Und ein hübsches, gutes Buch.

Sehnsucht nach der Sehnsucht von Kaspar Hauser

Erst wollte ich mich dir in Sehnsucht nah'n.
Die Kette schmolz.
Ich bin doch schließlich, schließlich auch ein Mann,
und nicht von Holz.

Der Mai ist da. Der Vogel Pirol pfeift.
Es geht was um.
Und wer sich dies und wer sich das verkneift,
der ist schön dumm.

Und mit der Seelenfreundschaft — liebste Frau,
hier dies Gedicht
zeigt mir und Ihnen treffend und genau:
es geht ja nicht.

Es geht nicht, wenn die linde Luft weht und
die Amsel singt —
wir brauchen Alle einen roten Mund,
der uns beschwingt.

Wir brauchen Alle etwas, das das Blut
rasch vorwärtstreibt —
es dichtet sich doch noch einmal so gut,
wenn man beweibt.

Doch heller noch tönt meiner Leier Klang,
wenn du versagst,
was ich entbehrte öde Jahre lang —
wenn du nicht magst.

So süß ist keine Liebesmelodie,
so frisch kein Bad,
so freundlich keine kleine Brust wie die,
die man nicht hat.

Die Wirklichkeit hat es noch nie gekonnt,
weil sie nichts hält.
Und strahlend überschleiert mir dein Blond
die ganze Welt.

Schauspieler-Sozialismus von Berthold Viertel

Keine soziale Ordnung wird diese Erden-Welt vom Erbfluch befreien! Mangel und Schranke bleiben Menschen-Teil. Es wird immer das Blut der Edlen und den Schweiß Aller — und umgekehrt — kosten, dieses Leben lebenswert zu machen. Grund genug, um zu arbeiten und nicht zu verzweifeln! Wer nun nach dem großen Zusammenbruch wieder bauen will, der wisse, daß er vom Fundament aus beginnen muß — und sehe sich nach Bau-Systemen um. Aber kann denn das System überhaupt fraglich sein? Jedermann schwört auf den Sozialismus — und hält am Egoismus fest. Der alte Adam hat nicht abgedankt; er hat sich nur vertausendfacht, atomisiert. Ein Höllen-Brughel von Einzelinteressen, ein Babel-Turm von Forderungen! Sprachenverwirrung nach wie vor der Sintflut. Noch immer reißt ein Schützengraben die Welt in zwei hassende Teile, aber jetzt verläuft die Front durch die Hinterländer. Die Walze der allgemeinen Wehrpflicht ist rückwärts gerollt — das war die Revolution! Sie ist noch nicht zu Ende. Immer weiter wird abgetragen, gesprengt, unterwühlt. Man ist — offenbar — noch immer nicht bei einem tragfähigen Fundamente angelangt. Die einzige Antwort, groß und allgemein genug, um alle Fragen zu beruhigen, die Religion — bleibt heute aus. So scheint denn der Mensch, diese Ameise von einem Architekten, wirklich auf die Experimente einer planenden Vernunft angewiesen.

Inzwischen sozialisiert die Armut, die Not! Immerhin: wer mit einem Utopistenblick schaut, wird, im Ruinenschutt dieser Kultur von gestern, an vielen Orten den beginnenden Plan eines neuen Gewölbes gewahren, ein weitumfassendes Sich-Besinnen des ordnenden Instinkts. Eins wird immer deutlicher: die alte privilegierte Ordnung nach Klassen und Kasten darf es nicht mehr sein. Noch weniger der Wolkenkratzer-Raubbau des Kapitalismus mit seinen sozialen Notverbänden. Diese Ordnung war Anarchie der Interessen — und der Terror von heute führt sie nur konsequent fort. Das wilde Unternehmertum hat ausgewuchert. Die wilde Technik hat sich überspielt. Und mit den Trusts der Ausbeuter werden zugleich die Genossenschaften der Ausgebeuteten verschwinden. Kapitalistische Bourgeoisie und Proletariat — Wechselwirkungen deren gemeinsame Ursache es auszuschalten gilt.

Darüber sind sich die Besten einig: wir brauchen den organischen Aufbau aus sozialen Gemeinschaften. Gemeinschaftbildend ist aber freilich nur der wahre Geist. Ehe dieser Geist noch beschworen ist, hat jedoch der zunächst einmal rein architektonische „Räte-Gedanke" sein Gutes. Seine Gliederung nach Berufsgenossenschaften geht ja von einem lebendigen Zentrum aus, von der Arbeit, von dem, was einer baut, und was deshalb auch

ihn baut. Dieser Gedanke, auf die Sache eingestellt, organisiert! Und bringt die Tüchtigsten an die Spitze. Er muß, wenn er sich ruhig ausgestaltet, ordnen und aufgipfeln — in welch einen Gipfel immer das Ganze auch schließlich auslaufen möge. Nur darf dieses Prinzip, soll es seinen Wert hergeben, nicht wieder das Einheitliche in Zünfte und Innungen dividieren, sondern es müßte den lebendigen Zusammenhang aller Sachlichkeiten durch einen lebendigen Zusammenhalt aller Menschlichkeiten vollenden.

Keine größere Gefahr heute, als daß Jeder mitreden zu sollen glaubt, auch wo er nichts weiß und nichts aus eigner Anschauung zugelernt hat. Jeder verliert sich heute gern in — vornehmlich wirtschaftlich-ideologische — Phantas-Theorien, statt am eignen kleinen Wirkungskreis nach bestem Erfahrungswissen innigst mitzuschaffen. Es fehlt überall an Zivilcourage und an der Idealität des Berufs.

Ich habe bisher zwei Arten von „Betrieb" mittätig kennen gelernt: die Zeitung und das Theater. Beides sehr prinzipielle Fälle. Weder bei der Zeitung noch beim Theater bedarf es eines privaten Geld-Unternehmertums. Beide, Schaubühne wie öffentliche Meinung, erzeugen soziale Werte. Hier produziert eine Sozialität, und die Sozialität konsumiert. Das Produkt ist Allgemeingut wie Luft und Licht. Zeitung und Theater haben überhaupt nur diesen Wert, „Gemeinschaft" zu leisten. Das Gemeinwesen hat denn auch das natürlichste Anrecht an diese Institute. Nur wer die entsetzliche Problematik der Presse noch nicht erlebt und durchdacht hat, wird leugnen, daß sie zur Vergesellschaftlichung reif ist. Das Theater und die öffentliche Meinung werden nur so gesunden. Der Journalist und der Schauspieler werden daran wachsen. Hier wird, wenn es mit rechten Dingen zugeht, der Ideal-Fall, der erstrebenswerte Grenzfall eintreten: daß die Vergemeinschaftlichung die Individualität rettet! Daß jede Zeitung und jedes Theater mindestens einen leitenden, initiativen Kopf braucht, daß der Redakteur ebenso unentbehrlich ist wie der Dramaturg und der Regisseur, soll keinen Augenblick geleugnet werden. Geist und Kunst erscheinen für alle Zeiten, heute wie je, an Individualität gebunden. Sie sind natur-adlig und werden immer ihren Grad zum Parnaß empor abstufen. Was nicht hindern kann, daß sich Zeitung und Theater, nachdem sie das Privatunternehmen ausgeschieden haben, zu schöpferischen Gemeinschaften zusammenschließen werden.

Man denke: eine Zeitung, die nicht länger Ware ist, vom Inseratenwesen abgelöst und mit strengst verantwortlichem, vereidigtem Nachrichtendienst, und von der Gemeinschaft, die sie erhält (Leser-Gemeinschaft, Partei oder Staat), gesetzmäßig unabhängig gemacht, durch Selbstverwaltung, durch Kontrolle von unten! Ist es zu utopistisch, davon zu träumen, daß sich so die

Journalistik zur Publizistik wieder emporläutern könnte? In jeder Zeitung sitzt mindestens ein zu Befreiender, hie und da sogar ein Freier. Solche müßten von innen heraus den Stand heben! Das Theater könnte noch rascher gesunden. Die Schaubude liegt immer noch weniger weit von der Schaubühne weg. Der Schauspieler ist seinem Urzustande näher geblieben. Das religiöse Theater, das Weihespiel, das Festspiel haben wir zwar verloren. Unser Theater dient dem Publikum. Aber immer noch setzt sich hier der nackte Mensch hinter der Maske ganz ein — immer wieder. Noch vor wenigen Jahren hat es die Bühne Brahms gegeben, ein Seelen-Theater. Und Reinhardt — der Schauspieler-Regisseur im Gegensatz zu Brahm, dem Geistes-Regisseur — hat, in seinen glücklichen Augenblicken, dies Phaenomen „Theater" wieder aufgeweckt, das sinnliche Theater, wenn schon nicht das geistliche Theater. Und einige Hofbühnen haben in schönen und edlen Resten die Tradition des Kultur-Theaters gewahrt und weitergepflegt. Und Volksbühnen begannen hie und da zu erstehen, moralischere Anstalten für ein urtümlicheres Publikum. Und abseits der berliner Kunst- und Kino-Sphäre gedeihen in ruhigern Gegenden künstlerische Triebe.

Ein gutes Theater muß aus einer Einheit bestehen von Ensemble, Repertoire und Publikum. Was haben nun, seit der Revolution, die Theater getan, um sich für die Gemeinschaft, die werdende, umzugestalten? Zunächst sind einmal die Staats- (Hof-) und Stadt-Theater „sozialisiert" worden. Wohl haben sie ihr bourgeoises — neben ihrem gut bürgerlichen — Publikum beibehalten; und müssen auch fernerhin auf eine gewisse Rentabilität bedacht bleiben; aber der Spielplan beginnt sich dennoch schon hie und da zu mausern. Das ist das Eine. Wichtiger noch scheint mir, daß in diesen Theatern — aber auch schon in den Privat-Theatern — das „Räte-System" durchbricht, daß die Produktiven sogar auf Regie, Ensemblebildung und Spielplan mitbestimmend einwirken wollen. Das ist sehr wichtig; obwohl erst die Praxis hier die sozialen Notwendigkeiten gegen die künstlerischen Werte abgrenzen lehren wird. Doch können sich hier lebendigere Gemeinschaften von höherer schöpferischer Gesamt-Spontaneität herausbilden. Der Sachverständige Siegfried Jacobsohn hat unlängst erst, unter Protest der Schauspieler, diese Wichtigkeit geleugnet. Siegfried Jacobsohn sitzt im Zuschauerraum, von diesem Platz aus ein wahrhaft Sachverständiger, und erlebt an der Vollkommenheit und an der Unvollkommenheit der Bühne seine Seligkeit und seine Höllenpein. Ideologe, ja Romantiker des Theaters, glaubt er an den Schauspieler, der die Rolle spielt — und der nichts als nur die Rolle kennt und kennen soll. Jacobsohn hat so lange selbstlos um die Totalität des Theaters gekämpft und so viel für diese Totalität geleistet, daß er es wagen darf, im Schauspieler die Befangen-

heit des Teiles zu respektieren und ihm über die Rolle hinaus keinerlei Kompetenz einzuräumen. Er billigt dem „Angestelltenrat“ jede soziale Berechtigung und jedem Mitglied eines solchen Angestelltenrates das künstlerische Privileg auf jeden Rollenneid zu. Ich würdige diese Skepsis, denn sie stammt aus der eifernden Liebe zur Sache. Aber ich behaupte, daß die Mitverantwortlichkeit der Mitglieder die Einzelinteressen der Schauspieler ausequilibrieren und den Rollenegoismus nur inniger in die Einheit verweben und für die künstlerische Gemeinschaft verwerten könnte, ohne ihn, was ungesund wäre, lahmzulegen. Und ich erwarte, daß die große Berufs-Republik des Theaters, „von der Putzfrau bis zum Caruso“, in der die einzelnen Gemeinschaften organisch eingebettet sein werden, das Theater im allgemeinen und jedes Theater im besondern nach den natürlichen Lebensbedingungen und den sachlichen Gesetzen entwickeln wird. Dieses ganze Bild muß schließlich jede Individualität nur umso farbiger befreien, nicht zuletzt die Selbständigkeit der Leitung, aber in einer neuen, bessern Art von Kompetenz. Organisation müßte den Spieltrieb nicht vernichten, sondern sollte ihn zum Selbstzweck erlösen. Wobei die soziale Sicherung die Urgrausamkeit der Kunst, die, wo sie Werte fordert, kein Mitleid kennt, zwar nicht tilgen, wohl aber entgiften könnte. Und ich bin genug Utopist, um an die erst so fundierte Ueberlegenheit einer geistigen Leitung zu glauben, die in solcher Gemeinschaft wurzelt. Der Titel macht es nicht, auch die Faust macht es nicht, die Sklavenpeitsche des Ausbeuters macht es schon gar nicht — sondern die Persönlichkeit macht es. Sie ist nicht zu fesseln, wie überhaupt schöpferische Kraft; durch keine „Sozialisierung“. Jacobsohn zitiert den Geist Otto Brahms. Könnte er ihn nur zitieren! Mir wäre auch vor dem unbotmäßigsten Künstlerrat dann nicht mehr bange. Die Verfassung, auch die gebundenste, wäre sofort nur ein Instrument mit vielen Tasten, worauf ein Brahm meisterhaft spielen würde, zu unsrer Aller Erbauung.

*

Während ich aber die Befürchtungen eines so furchtlos aufrichtigen — und später in der Selbstverteidigung allzu groben — Sachverständigen nicht zu teilen vermag, vermochte ich auf der Delegierten-Versammlung unsrer Bühnengenossenschaft auch die große Freude über den neuen „Tarif-Vertrag“ nicht mitzuempfinden. Gewiß: Präsident Rickelt, der Kurator aller Schauspieler, freute sich mit Recht, und mit Recht wurde ihm zugejubelt. Denn er hat seit Jahren für die Lebens- und Kunstbedingungen der Bühnenmenschen erbittert gekämpft, und nun hat er gesiegt! Von nun an werden die Schauspieler menschenwürdige Verträge schließen. Aber hat da nicht die Revolution mitgesiegt? Wer heute den neuen Vertrag durchliest, der wird — heute! — nur Selbstverständlichkeiten lesen, überfällig und unvermeidlich für

ein neues Theatergesetz, das unvermeidlich ist. Freilich: das Gesetz ist noch nicht da — und der Vertrag ist da! Wie wurde er erreicht? Durch gütliches Abkommen, durch eine Rechtsverbindung mit dem Bühnenverein, dem Unternehmerverband! Gewerkschaftlich gedacht — ein Erfolg! Aber im Sinne einer Berufsgemeinschaft, der auch alle Leitungen angehören müßten, wenn sie überhaupt zum Theater gehören wollten — da „Direktoren" nur mehr als Endkonsequenz einer Gemeinschaft denkbar wären? Für diesen Vertrag hat die Gewerkschaft den Trust der Unternehmer und damit das Unternehmertum im Prinzip und in der Realität anerkannt und sanktioniert, hat — in dieser kritischen Stunde — das Theaterunternehmertum gradezu gerettet und gewissermaßen verewigt. Wurde da nicht ein Vorteil, der sich gesetzmäßig ohnehin hätte ergeben müssen, zu teuer erkauft — mit dem Prinzip? O, es war eine kritische Stunde für den Unternehmer-Verein — aber sie ging vorüber, dank dem Tarifvertrag! Auch die Tatsache, daß der Unternehmerverein jetzt so eng an die Genossenschaft gebunden ist, vielleicht eng genug, um in die Entwicklung mitgeschleift zu werden, befreit mich nicht von dem peinlichen Gefühl, daß nach dem neuen Abkommen unsre Staats- und Stadttheater, unsre Gemeinschafts-Theater in das Unternehmer-Kartell eintreten müssen! Da sehe ich sie nun stehen, den einen Fuß im vorigen, den andern im kommenden Jahrhundert! Präsident Rickelt, mit seiner alten Erfahrung, meinte, wir müßten uns gradatim auf das gemeinsame Ideal-Ziel hinentwickeln. Ich, mit meiner aus einem Gemeinschaftstheater von heute gewonnenen, vielleicht allzu jungen Anschauung, meinte dasselbe. Aber ich glaubte, wir müßten dieses Idealziel zuerst einmal richtig sehen und dann fixieren; wir müßten uns auf unser Prinzip festlegen, wann, wenn nicht heute? Das Unternehmertum soll nicht terroristisch ausgemerzt, aber es darf auch nicht künstlich gestützt werden, gegen die Entwicklung.

*

Der Sachverständige Jacobsohn ist mir zu skeptisch, der Sachwalter Rickelt zu positivistisch. Klammere ich mich an die tote Doktrin, statt die lebendige Persönlichkeit zu stützen? Will ich zugunsten einer Utopie immerhin wertvolle Wirklichkeiten „zerstören"? Ich vermag, zum Beispiel, auch den Betrieb Reinhardts nicht als Zukunfts-Muster anzuerkennen, ich bin töricht genug, den Regisseur Reinhardt längst aus diesem Betrieb „gerettet" sehen zu wollen. Aber wenn wirklich die Entwicklung der Dinge Reinhardts Großstadt-Rekord-Theater schließlich von Grund aus umgestalten sollte: es ist meine Utopie, daß kein Räte-System der Welt den Bühnenbeherrscher Max Reinhardt um seine Machtfülle über die Phantasie seiner Spieler auf der Bühne und seiner Mit-Spieler im Parkett bringen wird.

Die Wupper

Wenn am Himmel der Vollmond steht, dann öffnet ein Bodenfenster sich, und das kleine Lieschen steigt mit geschlossenen Augen im Hemd aufs Dach — während drüben Sozialdemokraten vorüberziehen und vierstimmig künden, daß ihre Fahne rot ist. Ein lebendes Nachtbild; vor den übrigen Szenen charakteristisch für dieses Schauspiel. In der Dunkelheit erhellt sich das Wesen der Erdenbewohner, die nicht durchweg so primitiv und gesund sind, wie sie tagsüber scheinen; und die nüchterne Wirklichkeit fängt zu singen an. Die parteilos schöne Wupper fließt durch Arbeiterkolonien. Der Sozialismus marschiert; aber eichendorffisch zwischen Wasser und Wald. Mystische Kräfte sind von Jugend auf in den meisten Menschenkindern gebunden und werden frei, sobald ein Dichterblick auf sie fällt. Manchmal kommts einem vor, als seien Hauptmanns Weber romantisch und erotisch geworden, als habe die Sehnsucht, die halt a jeder Mensch hat, sich nicht auf ein solches Aktschlußepigramm und auf Hundefleisch beschränken, sondern umfassender, tiefer und farbenfreudiger entfalten wollen. Nur heißt das bei Else Lasker-Schüler zum Glück nicht, daß sie um alle möglichen seelischen und sinnlichen, irdischen und überirdischen Gierden einen Kreis schlägt und den nun pedantisch ausschreitet. Ihre Stärke liegt in der Andeutung. Sie hat nicht allein keinen Mauerpinsel: sie gibt sich so wenig Mühe mit der logischen, so wenig Mühe mit der dramatischen Verknüpfung ihrer Figuren und Situationen unter einander, daß ein dicker Mann von seinem Standpunkt das Recht hatte, auf die Bühne hinaufzubrüllen: Meschugge ist Trumpf! Wir Andern bilden uns ein, es besser zu wissen: Phantasie ist Trumpf.

Phantasie ist kein Hindernis, das Leben und die es leben richtig zu sehen. Der Dichterin ist ein Jahrmarkt erwünschte Gelegenheit, um ein paar Dutzend Gestalten zu versammeln und zu entfesseln. Auf diesem Jahrmarkt dreht sich in einem Karussell Leopard neben Lamm, Reh neben Tiger, Leu neben Pferd, Hirsch neben Gans. Genau so gemischt ist Else Lasker-Schülers Gesellschaft an beiden Ufern der Wupper, genau so harmlos einfarbig oder gefleckt und fletschend sind ihre einzelnen Mitglieder. Aber die Schädlinge — Kinderschänder und Kupplerinnen, Denunzianten und Zuhälter — werden nicht etwa moralisch abgeurteilt, und ihre Opfer verunziert kein Fettfleck der Sentimentalität. Wer zum Poeten auserwählt ist, hält immer mit unfehlbarer Sicherheit die Mitte zwischen Klage und Anklage, hoch oben auf einem Bogen, der sich von dieser zu jener wölbt und die nötige Distanz zu dem Gewimmel dort unten gewährt. Es gleitet vorüber, und wie es vorübergleitet, wird es nicht photographisch eingefangen, sondern seherisch an entscheidenden Merkmalen festgestellt. Diese Wirkung aus der Ferne ist von der sonderlichsten Eindringlichkeit. Würden die Vorgänge näher an uns herangerückt: sie würden uns gleichgültiger lassen. Was geschieht denn? Einem leichtsinnigen Fabrikantensohn tut es ein minderjähriges Proletarierkind an, und er tut ihm was an und muß sich des-

halb aus der Welt schaffen. Einen theologiebeflissenen Arbeitersproß ziehts zu der Fabrikantentochter, und er blitzt bei ihr ab und kompromittiert sie im Trunk und wird wohl verkommen. Hierbei wie dabei hat eine skrupellose Hille Bobbe die Hand im Spiel, durch das ein schwindsüchtiger junger Priester seinen stillen Weg zu den Pforten des Klosters nimmt, und an dessen Rande sich drei „Herumtreiber" wie ein suggestiver Refrain immer wieder einfinden, wenns dämmert oder künstliche Dämmerung das Mittel sein kann, um echte Spukhaftigkeit eines Trifoliums von Käuzen zu erzielen.

Ein Drama? Eine Folge von gespenstigen Bildern. Die aber nicht grau sind, sondern bunt. Und die nicht auseinanderklaffen, sondern zu einer beklemmenden Einheit zusammenschießen. Die „Spannung" geht nicht auf den Fortschritt der tatsächlichen Ereignisse: sie geht auf den Wechsel der Beleuchtung, in die durcheinander eine Hexenküche und Marthes Garten und Auerbachs Keller und eine Walpurgisnacht, in die kreischender Fasching und wimmernder Aschermittwoch getaucht wird. Man sieht in die Gassen und Häuser der mühsäligen und der bevorzugten, aber auch nicht grade beneidenswerten Wuppertaler hinein wie in die Interieurs jenes Maeterlinck, bei dem einmal Einer sagt: wenn er der Herrgott wäre, täte ihm so ein armes Menschenkind doch unendlich leid. Und das ist wahrscheinlich das letzte Geheimnis dieser lyrischen Dichterin, vermöge dessen sie den geborenen Theaterbeherrschern ruhig ins Handwerk pfuschen darf, vermöge dessen sie nämlich nicht pfuscht, sondern viele Rivalen aus dem Felde schlägt: daß sie der Liebe hat. In ihr ist jenes göttliche Mitleid, und es bewegt uns so stark, weil es nicht aus ihr heraustrieft. Else Lasker-Schüler weiß nichts von der Technik des Dramas. Aber nachtwandelnd, wie ihr eigenes Geschöpf, aus dem umhegenden Gemach der geniehaft gemeisterten Lyrik auf das nie betretene Dach einer abschüssigen Dramatik, hält sie sich ohne Schwindel in jedem Sinne auf schmalstem Grad. Vermag sie sich Rechenschaft darüber zu geben, daß Lyrik die subjektivste, Dramatik die objektivste Gattung der Dichtkunst ist? Ich glaube kaum. Trotzdem oder eben deshalb ist dieses ungekonnte, nach landläufigen Begriffen ungekonnte Drama der subjektivsten Lyrikerin ein Muster von Objektivität. Ob steht, was sie hinstellt, oder schwankt: es bedarf in keinem Falle der Stütze. Ob fertig wird, was sie anfängt, oder abbricht wie Schuberts Unvollendete: es hat denselben hohen Reiz des Fragments, braucht nicht ergänzt, braucht nicht kommentiert zu werden. ‚Die Wupper' ist für „normale" Begriffe eine bucklige und hinkende Stottererin, die dank ihrer unglänzig strahlenden Seelenschönheit bezwingender für sich spricht als tausend untadelig gebaute Wohlredner ohne ein Herz, aber mit reich beringter Hand auf dem linken Busen.

Else Lasker-Schülers Schauspiel ist fast ein Jahrdutzend alt, gehört also, wenn mans streng nimmt, nicht in das ‚Junge Deutschland' der Sorge, Unruh und Goering. Seien wir diesem anspruchsvollen Unternehmen, das bisher nicht immer die Fahrt ins Theater gelohnt hat, dankbar für seinen Mangel an Pedanterie. Vielleicht greifts über-

haupt ab und zu auf das minder junge Deutschland zurück, auf dasjenige, das seit dem Tode der Freien Bühne und seit Reinhardts frühem Uebergang von der Literatur zu dem „Theater an sich“ keine Pflegestätte gehabt hat. Der zweite Dank gebührt Herrn Heinz Herald, dem Regisseur. ‚Die Wupper‘, hatte er sich gesagt, benötigt ein Publikum, das nicht mit dürrer Vernunft an ein Stück unvernünftig blühender und wuchernder Poesie herantritt. Zwischen Panke und Spree existiert solch ein Publikum nicht. Deshalb muß man die Leute darauf stoßen, daß hier nicht der alte naturalistische Maßstab anzulegen ist. Die Inszenierung erwecke den Eindruck der Unwirklichkeit. Nun, das ward unbedingt erreicht. Nicht aber ebenso groß wie dies negative Verdienst war das positive. Es gibt Unwirklichkeit in allerlei Stilen, und da fragt sich, ob grade die Unwirklichkeit dieses Schauspiels, das ich als Theatermaler zwischen Hauptmann und Maeterlinck ansiedeln würde, durch Dekorationen von funkelnagelneuer expressionistischer Machart zu treffen ist. Das fragt sich umso mehr, als ein Einklang zwischen diesen Kulissen und den Kostümen nicht durchgeführt wurde. Nur die Masken entsprachen meistens den grell gekleckten Häuserwänden, den windschiefen Gartenvasen, dem ganzen knalligen Jahrmarktszauber. Unter den Larven die fühlenden Brüste befriedigten Wünsche, die nicht zu ausschweifend waren. Wenige Ausnahmen zugegeben, war es schauspielerisch eine Aufführung zweiten Ranges, die aber durch Geschlossenheit sich wiederum einen halben Strich über diesen Rang emporhob.

Frühlingskur von Alfons Goldschmidt

Fumariae, Petroselini brauchen wir. Schiffer bot Purgatinchen, Mittelchen für Kinderdärme, keine durchschlagenden Purganzen. Damit ist der Darm nicht zu reinigen. Das Blut bleibt dick und verseucht. Jetzt haben sie Dernburg gerufen. Endlich erreicht! Ueber Asien, durch die Zeitungsspalten, durch Lobgesänge der Manchesterleute ist der Kolonialrummler, der Kapitalherantrommler, der Diamantenspucker auf den Reichsfinanzthron gelangt. Er wird dort einige Zeit sitzen, und dann werden wir, wie die Darmstädter Bank, froh sein, daß er gegangen ist. Was soll dieser Entzweisanierer, dieser Pflästerchenmann mit den berühmten Büro-Roosevelt-Manieren an diesem Platz? Er kann es doch nicht. Einige Wochen war er schon oben, und es war noch nichts geschehen. Vielleicht bringt er irgendein Reichseinkommensteuer-Programm, irgendeine liberal-radikale Vereinheitlichung. Aber damit kann er es nicht schaffen. Das sind heute Lächerlichkeiten. Leute mit der Otavi-Mentalität, mit der South-West-Gesinnung können die Finanzrevolution nicht machen. Eine Finanzrevolution muß es sein, eine wirkliche, wegfegende Sanierung, eine völlige Umstülpung, etwas ganz Neues. Steuerlosigkeit ist das Ziel; aber diese Herren-Politik ist steuerlos. Ich habe ihn erlebt. Mit den Händen in den Hosentaschen gegen die Sozialdemokratie. Es war ein Friedens-Reichstag. Und mit Verbeugung vor den Konservativen. Ein Arbeiterfremder, ein Börsenmann, ein Talertrommler, ein Balliner, aber vom Revolutionär genau soviel wie etwa Scheidemann.

*

Man muß den Arbeiter fragen. Man muß ihn hören. Was sagt er? Bis heute, so sagt er, merkt man noch nichts. Man merkt noch garnichts, meint er mit Recht. Was hat sich geändert, fragt der Arbeiter? Gibt es schon die angekündigte Steuerpresse, gibt es schon den berühmten Sozialausgleich? Gibt es schon für mich, so fragt er, ein anständiges Dach über dem Kopf? Wohnen jene nicht immer noch in den Palästen, die Bebel bedrohte, Scheidemann und Brüder aber schonen? Gibt es schon Arbeitsfreiheit und Arbeitsfreude? Gibt es schon Kontrolle? Sitzen nicht immer noch auf allen Sesseln die Geheimen Räte? Entläßt nicht immer noch nach Laune der Unternehmer? Lügt man nicht immer noch? Gibt es schon, da der Frühling da ist und nach vier Kriegsjahren der erste Friedenssommer naht, den generellen Urlaub in sozialisierte Bäder? Oder können wie bisher nur die Bemittelten in die Erholungsorte reisen und die Reichen Luxuskarawansereien bewohnen? Ist schon für die Altersruhe gesorgt? Ist schon irgendetwas sozialisiert? Oder wütet immer noch der Ramscher, der Preishalunke, der Speckhehler und der Eierwucherer? Was, fragt der Arbeiter, hat sich seit dem neunten November geändert? Nichts, muß ich ihm antworten. Selbst der Waffenfriede ist noch nicht da, und der Schuftende muß für seine Vernichter Geld aufbringen und Lebensmittel entbehren. Es ist ein noch verrückterer Kapitalismus als früher. Kein Wunder, daß der Arbeiter Frühlingskuren verlangt, Purganzen, radikale Abführmittel, energische Reinigung des versauten Darms der alten Gesellschaft. Er will eine neue Gesellschaft. Nicht mit Burgen, nicht mit Dernburgen, sondern eine freie, unbeherrschte, selbstbestimmende Gesellschaft. Eine wirkliche sozialistische Gesellschaft.

*

Viele Mogeleien sieht der Arbeiter nicht. Er ahnt sie nur, denn er kennt das Wesen des Unternehmers, des Spekulanten. Aber seine Technik kennt er noch nicht. Kennte er seine Technik! Vermöchte er beispielsweise, Bilanzen zu lesen, oder Schlupfmethoden des Börsenkapitals zu durchschauen! Sähe er den Kursgalopp nichtbetroffener Auslandseffekten von der Beschlagnahmegrenze weg in das Freiland der Spekulationsgier! Sähe er die geschwollenen Depots der neutralen Banken, geschwollen vom Gelde deutscher Vaterlandsschreier! Sähe er die Skrupellosigkeit der Valuta-Entwerter, die ihn heute mit falscher Moral bespeien und morgen im Hotel Baur au Lac Hummer essen! Sähe er die Schacherpläne, die gegen ihn mit dem Ausland beraten werden! Sähe er die Konkursschamlosigkeiten, hörte er die Bestechungsfrechheiten in den „Chefkabinetts“, wüßte er von dem Fettwerden der Bürgerkriegslieferanten! Sähe, hörte, wüßte er das alles, dann wehe euch, ihr Schindludertreiber, ihr rohen Pastetengemüter, ihr kalten Sauger, ihr unverschämten Selbstüberschätzer! Verstünde er den Schwindel, den man jetzt mit dem Kreditbegriff treibt! Sähe, hörte, wüßte, verstünde er das — dann: wehe euch!

*

Entwicklung ist alles. Die Entwicklung ist unaufhaltsam. Die Unaufhaltsamkeit ist in ihr, sie ist das Wesen der Entwicklung. Die Entwicklung kommt. Ich sehe sie. Sie ist wuchtig und wuchtiger, massig und massiger. Sie ist stärker als Schwindel und Schwindelbegriffe, als steuerlose Führer und frechverblödete Selbstüberhebler. Sie marschiert, frontvereinigend, und eines Tages ist das Neue da. Eines Tages ist es da. Ihr könnt es glauben.

Rundschau

Die gepolsterte Anklagebank

Es wäre unvernünftig, sich über diesen sonderbaren Gegenstand an sich aufzuregen, weil er doch nur von solchen Personen benützt wird, die sich in keiner beneidenswerten Lage befinden. Aber das schlägt jedem Rechtsgefühl ins Gesicht, daß das Militärgerichtsverfahren für Angeklagte zwei Sitzgelegenheiten geschaffen hat. Sind es Personen des Mannschaftsstandes, so haben sie auf dem Schemel Platz zu nehmen. Sind es Epaulettenträger, dann wird für sie in den Gerichtssaal der Sessel gebracht. Der Schemel ist das Standgericht, das sich einzig auf Personen ohne Offiziersrang erstreckt. Der Sessel ist das Kriegsgericht, das über Offiziere entscheidet, und zwar selbst dann, wenn sie sich einer Verfehlung schuldig gemacht haben, für die bei Personen des Mannschaftsstandes die niedere Gerichtsbarkeit zuständig ist.

Nehmt euern Witz zusammen, Ihr Rechts- und Schriftgelehrten, und erklärt ferner deutlich, weshalb das Gesetz einem Angeklagten vor dem Standgericht nicht erlaubt, sich eines Verteidigers zu bedienen. Ihr wißt ganz gut, daß solch ein Angeklagter, dem Unterhalb der ‚Gesellschaft' entstammend, von Natur aus selten der Redekunst Meister ist. Auch ist euch nicht unbekannt, wieviel besser in der Regel ein Verteidiger unbenutzt gebliebene oder nicht gehörig gewürdigte Verteidigungsmomente zur Geltung bringen kann. Was war die Veranlassung, einem geistig Armen diese notwendige Unterstützung vorzuenthalten, obwohl doch sonst gepredigt wird, daß die Rechtsfähigkeit eines Menschen nicht erst bei der Anlegung eines eleganten Waffenrocks, sondern bereits bei vollendeter Geburt beginnt? Dem Offizier habt Ihr die Zuziehung eines Verteidigers gestattet. Diesen Vorzug nenne ich das Rückenpolster.

Weiter. Das Standgericht ist mit drei Richtern besetzt. Hier ist zu einer richterlichen Entscheidung, laute sie günstig oder ungünstig, einfache Stimmenmehrheit notwendig. Freisprechung und Verurteilung sind gleich leicht oder gleich schwer möglich. Diese Gleichmäßigkeit besteht vor dem Kriegsgericht nicht. Bei fünf Richtern genügen zu einer Freisprechung schon drei Stimmen, während zu einer Verurteilung durchaus vier Stimmen erforderlich sind. Das ist nichts andres, als daß ein angeklagter Offizier leichter freigesprochen und schwieriger verurteilt werden kann. Diese Wohltat nenne ich das Sitzpolster.

Aber das Seitenpolster ist auch nicht vergessen worden. Denn gegen das Urteil des Standgerichts gibt es nur ein Rechtsmittel: die Berufung; während es gegen das Urteil des Kriegsgerichts die Berufung und die Revision gibt. Dieser Zustand bedeutet für Personen des Mannschaftsstandes insofern einen Nachteil, als für sie ein abgekürztes, schnelleres Verfahren zur Geltung kommt, während für Personen des Offiziersstandes mehr Sorgfalt, mehr Gewissenhaftigkeit an den Tag gelegt wird, mehr Schranken errichtet sind, bis ein Urteil rechtskräftig wird.

Die Existenz der gepolsterten Anklagebank, auf der nur Personen von Offiziersrang Platz nehmen dürfen, ist erwiesen. Wird das Geräteverzeichnis der neuen Regierung diese beiden Sitzgelegenheiten: den Sessel und den Schemel auch enthalten?

H. Job

Die kupferne Stadt

Ernst Heilborns Wortkunst war nie erdgebunden. Als die Mechanisierung in alle unsre Daseinsformen drang, hielt er sich abseits von dem Tanz um die Materie, suchte die Welt vom Geist aus zu begreifen. Während des Kriegs, als Hunderte von Federn sich in Bewegung setzten, um eroberungsträchtige Gewalt zu preisen, ließ er nachdenklich und schweigsam zeitlose Gedanken in sich reifen; aus Finsternis und Trauer tauchten ihm mystische Gesichte auf. Er hat sie in Legendenform festgehalten und zu einem schmalen Band vereint: ‚Die kupferne Stadt' (erschienen bei Egon Fleischel & Co.). Schwer und kupfern, gleich der Drohung eines brütenden Gewitters, liegt sie auf den Menschen, die grausame, die große Stadt. In ihr wandelt Einer, vier Abende lang, durch Straßen, die wir kennen, öffnet Häuser, deren Schwellen unserm Fuß geläufig sind. Die vier Abende, durch die der Eine wandelt, sind die end- und anfangslose Zeit, die Räume, in die er eintritt, sind durch ihn zur Welt geweitet. Er fühlt den Puls der Menschheit, mißt die Höhe ihres Seelenfiebers, hört die Untertöne ihrer Schmerzensrufe: die unter dem Druck von Bosheit und Bedrückung ausgestoßen werden, die aus dem Dunkel kommen, wo das Herz sich selbst zerfleischt.

In der ersten lieblichen Legende — ‚Das Wunder' — fällt aus der Sehnsucht eines Liebenden, von der Ferne her, ein Sonnenkringel auf den Teppich eines bürgerlichen Zimmers, wo sein Mädchen sich in Harm verzehrt, und der unirdische Bote behauptet sich vor Alltag und vor Zweifel. Auf diesen Grundton baut sich die Musik der zwölf Legenden. Liebe! Alles versteht sie, alles heilt sie, alles klärt sie. Sie enthüllt das Komödienspiel des Ichs, sie treibt die Jungfrau in die Nacht hinaus, dem im Freitod hingesunkenen Jüngling das Zeichen der göttlichen Erlösung auf die nackte Brust zu legen, sie stillt den heißen Durst des Weibes, das dienen, das sich verschenken und verkaufen will, um seine Sendung zu erfüllen, um den Preis von Mutterschaft und Zärtlichkeit. Sie gebietet Untreue, um der Treue willen, weckt den Instinkt der Rasse zu Wahrhaftigkeit, spendet Trost aus dem Blick der stummen Tiere. In der Wüste trockener Beamtenseelen schafft sie grünende Oasen.

Diese Vorgänge in Erdenferne zu entrücken, das Vergängliche zum Gleichnis zu verklären, war das nicht des träumerischen Dichters dringendstes Gebot? Um der heiligsten und unwahrscheinlichsten Legende Glauben zu verschaffen: es könnten Zukunftstage für die Menschheit kommen, da Liebe über Haß und Rachsucht siegt.

Auguste Hauschner

Antworten

H. F. Sie schicken mir ein flammendes Heft namens ‚Rechenschaft!' (aus dem wiener Verlag Richard Lanyi), worin ein Mann namens Alfred Golfar sein Herz über das Elend des Krieges vor uns ausschüttet. Für wen? Wer liest das? Wahrscheinlich Niemand. Und es ist ja auch so langweilig, nicht wahr? Nun, diese Broschüre ist kein literarisches Kunstwerk, und auch der Inhalt bietet nicht eine einzige Ueberraschung — aber ich erwähne sie grade deshalb, weil sie eine für viele ist. In diesen Anklageheften steht alles drin, was die große Zeit an Gift und Schmutz barg — in dieser, zum Beispiel, vom Aerzte-Elend.

Da lernt man die Aerzte kennen, welche die Krüppel gehend gemacht und die Kranken felddienstfähig geschrieben haben, nur um sich ihre gute und angenehme Position zu halten — nur, um nach oben nicht anzustoßen, von wo der Befehl gekommen war: Fünfzig Prozent müssen unter allen Umständen tauglich befunden werden. Es sollte kein Arzt mir wagen, dergleichen ganz und gar abzustreiten, denn hierbei kann ich ein Wörtchen mitreden. Im März 1916 ward ich eingezogen. Wir waren zweihundertachtunddreißig Mann. Bei achtzig von uns hob der Truppenarzt die Arme zum Himmel, fluchend, daß man ihm solch ein Kroppzeug überhaupt vor die Augen bringe. Also achtzig Menschen waren aus ihrem Beruf gerissen worden, wurden auf Staatskosten abgerollt, untergebracht, ernährt und besoldet, und sollten jetzt wieder zurückgerollt werden. Das heißt: nicht jetzt, sondern wenn, nach geraumer Zeit, das Untauglichkeitsverfahren bis zum Schlußpunkt gediehen war. Das ergab Schädigungen, die für manchen angestellten Handwerker oder Kaufmann unendlich schwer zu beseitigen waren. Aber dies kümmerte die Militärbehörde weniger als einen Dreck. Daß dergleichen täglich an unzähligen Orten Deutschlands geschah, daß dergestalt auf eine verbrecherisch sinnlose Weise mit dem Volksvermögen geaast wurde: dafür war eben Krieg. Die Militärbehörde hatte nur ein Interesse: es durfte nicht zugestanden werden, daß die Musterungskommissionen mit skandalöser Oberflächlichkeit in Einer Stunde hundert Mann für brauchbar erklärten, von denen der langsamer prüfende Truppenarzt dann jeweils die Hälfte zurückwies. So war die Antwort auch auf das Ergebnis meines Truppenarztes die strikte Anweisung, von den aussortierten achtzig Mann bis zum nächsten Mittag vierzig gefälligst einzusortieren. Und demselben Wohltäterchen, dem gestern sein Gewissen geboten hatte, so zu befinden, erlaubte heut sein Gewissen, so zu befinden. Die Folge, eine der Folgen war, daß ein schwächlicher Junge, nicht gewohnt, bei Schneefall in einer dünnen Litewka stundenlang auf dem Hofe zu warten, nach zwei Tagen eine Lungenentzündung hatte; daß in kurzer Zeit Lazarett und Revierstube überfüllt waren. Nein, nein: die Aerzte haben in diesem Krieg eine überaus traurige Rolle gespielt, und neben der großen Zahl von anständigen Elementen stand eine große Zahl von übelsten Strebern. Aber nun ist der Krieg verloren, und man spricht nicht mehr gerne von ihm. Und all die Schreie, all die geformten und unartikulierten Klagen und Jammerlaute, die noch wie Blasen aus dem ungeheuern Sumpf steigen — all das zerplatzt wie nichts. „Wir haben genug vom Krieg", sagen die Leute. Ja, das hat der Verbrecher von seinem Verbrechen auch, wenn ers büßen soll. Aber, ach, hier büßt Keiner! Ist einer der uniformierten Verbrecher aller Länder bestraft worden? Ist einer von den Menschenschindern und Massenmördern an die Wand gestellt worden? Blutgierig sind die Braven nur, sobald es gegen Die geht, die einmal mit der Revolution ernst machen wollen. Nun bin ich, wie Sie hier oft haben lesen können, nicht für die Ausrufung einer deutschen Räte-Republik; aber gegen die Angsthasen, die nichts sehen, als daß es ans Geld geht — gegen die haben die Räte hundertmal recht. Der wirtschaftliche und geistige Mittelstand dieses Landes will — also was will er? Zeit gewinnen. Sozialisieren: ja — seinetwegen — aber nicht heute. Morgen? Ja, morgen! Und so ist der Kriegslärm verhallt, das Entsetzen zerstoben, das Elend vergessen, und die Welt hat keine andre Sorge als diese eine: Wie mogelt man weiter, ohne daß einem das Handwerk gelegt wird? Man wird sich schon durchhelfen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Ja oder Nein? von Heinrich Ströbel

In einer Riesenversammlung, so träumte mir, sprachen vier Redner über die Friedensbedingungen. Von ihren Ausführungen und dem Eindruck ihrer Reden haftete mir dies im Gedächtnis.

Michel: Wieder einmal sind wir, das unheilbare Volk der Träumer, das Opfer unsres unausrottbaren Idealismus geworden. Treuherzig und arglos, wie Kinder, ließen wir uns im November durch süße Friedenslockungen das Schwert aus der Faust winden. Einen Frieden des Rechts und der Versöhnung verhieß uns Wilson, verbürgte uns die Entente. Unverbesserliche Toren, die wir solchem Trugwort glaubten! Hätten wir uns lieber auf den noch immer gewaltigen Rest unsrer Kraft verlassen. Hätten wir noch ein paar Monate durchgehalten! Vielleicht wäre dann der Uebermut der Sieger im Blutsumpf erstickt, vielleicht hätte ihnen vor der Verantwortung gegraut, auch Belgien in eine Stein- und Eisenwüste zu verwandeln. Wir ersparten der Menschheit Morden und Zerstörung, und was ist unser Dank? Die Sieger, die — vor der letzten, schwersten Entscheidung — ihren Triumph durch trügerische Vorspiegelung erlisteten, brechen schnöde ihr feierliches Gelöbnis. Statt den Frieden des Rechts bieten sie uns den brutalsten Frieden der Gewalt. Man will Deutschland bis zur Ohnmacht zerstückeln, will es schonungslos in den Staub treten. Man will seine Volkswirtschaft in Grund und Boden hinein zerrütten, seine Industrie aller Hilfsquellen berauben, seinen Handel erwürgen, seine Volksernährung unmöglich machen. Das deutsche Volk soll ein Bettlervolk werden, ein Volk von Wirtschaftshörigen und Schuldsklaven. Schon hat uns der Krieg ruiniert, und was der militärische Zusammenbruch noch an Wirtschaftswerten übrig gelassen, hat die Revolution vernichtet. Wir wissen nicht einmal, wovon wir Speck und Getreide zahlen sollen, um uns vor dem Verhungern zu schützen, noch weniger, wie wir das Sieben-Milliarden-Defizit des Etats stopfen sollen, und da verlangt man von uns, sofort, binnen zwei Jahren, zwanzig Milliarden in Gold! Und dem Schuldner, den man auspressen will bis aufs Blut, nimmt man zugleich die letzten Erwerbsmittel: seine Schiffe, seine Kohlengruben, seine Erzschächte. Nicht nur das Saar-Revier verlangt man als Entschädigung — auch Oberschlesien raubt man uns, man eskamotiert uns ein Drittel unsrer Kohlengruben und die besten unsrer Erzlager! Und nicht nur die Bodenschätze stiehlt man uns, die Kraftquellen unsrer Industrie, sondern auch unsre Kornkammern, unser altes unentbehrliches Siedelungsland in Posen und Westpreußen. Und mit diesem Lande sollen viele hunderttausende kerndeutscher

Männer und Frauen den Fängen des weißen Adlers preisgegeben werden! Unser herrliches Danzig sollen wir verlieren, dazu große Fetzen Ostpreußens, das fortan eine Insel sein soll in der Flut des Slawentums. Sich unter solchen Gewaltfrieden zu ducken, wäre nicht nur unerträgliche Schmach: es wäre auch platte Unmöglichkeit. Hunger und Wut würden bald alle staatlichen Bande sprengen, jede Regierung, die sich dem Schandfrieden unterwürfe, würde von der Empörung des Volkes hinweggefegt. Darum: wir lehnen ab, wir unterschreiben nicht! Will es die Entente zum Aeußersten treiben — über sie die Folgen! Will sie Deutschland verderben, so soll ganz Europa in Flammen stehn! Die Weltanarchie wird dann auch Frankreich und England verschlingen. Noch lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen! (Tosender Beifall)

Jonathan: Ihre nationalistische Wallung und Ihr Verzweiflungsausbruch sind mir verständlich; aber hören Sie auch die Ansicht der andern Seite. Nicht lange genug, glauben Sie, hätten Sie gekämpft? Ich sage Ihnen, viel zu lange! Der Fluch Ihrer Kriegführung war, daß Sie lieber Deutschland und Europa ruinierten, als rechtzeitig das Hazardieren aufgaben. Wohin Sie Ihr eignes Land gebracht, merken Sie nun. Aber Sie wissen noch immer nicht, was Ihre Armeen und U-Boote den andern Völkern zugefügt. Glauben Sie, Belgien sei minder ruiniert als Deutschland? Und hat die Welt je eine so grauenhaft systematische Verwüstung gesehen wie die Nordfrankreichs? Und haben Sie vergessen, daß Sie Monat für Monat 600 000 Tonnen Schiffsraum auf den Meeresgrund versenkten? Wie oft warnte Sie die Entente, sprach sie von der Wiedergutmachung. Im Jahre 200 000 Tonnen Schiffsersatz zu bauen, dünkt Ihnen ungeheuerlich — sie binnen zehn Tagen zu ersäufen, fanden Sie höchsten Preises würdig! Deutschland stöhnt über seine Schuldenlast. Auch die Ententeländer stehen vor dem Zusammenbruch. Sollen sie nachträglich das Opfer des deutschen Militarismus werden? Das wäre unbillig; darum bedang sich Wilson die Wiedergutmachung. Auch Ihr willigtet in das Prinzip. Und Ihr erkanntet auch das Recht der Selbstbestimmung für die fremdsprachigen Volksteile an. Nur findet Ihr jetzt die Bedingungen zu hart, die Ausführung ungerecht. Vielleicht sind sie es. Doch bedenket, wie schwierig eine gerechte Lösung. Nach eurer eignen amtlichen Zählung gab es in der Provinz Posen 61 % Polen, in Westpreußen immerhin eine halbe Million, im Regierungsbezirk Oppeln 1 170 000 gegenüber nicht ganz 900 000 Deutschen. Die Polen, unsre Verbündeten, fordern ihr Recht. Besser wäre es, das Recht der drei Millionen Polen wäre nicht das Unrecht für viele hunderttausend Deutsche. Drängte nicht die Lage zur raschen Entscheidung: man könnte sorgsam Recht und Unrecht wägen. Aber Europa

muß endlich zur Ruhe kommen, soll sich nicht sein ganzes Gefüge lösen, soll nicht die Weltanarchie alle Kultur verschlingen. Auch Ihr schaltet ja schon über Friedensverschleppung! Glaubt Ihr, das Friedenswerk, das die Ansprüche von siebenundzwanzig Staaten befriedigen soll, sei ein Kinderspiel? Wie lange haben nicht Preußen und Oesterreich allein um die vermeintliche polnische Beute gestritten! Wilson und mancher Verständige noch möchten den blanken Rechtsfrieden. Aber die Welt ist aus den Fugen, durch eure Schuld! Der Streit um Fiume beweist den Starrsinn der Einzelnen. Soll Wilson, soll die Entente Europa im Chaos enden lassen, weil das neue Europa nicht sofort ein ideales Gebilde wird? Der Friede, den die Entente euch bietet, ist hart, ist sogar ungerecht. Aber dieser Friede ist ein Wunder an Milde, verglichen mit dem Frieden von Brest-Litowsk, verglichen mit Erzbergers Plänen von 1914. Und eure Annektionisten wüten am lautesten gegen den Gewaltfrieden! Wüteten schon seit Monaten, verstummten auch seit dem neunten November kaum einen Tag. Glaubt Ihr, so erwürbet Ihr euch Milderungen? Hätte euch Klugheit beraten, Ihr hättet seit einem halben Jahr schon alle Kompromittierten kaltgestellt und euern jungen Pazifismus nicht durch militaristische Neuschöpfungen und unausgesetzte Drohungen verdächtigt. Hätte nicht der Blutandrang verhaltener Wut euer Auge verdunkelt, Ihr hättet vertrauend um Vertrauen geworben und eurer Zukunft mehr genützt als jetzt durch alles Fluchen und Fäusteballen. Noch jetzt könnten Vernunft und rückhaltlose Aufrichtigkeit vielleicht manches mildern. Statt dessen droht Ihr mit der europäischen Revolution, der bolschewistischen Weltendämmerung. Haben euch die Götter noch immer nicht schwer genug geschlagen? (Eisiges Schweigen)

Spartacus: Das Sterbeglöckchen des Kapitalismus wimmert. Vergebens suchten die diplomatischen Quacksalber der bankerotten Bourgeoisie, der Auflösung Einhalt zu gebieten. Der Marasmus ist schon zu groß, der Weltkrieg hat alle Lebenskraft aufgezehrt. Die Erschöpfung in allen Ländern ist hoffnungslos. Die Finanzen sind überall zerrüttet, die Produktion ist in heillosen Wirrwarr geraten, aus der sie nur die sozialistische Organisation zu erlösen vermag. Aber die Klopffechter des Entente-Kapitalismus, die unter der Schwindelfirma des Pazifismus nur die Raubinstinkte des alliierten Imperialismus zu befriedigen suchten, bilden sich ein, die Fortexistenz ihrer Klassenstaaten auf Kosten der besiegten Länder retten zu können. Deutschland, Oesterreich und Ungarn, und wenn möglich auch Rußland, sollen doppelt ausgeplündert werden, damit die Entente-Staaten wieder zu Kräften kommen. Kolonialraub, Landraub, Schiffsraub, kapitalistische Exploitation und direkte Erpressung durch Entschädigung aller Art sollen der Restitution des Entente-Kapitalis-

mus dienen, sollen das Ausbeute-Regiment in Frankreich, England und Amerika verewigen. Aber dieser Beutezug beschleunigt grade das Verderben! Er bedroht die als Plünderungsobjekt auserfehenen Länder vollends mit der wirtschaftlichen Vernichtung und treibt das Proletariat umso ungestümer in die soziale Revolution. Der Triumph des deutschen Räte-Systems ist unaufhaltsam. Die Kompromiß-Regierung muß stürzen, so oder so. Unterschreibt sie den Frieden, so fegt sie ein Sturm der Verachtung hinweg; verweigert sie die Unterschrift, so wird sie das Opfer der Revolution, die ausbricht, wenn die Entente in das Land einmarschiert. Denn dann gibt es nur eine Losung: das Bündnis mit der Sowjet-Regierung! Die russischen und die deutschen Proletarier werden dann den gemeinsamen Kampf gegen den Entente-Imperialismus aufnehmen und die Entscheidungsschlacht gegen den Weltkapitalismus schlagen. Eine Million russischer Proletarier ist dann sofort bereit, den Deutschen zu Hilfe zu eilen. Auch mit Lebensmitteln wird Rußland Deutschland versorgen, und mit einer Fülle von Rohstoffen, sobald Deutschland der Sowjet-Republik nur eine Armee von Technikern und gelernten Arbeitern schickt. Die Ausrufung der deutschen Räte-Diktatur wird die revolutionäre Energie der vielen Millionen deutscher und russischer Proletarier aufpeitschen, wird das Proletariat ganz Europas zur Niederwerfung der kapitalistischen Gewaltherrschaft entflammen. Die ungarische Revolution wird von neuem auflodern, Deutsch-Oesterreich wird folgen, aber auch in Polen wird die proletarische Revolution siegreich über den künstlich entfachten Chauvinismus hinwegschreiten. Und dann wird auch für Frankreich die Stunde der Befreiung schlagen. In allen Ländern werden sich die Geknechteten wider die Sklaverei des Kapitalismus erheben. Ueberall werden sie die Diktatur des Proletariates proklamieren und durch das Räte-System den Kommunismus verwirklichen. Dann erst wird auch der Pazifismus aus einem Hirngespinst zur Wahrheit werden. Das verbündete Proletariat wird dann keine Rüstungen mehr dulden, Grenzpfähle und Zollschranken werden niedergerissen werden, und in freiem Austausch werden die Güter zirkulieren in dem großen Organismus der föderativen kommunistischen Weltrepublik. (Rasender Applaus)

Der Warner: Michel und Spartacus, die sich sechs Monate lang haßten und meuchelten, haben sich endlich gefunden: in der Orgie der Selbstzerstörung. Die Ernüchterung der sechs Monate währte schon zu lange — das deutsche Volk kann seit jenen Augusttagen nicht leben ohne Rausch und Taumel. Michel erhofft von der Anarchie die Wiedergeburt des Nationalismus, die europäische Hegemonie Alldeutschlands, eine neue wilhelminische Epoche. Spartacus ruft dieselben Geister, um die Welt mit bolschewistischem Moskowitertum zu beglücken. Ob

sie je, und sei es auch jenseits eines Ozeans von Blut, das Land ihrer Träume erreichen würden? Welche Formen das Chaos, in das die Beiden uns stürzen möchten, je wieder annehmen würde, wer vermöchte es zu ahnen? Unfaßbares Grauen nur umweht uns aus einer Zukunft, in deren Elendstiefen trotz den Schrecken des Weltkriegs kein Senkblei hinabreichen würde. Denn auf russische Hilfe mag bauen, wer von der ungeheuern Wirtschaftszerrüttung Sowjet-Rußlands nie was vernommen hat. Mit unserm verrotteten Eisenbahnmaterial, das nicht einmal für uns selbst ausreicht, sollen wir die märchenhaften russischen Vorratskammern erschließen und zugleich den kommunistischen Weltbefreiungskrieg führen? Und sollen uns dafür unser eignes Industrie-Revier, all unsre Seestädte okkupieren lassen? Sollen uns einer Hunger- und Wirtschaftskatastrophe aussetzen, der gegenüber das Sterben der russischen Großstädte nur eine harmlose Idylle gewesen wäre? Wurde einem von blinden Leidenschaften und irren Hoffnungen umhergeworfenem Volke je Rasenderes zugemutet? Und findet die von nationalistischer Phraseologie berauschte Nation in der Regierung die schwächste Stütze? Im Gegenteil: die Regierung kredenzt der Trunkenen selbst neuen Taumeltrank. Auch sie umnebelt ihr Hirn mit giftigem Phrasendunst, statt ihr nüchtern und redlich die Wahrheit zu sagen. Sie fordert das Volk großsprecherisch auf, sich einmütig hinter die Regierung zu stellen. Wozu? Um mit triftigen Argumenten in Versailles die Sache Deutschlands zu führen, dazu sind doch wohl die vielen wirtschaftlichen Sachverständigen da. Sie dort drüben und alle Berufenen daheim mögen Wilson beweisen, mit zwingenden Tatsachen beweisen, wie kraß die geforderte Lösung des Polen-Problems seiner eignen Formel der nationalen Selbstbestimmung widerspricht, wie die wirtschaftliche Erdrückung einer großen Nation nicht aller Billigkeit nur, sondern auch aller Klugheit Hohn spricht. Aber es protestiere die Vernunft, nicht die kreischende Leidenschaft. Oder sollen die Massen sich durch Demonstrationen erhitzen, sich etwa gar in den umstrittenen Grenzgebieten zu Unbesonnenheiten hinreißen lassen? Das wäre das Verhängnisvollste, wäre Wasser auf die Mühle von Michel und Spartacus. Wozu also die großen Vorbereitungen, all das drohende Raunen, wenn man nichts im Schilde führt, wenn das Scheidemann-Wort ehrlich gemeint ist, unsre tragische Lage gestatte nicht den Luxus der heroischen Geste? Besäße diese unglückselige Regierung, die einen Landsberg und Legien nach Versailles schickte, eine Spur von Einsicht und Gewissen: sie täte das Aeußerste, um die Massen zu beruhigen. Ja, besäße sie noch einen Rest von politischem Verstand und von Selbsterkenntnis: sie träte noch in dieser Stunde zurück zugunsten einer wirklich demokratischen und sozialistischen Regierung. Denn welchem Vertrauen und welchen Sympathien sie bei der Entente

begegnet, beweisen die Friedensbedingungen, die sie dem deutschen Volke erwirkt hat. Allzuviel ist in den sechs Monaten der provozierenden Erzberger-, Solf- und Brockdorff-Rantzau-Strategie schon verdorben worden; dennoch lohnte auch heute noch der Versuch einer Regierung, die sich aus Kriegsgegnern und grundsätzlichen Pazifisten zusammensetzte. Wenn überhaupt noch etwas, so würden ihre Argumente auf die Entente wirken. Mißtrauen, Haß und Intrigen müssen ja verbittern — nur das unverwüstliche Vertrauen zum guten Willen der Gegner vermag den Rechtsfrieden und die Völkerversöhnung anzubahnen. Neue Gewalttat besiegelt Deutschlands Geschick; den Bruderbund der freien Nationen erzwingt nur eine Macht, die bisher verlachteste und verachtetste in Deutschland: menschliche Güte! (Lebhaftes Zischen)

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LXI

Käthe Schirmacher

Auf sie haben Millionen Frauen und Mädchen gewartet, Jahrhunderte, Jahrtausende lang, die große Abrechnung mit dem Manne zu halten. Sie ward ihr Messias, der da einst kommen mußte.

Sie ist die Verkörperung des Männerhasses. Ohne jemals mit einem Vertreter des starken Geschlechts vor dem Traualtar gestanden zu haben, kennt sie die Ehe so gut wie Schiller die Schweiz, die er bekanntlich auch nie gesehen hat. Lest, Mädchen und Frauen, die Ihr vom Manne enttäuscht wurdet, dieses:

„Für den Mann als Geschlecht ist die Ehe ein Alkoven. Hätte er sonst für die Frau eine eheliche Pflicht geschaffen? Mit allen Rechten mußte sie an ihn gebunden werden. Die Ehe machte ihn und macht ihn zum Herrn ihres Leibes. Zu jeder Zeit und zu jeder Stunde. Ob sie ihn liebt, ob sie ihn haßt, ob er ihr gleichgültig, erwünscht oder ekelhaft ist. Gleichviel, sie ist die stets bereite Dienerin seiner Sinne. Viele haben darüber den Verstand verloren, andre jede Würde, und wieder andre den Tod gesucht. Manchmal haben sie ihn auch gegeben. Aber das war höchst unweiblich."

Als hätte sie selber alles, in täglich furchtbarer Pein, durchgemacht, als hätt' sie geliebt, gelitten, geheiratet, gezeugt und Kinder gezogen: so gellt ihr Fehmspruch wider die Männer. Immer sah sie nur Lüsternheit in ihren Augen, Brutalität, Gemeinheit, Herrschsucht. Diesem Joche wollte sie sich nicht beugen, und der Sicherheit halber trat sie auch noch dem Internationalen Enthaltsamkeitsbunde bei.

Die andern Weiber, pfui Teufel, liefen dem Manne nach und erwarteten von ihm das Wunderbare. Sie aber stand da

einsam und stolz und zeigte dem Manne den Spiegel, auf daß er vor all seiner Häßlichkeit erschrecke. Was hatte er, in vielen Geschlechterreihen, aus dem Weibe gemacht? Vernehmts mit Schrecken:

„Und nun begann die planmäßige Auslese unter den Eigenschaften der Frau. Das Prinzip stand fest: sie war zur Hörigkeit geboren, und der Mann gärtnerte nun auf göttlichen Befehl und mit göttlicher Machtvollkommenheit in ihr umher. Am Spalier seiner Eigenart, seiner Wünsche, seiner Bequemlichkeit wurde sie so oder so gezogen, entwickelt, verstümmelt, auf Blume, Blatt oder Frucht gezüchtet, in Sonne oder Schatten gestellt, behandelt oder mißhandelt, stets aber unter der Schere gehalten. Das Frauengeschlecht entfaltete sich nie als ein selbständig freier Baum."

„Der Mann ist der Frau nie ruhig, kaltblütig und unparteiisch gegenüber getreten, sondern stets mit geschlechtlicher Erregung, Herrenbewußtsein oder geheimem Zorn." (In ihrem Jugendbüchlein: ‚Herrenmoral und Frauenhalbheit', wo sie geistig das gesamte Männergeschlecht mit Füßen tritt und mit Kot beschmutzt, schreibt sie entrüstet, daß jeder Straßenbahnschaffner gar nicht anders könne, als einem jungen Mädchen bei Aushändigung des Billets geschlechtlich die Hand zu drücken.)

„Jeder flotte Kerl weiß das Lösungswort des Rätsels Weib, und was man nicht lösen kann, haut man durch. Fehlt es uns etwa an Alexandern? Groß brauchen sie ja nicht zu sein, wenn sie nur ‚hauen' können." Ich glaube, die meisten kleinen Mädels lassen sich mit Vorliebe von ‚großen' — ‚hauen'. Nur Käthchen hat diese Haue verschmäht . . .

„Die ganze Welt ist geschlechtlich überreizt. Das kommt davon, wenn man die halbe Menschheit in die geschlechtliche Zwangsjacke steckt." Nur Käthchen hat sich durchaus nicht hineinstecken lassen.

„Du zahlst ihr immer nur so wenig, daß sie ohne den Mann nicht fertig werden kann. Und du zahlst dir stets so viel, daß du dir immer eine Frau kaufen kannst. Das sind dann Familienkosten. Kleiner Schäker!"

„Und so machst du es mit jedem neuen ‚Frauenberuf': Masseuse, Friseuse, Hebamme, Tippfräulein, Sekretärin — alles verschmutzt. In jeder Frau siehst du nur das Weib."

„Warum nun dieses ganze Buch? Diese Vorwürfe, Anklagen, diese Entrüstung, dieser Zorn? Weil dies einmal en bloc ausgesprochen werden mußte; weil es Zeit war und ist, die Rechnung aufzustellen, die Posten zu summieren; die Bilanz zu ziehen. Alle großen Güter der Welt nahm der Mann für sich; er enterbte die Frau. Wir müssen endlich Aktiva und Passiva aufrechnen. Die alte Wirtschaft kann nicht weiter gehen. Dies ist eine Liquidation. Die alte Firma ‚Mann' muß im

Weltregister gelöscht, die neue Firma ‚Mann und Frau‘ eingetragen werden.“

So klingt das Buch ‚Das Rätsel Weib‘ aus, das eine Jungfrau von sechsundvierzig Jahren schrieb.

*

Wer ist sie? Woher kam sie der Fahrt, und wie ist ihr Nam' und Art? In Danzig ward sie einst, so anno 1865, geboren. Ihr Vater war ein angesehener Kaufmann. Die Münsterbergs sind mit ihr verwandt: der Kommerzienrat und freisinnige Landtagsabgeordnete und der Professor in Boston, beide nun schon tot. Sie raste förmlich durchs Leben. Von Männerhaß gepeitscht. Sie wollte es ihnen zeigen. Erst Mädchenschule, darauf Lehrerinnenseminar in Danzig. Dann ein Sprung nach oben: Studium an der Sorbonne in Paris. Frauenrechtlerin, Schriftstellerin, Vortragsreisende. Im ‚Danziger Hof‘ hab' ich, vor Jahren, von ihr einen Vortrag über Maurice Maeterlinck gehört. Mäßig. Oberflächliche Anschauung. Mehr Plauderei.

In Paris wird sie ganz heimisch und geht völlig in französischem Geist auf, schreibt schließlich auch französische Bücher. ‚Voltaire, Eine Biographie‘ kommt heraus. Wieder so obenhin. Aber ihre Einführung in den französischen Geist wird höhern Ortes belohnt. Ein Ordensbändchen ziert ihre Bluse. Der schönste Augenblick ihres Lebens. Später, als der Krieg ausbricht, hat sie plötzlich alles vergessen, was ihr Paris, was ihr die Franzosen waren, was sie da alles geistig genossen, und sie wird eine der wütendsten Kriegsschreierinnen und Franzosenfeindinnen. Eine üble Walküre.

Ehedem überschlug sie sich vor Radikalismus. Heute ist sie ganz zahm geworden und frißt den Männern aus der Hand. Vierundfünfzig Jahre haben sie allmählich abgeschleift. Oder tut sie nur so? In der deutschen Nationalversammlung, wo sie beinah allein unter Männern sitzt, ist sie auffallend zurückhaltend, voll scheuer Ehrfurcht vor den Männern. Ein dunkelgrünes Hängekleid umschlingt ihre zarten, schmalen Glieder. Ein schlichter schwarzer Seidengürtel ist herum gelegt. Schwarzes Haar, gelbliche Haut, leichte Hakennase: ein Kakadu schreitet würdevoll in dem Käfig einher, den ihm die Männerwelt gebaut.

Ganz rechts sitzt sie im Nationaltheater zu Weimar. Da, wo die Deutschnationalen, die Antisemiten und alle die andern Reaktionäre Platz genommen haben: sie, die Radikalste von allen, die Internationalistin, die mit mehr als einem Semiten Verwandte.

*

So. Damit sind wir fertig. Nun laßt uns wieder von der Liebe reden, wie einst im Mai.

Der Seekrieg von L. Persius

V

Doggerbank

„Trotz der Uebermacht der englischen Streitkräfte haben unsre Kreuzer den Kampf zu einem ehrenvollen und günstigen Ausgang gebracht“, so lautete der Kommentar der alldeutschen Presse über das Gefecht nahe der Doggerbank. Diese Vergewaltigung der Wahrheit ist nur dadurch zu entschuldigen, daß die amtlichen Stellen phantastische Nachrichten verbreitet hatten von Schäden, die dem Feinde zugefügt worden wären. Es wurde gefabelt von der Vernichtung eines, ja zweier englischer Schlachtkreuzer und mehrerer Torpedobootszerstörer. Alles, um die Oeffentlichkeit zu trösten über den Verlust des Panzerkreuzers ‚Blücher‘, der nicht verschwiegen werden konnte.

‚Blücher‘ war einer der zahllosen schiffsbaulichen Versager des Herrn v. Tirpitz. 1908 lief dieses Monstrum von Stapel, das nur 15 800 t. groß und gar nur mit dem 21-cm.-Geschütz bestückt war. Schon 1907 hatten drei Vertreter der englischen ‚Indomitable‘-Klasse die Hellinge verlassen. Sie haben ein Deplacement von 20 200 t. und tragen 30,5-cm.-Geschütze. Der englische Marineschriftsteller Alan Burgoyne äußerte in ‚The navy‘ über ‚Blücher‘: „It is not easy to define her métier in European waters“. Er hätte sagen sollen: Es ist nicht leicht, die Bestimmung des Schiffs überhaupt festzulegen. Aber Tirpitz wußte es. ‚Blücher‘, dessen Bau 28 Millionen gekostet hatte, wurde, nachdem er sich für einige Monate ein — natürlich unglückliches — Debut in der Hochseeflotte geleistet hatte, als Artillerie-Schulschiff verwendet. Als Schulschiffe braucht man gewöhnlich ganz alte Schiffe auf, die für die Front nicht mehr in Frage kommen. Bei Anfang des Krieges hätte man ‚Blücher‘ versenken sollen, da, wo das Meer am tiefsten ist, oder ihn allenfalls in der Ostsee stationieren. Ein böses Verhängnis ließ ihn statt dessen in die Nordsee gelangen. Wer für die Beteiligung des Kreuzers an dem Gefecht nahe der Doggerbank verantwortlich ist, der verdient, von einem Kriegsgericht zu harter Strafe verurteilt zu werden. Das würde anderswo der Fall gewesen sein. Während des Krieges war es ja bei uns, unter der Militärknute, unmöglich, ein Wort der Kritik auszusprechen; wie viel weniger möglich, etwa zu fordern, daß Offiziere, die schwere Versäumnisse sich hatten zu Schulden kommen lassen, zur Verantwortung gezogen würden. Selbst im Reichstag war es verpönt, Rechenschaft zu verlangen. Niemals hörte man ein Wort des Tadels aus dem Munde der Volksvertreter. Im englischen Unterhaus hingegen wurden öffentlich alle Fehler britischer Offiziere besprochen, und die Presse brachte selbstverständlich

diese Verhandlungen mit allen Details. So war die Möglichkeit gegeben, daß die Zustände besser wurden, und das Vertrauen des Volks zur Kriegsleitung hob sich ständig. Nach dem Untergang des Linienschiffs ‚Formidable‘ — um ein Beispiel herauszugreifen — sagte der Admiral Lord Beresford im House of Commons von einem Admiralitätsbefehl am fünfzehnten Februar 1915: „It was oither criminal negligence or crass stupidity, or it was dictated by amateur strategy.“ Man male sich aus, was dem Reichstagsabgeordneten passiert wäre, der von „verbrecherischer Nachlässigkeit“, von „krasser Dummheit“ unsres Admiralstabs gesprochen hätte! Allerdings: dort ein freies Volk, hier Knechtsseelen — die sich noch nicht einmal heute die Gründe für unsern Zusammenbruch klar machen lassen wollen.

Wer gab am vierundzwanzigsten Januar 1915 den Befehl, daß der ‚Blücher‘ auslaufe? Erst geraume Zeit später erhielt der Admiral v. Ingenohl den sogenannten blauen Brief. Es widersprach von jeher preußischer Tradition — die auch in der „deutschen“ Marine hoch gehalten wurde! —, über einen ältern Offizier Strafe sogleich nach begangener Tat zu verhängen. Das hätte „die militärische Disziplin untergraben“! Ingenohl, den damaligen Chef der Hochseeflotte, hatte man also als Schuldigen herausgefunden. Wie er überhaupt auf den Platz des Oberstkommandierenden in der Front gestellt werden konnte, ist jedem urteilsfähigen Seeoffizier ein Rätsel geblieben. Dem Prinzen Heinrich, der in Friedenszeiten stets als Führer unsrer Schlachtflotte für Kriegsfall gepriesen und Großadmiral genannt wurde, dem war nur auf dem Papier ein Kommando übertragen worden: „Chef der Streitkräfte in der Ostsee“. Streitkräfte in der Ostsee gab es kaum; ein paar alte Kähne, bar jedes Gefechtswertes, lagen in Kiel. Wollte der Prinz eine Spazierfahrt machen, so mußte er, der Großadmiral, sich vom Chef der Hochseeflotte, dem Admiral Ingenohl, einige Schiffchen erbitten. Daß diese Regelung bestand, daß der Prinz bei Kriegsausbruch nicht etwa oberster Befehlshaber wurde, war ein Glück. Er war kein Flottenführer, an denen es überhaupt mangelte. Tirpitz hatte im Frieden dafür gesorgt, daß alle fähigern Admirale abgehalftert wurden, damit sie nicht als Ersatz für ihn in Frage kommen konnten. Nur „bequeme“ Zeitgenossen erfreuten sich des Aufstiegs zu den hohen Stellen. Ingenohl verdankte die Ernennung zum Flottenchef seiner langjährigen Stellung als Kommandant der ‚Hohenzollern‘. Auf der Kaiserlichen Yacht, wo man Manager großen Stils für fürstliche Unterhaltung und andre Allotria war, da wurde die Kunst der Flottenführung unter der Aegide des „Obersten Kriegsherrn“ mit Suppenlöffeln eingenommen. Derart vorbereitet stieg Ingenohl auf sein Flaggschiff, das sich hütete, je in Sichtweite des Feindes zu gelangen.

Die Kritik eines aktiven Seeoffiziers (ausgesprochen in der Broschüre ‚Halbmast, der deutschen Flotte Sterben') lautet: „. . . Daß es zu solchen Verlusten kam, lag an dem völligen Versagen der damaligen Flottenleitung, die in den Händen des Admirals v. Ingenohl ruhte." Für einen aktiven Seeoffizier anerkennenswert offenherzig! Um Fehler, die bereits im August 1914 begangen wurden, handelt sichs hier. Ende Januar 1915 sitzt Ingenohl noch immer in seiner Admiralskajüte und schickt den ‚Blücher' zusammen mit den Schlachtkreuzern ‚Seydlitz', ‚Derfflinger' und ‚Moltke' hinaus in die Nordsee. Hipper, der Geschwaderchef, weigert sich anfangs, den Droschkengaul mit seinen Vollblütern zusammen zu spannen. Der drei Schlachtkreuzer Geschwindigkeit beträgt 28,5 bis 29 Knoten. Sie haben 28-cm.-Geschütze an Bord. Aber der Befehl des Flottenchefs zwingt ihn, und das Pech will — oder trug die fehlende Aufklärung die Schuld? —, daß er am Morgen des vierundzwanzigsten Januar früh in der Nähe der Doggerbank dem weit überlegenen Feinde grade in die Arme rennt, das heißt: den britischen Schlachtkreuzern ‚Lion', ‚Tiger', ‚Prinzeß-Royal', ‚New-Zealand', ‚Indomitable' undsoweiter, von denen die ersten über 30 Knoten laufen und mit 34,3-cm.-Kanonen bestückt sind. Hipper kehrte sofort um, als der Feind gesichtet ward. Das war das einzig Richtige. Diese Umkehr gibt der amtliche deutsche Bericht zu. Es heißt: „Mit westlichem Kurse strebte Hipper der englischen Küste zu. Der englische Verband kam dorther. Unser Verband nahm nach dem Sichten des Feindes östlichen Kurs auf." Der Admiralstab verbot trotzdem der Presse, den deutschen Geschwaderchef dieser vernünftigen Tat für fähig zu halten. In amtlichen Veröffentlichungen las man: „Der Gegner brach das Gefecht ab und zog sich zurück. Ein englischer Schlachtkreuzer ist gesunken". Das entsprach nicht den Tatsachen, und ferner wurde von ganz unwesentlichem Materialschaden und geringen Menschenverlusten auf unserer Seite gesprochen. Und doch hatte allein ‚Seydlitz' durch einen Volltreffer 168 Tote gehabt.

Die britische Admiralität gab Berichte heraus, die auf jeden objektiv Denkenden den Eindruck der Wahrheit machten. In einem liest man: „Von dem unter Befehl des Admirals Beatty stehenden Kreuzergeschwader wurde der Feind, der sich anscheinend nach der englischen Küste begeben wollte, um 9 Uhr 30 erblickt. Der Feind kehrte sofort um, als er unsre Schiffe gesichtet hatte. Seine Verfolgung wurde aufgenommen. ‚Blücher' blieb bald wegen seiner geringen Geschwindigkeit zurück, die andern Schiffe fuhren mit äußerster Kraft davon. So verringerte sich die Entfernung nur sehr langsam zwischen den deutschen und unsern Schiffen. Zwei deutsche Kreuzer wurden schwer beschädigt. Das Gefecht mußte abgebrochen werden, als

der Feind ein Gebiet nahe Helgoland erreicht hatte, wo die Anwesenheit von deutschen U-Booten und Minen uns die weitere Verfolgung nicht ratsam erscheinen ließ. Kein englisches Schiff ist verloren gegangen. Nur ‚Lion‘ und ‚Tiger‘ wurden vom feindlichen Feuer erreicht. ‚Lion‘, der die Linie anführte, dann folgte ‚Tiger‘, hatte 11 Verwundete, ‚Tiger‘ 1 Offizier und 7 Mann an Toten und 12 an Verwundeten. Von der Bemannung des ‚Blücher‘, die 885 Köpfe stark war, retteten wir 123 Mann.“ Dies Beattys Bericht.

Das Gefecht nahe der Doggerbank, das für uns keineswegs ein Erfolg war — auch wenn man die verhältnismäßig recht guten Treffergebnisse der deutschen Artillerie nicht unbeachtet läßt —, wohl aber einen herben Verlust mit sich brachte, war eines der Resultate der Bluff-Taktik, die von unsrer Flottenleitung so gern verfolgt wurde. Unsre Kreuzer hatten die zwecklose Aufgabe, wieder einmal über die Nordsee zu stürmen, um einige Granaten auf unbefestigte englische Küstenorte zu werfen. Aber weiter enthüllte das sich aus dem mißglückten Vorstoß ergebende Gefecht die Minderwertigkeit des Tirpitzschen Schiffsmaterials und endlich die leichtfertige Auffassung des Flottenchefs von seiner Pflicht. ‚Blücher‘ war kein modernes Kampfinstrument. Daß er hinausgeschickt wurde, bleibt ein Verbrechen. Man hat dem Admiral Hipper den Vorwurf gemacht, er habe den ‚Blücher‘ im Stich gelassen, habe nur an sich selbst, an seine Rettung gedacht. Er hätte das ihm unterstellte Schiff nicht dem Feinde preisgeben dürfen, hätte zu seinem Schutz den Kampf aufnehmen und bis zum Aeußersten durchfechten müssen. Das ist ein unsachgemäßer Vorwurf. Hipper, unser fähigster Admiral, noch jung — 1881 in die Kriegsmarine eingetreten — hat vor dem Skagerrak am einunddreißigsten Mai 1916 gezeigt, aus welchem Holz er geschnitzt ist, hat bewiesen, daß Draufgängertum, wenn erforderlich, ihm nicht fremd ist. Aber hier, nahe der Doggerbank, wäre Draufgängertum sinnlos, ja verbrecherisch gewesen. Sollten etwa der Bluff-Taktik noch mehr Schiffe geopfert werden? Es ist ziemlich sicher, daß Hipper, wenn er, statt umzudrehen, dem Feinde entgegengelaufen wäre, um ein Passiergefecht herbeizuführen, oder wenn er mit langsamerer Geschwindigkeit, um den ‚Blücher‘ nicht allein zu lassen, zurückgegangen wäre, alle seine Schlachtkreuzer verloren hätte. Der Gegner war mit seinen modernen Schiffen und ihren 34,3-cm.-Geschützen zu sehr überlegen. Als „unverantwortlich“ muß schließlich bezeichnet werden, daß Ingenohl mit seiner Hochseeflotte nicht bei Helgoland bereit lag, daß er von dort nicht sogleich vorstieß, um das Kreuzergeschwader aufzunehmen, ihm Deckung zu geben. Hier war Gelegenheit, den Engländern eine Schlacht zu liefern, von denen es doch immer hieß, daß sie dauernd bei Skapa Flow in sicherer Bucht zu Anker lägen, sich

nicht in die Nordsee hinauswagten. Wo war der deutsche Flottenchef am Vormittag des vierundzwanzigsten Januar, als jedenfalls Funkspruch über Funkspruch mit der Bitte um Hilfe von Hipper einlief, wo befanden sich unsre Linienschiffe? Saß Herr v. Ingenohl im Kasino, und lagen die Linienschiffe sicher an den Molen vertäut in Wilhelmshaven?

(Fortsetzung folgt)

Bilanz von Kaspar Hauser

Deutsches Land geht in fremde Hände.
Goldablieferung. Weltenwende.
Ratlos Weimar. Ratlos Berlin.
Da habt ihr ihn!

Wir: nur Verlust. Sie: nur Gewinn.
Und in meinem patriotischen Sinn
tret ich vor Ludendorffs Bildnis hin:
„Danke!"

Hat Wilson sich und uns verraten?
Die kapitalistischen Potentaten
läßt der Ruhm der Gekrönten nicht ruhn —
Was nun?

Bis zum Ende grade stehen?
Lieber „in Ehren untergehen?"
Untergehn, wenn der Sturmwind braust?
Ein Volk geht nicht unter —
ein Volk verlaust.

Werden wir also nicht unterschreiben?
Wird uns was andres übrig bleiben?
Aber habt ihr euch nun von dem Alten entfernt?
Habt ihr gelernt?

Fühlt ihr, was dieser Friede bedeutet?
Eine große stählerne Glocke läutet
neue, ganz neue Zeiten ein.
Morgenschein?

Ich mag heute keinen Deutschen lästern.
Doch der Kompromiß ist ein Ding von gestern.
Kippeln — Wippeln — wie weit! wie weit!
Faust auf den Tisch!
Eine neue Zeit!

Die lebendigen Toten von Ignaz Wrobel

„Ich bleibe dabei: nur eine gute Kinderstube gibt uns Fonds fürs Leben.

Baron Frimmel, Oberleutnant Berghammer — aber in Zivil — und ich — wir gingen einmal im Prater spazieren. Eigentlich kein Spaziergang, sondern ein Gewaltmarsch zum Zweck des Lokalwechsels — drei Uhr früh — und wir hielten einander um die Schultern gefaßt, um nicht den Anstrengungen des Tages zu erliegen.

Drei Uhr früh. Frimmel hatte eine Dogge mit, Berghammer einen Gummiknüppel und ich etwas Jiu-jitsu.

Hierauf wurden wir verhaftet, weil der Raseurgehilfe Kamillo Lendecke (ledig, katholisch, Novaragasse 26) mehrfache Verletzungen davongetragen hatte.

Vom Moment der Verhaftung an hatten wir kein Wort miteinander gewechselt.

Trotzdem sagten wir, einzeln befragt, übereinstimmend aus: Lendecke habe sich, unserm gütlichen Zureden zum Trotz, mit dem Kopf in einen Zaun von Stacheldraht gelegt.

Die drei identischen, mit ruhiger Sicherheit vorgetragenen Aussagen bewirkten denn auch unsre Freilassung.

Und wir hatten uns doch gar nicht verabreden können.

War auch nicht nötig. Was ein taktvoller Mensch ist, wird sich in jeder noch so difficilen Lebenslage richtig zu benehmen wissen."

Roda Roda

Cause fameuse im Großen Schwurgerichtssaal: Mordprozeß in Sachen Liebknecht und Rosa Luxemburg. Die Anklagebank gesteckt voll: acht Offiziere und ein Mann, aber was für einer! Das Bild, das unser frechster und bester Karikaturist George Groß von dem Husaren Runge gezeichnet hat, ist eine Schmeichelei, der Mann sieht noch viel übler aus: kleine schiefe Augen, eine niedrige Stirn, roh und ungeschlacht. Die Herren daneben — sie befinden sich in der besten Gesellschaft — die üblichen Offiziersgesichter: Köpfe, wie man sie auf Sekt- und Zigarettenplakaten zu sehen pflegt. Die Marineoffiziere meist brav und stumpf, mit Ausnahme von Pflugk-Harttung, der so gescheit aussieht, wie er sich später benimmt. Es geht los.

Die Angeklagten werden vernommen. Runge legt Pathos und bieder vibrierenden Schmerz in seine Stimme: als er der Luxemburg und Liebknechts ansichtig geworden sei, habe ihn eine solche Wut über sein zertretenes Vaterland erfaßt . . . Auch habe Liebknecht, ihm, dem Dreher Runge, früher einmal eine Pistole auf die Brust gesetzt, mit der Drohung, wenn er noch weiter arbeiten würde . . . Die Offiziere „weisen die Anklage aufs schärfste zurück". Die Pflugk-Harttungs (es sind zwei Brüder) am gewandtesten, Vogel und Weller am ungeschicktesten. Vogel ist eine Katastrophe für jede Monarchie, so dumm benimmt sich der Mann. Er gibt zu, falsche Angaben gemacht zu haben, „um die Division nicht zu kompromittieren". Weller tapst durch

die Materie, als sei es ein Kinospaß und kein Mordprozeß. Stolz steht er da im strahlenden Schmucke seiner Orden, versehen mit viel Vaterlandsliebe und einer leeren Revolvertasche ... Die Zeugen fahren auf ...

Aber was wird denn hier gespielt? Eine Tragödie? Rache und Sühne? Kaum, höchstens deren fünfter Akt. Vier Akte, vier lange, dunkle Akte sind vorhergegangen, und man kann nur vage ahnen, was in ihnen geschehen, und vor allem, was nicht geschehen ist.

Geschehen ist dies: Die Wilmersdorfer Bürgerwehr, brave Einwohner einer westlichen berliner Gemeinde, die am übelsten und reaktionärsten von allen regiert wird, gründeten in den bewegten Revolutionstagen des Januar einen kleinen Feuerwehrverein zur Aufrechterhaltung gottgewollter Abhängigkeiten und begaben sich — ohne einen Auftrag, ohne einen Befehl, ja ohne das geringste Recht dazu zu haben — in die Wohnung, in der sich damals grade Liebknecht und Rosa Luxemburg aufhielten. Sie verhafteten beide. Das war ungesetzlich. Es ist notwendig, darauf hinzuweisen, weil sich unsre Ordnungshüter, denen Ordnung über die Freiheit geht, nicht genug mit Gesetzeszitaten aufspielen können und sich gar so sehr über den Doktor Kurt Rosenfeld erbosen, der ein Revolutionstribunal für diesen Fall gefordert hat. Die Angeklagten dürften ihrem ordentlichen Richter nicht entzogen werden, sagen die Leute. Aber er soll, meine Geehrten, seinem außerordentlichen Richter entzogen werden! Dies hier ist ein Kriegsgericht, zusammengesetzt aus Kameraden der Angeklagten. Und es tut nicht gut, nun beständig mit den Anschauungen zu wechseln: einmal heißt es, wir hätten eben Revolution gehabt — so muß die ungesetzliche Verhaftung erklärt werden— und einmal heißt es wieder, es müsse alles laufen wie im tiefsten Frieden. Hier klafft ein Widerspruch.

Liebknecht und Rosa Luxemburg also wurden verhaftet, ins Edenhotel gebracht, und aus diesem Paradies sollten sie ins Gefängnis transportiert werden. Liebknecht wurde unterwegs erschossen, Rosa Luxemburg kam abhanden und fiel in den Landwehrkanal. Während ich dies schreibe, ist das Verfahren noch nicht abgeschlossen. Die Dinge stehen so, daß im Falle Liebknecht außer den üblichen kleinen Disziplinarvergehen nicht viel herausspringen wird — non liquet. Im Falle Luxemburg hat Vogel den großen Unbekannten eingeführt, der, von hinten auf den Wagen aufspringend, die von Kolbenschlägen Runges Halbtote erschoß — die Herren warfen sie, die ihnen zum Transport übergeben worden war, ins Wasser. Der Fall liegt also wesentlich schwerer, und es besteht die Wahrscheinlichkeit, daß das Gericht hier zu einer Verurteilung gelangen wird.

Denn das Gericht ist des besten Willens voll. Der Verhandlungsleiter ist ein sympathischer jüngerer Mann, der mit

viel Takt und Umsicht arbeitet, wenn ihm auch hier und da einige Suggestionsfragen durchrutschen. Aber was nutzt das alles?

Ich bin des trocknen Tones nun satt, und es soll einmal gesagt werden, was zu sagen bitter nottut

Wir pfeifen auf ein solches Verfahren. Wir kennen nun alle, meist aus eigner Anschauung, die Schliche und armseligen Pfiffe dieses Militarismus, der sich hinter die Maske der tadellos korrekten „Meldung" verkriecht, nachdem er seine Schiebungen inszeniert hat. So, wie damals auf die Angaben Vogels hin die gesamte deutsche Presse über den Hergang bei der Ermordung belogen worden ist, so kann es diesmal wieder gehen — wer garantiert uns, daß nicht wieder bei den Angeklagten „Zweckmäßigkeitsgründe" maßgebend sind? Wir lassen uns nicht dadurch fangen, daß uns gesagt wird, „zwei gewählte Vertrauensleute der Garde-Kavallerie-Schützen-Division" säßen unter den Richtern. Wer beim Militär gewesen ist, weiß, wie Wahlen zustande kommen — man denke nur an die berüchtigten Küchenkommissionen. Und wenn sie selbst richtig und ordentlich gewählt sind: sind sie nicht befangen? Sind nicht ihre Kameraden, die Angeklagten, tausendmal in der oppositionellen Presse auf das heftigste angegriffen worden? Wer ist denn heute noch Soldat? Die Besten sinds nicht, die da Unterkommen und Arbeitsersatz suchen, und die Idealisten auch nicht. Und die sollen richten? Man nennt das: In eigner Sache.

Die Formation urteilt über sich selbst. Man stelle sich doch nicht das, was wir hier meinen, so ungeheuer plump und simpel vor: gewiß ist der untersuchende Kriegsgerichtsrat nicht nachts beim Schein einer düster qualmenden Lampe zu den Angeklagten in den Kerker geschlichen und hat ihnen dort kleine Zettel zugesteckt! Gewiß hat keiner das Stubenmädchen bestochen, das gehört haben wollte, wie ein Offizier gesagt hat: „Die Herren werden unten im Tiergarten erwartet, um Liebknecht zu begrüßen" — gewiß hat keiner den Jäger gemeuchelt, der gesehen hat, wie Vogel auf Frau Luxemburg schoß. So einfach ist das nicht. Aber diese unwägbaren Dinge, die da mitsprechen, geben den Ausschlag: die Formulierung eines Protokolls, der Verzicht auf diesen oder jenen Zeugen, die lange Zeit, die verstrich — am 15. Januar wurden die Beiden ermordet, am 15. April wurde der Beschluß zur Hauptverhandlung ausgesprochen. Umsonst sind die Mitglieder der U. S. P. D., über deren Mitwirkung bei der Voruntersuchung sich der Verteidiger so sehr entrüstete, nicht zurückgetreten. Sie hatten das Gefühl, mit dem großen Krummen zu kämpfen, dem noch jeder unterlegen ist, der ihm nicht mit seinen eigenen Waffen zu Leibe ging: mit schärfster Rücksichtslosigkeit.

Es sind zwei Welten, die da zusammenstoßen, und es gibt keine Brücke. Hüben wir. Drüben die Offiziere alten und älte-

sten Stils — kein Klang der aufgeregten Zeit drang je in diese Einsamkeit. Von Liebknecht wird nur als dem „Feind“ gesprochen; einer bedauert, daß er nicht unter der schimpfenden Menge gestanden habe und nur Begleitmann war — sie leben wie in einer Glaskugel.

Der Verhandlungsleiter war — von seinem Standpunkt aus mit Recht — bestrebt, die Politik bei dem Verfahren auszuschalten. Aber es geht nicht. Sie hatten alle, alle den politischen dolus eventualis. Die Luft, die im Gerichtssaal wehte, war für sie und gegen Liebknecht. Und käme heute wieder solche Gelegenheit — sie täten es noch einmal: sie würden schießen und ertränken und verheimlichen und stünden da als die Retter des Vaterlandes. Ihres Vaterlandes, denn unsres ist das nicht.

Ist das nur ein Einzelfall? Nein, es ist keiner. Der Militarismus ist nicht tot, er ist nur verhindert. Die kümmerlichen Reste verkriechen sich in die Noskegarden, die deshalb so unendlich schädlich sind, weil da unter der neuen Flagge die alten Ideale hochgehalten werden. Da ist wieder dieser falsche Kollektivgeist, der „die Division“, diesen fabelhaften Begriff, höher stellt als alles Menschliche — da ist die Schiebung, aber immer unter der Tünche der Korrektheit — da ist die alte, schlechte Gesinnung, die wir nicht mehr wollen. Eben das lehnen wir ab und werden es bekämpfen, bis keine Spur mehr davon vorhanden ist: den Zusammenschluß einer Gruppe von Menschen als Staat im Staate, das Pochen auf den angeblich makellosen Ehrenschild, dessen beschmutzte Kehrseite wir alle kennen, das Ueber- und Unterordnen von lebenden Menschen, die nicht fähig sind, zusammenzuarbeiten — kurz: Kasernenhof.

Es gibt keine Brücke. Sind es nicht alles nette und ordentliche Menschen? War der Verhandlungsführer nicht sauber? Sind es nicht alle brave, ehrenhafte Männer? Es sind nicht einmal Männer, diese Offiziere, die eine wehrlose Frau und einen verwundeten Mann in maiorem patriae gloriam beseitigen. Ich glaube nicht, daß das unter die Rubrik „Tapferkeit“ fällt.

Nichts gleichgültiger als das Urteil. Blut kann nicht durch Blut gesühnt werden, das ist ein Wahn. Was wir aber können und was wir tun werden, ist dieses:

Wir wollen bis zum letzten Atemzuge dafür kämpfen, daß diese Brut nicht wieder hochkommt. Wir wollen ebenso konsequent sein wie sie und nicht vergessen: Eulenburg nicht, der nicht im Zuchthaus sitzt, weil er ein Fürst ist, den Grafen Arco nicht, der Eisner erschoß, und diese Herren nicht, die sich nur einmal in ihrem Leben mit einem gewöhnlichen Mann ganz verstanden haben: auf der Anklagebank.

Es ist völlig uninteressant, zu wissen, ob Noske im guten Glauben handelt oder im schlechten. Er ist ein Schädling, denn schlimmer als die exploitierenden Reichen sind ihre Handlanger,

schlimmer als der Großbauer ist sein Hund. Der Helm muß und wird heruntergeschlagen werden.

Hetzen wir? Sind wir nicht sachlich genug? Nur ein Mal noch, nur dieses eine Mal noch erlaubt mir, daß mein Herzblut spricht, und nicht das Gehirn. Das soll euch werden: die kälteste und klarste Sachlichkeit. Aber dieses Mal nicht. Aus ihren Gräbern rufen zwei Tote. Ihr könnt die Schreie nicht hören, denn ihr seid taub. Wir aber hören sie. Und vergessen sie nicht. Was da in dem großen Saal unter dem Bildnis „Seines“ glorreichen Großvaters, Kaiser Wilhelms des Großen, vor sich gegangen ist, ist in unsre Herzen eingebrannt. Und eben, weil alle feinen Leute noch für den letzten Verbrecher und Rohling eintreten, wenn er nur Liebknecht totschlägt, und eben weil die schlechtesten Deutschen aufatmeten, als zwei Idealisten ermordet wurden, eben deshalb bewahren wir unsre Trauer und unsern Schmerz und vergessen nicht.

Die drüben kleben zusammen wie die Kletten — wir sind aneinander geschmiedet durch das Gedächtnis an Eisner und seine Brüder. An unsre Brüder. Und haben weder Zeit noch Lust, euren dicken Aktenbänden zu folgen, euren Plaidoyers und euren Proklamationen. Das Ding liegt so: da steht der Militarismus, da stehen wir. Und weil die Welt nicht in Staaten, wohl aber in Fortstrebende und Zurückzerrende zerfällt, müßt ihr beiseite gehen, in voller Uniform, in Feldbinde, Ordensschmuck und Helm. Und was die Toten rufen, ruft unser Herz: Ecrasez l'infâme!

Vom Wiener Kongreß von Felix Poppenberg

Die einzige literarische Arbeit, die sich, unvollendet, im Nachlaß des viel zu früh vollendeten Schriftstellers fand, und deren Thema heut eine gewisse Aktualität nicht abzusprechen ist.

In einer gelungenen Wiederkehr erschien vorigen Winter auf der Bühne des Kleinen Theaters ein altes Lustspiel von Bauernfeld: ‚Der kategorische Imperativ‘. Dies Stück, in seinen Liebeshändeln vielleicht etwas vergilbt und staubig, berührte geistig und kulturell doch überaus lebendig durch den Hintergrund und die historische Luft. Es begibt sich nämlich grade vor hundert Jahren, 1815 zur Zeit des Wiener Kongresses, zwischen der Schlacht von Leipzig und der Schlacht von Waterloo, zwischen Elba und Sankt Helena.

Dieser Wiener Kongreß war ja selber ein Lust- und Gaukelspiel, ein diplomatischer Maskenball zwischen den bedeutsamsten Schicksalspolen europäischer Zeitwende.

Das Satyrspiel der großen Waffentaten war er, und das einzige, was er erfüllte, war das ahnungsvolle Bedenken Ernst Moritz Arndts: „Mögen die Schreibfedern nur nicht wieder

das Werk der Schwerter zerstören.“ Und wenn wir uns heut im Zusammenklang von Vergangenheit und Gegenwart an dem starken begeisterungsvollen Waffenklang der Freiheitskriege die Seele erheben, so stimmt uns jener Taumelkehraus in der phäakischen Stadt voll versuchter Vergnügungslust trübe.

Und trotzdem zieht uns dieser Wiener Kongreß immer wieder an in seiner schillernden Mummenschanz-Fülle buntester Menschlichkeiten, wirbelnder Feste, mit seinen Kulissen voll altmodischen Kultur-Aromas, seinen Lebenskuriositäten, seinem Wirbeltanz aller Leidenschaften. Eine „comédie humaine“ erscheint er, die Balzac in ihren Höhen und Tiefen hätte schildern müssen.

Solch dämonische Spiegelung gibt es nun freilich nicht. Statt des Riesenfreskos eines Bachanals unter der Lohe des Weltbrandes ward uns nur das plauderhafte Bilderbuch eines abenteuerlichen Vergnüglings, der wie so manche schwankende Existenz auf den Wellen dieser gastlichen Festzeit in der genußfrohen Kaiserstadt mitschwamm. Graf de la Garde, ein unter sehr schwankenden Umständen herumflatternder Zugvogel, verfaßte dies Bilderbuch und nannte es: ‚Gemälde des Wiener Kongresses‘. Er pinselte dabei oft recht schönfärberisch für die eigene Person, übertrieb seine eigene Rolle und seinen Verkehr prahlerisch. Der kritische kennerische Herausgeber, Gustav Gupitz, rückt alle diese selbstgefälligen Uebertreibungen und manchmal vielleicht auch unfreiwilligen Irrtümer zurecht. Und so entrollt sich nun eine historisch echt beleuchtete Szenenreihe von lebendigster Wirkung, zumal wenn wir dazu noch als Ergänzung Ausschnitte aus den Aufzeichnungen der Gräfin Bernsdorff, Caroline Humboldts, Rahels, Friedrichs von Gentz heranziehen. . . . .

*

Unter den Figuren des bunten Kartenspiels, das der Kongreß vor uns ausschüttet, wirken die Könige am merkwürdigsten. „Fürsten in Ferien“ nennt sie La Garde. Sie kamen, von ihren Thronen herabgestiegen, aus allen Reichen Europas zu dieser politischen Redoute, bei der man vor Vergnügen nicht zu den Haupt- und Staatsaktionen Zeit fand.

Trumpf-König war Alexander von Rußland, das Vorbild der Eleganz in Suwarow-Stiefeln und in knappen weißen Hosen. In diese engen Röhren, die zwei Diener aufgespannt hielten, stieg er, von zwei Stühlen aus, vorsichtig hinein und ward danach als „Marmorstatue in Kanonenstiefeln“ bewundert.

Er interessierte sich mehr für die Galanterie als für die Politik. Von ihm stammt die Einteilung der Frauentypen in „beauté céleste, coquette, étonnante, triviale, du diable“, jene Schönheitsgalerie, deren Vertreterinnen wir noch kennen lernen werden. Sein komisches Gegenstück ist der dickste unter

den vollzählig versammelten deutschen Fürsten, der Herrscher von Württemberg, Friedrich der Erste mit den aufgeblähten Gewitterbacken und dem kolossalen Bauch, für dessen Unterbringung bei der Tafel ein Halbrund aus dem Tisch als Buch ausgesägt wurde. Als er einmal diese Bequemlichkeit nicht fand und durch einen Widerspruch gereizt wütend aufsprang, warf er durch das gewaltige Vorgebirge seines Leibes den ganzen Tisch mit Donnergepolter um und reiste gleich darauf zornentbrannt ab. Dieser Potentat machte es wie die unverträglichen Kinder: er wollte nicht mehr mitspielen. Die andern aber hielten zu einander wie eine Reisegesellschaft in einem Badeort, die sich gegenseitig von den besten Seiten zeigen will. Orden werden ausgetauscht, Regimenter verliehen, und als der Kaiser Franz, der Gastgeber des Königs- und Völkerfestes, seinen Namenstag feiert, überraschen ihn Alexander und Friedrich Wilhelm der Dritte von Preußen beim „Lever" und überreichen ihm der Eine ein Hauskleid mit Marderzobel gefüttert, der Andre ein Waschbecken und eine Kanne aus Silber von bester berliner Edelschmiede-Arbeit. Welche Sorgen man sich sonst machte, geht daraus hervor, daß man eines Abends den Formage de Brie zum „König der Käse" feierlich ausrief, ein Gegenstück zu jener englischen Adelserhebung der Rindslende zum „Sir loin".

Le congrès ne marche pas, le congrès danse . . . Dies Wort des Fürsten von Ligne gibt das Motto des Vergnügungskalenders. Die Feste jagen sich, und ein schillerndes Wandelpanorama zieht vorbei, dem man den Titel geben könnte: Les rois s'amusent . . . mit Maskenbällen, Gala-Opern, Karussells, Volkstrubel im Augarten, von denen die vornehmen Damen lachend mit zerrissenen Kleidern heimkommen. Die großen Veranstaltungen sind in der Reitschule der Burg. Die Gräfin Bernsdorff beschreibt sie: „Hatte man die Redoutensäle durchwandert, so eröffnete sich ein wahrhaft großartiges Schauspiel auf dem Perron einer hohen Treppe. Galerien liefen von ihm um den obern Teil des Saales. Statt der Fenster sah man enorme Spiegel, aus denen der Widerschein von hunderttausend Lichtern blitzte. Die Treppe führt, sich nach zwei Seiten teilend, in den parkettierten Saal mit seinen amphitheatralischen Estraden."

Balletts und Ausstattungsstücke gaukeln über die Bühne, einmal eine Feerie der vier Elemente. Vierundzwanzig schöne Wienerinnen stellen sie, je sechs und sechs, dar. Und die reizendsten sind die Genien der Luft in Flor gehüllt, die reife Ueppigkeit aber erscheint als Erde mit Juwelen und Schmuck schwer beladen. Le congrès danse . . . des Montags im Hause Metternich, Donnerstags bei Trautmannsdorffs, Sonntags bei der schönen Zichy. Berühmt ist auch das Haus des Grafen und der Gräfin Moritz Fries. Er wurde romantisch gemalt von Füger

in phantastisch-theatralischer Tracht mit umgeschlagenem Almaviva-Mantel und breitkrämpigem Hidalgo-Hut und seine Frau als zierliche Miniature in einem exotischen Kleid aus indischen Shawlstoffen. Im Hause der Fürstin Bagradion galt russische Sitte. Und die schöne Frau tanzte den Nationaltanz ihres Vaterlandes in Volkstracht mit einer Leidenschaft, die man, wie die Gräfin Bernsdorff familienhaft streng bemerkt, „kaum gern von einer Dame der Gesellschaft sah".

Die Salons der Finanz-Aristokratie fangen jetzt an in Wettbewerb zu treten. Vor allem das Arnheimsche Palais auf der Mehlgrube, dem Besitzer des Bankhauses „Arnheim Söhne" gehörig, das Hofmannsthal in seinem Casanova-Spiel verewigte. — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Schattentanz von Alfred Polgar

Schattentanz' heißt eine Phantastische Tragikomödie in drei Akten von Leo Herzog. „Phantastisch" und „Tragikomödie": das sind Notausgänge im Falle kritischer Gefahr, Entschuldigungen, Repliken vor der Anklage. Das Stück kann sie brauchen. Es ist auf hilflose Art begabt, unsicher talentiert. Lehre der dreiaktigen Geschichte: Ihr, Papa, Mama und nervenfutterhungrige Gesellschaft, sollt nicht Wunderkinder ausnützen. Eine Tafel hin vor die genialen Anlagen der Bébés: Diese Anlagen sind dem Schutze des Publikums empfohlen. Man kann nichts dawider sagen. Nur vielleicht dies: die Wunderkindschaft ist ein so seltener Spezialfall menschlichen Seins, daß ihre dramatische Behandlung nicht grade zwingend indiziert erscheint. Erster Akt. Das siebzehnjährige Klaviergenie zu Hause. Es übt Chopin. (Kein Komponist wird so häufig für die Bühne mißbraucht wie Chopin. Er kommt, in der Stimmungswertung der Theatriker, gleich nach dem rotglühenden Kamin und knapp vor Mondschein: sie spüren den sentimentalen Plakatzauber in seiner Musik.) Egoismus der Eltern, vergiftete Jugend des Knaben. Er ist ein Ausbeute-Objekt, ans Klavier geschmiedet, mit Stimulantien listig aufgepulvert. Ein Maximum von Leistung wird ihm abgepreßt. Halbverrückt vor Nervosität quält er die ihn quälende Familie, die sich, den Zweck im Auge, die Qual tückisch gefallen läßt. Unwahrscheinlich, daß es in Häusern mit Wunderkind so zugeht. Grade ein Vater, der seinen Sprößling kaufmännisch exploitiert wie dieser Vater, wird ihn erst recht schonen — Erhaltung des Dukatenquells — und ihn nicht in Schwindsucht, Hysterie, Siechtum treiben. Er wird ihn nicht behandeln wie ein dummer Zirkuszigeuner ein geraubtes Kind, sondern mit äußerster Behutsamkeit. Zweiter Akt: Das Konzert. Frag-

würdiges Erscheinen eines Unterrichtsministers und eines Abbé im Künstlerzimmer. Die Not des Knaben schreit auf, das Konzert endet mit Skandal, der Abbé breitet schützende Arme über das Kind, der Vorhang fällt, das Publikum des wiener Deutschen Volkstheaters applaudiert heftigst dem jungen Josef Schildkraut, der ein großes Talent ist, aber auch schon ein großer Komödiant — der Ton liegt auf Komödiant — voll bewußter Ueberschärfe in Spiel, Rede, Geste, gierig auf Wirkung aus, die er keine Sekunde missen mag. Am meisten verstimmend an diesem jungen Künstler ist das Künstlerisch-Infantile: wenn er strampelt wie der Kaspar im Struwelpeter oder ein falsches Kinderschluchzen meisterlich-artistisch hervorgluckst.

Bis zum Ende des zweiten Aktes ist ‚Schattentanz' ein kräftiges Theaterstück. Figur und Schicksal des Wunderkindes sind nicht weiter aufregend, aber aufregend, die Bühne lebt, des Schicksals Hand schattet über allem Geschehen. Mit dem zweiten Fallen des Vorhangs ist der Autor fertig. Es fällt ihm nichts mehr ein. Er bleibt stecken. Er weiß nicht, wohin mit dem angebrochenen Abend. Und flüchtet schließlich dorthin, wo ihm kein Urteil mehr nach kann, wo dramatische Manneschwäche Trost findet: ins Phantastische. Die erste Hälfte des dritten Aktes bringt eine gequälte, leere, stumpfe Kaschemmen-Szene. Das zerstörte Wunderkind und sein Freund erscheinen. Es riecht nach verregnetem Frühlingserwachen. Aber es kommt Schlaf und Traum. Zwiefach bedrückt von der eigenen Lebensunfähigkeit angesichts der Vitalität des Freundes entschlummert das Wunderkind, die Bühne wird finster, ein dürrer Mann im Schlapphut — ei, das ist ja der Tod! — geistert vorüber, die Bühne wird wieder hell, und es hebt an: ein Mozartfestspiel! Figuren aus Mozarts Opern treten auf und reden zu ihrem Schöpfer den peinlichsten allegorischen Schmack. Manchmal sprechen sie auch zu dem Wunderkind; so sagt, zum Beispiel, Don Juan auf den Vorwurf, er sei ein König des Lasters: „Ich habe tausend Frauenherzen geknickt . . . und was hast du geknickt?" Es ist die sonderbarste Läpperei, mit der jemals ein entarteter dritter Akt seine beiden ehrenhaften Vorgänger kompromittierte. Dabei ohne Ende, immer noch eine Figur, noch ein Gesang, noch etliches Hin und Wider. Und wenns vorbei ist, ist es erst recht nicht vorbei. Der Knabe, den man schon von unsrer Pein erlöst geglaubt, erwacht zu neuer Regsamkeit, die Mutter kommt, die Kaschemmengäste, abermals der Mann mit dem unheimlichen Schlapphut, und es dauert noch schwere zehn Minuten bis zum unwiderruflichen Ableben des Wunderkindes. Der Regisseur, der die qualvolle Länge dieser törichten Mozärtelei und des Anhängsels nicht gespürt hat, muß ein rechter Wunder-Erwachsener sein.

Der Kinderfreund

Ein Spiel vom Tod' hieß Mechtilde Lichnowskys erste Bühnendichtung. Die zweite ist ein Spiel vom Leben der Kinder, die nicht schuld sind, daß ein Großes zu Tode gehetzt wird, aber eben künftig so erzogen werden sollen, daß es zu ihrer Zeit nicht mehr möglich sein wird, lieblos nach veralteten Formeln über „Armesünder" Gericht zu halten. Denn wenn man nach der Tochter mit Steinen wirft, wird auch die Mutter ins Herz getroffen; und daß über einen Zuchthäusler lange noch nicht die Akten geschlossen sind, beweist Vinzenz Veit, der besser als die besoldeten Vertreter von Kirche, Schule und Staat Bescheid weiß, was der Gemeinde und insbesondere dem Nachwuchs frommt. Dessen kann man sich garnicht früh genug annehmen. Die zartesten Keime seien für die verantwortungsvollste Pflege nicht zu dürftig. Von der Wandtafel flamme bereits das Wort ‚Nächstenliebe' herab. Wirklich: da steht es in Kreideschrift. Aber in Blutschrift, in Blutzeugenschrift leuchtet es durch die vier Akte. Allerdings hat Mechtilde Lichnowsky blaues, nicht rotes Blut. Der Schein ist gedämpft. Und eine Würde, eine Hoheit entfernet die Vertraulichkeit. Warum gerät man trotzdem in Bann? Man muß wohl so wund sein, wie heute der Deutsche ist, so fassungslos über einen Betrug sondergleichen, so entsetzt ob der Aussicht auf neue Kriege als der einzigen Gabe, die dieser Friede für uns im Gewande birgt — das muß wohl der Zustand des Zuschauers sein, damit ihn jeder Aufruf zu Güte, Verständnis und Hülfe am Menschen von Jugend auf wie himmlischer Trost berühre, beglückend, obgleich er mit den Mitteln der Bühne gespendet wird, ohne dramatische Gestalt gewonnen zu haben.

Im Buche sind schon die Seiten vor den ersten Sätzen des Dialogs verräterisch. „Zeit: zwischen 1870 und 1914." Das ist weiter nichts als eine preziöse Verzierung. Was geschieht und unterbleibt, läßt sich entweder überhaupt nicht oder ebenso gut vor 1870 wie nach 1914 vorstellen. Dann folgen als Personenbeschreibungen ganze Romane, die mitteilen, was im Schauspiel zutage zu treten hätte, wenns irgendwie wichtig wäre. Und dann gehts los. Variationen über ein Thema: also über das Thema der schweren Verpflichtung jedes erwachsenen gegen sämtliche unerwachsenen Menschen. Es wird an Kinderseelen von mancherlei Altersgraden herumexperimentiert, bis hinauf zu der Siebzehnjährigkeit, die imstande wäre, selbst wieder Kinderseelen hervorzubringen, aber noch für ihr eignes Teil der sorglichsten Leitung bedarf. Seltsam fließen Pädagogik und Poesie durcheinander: Rousseau und Dostojewskij, von dem, nach dem Motto zu schließen, der Titel stammt, und nicht bloß der Titel, sondern vor allem das Mitleid mit den Beleidigten und Erniedrigten und das Ohr für den Trotz und die Scham und die Grausamkeit und die Schwermut der halbflüggen Brut — Pestalozzi und Anzengruber, der die Typen des ‚Pfarrers von Kirchfeld' und die Atmosphäre bedrückender Dorf-Enge einmal zum Zweck volksstückhafter Wirkungen vorgemacht haben mußte, damit Mechtilde Lichnowsky sie zu

edlen philanthropischen Warnungen und Ermahnungen, für die ihr die Bühne der geeignetste Resonanzboden schien, arglos und unanstößig gebrauchen konnte. Aber wir werden doch nicht nur belehrt. Die Gebrechlichkeit der Dramatikerin ist weniger ein Mangel als ein Reiz, ist nicht Zeichen der Minderwertigkeit, sondern Adelsmerkmal. Durch den Nutztext dringen immer wieder von weitem her Fetzen selig nutzloser Melodien. Wie den kleepflückenden Kindern in der Widmung von ‚Hanneles Himmelfahrt‘, so kommt uns eine schwache Süßigkeit auf die Lippen. Hauptmann wünscht sich nicht mehr, als daß seine Leserin die spüre. Hoffentlich ist die Kinderfreundin nicht unbescheidener.

Diese Süßigkeit wäre in den Kammerspielen deutlicher zu spüren gewesen, wenn nicht unbegreifliche Verkennung den Kinderfreund mißbesetzt hätte. Das ist ein Bruder des Wurzelsepp oder ein Halbbruder, ein Gefährte von Ziegen und Ziegenhirtinnen, dem das Buch die Anweisung gibt, wie ein Komiker im Variété auszusehen und unter gar keinen Umständen jemals sentimental zu wirken. Den Salonschönling Aslan trifft kein Vorwurf, daß er alles war und tat, was er hier grade nicht sein und nicht tun sollte. Das blieb nicht das einzige Pech des Abends. Der Kinderfreund hat vor allen Kindern zum Freund den Moni, einen zuverlässigen Prachtjungen, und aus dem machte Fräulein Ebinger eine Hosenrolle. Ein viel stärkeres Talent scheint in der kleinen Margarete Schlegel heranzuwachsen, die nun schon mit der dritten Kinderrolle vorteilhaft aufgefallen ist. Ohne aus dem Hintergrunde hervorzutreten, wie die Dichterin sichs gedacht haben wird, griff Helene Thimig, im dunkelblonden Pudelhaar der Ziegen-Marie, mit wenigen verhaltenen Schmerzenstönen ans Herz. Den Haupterfolg hatte Friedrich Kühne, dessen äußere Mittel höchst spärlich sind, und für den deshalb umso rühmlicher ist, wie unverwechselbar sauber er seine ‚Chargen‘ unterscheidet. Daß sein gräßlicher Lehrer Graßl, der nicht in den sogenannten Mittelpunkt des Interesses gehört, dort stand, trotzdem er sich keineswegs hingedrängt hatte, ist das Urteil über die Aufführung.

Dernburg von Alfons Goldschmidt

Am sechsten Juni 1910 trat Bernhard Dernburg vom Staatssekretariat der Kolonien zurück. Damals war der Kolonialrausch an der Börse schon halb verflogen. Vergleicht man die Kurse der Hauptkolonialwerte am Rücktrittstage mit den Höchstkursen im Jahre 1909, also in der Glanzzeit Dernburgs, mit den Kursen von Anfang 1912, so zeigt sich folgendes Bild:

		Höchstkurs 1909	9. Januar 1912
Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwest	1700 %	2100 %	580 %
Colmanskopp	71 M	91 M	31 1/2
Territories	13 s. 3 d.	42 s.	6,9 s.
South West Africa	38 s. 9 d.	41 s. 10 d.	31 s.
Neu Guinea Vorzugsaktien	165 %	210 %	128 %
Otavi	234 1/2 %	240 %	95 %

Das ist Dernburg. 2100 % und drei Jahre später 580 %. Das ist Dernburg, das ist die Werbetrommel. Der Bankdirektor, der mißglückte Heldburg- und Luxemburg-Sanierer wollte mit Börsenmethoden die deutschen Kolonien hochbringen. Von heute auf morgen. Was wurde daraus? Daraus wurden heftige Reichstagssitzungen, Anklagen betreffend Millionengeschenke, eine verfehlte Diamantenpolitik, Protest der Ansiedler aus Lüderitzbucht, der Rummel mit der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, eine groteske Depeschenpolitik und die Pleite einer Unzahl von Kolonialunternehmungen. Alle Verteidigungen der Methode halfen nichts, alle Zeitungsbearbeitung half nichts: mit der Börsenmethode war es eben nicht zu machen. Es war ein Dattelkernspucken, ein Suchen mit der Wünschelrute, es war ein Blaugrundmärchen, und es war eine Verfieberung der solidesten Köpfe bis in die Schwerindustrie hinein. Es war ein Transaktionsschacher, es war die Gründung der Kharas Exploration Cy. Gesundheit war es jedoch nicht. Der Außenhandel zwar zwerghaft und blieb zwerghaft, und die Zuschüsse hörten nicht auf. Die ganze Sache war klimbimhaft, ohne Ernst, chauvinistisch, börsentechnisch, schieberhaft, tippelskirchlich, und es ist bedauerlich, daß tausende Deutsche sich drüben den Tropenkoller oder andre Unerquicklichkeiten holen mußten. Obwohl Herr Dernburg Anbau-Hymnen losließ, obwohl er englische redereisende Minister kopierte, obwohl er Truppenschau in Afrika abhielt, und obwohl Walther Rathenau mit ihm durch die Wüste ritt und vor dem Zelt mit ihm saß, sind die Kolonien doch nicht die Verwirklichung des alten Pioniertraums geworden, des Traumes der ersten nationalistischen Flaggenhisser, und die Kolonien waren mit Dernburgs Politik keineswegs einverstanden.

Aber dieser Mann, den die liberale Presse vielleicht mehr noch als den Kapitalsimperialisten Ballin behimmelt, dieser Mann, der die Geheimräte schreckte, der durch die Büros wirbelte, die Sozialdemokratie anstänkerte, der den Kaiser zu nehmen wußte, dieser Mann, der also nach dem Herzen der Schwänzler mit der Rückgratmimik ist, dieser Mann, der die alte Zeit nicht verstand und die neue nicht verstehen kann, ist jetzt Reichsfinanzminister geworden. Lange hat er auf den Sanierungsposten gewartet. Angekündigt war die Besetzung eines solchen Postens mit ihm schon oft, angestrebt wurde sie noch öfter — als er in Asien rundreiste, und später bei jeder unpassenden Gelegenheit. Jetzt ist er oben. Aber wie lange? Er hat nach Schiffer-Art ein Finanzjammerlied angestimmt, aber auch er hat keinen gangbaren Weg aus dem Jammer gezeigt. Wohl hat er die Belastung berechnet. Er hat sie noch zu niedrig berechnet, aber den Weg hat er nicht gezeigt. Dann hat er auf die Zusammenstellung des bekannten Steuerbündels hingewiesen. Einige Steuerverschärfungen, etwas Vereinheitlichung, aber keine Gesundungsmaßnahmen. Die darf er nicht betreiben, wenn er sich nicht mit seiner ganzen Vergangenheit in schwersten Konflikt bringen will. Er war schlechter Bankmann und schlechter Kolonialmann — glaubt man wirklich, daß er guter Reichsfinanzminister sein wird? Er will das Arbeitereinkommen belasten. Ich wußte, daß es so kommen würde, und ich weiß auch, daß das Arbeitereinkommen nicht mit Steuern belastet werden kann. Er will das Privateigentum nicht ausroden, er will es bestehen lassen, er denkt nicht daran, sozialistische Finanzpolitik zu machen. Seine Herrlichkeit wird nur von kurzer Dauer sein. Ein andrer Sanierer wird kommen, ein sozialistischer Sanierer, denn Dernburge können wir heute nicht mehr gebrauchen.

Rundschau

Max Adalbert

ist — was? Die reinste Inkarnation des neuen Berlinertums. Welch sprudelnde Hast! Welche Trockenheit! Welche Kodderschnauze!

Er ist eigentlich immer aggressiv und immer auf dem Sprunge, und seine schauspielerischen Mittel werden immer feiner und immer lustiger und immer verblüffender. Er braucht gar keine Pointen, er macht sich welche.

Zwei Augenblicke sind es besonders, die das Parkett jedes Mal in ein Meer von Lachen verwandeln, in dem rettungslos alles ersäuft: seine Kräche und seine Bemerkungen à part. Das geht so vor sich. Er, Max Adalbert, der neue Urberliner aus Posen, verkracht sich mit wem. Dann nimmt er dessen Worte auf und jongliert zornig und hastig mit ihnen. „Gengans zue, Herr Schulze!" hat einmal eine Münchnerin zu ihm zu sagen, „seins doch stad!" Au backe! Gengans zue! „Sie! Dastehn Sie! Gengans zue! Ich werd Ihnen das mal zeigen, gengans zue! Ich schmeiß den Kerl raus, gengans zue!" Und kollert und tobt und kullert und rummelt — der Berliner auf der Elektrischen, das Schulbeispiel von Unsachlichkeit. Die Sache hat er längst vergessen, aber sein Mund spricht noch immer weiter und weiter. Oder er ist ein feiner Mann und arrangiert die kleinen Zufälligkeiten des Lebens hinter den Kulissen durch halb gemurmelte Bemerkungen zu seinen nähern Angehörigen. Ich habe noch nie einen Schauspieler gesehen, der in die hastig hervorgestoßenen Worte zu seiner Frau: „Geh weg!" eine solche Fülle von Heiterkeit hineinlegt wie dieser kesse Junge. Es ist die Komik Donat Herrnfelds: in Augenblicken der höchsten Spannung irgendeine kleine Aeußerlichkeit heranzukriegen. Er ist das Tollste an Herz- und Gemütlosigkeit. Wenn die ganze Familie auf dem Kopf steht, hat er doch noch Zeit, ganz schnell seiner ehelich Angetrauten zuzuflüstern: „Geh ab, du siehst verboten aus!" und der bleibt die Spucke stehn. Unvergeßlich der Ton, mit der er seiner Frau von ihrer verstorbenen Jugendfreundin vorschwärmte, die er zu heiraten leider zu unschlüssig gewesen sei . . . Und auf ihren schüchtern Einwurf: „Na, laß man, du bist auch ganz komisch!" Das geht alles ganz schnell, hingehuscht, keine Zeit, keine Zeit: Berlin.

Und dazu Napoleonsblicke des kleinen Mannes, immer auf dem Posten, immer startbereit, immer mit einem Bein im Auto und mit dem andern im Telephon und mit dem dritten sonstwo. Nichts possierlicher als der Gegensatz des alten Berliners aus den Weißbierpossen und dieses Sohnes unsrer lieben Stadt. Und obgleich man sonst nichts von dem erzählen soll, was ein Schauspieler außerhalb seines Berufs tut — hier sei eine Ausnahme gemacht, weil der ganze Adalbert in der kleinen Geschichte sitzt. Als Hans Waßmann einmal grausam verrissen wurde, ganz besonders von der B. Z., da hockte er im Bühnenklub und muckschte in einem Klubsessel und sprach kein Wort. Unfern von ihm saßen drei ernste Männer und spielten Skat, darunter auch Adalbert. Und obgleich sie genau wußten, was die einsame Träne bedeuten sollte, sprachen sie eine halbe Stunde kein Wort. Bis schließlich Adalbert, mit der Zigarre im Mund, hinüberwarf: „Na, Waßmann, wer liest schon die B. Z.!"

Er ist immer quick und kregel, und Gott erhalte ihn und uns diese Fröhlichkeit!

Peter Panter

Antworten

Hugo P. Sie fragen, woher das Geld für die irrsinnigen und wirkungslosen Antibolschewisten-Plakate stamme — wer den Rummel bezahle: die Preisausschreiben, die Maler, die Drucker, die Ankleber und die Autoren dieser Albernheiten. Wer? Nun, alle die Leute, denen Bolschewismus ein freudig begrüßter Anlaß ist, gegen jede Veränderung überhaupt anzurennen, alle, die den Umschwung in einem so unerschütterlich geglaubten Staat wie dem Rußland des Zaren als Vorwand benutzen, um noch den mildesten Liberalismus zu bekämpfen, und die jede Gewalttätigkeit dazu mißbrauchen, desto fester auf ihrem Geldsack zu hocken, je berechtigter die Ansprüche der Nation sind, sie da herunterzuwerfen. Die bunten Plakate entsprechen ganz diesem innern Feinde. Und nicht Jeder leistet Zumutungen so entschlossen Widerstand wie Herr Paul Rosenhayn, der die Aufforderung, das Bildplakat ‚Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter!‘ „zum Zwecke der Propagierung in der Oeffentlichkeit zu besprechen", mit der folgenden Begründung abgelehnt hat: „Zunächst möchte ich darauf aufmerksam machen, daß die Gefahr des Bolschewismus in Deutschland von der Presse geflissentlich übertrieben wird. Die Zeitungsmeldung von den sechzig ermordeten Kriminalbeamten in Lichtenberg — von denen sich bekanntlich neunundfünfzig, nachdem die Notiz die beabsichtigte Wirkung ausgeübt hatte, gesund und munter wieder einfanden — diese Alarmnotiz scheint mir überhaupt charakteristisch für einen gewissen Teil der Presse zu sein. Es scheint fast, als ob die Zeitungen, die nahezu fünf Jahre von autorativer Stelle zu Verdrehungen und Fälschungen angeleitet worden sind, nun den Weg zur Wahrheit nicht mehr zurückfinden können. Aber das wäre das Geringste. Was mir an dem Plakat anstößig erscheint, ist das gewählte Sujet, Text und Bild. In einem Moment, da das deutsche Volk, von einer gerissenen Clique von Unternehmern fünf Jahre lang mißbraucht und bedrückt und in Elend und Armut und Knechtschaft getrieben, in diesem Augenblick, da es in überwallender Erbitterung den Urheber seines furchtbaren Unglücks davongejagt hat — wahrlich eine gelinde Strafe! —: in diesem Augenblick soll ein Plakat erscheinen, das in Bild und Spruch nichts andres ist als eine Glorifikation desselben Mannes. Ein solches Experiment muß Jedem, der in der Republik das natürliche Gegengewicht gegen den hochstaplerischen Feudalismus des Kaiserreichs erblickt, nicht nur wie eine befremdliche Taktlosigkeit erscheinen, sondern gradezu als ein Fühler, ein ballon d'essai: ‚Seht mal, unter unserm Kaiser, der solche Worte sprach, und der solche Bilder malte, war es doch besser als heute!‘ Daß der Bolschewismus in grader Linie vom Kaisertum abstammt, weil er nach dem Gesetz von Druck und Gegendruck die natürliche Reaktion auf diese menschheitsfeindliche Institution darstellt: das wird dabei geflissentlich übersehen. Uebersehen wird, daß die Republik zur Zeit nichts andres als ein Konkursverwalter ist, der lediglich die Fälschungen eines bankerott gegangenen Schwindelunternehmens aufzudecken hat, der selbst aber diesen Fälschungen mit reinen Händen gegenübersteht. Es wird immer urteilslose Gemüter geben, die nur sehen, was vor Augen ist, und deren Denkapparat beim Anblick dieses Plakates einzig auf eine Assoziation von Ideen verwiesen werden könnte, deren letzte Etappe der Begriff Deutscher Kaiser ist. Die junge Republik aber muß vorsichtig sein: sie muß wie ein neuer Ansiedler ihr frisch umstecktes Gebiet dreimal so wachsam hüten wie ein eingesessener

Besitz. Darum sollte man solche Kundgebungen unterlassen, die gewisse Deutungen, wenn auch nicht unbedingt hervorrufen, so doch zulassen könnten. Das Plakat folgt anbei zurück." Bravo! Für diesen männlichen Schritt sei Herrn Rosenhayn sein ‚Salto mortale' verziehen. Nur vor Einer naiven Ueberzeugung ist ein frommes Gemüt wie Sie noch zu warnen: daß die Bezahler, was sie da von den Mauern herab verkünden lassen, auch glauben. Die Wirkung ist ihnen freilich hochwillkommen — oder wär' es, wenn diese Kindereien eine haben könnten.

Franz J. Ja, glauben Sie wirklich, daß es mir Spaß macht, zu einer stehenden Figur meines Blattes Jemand werden zu lassen, der längst schon eine sitzende sein müßte? Wärs nach uns, nach Alfons Goldschmidt und mir, gegangen, so hätten wir uns hier Ein Mal, am zwanzigsten Februar, und nie wieder mit dem Jobber der Republik befaßt. Schließlich gibts appetitlichere und wichtigere Gegenstände. Aber nun sein Blättchen, törichter und unrechtmäßiger Weise, verboten worden ist, schiebt er — das ist seine Profession — als Prügelknaben den ‚Vorwärts' vor sich her, verleitet diesen zu Unanständigkeiten, deren Bestrafung mir obliegt, und dabei ists unvermeidlich, daß immer auch ein paar Schläge für ihn abfallen. Der ‚Vorwärts' hat ihn, zugleich mit uns, im Februar einen Lumpen genannt. Dann hat er ihn, unabhängig von uns, am siebzehnten März zum zweiten Mal einen Lumpen genannt. Dann hat er ihn, auf Veranlassung eines parteigenössischen Anwalts, am sechsundzwanzigsten April einen Ehrenmann genannt und so getan, als hätte er bis dahin nichts andres getan, und als sei die ‚Weltbühne' ein gemeines Verleumderblatt. Dann hat er ihn, weil ich Einspruch erhob, am zweiten Mai einen Lumpen genannt. Und dann hat er ihn, auf Grund einer „tiefergehenden Untersuchung", am sechsten Mai einen Ehrenmann genannt und verheißen, daß diese Bezeichnung bleiben werde, indem er hiermit das unwiderruflich letzte Wort in der Sache von sich gegeben habe. Ich weiß nicht, was und wie der ‚Vorwärts' untersucht hat, nachdem er einmal angegriffen hatte. Wir haben untersucht, dann angegriffen und haben nichts zurückzunehmen. Wenn die Zeiten geeignet wären, mich munter zu stimmen, so hätte ich mir den Scherz geleistet, in der nächsten Abendnummer des ‚Vorwärts' die Silbe Lump als allerletztes Wort wiederherzustellen, dem ja am übernächsten Abend ein alleraller-letzter Ehrenmann hätte folgen dürfen, und so immer weiter, bis eben ein Cousin nicht mehr konnte. Die Leipziger Volkszeitung ist der Meinung: „Was am ‚Vorwärts' herumredigiert, ist alles von derselben Couleur: Umlerner, Kriegsdrückeberger, politische Geschäftemacher, skrupellose Sensationsmacher und Schmocks." Zu solchen Verallgemeinerungen fehlt mir die Einzelkenntnis. Aber die bei diesem Affentheater die Strippen haben ziehen helfen, sind mit jenen Vokabeln ohne Zweifel zu freundlich charakterisiert. Sie werden im übrigen ja wissen, welche Anzahl der Umfälle sie erreichen müssen, bis ihre Leser, Schafe an Geduld und Verstand, was merken. Der Jobber der Republik jedenfalls denkt frei nach Ibsen: „Der stärkste Mann ist der, der in einer Partei steht. Dreck wärmt, und jede Partei vermeidet, durch die Ausstoßung schmutziger Elemente die behagliche Temperatur zu vermindern. Das hat sich bei Paasche erwiesen — das wird sich bei mir erweisen. Wenn aber die Partei gespalten ist und der rechte Flügel mich preisgibt, nicht etwa weil ich stinke, sondern weil ich auf dem linkesten Flügel stinke, so werde ich mich gedulden, bis beide Flügel wieder zusammenwachsen wollen. Dann

utopistischen Vorläufer des Sozialismus ließ man denn auch ziemlich in Ruhe gewähren, wo sie Zukunftsmusik machten. Aber was man etwa einem Fourier übelnahm, war seine beißende Gesellschaftskritik, sein Angriff auf die Gegenwart." O weiser, o gerechter Richter! Er stimmt mich so arbeitsfroh, daß ichs mir sogar gönne, ganz ernsthaft auf Ihre Frage zu antworten, wie lange wir in der ‚Weltbühne' unsern Kampf gegen das Preußen-Deutschland der jüngsten Vergangenheit fortzusetzen gedenken. Solange der Atem reicht, lieber Herr. Solange man uns Freiheit und Leben läßt. Solange wir Druckerschwärze und Papier zur Verfügung haben — so lange werden wir sagen, immer wieder, immer von neuem, immer mit andern Wendungen, wie verrucht, wie verrottet, wie verbrecherisch Ihr geliebtes Regime gewirtschaftet hat, dem in vier Jahren gelungen ist, die Leistung von vier Jahrhunderten zu zerstören. Wäre es gut abgegangen: Ihr hättet durch vierhundert Jahre das Maul nicht voll genug nehmen können. Aber war der Krieg eure große Zeit: dies ist die unsre. Wir wollen und werden nicht von der Ueberzeugung lassen, daß auf einem unabgeräumten Trümmerfeld nichts, nichts, nichts aufzubauen ist. „Aufbauen" — das heißt heute: Reden wir nicht von den alten Sünden, verzeihen wir christlich und plätschern wir weiter in unserm stinkenden Sumpf. Heil und Sieg — wenn nämlich wir da nicht mitzumachen brauchen. Es gibt, dünkt mich, lieber Herr, zwei Deutschland: ein wertvolles — das war bis jetzt ohne Macht; und ein wertloses — das hat sich Weltgeltung angemaßt und hat Prügel bekommen. Geht Ihr rechtswärts, laßt mich linkswärts gehn. Es gibt zwei Deutschland — und zwischen den Angehörigen dieser beiden Länder ist eine Verständigung schwerer möglich als zwischen der Erde und dem Mars. Wüßte ich nur, weshalb sich auf meinen Planeten so viele Leute drängen, die seine Sprache nachweisbar nicht verstehn, zweitens taub sind und drittens von mir verlangen, daß ich mit ihrem Spatzenhirn denke und mich in ihrem martialischen Kauderwelsch ausdrücke. Und dabei winke ich diesen Leuten fortwährend mit dem Zaunpfahl, daß ich selig wäre, sie andre Sterne mit ihrer Huld erfreuen zu sehen. Aber sie sind genau so blind, wie sie taub sind.

Liebknechts Mörder. Seid Ihr noch alle da? Wie geht es denn mit der werten Gesundheit? Habt Ihr die Köpfe noch obenauf? Das ist recht. Bei den neuen Sicherheitsverhältnissen kann euch zum Glück nichts passieren. Gute Verrichtung das nächste Mal!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Disconto-Gesellschaft in Berlin.

Geschäfts-Bericht für das Jahr 1918

Nachdem Deutschland unter dem Einfluß der völkerrechtswidrigen Blockade den Krieg verloren hat und die sozialistische Revolution sowohl die politischen Grundlagen des Reiches vollkommen verändert, als auch unser Wirtschaftsleben aufs schwerste erschüttert hat, sind alle Hoffnungen und Erwartungen, denen wir in unseren früheren Geschäftsberichten Ausdruck verliehen haben, zunichte geworden, und es ist eine solche Unsicherheit aller Verhältnisse eingetreten, daß es unmöglich ist, sich ein Bild der politischen und wirtschaftlichen Weiterentwicklung zu machen. In seiner Existenz von innen und außen aufs höchste bedroht, darf Deutschland nur dann hoffen, sich langsam wieder empor zu arbeiten, wenn der kommende Friedensschluß ihm keine übermäßigen Opfer auferlegt und wenn das deutsche Volk noch in letzter Stunde Ruhe und Besonnenheit wiederfindet und zu nachhaltiger Arbeit und Sparsamkeit zurückkehrt. Auch ein Rückblick auf die Vergangenheit erscheint bei diesen tiefgreifenden Veränderungen heute wertlos. Wir beschränken uns daher im Nachstehenden darauf, unseren Anteilseignern über unseren Geschäftsbetrieb zu berichten.

Wir müssen mit der Mitteilung beginnen, daß Herr D. Max von Schinckel sich entschlossen hat, aus Rücksichten auf sein Alter und seine Gesundheit aus seiner Stellung als Geschäftsinhaber der Disconto-Gesellschaft wie der Norddeutschen Bank in Hamburg mit dem 31. März 1919 auszuscheiden. Von den übrigen Geschäftsinhabern wird dieser Entschluß auf das schmerzlichste bedauert, denn die Bank verliert dadurch die Mitarbeit eines Mannes, der über ein außergewöhnliches Maß von Erfahrungen auf dem Gebiete des Bankwesens, des Ueberseehandels und der Währungsfragen verfügt, und sein reiches Können und Wissen, verbunden mit einem klaren Blick für die wirtschaftlichen Zusammenhänge und Entwickelungen, in 47 jähriger Tätigkeit bei der Norddeutschen Bank und 24 jähriger Tätigkeit als Geschäftsinhaber der Disconto-Gesellschaft stets mit vollster Hingebung und nie ermattender Tatkraft in den Dienst unserer Institute gestellt und ihren Aufstieg in hervorragendem Maße gefördert hat.

Die Geldflüssigkeit hat während des ganzen Jahres in fast unverminderter Stärke angedauert. Der Reichsbankdiskont hielt sich unverändert auf 5 %. Auch der Waffenstillstand und seine Folgen vermochten die Geldflüssigkeit nur wenig zu beeinträchtigen, da es angesichts innerer Wirren und der Absperrung vom Außenverkehr an genügenden Verwendungsmöglichkeiten fehlte. Dies spiegelt sich in der Bewegung der Depositen in unseren Berliner Wechselstuben und Zweigstellen wider. Dieselben betrugen gegen den mit 100 angenommenen Stand bei Ausbruch des Krieges:

	Bestand am 15. Juli	1914	mit 100% angenommen.
Bis 9. Januar 1918 dritte Einzahlung auf die VII. Kriegsanleihe	„ 15. Januar	1918	309%
	„ 31 „	„	316%
Bis 6. Februar letzte Einzahlung auf die VII. Kriegsanleihe	„ 15. Februar	„	341%
	„ 28. „	„	330%
	„ 15. März	„	364%

Wie lange noch? von Heinrich Ströbel

Vor wenigen Wochen erst brauste ein Sturm der Entrüstung durch die Scheidemann-Presse. Der Mörder eines Sozialistenführers war freigesprochen worden. Der Mörder von Jean Jaurès. Wie loderte und prasselte es da in der mehrheitssozialistischen Presse von sittlicher Entrüstung, namentlich in dem Stampfer-Blatt. Welche Schamlosigkeit einer chauvinistisch verlüderten Klassenjustiz, welche freche Rechtsbeugung, welche nationale Verwahrlosung! Und wieder blieb ein politischer Mord, ein in chauvinistisch-kapitalistischem Irrsinn begangener Doppelmord diesmal, ohne Sühne. Der Mord an Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg. Aber kein Entrüstungsorkan braust diesmal durch die Stampfer- und Scheidemann-Presse! Kaum zu einigen kümmerlichen Vorbehalten, ein paar armseligen Bedenken rafft man sich auf. Die schreiende Zwiespältigkeit solches Verhaltens offenbart wiederum jenen Abgrund der Heuchelei, der das ganze Ausland diesem Deutschland gegenüber mit unüberwindlichem Mißbehagen erfüllt.

Die Gegenüberstellung drängt sich ja auf. Und je schärfer man die beiden Fälle vergleicht, desto schlechter schneidet das Noske-Deutschland, schneidet die Scheidemann-Presse ab. Der pariser Freispruch war ein schmachvolles Justizverbrechen, sicherlich. Nur der Taumel des siegberauschten Nationalismus macht es begreiflich. Das Kollegium der entflammten Patrioten mochte den Stab nicht brechen über Einen, der aus patriotischer Raserei gefrevelt. Zudem betrachtete es den Freispruch als einen Gnadenakt an dem Häftling, der vier Jahre in der Zelle gesessen. Ein Akt der Klassenjustiz also, aber verübt von dem Klassengericht eines Klassenstaates, in dessen Adern noch das Kriegsfieber hämmert, in dem noch Belagerungszustand und Militärdiktatur herrschen.

Die Freisprechung in Deutschland — denn die zwei Jahre Gefängnis, zu denen man zwei der Angeklagten verurteilte, werden ja kompensiert durch die vier Jahre Untersuchungshaft des französischen Mörders — geschah dagegen in einem Lande, wo nach der Scheidemann-Phraseologie die Revolution gesiegt hat und die Demokratie und der Sozialismus Trumpf sind. Und wenn in diesem Deutschland der siegreichen Revolution ruchloser Doppelmord, verübt an den tapfersten Vorkämpfern der Revolution, ohne Sühne blieb — mußte das nicht in der sozialistischen Presse aller Richtungen einen viel heißern Sturm der Leidenschaft entfachen als das Justizverbrechen der Bourgeois-Clique eines fremden Landes? Zumal, wenn die Mordtat noch viel grauenhafter war, als jene an Jaurès verübte. Der große französische Sozialist fiel, wie Eisner, als das Opfer

eines von chauvinistischer Hetze fanatisierten Individuums. Er starb, wie sein deutscher Jünger, den raschen, ehrlichen Tod eines Soldaten der Freiheit. Liebknecht und Rosa Luxemburg wurden mit einer Roheit gemeuchelt, die die schlimmste aller Bestien in lächerlicher Selbstüberhebung viehisch zu nennen pflegt. Sie wurden grausam hingeschlachtet nicht von einem entarteten oder tollwütig gewordenen Einzelnen, sondern von einer ganzen Gruppe von Verschworenen. Was der Mordkolben des Einen begonnen, vollendeten die Kugeln der Andern. Und nicht einmal die Raserei des Affekts vermag die Schamlosigkeit des Kollektivmordes wenigstens psychologisch zu mildern. Denn zwischen der Ermordung Liebknechts und der Abschlachtung von Rosa Luxemburg liegt eine volle Stunde. Man hatte reichlich Zeit, zur Besinnung zu kommen, das zweite Verbrechen noch zu verhüten. Aber man vollendete kaltblütig, mit grausigem Cynismus den Mord. An einer Frau, einer fünfzigjährigen, schwächlichen Frau. . . . Nichts mehr davon, es widersteht dem nicht völlig Entmenschten, die Greueltat getreu auszumalen.

Und daß diese unfaßbare Schandtat, die den deutschen Namen in alle Ewigkeit beschmutzt, ungesühnt bleiben soll, zwingt dem ‚Vorwärts' kaum einiges verlegene Stammeln ab. Das Urteil sei ja sehr fatal und unerquicklich, aber es habe nun einmal nicht anders ausfallen können. Denn der Einzige, dem Mord oder Mordversuch einwandfrei erwiesen, sei geistig defekt, und den geistig intakten Angeklagten habe leider die Schuld nicht zwingend nachgewiesen werden können. Auch darüber ließe sich manches sagen; aber wenn dem schon so wäre: wer trägt die Verantwortung für die Verdunkelung des Tatbestandes, also die Straflosigkeit des schändlichen Verbrechens? Das allzu spät und allzu widerwillig einsetzende militärische Untersuchungsverfahren, das eine lange Folge von Unbegreiflichkeiten zur Kette schnürte, das den ganzen Prozeß zur Farce machte. Freilich, wie könnte man auch nach allen Kriegserfahrungen von unserm Militarismus ein lebendigeres Rechtsempfinden erwarten als von dem französischen Chauvinismus, der den Mörder von Jaurès der Sühne entzog. Das Ungeheuerliche war vielmehr, daß die revolutionäre deutsche Regierung die Sühnung eines Verbrechens, das militärischem Geist und Wesen entsprungen, den Militärs selbst überließ, daß sie über die überzeugendsten Proteste gelassen zur Tagesordnung überging. Daß der Militarismus nicht aus seiner Haut kann, wußte jedes Kind, mußte auch die naivste, die allerunfähigste Regierung wissen. Wenn sie trotzdem, und, wie Justizrat Werthauer in der ‚Freiheit' nachgewiesen hat, sogar unter grober Mißachtung selbst der juristischen Formalitäten, der Militärgerichtsbarkeit die Verfolgung und Ahndung dieses Verbrechens überließ, dessen rücksichtslose Enthüllung den neuen Militarismus doch tötlich treffen mußte, so war sie und kein

Andrer der Verantwortliche für den schmachvollen Ausgang dieses Prozesses. Kein Wunder, daß unter den eifrigsten Hehlern dieser Scheidemann-Schmach der Stampfer-‚Vorwärts‘ ist.

*

Karl Liebknecht habe ich nach seiner Amnestierung noch viermal gesehen. Davon dreimal nach dem neunten November, nur flüchtig, im Reichstag, der damals revolutionäres Hauptquartier war, und in größeren Parteisitzungen. Unsre Auffassungen über die revolutionäre Taktik liefen zu jäh, zu klaffend auseinander. Von unserm ersten Wiedersehn verblieb mir dagegen eine leuchtende Erinnerung. Am Morgen nach seiner Ankunft in Berlin und seinem Triumphzug hatte ich ihn schon früh aufgesucht. Er schüttelte mir lange und herzlich die Hand und zog mich zum Frühstückstisch der Familie. Fast eine Stunde plauderten wir, und voller Freude glaubte ich wahrzunehmen, daß die lange Kerkerhaft seinen Idealismus nicht verdüstert, sein leidenschaftliches Rechtsgefühl nicht getrübt hatte. Das Gespräch sprang von ungefähr auf die Kriegsschuld, auf die persönliche Verantwortlichkeit Wilhelms. Selbstverständlich, meinte Liebknecht, gehöre er vor das Gericht, nicht vor ein internationales Tribunal natürlich, sondern vor ein revolutionäres deutsches Volksgericht. Liebknechts Gattin opponierte spöttisch: diese Gerichtsidee sei altmodisch und lächerlich. Wie schuldig Wilhelm auch sei, er habe gehandelt als Vertreter seiner Kaste, als Instrument des Generalstabs, als Caesar, dessen Wahnsinn nur das Anhündeln des Bürgertums verschuldet — kurz: sie brachte, im Gehäuse einer Haselnuß, schon all die Entschuldigungsgründe vor, die Walther Rathenau in seiner neuesten Schrift feuilletonistisch breitgewalzt hat. Ich selbst erklärte mich jedenfalls für untauglich zu solchem Richteramt, da ich, gleich den modernen Kriminalogen, eine Strafe nur insoweit für berechtigt halte, als sie neues Verbrechen verhüte, die Rache aber als unsittlich verwerfe. Mit aller Lebhaftigkeit stimmte Liebknecht mir zu. Selbstverständlich denke er gar nicht an eine Rache. Es genüge vollständig, wenn Wilhelm und seine Sippe unschädlich gemacht seien. Aber der Rechtsgedanke, so wandte er sich leidenschaftlich dozierend an seine Gattin, sei darum keineswegs antiquiert oder politisch lächerlich. Grade durch das Volksgericht gegen den vermeintlich sakrosanten höchsten Schuldigen, gegen Wilhelm selbst, müsse der Rechtsgedanke seinen stärksten und sichtbarlichsten Triumph erleben. Auch das Kolossalverbrechen des Krieges gehöre vor die Schranke des Rechts . . .

Das war ganz der alte Karl Liebknecht, wie ich ihn kannte und liebte. Der kluge, verstehende, gütige Mensch, aber auch der unbeugsame Fanatiker des Rechts. Und wenn es möglich wäre, den Geist dieses im tiefsten Seelengrunde liebenswürdigsten und humansten aller Menschen aus den Gefilden des Nir-

wana zu zitieren, so würde er jetzt über das Urteil gegen seine Mörder sagen: „Dem Runge und den andern Halbtieren verzeihe ich ihre Tat. Ihr schwaches Hirn vermochte der blöden Hetze gegen uns nicht zu widerstehn, zumal jahrelange Kriegsverwilderung die etwa vorhandenen Ansätze vernünftigen und moralischen Denkens vernichtet hatte. Wer könnte sich vollends darüber wundern, daß die Militärjustiz versagte! Nur Irrsinn und verruchteste Heuchelei konnten erwarten, daß der Militarismus selbstmörderisch Hand an sich legte. Die wahrhaft Schuldigen sind höher hinauf zu suchen. Diejenigen, die jetzt an Wilhelms und seiner Handlanger Stelle sitzen, tragen die letzte Verantwortung für die Verbrechen des neuen Militarismus. Und wenn der im Deutschland der Noske und Scheidemann noch immer so heimatlose Rechtsgedanke bei uns je ein Obdach finden sollte, so gehörte diese Regierung vor das revolutionäre Volksgericht. Nicht, um meinen und meiner Mitkämpfer Tod an den Armseligen zu rächen, sondern um endlich das alte ruchlose System der Gewalt und der Lüge aus den Angeln zu heben und das Recht und die Ehrlichkeit zum Fundament der Gesellschaft zu machen."

*

Und es wäre an der Zeit, daß das Volksgewissen sich gegen das alte System erhöbe. Die beiden Toten des Eden-Hotels waren ja nur die ersten in einer unabsehbaren Reihe von Opfern der brutalen Gewalt. Der Tod der spandauer „Spartakisten", die zu mitternächtiger Stunde im Forst wegen „Fluchtversuchs" (eines Fluchtversuchs aus einer Ueberzahl bis an die Zähne bewaffneter Mannschaften heraus!) erschossen wurden, blieb ebenso ungesühnt, wie der Tod der zweiunddreißig Marinesoldaten, wie der Tod der ungezählten Opfer von Lichtenberg und München. Der Gewissensweckung aber dient es nicht, wenn der ‚Vorwärts' die Bluttaten des Militarismus mit der Erschießung der Geiseln in München zu entschuldigen sucht und selbst bei seiner weder kalten noch warmen Besprechung des Mordprozesses Liebknecht-Luxemburg von der „rohen Justiz der münchner Sparkakisten" spricht. Denn in dem münchner Falle handelte sichs überhaupt um keine Justiz, sondern um einen Vergeltungsakt. Und nicht um eine Tat der münchner Spartakisten schlechthin, sondern um den Wutausbruch eines Spartakistenhaufens, der auf eigne Faust Repressalien übte. Diese Ermordung der Geiseln war gleichwohl eine Bestialität, für die es keine Entschuldigung gibt, und nicht die U. S. P. D., sondern grade der ‚Vorwärts' plädierte kürzlich für dergleichen brutale Gewaltakte auf mildernde Umstände, sofern sie der Vergeltung wegen verübt worden seien. Freilich bezeichnete er nur die Ermordung Landauers und andrer Spartakistenführer als Repressalien für die Erschießung der Geiseln, während ihm doch sehr gut bekannt

sein mußte, daß grade durch diese Erschießung Vergeltung für die Füsilierung gefangener Spartakisten in Starnberg geübt werden sollte. Sagt doch der ‚Vorwärts‘ ein ander Mal selbst, daß der Racheakt „wegen irgend welcher Vorfälle in Starnberg“ erfolgt sei. Das heißt: eine sehr schlimme Sache allerdings sehr euphemistisch ausdrücken. Handelte sichs doch um einundzwanzig gefangene Spartakisten, die nach den Meldungen bürgerlicher Blätter erst halbtot geschlagen und dann niedergeknallt worden sein sollten. Nach unserm Gefühl entschuldigt das nicht die Erschießung der unschuldigen Geiseln; noch weniger freilich verwandelt der Mord an den Geiseln die Ermordung Landauers und andrer Unschuldigen in entschuldbare Repressalien.

Aber wie soll Deutschland je vom militärischen Geiste genesen, wenn der Militarismus sich immer riesenhafter auswächst und immer rücksichtsloser alles Leben vergewaltigt! Rast nicht wieder der Kriegswahnsinn durch die Straßen Berlins, durch Deutschlands Gaue, wie im Juli und August des Jahres 1914? Führt nicht der unselige General Liebert wieder wie ehedem den Chorus der Kriegsbrüller? Zücken nicht schon Offiziere am Königsplatz in heller Schlachtenbegeisterung den blanken Säbel? Werden nicht schon harmlose Mehrheitssozialisten verprügelt, weil sie in der Orgie des Nationalismus die kleinste Spur des revolutionären Rot vermissen? Hat nicht der Gouverneur von Graudenz den Ruf zu den Waffen angekündigt? Hat nicht der Staatskommissar von Oberschlesien öffentlich mitgeteilt, daß „militärische Verstärkungen zum Teil bereits eingetroffen, zum Teil im Anrollen“ seien? Was soll diese nationalistisch-militärische Orgie, was soll diese ganze Vorbereitung zur Gewalt? Will Hirnverbranntheit es wirklich noch einmal auf einen Waffengang mit der Entente ankommen lassen?

Ob das Bürgertum sich noch einmal an die Schlachtbank schleppen ließe, mag fraglich sein; daß das Proletariat dazu nicht die geringste Neigung verspürt, steht außer jedem Zweifel. Die der Mehrheits-Fraktion der berliner A.- und S.-Räte vorgelegte Resolution beweist das ebenso eindringlich wie die scharfe Absage vieler Mehrheitsblätter an den nationalistischen Wahnsinn, dem die Scheidemann-Regierung immer hilfloser erliegen zu wollen scheint. In Hamburg und Magdeburg, in Chemnitz und Offenbach, in Elberfeld und Essen warnt die Presse der S. P. D. vor dem glatten, plumpen Nein, vor dem Säbelrasseln, vor dem Spielen mit dem eignen Untergang. All diese Blätter erkennen die ungeheure Gefahr des Nationalismus. Nur die Scheidemann und Ebert reden täglich hindenburgischer, ludendorffischer, wilhelminischer, und Herr Noske bereitet sich auf die Abrüstung, die auch der günstigste, gemildertste Friede unfehlbar bringen müßte, durch ein wahrhaft abenteuerliches Aufrüsten vor. Wie lange noch?

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LXII.

Gustav Landauer

Als ich, du, er, als wir Alle, die wir heute mitten drin stehn im Leben, einst klein waren, Hosenmätze, kannte unser Tatendrang und unsre Phantasie keine Grenzen. Groß wollten wir werden, mächtig und berühmt: Helden der Menschheit. Und dann kamen wir in die Schule. Langsam und systematisch wurde unser geistiges Rückgrat gekrümmt. Die Amoral begann, unsre Seelen zu zerfressen. Das Leben ward jahrelang ein Sklavendasein, eine geist- und seelenlose Fronarbeit in mechanisierten Klassen. Wer ganz still hielt, wer nicht an den Fesseln rüttelte, wer immer hübsch artig blieb und nicht vor- noch rückwärts sah, der wurde wie mit unsichtbarer Hand von Klasse zu Klasse geschoben. Die aber, denens im Herzen brannte, die ihr Ich nicht so ohne weiteres verkaufen wollten an die marternde und nivellierende Methodik der Schule, die sich ihr bißchen Sehnsucht nach Menschenliebe und nach Menschentum im Busen bewahrten — sie waren die Räudigen, die Unbotmäßigen, die Untauglichen, die beiseite geschoben wurden. Viele sind darüber zerbrochen. Der Schülertragödien, die sich da ganz im Stillen, im tiefsten Innern des eigenen Ich abspielten, ist Legion. Und so Viele haben sich dann durch irgendein faules Kompromiß gerettet, und mit der großen Lüge im Herzen traten sie in den Beruf. Das nennt man: Sie haben sich die Hörner abgelaufen.

Einer mit dem großen Wollen und der großen Menschheitsliebe im Herzen, der sich zeitlebens die Frische, die Naivität des Kindes bewahrt hatte, war Gustav Landauer. Nehmt alles nur in allem: er war ein Mensch. Kommt, laßt uns ihn betrachten und uns seiner erfreuen. Aber zieht vorher die Schuhe aus, denn Ihr tretet in den Tempel einer reinen Seele.

Geboren wurde Gustav Landauer im April des Jahres, da der deutsch-französische Krieg liquidiert wurde. Zu Karlsruhe. Kaufmann war sein Vater, Schuhwarenhändler. Gute bürgerliche Verhältnisse. Ansatz zum Vermögen. Der Vater war ganz aufs Praktische gerichtet, war klug, energisch und auch ein wenig eigensinnig. Gustav war eine passiv-empfindliche, eine leidende Natur, die alles sehr ernst und schwer nahm. Aber nicht bloß kontemplativ, sondern, nach Wahrheit suchend, in dieser Hinsicht höchst aktivistisch. Und dabei fing er, im Gegensatz zu den andern Predigern und Menschheitsbeglückern, zunächst bei sich selbst an. „Und so du mir nachfolgen willst," sprach der Heiland zu dem reichen Jüngling, „so wirf alles von dir und komm zu mir." Und Landauer warf alles von sich.

Nachdem er das Gymnasium in Karlsruhe absolviert hatte, ging er nach Heidelberg und Berlin auf die Universität, um

Germanistik und Philosophie zu studieren. Erich Schmidt übte eine Zeitlang einen starken Einfluß auf ihn aus. Aesthetische und philosophische Probleme wälzte der junge Landauer in seinem Hirn. Fritz Mauthners Wochenschrift ‚Deutschland‘ bringt Aufsätze von ihm. Caféhaus, Bierstube. Nächtliche Debatten, die bald auch aufs Soziale und Politische überspringen. Es ist 1892, jene frühwilhelminische Zeit sozialreformerischer und ethischer Hochspannung. Er gerät in den Zirkel Benedikt Friedländers, der damals Eugen Dühring propagierte, und steuert mitten hinein in den sozialistischen Strudel. Er sieht das viele Elend in Berlin, das Proletariat nicht als romantische Einzelerscheinung wie in Karlsruhe und Heidelberg, sondern als schwarze Masse, die ihm in langen Nächten den Schlaf raubt. „Ich kann es nicht ertragen, daß ich mir den Magen vollschlage, während Andre hungern.“ Darin ist alles gesagt. Sein Leben wird ihm damit vorgezeichnet. Er weiß, was er zu tun hat: Für die Entrechteten zu wirken.

Der ‚Sozialist‘ wird sein Organ. Ohne Rücksicht auf sich und die Andern schreibt er, schreit er. Linkssozialistisch. Anarchosozialistisch. Er wollte die Menschheit, ohne alle Kompromisse, ganz von neuem wieder aufbauen. Darum mußte er auch über die Peripherie der Gesellschaft hinausgehen. Nur dann konnte er alles sagen, was ihm heiß auf der Seele brannte.

Die Polizei war bald hinter ihm her. Freiwild. Trotzdem: er schrieb und schrieb. Der Vater sagte sich entrüstet von ihm los und entzog ihm jede Unterstützung. Trotzdem: rastlos redete er in Versammlungen. Eine Brandrede zur Zeit der Anarchisten-Attentate in Spanien und in Frankreich, wo der Präsident Sadi Carnot ermordet wurde, brachte ihm elf Monate Gefängnis ein. Plötzensee. Eine Entgleisung Landauers. Denn eigentlich schwebte ihm, nach Tolstoi, Anarchie, wirkliche Herrschaftslosigkeit, ohne jede Anwendung von Gewalt vor. Christus als Kommunist. Landauer überstand die Strafe gut, obwohl seine Lunge krank war. Monate des Nachdenkens, der innern Vertiefung. Monate, in denen er sich von der bleiernen Schwere des jugendlichen Pessimismus befreite. Er litt, geistig und körperlich, in der vergitterten Gefängniszelle. Aber er freute sich dessen. Märtyrer. Der Schwung des ‚Todespredigers‘, seines ersten sozialistisch-pessimistischen Romans, den er als Dreiundzwanzigjähriger geschrieben hatte, ging über in einen Heroismus der Tat.

1895 sitzt er wieder auf dem Redaktionsstuhl des ‚Sozialist‘. Immer der sozialistischen Parteibureaukratie weit voran. Er wollte den dröhnenden Arbeiterbataillonen Antreiber, Aufpeitscher, Wegbereiter sein. Geist und Ideen sollten ihnen wie Fackeln die Marschroute weisen. Ein Ausgestoßener sprach gleichsam mit schmetterndem Hammer in der Faust zu Aus-

gestoßenen. Er war bitter arm und hatte nur einen getreuen, nimmermüden Freund, der ihm nie von der Seite wich: die Polizei. Haussuchungen in der Redaktion waren alltäglich. Mitunter mußte er dem Setzer den Artikel aus dem Kopf diktieren, damit der Blaue nicht das Manuskript vorher verhaftete. Wunderliche Zeitläufte. Daheim wartete eine junge lungenkranke Arbeiterin auf ihn, der er sich, in raschem Entschluß, vermählt hatte.

Zwei Jahre arbeitete er, nachdem ihn Plötzensee freigegeben hatte, in diesem Stile weiter. Allmählich aber erwuchs ihm im eigenen Lager Opposition. Er schriebe zu hoch, zu literarisch, sagten sie, und er mußte weichen. Der ‚Sozialist' hatte ihn ausgeschifft. Die Ungeistigen, die Spießer in seiner eigenen Gemeinde waren wider den Geist aufgestanden.

Nun ging es ihm schlecht. Er hungerte sich mit Uebersetzungen durch. Aber er blieb aufrecht und fand, selbst hier, auf dem steinigen Acker einer dürren Reproduktionsarbeit, Goldkörner. Er kam zu Krapotkin, dem Edel-Anarchisten, und übertrug seine Werke ins Deutsche, nicht zuletzt das große Buch von der ‚Gegenseitigen Hilfe bei Menschen und Tieren'.

Und nun gabs ein seltsames Zwischenspiel. Moritz von Egidy, der Oberstleutnant a. D. und begeisternde Ethiker, verführte ihn dazu, für einen angeblich widerrechtlich zum Tode verurteilten Barbier Ziethen einzutreten. Gattenmord war dem Mann zur Last gelegt und die Todesstrafe schließlich auf dem Gnadenwege in lebenslängliches Zuchthaus verwandelt worden. Egidy hatte das ganze Material in der Hand, starb aber vor dem Prozeß, in dem Landauer zu sechs Monaten Gefängnis verurteilt wurde. Was hatte er getan? In einer Broschüre hatte er die schärfsten Anklagen wider Staatsanwalt, Untersuchungsrichter und Polizeikommissar in jener Sache gerichtet, um so die Wiederaufnahme des Verfahrens und die Freisprechung Ziethens zu erzielen. Dabei kannte er Ziethen garnicht, einen unpolitischen Kleinbürger. Ihm war es nur um die Sache und den Menschen an sich zu tun. Opfern sollst du dich, wenn das Gewissen es heischt. Und er opferte sich, nutzlos. Denn auch für Ziethen sprang nichts heraus. Ein Irrtum? Der Gerichtshof erkannte die edlen Motive Landauers an und schickte ihn daher nur ins Gefängnis. In einem Briefe schrieb er nach der Verurteilung lakonisch: „Mir ist recht geschehen."

Auch diese sechs dunklen Zellenmonate gingen vorüber. Leiden, Grübeln, Denken, Planen. Das Elendsleben hob von neuem an. Die Sorgen um das bißchen Existenz waren groß. Er verdingte sich als Gehilfe in einer Buchhandlung der Potsdamer Straße, er, der Bibliophile, dem aller Geschäftssinn abging, er hielt literarisch-aesthetische Vorträge in Damenzirkeln

des berliner Westens über die neuesten Dichter, über Bergsons Philosophie, über Walt Whitmans transzendentale Poesie, über Meister Eckeharts Mystik in buntem Gemisch. Seine Familie mußte doch ernährt werden.

Wie eine Mischung von Christus und Don Quixote sah er aus. Leidend und in sich gekehrt. Aber doch verträumt glücklich. Sanft und abgeklärt. Struppiger kleiner Spitzbart. Volles Haupthaar. Fast in Locken fiel es ihm auf den Kragen. Bauschige Halsschleife. Lässige Kleidung. Bohemien, ohne gewollte, affichierte Genialität. Charakteristisch der mächtig weit ausgreifende Gang des übergroßen Mannes, dessen hagerer Körper in einem Pelerinenmantel schlotterte.

Sein literarisches Gepäck zählt nicht viele Stücke, wiegt aber umso schwerer. Das Erste, was von ihm gedruckt wurde, war ein Aufsatz über die Bühne als plastische Kunst. Dann folgten die Novellen ‚Macht und Mächte'. Zur Bühne kehrte er immer wieder zurück, auch als Politiker, zuletzt als Theaterkritiker des Berliner Börsencouriers und in einem Buche über Shakespeare. 1909 übernahm er wieder die Redaktion des ‚Sozialist'. Diesmal dauerte es sechs Jahre. Aus seinen Veröffentlichungen traf er nach dem Ausbruch der Revolution eine Auswahl, die ‚Rechenschaft' betitelt (und von Paul Cassirer verlegt) ist. Ein Buch von politischer und dichterischer Prophetie, ein Buch von ergreifender Menschenliebe. Er war einer von Denen, die alles intuitiv kommen sahen: die ungeheure Blutwelle, die Europa überfluten sollte. „Wir haben uns," schreibt er einmal, „da wir mit dem Weltkrieg spielen, eingesponnen in unsre Kultur, unsre aesthetischen Moden und ebenso in unsre sozialistischen Ideale, wie man sich wohl die Ohren mit einem Tuch umwickelt, um unangenehme, peinliche Geräusche nicht zu vernehmen. Und vor allem, um unsre innere Stimme zu übertäuben, die uns zuruft: Das Geistige, worin Ihr lebt, muß Wirklichkeit werden! Die Trennung von der Welt des Alten und Toten, von der Welt der gestorbenen Zwecke, von der Welt der Unkultur und Brutalität, von der Welt der Ungerechtigkeit und des Kapitalismus muß tatsächlich vollzogen werden! Alles, was sich an angeblicher Kultur in unsrer Gesellschaft befindet, ist Schein, Selbsttäuschung, Bemäntelung des Kräfteverfalles und des völligen Mangels an Gestaltungs- und Volkskraft." Er sieht nur einen Ausweg aus dieser Kulturwirrnis: „Erst müssen wir wieder unpraktisch werden, dann wird was Praktisches draus! Wir müssen wieder grad' wie von vorne anfangen und als Handwerker und Bauern zusammen leben und erst wieder lernen, uns ein bißchen gut zu sein und uns unter die Arme zu greifen."

Das ist seines Lebens Politik und Philosophie. Er knüpft wieder da an, wo Rousseau begann, und spinnt den Faden der

gewaltlosen Kommunisten und Anarchisten weiter, der Christus und Tolstoi. Sein Bekenntnis ist niedergelegt in dem literarisch wie ethisch gleich wundervollen ‚Aufruf zum Sozialismus‘ (erschienen bei Paul Cassirer). Wie man sich auch als Politiker zu diesem seltenen Buche stellt: es greift einem ans Herz. Es ist eine Auseinandersetzung mit dem Parteisozialismus, mit dem Marxismus. Diese Lehre, die Landauer kritisch zerpflückt, ist ihm eine Travestie des Geistes. Karl Marx, der Professor, habe den Wissenschaftsaberglauben an die Stelle geisthaften Wissens gesetzt, Politik und Partei an Stelle des Kulturwillens gebracht. Wohl könne über das Proletariat wie über jedwedes andre Volk einmal das Wunder kommen, nämlich der Geist, aber mit dem Marxismus sei kein Pfingstwunder und kein Zungenreden über uns gekommen, sondern die babylonische Verwirrung und die Blähsucht. „Wir sind die Dichter, und die Wissenschaftsschwindler, die Marxisten, die Kalten, die Hohlen, die Geistlosen wollen wir wegräumen, damit das dichterische Schauen, das künstlerisch konzentrierte Gestalten, der Enthusiasmus und die Prophetie die Stätte finden, wo sie fortan zu tun, zu schaffen, zu bauen haben, im Leben mit Menschenleibern, für das Mitleben, Arbeiten und Zusammensein der Gruppen, der Gemeinden, der Völker.“

Wie sah sein Sozialismus aus? Er kehrte zu Pierre Joseph Proudhon, dem großen Vorläufer Karl Marxens, zu den französischen kleinbürgerlichen und bäuerlichen Sozialisten zurück: „Eigentum ist Diebstahl, und Eigentum ist Sklavenhaltung.“ Eigentum ist für Landauer aber etwas andres als Besitz, und er sieht für die Zukunft Privatbesitz, Genossenschaftsbesitz, Gemeindebesitz in schönster Blüte. „Nur die Erde müssen wir wieder haben. Die Gemeinden des Sozialismus müssen die Erde neu aufteilen. Die Erde ist Niemandes Eigentum. Die Erde sei herrenlos; dann nur sind die Menschen frei.“ Das Prinzip, das der sozialistischen Grunderkenntnis entspricht, soll sein: daß in kein Haus mehr Wert zum Verzehr eingehen solle, als in dem Hause gearbeitet worden ist, weil kein Wert in der Menschenwelt entsteht als allein durch die Arbeit. Und er denkt, um den Tausch in der Volkswirtschaft zu ermöglichen, an die von Proudhon vorgeschlagene Tauschbank ...

Eine Utopie. Wir können nicht mehr zurück in die primitiven Urzustände. Die Menschheit hat sich schon zu weit in die engmaschigen Netze der Zivilisation verstrickt.

Während des Krieges hofft er, der stille Pazifist, auf den großen Volksstreik, der diesem organisierten Morden ein Ende bereiten wird, auf die allgemeine Revolution und vertieft sich, weil ihm unter dem Belagerungszustand und unter der Zensur die Hände gebunden sind, in die Geschichte der französischen Revolution von 1789. Mit Bienenfleiß stellt er ein paar Bände

Briefe aus jener Zeit als charakteristische Kulturdokumente zusammen (und läßt sie bei Rütten & Loening erscheinen).

Und nun bricht auch über Deutschland die große Revolution herein. Kurt Eisner triumphiert in München. Landauer war ganz in literarischen Studien aufgegangen. Schon 1900 hatte er sich an der Neuen Gemeinschaft der Brüder Hart beteiligt, hatte, nach der Scheidung von seiner ersten Frau, Hedwig Lachmann geheiratet und hatte an ihrer Seite ein geistig-harmonisches Eheglück gefunden. Im vorletzten Kriegsjahr hatte der Tod ihm diese Frau entrissen. Genau ein Jahr danach wurde Eisner ermordet. Am einundzwanzigsten Februar 1919. Landauer erfuhr es in Krumbach, wo er zuletzt mit seiner Frau gelebt hatte, und wo er ihren Sterbetag begehen wollte. Er kehrte sofort nach München zurück, zu jedem Opfer für die Sache bereit, die er für eine heilige Sache hielt. Aber in München kam zunächst das sozialistische Kompromiß-Ministerium Hoffmann zustande, und erst am siebenten April, als die Kommunisten Oberwasser bekamen, mußte die Regierung nachts fliehen, und die Räte-Republik wurde ausgerufen. Ein tolles Regiment begann. Der neue Minister des Aeußern Lipp, eine überaus problematische Gestalt, telegraphierte triumphierend dem moskauer Sowjet: Nordbayern stehe in Flammen; der Ministerpräsident habe bei seiner Flucht aus dem Ministerium nur den Abtrittsschlüssel mitnehmen können. Der eigentliche Führer der Revolutionäre war Doktor Levien, ein Mensch, der nicht in das Alltagsschema paßt. Erich Mühsam stand ihm zur Seite, dieses große, tapsige Kind, dem, seiner innern und äußern Hilflosigkeit halber, niemand ernstlich böse sein konnte. Da war der närrische Franziskanermönch Rothenfelder, der während des Krieges einer der wildesten Nationalisten gewesen war. Da Doktor Neurath, der auf die Art des Doktors Eisenbart die Volkswirtschaft im Handumdrehen sozialisieren wollte: „Nach zehnjähriger Arbeit", verhieß er, „soll es jedem Arbeiter möglich sein, sorgenlos ohne Arbeit leben zu können." Ein Wortführer der Unabhängigen Sozialdemokratie, Katz, nannte ihn öffentlich einen „genialen Falschspieler des Kapitals". Da Silvio Gesell, der eine Theorie des abnehmenden Kapitals aufgestellt hatte und sie in München nun zu erfüllen versuchte. Das Geld, lehrte er, soll künftig nicht mehr nach Zins und Zinseszins wachsen, sondern soll umgekehrt, von Anfang an progressiv an Wert verlieren, so daß, wer durch Hingabe eines Produkts in den Besitz eines Tauschmittels gelangt ist, kein größeres Interesse haben wird, als es so schnell wie möglich wieder gegen ein Produkt einzutauschen und so immer weiter. Nur zwei Besonnene gab es unter all diesen verstiegenen Theoretikern, Wirrköpfen und Machtcharlatanen. Zwei Menschen, die wußten, was sie wollten. Einen Napoleon im Jünglingshabit, Ernst Toller, und Einen, der wirklich

systematisch das Neue, wie ers sich dachte, aufbauen wollte: Gustav Landauer, den Aufklärungsminister. Beide waren in diesem kommunistischen Strudel die konservativen Elemente, die bremsten, wenn der Revolutionswagen gar zu wild drauflosrasen wollte. Toller, ein fünfundzwanzigjähriger Bursche, ein Knabe dem Aussehen nach, machte alles. Er war der Mann der Tat, war Generalstabschef, Zivilpräsident, kurz: in seinen Händen liefen alle Fäden zusammen. Entschlossen bis zum Aeußersten. Aber kein Fanatiker. Sondern ein ruhig und kalt überlegender Mensch mit einer hinreißenden Rednergabe. Er machte sich keine Illusionen über den Ausgang des Ganzen: „Wir wollten die Umwandlung erst in einigen Monaten. Erst dann wäre die Bevölkerung über unsre Absichten aufgeklärt gewesen, wir hätten uns in Ausbildungskursen geeignete Kräfte erzogen. Die Ereignisse aber wurden übermächtig. Wir mußten mit." Und so kam alles gleichsam von selbst. Landauer mitten drin. An einen Freund schrieb er in diesen Tagen: „Wenn man uns nur einige Wochen Zeit läßt, werden wir Gutes wirken. Sonst wird es ein schöner Traum gewesen sein." Seit dem Ausbruch der Revolution lebte er wie in einem Rausch, in dem unaufhörlichen Glücksgefühl: „Es ist Revolution."

Und dann folgte, nach viereinhalb Wochen einer wilden Experimentalpolitik, der Sturz. Landauer, der jede Gewalttat, jede Waffe verpönte, konnte nicht hindern, daß der Kommunismus in München sich schließlich mit allen Machtmitteln aufrecht zu erhalten trachtete. „Nie Mob werden, nie lynchen", hatte Landauer einmal erschreckt geschrieben. Aber seine Weggenossen, die Rote Garde und ihre Führer, wurden Mob, und sie lynchten. Geiseln wurden auf gräßliche Weise umgebracht. München war inzwischen von den Regierungstruppen Hoffmanns und Noskes umzingelt worden. Immer enger schloß sich der Kreis um die Stadt. Das Schicksal der kommunistischen Republik war besiegelt. Die einmarschierenden Truppen hielten schreckliche Musterung. Auch Landauer wurde aufgegriffen und verhaftet. Auf dem Wege zum Gefängnis kam er um. Die erbitterte Menge sollte ihn umgebracht haben. Nach einer andern Darstellung sollte ihn die militärische Begleitmannschaft kurzerhand erschossen haben, als er „aufwiegelnde Reden" halten wollte. Sicherheit war zunächst nicht zu erlangen. Seine Freunde flüsterten sich zu, daß er garnicht tot sei, sondern geflohen und sich irgendwo verborgen halte. Die Mythe wob bereits einen Kranz um sein Haupt. Bis in den Zeitungen eine Todesanzeige erschien, unterzeichnet von einer Mutter und ihren Enkeln. Sie mußten doch wohl Gewißheit haben.

In einer Auseinandersetzung mit den marxistischen Politikern hatte Gustav Landauer einmal geschrieben: „Wir Dichter wollen im Lebendigen schaffen und wollen sehen, wer der

größere und stärkere Praktiker ist: Ihr, die Ihr zu wissen behauptet und nichts tut, oder wir, die wir das lebendige Bild in uns haben und das sichere Gefühl und den hinausgreifenden Willen: und die wir tun wollen, was nur getan werden kann, tun wollen gleich jetzt und immerzu und unentwegt, die wir die Menschen, die mit uns sind, sammeln wollen zu einem Keil, der vorwärts dringt, immer weiter im Tun, im Bauen, im Wegräumen; immerzu, mit Lachen und Gründen und Zürnen; über schwerere Klötze weg mit Angreifen und Kämpfen . . . Der Geist, der uns trägt, ist eine Quintessenz des Lebens und schafft Wirklichkeit und Wirksamkeit." Nun war dieser Geist unterlegen, weil des Dichters Traumland, die Proudhonsche Idylle, an der harten Alltagswirklichkeit und an den Menschen zerschellte. Nur der Geist, die Idee ist wie ein Häuflein glimmender Asche übrig geblieben.

Der Seekrieg von L. Persius

VI.

Der Seeoffizier im Kriege

Geteilt ist die öffentliche Meinung in ihrem Urteil über die Rolle, die der Seeoffizier im Kriege, besonders gegen das Ende des Krieges zu gespielt hat. Die Einen häufen uneingeschränktes Lob auf ihn, wälzen die Schuld an den Meutereien in der Flotte auf die Heimat ab, die Judas gleich den Dolchstoß von hinten geführt habe, während die Andern das Seeoffiziercorps der Sünde zeihen, den Zersetzungsprozeß des Geistes der Flottenmannschaften durch falsche Behandlung, durch provokatorisch hochmütiges Auftreten und andres mehr hervorgerufen und gefördert zu haben. Schreiten wir zur Analyse, Niemand zu Liebe, Niemand zu Leide.

Früher, das heißt: vor dem Regierungsantritt Wilhelms des Zweiten erfreute sich Jedermann in der Kaiserlichen Marine eines beschaulichen und, wenn auch bescheidenen, so doch zufriedenstellenden Daseins, das harmonisch abgetönt zwischen Arbeit und genußreicher Erholung abwechselte. Jene wurde hauptsächlich in heimischen Gewässern, in dem kleinen Verband der Manöverflotte, die aus einigen Panzern bestand, geleistet, während diese die verhältnismäßig vielen Kreuzerstationierungen übersee zu ihrem Recht kommen ließen. Der Begeisterung für den schönen Beruf wurde im Ausland immer neue Nahrung zugeführt, in Ost- und Nordsee durch den einförmigen Dienst an Bord der Panzer- und Schulschiffe naturgemäß ein wenig Abbruch getan. Unter Wilhelm dem Zweiten wurde allmählich immer schärfer betont, daß die Flotte nicht allein friedlichen Zwecken diene. Die heimischen Verbände wurden rapid ausgebaut, und der Betrieb auf

ihnen intensiv aufgenommen, während der Auslandsdienst in den Hintergrund geschoben wurde. Nur noch einige Kreuzer waren außerhalb der heimischen Gewässer stationiert. Das Leben in der Marine spielte sich fast nur noch in der Ost- und Nordsee an Bord der Panzerkolosse ab. Strebertum wurde großgezogen. Die im Ausland meist recht selbständigen Kommandanten wurden in den Geschwadern daheim zu Dampfdroschkenkutschern degradiert, die mit ihren Schiffen hinter dem Admiralsschiff herzufahren hatten, die, von Inspizierung zu Inspizierung gedrängt, für ihre Beförderung zitterten und gute Leistungen durch unablässiges Drillen ihrer Schiffsmannschaften erzielen zu können glaubten. Vergebliche Mühe wars. Aeußerlich mag der Erfolg sich zuweilen eingestellt haben, jedoch eben nur äußerlich. Der Geist litt. Bei den Offizieren, Deckoffizieren und Mannschaften verflüchtigten sich immer mehr und mehr die Liebe und Hingabe an den Beruf. Hinzu traten allerhand Faktoren, die das Marineoffiziercorps unter sich entzweiten, also Seeoffiziere, Sanitätsoffiziere, Ingenieure, Zahlmeister. Sie sind an Bord zu engem Zusammenleben verurteilt, sollten sich also innigst zusammenschließen; aber kleinliche Rangstreitigkeiten, hervorgerufen durch die Ueberhebung junger Seeoffiziere, und gesellschaftliche Reibereien brachten sie auseinander. Die Deckoffiziere, diese alten, aus dem Unteroffizierstand hervorgegangenen Herren, auf denen an Bord eine große Verantwortung lastet, die an Diensterfahrung in ihrer speziellen Branche den Seeoffizieren vielfach erheblich überlegen sind, haben sich und gar zu oft mit Recht über Nichtachtung zu beklagen gehabt. Endlich wuchsen die Unzufriedenheit und die Erbitterung der Unteroffiziere, Matrosen und Heizer während des Krieges von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr. Grund hierzu gab letzten Endes der Seeoffizier. Er, der an Bord unumschränkter Herrscher ist, hat es in der Hand, jede, aber auch jede — somit auch eine sozialdemokratisch angekränkelte — Mannschaft zu einem ihm willenlos ergebenen Instrument zu machen. Einzig von den Qualifikationen des Seeoffiziers hängt es ab, ob eine Schiffsbesatzung gut ausgebildet und diszipliniert, beseelt von aufopferungsfreudigem Geist, sich mit dem Willen zum Siege in den Kampf stürzt, oder ob das Gegenteil eintritt, nämlich Meuterei, wie wir sie Anfang November 1918 erlebten. Tatsache ist, daß der deutsche Seeoffizier dieses Resultat: Meuterei, um der Schlacht auszuweichen, als Folge seiner Betätigung auf dem Gebiet: „Behandlung von Untergebenen" zu verzeichnen gehabt hat. Wie konnte sich das ereignen, in Preußen-Deutschland, in der Flotte, von der im Frieden meist angenommen wurde, daß sie sorgfältig gesiebtes Offiziersmaterial besäße?

Im August 1914 sprach man vom Krieg als von einem Stahlbad, das den Gesundungsprozeß des deutschen Volkes herbeiführen würde. Hier, in dem gewaltigen, uns aufgezwungenen

Ringen gegen eine Welt von Feinden, so hieß es, würde sich jeder gute Deutsche bestreben, alle selbstsüchtigen Regungen hintanzuhalten, würde jeder Einzelne nur für das Wohl Aller sich aufopfern, für die Gesamtheit eintreten. Wer sprach so? Alldeutsch verseuchte Staatsmänner und Volksvertreter, unzurechnungsfähige Professoren und gewissenlose Zeitungsskribifaxe. Wer sich seine fünf Sinne gesund erhalten hatte, der wußte, daß letzten Endes Mord und Raub, wie sie durch die staatliche Organisierung eines Massenblutbades vorgeschrieben waren, zum allerkrassesten Egoismus weit mehr als zur Aufopferung erziehen müßten. So kann es schließlich auch dem Seeoffizier nicht verübelt werden, wenn er, aus der Kriegspsychose des Anfangs erwacht, nur an sich und an seinen Vorteil dachte. Tat er es aber wirklich, als er, zum Beispiel, dafür sorgte, daß sein Tisch stets reichlich gedeckt, sein Weinkeller nie leer wurde? Durch die Meuterei, die Anfang November 1918 ihren Ausgang von der Flotte nahm, wird diese Frage verneint.

So ungefähr ist zu erklären, daß der gute Geist unter den „blauen Jungen", für die früher bei uns kein Lob laut genug sein konnte, erstarb. Dutzende von Erklärungen und Entschuldigungen haben wir aus dem Munde von Seeoffizieren gehört: die Heimat sei an der Zersetzung des Geistes schuld, sozialdemokratische Agitation und Flaumacherei; die Tatenlosigkeit der Flotte, das ewige Einerlei hätte niederdrückend gewirkt; es hätte an fähigen Flottenführern gemangelt, die Leitung der Marine sei bar jeder Initiative gewesen, der junge Nachwuchs im Offiziercorps hätte versagt, hätte üblen Einfluß ausgeübt; die Reserveoffiziere seien kein vollgültiger Ersatz gewesen; das Vertrauen zum Material hätte vielfach gefehlt: und so weiter, und so weiter. Die Antwort des Kritikers auf diese Vorwürfe lautet: teils berechtigt, teils unberechtigt. Die Oberste Heeres- und Flottenleitung ermangelte fraglos der Initiative. Hier herrschte Planlosigkeit, als Ausfluß der Bluff-Taktik. Daß bewährte Führer fehlten, das verschuldete die Methode des Herrn v. Tirpitz, Jeden, der als guter Flotten- oder Geschwaderchef in Betracht kam und somit auch ihn einmal ersetzen konnte, bei Zeiten zu beseitigen. Die Ansichten über die Unfähigkeit der einzelnen Admirale gehen im Seeoffiziercorps selbstverständlich auseineinander, jenachdem, zu welcher Partei der Beurteiler hält. Kapitänleutnant v. Flottwell schrieb in einem kieler Blatt am neunzehnten März 1919: „Capelle und Holtzendorff haben es verschuldet, daß der einst so starke Offensivgeist mehr und mehr erlahmte." Von andrer Seite wieder wird Holtzendorff in den Himmel gehoben. Auf Tirpitzens Schuldkonto ist auch der Mangel an Vertrauen zum Material zu buchen. Die Tatenlosigkeit der Schlachtschiffe, das ewige Einerlei an Bord — dergleichen war keineswegs unsrer Flotte allein beschieden. In

England mußte man sich durch zweckmäßige Unterhaltung und Vermeidung unnötigen Drills mit diesem Zustand abzufinden. Ueber die kindliche Auffassung, die Heimat sei für den Zusammenbruch verantwortlich, kein Wort. Eine lahme Entschuldigung ists ferner, daß der junge Nachwuchs im Offiziercorps üblen Einfluß ausgeübt habe. Hat nicht der ältere Offizier die Verpflichtung, solchen üblen Einfluß zu hindern? Hatte er nicht genügend Muße hierzu, da doch die Schlachtschiffe fast ständig im Hafen lagen? Bei unsern an preußische Disziplin gewöhnten Offizieren war es jedem Kommandanten, jedem ersten Offizier leicht, mit den schärfsten Mitteln einzuschreiten. Freilich: man mußte „wollen" und mußte selbst eine pflichtgetreue Auffassung von seinem Dienst haben. Aber diese pflichtgetreue Auffassung ist eben in den vier Jahren verloren gegangen; was in Preußen-Deutschland nicht zu verwundern war! Vor kurzem lief die Nachricht durch unsre Presse: in einem Offizierskasino des besetzten linksrheinischen Gebiets habe ein amerikanischer Leutnant nach dem Genuß starken Weins in vorgerückter Stunde dem bedienenden deutschen Mädchen eine harmlose Liebkosung zuteil werden lassen; dafür sei er mit dem Verlust des Offiziersranges bestraft worden. Typisch — ich kenne die Verhältnisse in der nordamerikanischen Flotte ein wenig. Als die Vereinigten Staaten in den Krieg traten, verzichteten die Seeoffiziere auf ihre Messebeköstigung und teilten das Essen mit der Mannschaft. Bei uns hörte man nichts davon, und ein Leutnant, der im besetzten Gebiet einer Einheimischen eine Liebkosung — auch wenn sie nicht harmlos gewesen wäre — hätte zuteil werden lassen, wäre zum allermindesten stillschweigender Duldung sicher gewesen. Machen wir uns doch nichts vor. Während des Krieges galten Wein, Weib und Spiel mehr denn je. Ein Duckmäuser, wer da einen Vorwurf erhebt. Aber diese „Zerstreuungen", die dem jungen Menschen, zumal in solchen Zeiten, nachgesehen werden müssen, dürfen nicht Reservatrecht einer Klasse — des Offiziercorps — bleiben, wenn das Leben dieser Klasse infolge der Bordverhältnisse sich vor den Augen der gesamten Mannschaft abspielt, der Mannschaft, die fast durchgängig von dergleichen Vergnügungen ausgeschlossen ist. Das macht böses Blut, vermindert die Achtung und läßt den guten Geist ersterben.

In allen den Artikeln, darin Seeoffiziere sich bemühen, ihre Schuld abzuleugnen oder wenigstens zu bemänteln, findet sich immer wieder der Satz: „Es muß eingestanden werden, daß auf einzelnen Schiffen gesündigt worden ist." Rechten wir nicht darum, wie viele der Missetäter waren. Das Gleiche gilt von der Behandlung der Leute. Auch hier wird eingeräumt, daß sich „gewisse Mißstände" zuweilen eingestellt hätten. In einer kieler Zeitung vom dritten Februar 1919 liest man: „Es gibt kein Buch, das groß genug ist, alle die Klagen aufzunehmen, die

gegen die frühern Machthaber erhoben sind. Oft genug haben wir den Vorgang beobachtet, daß einer der wenigen Offiziere, die uns menschlich näher treten wollten, dieses mit einem a. D. zu verbinden hatten.“ Es sprechen hier seemännische Unteroffiziere aller Branchen, und sie sprechen die Wahrheit, denn in der Tat wurde es von den hohen Vorgesetzten nicht gern gesehen, wenn sich der Offizier seinen Leuten gegenüber als „Mensch“ erwies.

Der Admiral Kalau vom Hofe schrieb im Januar-Heft des ‚Türmer‘ von 1919: „Es ist leider Tatsache, daß zur Abwehr der im Laufe des Krieges in der Flotte angeschwollenen Unzufriedenheit zweckmäßige Maßnahmen nicht rechtzeitig ergriffen worden sind. Das Seeoffiziercorps in allen Dienstgraden ist offenbar außerstande gewesen, den wahren Grund der unerquicklichen Verhältnisse zu erkennen und durch geistige Arbeit und der tatsächlichen Entwicklung der Dinge Rechnung tragende Vorkehrungen entgegenzuwirken. Mit einer Vertrauensseligkeit sondergleichen haben die höhern Dienststellen, die durch die Erfahrungen des Juli 1917 hätten gewarnt sein sollen, die Dinge gehen lassen. Es ist doch unmöglich anzunehmen, daß keine Unregelmäßigkeiten vorgekommen sein sollen. Das Mißtrauen der Untergebenen in den guten Willen der Führer fraß wie eine Krebskrankheit an dem guten Geist der Flotte.“

Alle die Anklagen, die ich im November 1918, als die Zensur eben abgeschafft war, gegen die Seeoffiziere erhoben habe, sind mittlerweile aus ihren eigenen Reihen als berechtigt zugegeben worden. Betrachtet man das Ergebnis der Haltung des Seeoffiziers im Kriege, so läßt sich, auch wenn man das „verruchte“ alte System, das nun gottlob zusammengebrochen ist, großen Teils verantwortlich machen muß, schwer das Gefühl bitterer Enttäuschung unterdrücken. In der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung‘ schrieb Emil Ludwig am dreiundzwanzigsten Februar 1919 über die kieler Revolution: „Die Aufständigen fuhren längsseit der Kriegsschiffe und forderten, Waffen in den Händen, das Aufziehen der roten Flagge. Nirgends stellte sich ein Offizier mit der Waffe in den Weg, und da dann in ganz Deutschland unter all den Tausenden, die zweihundert Jahre lang die Vorrechte königstreuer Familien genossen, kein Dutzend Männer für den Königsgedanken gefallen ist . . . .“ Im Unglück die Treue zu wahren, ist schwerer, als im Glück ein Glas Sekt auf S. M. zu leeren!

(Fortsetzung folgt)

Preußische Professoren von Kaspar Hauser

Eigentlich solltet Ihr Pallas dienen.
Aber Pallas kippt aus den Pantinen
und flieht,
wenn sie solche Magister sieht.

Damals, Vierzehn, Kanonengebrumm.
Und sie fielen Alle, Alle um.
Es beteten zum Himmel die Theologen,
daß sich die Kanzelverzierungen bogen.
Es bewiesen klipp und klar die Juristen
die englisch-französisch-belgischen Listen.
Der Generalstab bringt sie auf den Trab:
Philosophen schwören das Fremdländische ab.
Und kraucht auch ein Deutscher noch so mau:
die Mediziner riefen: „Kv.!"
So schreitet jede Fakultät
den Weg, der zum preußischen Himmel geht.

Aber sie waren auch geistig am Werk.
Seis nun Berlin oder Königsberg,
sei es Breslau oder Halle —
dieses nämlich taten sie Alle: -

Sie verliehen den Doktor, den häufig bezahlten,
den silbern und golden und rötlich bemalten
Generalen —!
Und die brauchten nichts dafür zu bezahlen!
So wurde ohne alle Prämissen
der Doktor vor die Soldaten geschmissen.
Armes Diplom, schwarz-weiß umrändert,
armes Diplom! hast du dich verändert!

Und heute?
Heute, wie ehedem.
Reden ist ja so bequem.
Da ist Roethe, der maulfeste Rufer,
ein Thersites im Bart vom Panke-Ufer,
und jener Birnenbauch Wilhelm Kahl —
und Allen ist der Zusammenbruch egal.
Sie sehen nur die alten Fahnen,
die schlanken Leutnants von den Ulanen,
sie sehen die Prinzen und die Haubitzen,
sie sehen die preußischen Orden blitzen,
sie sehen die ganze schuldige Schicht —

Die neue Aera sehen sie nicht.

Deutschland, sind das deine geistigen Spitzen?
Sie haben einen Hintern zum Sitzen,
sie haben auch einen servilen Rücken,
um sich vor jeder Macht zu bücken —
Kopf hingegen ist nicht vorhanden.

Arme Jugend in deutschen Landen!
Diese hochgelahrten Nauken
sind gut genug zum Examenpauken.
Brauchst du aber klaren Wein —:
Komm, den kaufen wir anderswo ein!

Coriolan

Dieses römische Trauerspiel hat die Größe der Zeitlosigkeit und kann deshalb für und wider jede Zeit in Anspruch genommen werden. Nach der vorletzten Einstudierung des Schauspielhauses zog Paul Schlenther, nicht ohne Mühe, einen Vergleich zwischen Bismarck und Coriolan. Diesmal waren deutschnationale Kritiker drauf und dran, den Beinamen Coriolanus ihrem Cajus Marcius Ludendorff zu verleihen (dem es doch fern gelegen hatte, mit seinen schwedischen Gastfreunden auf Stralsund zu rücken); während sozialdemokratische Kritiker sich verpflichtet fühlten, das Tier mit den hundert Köpfen zu verteidigen, dessen plebejische Wankelmütigkeit der patrizische Held erreiche oder gar übertreffe. Diese wie jene vergaßen, daß der Dichter auf einer höhern Warte steht als auf der Zinne der Partei. Da reizt es Einen, der sonst gern das Kunstwerk in die europäische Gegenwart einordnet, einmal den nichts als aesthetischen Kritiker zu spielen. Worauf beruht die Lust, die er vor diesem Kunstwerk empfindet? Zu einem Teil auf der Klarheit des Aufbaus, der Reinheit der Linien, der Uebersichtlichkeit eines einzigen Motivs. Welch ein Ingenium, das zugleich die spezifisch moderne Gewissenstragödie Hamlets und dieses Schulbeispiel eines antiken Dramas ohne deus ex machina, aber auch ohne strafende und rächende Götter im Himmel dichtet! Coriolan vermißt sich freventlich, die niedrig geborenen Mitmenschen zu verachten, das Vaterland preiszugeben, die Natur zu überspringen — und erliegt derselben Natur, die ihm ein Sohnesherz in die erzene Männerbrust gesenkt hat. Bei dem Sohnesherzen hat Beethoven Shakespeares rauhen Krieger gefaßt — so, als ob der von Goethe wäre, als ob er dem Grafen Egmont ähnelte, mit dem er doch nur den Tod, nicht das Leben gemein hat. Dieses Leben hat stählernen Klang, einen Klang, der ins Blut geht, einen Klang, der gefährlich ist, weil er häßlichen Schlachtenlärm förmlich melodisch macht. Haben wir von heute es wirklich so herrlich weit gebracht? Haben wir Grund, auf eine Geschichtsperiode herabzublicken, da ein Krieg nicht eine Partei allein zwei Millionen Mann kostete, sondern durch Zweikampf zu entscheiden war? Ach, es hilft nichts, über die Aktualitäten eines dreihundert Jahre alten Theaterstücks weghören zu wollen: sie drängen sich auf. Und auf Schritt und Tritt erweist sich eben, daß Größe, die zeitlos ist, immer wieder ihre Zeit hat. Ibsen hätte seinen ‚Volksfeind‘ garnicht zu schreiben brauchen: Coriolan wird ausdrücklich so genannt und prangt noch heute in knirschendem Fleisch, wo Thomas Stockmann schon längst verwest ist. Hat die gesamte Dramatik zum zweiten Mal eine Mutter wie diese Volumnia? Mußte nicht mit organischer Notwendigkeit ihr grade dieser Sohn entsprießen? Ihr Frauen verdient, daß man euch Tempel baut. Aber nicht minder verdient das ein Dramatiker, der solche Frauen geschaffen und ihre Kinder befähigt hat, solche Worte zu sprechen.

Wenn in Berlin ein Tempel für Shakespeare erbaut ist, so befindet er sich jedenfalls nicht am Gendarmenmarkt. Ich habe nicht umsonst

ein paar Wochen gezögert, bis ich mich in diese Vorstellung wagte. Es stand fest, daß mir nach der alten Aufführung keine neue gefallen würde; und ich wollte der jungen Generation nicht Unrecht tun. Aber jetzt bin ich sicher: um die neue Aufführung zu mißbilligen, hätt' ich die alte niemals zu sehen brauchen. Die Aufgabe der Regie war zwiefach: aus dem Text, an dem sie zweifellos die Zeitgemäßheit gereizt hatte, unaufdringlich die Beziehungen zu dem Deutschland von 1919 herauszuarbeiten — und trotzdem nie vergessen zu lassen, welchen Ewigkeitswert er hat. Nun, statt des Textes gab es den üblichen Ritter- und Römerdramen-Radau, und für den zweiten Teil der Aufgabe fehlten die ragenden Persönlichkeiten. Untadelig waren nur der nörgelnde Volkstribun von Max Pohl und der behagliche Menenius von Arthur Kraußneck. Nicht unmöglich, daß Herr Theodor Becker den Stockmann träfe. Als Coriolan erschien er mir wie ein Blasebalg. Er keuchte, wo eingeborener Adel sich wie selbstverständlich entfalten soll, und belferte eintönig, wo es mit überlegener Ironie die Stimmen des süßen Pöbels zu fangen gilt. Er überzeugte in keinem Augenblick von seiner Berechtigung, sich so selbstherrlich über die Plebs zu erheben — und damit war das Experiment, einen Ersatz für Matkowsky einzuführen, gerichtet.

Oper von Siegmund Pisling

Das charlottenburger Opernhaus hat eine ausgezeichnete Aufführung an eine Sache gewandt, die die Aufführung nicht lohnte. Die Kritik wäre Herrn Direktor Hartmann außerordentlich dankbar, wenn er nach Neumanns ‚Herbststurm' endlich aufhörte, Stoff zu Betrachtungen über die deutsche Kapellmeisteroper zu liefern. Das Material ist diese Saison schon einmal durch den ‚Eisernen Heiland' des betriebsamen Oberleithner ergänzt worden und reicht vollkommen hin, um zu zeigen, daß man als Opernschreiber mit Schere und Leim Kasse machen kann, wenn nur das Ding den Leuten an die stumpfen Nerven rührt. ‚Herbststurm' ist die oesterreichische Kapellmeisteroper, wie sie im Buche steht. Wenn wir nach Kochs Professorenoper ‚Die Hügelmühle' sagten, daß der Komponist ein Meister in der Kunst sei, dramatische Musik von der Dürre einer englischen Governeß ohne Einfälle zu komponieren, so billigen wir Neumann Einfallslosigkeit mit etwas Busen zu, der sich in ein paar hübschen Lyrismen und gut gezeichneten Stimmungen verkörpert, wobei Neumann, in Orchestrierung und Singstimmen, von seinem oesterreichischen Kapellmeister-Ohr gefördert wird. Wir verhehlen indes nicht, daß dieses Lob dem Bedürfnis entspringt, ein grünes Hälmchen in der Wüstenei der Oper zu entdecken. Ihr Gesamtbild ist das einer rein kapellmeisterlichen Routine, die sich mit Blenderthematik und journalistischen Beziehungen zwischen Tongebärde und Affekt begnügt und die Methoden Wagners, Puccinis, d'Alberts so verwertet, daß mit Hilfe farb-

losen Melodisierens Zeugekraft vorgetäuscht wird. Neumanns „Potenz" verhält sich zur echten etwa so, wie ein aus Pappendeckel geformtes phallisches Symbol, über das man sich bei Weininger unterrichten kann, zum Original.

Das von Ida Steinschneider übersetzte Buch des kroatischen Erzählers Ivo Vojnovic enthält neben knalligen und ranzigen Situationen solche, die über Verismo und Kino-Sentimentalität ins rührend Menschliche streben, wobei man freilich zu Opfern des Intellekts bereit sein muß, ohne die es in der Oper, Bies „unmöglichem Kunstwerk", nun einmal nicht abgeht. Es ist gut gesehen, daß sich im Herzen der alten Dalmatinerin Jele Herbststürme erheben, als sie sich unvermutet dem südamerikanischen Agenten Niko gegenübersieht, der sie vor vielen Jahren mit einem Kinde unter dem Herzen sitzen gelassen. Aus dem Kinde ist der heißblütige Ivo geworden. Ivo tritt in fürchterliche Gegnerschaft zu Niko, weil beide dasselbe Mädchen (Anica) begehren. Um den schäumenden Ivo vom Morde an Niko abzuhalten, erzählt ihm Jele, daß er der Sohn Nikos ist. Ivo: „Warum hast du mir all die Schmach entdeckt?" Jele: „Du wolltest einen Menschen töten." Ivo (hart): „Und du hast mich getötet . . . mich!" Das wäre ein guter Aktschluß gewesen. Grund genug, ihn zu vermeiden und alle blechernen Schrecken der Regie zur Schilderung des Aequinoktialsturms loszulassen, um dann schnell Jeles Preghiera hinzukleistern, worauf die Gardine über einer Gemütsszene zwischen Mutter und Sohn fällt, die mit ganz schlechtem Fett zubereitet ist.

Die Aufführung, wir sagten es, machte dem Hause an der Bismarck-Straße Ehre und wies verheißungsvoll in eine Zukunft, wo sich diese Opernbühne der Zipfelmütze ganz entledigt haben wird. Niko, den Bösewicht im Tenorschlüssel, gab der sehr entwicklungsfähige Hansen mit prächtiger Eindringlichkeit. Seine Maske, halb Glücksritter, halb Zuhälter, prägte sich ein, sein gellendes Tanzgelächter haftete im Ohre. Als Anica frühlingte die Stolzenberg durch den Abend. Eine verwendbarere, musikalischere Sopranistin ist undenkbar. Die große Karriere liegt für die Stolzenberg bereit, sie braucht sie bloß einzuschlagen. Lehmanns Seekapitän hatte Haltung. Julius vom Scheidt machte die an sich unausstehliche Figur eines liedertafelnden Hausierers erträglicher. Gentner zeigte als Ivo, daß er seinen frischen Tenor aus der Muskelpresse befreit. Die Höhe rundet sich. Die Jele verklärte Martha Leffler-Burckard, die neue Hochdramatische des Deutschen Opernhauses, mit überlegener Kunst. Trotz der angeherbstelten Stimme war sie außerordentlich in der Durchfühlung der musikalischen Phrase. Das Herz hat keine Runzeln. Als sie, die Arme mit großer Gebärde nach dem Meere ausstreckend, Sohn und Welt zum letzten Mal grüßte, leuchtete der Kitsch wie Gold. Der geborene Opernmensch

Krasselt hielt die musikalischen Zügel, eine freigebige Hand bot farbenfrohe Bühnenbilder feil, aber ohne die Leffler-Burckard wäre uns das Produkt der Herren Neumann & Co. so gleichgültig wie der Schnee vom vergangenen Jahre.

*

Der edeln Wallung Straußens, ‚Don Juan' endlich, endlich wieder aus den Archiven zu ziehen, verdankt man einen mit Spannung durchlebten Abend am berliner Opernhause. Die Erwartung galt Strauß, weil die Besetzung, im Augenblick wo sie feststand, wenig interessierte. Die Ankündigung, daß an der Stätte, wo einst d'Andrade und Forsell geglänzt, Armster und Bronsgeest unter dem Stabe des Meisters die Titelrolle singen würden, wirkte wie ein Witz. Warum sang nicht der faszinierende Schwarz sein „Andiam, andiam!" Zerlinen ins Ohr? Das Notengestöber der Champagner-Arie, munkelte man, wäre nicht seine Sache. Vielleicht ists die ganze Partie nicht, die sich bloß den Noten nach erlernen läßt und dem Sänger mit ihrer halb dämonischen, halb buffonesken Sinnlichkeit im Blute liegen muß, daß er sie bloß aus sich herauszuholen braucht. Bohnen läßt sich als Don Juan kaum vorstellen. Die Kantilene hätte bei dem prächtigen Ziselierer, der mehr aus dem Geiste der Rede als aus dem des Gesanges heraus schafft, gefroren, schon weil ihm das Mozart-Legato fehlt. Schlusnus kam nicht in Betracht. Aber Strauß wollte die Aufführung, und so ließ man den Don Juan am ersten Abend von Herrn Armster singen. Es trat ein, was man befürchtet hatte: die Figur geriet ins Subalterne. Armsters edelfarbiger, flüssiger Bariton und seine gepflegten Singmanieren, die Intelligenz, womit er im Spiele Plattheiten aus dem Wege ging, machte den Mangel an Persönlichkeit nicht wett, sondern doppelt fühlbar, weil ein Grenzfall anpassungsfähiger Utilität vorlag, jenseits dessen die wahre Kunst eben erst anfängt. Die Granfelt gab vor, Elvira zu sein. So wenig wir der Grille des scharfsinnigen, aber doktrinären Lert beipflichten, die Partie mit der stärksten dramatischen Darstellerin des Ensembles zu besetzen — man lese die Begründung in Lerts neuem Mozartbuche nach —, so energisch verwahren wir uns gegen eine Fehlbesetzung, die aus Elvira eine Puppe mit Sopran-Mechanismus machte. Da die Pietät gegen Mozart schwerer wiegt als die gegen einen Sänger, und sei er auch ein so großer wie Knüpfer, so verschweigen wir nicht, daß der berühmte Bassist als Komtur detonierte und den Ton machtvoll, aber stumpf ausschickte. Hutt vermännlichte den Don Ottavio, dem Levis Textbearbeitung zustatten kommt, sehr sympathisch, sicherte ihm deutsches Gemüt ohne Zerflossenheit und fand sich mit den Koloraturen der B-dur-Arie als frumber deutscher Tenorist ab. Wenn Stocks Leporello Humor hatte, dann hat

ein Stock Saft und der Pythagoräische Lehrsatz den Reiz einer grünen Wiese. Herr Stock verzeiht, wenn wir für ihn das Verlegenheitslob der Tüchtigkeit und Verdienstlichkeit hervorsuchen und ihn bitten, Habichs Masetto daran teilnehmen zu lassen. Die goldreife Kunst der Artôt versöhnte mit der fast überreifen Weiblichkeit Zerlinens. Das war echter Mozart und — man darf es leise sagen — allerbestes Hoftheater. Die Kemp war neben Richard Strauß das Merkziel der Betrachter. Man konnte ihr sagen, daß sie schon wegen der stimmlichen Zurückhaltung, die sie sich freiwillig oder unfreiwillig auferlegte, keine echte Donna Anna war, und daß ein Sopran, dessen hohe Quint sich im Piano von der Brust loslöst und als besonderes Stockwerk über der Mittellage sitzt, den Anforderungen schönen Gesanges nicht gewachsen ist; aber man hätte ihr die Hände küssen mögen für die wunderbar intelligente und seelenvolle Behandlung von Phrase, Figur und Melisma. Rührend, wie sie an einer sterblichen Stelle der Partitur, im F-dur-Rondo, die Koloraturen zu verlebendigen sucht. Diese ungewöhnliche Frau steckt voll Musik, und weil sie sich mit ihrer vibrierenden Persönlichkeit ganz hingibt, gibt sich auch der Zuhörer. Die Kemp war keine Donna Anna. Sie war ein Erlebnis.

Die Dekorationen sind teils alt und für die überwundene Illusionsbühne entworfen, teils in einem betont malerischen Stil gehalten, teils, wie der Ballsaal, dem modernen, auf Stilisierung gerichteten Geschmack mit Glück angepaßt. Warum hatte man das Reiterstandbild des Komturs so hoch postiert? Es wirkte ernüchternd, den Statisten hoch oben agieren zu sehen, während Knüpfers Stimme unten aus der Kulisse drang. Vor eine schwierigste Aufgabe gestellt, bewies Regisseur Bachmann gedeihliche Umsicht. Das Problem der Inszenierung des ‚Don Juan‘ ist bloß in Büchern gelöst worden. Es gibt als Seitenstück zur Uebersetzungsfrage eine ganze Literatur darüber, und der Vorschläge, wie man das Zusammentreffen der wunderbaren Figuren, die nun einmal Terzette, Quartette und Sextette singen müssen, in Einklang mit dem gesunden Menschenverstand bringt, sind Legion. Strauß übertraf alle Erwartungen. Er nahm die Ouvertüre zu schnell, allein die Befürchtung, daß sein Naturell, das ihm unaufhörlich „Vorwärts, vorwärts!“ zuzurufen scheint, Mozarts Pathos schmälern würde, erfüllte sich nicht. Welch herrliche Zeitmaße! Wenn das Andante das schwerste Tempo ist, so ist Strauß der Meister des Andante. Kein Musiker vergißt die göttliche Beschwingtheit, mit der Strauß das Andante grazioso in Ottavios B-dur-Arie intonierte. Wie sprühend geistreich die Begleitung der Secco-Rezitative! Ein strahlender ‚Don Juan‘, wenn man nach dem Dirigentenpulte hinhörte, der zwingendste, den wir erlebt, und beglückender als der des genialen Mahler, weil er ohne nervöse Plötzlichkeiten war.

Rundschau

Der Herr des Untertanen

Die Weltgeschichte hat heute ein so ungeheures Tempo, daß jeder Dichter, der sich mit ihr einzulassen wagt, stofflich rettungslos überholt werden muß. So schnell kann keine Druckmaschine! Und zwar wächst die Aktualität sozusagen nach allen Dimensionen. In dieser Aera der Enthüllungen wird auch das lange Zurückliegende immer wieder neu.

Da hat Heinrich Mann bekanntlich einen Roman geschrieben, dessen pikantester Reiz es ist, den überaus repräsentativen Beherrscher des kaiserlichen Deutschland lediglich durch Spiegelung dargestellt zu sehen. Nur einmal, an entscheidender Stelle, betritt der Herr des Untertanen selbst die Szene: am Schluß des ersten Kapitels reitet der Kaiser — es ist während der Februarkrawalle von 1892 — mitten durch die Streikenden die Linden entlang, und so großartig ist der Eindruck dieses gewaffnet blinkenden Reiters auf den Studenten der Chemie Herrn Heßling, daß er sich vor Begeisterung in eine Pfütze setzt!

Eine ausgezeichnete Komposition. Aber soeben erfahren wir von diesem kaiserlichen Ausritt historische Einzelheiten so unwahrscheinlich pointierter Art, daß Heinrich Mann mit seiner schüchternen Karikatur vor Neid wird erblassen müssen. Und zwar aus allerunverdächtigster Quelle.

Es erscheint nämlich seit ein paar Wochen in Berlin eine Zeitschrift, die sich ‚Die Tradition' nennt, und die mit bemerkenswerter Ehrlichkeit erklärt, für „aristokratische Politik und preußische Staatsauffassung" eintreten zu wollen. Und darin schreiben auch im denkbar offensten und energischsten Ton Männer wie der General von Stein, der Graf Westarp, Professor Schiemann — lauter Leute, die mich viel sympathischer dünken als etwa der Demokrat Cassel, der republikanische Beschützer der Kaiserbilder. Im zweiten Heft dieser Zeitschrift nun unternimmt es der General von Dickhut-Harrach „seinen allezeit gnädigen und gütigen Herrn" gegen den Grafen Hoensbroech zu verteidigen, der in einer bekannten Schrift den Kaiser, unter anderm, auch der Feigheit zeiht und sich dabei auf die Anekdote bezieht, daß bei jenem Februarkrawall nur das dringendste Zureden der Umgebung den Kaiser habe zum Ausreiten bewegen können. Und nun erzählt der General aus sicherlich zuverlässiger Quelle, wie sich die Dinge zugetragen haben. Und indem dieser Militär den Kriegsherrn gegen den Vorwurf der Feigheit, den einzigen von seinem Standpunkt aus belangvollen, in Schutz nimmt, berichtet er Dinge, so grotesk und schauerlich, wie man sie dem Satiriker schwerlich glauben würde.

Danach also beschloß der verantwortliche Herr des Sechzig-Millionen-Volkes, als sich die Streikenden unter den Linden drängten, nun erst recht den üblichen Ausritt zu machen. Er befahl aber ganz unüblicher Weise, daß auf seinem Sattel Pistolenhalfter mit geladenen Pistolen aufgelegt werden sollten. Seine Umgebung ist auch fest überzeugt, daß er bei der ersten ihm verdächtig erscheinenden Bewegung losknallen wird, aber niemand kann gegen den kaiserlichen Willen an. Eine Katastrophe von unabsehbaren Folgen ist in Sicht. Darauf beschließen die beiden diensttuenden Flügeladjutanten (es waren die Herren von Kessel und von Moltke)

das Deutsche Reich auf folgende Weise zu retten: Kessel muß eine seiner brillanten Anekdoten erzählen, deren Pointe grade wenn der Kaiser das Schloßtor durchreitet platzen muß. Auf diese Weise wird sich für das Publikum beim ersten Anblick „das steinerne Kaisergesicht" erhellen, und eine harmlosere Stimmung wird die gefahrdrohende Spannung zwischen Herrscher und Untertanen ausgleichen. Dies staatspolitische Skatklubexperiment gelingt in der Tat, und Deutschland ist gerettet!

Der Schicksalslenker eines Weltreiches, den in kritischer Stunde ausschließlich die Schneidigkeitsmoral eines minder begabten Corpsstudenten leitet, und Berater dieses Herrschers, die eine unabsehbare Katastrophe von seinem Entschluß befürchten, aber weder den Mut noch die Kraft haben, wirklich einzuschreiten, und das Aeußerste schließlich durch ein psychologisches Lakaienkunststück unsicherster Art verhüten! Und da gibt es immer noch Leute, die nicht begreifen, daß ein so geleitetes Reich zusammenbrechen mußte! In der selben Nummer der ‚Tradition' nennt der Leitartikel die „Lüge" die eigentliche Grundlage der Revolution. Aber diese Geschichte, die ein persönlich durchaus sympathischer General in rührend respektvollem Ton von seinem Allerhöchsten Kriegsherrn erzählt, ist doch wohl wahr. Und sie und ein paar Millionen ihresgleichen bilden die überaus wahrhafte Grundlage der Revolution!

Julius Bab

Den alten Göttern zu

Kein Futuristenwirrwarr, keine Zickzacklinien, wesensfremd dem Bild, das sie umspringen. Ein Nachgehen auf verschlungenen Wegen, still und leidvoll, wie hinter einem eigenen schmerzlichen Bekenntnis. Das Verhältnis Hans von Hülsens zu dem Stoff seines Platen-Romans (erschienen bei Morawe & Scheffelt in Berlin) trägt alle Merkmale einer andächtigen Liebe. Acht Jahre lang hat er um ihn geworben; hat seinem innern Schauen die Werkstatt aufgeschlossen, in der die Schöpfung an dem Werden eines poetischen Ingeniums baut. Graf August Platen von Hallermund zerbrach den Rahmen, in den Geburt ihn stellte. Ein „Nein" dem Offizierberuf, der Wissenschaft, der Laufbahn des Beamten. Zwiefach verurteilt: Dichter zu sein und der Natur entgegen zu empfinden. Den Schwingungen dieses dunklen Zwieklangs bis in das kaum mehr wahrnehmbare Beben nachzuhorchen, Türen aufzubrechen, die zu letzten Geheimnissen der Psyche führen: das ist Ziel und Wert und Reiz des Werkes von Hülsen. Stille Frankenstädte, in Hügelgrün gebettet (gleich altmeisterlichen Holzschnitten treten sie aus Hülsens Worten); fröhliches Studententreiben des vorigen Jahrhunderts; der Kreis der Geistigen, Schelling an der Spitze (von Goethes Strahlen fällt aus der Ferne nur ein leiser Glanz); Sonne, Mond, Gestirne, Elemente, die ganze Umwelt: das alles ist für Hülsen nichts als die Kulisse, um die Tragödie Platens gerundet, das Ufer, an das Platens Fühlen in aufgewühlter Brandung schlägt. Zuweilen fließt dem Dichter Natur und Mensch zu verzückter Stimmung ineinander. Dann füllt sich Hülsens Prosa-Rede mit Poesie und Farbigkeit. Ein Bild von vielen: in grüner Talsohle ein klarer Bach. Aus dem Wasser leuchtet eines nackten Jünglings schlanke weißschimmernde Gestalt. Für Platens Sehnsucht — er hat sich auf den Wiesenrand gestreckt — wandelt Franken sich in Griechenland, die brave Wissent in den hellenischen Ilissos. Den alten Göttern pocht

sein Herzschlag zu. Im schönen Freund sieht er den Götterliebling Hyakinthos, um dessen Besitz Apollo stritten und Zephyros. Anbeten möchte er und muß begehren. Stets verdammt, auf der Gottsuche dem Dämon zu begegnen, bei jedem Flug ins Ideale von dem Bleigewicht des Allzumenschlichen beschwert. Und doch begnadet in seligen Augenblicken, wenn Inhalt und Form in seinen Schmerzen sich begatten und in einer Dichtung die Vollkommenheit zeugen. Zu spät geboren und zu früh. Erbe der Antike, wesensfremd der eigenen Epoche, Prophet der esoterischen neuzeitlichen Kunstgemeinde, deren Mitglieder ihre Glut und ihre Qualen verschleiern und versteinen, die geschaffenen Gebilde behämmern und meißeln, bis sie vollendet dastehen, formvollendet, marmorkalt. Und nichts verraten von den gelebten Leidenschaften, über denen sich das Grabdenkmal der Verse wölbt.

Auguste Hauschner

Variété

An dieser Stelle sollen fortan, wenn sichs lohnt, also wahrscheinlich in nicht zu kleinen Zwischenräumen, die zwei, drei berliner Variétés von einigem Niveau besprochen werden — zu Nutz und Frommen aller Derer, die gleich uns glauben, daß ein tüchtiger Jongleur ein größerer Künstler ist als ein schlechter Schwankdichter.

Das Variété wird in Deutschland maßlos unterschätzt. Philosophische Excentrics und dressierte Affen, Kunstpfeifer und witzige Zauberkünstler: das wird alles mit derselben überheblichen Geste in einen Topf geworfen, und die Tageszeitungen widmen diesem ganzen Treiben kaum eine Zeile, und nur, wenn viel Platz ist, einmal einen Waschzettel, der alles ohne Unterschied lobt. Wir glauben, daß vollendete Technik und ein Geist, der die Technik fast vergessen macht, immer zu loben sind, und wollen demgemäß verfahren.

Im Wintergarten, um rasch nachzuholen, ging es im April noch recht mäßig zu. Nun darf man ja allerdings die Schwierigkeiten nicht unterschätzen, mit denen diese Institute jetzt kämpfen: die Ausländer, und besonders die Engländer und Amerikaner, sind nun einmal fürs Variété garnicht zu entbehren, und Gott behüte uns vor einem falsch verstandenen Nationalstolz auf diesen Brettern.

Wirkliche „Nummern“ hatte das Aprilprogramm nur zwei: einen ausgezeichneten Zauberer Ernst Thorn; der Mann hält in der Hand einen kleinen Drahtkäfig mit einem Kanarienvogel, hebt ihn über den Kopf, macht: „Hau!“, und weg ist er. Er wiederholte das Kunststück mitten im Parkett, und Vogel und Käfig wurden nicht mehr gesehen. Tato und May erinnern an die großen englischen Excentrics, die sie zum Vorbild haben: ein langer, verzeichneter Mann jongliert ganz für sich mit weißen Bällchen, nimmt auch wohl einen davon in den Mund, singt sich ein kleines Lied und ist sehr glücklich.

Der Rest ist Schweigen. Daß unsre Coupletsänger sich nicht trauen, wirklich einmal politische Kampfcouplets zu singen, wissen wir seit langem und gaben die Schuld, wir Naiven!, dem Alexanderplatz. Die Zensur sitzt aber nicht nur da, sondern vor allem im Parkett, und die ist unerbittlich. Doppelt peinlich wirkt heute diese üble Sucht des deutschen Spießers, seine Ruhe über alles zu stellen und Den erbarmungslos auszupfeifen, der es wagt, andrer Meinung zu sein. Wenn die Lieder einmal nicht farblos albern sind, dann sind sie be-

stimmt nationalistisch. Gott segne dieses Volk!

Was vor allem vom Variété gefordert werden muß, ist: es halte Dinge von sich fern, die anderswo hingehören. Ich will im Variété keine Kunsttänze sehen, ich habe so genug von diesen nachgemachten Nijinskys mit den aufgerissenen Nasenlöchern und diesem ganzen Gespreize und Getue. Ich will im Variété überhaupt keinen schwachen Abklatsch andrer Künste sehen: das Variété sei nur Variété und weiter nichts. Ists das gut, so ist das Kunst und aesthetische Freude genug.

Peter Panter

Antworten

Berliner Lokalanzeiger. Charaktervoll gratulierst du deinen verschollenen Gönnern wie folgt: „Der frühere Kronprinz feiert heute auf der Insel Wieringen seinen achtunddreißigsten Geburtstag. Die Kronprinzessin Cecilie hat ihre Absicht, diesen Tag an der Seite ihres Gatten zu verbringen, aufgeben müssen, und wird er ihn fern von der Heimat und seiner Familie in selbstgewählter Einsamkeit allein begehen. Das herbe Geschick, das mit unserm geliebten Vaterland auch unser früheres Herrscherhaus betroffen hat, findet so auch äußerlich seinen tragischen Ausdruck, dem sich kein mitleidfühlender Mensch wird entziehen können. Selbst Diejenigen nicht, die allzu rasch mit Anklagen gegen den Kronprinzen bei der Hand waren. Denn grade sie sollten sich des Schopenhauerschen Satzes erinnern, daß selbstverschuldetes Unglück das größte ist und am schwersten ertragen wird. Wir aber wollen dieses Tages mit dem aus tiefsten Herzen kommenden Wunsche gedenken, daß es dem Kronprinzen bald vergönnt sein möge, mit seiner Familie in seinem deutschen Vaterland vereint zu sein." Wie plakatierst du? „Das Blatt des freien Staatsbürgers!" Abonniert er dich: er müßte eingesperrt werden.

Heinz S. in Rostock. Sie fragen: „Warum geben unsre besten Unabhängigen: Bernstein und Kautsky, ja selbst Friedrich Adler und Gustav Landauer ihre Werke, die doch in erster Linie Proletariern zugute kommen sollten, dem kapitalistischen Verlag Paul Cassirer und nehmen damit den Unbemittelten ein kleines Vermögen ab?" Ich weiß das auch nicht. Wahrscheinlich werden diese Männer sagen, daß dem Kapitalismus nur mit dem Kapitalismus beizukommen ist, und daß der Verlag der Arbeiterzeitung ihrer Stadt für die Verbreitung dieser verbreitungswürdigen Schriften nicht so viel leiste wie Paul Cassirer. Und doch scheint mir das nicht richtig. Sozialismus soll im eignen Hause beginnen.

Große Zeit. Ja, meine Liebe, du kämest wohl gerne wieder, nicht wahr? Ich kann dir das kaum verdenken. Es war auch zu köstlich, damals, als unter deinen Sternen vom Oberkommando in den Marken durch W. T. B. an die geknebelten Presseleute Erlasse wie diese ergingen: „Es wird abermals darauf hingewiesen, daß in der Presse die Forderung der Abdankung des Kaisers oder der Dynastie Hohenzollern unter keiner Bedingung zum Ausdruck kommen darf." Und das noch am neunundzwanzigsten Oktober des Heilsjahres Neunzehnhundertundachtzehn! Und tags zuvor endlich wird, man ermesse, die Erörterung der Friedensfragen freigegeben. Verboten aber bleibt: „1. Die Förderung eines Friedens um jeden Preis, eines Friedens, in dem die Abtrennung von Gebietsteilen des Deutschen Reiches und seiner Ver-

bündeten oder die Auslieferung eines Teiles der Wehrmacht gefordert wird; 2. Jede Forderung, die geeignet ist, das Verhältnis zu unsern Verbündeten zu stören." Man ermesse: am achtundzwanzigsten Oktober Neunzehnhundertundachtzehn glaubte Jemand, der zum Oberbefehlshaber über Männer wie etwa Hellmut v. Gerlach gesetzt war, daß für deutsche Publizisten überhaupt noch die Möglichkeit bestünde, das Verhältnis zu unsern Verbündeten zu stören! Also bis zum letzten Augenblick haben deine Vertreter und Verkünder, große Zeit, entweder geschlafen, fest und treu wie die Wacht am Rhein, oder gelogen, daß sich die Balken bogen. Und immer mal wieder, nachdem ich die Tür meines überquellenden eignen Archivs zugeschlagen habe, greif' ich ins Nebenfach zu dem unerschöpflich lehrreichen Buch von Kurt Mühsam: ‚Wie wir belogen wurden'. Deine gottgewollten Obrigkeiten, o große Zeit (die heute übrigens unangefochten — denn sie haben ja nur ihre Pflicht getan, nicht wahr? — hinter ihren beneidenswerten Buttertöpfen sitzen), die wußten den Deutschen garnicht genug von den Lügen zu erzählen, welche die fremden Regierungen nötig hätten, um ihre Schlachtopfer, ihr Kanonenfutter gefügig zu halten. Gewiß ist drüben nicht minder gelogen worden als hüben — aber wärs nicht hübsch, wenn Jeder zunächst einmal vor der eignen Tür kehrte? Wärs nicht viel ersprießlicher, wenn jedes Volk seine eigne Schwelle rein wahrte und weniger mit den Fehlern seiner Nachbarn hermachte als mit seiner eignen moralischen Sauberkeit? Versuchen wirs einmal. Bei solcher neuen „Mentalität", wie man jetzt sagt, wird es dich, große Zeit, zwar nicht mehr geben. Aber deine kleine Nachfolgerin wird uns bekömmlicher sein.

Hans H. Haben Sie Dank für die Uebersendung des schönen bunten Kartons, den die Allgemeine Fleischerzeitung im Jahre 1917 herausgegeben hat. Da sind neben den erhabenen Insignien unsres militärischen Ruhmes die wahrheitsgetreuen Porträte von Rittern des Eisernen Kreuzes erster Klasse zu sehen, und darunter steht die Strophe: „Das Kreuz, vom Kaiser euch verliehen, für große Tat in großer Zeit, ehrt unser herrliches Gewerbe und sichert euch Unsterblichkeit." Fürwahr, ein herrlich Fleischerhandwerk ist der Krieg! Das dämmert wenigstens bei diesem Frieden manchem Deutschen. Aber jammervoller Weise wird grade nach diesem Frieden das Handwerk in absehbarer Zeit wieder ausgeübt werden.

F. G. Es gehört zu den reizvollsten Eigenschaften der Presse, über deren Wesen Sie in Ihren Briefen so oft mit mir hadern, weil ich es Unwesen nenne: daß sie mühelos immer wieder ihre eignen Rekorde schlägt. Ich fands, um in ihrem Jargon zu sprechen, gipfelhaft, daß der ‚Vorwärts' von heute auf morgen vergnügt seine Meinung wechselt, ohne sich damit etwa für übermorgen festzulegen. Aber wie tief ist der Schatten, in welchen den ‚Vorwärts' die Berliner Morgenpost stellt! Die wartet nicht erst bis morgen. Die ist schon heute nicht mehr ihrer Meinung. Am vierzehnten Mai, zum Beispiel, sagt sie auf ihrer zweiten Seite: „Auch die französischen Arbeiter sind glücklicherweise andern Sinnes (als die deutschen Unabhängigen). Ihr wachsender Kampf gegen die Ungeheuerlichkeiten des versailler Entwurfs ist der beste Beweis dafür." Und auf der ersten Seite sagt sie: „Die sozialistische ‚Heure' ist überzeugt, daß Deutschland unterschreiben werde, und der ‚Populaire' gibt zu, daß die Aktion der Internationale gegen den Friedensvertrag schon innerhalb der Partei auf Schwierigkeiten zu stoßen beginne. Es ist also offenbar, daß die doch auch parlamentarisch

machtlose Gruppe der französischen Sozialisten nicht daran denkt, einen Weg des Handelns zu beschreiten, um diesen Frieden zu verhindern." Ein andres Mitglied dieses folgerichtigen Zeitungskonzerns schildert eine pariser Kokotte, die täglich in Versailles an den deutschen Journalisten vorüberfahre und — „die Grimassen des Erbrechens" mache. Wahrscheinlich kann das arme Weib deutsch und liest Herrn Edgar von Schmock-Pauli.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Annahme für Vorwetten

Rennen zu

Berlin-Grunewald: 25. Mai
(Rennen des Union-Club)
Dresden: 25. Mai
Leipzig: 24. 29. Mai
Horst-Emscher: 29. Mai

Trabrennen zu

München-Daglfing: 25. 29. Mai
Berlin-Westend: 26. 29. Mai

Annahme von Vorwetten für Berlin **bei persönlich** erteilten Aufträgen bis **3 Stunden** vor dem ersten programmäßig angesetzten Rennen, für auswärtige Plätze nur am Tage vor den Rennen bis 7 Uhr abends:

Schadowstraße 8, parterre
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9, Eing. Innsbrucker Str. 58
Oranienburger Straße 48-49
(an der Friedrichstraße)
Schiffbauerdamm 19
(Kommission für Trabrennen)

und an den Theaterkassen der Firma **A. Wertheim**

Leipziger Str. 132 (nur wochentags geöffnet)	**Tauentzienstr. 12a**
Nollendorfplatz 7	**Rathenower Str. 3**
Planufer 24	**Königstraße 31/32.**

Für **briefliche** und **telegraphische** Aufträge Annahme bis **3 Stunden** vor Beginn des ersten programmäßig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Die geächtete Vernunft von Heinrich Ströbel

Scheidemann und seine Leute haben in diesen Tagen einen Dreifrontenangriff auszuhalten. Den Entente-Angriff der Friedensbedingungen, dessen sie sich durch tausend Bluffs und Listen zu erwehren suchen; die Attacke des deutschen Nationalismus, der mit kräftigen Stoßtrupps bereits tief in die Stellungen des Mehrheitssozialismus eingedrungen ist; und die des grauhaarigen Heißsporns Ledebour, der vor den Geschworenen als des Hochverrats Beschuldigter gegen die Scheidemänner die grimmige Anklage des revolutionären Hochverrates schleudert. Die Lage der mehrheitssozialistischen Revolutionsgewinnler auf den Ministersesseln könnte bei so vielen und so erbitterten Gegnern verzweifelt erscheinen. Sie selbst sind trotzdem leidlich gefaßten Mutes, und wir fürchten: sie haben nur zu guten Grund dazu. Ihre Gegner sind so hitzig und stürmen so blindlings vor, daß sie ihnen nur geschickt auszuweichen brauchen, um sie untereinander ins schönste Handgemenge zu verwickeln. Die Hiebe, die Herrn Philipp Scheidemann und seinen Getreuen zugedacht waren, kriegen dann, über Kreuz, die verschiedenen Widersacher. Unsre famose Kompromiß-Regierung aber, die kompromittierteste, die je die Langmut eines Volkes, das Kopfschütteln einer Welt herausgefordert, lebt munter weiter von den Torheiten ihrer Gegner . . .

Daß Ledebour seit vier Monaten in Haft sitzt, unter dem lebensgefährlichen Schutz der Noske-Gardisten, daß er sich wegen Hochverrats zu verantworten hat, weil er die rechtssozialistische Revolutionsregierung durch eine linkssozialistische zu ersetzen suchte, ist schon an sich eine tolle Sache. Leute wie Ebert und Scheidemann hätten schon aus gutem Geschmack dergleichen Prozesse verhindern sollen. Saßen denn nicht sie selbst im Januar von Gnaden der Revolution in der Reichskanzlei? Und selbst heute: könnten Fritze Ebert und Philipp Scheidemann im Stile und Rededrang Wilhelms unausgesetzt das deutsche Volk haranguieren, wenn sie nicht eine Nationalversammlung zu verantworten hätten, die ohne den Hochverrat des neunten November nicht existierte? Und sind nicht die kleinen Enthüllungen Ledebours über Fritzes und Philipps Anteil an diesen hochverräterischen Aktionen allerliebst? Gewiß: daran, daß die Revolution kam, waren sie unschuldig wie neugeborene Kinder. (Sofern man nicht die Kriegsverlängerung bis zur Niederlage als das eigentliche Verdienst um die Revolution betrachtet!) Aber als die Revolution da war, waren auch Ebert und Scheidemann schleunigst mitten mang. Schon am frühen Morgen boten sie, die Mitglieder der zu stürzenden alten Regierung, Ledebour und Dittmann die Teilhaberschaft an der neuen, revolutionären Re-

gierung an. Und mittags um zwei Uhr proklamierte Herr Scheidemann feierlich die Republik, die freilich schon zwei Stunden früher von Ledebour und Liebknecht ausgerufen worden war. Und eine Regierung, die so überwältigend das Legitimitätsprinzip verkörpert, erhebt die Anklage wegen Hochverrats gegen einen Mann, den man gern zum Komplizen gehabt hätte!

Ledebour versieht die Pfeile, die er gegen die rechtssozialistischen Revolutionsgewinnler schnellt, mit spitzigen Widerhaken, und er tränkt ihre Spitzen reichlich mit seinem ätzenden Sarkasmus. Und tapfer und unerschrocken steht er seinen Mann, der siebzigjährige Sprudelkopf, dessen Empörung über die „Schieber" der Revolution so echt ist, wie die eines ehrlichen Mannes nur sein kann, der sieht, wie er und der Sozialismus das Opfer einer unerhörten Prellerei geworden sind. Und dennoch: Ledebours Rede und der Eindruck des ganzen Prozesses werden politisch verpuffen, weil sich mit der Ehrlichkeit und der heroischen Leidenschaft Ledebours nicht auch politische Einsicht paart. Ledebour verkannte das Wesen und die Triebkräfte der Revolution damals, wie er sie noch heute verkennt. Er hielt den Zusammenbruch des alten Systems für das Ergebnis revolutionärer Erkenntnis und Tatkraft, während er nur momentaner Erschöpfung und Ratlosigkeit geschuldet war. Er gab sich über die Zahl und die revolutionäre Energie seiner Anhänger verhängnisvollster Täuschung hin. Und wenn er heute die Scheidemann-Regierung durch die Wucht seiner Anklagen zerschmettern zu können wähnt, so täuscht er sich wiederum. Denn wenn inzwischen auch die Zahl der Gefühlsradikalen beträchtlich gewachsen ist, wenn auch die Linkssozialisten starken Zulauf erhielten aus den Reihen der Mehrheitler, so hat erst recht die Reaktion ihre Position ungeheuer verstärkt, hat sie sich ihre gewaltige militärische Organisation geschaffen, und die Scheidemänner können in der Deckung der Maschinengewehre heute mehr denn je aller revolutionären Lufterschütterungen lachen.

*

Nicht nur der Fünfstundenrede Ledebours lachen, sondern auch der Demonstrationsreden, die im Lustgarten und vor dem Schloß gehalten wurden. Sicherlich war diese Demonstration gewaltig, sicherlich bewies sie, was freilich ohnehin nicht mehr zweifelhaft war: daß die starke Mehrheit der berliner Arbeiterschaft von Scheidemann und seinem Anhang nichts mehr wissen will. Aber das ficht diese Regierung und ihren Beschützer Noske nicht weiter an. Sie wollen sich ja nicht auf die Mehrheit der Arbeiterklasse stützen, sondern auf die Mehrheit der Gesamtbevölkerung. Und die haben sie ja noch immer hinter sich, vor allem aber die 400 000 Mann der Freiwilligen-Corps. Mit denen kann man selbst einer rebellierenden Großstadt oder Provinz die Spitze bieten, was man in Berlin, München, Leipzig,

dem Ruhr-Revier hinlänglich gezeigt hat. Bedenklich erst stünde es um das gegenwärtige Regiment, wenn es nicht mehr eine so große Truppe zur Verfügung hätte.

Nun könnten Optimisten glauben, daß eben deshalb der Radikalismus die besten Chancen habe, fordere doch die Entente die Herabsetzung der gesamten Landarmee auf 100 000 Mann. Hält man es wirklich für so sicher, daß die Entente grade an diesem Punkt unerbittlich festhalten wird? Bildet man sich in der Tat ein, die Entente habe kein lebhafteres Interesse, als Deutschland allen Abenteuern einer neuen Revolutionsphase auszuliefern, deren inner- und außenpolitische Folgen sich nicht entfernt absehen ließen? Oder glaubt man, daß die unausgesetzte Ankündigung (um es mild auszudrücken) der Weltrevolution, worin sich unsre Unabhängigen und Kommunisten gefallen, die Entente-Kapitalisten und -Imperialisten für ein revolutionäres deutsches Räte-System begeistern könnte?

Mir scheint: unsre Radikalen stellen sich die Entwicklung der Verhältnisse viel zu einfach und schematisch vor. Sie sehen offenbar nur zwei Möglichkeiten, zwei Extreme. Entweder die Ablehnung der Friedensbedingungen. Dann schnürt die Entente Deutschland wirtschaftlich ab, durch Besetzung des Ruhr-Reviers und Neuverhängung der verschärften Blockade. Wir kriegen dann katastrophale Wirtschaftsstockung, Hungerrevolten, Regierungssturz und die Räte-Regierung. Oder die Regierung unterschreibt die Bedingungen. Dann bringt sie alle Nationalisten gegen sich auf, ohne die Flucht der Arbeiter ins radikale Lager zu verhindern. Diese Verkrümelung ihrer Anhänger und die wachsenden Wirtschaftsnöte, die nur Sozialisierung („Volkssozialisierung", wie der ehemalige Volksbeauftragte Barth sie jetzt fordert), zu bannen vermag, bringen dann den Zusammenbruch der Regierung, deren Erbe auch dann nur der im Räte-System geeinigte Sozialismus werden kann. Und da die Entente den Noske-Militarismus entwaffnet, vollzieht sich der Uebergang womöglich auch schmerzlos. Das ist alles wunderhübsch (und kinderleicht) ausgedacht; schade nur, daß die Wirklichkeit der kompliziertern Entwicklung den Vorzug zu geben pflegt. Mindestens sind noch allerlei Kombinationen denkbar. Für die Ablehnung zum Beispiel die: die Regierung verweigert zwar die Unterschrift, aber zugleich auch ihren Rücktritt! Sie sagt der Entente: „Wir können zwar nicht unterschreiben, weil wir den Vertrag nicht halten könnten (und als Ehrenmännern widerstrebt es uns, Unerfüllbares feierlich zu verheißen); aber wir leisten auch keinen Widerstand. Wollt Ihr, so rückt also ungehindert in Deutschland ein. Ins Ruhr-Revier, ja, wenn Ihr wollt, sogar in Berlin. Es wäre uns sogar lieb, wenn Ihr selbst nach dem Rechten sähet, uns die Verzweiflung der Massen beschwichtigen hülfet. Was an uns liegt, so wollen wir nach Kräften für Ruhe und Ordnung sorgen;

unsre Truppen werden, wie im Baltikum, sogar gemeinsam mit den Euren den Bolschewismus niederhalten." Traut Jemand dem deutschen Kapitalismus Derartiges nicht zu, hält Einer die Scheidemänner dessen nicht für fähig? Oder aber: die Regierung unterschreibt. Muß sie deshalb jeden Buchstaben der jetzigen Bedingungen unterschreiben? Warum sollte sie nicht ein paar Milderungen erhandeln? Warum nicht auch eine Konzession in der Heeresstärke, fürs erste Jahr oder die nächsten sechs Monate wenigstens? Und warum sollte sie sich dann nicht so gut zu halten vermögen wie heute? Der Wirtschaftszusammenbruch mit seinen politischen Folgen wäre doch auch der Entente unwillkommen: warum sollte sie da nicht auch Deutschland zu sanieren suchen?

Folglich: der Sturz der Regierung Scheidemann steht noch keineswegs außer allem Zweifel, und die Weltrevolution ist erst recht eine unsichere Sache. Nach dem innern Stand der russischen Dinge, den Erfolgen des Admirals Koltschak und seiner wachsenden Gunst bei der Entente ist viel eher mit dem Zusammenbruch des Bolschewismus in seinem Stamm- und Mutterlande zu rechnen als mit dem Sieg des Sowjet-Systems in Westeuropa. Scheidemann selbst rechnet offenbar stark mit dem Ausgleich mit der Entente. Schon hat er „die ewige Wiederholung des schweren Wortes Unannehmbar" verfehmt, die Entflammung eines neuen Nationalismus verurteilt. Er macht schon Stimmung für das Unterschreiben nicht der hundertprozentigen, aber doch neunzig- oder achtzigprozentigen Friedensbedingungen. Einer seiner der Hauptschmerzen ist die Stärke der Noske-Garden. Ueber das Uebrige läßt sich reden. Und wenn, wie anzunehmen, auch die Entente nicht jeder Konzession abgeneigt ist, so werden die Scheidemänner zuletzt wieder die Herren der Situation sein.

*

Bei der genialen Politik der Unabhängigen und Kommunisten ist das ja auch gar nicht anders möglich. Die Entente will so rasch wie möglich zum Frieden kommen und braucht deshalb unbedingt einen Kontrahenten. Dazu wäre ihr sicherlich der Linkssozialismus mindestens ebenso recht wie die Kompromiß-Regierung, wenn er gewisse, vom Standpunkt der Entente aus nun einmal unerläßliche Voraussetzungen erfüllte. Er müßte die Garantie der politischen Stetigkeit bieten und den ernsten Willen verraten, die eingegangenen Friedensbedingungen auch nach Möglichkeit innezuhalten. Als stetig betrachtet die Entente, betrachtet insbesondere Wilson nur eine Regierung, die sich auf die Demokratie stützt. Die Linkssozialen müßten also ein ehrliches Bekenntnis zur Demokratie ablegen und dem Gedanken der Räte-Diktatur entsagen, wenn sie das Vertrauen der Entente erringen wollten. Und sie müßten nicht minder den ernsten Willen zu erkennen geben, den Friedensvertrag zu erfüllen, wollten sie für die Alliierten als Vertragschließende in

Betracht kommen. Was aber taten und tun die Linkssozialisten? Sie erklären erneut, durch den Mund Haases, daß nicht sie den Friedensvertrag unterzeichnen wollten, sondern daß das Sache der jetzigen Regierung, der Kriegsschuldigen sei. Der Friedensvertrag müsse auf alle Fälle unterschrieben werden, wie er auch ausfalle. Allerdings könne ein Vertrag wie der jetzige nur unter Protest unterschrieben werden, mit Vorbehalt, in dem vollen Bewußtsein, daß er ja doch unerfüllbar sei. Aber die Weltrevolution werde dereinst des deutschen Volkes Schicksal wenden.

Eine Partei, die so auftritt, schließt sich selbst von der Möglichkeit aus, grade im wichtigsten historischen Augenblick die Regierungsgewalt zu ergreifen. Sie verzichtet darauf, in der Gegenwart, und sei es selbst die zukunftsreichste Gegenwart, die politischen Geschicke zu bestimmen, und setzt ihr ganzes Vermögen auf die noch nicht ausgespielte Karte der Zukunft. Und wenn diese Karte eine Fehlfarbe ist? Wenn der Gegner die Trümpfe in die Hand bekommt? Wenn die Entente sich, so oder so, mit der heutigen Regierung abfindet und Scheidemann und Noske als Mandatare und Vertragsbürgen der Alliierten obenaufbleiben? Dann fordert man weiter das Räte-System — selbst wenn es inzwischen in Rußland vollends verschwunden sein sollte — und vertröstet die Massen unentwegt auf die Weltrevolution!

*

Freilich, nicht nur in Deutschland gilt es als höchste Weisheit, sich von den Dingen blindlings treiben zu lassen, statt sie durch Vernunft und Entschlußkraft zu meistern. Wie beispiellos kurzsichtig war seit sechs Monaten die Entente-Politik! Wenigstens die Taktik der Politiker, die sich der Folgen einer brutalen Knebelungs- und Ausraubungspolitik bewußt waren und deshalb eine kluge Aussöhnungspolitik mit einem entmilitarisierten und seelisch geläuterten, einem wahrhaft demokratischen Deutschland erstrebten. Was haben sie getan, um diesen Läuterungsprozeß zu beschleunigen, der Demokratie in Deutschland zum Sieg zu verhelfen? Als Eisner im November mit so prachtvollem Elan seinen Vorstoß gegen die Kompromittierten unternahm und Schuldbekenntnis und Vertrauen zur Entente forderte — was geschah damals? Das gesamte deutsche Bürgertum und der ganze Klüngel der Durchhalte-Sozialisten fiel mit Hohn über den Illusionisten Eisner her, den verblendeten Toren, den Landesverräter aus sträflicher Naivität. Warum kam Eisner nicht aus dem Entente-Lager das vernehmliche, deutliche Echo? Warum erklärte man nicht, daß der Friedensvertrag und die Form der Sicherungen allerdings wesentlich abhänge von der Konsequenz, mit der der politische Reinigungsprozeß in Deutschland vollzogen werde? Nun, die Revanchesüchtigen, die Hasser Deutschlands, die imperialistischen Beutepolitiker freuten sich der guten Gelegenheit zum schonungslosen Gewaltfrieden, und die

ehrlichen pazifistischen und demokratischen Ideologen glaubten, sich jeder „Einmischung" in die innerpolitischen deutschen Verhältnisse enthalten zu müssen. Als ob rechtzeitige Schaffung von Klarheit eine Einmischung gewesen wäre! Die Folge der unbegreiflichen Unterlassung blieb nicht aus: Eisner erlag dem Vipernbiß der Verleumdung, und mit ihm sank die stärkste Hoffnung der Völkeraussöhnung ins Grab. Und während, bis zur Stunde, von verantwortungsvoller Stelle kein offenes Wort des Vertrauens und der Verständigung gefallen ist, rast in allen Lagern der Fanatismus seine wilden Orgien. Nur Drohungen hört man und Schmährufe , Waffengeklirr und, im besten Fall, den Ruf nach der Weltrevolution.

Ist es denn wirklich Naturgesetz, daß bei der Gestaltung des zwischenstaatlichen Völkerlebens die Vernunft ein für alle Male ausgeschlossen ist?

Der Schnellmaler von Kurt Tucholsky

Wenn in Deutschland die Kanalisationsröhren polizeilicherseits erweitert werden, wenn der Kirchenaustritt erschwert oder der Drill erleichtert wird, so schreibt Walther Rathenau dazu ein Buch. Man muß sich darein fügen — es gehört das nun einmal dazu, und wir brauchen nichts zu tun, als das Opus ungelesen still beiseite zu legen.

Wenn wir hier das Heft ‚Der Kaiser' (erschienen bei S. Fischer) in den Kreis unsrer Betrachtungen ziehen, so geschieht das, um einmal an einem Beispiel den ganzen politischen Jammer dieses Landes aufzuzeigen.

Hätte dieses Heft Amadeus Hugendubel geschrieben — es wäre schließlich wenig einzuwenden gewesen. Der Verfasser hat Heinrich und Thomas Mann nicht ohne Nutzen gelesen, und so enthält es, aus entlehnten Stilen zusammengesetzt, abgesehen von der Charakteristik des Kaisers, unbestreitbare Wahrheiten: da ist die Feststellung von der deutschen Passivität in politicis; die Registrierung der Tatsache, daß das Volk so regiert werden wollte, wie es regiert worden ist, und daß es überhaupt nur regiert werden wollte; die Erwähnung der Würdelosigkeit der Bevölkerung — kurz: alles was man nach Heinrich Manns ‚Untertan' über diese Dinge sagen konnte, ist gesagt.

Was aber dem Heft den Wert und die Zuverlässigkeit nimmt, ist eben die Angabe, daß Walther Rathenau sein Verfasser ist. Das geht nicht: wir weisen diese schlanke Fingerfertigkeit zurück, diese stete Alarmbereitschaft, heute so und morgen so, auf alle Fälle aber immer schreiben zu können, diese Fixundfertigkeit, dieses geölte Diktaphon und die stets vorhandene Willigkeit, alles über alles zu sagen. Und es nicht

einmal gut zu sagen. So erzählt der Meister von der „schlechthinnigen“ Genialität des Kaisers. „Jeder Sudler“, spricht der Weise, „legt, ohne Umstände, seine Tatzen an, die deutsche Sprache zu verbessern.“

Aber außerdem ist die Charakteristik Wilhelms des Zweiten falsch. Woher ich das weiß? Ein Mann, der im Unglück so hemmungslos versagt, ein Mann, der nach der Katastrophe seine Generale auf das schlimmste bloßstellt, und der seine Würde nicht darin sucht, sich männlich zu benehmen, sondern sie hohl, wie sie ist, attestiert zu haben wünscht, um nicht vor Gericht erscheinen zu müssen — ein solcher Mann kann nicht die Gaben gehabt haben, die Rathenau ihm nachsagt. Johannes Fischart hat an dieser Stelle einige hübsche, von Augenzeugen belegte Charakterzüge aus dem Leben des Kaisers erzählt, wie er auf der ‚Hohenzollern‘ den sich verbeugenden Generalen von der Kommandobrücke den Caviar heruntergeworfen hat — ein solcher Mann war kein edler und kein rechtschaffener Mensch und kein ganzer Mann. Was Rathenau vom Kaiser aussagt, ist noch im Tadel byzantinisch — dem Herrn Verfasser unbewußt, aber ganz und gar byzantinisch. Noch zittern die beseligenden Stunden nach, da er „Gelegenheit hatte“, Seiner Majestät persönlich gegenübertreten zu dürfen. Das ist ganz made in germany: noch in den harmlosen Worten, in denen Rathenau sagt, er habe mit dem Kaiser soundsooft gesprochen, liegt eine Lakaiendemut, die fast unerklärlich ist.

Aber nicht das werfen wir dem Schreiber vor, daß er seinen Fürsten nicht verstanden und nicht gut abkonterfeit hat. Ganz etwas Andres werfen wir ihm vor.

Schämt er sich nicht? Wer ist das? „Um diese Schicht“ — es ist von dem preußischen Adel die Rede — „lagerte sich das plutokratische Bürgertum, Einlaß fordernd um jeden Preis, und bereit, alles zu verteidigen, für alles einzustehen. Die Theorie zu seinem Willen saugte es von den Kathedern, die von Historimus troffen, die Führungsatteste seiner Gesinnung erschmeichelte es von der Beamtenschaft.“ Wer ist das?

Wer hat dauernd die spitzfindige Denktätigkeit über jede positive Reform gestellt, wer hat wolkig und verschwommen in nebligen Idealen herumgefuhrwerkt, und wer hat die Geistigen, die nun endlich zur Tat drängten, mit vornehmen Gesten bedeutet, sie hätten immer noch zu wenig nachgedacht, viel mehr spekuliert müsse werden . .? Uebrigens: spekuliert wurde.

Vor dem Kriege voll träumerischer Süße, im Kriege immer hinter dem Erfolg her, immer Dem recht gebend, der grade die erste Flöte spielte, kann er gewiß den Vorwurf von sich abweisen, er habe um seines Fürsten Gunst gebuhlt. Er hatte diese Tätigkeit, die für einen gebildeten, wohlhabenden Mann

so legendär wie das Wort ist, nicht nötig. Aber diese unbegrenzte Hochachtung vor jedem Erfolg, ganz gleich, mit welchen Mitteln der errungen war, diese stete Bereitschaft, für alles, aber auch für alles einzustehen, und morgen nicht mehr zu wissen, was man gestern predigte, scheint mir doch zu einem gewissen Mißtrauen zu berechtigen. War es nicht Walther Rathenau, der die levée en masse noch an jenem schwarzen Oktobertag anempfahl, da sogar Ludendorff Willen und Waffen streckte? War es nicht Walther Rathenau, der in den langen Kriegsjahren die plumpe Realität des Imperialismus für den aesthetischen Salon metaphysisch umdeutete und verschönernd verfärbte? Ich glaube, er war es. Er prangt unter den schlimmsten Alldeutschen in dem Raemaeckerschen Bilderbuche ‚Devant l'histoire' (von E. Giran bei Georges Bertrand in Paris) — dort ist er zitiert, weil er im Berliner Lokalanzeiger prophezeit hatte, man werde sich für den nächsten Krieg besser zu rüsten wissen. . . . Er war eben immer dabei.

Er war immer dabei. Sie waren alle dabei. Sie sind alle dabei. Und das eben scheint mir der Kernpunkt des Jammers hierzulande zu sein: daß kein deutscher Politiker sich auch nur denken kann, er werde einmal nicht dabei sein. Er werde still in der Ecke sitzen und auf seine Zeit warten, wenn diese hier nicht günstig für ihn ist. Dafür fehlt ihnen das Organ. Ueberzeugungen haben? und mit festem Sinn warten und warten, jahrelang, wie es Clemenceau getan hat, wie es alle parlamentarisch geschulten Politiker des Auslands tun? Aber nein! Aber garnicht! Hinein ins volle Menschenleben, wo es am dicksten ist — und mitgeschwommen! „Die Fensterläden knarrten — oho — sie wußten hundert Arten — soso!" Sie wissen alle Arten: sie können oppositionell und patriotisch und annektionistisch und pazifistisch und bolschewistisch und gemäßigt und radikal und liberal und für und gegen und hinten und vorn. Es sind Tausendkünstler. Nicht das ist eine Schande, im Kriege geirrt zu haben und für den Pangermanismus auch dann noch eingetreten zu sein, wenn er Verbrechen beging. Nicht das. Aber es ist eine Schmach und eine Charakterlosigkeit, nun hinterher, wenn diese Gesinnung nichts mehr trägt — und sei es auch nur Ruhm —, sofort die neue Melodie mitzublasen. Und sie blasen alle, alle mit. Da hat keiner den Mut — wie ihn zum Beispiel der Graf Ernst zu Reventlow hat —, bei der alten Stange zu bleiben. Das ist Wahnsinn, schön, aber es ist anständig und ehrlich. Sie aber wissen hundert Arten. Keiner hat Furcht, man werde in ihren alten Schmökern nachschlagen: 1914 — 1915 — 1916 — 1917 — 1918 — sie verlassen sich auf das schlechte Gedächtnis ihrer Leser, und das ist gut. Diese bedeutenden Köpfe feiern nicht. Sie sind alle, alle da. Naumann und David und die Herren Dichter — das reicht

über die Grenzen hin die tintenbefleckte Bruderhand, daß es eine Freude ist — und wenn morgen wieder Krieg ist: Halali! was gilt die Wette, daß sie ihren reklamierten Mann stehen!

Walther Rathenau ist Einer von ihnen. Er hat mitgeholfen, die Köpfe zu benebeln, ohne Mitverantwortlichkeit, ohne den ehrlichen Willen, auch für das einzustehen, was er predigte, ohne männliches Rückgrat — ein ganzer Kaiser. Wir lehnen ihn ab. Was uns not tut, sind nicht diese prompt arbeitenden Köpfe, die überall dabei sind, nicht die ewig alte Galerie derselben Leute, die allen Ereignissen fröhlich prostend Pate standen und stehen, nicht die falschen Interessanten, die so klug, gar so klug schnacken.

Neue Anschauungen müssen von neuen Männern vorgetragen werden.

Der Seekrieg von L. Persius

VII.

Die Zeppeline

Graf Zeppelin ist der größte Mann des zwanzigsten Jahrhunderts. Dieses Wort Wilhelms des Zweiten, das noch in den glücklichen Tagen des Friedens gesprochen wurde, hatte sich vielen Deutschen tief in die Seele gegraben, und so ist verständlich, daß bei Beginn des Krieges die Hoffnungen auf Erfolge unsrer Luftschiffe hoch gespannt waren; denn im militaristisch verseuchten Deutschland wurde ja alles, was der Oberste Kriegsherr als „groß" pries, zuerst in Verbindung mit Mordinstrumenten gebracht. Jede „große" Erfindung fand nur dann die rechte Beachtung, wenn sie für den Dienst der Landesverteidigung nutzbar gemacht werden konnte.

„Das perfide Albion ist der Hauptfeind", so lautete die amtliche Parole; ihm den Krieg ins Land zu tragen, wurde alles aufgeboten. Schon sah man Armeen auf Flößen über die Straße Dover-Calais setzen und ersehnte mit Spannung den Beginn des Bombardements von London durch Riesengeschütze, die an der flandrischen Küste aufgestellt sein sollten. Die Herstellung der Flöße, der Guß der Monstre-Kanonen schien einige Schwierigkeiten zu bereiten. Da tauchte der grandiose Gedanke der Niederzwingung durch die Zeppeline auf. Wessen Hirn mag ihn geboren haben? Hier triumphierte bestialische Grausamkeit, gepaart mit verbrecherischer Dummheit. Von dem Gerichtshof, der teuflische Kriegstaten aburteilen soll, wird die Frage beantwortet werden müssen.

Dem Schöpfer des — wenn auch in beschränktem Ausmaß — „kriegsbrauchbaren" Luftschiffes, dem Grafen Zeppelin, blieb es erspart, den Ausgang des Massenmordens zu erleben, im Kriege die Frucht seiner weltbewegenden Erfindung zu ernten.

Im friedlichen Verkehr wäre den Zeppelinen beschieden gewesen, eine glückliche, völkerverbindende Mission zu erfüllen; im Kriege erwarben sie sich bei unsern Gegnern und bei den Neutralen, das heißt: bei allen Kulturvölkern, einen Ruf, dessen Schmach abzuwaschen viele Jahre lang eine vergebliche Mühe sein wird.

Stand der militärische Nutzen, der durch die Offensive der Luftschiffe errungen wurde, im Verhältnis zu dem moralischen Schaden, der uns durch ihre Bombenwürfe auf friedliche Städte erwuchs? Man hat mir verübelt, daß ich öffentlich diese Frage verneint habe. Ein Stich ins Wespennest war es, daß ich die Ungeeignetheit des Hauptbaumaterials der Zeppeline — des Aluminiums, wegen seiner Brandgefahr — und die Mangelhaftigkeit der Motore — Maybach — kennzeichnete. Die schwindelerregende Dividende der beiden Gesellschaften m. b. H. erlaubte es ihnen, eine Hetze in der alldeutschen Presse gegen mich zu veranstalten, die, wäre sie journalistisch geschickter redigiert gewesen, vielleicht gewisse Bedenken gegen meine Behauptungen hätte wecken können. Die Verschwendung jedoch, die mit kostspieligen Inseraten getrieben wurde, ließ selbst in beschränkten Hirnen Zweifel aufkommen, und der Text der Anzeige vollends machte den sachlich urteilsfähigen Leser stutzig. Auszüge aus amtlichen Schreiben, die sich anerkennend über die Motore ausgesprochen hatten, sollten überzeugend wirken; aber sie stammten aus einer Zeit, die nicht in Frage kam. Tatsächlich wurde denn auch das Gegenteil erzielt, und der — gesund denkende — Laie fand sich nicht bewogen, von seiner vorgefaßten Meinung abzulassen. Die vorgefaßte Meinung — das ists, was bei den meisten solcher Fragen die Hauptrolle spielt, um derentwillen der Kluge die amerikanische Maxime befolgt: „Gib niemals Erklärungen ab — deine Freunde haben sie nicht nötig, und deine Gegner glauben dir doch nicht."

Zu dem Streit um die militärische Brauchbarkeit der Zeppeline und ihrer Maybach-Motore zwei charakteristische Aussprüche. Der Kapitänleutnant Löwe, Kommandant des Luftschiffs ‚L 19', das im Februar 1916 auf der Nordsee verloren ging, hatte vor seiner letzten Fahrt über die Unbrauchbarkeit der Motore geklagt und über die Bauingenieure geäußert, sie, die nie mit den Luftschiffen an die Front zu gehn brauchten, wendeten nicht die nötige Sorgfalt auf zur Sicherung des technischen Betriebes. Und in einer Flaschenpost des sinkenden Luftschiffs, die ein norwegischer Fischer später im Skagerrak fand, heißt es: „Mit fünfzehn Mann auf der Plattform von ‚L 19', schwimmt die Hülle ohne Gondel. Ich versuche einen letzten Bericht zu erstatten. Drei Mal Motorenhavarie. Drei Motore versagten gleichzeitig und machten unsre Stellung schwierig. Nachmittags um ein Uhr ist unsere letzte Stunde angebrochen. Löwe." „Drei Mal Motorenhavarie" — sagt das nicht genug?

Und die andre Seite? Einer der prominentesten Herren der Branche beschwerte sich über die Vorwürfe, die ich gegen die Konstruktion gerichtet hatte, und sagte dabei: „Wenn die Luftschiffkommandanten, sobald es wirklich einmal ernst wird, statt nach dem Kompaß zu gucken, anfangen, zu Gott zu beten, dann . . ." Genügts? Die Front beschuldigt die Industrie, daß sie ihr mangelhafte Kampfinstrumente liefere, und die Industrie schiebt der Front die Schuld zu, sobald die Luftschiffe versagen. Ich denke nicht daran, diesen Streit weiterzuführen. Aber, auf die Gefahr hin, der Parteilichkeit für meine alte Waffe beschuldigt zu werden, erkläre ich: Es mag mal hier und da ein Kommandant versagt haben. Das war gewiß eine Ausnahme. Hingegen hat die Industrie, wie ich aus eigener Erfahrung von Kriegsschiffsbauten weiß, keineswegs immer den Ansprüchen genügt, die der Seeoffizier stellen mußte. Es lag aber auch hier nicht etwa an den Personen, an den Baumeistern, an den Technikern, sondern am System. Das Reichsmarineamt schrieb die Pläne bis in die letzte Einzelheit vor, und die Privatindustrie mußte die Schiffe und Maschinen genau danach anfertigen. Dabei hätte eigne Initiative weit bessere Leistungen zustande gebracht. Man denke an die vorzüglichen Kreuzer, die die Germania- und Schichau-Werften für die russische Kriegsmarine geliefert haben, ebenso an die Torpedoboote. Von fremden Regierungen wurde der Schaffens- und Erfindungsfreudigkeit unsrer Schiff- und Maschinenbauer freier Spielraum gelassen, und der Erfolg bewies, wie richtig dieses Verfahren war.

Was ich mit meinen Angriffen bezweckte, war: in der Oeffentlichkeit klar zu stellen, daß die Leitung der Flotte, an der Spitze Tirpitz, unverantwortlich handelte, als sie unsre in mehrfacher Beziehung konstruktiv mangelhaften Zeppeline hinüber nach England sandte und damit viele Menschenleben opferte, ohne daß der militarische Nutzen es gerechtfertigt erscheinen ließ. Ueberblickt man die Reihe der Luftschiffunternehmungen und das Material, das für sie zur Verfügung stand, in qualitativer und quantitativer Hinsicht, so wird erkennbar, daß mit ungenügenden Mitteln nur wieder eine Bluff-Taktik verfolgt wurde. Da besonders am Anfang die Kräfte schwach, der Luftschiffe wenige waren, so lernte der Feind den Angriffen zu begegnen. Er schuf sich Abwehrmethoden, deren Stärke sich bei jedem Ueberfall als mehr gewachsen erwies. So war es kein Wunder, daß die Verluste unsrer Luftschiffsflotte sich stetig steigerten. Ohne an den Feind gelangt zu sein, also sicherlich infolge technischer Unvollkommenheit gingen, soweit ich es zu ermitteln vermochte, allein bis zum Sommer 1916 26 Luftschiffe verloren — tatsächlich kann danach die Zahl erheblich höher gewesen sein. Sie verbrannten; und zwar die Hälfte von ihnen in den Hallen! Der Verlust der gleichen Anzahl von Luftschiffen ist bis zu dem genannten Datum auf das

Versagen der Motore zurückzuführen. Greift man das Jahr 1916 heraus, so gestand selbst der Admiralstab folgende Verluste ein: am zweiten Februar „L 19‘ verloren in der Nordsee; am ersten April „L 15‘ verloren vor der Themse, Besatzung gefangen genommen; am vierten Mai „L 7‘ verloren in der Nordsee, abgeschossen von feindlichen Streitkräften; am fünften Mai „L 20‘ verloren bei Stavanger, gescheitert; am zweiten September „L 21‘ verloren nahe Enfield, abgeschossen; am vierundzwanzigsten September „L 32‘ und „L 33‘ abgeschossen über London; am zweiten Oktober „L ?‘ abgeschossen über London; am siebenundzwanzigsten November zwei „L‘-Schiffe abgeschossen über Mittelengland. Im Jahre 1917 mehrten sich dann die Verluste stark. Bei einer Unternehmung in der Nacht zum zwanzigsten Oktober gingen gleich vier Schiffe auf einmal verloren. Nun endlich erkannte die Flottenleitung die Zwecklosigkeit der Angriffe und der Opferung von Personal und Material, und die Fahrten über englischem Boden wurden eingestellt.

Unbegreiflich bleibt, daß die verantwortliche Stelle es so lange mit ihrem Gewissen vereinen konnte, diese barbarische Kriegführungsmethode anzuwenden. Es mag vielleicht angeführt werden, daß es die Pflicht der Obersten Heeresleitung war, jedes Mittel zu benutzen, das ihr geeignet schien, den Willen zum Weiterkämpfen beim Gegner zu brechen, nach dem Grundsatz des Lord Fisher: „Der Krieg ist keine Tee-Gesellschaft. Im Kriege darf nur rohe Gewalt herrschen. Schlage sofort zu, schlage kräftig zu, schlage überall zu, wo irgend du es vermagst.“ Ein Lord Fisher, ein Admiral, ein Militär, mochte dergleichen aussprechen. Er tat es im übrigen auf einer der Haager Friedenskonferenzen, und nur, um vor den Schrecknissen eines Krieges zu warnen. Eine Stelle jedoch, die für die gesamte Kriegführung verantwortlich war, mußte sowohl die politischen Folgen im Auge behalten wie sich vorher darüber klar sein, ob die zu Gebote stehenden Mittel auch Erfolg haben würden. Aehnlich wie bei der Erklärung des U-Boot-Handelskrieges ist sie sich der Folgen ihrer Entschließung nicht bewußt gewesen, hat sie sich in grotesker Ueberschätzung der eignen Angriffswaffen und Unterschätzung des feindlichen Abwehrvermögens in ein Unternehmen gestürzt, das nur mit einem Fiasko enden konnte.

Das Zeppelin-Luftschiff wurde am Ende des Krieges außer Kurs gesetzt — das Flugzeug trat an seine Stelle. Das Zeppelin-Luftschiff, wie überhaupt das Luftschiff — also auch Schütte-Lanz — hat die Erwartungen nicht erfüllt. Als Offensivwaffe ist es nun ausgeschaltet. Ob es zu Aufklärungszwecken vielleicht noch benutzt werden wird, läßt sich zurzeit nicht entscheiden. Das Flugzeug triumphiert heut. Schon kommt die Kunde, daß es die Reise über den Ozean ausgeführt hat. Wird sein gelungener Flug über den Atlantik die Todesstunde der Zeppeline bedeuten?

(Fortsetzung folgt)

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LXIII.

Helene Stöcker

Wieder hatte sich eine interessante kleine Gesellschaft zum Fünf-Uhr-Tee am Sonnabend im Nietzsche-Archiv eingefunden: Künstler und Schriftsteller, Gelehrte und hohe Staatsbeamte. Nicht wenige Damen darunter. Meistens von Adel. Vornehmste Toiletten. Es war noch vor der Revolution. Und mitten unter diesen zwanzig bis dreißig Menschen hielt Frau Foerster-Nietzsche Cercle. Ein kleines, zierliches Persönchen mit allerliebsten Puppenfüßchen. Immer quirlend in der Konversation wie der Jüngsten eine. Nietzsche, Nietzsche und immer wieder Nietzsche. Zitate perlten aus ihrem Munde. Immer wieder kamen Lebenserinnerungen zum Vorschein: die Tage in Basel, die Herzensfreundschaft mit Wagners, die stille Würde der mütterlichen Häuslichkeit in Naumburg, ja, und dazwischen so viel Intimes, alltäglich Kleines aus dem Leben ihres Bruders.

Nietzsche hat wie ein Asket gelebt. Nur wenige Frauen haben seinen Weg gekreuzt. Cosima Wagner, Malvida von Meysenbug, Lou Andreas-Salomé. Aber in sein Leben selbst haben sie nicht eingegriffen. Freundschaft von weitem. Kaum das. Er war und blieb allein. Von der Frau dachte er hoch. Wohl hat er sie geistig manchmal mit der Peitsche gezüchtigt, aber im Grunde genommen, sah er zu ihr auf: „Das vollkommene Weib ist ein viel höherer Typus als der vollkommene Mann — freilich auch viel seltener."

„Doch von der Frauenemanzipation hat er wirklich nichts wissen wollen — die war ihm zuwider", lächelte Frau Foerster-Nietzsche abwehrend, und mit einem Male fiel der Blick auf die große Zeichnung, die über dem Sofa hing: Nietzsche, ein wenig aufgerichtet, auf dem Krankenlager. Den suchenden Blick starr in die Ferne gerichtet: „Allzu lange war im Weibe ein Sklave und ein Tyrann versteckt. Deshalb ist das Weib noch nicht der Freundschaft fähig. Es kennt nur die Liebe. Aber sagt mir, Ihr Männer: wer von euch ist denn fähig zur Freundschaft?"

Doktor Helene Stöcker fiel der Hausfrau ins Wort: „Das ist es, was wir Alle auch empfunden haben, die wir der Frau helfen wollen, ein höherer Mensch zu werden. Sehen Sie, das war sein Ideal, so wollte er Mann und Weib: kriegstüchtig den einen, gebärtüchtig das andre; beide aber tanztüchtig mit Kopf und Beinen."

Nun war das Gespräch mitten drin in der Frauenfrage. Das ganze Problem wurde aufgerollt. Die Einen wollten der Frau alle Berufe geöffnet wissen, die heute das Monopol der Männer seien. Frau Elisabeth schüttelte sich. Die Andern, die züchtig-verschämten, romantisch versonnenen Damen bekannten sich zur „Kapseltheorie" der Laura Marholm: „Die Frau ist eine Kapsel über einer Leere, die der Mann erst kommen muß zu füllen." Doktor Helene Stöcker begehrte auf: „Die Frau bloß ein Komplement zum Manne, eine Ergänzung? Nein, die Frau soll selbst eine große, starke, freie, stolze Persönlichkeit sein, die geistig und körperlich über sich selbst bestimmen soll."

„Was verstehen Sie unter körperlicher Selbstbestimmung?"

„Nun, die Frau — ja, sehen Sie: die moderne Frau denkt nicht, dem Manne absolut ‚gleich' zu werden, aber sie will ein glücklicher, und das bedeutet auch für sie: ein freier Mensch werden und sich zugleich in ihrer Weibart immer höher entwickeln. Sie beklagt es längst nicht mehr, wie sie das als Kind vielleicht getan, daß sie kein Mann ist: im Gegenteil: sie ist bereits zu einem wohligen Gefühl ihrer Vorzüge als Weib gekommen. Und damit sind wir bei der Liebe. In der Frau ist heute die Hoffnung erwacht, ihre vertiefte Auffassung der Liebe auch dem Manne suggerieren zu können. Ob Standesamt oder freie Liebe: viel wesentlicher ist die Frage nach den innern Formen der Gemeinschaft. Ich stehe nicht an, zu bekennen, daß zwar die Dreiheit: Mann, Frau, Kind das Höchste ist, daß aber eine geistig-sinnliche Gemeinschaft zwischen zwei Menschen ebenso ihre Berechtigung und Rechtfertigung findet."

Einige Herren lächelten diskret. Einige Damen vertieften sich rasch in die Teetasse. Eine kleine peinliche Pause trat ein.

Helene Stöcker fuhr fort: „Bitte, lassen Sie michs nur ganz offen sagen. Mit der kichernden Heimlichtuerei in diesen Dingen kommen wir nicht weiter. Mir ist die ganze Frage Herzens- und Verstandessache. Ich bin für die volle Gleichstellung der ehelichen und unehelichen Kinder, für die Achtung vor der Mutterschaftsleistung, ob ehelich oder unehelich; für Anerkennung von freiwilligen, nicht standesamtlich vollzogenen Verbindungen als Ehe; für die Erleichterung der Scheidung und für eine reichsgesetzliche Mutterschaftsversicherung. Glauben Sie, nur so kommen wir aus dem ungesunden sexuellen Zustande der Gegenwart heraus; nur so können wir allmählich das unheimlich fressende Uebel der Prostitution überwinden; nur so kommen wir zur vollen Gleichberechtigung der Frau."

Jetzt hatte sich die Tee-Diskussion festgefahren. Niemand wagte in diesem eichengetäfelten Raum, wo Klingers Nietzsche-Büste auf ragendem Sockel die Menschen suggestiv in Bann hielt, kühnen Gedanken zu widersprechen.

Man brach daher auf . . .

Auf dem Heimweg beschäftigten sich die einzelnen Gruppen mit dieser drauflosstürmenden, mutigen Frau.

„Sie ist so frisch und beweglich, so forsch und offen — das imponiert mir. Wer ist sie eigentlich?"

„Tochter Adolfs, des Hofpredigers? Fast scheints, als ob sie den Schwung von ihm hätte."

„Nein, ihr Vater heißt Ludwig Stöcker. Sie ist in Elberfeld geboren. Ich glaube: so 1869. Hat tüchtig gelernt, das Victoria-Lyceum in Berlin besucht und daselbst auch die Universität bezogen. Später studierte sie in Glasgow weiter: Philosophie, deutsche Literatur, Nationaloekonomie. Dann, nach dem Studium hat sie tausend Reisen gemacht, war in England, in Frankreich, in der Schweiz, in Rußland. Hat sich also den Wind um die Nase wehen lassen. Natürlich Frauenrechtlerin, Schriftstellerin, Vortragsreisende. Agitierte für ihre Ideen in Wort und Schrift. Frauenrechtlerin auf ihre Art. Kein eingetrockneter Blaustrumpf. Ein Mensch voll Kraft und Saft, voll Temperament, Liebe und Herzensgüte. Alles lieben, heißt alles verstehen. An Nietzsche berauschte sie sich geistig, an Maeterlinck künstlerisch. Das waren ihre ersten Wegweiser, und dann ging sie allein die Straße. Lesen Sie Ihre Schriften. Intellektuell keine heroischen Leistungen. Aber Herzensoffenbarungen. Ein Strudel, der einen mit hineinzieht, ob man will oder nicht. Ums Liebes- und Mutterschafts-Problem dreht sich alles. Keine bloß schöngeistige Theorie, sondern Praxis, unmittelbarste Praxis. Sie lebte, wie es das Herz ihr vorschrieb, und handelte, wie der Verstand ihr befahl. Ueber die alte liberale Frauenbewegung war sie bald hinaus. Das war ihr nur eine Begleiterscheinung. Hauptsache war ihr eine Reform der Beziehungen zwischen den Geschlechtern. 1905, im Januar, begründete sie mit einigen Wissenschaftlern zusammen den ‚Bund für Mutterschutz'. Die Idee hat sie vorhin in der Unterhaltung ganz klar selbst präzisiert. Es gab kleine Differenzen mit Ruth Bré, die ähnliche Gedanken, aber eigentlich nur Mutterschaftsgenossenschaften unehelicher Mütter auf dem Lande in Aussicht genommen hatte und ähnliche Spezialprojekte verfolgte. Die Stöcker hatte sich ihren Aufgabenkreis viel weiter gesteckt. Natürlich war die Gegnerschaft groß. Aufstand der Pfaffen und aller Sittlichkeitsapostel. Gesellschaftliche Aechtung. Kampfansage auf der ganzen Front.

Aber Helene Stöcker ließ sich nicht entmutigen. In der ‚Neuen Generation' schuf sie dem Bunde eine eigne Monatsschrift, und die Bewegung machte von Jahr zu Jahr größere Fortschritte. In den verschiedensten Städten des Reichs wurden Ortsgruppen begründet. Ein internationaler Kongreß kam zustande. 1909 zu 10 gabs allerdings einen fürchterlichen Krach

in den vier Pfählen des Bundes. Sturmlauf gegen die Stöcker. Anklage und Gegenanklage. Aber die Stöcker blieb Siegerin. Nach diesem innern Klärungsprozeß arbeitete der Bund wieder rastlos weiter. Die Forderungen wurden immer klarer herausgearbeitet und in die Oeffentlichkeit getragen. In der gesetzlichen Ehe völlige Gleichberechtigung für Mann und Frau, auch in ihrer Stellung dem Kinde gegenüber; gesetzliche Anerkennung der freien Ehe, insofern als diese freien Verbindungen keinen behördlichen Eingriffen unterworfen und die Eltern in ihrem Elternrecht nicht angetastet werden; rechtliche Gleichstellung der ehelichen und unehelichen Kinder; Beibringung eines Gesundheitsattestes vor der Eheschließung."

„Und . . .?"

„Ja, soll ich Ihnen alle die Erfolge aufzählen, die der Bund mit seinen Ideen vor allem während des Krieges zu verzeichnen gehabt hat? Zum Beispiel in den Gesetzen und Verordnungen über die Wöchnerinnenbeihilfe und Kriegsunterstützung, die keinen Unterschied mehr zwischen ehelichen oder unehelichen Kindern machen? Oder die Verordnung über die Reform des Geburtsscheins? Ja, richtig, noch das Eine könnte ich sagen, daß Helene Stöcker als eine der wenigen Frauen im Kriege den Mut fand, dem Kriegswahnsinn, dem Haß, dem Chauvinismus entgegenzutreten und der Liebe, dem Ausgleich, der Verständigung das Wort zu reden."

Inzwischen war die kleine Gruppe von der Höhe des Silberblicks, von der herab man Weimar lieblich im Tal gebettet sieht, in das Innere der Stadt gekommen. Man ging am Goethe-Haus vorüber, am Wittum-Palais, und man erinnerte sich, daß die 1800 verkündete neue Moral sich eng mit der neuen Ethik von 1900 berühre. Einer wies auf die ‚Vertrauten Briefe' Schleiermachers hin und meinte: im Grunde genommen sei der Sinn der neuen Moral doch der, die Einheit von Sinnlichkeit und Geistigkeit wiederherzustellen.

Der Böhm in Amerika von Alfred Polgar

Das war einmal eine „Große Gesangsburleske in fünf Bildern". Sie ist ein paar tausend Mal in Wien gespielt worden. Der kugelrunde, asthmatische Gottsleben, der beim Reden immer mit einwärts gekrümmten Fingern vor dem Mund hin- und herfuhr, als markiere er Zähneputzen, war der Aron Mandelblüh, und der unvergleichlich böhmakelnde Martin Kräuser der Mehlspeiskoch Wenzel Pawliczek. Er hatte weiße Handschuhe an mit viel zu langen Fingern. Sie spielten im Jantsch-Theater, wo damals zwischendurch auch ‚Julius Caesar' gegeben wurde. Es waren lustige Zeiten.

Heute ists wie Sargdeckelhebung von einem längst verwesten, verstunkenen Humor. Und das Schiff des fliegenden Holländers ist lange nicht so gespenstisch wie das Schiff des Kapitäns Wilhelm Bockton, das von dem aufrührerischen Matrosen Steffens und seinen Spießgesellen den Seeräubern überliefert wird, wozu das Orchester Musik von Gothov-Grünecke macht.

In dieser „Großen Gesangsburleske" scheint alles vereint, was auf dem hiesigen Theater sichern Spaß bereitete. Ein Vorstadtwiener, ein Böhm und seine Marianka, ein Jud und seine Sarah, ein Ungar. Der ortsübliche Witz war immer national orientiert; die Völker o du seines Oesterreich sah der Wiener stets nur als komische Figuren. (Jetzt sehen sie ihn als traurige.) Tschechisch, ungarisch, polnisch: das waren Farben eines lustigen Spektrums, Wurstel-Varianten von Deutsch.

Besonders über den „Böhm" konnte sich der inkarnierte Deutschoesterreicher, der Wiener, totlachen. Eines Tages jedoch fuhr der Böhm nach Amerika; und betätigte sich dort zwar nicht, wie in der großen Gesangsburleske, als „Seeräubermakkaroninudellieferant", aber immerhin als etwas Aehnliches. Und wieder eines Tages merkte der Deutschoesterreicher, daß er sich über den Böhm wirklich tot gelacht hatte.

Noch immer tritt der Wenzel Pawliczek mit einem großen um den Leib gehängten Topf auf, der die Inschrift trägt: „Powidl". Und der Aron Mandelblüh sagt seiner Sarah, die in ein Bad will: „Gut, ich werd' dich nach Helgoland schicken oder nach Franzensbad." Aber der Powidl schmeckt nicht einmal mehr den Menschen der Nachmittagsvorstellung. Und Helgoland berührt sie peinlich. Und Franzensbad gibt ihnen einen Stich.

Es ist die unheimlichste Große Gesangsburleske in fünf Bildern, die man sich denken kann. Ein richtiger Friedhofsspaß. Wienerisches Grand Guignol. Man dürfte den ‚Böhm in Amerika' nicht um drei Uhr nachmittags, sondern müßte ihn um zwölf Uhr mitternachts spielen. Beim Licht von Kerzen, die in Totenschädel-Augenhöhlen stecken.

Das Unheimlichste vom Unheimlichen aber ist eine Coupleteinlage des Lieblings Carlo Böhm, in der Maria Theresia als Reserl, die auf dem Stein sitzt und in die leere Burg hinübersieht, angewitzt und dem Prinzen Eugen der Rat gegeben wird, vom Denkmal zu steigen und ein Parapluie zu nehmen. Wie festlich hätte der wackere Sänger die Volkshymne hervorgeschluchzt und den „edlen Ritter" geschmettert, wenns anders gekommen wäre!

Alles ist verloren, nur der Humor gerettet! Und so macht uns der ganze Zusammenbruch keine Freude.

Bilanzen von Alfons Goldschmidt

Kaum hatten sie die Bedingungen nicht gelesen, war ihre Bilanz fertig. Scheidemann, Wissell, Dernburg, die befohlenen Stifte, die blöd-folgsamen Federn, die Parole-Psychopaten. Schon hatten sie das Riesencorpus zergliedert, durchleuchtet, casuistisch ausgewertet, „einmütig" abgelehnt: der Völkergierakkord war noch nicht übersetzt, da wußten Jene schon, daß das Unannehmbar des einstigen sozialdemokratischen Verständigungsmannes, des jetzigen verständnislosen Ablehnungswüterichs, des lahmen Rubiconisten der einzig mögliche Schlachtruf war. Wie 1914. Ohne Prüfung, aus „Heroismus" auf Menschenkosten, ohne eine Spur von Staatsmännlichkeit. Der gelichtbilderte Würdegang in die Aula der berliner Universität, der Widerspruch zwischen Fichte und Scheidemann, die Rauscherei der Blätter, die dummen Tendenzplakate: wie 1914. Protest-„Konferenzen", Meinungsdirektiven, Meinungsbespeiung, Kriegsputscherei im Kino und auf Gesinnungshurenbrettern, Statistiken im Genre von Helfferichs Unglücksbootrechnung, Papierverluderung. Wie 1914 bis 1918. Und in all dem bärenfellgeschürzten Jammer das alte Ueberheblichkeitsgetue nach dem Muster unsrer verkrachten Sendlinge. Stolz, Sachvertiefung, Abwägung? Lache, Ludendorff: es geht noch alles an deinem Schnürchen! Kein Selbstverbrauchsabzug von den wegzugliedernden Produktionen, kein Hinweis auf Import-Tendenzen (bisher hatten sie nach Einfuhr gebrüllt), keine Aufzeigung der Lieferungen für die erste Rate, keine Runterrechnung der Verwaltungskostenersparnis. Unbewiesene Valuta-Behauptungen, übereilte Produktionstabellen auf wer weiß wie viele Jahre. Und, das Schreckliche: die kalte Opferung der Menschenkraft, des einzigen Aktivums gegen einen Knebelungsvertrag. Selbstverständlich kein Sozialismus, keine sozialistische Missionspredigt, kein sozialistischer Hinweis auf den Selbstmord des imperialistischen Quetschkapitals. Keine sozialistische Folgerichtigkeit, keine Spur einer Ahnung vom kapitalistischen Wesen der Bedingungen, ihren kapitalistischen Notwendigkeiten. Irgendeine Appellstute wiehert die Spalten voll, dreihunderttausend Abonnenten wiehern mit und wissen nicht, welche Mageneinschnürungen, Bleichsüchte und Abtötungen sie für den gespreizten Idioten erdulden sollen. Diese Gallifets der Intellektuellen sind die Schande der deutschen Presse und das Brechmittel aller Anständigen. Wir kennen die Verlegerkulis. Sie haben die Ermordung, die Verfolgung reiner Menschen verschuldet, diese verlogenen Spaltpazifisten, diese Kalvarienbergsadisten. Es soll ihnen nicht vergessen werden.

*

Die Großbankberichte werden besprochen wie einst im Friedensmai. Bei uns ändert sich nichts. Die alten Dividendenkonstatierungen, das Nichteindringen in die verhängten Zimmer, das schnelle Ausfüllen der vorgedruckten Schablonen. Höchstens leises Bemängeln der Effektengewinnverheimlichung. Kein Sinn für Publizität, für Ehrlichkeit, für Kontozergliederung. Selbst Vorkriegsforderungen der Kritik sind vergessen. Was für Berichte, die kein Wort vom Zusammenbruch der kapitals-imperialistischen Politik enthalten, nichts vom Versiechen der sprudelnden Petroleum-Hoffnungen, von der Orient-Pleite, der China- und Südamerika-Enttäuschung! Vierzehn Milliarden Auslandswerten hatte die berliner Börse die Tore geöffnet: durch Großbankvermittlung. Was bedeutete das? Das bedeutete: Außer Provisionen, frühzeitigen Ab-

stoßungen ins Publikum, Lebensmittelverteuerungen und dergleichen — Mießmachen in der ganzen Welt durch Unterbietungen, Behinderung jeder vernünftigen Politik, Förderung der Schleuderei, Auftragwegschnappen, Bestechen. Ein ungeheures Volksrisiko entstand, ein Lebensrisiko entstand durch dieses unkontrollierte Rumschmeißen deutscher Arbeitsmilliarden in der ganzen Welt. Hier ist eine Hauptschuld — vergeßt es nicht, handelt danach! Kein unkontrolliertes Rausschmeißen mehr. Macht ein Ende mit den Willkürlichen, den Kalten, den Nur-Dividende-und-Tantieme-Berücksichtigern. Macht ein Ende auch mit den unproduktiven Finanzierungen. Was beweisen die Abschlüsse, die Bilanzen? Die himmelhohen Kreditorensummen, die Kolossalumsätze (Disconto-Gesellschaft 147,4 Milliarden, Dresdner Bank 192,7 Milliarden, Deutsche Bank noch mehr)? Sie beweisen, daß die Großbanken vom Elend fett wurden, von der Güterlosigkeit, der Geldüberflüssigkeit. Kaum noch Warenfinanzierungen, Arbeitsförderungen, nur Reichs- und Staats-Pumpvermittlungen. Reichsbank-Ersatze, sonst nichts. Zins- und Provisionsgewinnanschwellungen, weil der Krieg die Materiallager ausgesaugt, die Produktionsmöglichkeiten dezimiert und die Anstellungsmöglichkeiten immer mehr erschwert hat. Das wässerige Blut der kranken Wirtschaft wird durch die Banken getrieben. 2,7 Milliarden Kreditoren der Dresdner Bank, 6,7 Milliarden der Deutschen Bank. Vom fünfzehnten Juli 1914 bis zum fünfzehnten März 1919 wuchsen die berliner Depositen der Disconto-Gesellschaft um fast 300 Prozent. Solche Preiswirtschaft wollen wir nicht mehr. Wir wollen Produktionsunterstützung durch sozialisierte, von Bank-Räten beaufsichtigte Banken. Keine Kreditschmeißerei, eine vorbedachte Verteilung an die mit Vorbedacht produzierende Wirtschaft. Ein reguliertes und regulierendes Zusammenarbeiten von Industrie-, Land- und Bank-Räten. Wir wollen Bank-Sozialismus, ohne Anleihe-Unsinn, ohne unnötige Belastung der Wirtschaft mit offiziellen Krediten. Wir wollen wahren, brauchbaren Zirkulationskredit. Weg mit den Verwässerungen aus den Pumpen! Frei und geregelt sollen Wirtschaft und Finanzen sein.

Unser Militär! von Kaspar Hauser

Einstmals, als ich ein kleiner Junge
und mit dem Ranzen zur Schule ging,
schrie ich mächtig, aus voller Lunge,
hört ich von fern das Tschingderingdsching
Lief wohl mitten über den Damm,
stand vor dem Herrn Hauptmann stramm,
vor den Leutnants, den schlanken und steifen . . .
Und wenn dann die Trommeln und die Pfeifen
übergingen zum Preußenmarsch,
fiel ich vor Freuden fast auf den Boden —
die Augen glänzten — zum Himmel stieg
Militärmusik! Militärmusik!

Die Jahre gingen. Was damals ein Kind
bejubelt aus kindlichem Herzen,
sah nun ein Jüngling im russischen Wind
von nahe, und unter Schmerzen.
Er sah die Roheit und sah den Betrug.

Ducken! ducken! Noch nicht genug!
Tiefer ducken! Tiefer bücken!
Treten und Stoßen auf krumme Rücken!
Die Leutnants fressen und saufen und huren,
wenn sie nicht grade auf Urlaub fuhren.
Die Leutnants saufen und huren und fressen
das Fleisch und das Weizenbrot wessen? wessen?
Die Leutnants fressen und huren und saufen . . .
Der Mann kann sich kaum das Nötigste kaufen.
Und hungert. Und stürmt. Und schwitzt. Und marschiert.
Bis er krepiert.
Und das sah Einer mit brennenden Augen
und glaubte, der Krempel könne nichts taugen.
Und glaubte, das müsse zusammenfallen
zum Heile von Deutschland, zum Heil von uns Allen.
Aber noch übertönte den Jammer im Krieg
Militärmusik! Militärmusik!

Und heute?
Ach heute! Die Herren oben
tun ihren Pater Noske loben
und brauchen als Stütze für ihr Prinzip
den alten trostlosen Leutnantstyp.
Das verhaftet, regiert und vertobackt Leute,
damals wie heute, damals wie heute —.
Und fällt Einer wirklich mal herein,
setzt sich ein Andrer für ihn ein.
Liebknecht ist tot. Vogel heidi.
Solchen Mörder straft Deutschland nie.
Na und —?
Der Haß, der da unten sich sammelt,
hat euch den Weg zwar noch nicht verrammelt.
Aber das kann noch einmal kommen . . .!
Nicht alle Feuer, die tiefrot glommen
unter der Asche, gehen aus.
Achtung! Es ist Zündstoff im Haus!
Wir wollen nicht diese Nationalisten,
diese Ordnungsbolschewisten,
all das Gesindel, das uns geknutet,
unter dem Rosa Luxemburg verblutet.
Nennt Ihr es auch Freiwilligenverbände:
es sind die alten schmutzigen Hände.
Wir kennen die Firma, wir kennen den Geist,
wir wissen, was ein Corpsbefehl heißt . . .
Fort damit —!
Reißt ihre Achselstücke
in Fetzen — die Kultur kriegt keine Lücke,
wenn einmal im Lande Der verschwindet,
dessen Druck kein Freier verwindet.
Es gibt zwei Deutschland — eins ist frei,
das andre knechtisch, wer es auch sei.
So laß endlich schweigen, o Republik,
Militärmusik! Militärmusik!

Rundschau

Revolution und Kunst

Eine zeitlose Kunst ist nur in einer kunstlosen Zeit denkbar. Wo Kunst lebendig werden will, muß sie eine Wechselwirkung zum Leben haben. In gewissem Sinne ist jede echte Kunst naturalistisch. Die Ruinen eines verfallenen Zeitalters blicken auf staubigen Kunstschutt in dichten Haufen, und das neue Leben, das aus ihnen blüht, zeigt auch eine veränderte Kunstwelt. Nicht daß jeder Poet zum Gelegenheitsdichter vorüberrauschender Gegenwart werden soll. Der Lyriker, der während des Krieges mit nationalistischen Eroberungsphrasen um sich warf und jetzt, auf dem Boden der sozialen Umwälzung stehend, Volksfreiheit besingt, verdient keine Gnade. Umlernen ist nicht jedermanns Sache. Aber der Stoff jeder Kunstepoche ist bedingt durch die Daseinsverhältnisse der sozialen Gemeinschaft.

Manche Kunstgattungen freilich sind von sozialen Umwälzungen nur insofern abhängig, als die Lebensgestaltung auf das künstlerische Schaffen überhaupt mehr oder minder günstig einwirkt. Musik redet eine Sprache, die durch die Zeit nur wenig abgenutzt und geändert wird. Das menschliche Schönheitsideal der Plastik hat seit dem Apoll von Belvedere sich nicht gewandelt. Die Malerei wirkt an erster Stelle durch die Farbe, die Architektur durch die Form. Bildende Künste setzen gebildete Menschen voraus, ihre Formen sind aber nicht von Staatsformen beeinflußt. Allerdings ist die Malerei schon mehr an das äußere Geschehen gebunden, weil das Bildwerk einen Zustand oder Vorgang darstellt. Jahrhunderte kannten nur religiöse Malerei. Nach und nach verdrängen die profanen Stoffe die Anteilnahme an den frommen Eingebungen der klassischen Maler. Mit der Zeit werden manche Bilder der Heiligen uns rühren, obwohl sie von Haus aus religiöse Bedeutung haben. Die Madonna della sedia wird noch zu fernen Generationen als das reinste Bild der Mutterliebe sprechen. Die erzählende Kunst kann ihre Stoffe überallher beziehen, weil sie genügend Zeit hat, den Leser in die sozialen und gesellschaftlichen Voraussetzungen einer fremden Epoche einzuführen. Ganz anders gestellt ist das Drama.

Wenn der Vorhang aufgeht, stehen handelnde Menschen vor uns, mit denen wir fühlen und denken sollen. Da gibt es keine langen Einführungen und Erklärungen. Wenn das, was die Menschen auf der Bühne bewegt, uns nicht mehr bewegt, wenn die Bretter, auf denen der Schauspieler steht, uns nicht mehr die Welt bedeuten, dann verlassen wir gelangweilt das Haus. Die Probleme der Bühne, die Leiden und Freuden ihrer Menschen müssen uns irgendwie angehen. Man spiele jetzt die Tragödie eines Offiziers, der seine Kokarde nicht abreißen will: in zehn Jahren wird man den Konflikt schon weniger stark empfinden — in fünfzig Jahren wird der Stoff unmöglich sein, selbst wenn man dem Zuschauer beibringt, daß die Kokarde ein Symbol ist. Als wir jung waren, hingen in allen Schulzimmern des Deutschen Reiches die Bilder eines der zweiundzwanzig Monarchen, mit denen wir gesegnet waren. Wir blickten zu ihnen als majestätischen Größen empor. Zu jener Zeit konnten wir aus Gustav Freytags ‚Technik des Dramas' lernen, wie man Oberlehrerdramen verfaßt, darin die Könige die Geschicke der Menschheit mehr oder weniger geschickt leiteten. In zehn Jahren wird es vielleicht

auf unserm Planeten keinen König mehr geben. Die Welt wird diese Figuren so sonderbar finden, wie es die Amerikaner schon lange tun. Damit werden alle die Stoffe unmöglich werden, die ein lebendiges Gefühl für Königsmacht voraussetzen. Die zahllosen Hohenstaufen- und Hohenzollern-Dramen können bestenfalls in Literaturgeschichten registriert werden. Aber auch die meisten Dramen Schillers dürften an ihrer Popularität leiden, soweit sie nicht trotz ihren Haupt- und Staatsaktionen durch Schönheit der Sprache und Wucht des Temperaments Wert behalten. Man wird in Zukunft einen Menschen nicht groß finden, weil er ein König, sondern obwohl er ein König ist. Der hinkende Gloster, der gewillt ist, ein Bösewicht zu werden, wird uns im Innersten packen, obwohl er der englische König Richard der Dritte ist, und der König Lear wird uns erschüttern, weil die Undankbarkeit von Kindern niemals verschwinden wird. Die griechischen Tragiker sprechen Urlaute menschlichen Gefühls aus; man wird sich deshalb mit ihren Göttern und Helden abfinden. So wird fürder mit historischen Stoffen nur Glück haben, wer ihren zeitverhafteten Inhalt zur allgemeinen Weihe erhebt. Auch die Beziehungen der Klassen unter einander werden ihre dramatische Ergiebigkeit einbüßen. Die Edelsten der Nation werden in Zukunft nicht mehr daran erkannt werden, daß sie zwischen Vor- und Zunamen das Wörtchen „von" schreiben. All die erlauchten Herren aller möglichen Häuser, all die freundlichen Baronessen, die so gütig waren, einfache Bürgerliche zu beglücken, werden von dannen ziehen. O quae mutatio rerum! Wo bleibt der Offizier, der seinen Rock ausziehen mußte, wenn er nicht standesgemäß heiratete? Heut diktiert der Vierte Stand die Gesetze — morgen wird er der Erste sein, weil die drei andern abgeschafft sind. Womöglich wird auch die Religion Privatsache werden. Katholische Intoleranz und antisemitische Verblödung werden keine Konflikte mehr hergeben. Die Menschen werden neue Probleme verlangen und bieten. Hofkunst und Hofgunst, die stets in Wechselwirkung standen, nähren ihren Mann nicht mehr. Amerikaner schreiben keine Königsdramen. Sie bauen auch keine Siegesalleen, um erledigte Geschichtsepochen festzuhalten. Und die Marmormassen jener Straße, die in Berlin von der sogenannten Siegessäule bis zum Roland-Brunnen sich hinzieht, werden hoffentlich als Material für Badezimmer Verwendung finden.

Max Epstein

Parade in Leipzig

Ich bin nicht hingegangen. Dennoch könnte meine flotte Feder ein Bild des militärischen Prunks, der strammen Jungens, der Flaks, der M.-G. und, ach, der schmucken Offiziere malen, daß den Leuten das Herz im Leibe lachte. Das aber tut es ohnehin.

Man spielt wieder Soldaten, und die großen Kinder schauen zu und klatschen in die Hände.

Was es alles noch gibt: so viele Kanonen, große und kleine, und so viele Offiziersgäule, die man aber auch vor einen Pflug spannen könnte, und so viele schöne, schöne Soldaten, und alle mit Stahlhelmen, wo Stahl so knapp ist, und alle Soldaten kriegen alle Tage acht Mark, und so viele Minen-Werfer, oh, und — uns kann Keiner — nee, noch ist Polen nicht — wir werden es den Kerlen schon — es ist ja alles da, nicht wie bei armen — immer feste druff.

*

In einem Saal findet, während das Militär seine Parade hält, ein pazifistischer Vortrag gegen den

Militarismus statt. Ich bin auch dort nicht hingegangen. Ich weiß: das Leben ist der größte Hohn auf sich selbst.

In Mainz stehen Marokkaner, in Cöln Canadier, in Coblenz Amerikaner — tut nichts. Sie sollen nur kommen, immer ran, wir werdens ihnen schon beweisen. Wir haben noch nicht genug. Erst zwei Millionen Tote. Bagatelle. Tanks, Flaks, M.-G. M. W. Machen wir.

Durch eine Prachtvillen-Straße marschiert die Parade auf. So ist es immer gewesen. Das Militär zieht durch das winkende Spalier der Plutokratie und hält Parade vor dem begeisterten Bürger. Alles ist Symbol.

Der Mephisto Militarismus flüstert dem Nachbar Bürger ins Ohr: „Herr Nachbar, nicht gewichen, frisch, Hart an mich an, wie ich euch führe, Heraus mit euerm Flederwisch, Nur zugestoßen, ich — paradiere . . ."

„Und da sollen wir — nee — wir unterzeichnen nicht! Die Jungens sind zum Küssen. Nee, wissen Se, den preißischen Leidnand macht uns doch Keener nach. Und wenn se sich uff'n Kopp stellen. Ich hab' Se wirklich nich gewußt, daß wir noch so viel Ganohn haben. Da könnt'n mr doch ä Sträußchen risgieren."

*

Wir hungern. Wir wuchern. Wir schieben. Wir treiben Preise. Wir treiben Unfug. Wir halten Parade. Wir hungern. Wer noch glaubt, daß dieses prahlende Volk, dessen Moral schon im zweiten Kriegsjahr gebrochen war, als kein Wucheramt den Wucher hindern konnte — wer noch glaubt, daß dieses Volk, das nach Niederlage und Revolution genau so weiter wuchert und wuchern läßt, zu einem aktiven Widerstand fähig ist, der ist ein Narr oder ein Betrüger.

Kläglicher Prunk, Parade einer Ruine, Schaustellung der Reste einstiger Herrlichkeit, die von der Gnade des Feindes abhängt, und, wenn er will, übermorgen nicht mehr ist! Uebermorgen können an der gleichen Stelle, wo heute deutsche Truppen defilierten, französische Kolonialregimenter ihre schwarze Pracht entfalten.

*

Abmarsch einer Kolonne durch ein ärmliches Arbeiterviertel. Aus dem Fenster einer Arbeiterwohnung fliegt eine — Blume.

Hirnlose Gaffer! Ihr wisset nicht, daß es für uns keine andre Rettung gibt als: Wehrlosigkeit. Ihr glaubet, der Staat könne ohne Soldaten nicht leben? Preußen-Deutschland hat bewiesen, daß ein Staat an seinen Soldaten auch zugrunde gehen kann. Was mit den vielen Offizieren geschehen soll, wenn Deutschland nur 100 000 Mann Polizeitruppen haben darf, weiß ich nicht. Aber ich weiß, daß man wegen brot- und beschäftigungsloser Offiziere keine Armeen schaffen darf. Unsre Felder sind schlecht bebaut. Kohle wird ungenügend gefördert. Ja, ich wüßte, welche Armeen uns not tun: Arbeitsarmeen. Es ist gewiß bitter für einen Offizier, der sonst nichts gelernt hat, Kohle zu fördern — aber wenn er sein Vaterland wahrhaft fördern wollte: er täts. Die Demonstration der Waffen kann höchstens bewirken, daß man uns auch noch die übrig gebliebenen wegnimmt. Das wär' an sich kein Unglück. Aber daß man einem Volk, das eben den ersten Schritt zum Pazifismus und zur Abrüstung zögernd tut, dies Spiel der Waffen vordemonstriert, in einer Zeit, die zu allem andern eher Anlaß bietet als zur Parade: das ist ein Hieb gegen die Vernunft. Aber dieser Hieb ist ja immer die beste Parade gewesen.

Hans Natonek

Antworten

Angestellten-Ausschuß des Deutschen Opernhauses Charlottenburg. Ihr ersucht mich, die folgende Resolution zu drucken: „Die Vollversammlung der Mitglieder und Angestellten des Deutschen Opernhauses spricht Herrn Neumann-Hofer ihr Mißtrauen aus, da sie zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß er ihren sozialen Bestrebungen hindernd im Wege steht und die selbstischen Interessen, die ihn dabei leiten, unter den gesamten Angestellten eine Stimmung der Unzufriedenheit und Verbitterung schaffen, die von dem Institut fernzuhalten sein Kulturzweck gebieterisch erfordert." Ein bißchen spät geht euch ein Seifensieder auf. Am dreizehnten Februar 1913, also vor immerhin mehr als sechs Jahren hat hier der Geheimrat Max Steinthal auf vier Seiten begründet, weshalb es für ihn und jeden saubern Menschen unmöglich sei, neben Herrn Neumann-Hofer im Aufsichtsrat des Deutschen Opernhauses zu bleiben. Ich habe zwei Seiten hinzugefügt, die der Vergangenheit dieses Burschen galten. Ich habe erzählt, wie er seine interessante Laufbahn damit begann, daß er über die Aufführung eines Stückes von Hermann Sudermann an viele Provinzblätter einen Hymnus verschickte und die Freude hatte, allen Konkurrenten zuvorzukommen, indem zwar die Premiere verschoben, ihre Schilderung aber nicht mehr zurückgepfiffen werden konnte. Solcher Fixigkeit verdankte die überaus hoffnungsvolle Journalistenknospe, daß sie in dem Verbande einer unsrer sichtbarsten Tageszeitungen aufgehn und diese auf ihre Weise ein paar Jahre durchduften durfte. Bis der Duft sich zu einem hübschen Gestänklein verdichtete. Bis nämlich die Schauspielerin Brion diesen Kunstrichter der bewußten Rechtsbeugung zieh, weil er sie, um den Theatermarktwert seines Liebchens zu steigern, wissentlich in ihrem Beruf geschädigt habe, und die Schauspielerin Rügheimer verbreitete, er habe ihr die Vermittlung eines Engagements unter der Bedingung angeboten, daß sie vor dem Abschluß mit ihm soupiere. Das war Herrn Neumann-Hofers erste Blüteperiode. Ihr entnahm die Polizei die Befugnis, ihm die sittliche Reife zur Führung eines großen Theaters zuzubilligen. Seine Tätigkeit für dieses, das Lessing-Theater, trug ihm den Namen Otto der Faule, seinen weiblichen Mitgliedern eine Fülle von Belästigungen und der Kasse ungefähr so viel wie der Kunst ein. Das war Herrn Neumann-Hofers zweite Blüteperiode. Von seiner dritten muß ich euch nichts erzählen. Aber wenn Ihr euch dieses Subjekts nun nicht endlich durch einen Streik entledigt, so verdient Ihr es und habt kein Recht zur Flucht in die Oeffentlichkeit.

Dresdner. Sie haben in der Trauerwoche auf dem Weißen Hirsch fünf Minuten lang dem Tanzfest eines Sanatoriums beigewohnt und „mit eignen Ohren" gehört, wie zum Foxtrott gesungen wurde: „Das ganze Deutschland steht in Flammen, hiphiphurra, hiphiphurra, das ganze Deutschland stürzt zusammen, hiphiphurra, hiphiphurraaah!" Hieran ist nichts verwunderlich als Ihre Besorgnis, ob ich Ihnen Das auch glauben werde, so über jeden Begriff entsetzlich finden Sie es. Du lieber Himmel! Sie scheinen unser Berlin für Posemuckel zu halten. Was Ihr Sachsen könnt, können wir, wie's in unsrer schönen Sprache heißt, noch alle Tage. Und namentlich alle Nächte. Unser nächstes Heft wird Sie die Spielclubs der Reichshauptstadt kennen lehren. Wenn man in diesen nicht ähnliche Lieder singt, so ist nicht ein besseres Ethos, sondern nur eine bessere Beschäftigung schuld.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Gegenvorschläge von Heinrich Ströbel

Die Gegenvorschläge der deutschen Friedensdelegation enthalten, in ihrem grundsätzlichen Teil wie in ihren Einzelpropositionen, viel Vernünftiges und Beachtenswertes. Was darin über den Rechtsfrieden, den Völkerbundsgeist, das Selbstbestimmungsrecht der Völker und die notwendige Neuordnung der Welt steht, würde bei den Neutralen, den Pazifisten und Sozialisten noch lauteres Echo finden, wenn die Verkünder dieser vortrefflichen Grundsätze nicht Verfechter des brutalsten Gewaltfriedens und Verächter aller Sentimentalitäten gewesen wären, solange die unverwüstliche deutsche Illusionsfähigkeit an die Wunderwirkungen der Giftgase und der U-Boote glaubte. All diese bestechenden Ideen waren ja nicht deutschen Ursprungs, und die deutsche Note macht das noch besonders deutlich, indem sie ihre Herkunft durch hundert Zitate der leitenden Entente-Männer nachweist. Sie glaubt dadurch, durch Kontrastierung der sanften Friedensideologie und der brutalen Friedenspraxis, die Entente besonders schwer ins Unrecht zu setzen, provoziert aber nur den Einwurf, warum man denn von dieser erstaunlichen Gelehrigkeit so rein gar nichts in Brest-Litowsk und Bukarest bewiesen habe! Auch hat diese Regierung selbst wohlwollendsten Neutralen und den ehrlichsten Anti-Imperialisten des Entente-Sozialismus die bedingungslose Unterstützung durch die innere Gewaltpolitik der letzten Monate allzu schwer gemacht. Woher soll das Vertrauen zu einer Regierung kommen, die sich sogar die notwendigsten Konzessionen an das polnische Selbstbestimmungsrecht gewaltsam abringen ließ; die eine halbe Million Freiwilliger unter die Befehlsgewalt der alten Militärkaste stellte; die alle sozialen Brandherde mit der Kugelspritze löschte; die in Berlin O und in München wie dereinst in Belgien hauste; die den Mörder in Offiziersuniform Straffreiheit genießen läßt; die es dagegen duldet, daß heute noch, wie in den schlimmsten Tagen des militaristischen Terrors, Soldaten wegen „Meuterns" zum Tode und zu Zuchthaus verurteilt werden!

Man täusche sich darum nicht über die Wirkung der Gegenvorschläge, so einleuchtend sie in vielen Punkten sind. Wer selbst Recht ernten will, darf nicht Gewalt säen. Und wer einen Frieden der Vernunft zu erlangen gedenkt, versetze nicht erst die Welt in den Zustand des Wirtschaftsruins, der Nervenzerrüttung. Heute, in der fürchterlichsten Krise, wo die finanziellen Nöte, die sozialen Wirren, die nationalistischen Räusche jede besonnene und weitschauende Politik namenlos erschweren, wo die unbeschreiblichen Verlegenheiten des Augenblicks schlimmer denn je zu einer Politik der kümmerlichsten Daseinsfristung verleiten, da kann Deutschland als besiegte Nation unmöglich hoffen, daß

grade auf seine Interessen schonende Rücksicht genommen und ein Völkerfriede geschlossen wird, wie ihn Gerechtigkeit und Klugheit geböten. Ein Krieg, der mit der Zerrüttung der ganzen Welt endet, der alle Staaten mit Wirtschaftszusammenbruch und Revolution bedroht, kann unmöglich mit einem Frieden des gerechten Ausgleichs enden. In einer solchen Katastrophe geht es zu, wie bei einem Schiffsuntergang: jeder sucht nur sich zu retten und stößt den Mitschiffbrüchigen von der Planke, auf die er sich selbst zu schwingen sucht. In der wilden Panik geht manches Menschenleben, geht manche Bootsbesatzung zugrunde, die bei vernünftigem und solidarischem Handeln hätte gerettet werden können. Aber man predige den von Todesangst verwirrten Menschenknäueln eines sinkenden Ozeanriesen einmal Vernunft und menschliche Solidarität!

*

Rundweg ablehnen wird man die Gegenvorschläge zwar kaum. Dazu herrscht in der Entente zu wenig Einmütigkeit, unter den Staaten, wie unter den Gesellschaftsklassen. Italiens Ansichten über Deutschlands Zukunft weichen ja von denen Frankreichs erheblich ab, und auch in England und den Vereinigten Staaten können sich einflußreiche Kreise mit einer nackten Brutalisierung Deutschlands nicht befreunden. Die Pazifisten aller Länder sind entsetzt über die Folgen eines Gewaltfriedens, und die Sozialisten vollends bedanken sich für einen imperialistischen Beutefrieden, dessen Opfer die Proletarier der alliierten Länder nicht minder sein würden als die der besiegten Staaten. Ja, wenn die deutsche Regierung sich einfach renitent zeigte, hätte der Vierer-Rat leichtes Spiel. Aber sie macht ernsthafte Zugeständnisse. Sie will zahlen. Sie bietet hundert Milliarden. Und Kohlen und Gebietsabtretungen. Und sie will die vertragsmäßigen Verbindlichkeiten erfüllen, das verkündet sie als festen Entschluß. Die Entente wird dies Angebot nicht glatt ignorieren können. Sie wird, ohne sich in langes Markten einzulassen, noch einmal ihre Gegenforderungen formulieren und begründen müssen. Sehr viel wird sie von ihren Bedingungen kaum ablassen; aber doch einiges. Sie wird vermutlich finanzielle Erleichterungen einräumen, das Selbstbestimmungsrecht mehr respektieren und auch über die Truppenzahl mit sich reden lassen. Zwischen den 350 000 Mann, die Brockdorff-Rantzau fordert, und den 100 000 Mann der Entente-Bedingungen wird sich eine mittlere Stärke finden lassen, die Herrn Noske genügt, ohne die Entente zu schrecken. Und schließlich wird man zu Bedingungen kommen, denen Herr Scheidemann kein Unannehmbar mehr entgegensetzt.

Der Friede, der so als Kompromiß zwischen dem Entente-Imperialismus und der deutschen Reaktion zustande käme, wäre nicht der Völkerfriede, den der verständige Teil der Menschheit,

den Idealisten und Proletariermassen ersehnten, sondern ein stümpernder Notfriede der Diplomatie und der herrschenden Klassen. Aber er wäre dennoch ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Denn für einen bessern Frieden scheinen die Zustände nun einmal nicht reif zu sein, scheint es namentlich auch dem deutschen Proletariat an der politischen Reife zu fehlen. Hätte die deutsche Arbeiterklasse die Einsicht und Selbstzucht bewiesen, um die politische Macht in Deutschland nicht nur vorübergehend zu erobern, sondern auch durch eine kraftvoll demokratische und maßvoll sozialistische Politik zu behaupten, so hätte sie den Frieden mit der Entente schließen und sicherlich günstigere Bedingungen für das deutsche Volk und den Völkerbund erreichen können. Die Zerrissenheit des deutschen Proletariats, sein Schwanken zwischen feigem Opportunismus und hysterischem Radikalismus, brachte Deutschland und Europa um diese günstige Chance. So muß die Welt zufrieden sein, wenn das Kriegsabenteuer überhaupt erst einmal zum Abschluß kommt. Denn der Friede ist die erste Voraussetzung für jede aufbauende Kulturarbeit, der sich die Menschheit endlich wieder zuwenden muß, soll nicht alles zugrunde gehn, was wir an Zivilisation und Ansätzen der Gesittung im Jahre 1914 einmal besessen!

*

Ein solcher Friedensschluß kann natürlich kein Abschluß, sondern nur ein Anfang sein. All die ungeheuern Probleme des Völkerlebens, die der Weltkrieg aufgeworfen hat, und denen dieser unzulängliche Notfriede ja nur ausgewichen ist, drängen auf Lösung. Viel zu sehr ist der Völkerbund eine zwischenstaatliche und wirtschaftliche Notwendigkeit geworden, als daß er sich lange in die Form eines imperialistischen Staatenbundes pressen ließe, wie sie der Friede von Versailles zunächst einmal bringen dürfte. Noch stehen die Massen viel zu sehr unter der Nachwirkung des Kriegs- und Revolutionstaumels, als daß ihnen der verbrecherische Irrsinn des Krieges in seiner ganzen verhängnisvollen Tiefe zum Bewußtsein gekommen wäre. Aber die wirtschaftlichen Nachwehen dieser unsinnigen Vernichtung von Menschenleben und Kulturgütern werden den Völkern die Augen öffnen, werden ihnen die Wiederkehr eines ähnlichen internationalen Tobsuchtszustandes undenkbar machen. Kurz: der pazifistische Gedanke wird erst nach Friedensschluß Gemeingut der Völker werden und zwischenstaatliche Einrichtungen und völkerrechtliche Sicherungen erzwingen, die aus den krüppelhaften Anfängen des Völkerbundes bald eine lebenskräftige, segensreiche Einrichtung machen werden. Nicht anders ist es mit dem Grundsatz des nationalen Selbstbestimmungsrechts, der durch das Interimistikum dieses Friedens nur parodiert worden ist, sich aber unwiderstehlich durchsetzen wird. Nicht allein innerhalb des ehemaligen deutschen Reichsgebietes, sondern in allen

Ländern und Erdteilen. Auch Irland wird Autonomie erringen, auch Aegypten und Indien werden selbständig werden. Die demokratische Entwicklung Englands und der andern Ententestaaten selbst wird aus dem Selbstbestimmungsrecht der Völker diese Konsequenzen ziehen. Auch die Abrüstung wird keine einseitige bleiben. Schon die finanziellen Schwierigkeiten werden auch England, Frankreich und Amerika zur Einschränkung ihrer Rüstungsausgaben zwingen, auch ihrer Ausgaben für das Flottenrüsten. Die Idee, den Mittemächten die finanzielle Bürde des Weltkriegs aufzuladen und dadurch selbst freie Hand für die Fortsteuerung des imperialistischen Kurses zu erhalten, wird sich nur zu bald als völlige Absurdität herausstellen.

So wird die Zeit alle die Aufgaben lösen, die nervöse Ungeduld schon von dem Augenblick gelöst wünscht. Nicht so, daß uns geheimnisvolle Mächte der Zukunft freundlich als Geschenk brächten, was allem Drängen und Ungestüm für die Gegenwart versagt bleibt. Nichts ist in der Politik und der Geschichte der Menschheit törichter, als auf das Wunderbare zu warten, auf eine unberechenbare Zufallsgunst, auf die Ausgießung des heiligen Pfingstgeistes. Alles, was das Schicksal der Menschheit an Fortschritten beschert, muß mühsam und geduldig von ihr erarbeitet werden. Aber hunderttausend Kräfte harren, nicht nur auf kommerziellem und industriellem, sondern auch auf sozialem und kulturellem Gebiete, der Arbeit, die ganz erst nach Friedensschluß aufgenommen werden kann. So unsinnig es ist, von dem provisorischen Ende des Völkerkriegs, das der Friedensvertrag darstellt, von den Verhandlungen und Demonstrationen einiger Wochen oder Monate eine völlige Neugestaltung der Welt und den plötzlichen Triumph des gestern noch verachteten Pazifismus über Imperialismus und Militarismus zu erwarten, so kleinmütig wäre es, nicht von der künftigen, gesammelten Kulturarbeit der sich selbst wieder zurückgegebenen Menschheit den endlichen Sieg der Vernunft und des Rechts über Unsinn und Barbarei zu erhoffen!

*

Natürlich: sollen Militarismus und Imperialismus niedergerungen werden, so darf vor dem Kapitalismus nicht Halt gemacht werden. Denn solange es innerhalb der Einzelstaaten herrschende und ausgebeutete Klassen gibt, wird es auch unter den Völkern Ausbeuter und Geknechtete geben. Aber mit der Ueberwindung des Kapitalismus verhält sichs nicht anders als mit der Niederringung des Imperialismus. Auch sie kann nicht das Werk des Augenblicks, sondern nur das Ergebnis der gewaltigen Kulturarbeit sein, die der Menschheit in den Jahren nach Friedensschluß harrt. Die ‚Freiheit‘ erwarb sich ein Verdienst, als sie kürzlich dem kommunistischen Wunderglauben an die soziale Zeugungskraft des Chaos entgegentrat und für die

Unabhängigen die Katastrophenpolitik ablehnte. Gibt es doch nichts Verwirrenderes und Entnervenderes als den Glauben an den unvermeidlichen allgemeinen Zusammenbruch, an die „Weltrevolution". Dieser Glaube ist von unübertrefflicher Einfalt: ob es zum Frieden kommt oder nicht, ob wir den Staatsbankerott kriegen oder nicht, ob die Wirtschaft zusammenbricht oder nicht — all das kümmert einen richtigen Kommunisten nicht. Oder vielmehr: kommt es zum Zusammenbruch — umso besser, denn aus dem Chaos wird sich, um mit der ‚Freiheit' zu sprechen, gleich einem Phönix die neue schönere Welt des Kommunismus erheben.

Nun, die Mehrheit des deutschen Volkes denkt noch immer so altmodisch, daß das Chaos eben das Chaos, die Katastrophe, die Summe alles Elends ist, und daß der Aufbau des Sozialismus nicht die sinnlose Zerstörung alles Bestehenden, sondern die organische Neugestaltung zur Voraussetzung hat. Diese Neugestaltung aber kann nicht verwegene Improvisation auf völlig neuer Grundlage sein, sondern nur Umbau und Ausbau. Wenn, wie in Rußland, die glorreichen Resultate des „reinen Räte-Systems" und des konsequenten Kommunismus darin bestehen, daß von einer Gleichheit der Entlohnung und Lebenshaltung dort so wenig die Rede ist wie innerhalb des Kapitalismus, daß dort gewisse Gruppen von Arbeitern und Angestellten sechsmal so hoch entlohnt werden wie andre, daß Ingenieure und Betriebsleiter gar 200 000 Rubel Gehalt bekommen, und daß zu alledem dem Kapitalismus immer mehr Konzessionen gemacht werden müssen — wozu dann überhaupt erst das Chaos, die Katastrophe, die Räte-Diktatur! Es offenbart sich eben auch hier, daß dem wirklichen Fortschritt nichts mehr schadet als die Hysterie eines Pseudo-Radikalismus, der unbekümmert über alle historischen und oekonomischen Bedingtheiten hinwegvoltigieren zu können glaubt, um schließlich in der tristesten Wirklichkeit zu landen.

Der Seekrieg von L. Persius

VIII.

Capelle

Als Tirpitz am fünfzehnten März 1916 seine schöne Dienstwohnung im Reichsmarineamt — das erst wenige Jahre zuvor vom Leipziger Platz in die Königin-Augusta-Straße übergesiedelt war — verlassen mußte, zog Admiral v. Capelle dort ein. Capelle hatte in frühern Jahren stets als Tirpitzens rechte Hand gegolten. Ständig saß er auf dem Drehschemel im Reichsmarineamt, bearbeitete den Etat, war ganz Zahlenmensch geworden. 1894 war er zum letzten Mal in der Front tätig gewesen, als Erster Offizier der ‚Weißenburg'. Seekrankheit hatte

ihn immer geplagt, wenn er an Bord kommandiert war. Da paßte er besser zu einer Schreiberstellung. Die füllte er gut aus. Er war der personifizierte Büreaukratismus. Uebelgesinnte nannten ihn „Feldwebel“, warfen ihm vor, daß er, weil er den Kontakt mit den Kameraden völlig verloren habe und immer nur mit den Admiralitätsräten verkehre, für die Bedürfnisse der Front kein Verständnis mehr zeige. Aber Capelle focht das nicht an. Er saß warm im Reichsmarineamt, wurde dort Stabsoffizier, Kontre-Admiral, Vize-Admiral und Admiral. 1912 wurde ihm gar der Adel verliehen, und auch die einträgliche Stellung eines Unterstaatssekretärs besorgte ihm noch sein hoher Chef. Im November 1915 gabs einen Streit, und Capelle zog des Bürgers Rock an. Als Tirpitzens Stellung Anfang März 1916 wackelte, wurden Viele als Nachfolger genannt. Capelle befand sich nicht unter ihnen. Umso größer war das Erstaunen, als er zum Staatssekretär des Reichsmarineamts befördert wurde. Sein Ressort: den Etat beherrschte er vollkommen; aber die Gesamtleitung des Reichsmarineamtes ging über seine Kraft. Seine Unzulänglichkeit zeigte sich zunächst im Reichstag. Da wurde der Name Capelle berühmt. Zur Debatte stand der Beginn des uneingeschränkten U-Boot-Handelskrieges. Man stritt um die Opportunität. Capelle erhitzte sich dafür. Vernünftige Parlamentarier kämpften dagegen. Da fielen aus Capelles Munde die Worte: „Amerika — Null, Null und nochmals Null!“ Er lehnte damit die Einwendungen Derer ab, die auf die mögliche Beteiligung Nordamerikas am Kriege hinwiesen, und dokumentierte so, daß er eines Sinns mit seinem frühern Chef Tirpitz sei. Der hat zu einem Interviewer, dem Vertreter des Neuen Pester Journals, noch im Januar 1918 gesagt: „Amerikas militärische Hilfe ist ein Phantom.“

Zu scharfen Zusammenstößen kam es im Reichstag über den Unterseebootsbau. Mitglieder der Fortschrittlichen Volkspartei, wie Gothein und Struve, traten für beschleunigte Herstellung der uns so dringend nötigen Waffe ein. Capelle sträubte sich. Es ist bekannt, daß Tirpitz viel zu wenig U-Boot-Bau-Aufträge erteilt hatte, und daß Capelle ähnlich verfuhr. In den Verhandlungen kamen diese Dinge zur Sprache. Capelle äußerte: „Was sollen wir später mit allen den U-Booten anfangen? Wie soll das Avancement der Offiziere sich gestalten? Was soll mit den vielen Leutnants, die jetzt U-Boot-Kommandanten sind, gemacht werden? Es muß doch auch hier, wie in allen Dingen, ein gewisses Maß innegehalten werden. Wir haben uns schon im Reichsmarineamt mit der Frage beschäftigt, einen besondern Hafen als Unterseebootfriedhof einzurichten.“ (Das ist nun nicht mehr nötig, seitdem die Engländer die Sache in die Hand genommen haben.) Diese Worte Capelles, die von eminenter Voraussicht zeugen, fielen im April 1917; man lese

die Akten der Hauptausschußsitzungen nach! Und ebenso findet sich dort, in der amtlich durchgesehenen Niederschrift, der Satz: „Ich kann dem Abgeordneten Wiemer nur erklären, daß ich persönlich davon überzeugt bin, daß der Krieg in diesem Herbst beendet ist; ich nehme keinen Anstand, das hier zu erklären." (Der Herbst 1917 war hiermit gemeint!) Capelle wurde erst durch den Reichskanzler Bethmann Hollweg veranlaßt, seine Pflicht zu tun, das heißt: U-Boot-Bau-Aufträge an die Werften zu geben. Das hat er selbst, am fünften Juli 1917 im Hauptausschuß, eingestanden mit den Worten: „Meine Herren, ich kann auch noch mitteilen, daß ich vom Herrn Reichskanzler bezüglich des U-Boot-Baues die politische Direktive bekommen habe, der Reichskanzler rechne mit der Möglichkeit eines langen Krieges und langwieriger Friedensverhandlungen — ich möchte die U-Boot-Vergebung für das Jahr 1917 zu 18 diesen politischen Gesichtspunkten anpassen."

Böse Entgleisungen, Abweichungen von der Wahrheit ließ sich Capelle zu Schulden kommen. Man erinnert sich an die Verlesung aus dem Protokoll vom neunundzwanzigsten März 1916 in der Budgetkommission: „Die Aussicht, daß durch Torpedierung von monatlich 600 000 Tonnen England auf die Knie gezwungen werden könne, werde von dem Reichskanzler nicht geteilt: aber man werde nicht sagen können, daß die gegenteilige Ansicht nur die Ansicht der arbeitslosen (!) Masse sei. Soweit ihm, Capelle, bekannt, habe der Admiralstab noch im Februar seine Stellung dahin eingenommen, daß diese Leistung genüge, um England auf die Knie zu zwingen. Der Großadmiral v. Tirpitz habe die Auffassung vertreten, daß dieser Erfolg zu erzielen sei. Er, Capelle, müsse gestehen, daß die Ansicht des Großadmirals v. Tirpitz für ihn von durchschlagender Bedeutung sei". Und Capelle fügte hinzu: „Meine Herren, Sie sehen, hier steht nichts von sechs Monaten." Die Antwort des angegriffenen Abgeordneten Westarp war: „Der Hauptsatz des Protokolls ist nicht mit verlesen worden: ‚Der Admiral v. Capelle habe gestern (wie der Reichskanzler) eine gegenteilige Ansicht vertreten.'" Diese Ansicht des Herrn v. Capelle konnte dann auch noch aus den Aeußerungen der Abgeordneten Gröber, David und Müller-Meiningen im Einzelnen festgestellt werden. Für Herrn v. Capelle war diese Feststellung ein harter Schlag. Er hatte grade vorher versichert, daß er den Ausführungen des Grafen Westarp nur so zustimmen könnte: er sei im März 1916 auch schon für den uneingeschränkten U-Boot-Krieg eingetreten. Das Protokoll belehrte ihn eines andern. Er dankte durch Schweigen. Die Mitglieder des Hauptausschusses waren peinlich berührt. Sie hatten bis dahin solche Vorkommnisse in Deutschland nicht für möglich gehalten. Aber sie hätten sich doch nur an ihre Erfahrungen mit Tirpitz zu erinnern brauchen.

Immerhin: nach diesen Verhandlungen glätteten sich die Wogen nochmals. Capelle versprach Besserung, versprach, seine fehlerhafte U-Boot-Bau-Politik aufzugeben, seinem gar zu kühnen Optimismus zu entsagen. Dann aber, in der historischen Reichstagssitzung vom neunten Oktober 1917, riefen die Aeußerungen Capelles über die angebliche Unterstützung der Meuterer in Wilhelmshaven durch unabhängige Abgeordnete einen Sturm der Entrüstung hervor. Capelle hatte eben keinen Schimmer von parlamentarischen Gepflogenheiten, ahnte garnicht, wie die Situation war, in welches Wespennest er gestochen hatte. Seine Hilfsorgane hatten die Pflichtverletzung begangen, ihn nicht auf die Folgen seiner unbedachten Aeußerungen aufmerksam zu machen; und der Reichskanzler Michaelis ließ ihn überdies, wenig kollegial, im Stich. Schon im Hinblick auf das Ausland wars eine kolossale Unvorsichtigkeit, und das Inland erfuhr nun überhaupt erst etwas von der ganzen üblen Angelegenheit. ‚Manchester Guardian' schrieb am elften Oktober 1917: „Fraglos ist die Meuterei das ernsteste politische Ereignis in Deutschland während des Krieges und tatsächlich seit 1848. Sie war nach Capelles Eingeständnis eine revolutionäre Bewegung, die die Dynastie und die gegenwärtige Ordnung stürzen und Deutschland zur demokratischen Republik machen wollte. Sie war eine Bewegung zur Erzwingung des Friedens." Die gesamte ausländische Presse beschäftigte sich nach Capelles Rede im Reichstag längere Zeit mit den „Meutereien". Die englische Station Carnavon verbreitete folgenden Funkspruch: „Die Besatzungen von vier Linienschiffen in Wilhelmshaven meuterten und verließen die Schiffe. Die Besatzung der ‚Westfalen' warf ihren Kommandanten über Bord, seine Leiche wurde erst nach vier Tagen gefunden. Ein Matrosenregiment, das den Aufstand unterdrücken sollte, verweigerte den Gehorsam. Der Kreuzer ‚Nürnberg' befand sich außerhalb des Hafens. Seine Besatzung meuterte ebenfalls, sperrte die Offiziere ein und steuerte der norwegischen Küste zu. Erst deutsche Torpedoboote vermochten durch die Drohung, die ‚Nürnberg' zu torpedieren, die Ordnung wiederherzustellen, und die Besatzung wurde gefangen gesetzt." Man erkennt, wie die unbedachte Rede Capelles unsern Interessen genützt hat.

Nach diesem Bravourstück zog Capelle zum zweiten Mal des Bürgers Rock an. Man sollte aber dem Manne keinen zu schweren Vorwurf machen. Er war auf einen Posten berufen worden, den auszufüllen Veranlagung und Ausbildung ihn nicht befähigten. Den trifft die Verantwortung, der ihn berief. Und was gewisse „Entgleisungen" angeht, so war er nur der leider allzu gelehrige Schüler seines großen Chefs Tirpitz. Dem muß man auch für diese Sünden die Schuld aufbürden.

(Fortsetzung folgt)

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LXIV.

Oscar Cohn

So, da haben wir die Dinger aufgestellt. Rücken Sie, bitte, das Schachbrett ein wenig nach links. Noch ein bißchen weiter. Nun haben wirs Beide bequem genug. Los!"

„Natürlich den Bauern . . ."

„Warum wundert Sie das?"

„Garnicht wunderts mich. Sie haben doch, lieber Doktor, auch Ihre parlamentarische Laufbahn mit einem Bauernfang . . ."

„Nanu . . .?"

„Nun, tun Sie nur nicht so erstaunt, Doktor. Lange genug hatten Sie in Nordhausen für den Reichstag kandidiert. Ihre eigne Partei hatte nicht allzu großes Interesse für Sie und schob Sie immerwährend in ein und denselben aussichtslosen Wahlkreis ab. Die Freisinnigen spielten dort nun einmal die erste Flöte. Herr Nebelung, der Schriftgewaltige, und Herr Doktor Otto Wiemer, der Posaunenredner und parlamentarische Bierphilister. Und wenn Wiemer, Eugen Richters einstiger Protégé, auch nie in der Hauptwahl das Rennen machte, so hieben ihn bei der Stichwahl doch die Konservativen, die Bündler und Antisemiten heraus . . ."

„Sehr richtig — nur 1912 nicht, bei den Reichstagswahlen nach der Zertrümmerung des Bülow-Blocks. Da haben die Antisemiten allerdings mich gewählt . . ."

„Das mein' ich ja eben. Weil die Freisinnigen das allgemeine Stichwahlbündnis mit der Sozialdemokratie eingegangen waren, rächten sich die Rechten und gaben in Nordhausen für die Stichwahl die Parole aus: Wider Wiemer! Der amtliche Apparat auf dem Lande begann, hintenherum, für Sie zu spielen. Die Bauern wurden für Sie künstlich begeistert und der Kriegerverein für Ihre Kandidatur mobil gemacht. Fahnenbänder wurden ihnen versprochen, wenn Sie das Rennen machten, und also sangen die biedern, treudeutschen Kriegervereinler: „Mit Gott für König und Vaterland — ohne Cohn kein Fahnenband!" Und das, Doktor, nennen Sie keinen Bauernfang?"

„Wenn Sies so meinen, gut. Ich habe mich ja auch schön revanchiert. So, und jetzt schiebe ich, Ihnen zum Aerger, gleich noch einen Bauern vor."

„Nun sagen Sie mir, wie sind Sie eigentlich in die Politik gekommen? Sind Sie nicht allmählich müde geworden, als die Partei Ihnen so lange die kalte Schulter zeigte?"

„Gut Ding will Weile haben. Ich gehe jetzt auf die Fünfzig. Habe als Jude mit meinem so unverkennbar jüdischen Namen schon auf der Schule, auf der Bürgerschule und auf

dem Gymnasium in Brieg, mit offenem und verstecktem Antisemitismus kämpfen müssen. Aber dieser Kampf, dieses fortwährende Auf-dem-Qui-vive-sein hat meine Kraft gestählt und mir eine zähe Ausdauer gegeben. Ich habe so etwas wie Bitternis gegen die gefühlsrohe Gesellschaft im Herzen getragen, aber eine immer dickere Hornhaut bekommen. Motto: Nun erst recht! Meine Studienzeit in Greifswald und München, meine lange Referendars-Aera am berliner Kammergericht haben diese Charakterrüstung nur noch gehärtet. Na, und dann wurde ich Rechtsanwalt in Berlin, und Proletarier wurden meine Klienten. Ein Deklassierter bei andern Deklassierten. Das ist ein Kitt, der zusammenhält. Alle möglichen Zivil- und Strafprozesse hab' ich in wirbelndem Wechsel geführt. Sozialistische Kollegen fand ich, Liebknecht, Heine und die Andern; wie ich auch schon als Student der Freien Wissenschaftlichen Vereinigung zusammen mit Landsberg angehört habe. Gott, wo sind diese Zeiten hin!"

„Ja, und wie gerieten Sie nun in die Politik, Doktor?"

„Ich war eben so mit der Zeit drin. Allerdings zunächst mehr an der Peripherie der Partei als im Zentrum, wo die Götter thronten. Dabei war ich sehr fleißig. Erklärte mich zu allem und jedem bereit. Hielt Vorträge, wenns gewünscht wurde, und schrieb Flugblätter. 1909 saß ich endlich wenigstens als Stadtverordneter im Roten Hause Berlins. Na, und das Uebrige wissen Sie . . . Jetzt hol ich aber meinen Springer an. Achtung, Freundchen!"

„Ihre politische Laufbahn ging dann ja auch sprunghaft vorwärts. Sie wurden Kriegsgewinnler . . ."

„Nanu, seh' ich so aus? Wissen Sie, mir ists oft recht kodderig gegangen, ohne daß ich etwa hätte zu hungern brauchen. Wenn ich früher zu Parteitagen entsandt wurde, war mir das bescheidenste Logis grade gut genug. Und auch später wars mir immer weniger um mich als um die Andern zu tun."

„Zugegeben. Ich weiß, wie Sie das Hilfswerk für die galizischen Juden gefördert haben, und daß Sie während des Krieges in Rumänien und in der Ukraine gewesen sind, um die Lage der Juden zu studieren und zu verbessern."

„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht. Aber wissen Sie auch, daß ich Anfang der neunziger Jahre sechs Semester im Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiment Nummer 2 gedient habe — sechs Semester, weil ich nicht Geld genug hatte, um den feinen Einjährigen zu spielen —, und daß ich von April 1915 bis Juni 1917 in Feldgrau gesteckt habe?"

„An der Front?"

„Das nicht. Aber ich habe im Gefangenenlager zu Guben, in Litauen und Kurland und im Elsaß Wache geschoben. Hätte ich mir nicht früher schon, bei der zunehmenden Praxis, einen

Sozius zugelegt: ich hätte mein Anwaltsgeschäft schließen müssen."

„Aber das bleibt nun doch einmal bestehen, daß Sie politisch durch den Krieg hochgekommen sind. Die alldeutsche, die ganze konservative Clique tobte jedes Mal, wenn Sie im Reichstag den Mund aufmachten, nachdem Sie, ursprünglich Kreditbewilliger, sich im März 1916 zu den linkesten Unabhängigen geschlagen hatten. Herr von Graefe, der mecklenburgische Talmijunker, war ganz besonders versessen auf Sie. Ich denke noch an den Tumult, an das wilde Rauschen im rechten Blätterwald, als Sie den Antrag stellten, einen militärischen Ueberwachungsausschuß des Parlaments zu bilden, um den Allvater Hindenburg und den Heiligen Geist Ludendorff kontrollieren zu können. Ein schöner Gedanke — auch wenn Ihr Antrag damals vom Reichstag glatt abgelehnt wurde. Und dann waren Sie es ja auch, wenn ich nicht irre, der in einer Sitzung des Hauptausschusses die Kronratsgeschichte vom fünften Juli 1914 aufdeckte . ."

„Lieber Freund, wenn Sie Ihre Gedanken gar zu weit vom Schachspiel abschweifen lassen, das, wie Sie wissen, für mich eine ernste, nachdenkliche Sache ist, dann werden Sie noch böse hereinfallen. Schauen Sie doch hin, Ihre Königin ist in Gefahr . . ."

„Macht nichts: mein Turm wird Sie schon einschüchtern."

„Ihr Turm? Das wollen wir doch mal sehen. Lassen Sie mich nur einen Augenblick überlegen. Ich bin ein sehr Vorsichtiger . . ."

„Uebrigens: Turm! Bei dem Matrosenputsch vom Sommer 1917 und der Generalstreikbewegung vom Januar 1918 haben Sie mit einem Aermel den Zuchthausturm gestreift. Wehe, wenn man Sie damals gepackt hätte!"

„Aber man hat mich eben nicht gepackt — und sehen Sie: so schmeiße ich jetzt auch Ihren Turm."

„Ich habe aber noch einen zweiten, Doktor!"

„Auch der schreckt mich nicht. Ich habe vor der Königlich Preußischen Polizei ganz offen mit den Bolschewiki in der berliner russischen Botschaft verkehrt, war offiziell Herrn Joffes Rechtsbeistand und habe inoffiziell für die Sache unsrer Revolution gearbeitet, ohne daß mir jemand was konnte. Und da soll ich vor Ihrem Turm Angst haben?"

„Ja, die russische Botschaft! Ich entsinne mich noch, wie ich eines Tages von Herrn Joffe empfangen werden sollte. So im August oder September 1918. Ich trat ins Haus, und gleich empfingen mich zwei fliegende Portiers: Proletarier ohne Kragen, einen roten Shlips um den Hals gewürgt, den Oberkörper ungezwungen in eine graue Joppe gesteckt. Man hatte den Eindruck, auf einen Bauhof zu kommen, der durch Streikposten gesperrt ist. Im Hof sah man Zarenbilder, prachtvolle

Mahagonitische und andre wertvolle Möbel dem Wind und Wetter preisgegeben. Herr Joffe selbst konnte mich an jenem Tage nicht empfangen. Aber sein Adlatus, ein schmächtiger Jüngling, Herr Rosenberg, nahm sich meiner an und plauderte, mit der Geste des gewiegten Diplomaten, über hohe Politik. Das Empfangszimmer war merkwürdig ausgeräumt. Ein paar Sessel, ein Tisch, ein Teppich. Weiter nichts. Die Wände waren kahl, und vom Türgerüst und von den Bronzen des Kandelabers und der Ofenumkleidung waren die Zaren-Kronen abgebrochen. Das Treiben im Botschafterpalais war recht ungeniert. Ueber allem schwebte der Geist der Marquise von Pompadour, der galanten Sekretärin des Herrn Joffe. Uebrigens, erzählte man sich, passierte da einmal eine niedliche Szene. Nach kommunistischem Rezept nahmen Alle, vom Herrn Botschafter bis zum Herrn Chauffeur herab, gemeinsam das Mittagsmahl ein. Da aber begab es sich, daß der Herr Chauffeur Gefallen fand an seinem Gegenüber, der Marquise von Pompadour. Herr Joffe bemerkte es, sagte aber nichts, sondern handelte nur. Am nächsten Tage speiste er mit der Marquise allein in einem andern Zimmer. Das, riefen die Andern (nicht zuletzt der Chauffeur), verstoße gegen die große Idee der kommunistischen Gleichheit. Aber Herr Joffe meinte gelassen, daß diese Gleichheit an irgendeiner Stelle Halt machen müsse . . ."

„Hören Sie auf, lieber Freund! Es wurde sehr viel von der russischen Botschaft und ihren Intimitäten erzählt. Was davon wahr ist, weiß ich nicht. Passen Sie lieber auf Ihren zweiten Turm auf. Auch der ist in dringender Gefahr. Stürzt er dem ersten nach, so ist der König bedroht, und womöglich fällt Ihr ganzer Bau."

„Mir behagts bei den Russen noch ganz gut. Hat man Ihnen nicht ‚Wohltätigkeitsgelder' für die russischen Gefangenen zugesteckt, und haben Sie die nicht einem schöneberger Budiker zum Ankauf von Gewehren gegeben? Haben Sie und Barth und Haase dann nicht die Revolution gemacht . . .?"

„Olle Kamellen. Im Reichstag und in der Nationalversammlung zur Genüge durchgekäut."

„Aber der Brief Joffes hats doch bestätigt!"

„Ja, glauben Sie denn, so 'ne Revolution macht sich ganz allein? . . . Halt, jetzt habe ich Sie: Schach dem König!"

„Donnerwetter . . ."

„Sehen Sie: Bereit sein ist alles. Meine Pionierarbeit, deren Ziel den politischen Gegnern verborgen blieb — Sie kennen ja mein ruhiges Auftreten und meine scheinbar rein sachliche Redeweise im Parlament . . ."

„Ja, die kenne ich. Aber seien Sie mir nicht böse: ich hatte immer den Eindruck, als ob sich hinter dieser Fassade ein brennender Ehrgeiz verberge, eine Machtgier, ein Wille, sich

unter allen Umständen durchzusetzen. Weitausschweifendes Wollen, von Eitelkeit nicht ganz frei. Jetzt geht es mit allerhand Nadelstichen gegen die sozialistisch-demokratische Koalitionsregierung Scheidemann. Mit den Linkesten, mit den Kommunisten äugeln Sie. Noch sind Sie, der Sie einige Zeit, während der Revolutionsflitterwochen, Unterstaatssekretär im Reichsjustizamt waren, sich nicht völlig klar, wohin Sie den Weg nehmen sollen . . ."

„Nun lassen Sie mich aber auch wieder einmal zu Wort kommen. Kennen Sie Peter Krapotkins Werk über die französische Revolution? Oder Louis Blancs Darstellung? „Ihr wolltet die Freiheit ohne die Gleichheit", sagt der Berg; „und wir wollen die Gleichheit, weil wir uns ohne sie die Freiheit nicht vorstellen können." Darin ist meine Politik ausgedrückt. . . . Im übrigen, wie Sie sich auch bemühen: das Schicksal Ihres Königs ist besiegelt."

„Es gibt in der Tat kein Entrinnen mehr."

„Und ist schließlich Schach dem König geboten zu haben nicht auch ein Verdienst?"

Preußische Presse von Kaspar Hauser

Niemand hat eine so große Fresse
wie die preußische Presse.
Und ehe wir wieder mit bunten Aurikeln
die Harfe umschlingen
und leise singen —
laßt uns ein bißchen leitartikeln.

Vor dem Kriege waren sie da,
schrieen täglich zweimal Hurra,
rasselten mit dem glorreichen Säbel,
schimpften auf Auer und schimpften auf Bebel,
beteten Gott an und die Offiziere,
und rollten sich abends in Rudeln zu Biere.

Soweit war das schön und gut.
Aber Vierzehn, da schwoll ihr Mut!
Endlich war ihre Zeit gekommen,
auf die sie so viel Vorschuß genommen,
von der Bernhardi immer geschrieben —
nun hatten sie uns hineingetrieben.
Und von ihren Freunden, den Offizieren,
ließen sich Alle reklamieren,
und schrieben dafür die hübschesten Sachen:
Wie weit da hinten die Mörser krachen,
wie die braven, lieben, ordentlichen, guten
Feldgrauen gar so gerne verbluten,
wie sogar manchmal die Herren Obersten schwitzen,
wenn sie beim Trinken im Stabsquartier sitzen,

und wie so freundlich und loyal
zu ihnen gesprochen der Herr General.
Und so ging das ein, zwei, drei, vier lange Jahre — — —

Aber auch diese wunderbare
große und erhabene Zeit
schien uns Allen zu groß und weit . . .
Und plötzlich wurde die Zeit wieder klein —
Ludendorff fiel mit allem herein
und besuchte plötzlich und eiligst Schweden.
(Uebrigens, darüber ist nichts zu reden:
Er tat das nur aus Gesundheitsrücksichten.
Denn als hier zuhause die tollen Geschichten
sich wieder beruhigt und gelegt,
kam er gleich wieder angefegt;
und jetzt sitzt er an einem Geschreibe dran
und wird zur Belohnung ein reicher Mann.)

Aber die Presse!
daß ich die nicht vergesse!
Wir dachten doch nun, jetzt seis mit ihr aus!
Das überlebe sie nicht, dies Gebraus.
Denn nun liegt es doch klar am Tage:
Für wen ertönte die Totenklage?
Wer hat die Mannschaft aufs Blut geschunden?
Wer bereicherte sich noch an Totwunden?
Wer klaute in viereinhalb langen Jahren
Kantinenfonds, Marketenderwaren?
Wem verdanken wir diese Niederlage?
Nun, dachten wir, liegt es klar am Tage . . .

Weit gefehlt!
Sie haben sich garnicht lange gequält
und spotten schon heute voller Hohn
auf die Revolution!
Und wenn wir in Verhandlungen traten,
so geschah das nur wegen der lumpigen Soldaten,
diesen hundsgemeinen Hallunken,
und überhaupt: deshalb sei alles gesunken . . .
Die Kerls sind an allem, allem schuld — — —

Deutschland! hast du eine Lammsgeduld!
Läßt dir heute nach diesem allen
Frechheit von Metzgergesellen gefallen?
Lern ihre eiserne Energie!
Die vergessen nie.
Die setzen ihren verdammten Willen
durch — im lauten und im stillen
Kampf, und sie denken nur an sich.
Deutschland! wach auf und besinne dich!

Nur Einen Feind hast du deines Geschlechts!
Der Feind steht rechts!

Spielclubs von Max Epstein

Das gesellschaftliche Bild

An einem Tisch, der mit grünem Tuch bezogen und ziemlich lang ist, sitzt in der Mitte ein Herr, der aus einem „Schlitten" Karten zieht; ihm gegenüber ein Croupier; zu beiden Seiten Herren und Damen; hinter diesen einige Reihen mehr oder weniger beteiligter Zuschauer. Wenn die Bank ersteigert ist, werden die Sätze in Spielmarken oder auch in Scheinen gemacht. Der Bankhalter stellt die Beendigung dieses Vorgangs durch eine schreckliche Verdeutschung der geflügelten Worte von Monte Carlo fest und betont den Abschluß der Sätze durch ein kräftiges: „Ab dafür", was im Munde der meisten sich anhört wie „apdevier". Der Bankhalter verteilt links und rechts je zwei Karten, nimmt zwei sich selbst, deckt sie auf und sieht seine Gegenspieler fragend an. Wer mehr hat als er, hat gewonnen. Die Bilder zählen nicht. Von der Summe über Zehn werden Zehn abgezogen. Hat eine Seite mindestens fünf, so wird nicht mehr gekauft, wenn nicht zwingende Gründe vorliegen. Acht und Neun sind die beiden höchsten „Schläge". Wer sie hat, streicht als Bankhalter das Geld ein, als Spieler wird ihm sein Satz verdoppelt. Wenn der Schlitten ausgegeben ist, werden drei neue Spiele in den Schlitten hineingetan. Dieses Spiel, das man kurz „Bac" nennt, lernt ein Kind in wenigen Minuten. Berlin zählt zur Zeit abertausende von Menschen, die dieses Spiel täglich stundenlang betreiben können, ohne in Agonie zu verfallen. Freilich — was für Menschen! Schieber führen das große Wort. Ab und zu verirren sich in das Gewirr von Hochstaplern, Kokotten und tageslichtscheuem Gesindel einige sogenannte bessere Leute. Die „Aufmachung" ist in den meisten Clubs keineswegs elegant. Einige bilden eine Ausnahme. Man kann in jedem Club verhältnismäßig billig zu essen bekommen, kann sich rasieren lassen, findet überhaupt alles zu seiner Bequemlichkeit vor.

Die Rechtslage

Das Strafgesetzbuch befaßt sich mit dem Glücksspiel an zwei Stellen: nach § 284 wird mit Gefängnis bestraft, wer aus dem Glücksspiel ein Gewerbe macht. Damit ist nicht viel anzufangen. Bac ist keine sichere Gewinnquelle. Durch ständige Verdoppelung der Einsätze mag man zwar mit mathematischer Notwendigkeit den ersten Einsatz gewinnen, und man kann dieses Spiel ununterbrochen wiederholen. Aber der Erfolg scheitert an der oft zu beobachtenden Glücks-„Strähne" des Bankhalters und seinem Recht, gegen Opferung einer bestimmten Summe mitten im Gewinn aufzuhören. Nach § 285 verwirkt der Inhaber eines öffentlichen Versammlungsorts, sobald er Glücksspiele gestattet, eine Geldstrafe bis zu fünfzehnhundert Mark. Früher

vermochte die Polizei mit diesem Paragraphen zu arbeiten. An Orten, wo glücklich und unglücklich gespielt wurde, erschienen plötzlich ein paar Schutzleute mit einem Kriminalkommissar und nahmen, was sie fanden, mit: Geld, Spielmarken, Karten und meist auch die harmlosen Spieler. In den Tagen der Freiheit, besonders seit etwa zwei Monaten, findet man, daß diese gesetzliche Bestimmung auf die zahllosen Clubs, die sich gebildet, nicht anwendbar sei. Angeblich fehlt die Oeffentlichkeit des Versammlungsortes. Nur Schwindler und Heuchler werden der Polizei beistimmen. Jedes Kind weiß, daß man in die neuen Spielclubs mit geringen Schwierigkeiten hineinkommt. Es sind nicht nur öffentliche Orte, sondern meist sogar öffentliche Häuser. In irgendeinem Stockwerk eines großen Hauses oder in irgendeiner freundlich zurückgebauten Villa schreitet man an ein paar stahlbehelmten Männern der Sicherheitswache vorbei und wird von einem Boy in einen Vorraum geführt. Dort liegt ein Buch aus. Man trägt sich ein. Man zahlt dafür zwanzig Mark. Man erhält innerhalb einer Minute eine Eintrittskarte. Man betritt den Club. In den Statuten steht zwar ordnungsmäßig, daß die Aufnahme nur durch einen Ausschuß erfolgen könne. Welch ein Ausschuß! Niemand hat ihn jemals gesehen. Zudem sind Gäste hochwillkommen. Wenn die Polizei wollte . . . Aber sie will nicht. Sie wird schon wissen, warum. Es wäre eine Leichtigkeit, alle die Spielclubs zu schließen. Man brauchte nicht einmal den Belagerungszustand. Aber die Stadt Charlottenburg plant, mit einer Maßregel voranzugehen, die die Schließung ganz unmöglich macht. Sie plant — non olet —, einen hohen Steuersatz von den Gewinnen oder den Umsätzen des Spiels zu erheben. Zunächst werden die Club-Schieber schon wissen, wie man mit den Steuerbehörden und den andern Kontrollorganen umgeht. Aber davon abgesehen: hier besteht eine Gefahr, vor der nicht eindringlich genug gewarnt werden kann. Bisher sind die Clubs verboten. Nicht die alten Clubs, in denen meist gespielt wird, deren Mitglieder aber Niveau und zum größten Teil eine Nebenbeschäftigung, auch innerhalb des Clubs, haben. Den Spielclubs kann oder könnte man zu Leibe gehen. In dem Augenblick freilich, wo eine Stadt sie aus irgendeinem höchst fadenscheinigen Rechtsgrund besteuert, erkennt man sie an, protegiert man sie sogar. Das aus solcher Quelle gewonnene Geld erschüttert Recht und Moral, und man wird bestenfalls dazu kommen, einzelne besonders einträgliche Spielclubs zu bevorzugen und zu deren Gunsten die Konkurrenz fernzuhalten. Was in Charlottenburg recht ist, wird in andern Gemeinden billig sein. Die Steuermethode ist äußerst bequem, und im letzten Dorfkrug wird sich ein Spielclub von Bauern und Landarbeitern auftun, der die Gemeindelasten auf die leichten Schultern nimmt. Der

Oberpräsident hat in Breslau einen Spielclub geschlossen, der täglich zehntausend Mark Kartengeld einnahm. Die Schließung erfolgte aber nicht aus rechtlichen oder moralischen Erwägungen, sondern aus Angst vor energischen Spartacisten. Um die Gefahr der Schließung abzuwälzen, fängt der eine oder andre Club jetzt schon an, die Oeffentlichkeit zu beschränken und die Aufnahme ein wenig zu erschweren. Wenn man ernstlich will, wird man auch ihnen leicht beikommen. Aber man will nicht ernstlich. Einem Cabaretisten, der in der Bellevue-Straße ein Restaurant betrieb, schloß das Kriegswucheramt die Bude. Unmittelbar darauf wurde ein Verein gegründet, der aus einem andern Verein Möbel entnahm und in dem Lokal mit demselben Publikum weiter arbeitete. Jetzt erspart der Unternehmer das kostspielige Cabaret und verdient noch einen Anteil am Kartengeld.

Das soziale Problem

Alle Spieler sind gleich. Wenn sie gewinnen, geben sie mit vollen Händen und werden leichtsinnig. Wenn sie verlieren, suchen sie den Verlust zu verschmerzen. An Glückstagen spenden sie den herumsitzenden und durch die Säle spazierenden Liebedienerinnen Beträge, die diese in den andern Versammlungsorten der venus vulgivaga nur ausnahmsweise einheimsen. Auch Diener, Friseure, Kellner erhalten Trinkgelder, mit denen sie sich selbst an der Bank beteiligen könnten. Wer aber einmal leicht verdient hat, fängt wieder zu spielen an und hört nicht so leicht auf. Menschen, die den Tag über arbeiten sollten, ruinieren ihre Lebenskraft durch diese anstrengendste Nachtarbeit. Frauen vernachlässigen ihren Beruf und ihre Familie. Die Rücksicht auf das schwächere Geschlecht, ja die Freude an ihm wird vom Spiel erstickt. Man sieht als Verlierer im Gewinner seinen Gegner. Eine erschreckende Gier verzerrt die Gesichter. Die niedrigsten Instinkte werden aufgerüttelt. Die langsam fördernde Arbeit des Tages wird wertlos. Ausdauernde Tatkraft erscheint schrullenhaft. Der solide erworbene Besitz des Kopfarbeiters, des Industriellen wandert in die Hände ausgekochter Hochstapler. An allen großen Orten und Industrieplätzen bilden sich Spielclubs. Nicht nur in Berlin, sondern auch in Aachen, Chemnitz, Crefeld, Essen, allüberall verspielen wohlsituierte Großunternehmer ihr Geld an einheimische und zugereiste Schieber. Das unsägliche Gesindel, das sich zusammenfindet, wo Glücksspiel getrieben wird, fällt rabenartig über Beute und Beutel fettduftender Schlachtopfer her. Diese sind ahnungslos. Sie vernachlässigen ihre bisher ordnungsmäßig geführten Handelsbücher und pfeifen auf das ganze Familienleben. Die Gaststätten, die für Aufnahme und Bewirtung des Publikums kostspielig hergestellt sind und einen teuern Apparat unterhalten, veröden. Die guten Restaurants verlieren ihren

besten Besuch an die „lauschigen" Gastzimmer der Spielclubs. Die wenigen vornehm wirkenden Lokale, die bisher eine Anziehungskraft auch für die Fremden waren, können ihren Etat nicht mehr decken und werden ihren Betrieb einstellen müssen.

Die Schlupfwinkel des Glückspiels

Im preußischen Landrecht fanden sich Handhaben gegen solche Schlupfwinkel. Heute? Unter allen möglichen Decknamen und Deckadressen blühen die puren Spielclubs auf. Da gibt es Sportvereine und solche, die in Geselligkeit machen; ja es gibt sogar kaufmännische Vereine, die in Wahrheit nur dem Spiel dienen. Auch die Rennbahn Grunewald hat ihren Sportverein, der zu seiner Eröffnung ein luxuriöses Essen reichte und die Kosten schon am ersten Abend hereinholte. Das Hotel Kaiserhof gab sich dazu her, einen Spielclub zu beherbergen und noch dazu einen von der übelsten Sorte. Es war ein nicht eingetragener Verein, der damit endete, daß er etwa 440 000 Mark Ships und Gutscheine nicht einlöste. Der Fall ist nicht vereinzelt. Um zu spielen, braucht man diese Ships, die man an der Kasse kaufen kann. Man sollte meinen, daß das Geld für die gekauften Ships an der Kasse bleibt und jederzeit wieder herausgeholt werden kann. Weit gefehlt: die Kasse, also die Verwaltung des Clubs macht mit dem eingezahlten Geld Geschäfte. Sie beteiligt sich an der Bank oder, was besonders oft vorkommt, sie borgt den großen Spielern hohe Beträge, wenn diese einmal angeschossen sind — denn die großen Spieler braucht man, um den Betrieb hochzuhalten und die Kosten zu decken. Das Restaurant ist billig. Dessen Gäste kosten den Club nicht mehr als je zehn bis zwanzig Mark am Tage. Die Einnahme besteht in Geldgeschäften und Kartengeldern. Die Summen, die auf diese Weise verloren werden, die Verluste an Energie, Kraft und Werterzeugung sind ungeheuer. Es handelt sich um ein unermeßliches Unglück. Auch in den Zeiten wirtschaftlicher Depression nach verlorenen Kriegen hat Preußen nicht versucht, durch Spielclubs Geld zu gewinnen, sondern hat im Gegenteil die Spielhöllen geschlossen. Man kann sich, wenn man kein Pharisäer ist, allenfalls vorstellen, daß irgendeinem luxuriösen Badeort im Westen des Reichs zur Anziehung der Fremden ein sommerlicher Spielclub erlaubt wird. Aber man sollte es machen wie der Fürst von Monaco, der seinen Landeskindern das Spielen verbot. Auch die Frauen gründen sich ihre Clubs unter allen möglichen Namen. Sie spielen sogar Roulette. Bei ihnen ist das Spiel besonders gefährlich, weil sie im allgemeinen kein Vermögen verwalten und verdienen und im Falle eines Verlustes auf die schiefe Ebene geraten müssen. Wohin die führt, brauche ich nicht zu sagen. Die Frau wird um jeden Preis versuchen, Geld zum Spielen zu bekommen. In Berlin

besteht ein angeblicher Journalistenclub, in dem Bac und Roulette gespielt wird, von Journalismus aber nichts zu merken ist. Die guten Clubs müssen an Entkräftung zugrunde gehen, weil sie zu viele zahlungsfähige Mitglieder an die Spielclubs verlieren. Das Treiben dieser Clubs wird nach und nach gar nicht mehr verhüllt. Man sehe die Annoncen unsrer Zeitungen an und stelle fest, wie viele Inserate auf das Spiel Bezug haben, in wie vielen Ships angeboten, Croupiers gesucht, Roulettetische gekauft werden.

Die wirtschaftliche Seite

Will man den ganzen Umfang der Misere ermessen, so muß man ungefähr die Zahlen kennen. Sie ändern sich rasch, aber nur zu Gunsten des Verfalls. Es gibt in den besten Gegenden der Stadt, besonders im Westen, etwa sechzig Spielclubs; die meisten in der Gegend des Kurfürstendamms. Nicht alle heißen sie so, daß man sie leicht erkennt: etwa ‚Schlag Neun' oder so ähnlich. Alle setzen gewaltige Beträge um. Ein Club am Kurfürstendamm bringt täglich 10 000 Mark Kartengeld, ein bekannter in der Fasanen-Straße über 20 000, vier Clubs in der Joachimsthaler Straße etwa 30 000, einer in der Ranke-Straße ungefähr 15 000 Mark. Alle möglichen Glücksgeschäfte gehen nebenher. Es gibt Unterbeteiligungen, und man spielt wohl auch um andres als Geld, etwa um den Anteil an einem Reitpferd. Der eleganteste und wahrscheinlich größte Club ist das Linden-Casino, dessen tägliches Kartengeld man auf etwa 50 000 Mark schätzen kann. Die gesamte Summe, die augenblicklich in Berlin jeden Abend an Kartengeldern eingeht, beträgt über 300 000 Mark. Zu diesen Beträgen kommen noch die ungeheuern Nebenspesen. Für die Diener werden Summen bis zu 1000 Mark an einem Abend abgeshipt. Die Kassierer in den Clubs verdienen durchschnittlich mindestens 500 Mark am Tage. Dazu treten außerordentliche Ausgaben für alle möglichen Dienstleistungen, besonders aber für Autofahrten. Vor den Clubs kann man die Kraftwagen, die man an andern Stellen vergeblich sucht, zu Rudeln geballt sehen. Wer sollte die unerhörten Forderungen eines berliner Chauffeurs sonst befriedigen können? Diese Summen müssen aber von Jemand getragen werden. Da zweifellos einige Leute verdienen, so werden sie von einigen Verlierern aufgebracht. Bei der Größe dieser Beträge kann man sich ausrechnen, daß in wenigen Wochen regelmäßig eine Existenz zugrunde gehen muß. Mit dem Gelde ist es aber nicht wie mit der Erhaltung der Energie. Es ist ein Unterschied, ob ein Vermögen in einer Hand bleibt und hier die Möglichkeit zu großen Unternehmungen, aber auch für Heranziehung zur Steuer schafft, oder ob sich ein solches Vermögen in Teile auflöst, die nicht leicht wirken und gefaßt werden können.

Alle Ausgaben in den Clubs sind unnatürlich. Einzelne Clubs zahlen für ihr Restaurant 3000 bis 4000 Mark täglich. Man kann den Verlust, der im Linden-Casino und in dem sehr bekannten Club der Lenné-Straße an jedem Abend erzielt wird, auf Millionen schätzen. Unter den Linden spielen täglich etwa fünfhundert, in der Lenné-Straße nur achtzig bis hundert Personen. Diese wenigen Menschen tragen Nutzen und Lasten des Glückspiels. Man erzählt von einem Staatsanwalt, der im Ganzen 2 000 000 Mark gewonnen hat. Als vorsichtiger Beamter zieht er sich von dieser Tätigkeit gewiß zurück. Der höchste Verlust, den ein Mann an einem Abend erreicht hat, ist 750 000 Mark. Verluste von 80 000 Mark sind keine Seltenheit, solche von 25 000 Mark normal. Herren und Damen, die 10 000 Mark verlieren, sind kleine Spieler. Es gibt allerdings auch eine Reihe von Clubs, wo durchschnittlich etwa 3000 Mark von einer Person verloren werden. Solche Clubs muß man schon als solide bezeichnen. Sie sind gewöhnlich nur Männern zugänglich. Da, wo Frauen mitwirken, geht es hoch und tief her.

Abgesang

Die Clubs schießen wie Pilze aus dem Sumpfboden Berlins. Ihre faule Feuchtigkeit steckt die besten Elemente an. Leute von Rang und Ansehen spielen nicht nur in Clubs, sondern vermieten ihre Wohnungen, verkaufen ihre Häuser an Spielvereine. Ein bekannter Großindustrieller hat seine Villa in der Hildebrand-Straße einem Club überlassen. Dasselbe geschah in der Stüler-Straße. Eine Villa in der Hohenzollern-Straße wurde von einer fragwürdigen Gräfin erworben, die mit einem Manne von eindeutigem Namen dort einen Club eröffnete. Ein Offiziers-Verein verkaufte seine Villa in der Hardenberg-Straße 28 an einen Club, der sich im Nebenberuf für Bühne und Film interessiert. Es wird nicht lange dauern, so wird das Fieber weitere Kreise ergreifen. Die Banken, die ja stets den Spuren Vespasians gefolgt sind, werden sich das Geschäft nicht entgehen lassen und Spiel und Spieler ausbeuten. Unsagbares Unheil droht Deutschland. Ich habe die Verhältnisse ausführlich dargelegt, um zu warnen. In der Woche der „Landestrauer" hat man die Clubs geschlossen. Angeblich sollten die meisten nicht wieder eröffnet werden. Die Polizei erließ Erklärungen, wie energisch sie ihnen zu Leibe gehen würde. Nun, da Deutschlands Trauer um den verlorenen Krieg offiziell beendet ist, zeigt sich, daß nichts sich verändert hat. Ich bin bereit, den Herrn Polizeipräsidenten in seinem Berlin herumzuführen. Seine Pronunziamenti verraten keinerlei Sach- und Lokalkenntnis. Er gleicht dem betrogenen Ehegatten, der alles zuletzt erfährt. An der Spree verträgt sich der Ernst mit dem Spiel. Ab dafür!

Kokoschka

Zu Oscar Kokoschka möchte man, muß man sprechen: Bildere, Künstler, rede nicht! Seine Bilder bewegen mich, auch wenn sie nicht auf die Leinewand gemalt, sondern nur Regiebemerkungen für den Dekorateur sind. „Weißer Boden, Baumstämme schwarz, Himmel schwarz. Mann und Frau einander gegenüber auf zwei Felskanzeln. Im Dunkel des Grundes undeutlich der Chor. Mann abwehrend, Frau groß. Wogende palmenartige Gräser und Farnbüschel." Es gehört nicht einmal Phantasie dazu, aus diesen paar Worten sich eine Tragödie, sich die Tragödie herzustellen. Man lasse vor seinem geistigen Aug' Mann und Frau einander gegenüber verharren, unter drückenden Wolken, durch unüberbrückbare Wasser getrennt, von unverständlichen Mitmenschen dunkel bedräut: und man wird ihr Schicksal, ihr ewiges Schicksal ergriffen fühlen. Das wird man — bis Kokoschka der Lieder süßen Mund, den Apoll ihm nicht gegeben hat, zu öffnen verwegen genug ist. „Wie ich von dir die Augen wende, kommen langsam manche Zustände." Kein Zweifel. Aber langsam? Sie kommen im Nu, sowie das Maler-Ingenium statt des Gesichtssinns seiner Zeitgenossen ihren Gehörsinn zu beköstigen versucht. Es prasselt Kakophonien. Grillparzer hat den ‚Freischütz' für die widerwärtigste Lärmerei, unsre Pietsche haben Kokoschkas Visionen für Ausgeburten der Hölle erklärt — und heute wissen wir, daß Eine Arie Agathens das Gesamtwerk des oesterreichischen Dramatikers überleben wird, und verlachen keinen Enthusiasten, der den oesterreichischen Porträtisten als den Rembrandt unsrer Tage bezeichnet. Schreckt das nicht? Mag sich schrecken lassen, wer will, weil zünftige und unzünftige Kritiker einer nähern und fernern Vergangenheit, indem sie Durchfälle feststellten, selbst durchgefallen sind. Diese Katzenmusik kann niemals Wohllaut, dieses Abracadabra niemals verständlich werden. Das wird vollends zur Gewißheit, sobald in der Wüste eine Oase auftaucht: sobald ein Vers klingt, eine Wortfolge ihren Sinn verrät. Anima schildert, wie sie von jedem Mann einen Zug nehmen müsse, um sich ein Idealgebilde zusammenzufügen. Das begreift man. „Dem Geliebten bot ich resignierte Lippen und dem Gatten spöttische Melancholie." Das könnte in einer Dichtung stehen. Es geht also. Kokoschka hat nur zu oft, hat meistens, hat fast immer verabsäumt, aus Bequemlichkeit oder aus Ohnmacht, durch den Urnebel bis zur Helle vorzustoßen, was wirr und wüst in ihm tönte, zu Harmonien zu gliedern. Er wird sich nachträglich nicht mehr bemühen. Leider wird ihm auch ebenso altmodisch wie banausisch der Rat erscheinen, seinen Puppen den Mund zu stopfen und ihr Innenleben einem Komponisten zur Deutung zu übergeben. Wäre dieser nicht kleiner als der Farbenbeherrscher Kokoschka, so würden wir statt zweier Tollhausstücke, vor denen man wie ins Hirn gehauen dasitzt, zwei sinnfällig leuchtende Pantomimen haben. Thema: der Kampf der Geschlechter. Im ‚Brennenden Dornbusch' wird er ernst genommen, in ‚Hiob' verlacht. Und vor beiden Kunstwerken würde das Publikum . . .

Das Publikum! Das kann die Theaterpassion in einem wahrhaftig ertöten. Nach Nummer Eins pflanzte sich ein zahlendes Mitglied des „Jungen Deutschland‘ auf den freigebliebenen Platz neben mir und bat mich, ihm die „Berühmtheiten“ zu zeigen. Auf meine Frage, ob es um ihres Anblicks willen Mitglied geworden sei, erwiderte es offenherzig: „Hauptsächlich.“ Kein Wunder bei solchen Epikuräern, daß die letzte Matinee dieser fragwürdigen Vereinigung in einen Skandal ohnegleichen ausartete. Einmal hat es zu heißen: „Ich verstehe kein Wort.“ Dies war das Stichwort und der Ruf zu einer Leidenschaft des schlechten Benehmens, deren Zeuge man gewesen sein muß, um sie zu glauben. Als ich mich nach der ersten Matinee unterfangen hatte, diese Abonnentenschaft, die noch garnicht hörbar geworden war, einfach im Vertrauen auf meine Augen zu beschreiben: da tobte sie sich in anonymen Schmähbriefen aus. Jetzt bedaure ich, daß ich (auf Seite 82 des siebenten ‚Jahrs der Bühne‘) so milde gewesen bin. Ganz gewiß ist die sogenannte Elite, die sich zu dieser „geschlossenen Gesellschaft“ zusammengetan hat, der roheste, kunstfremdeste, sensationslüsternste Luxuspöbel Berlins. Ein Wochentagspublikum brauchte, wie der Bauer des Sprichworts, nicht zu fressen, was es nicht kennt. Trotzdem ist die ‚Wupper‘, die diese Sippschaft ebenfalls angepfiffen hat, an allen Abenden mit ruhiger Hochachtung aufgenommen worden. Vor Kokoschka hat sich im Albert-Theater von Dresden keine Lippe gespitzt. Nur diese Literaturfreunde, denen gesagt worden ist und jeden Monat in einem gratis gelieferten Organ von neuem eingehämmert wird, daß sichs hier um Experimente, um die Erprobung ungewohnter, unalltäglicher Mischungen handelt — nur sie empfinden nicht die Verpflichtung, schweigend kundzutun, daß sie ein Experiment für rettungslos mißglückt halten.

Ueberraschenderweise rettete auch die Bühne nichts. Man hatte gehofft, daß Kokoschka seine Gesichte, die sein Wort nicht übermittelt, durch das Szenenbild, durch Kostüme und Beleuchtungen übermitteln werde. Man hatte auf eine zusammengefaßte, umklammernde, stürmende, fieberhaft bunte Augenkunst gehofft. Aber es war wie immer; höchstens technisch unzulänglicher. In der linken Proszeniumsloge des Zweiten Ranges knarrte und ächzte ein Scheinwerfer, der die Sprecher jenachdem durch grünes oder gelbliches oder violettes Licht heraushob. Was im Schatten blieb, wirkte manchmal beklemmend. Leute, die hinten über eine Bahnbrücke liefen, schienen aus einem Albdrucktraum zu stammen. Aber schon daß die Miniatur-Akte derartig kurzer Dramen durch den schweren Hauptvorhang von einander getrennt wurden, hätte ein ballender Künstler wie Kokoschka nicht zulassen dürfen. Und die beiden Darstellungsstützen! Fräulein Käthe Richter sollte brennender Dornbusch sein und war gellendes Lupinenfeld; und als gar Frau Maria Fein in Aktion trat, begriff man, daß Hiob sich noch geschlagener fühlte und einen Tobsuchtsanfall bekam. Immerhin: es gibt für das ‚Junge Deutschland‘, das zunächst noch ein Jahr älter werden will, bessere Dramen und bessere Mimen. Aber wenns in Berlin kein besseres Publikum gibt, so wird alle Mühe vergeblich sein.

Ein dunkler Ehrenmann von Alfred Polgar

Das ist ein Schauspiel in drei Akten von Viktor Léon. Spielt in der Gegenwart, in einem oberoesterreichischen Gebirgsdorf. Unter Bauern. Sie heißen Crescenz, Martina, Walpurga, Emmerenz, Matthias. Die Landschaft ist milde und freundlich. Sie hat nichts von der Herbheit der Landschaften am Fuß des schroffen Schönherr. Eine sanfte schuhplatte Gegend, Heimstatt für Menschen unkompliziertesten Zitherschlages.

*

Dorfapotheke. Man erwartet die Ankunft der Tochter Martina, die in der Stadt den medizinischen Doktor gemacht hat und jetzt Assistentin eines berühmten Professors ist. Bäuerische Typen kommen und gehen. Sommerparteien kaufen Gießhübler und Schnupfenpulver. Der alte Apotheker und Landbader plagt sich sehr: aber in ein paar Jahren ist sein kleiner Besitz schuldenfrei. Walpurga, die jüngere Tochter, wird den Schullehrer heiraten, Martina ist mit dem Förster verlobt. Sie kommt. Fröhliches Mittagmahl, G'selchtes mit Knödeln, Salzburger Nockerln. Auf dem Weg vom Bahnhof ins Elternhaus hat Martina erfahren, daß der Forstgehilfe krank ist. Also macht sie gleich, ärztlich gestachelt, den kleinen Umweg übers Försterhaus; und diagnostiziert Typhus. Sagt das auch nach den Salzburger Nockerln, in der Stunde des Aufstoßens, dem Vater, und daß man die behördliche Anzeige erstatten müsse. Nun, da kommt sie schön an. Ein zugegebener Typhusfall, das hieße: Flucht der Sommerparteien, Ruin des Örtchens und mit ihm der Apotheke. Martina sagt, klug und schlicht: „Tu's Vater!" Der Vater sagt, klug und schlecht: „Nein!" Das dramatische Samenkorn ist gelegt. Durch das gebildete Parkett rauscht es: ... Volksfeind ... Ibsen ... Akkurat der Volksfeind ...

Zweiter Akt: Walpurga, das jüngere Töchterlein, an der Zither. Sie spielt und singt: „Küssen ist keine Sünd'" von Edmund Eysler. Es zeugt vom feinen Takt des Verfassers der ‚Lustigen Witwe', daß er hier nicht Lehár spielen ließ. Bäuerische Typen kommen und gehen. Die präsumtiven Schwiegersöhne des Apothekers, der Lehrer und der Förster, erfahren von der Typhusgeschichte. Der Lehrer entpuppt sich als Schwein, denn da Walpurgas Mitgift dubios wird, rückt er ab. Der Förster bleibt zoologisch unbestimmt. Jedenfalls ist auch er gegen die behördliche Anzeige. Neuerlicher Zusammenstoß zwischen Martina und dem Vater. Sie geht, da es der Vater nicht tut, zum Bürgermeister, die Anzeige erstatten. Sie kommt wieder, denn der Bürgermeister war nicht zuhause. Aufatmen des Vaters. Da erscheint der Bürgermeister. Indes er mit dem Apotheker

redet, spielt sich à part diese Szene ab: „Die Mutter: Martina ... faltet krampfhaft die Hände) ... schweigen! — Martina (tief berührt): Mutter ... (man sieht ihren Kampf.)." Und sie schweigt.

Dritter Akt. Es hat sich im Dorfe herumgesprochen. Die Sommergäste flattern aufgeregt. Die Bauern werden rabiat. Martina sagt der Mutter, sie werde alles gutmachen, indem sie entschlossen sei, ihren Professor in Wien zu heiraten, der zweihundertfünfzig Mille pro Jahr scheffelt. Dann könne sie den Eltern das Leben schön machen. Die Mutter hat freundliche Visionen von Henderln, Anterln, Ganserln und Pockerln. Walpurga kommt — Kälbernes eingekauft habend — und erzählt von der Unruhe im Dorfe. Da stürmen auch schon, unter heftigem Volksstück-Rhabarber, erregte Bauerngruppen in die Apotheke. Ein Gendarm schafft Ruhe. Der Vater tritt auf. Martina (angstvoll hauchend): „Wie gehts ihm? .." Vater (heiser): „Er ist g'storb'n." Bedrücktes, langsames Abtröpfeln der Bauern aus der Apotheke. Der Bürgermeister kommt. Er formuliert seine Ansicht über die Sache knappest: „Himmelkreuzsakrament ... Saudumme G'schicht' verfluchte." (Dann ab links.) Martina tröstet den gebrochenen Vater. Die Mutter eröffnet ihm den lichten, durch Martinas Heiratsentschluß gewonnenen Ausblick in eine schöne oekonomische Zukunft. („Das Elf-Uhr-Läuten verklingt langsam.")

*

Der brave Herr v. Millenkovich hat diesen Léonschen Oberoesterreichern die Einreisebewilligung ins Burgtheater gegeben. Er war ein Direktor, der über die Kunst und ihre heil'gen Kreise in Redlichkeit, jedoch auf seine Weise mit grillenhafter Mühe sann. Er war nicht engherzig und nicht beschränkt (in puncto Schönheitsideal). Er hätte uns den Operettensänger Marischka als Hamlet gebracht, oder, falls der Plan an Herrn Karczags, des Operettendirektors, Egoismus gescheitert wäre, doch zumindest Herrn Walden. Er war es auch, der Fräulein Rosar für das Burgtheater gewann. So konnte man sie jetzt als Doktorin Martina Perlmoser sehen. Sie trifft die Mischung von Erdgeruch und Bildung. Es ist ein eigener Reiz, wenn sie in breitgemütlicher Mundart „Dermatolgaze" sagt oder, innern Dialektes voll, in hochdeutscher Ergriffenheit bebt. Herr Marr macht den Apotheker. Er ist Spezialist für ausgegerbte Jovialität, für gichtknotige Biederkeit. Herr Straßni ist ein spaßiger Urtepp ob der Enns, und als sein schnaufendes Weib holt Frau Senders einige Komik aus ihrem Dutzend buntester Unterröcke.

*

Aber im Ganzen ist die G'schicht' doch so, wie der Bürgermeister sagt.

Kapitalismus von Alfons Goldschmidt

Zu Beginn der Revolution wurden einige „Industriekapitäne" des Ruhr-Reviers verhaftet. Man beschuldigte sie separatistischer Neigungen, man warf ihnen Sozialisierungsangstmanöver, Tendenz nach Westen vor. Landesverrat sollten sie begangen haben. Entrüstungsgebrüll der liberalen und nationalistischen Presse. Schnell waren die Herren reingewaschen. Lämmer waren es, deutsche Unschuldslämmer. Die Andern waren schmutzige Verdächtiger, Dreckwerfer von links, neidisches Gesindel. Jetzt brüllen dieselben Blätter mit der Regierung: Verrat. Aber, Herrschaften: das ist doch eine Selbstverständlichkeit. Würde heute die berliner Unternehmerschaft vor der Wahl stehen: englisch oder sozialistisch — morgen würde sie „englisch". Ohne Wimperzucken. Schon hat man mir solche Sehnsucht getuschelt. Nicht: „Lieber tot als Sklav" heißt es, sondern: Lieber französisch als sozialisiert. So ist es, und kein Geschrei wird beweisen, daß es anders ist. Oder meint Ihr, daß Leute, die die Arbeiterräte anerkennen, weil sie glauben, die Räte bestechen zu können, daß diese mir doch sattsam bekannten Gnädigkeitspolitiker mit der verfluchten Reservatio ein Vaterland im Herzen haben? Ubi Pinke, ibi patria. Kaum war die Erklärung à la Linsingen heraus, da trieb die berliner Börse die Kurse der fluchtbereiten Gesellschaften. Infolge „rheinischer Käufe" hieß es. O nein, auch infolge berliner oder bielefelder Aufträge. Nutzenmacher, nur Nutzenmacher! Ich kenne einen. Er ist ein Reinkulturexemplar. Er handelt mit allem. Mit Fäkalien, Frauenhosen, Brotkarten, Weibergunst und Vaterland. Auch mit Stahlknüppeln, Grudekoks, Stacheldraht, schwach geleimten Flugzeugpropellern, knochenleimduftendem Gelatine-Ersatz. Mit allem, wenn es nur Nutzen bringt. So ist einmal das Kapital. Die preußischen Besitzer oberschlesischer und rheinischer Montan-Werte haben gute Geschäfte gemacht. Ihnen sind schon die bloßen Angliederungsgerüchte bekommen. Um so lauter brüllen sie: Das Vaterland ist in Gefahr! Was würde geschehen, wenn die Engländer Einfluß auf die Inseratenvergebung hätten? Was, lieben Freunde, würde wohl geschehen? Die cölner Arbeiter haben sich als deutschtreu erwiesen. Nicht als regierungstreu, wahrhaftig nicht. Sieht man noch nicht die Unmöglichkeit dieser Regierung, die Notwendigkeit einer radikal-sozialistischen? Sieht man nicht, daß die international fühlenden Arbeiter die wahren Landesretter sind? Sie sind deutsch — die Bürgerlichen sind Geschäftemacher, non-olet-Menschen, weiter nichts. Mit dem Vaterland haben ihre Herzen nichts zu tun. So ist der Kapitalismus. Immer auf der Rentabilitätssuche, ob es nun mit Terrainspekulationen oder durch Ausnutzung von Hochverrat geht. Das ist ganz egal.

*

Man hat dieser dummen Gesellschaft Bankensozialisierung, Effektenregistrierung, Notenstempelung und sonst allerlei vorgeschlagen. Sie hat nichts davon verwirklicht. Einige verspätete und lückenhafte Verordnungen gegen die „Kapitalsflucht" hat sie veröffentlicht. Veröffentlicht. Sonst ist damit nämlich nichts geschehen. Im Gegenteil: das Kapital flüchtete immer ungestörter. Nach allen Winden, neuerdings mit Vorliebe nach Schleswig-Holstein. Sobald dem Reich ein Gliedverlust droht, fließt das Kapital in dieses Glied. Es muß doch mal gesagt werden: Die Kriegswirtschaftskorruption war eine elende Dilettiererei gegen den

Sau-Betrieb, der jetzt herrscht. Pfui Teufel! Solch eine stinkende Geldgier gab es nicht im Rom des Tiberius, nicht im faulenden Spanien, nie und nirgends hats so was gegeben. Sicherlich nicht im Rußland des Zaren. Es ist der Veitstanz des Kapitalismus, das letzte blödsinnige Rennen. Jeden Tag finden sie eine neue Fluchtmethode. Augenblicklich wird weniger durch Flugzeug, durch Nachtschmuggel, durch die ahnungslose Reichsbank, durch Grenzbestechung verschoben als durch — Kurier. Der Botschafts-, der Gesandschaftskurier macht es wieder, wie im Kriege und zu Beginn der Revolution. Zuerst mit kleinern Beträgen auf Probe, dann mit dem ganzen Ramsch. Die Regierung läßt Automobil-Papiere prüfen. Daß ich nicht lach'! So dumm sind die Herrschaften nicht. Es sind Schieber, und Herr Dernburg sollte sie doch kennen. Ein Mist ist in Deutschland, ein Mist! — vor dessen Gestank kein Nasezuhalten schützt.

*

Ableugnen, wüten gegen Wahrheiten, entrüstet schreien und dann erst mit Konzessiönchen, mit Schrittchen und immer mehr anerkennen, bis man nicht anders kann, als die Bespuckten vorausgesagt haben. Entsinnt man sich der offiziellen Anleihestützungsplakate? Der Affichen mit „Regierungsstimmen"? Wer wagt es, eine Anleihezinsreduktion vorauszusagen? Gar einen Staatsbankerott zu konstatieren? Ich habe lange auf die Reichsbankpolitik geschworen, habe mich für die Bonität der Kriegsanleihen verbürgt. Nicht für die Anleihe-Wirtschaft, wohl aber für die Anleihe-Sicherheit. Weshalb leugnen, verschweigen? Man muß alles, was man tut, sagen können. Wenn man ehrlich getan hat — weshalb soll man es nicht sagen? Mit den „Konsequenten", diesen feigen Sichduckern, reklamierten Wissern, faulen Zensurverbotsbenutzern wird noch abgerechnet werden. Diese schäbigen Zitateriche kenne ich. Es sind die Leute hinter der Wand, mit dem Dolch zur rechten Zeit, die Konjunkturler. Was Einer irrt, ob Einer irrt — das ist mir gleichgültig: ehrlich irren muß er. Ein gestern Schwertkonservativer, den heute die Wandlung so packt, daß er morgen Kommunist ist — wieviel lieber ist mir der als diese schleimigen Verzögerungsverbrecher! Das nebenbei. Also was ist geworden aus der Kriegsanleihe-Aufnahme-Aktion, der Riesenaktion, der Kursstabilisierungsaktion? Eine Schäbigkeit ist daraus geworden. Je 2000 Mark zu 80 nimmt die Reichsbank. Mehr nicht. Und der Marktkurs ist 77 und darunter. Ist das nicht Pleite, ist das nicht Konvertierungs-Eingeständnis? Wie hieß es vorher? „Die Anleihe wird nicht angerührt." Es ist alles so kapitalistisch verlogen: das Status-Verschweigen, das Schatzwechsel-Verheimlichen, die Züchtung von Bürgerkriegs-Gewinnlern. Wenn man nicht Ausmistungsversuche machen müßte — man möchte lieber heute als morgen verrecken.

Zu diesem Krieg von Klabund

In einem Garten sah Bracke, wie ein Gärtner beim Umgraben eine Maulwurfsgrille aus Versehen mit einem Spaten spaltete. Und wie nunmehr die vordere Hälfte in unverminderter Freßgier ihre eigne Hinterhälfte auffraß. Und erst dann krepierte.

„So ist es, wenn zwei Völker Krieg führen", sprach Bracke zu dem Gärtner. „Sie sind im Wesentlichen und Eigentlichen Ein Volk — welches der Krieg spaltet. Und welches von den beiden Völkern auch siegen mag — es wird ihm grade gelingen, das andre aufzufressen, ehe es selbst krepiert. Da eins ohne das andre nicht leben kann."

Rundschau

Der Offizier der Zukunft

Arno Voigt, als ‚Miles' einer der wenigen deutschen Offiziere, die im Kriege die Wahrheit zu sagen sich nicht gescheut haben, gibt (bei Engelhorn in Stuttgart) „Gedanken eines Unmilitärischen" heraus: ‚Der deutsche Offizier der Zukunft'.

„Vielleicht", heißt es einmal bei Nietzsche, „habe ich niemals etwas gelesen, zu dem ich dermaßen, Satz für Satz, Schluß für Schluß, bei mir Nein gesagt hätte wie zu diesem Buche: doch ganz ohne Verdruß und Ungeduld."

Der einleitende Rückblick zwar ist ausgezeichnet. Er faßt noch einmal die schweren Sünden des Offiziercorps im Kriege zusammen, in einem Kriege, der den deutschen Offizieren für immer den Ruf der Unbemakeltheit genommen hat, und das von Rechts wegen. Leute, die heute noch an dem alten Idol festhalten, tun dies aus politischen Gründen — sie wollen nicht erkennen, und verdienen daher nicht, überzeugt zu werden. Wir Andern wissen, was auch Voigt bestätigt: „Offiziere — Bürger — Lanzer: das war die Gliederung." Und: „Das Charakteristikum des alten Offiziers war seine Isoliertheit." Und weiter jene Melodie, die heute noch viel zu wenig und viel zu zaghaft bei uns gesungen wird: das Lied vom deutschen Offizier im Kriege — und es ist ein etwas mißtönendes Lied.

Aber das Buch heißt: ‚Der deutsche Offizier der Zukunft'. Wie nun ändern? Wie bessern? Und Voigt schlägt vor.

Der deutsche Offizier der Zukunft soll ein geistiger Mensch sein. Das ist in einem Satz das Postulat dieses Offiziers, der selbst sicherlich ein guter Offizier war. Er verlangt von einem Führer mit Recht größere Qualitäten, als sie in dem kümmerlichen Offiziersexamen und in der mangelhaften Casinoverziehung heraussprangen: er verlangt menschliche Qualitäten.

Wozu? Zum Mord. Denn hier ist Das, was das ganze Buch wertlos und die Vorschläge utopisch macht: es wird sich eben kein geistiger Mensch bereit finden, sein Leben und seine Person für einen solchen Quark, wie es die nationalistischen Interessen eines Staates sind, aufs Spiel zu setzen. Er wird, wenn er ein wertvoller Mensch ist, dieser kümmerlichen Angelegenheit sein Leben eben nicht widmen. Wohl wird er Führer sein wollen — aber niemals Schlächtermeister. Und die Gedankengänge Voigts erinnern an die Schilderungen Hearns, wenn er von den japanischen Geishas spricht: vor lauter Lyrismen vergißt er ganz, daß es sich doch immerhin um Frauen handelt, um Frauen aus Fleisch und Blut, die man sich kaufen kann und die jeden Abend einem Andern gehören.

Wenn der Offizier der Zukunft all diese guten Ratschläge Voigts befolgt, so wird er ein Adelsmensch werden, meinetwegen auch vielleicht ein Führer seiner Volksgenossen: aber er wird kein Mann sein, der Blut vergießt um des Staates willen. Denn die Mittel und die Werkzeuge des Geistes lassen sich nicht prostituieren (wie der Militarismus irrtümlich 1914 glaubte, als er die reklamierten Dichter mobil machte) — sie sind um ihrer selbst willen da und gänzlich unpraktisch. Es war klug vom ancien régime, dem Offizier nicht so viel zum Lesen in die Hände zu geben; denn dann hätte er denken gelernt, und das war nicht gut. In den Büchern stand: Du sollst nicht töten!

Wir sehen zu sehr auf die Außenseite. Wir hatten Alle vergessen — aber jetzt wissen wir es —, daß ein Mörder ein Mörder ist, auch wenn er hohe Lackstiefel trägt und ein blonder, schlanker, eleganter und amüsanter junger Mann ist. Und wir haben nicht gearbeitet, um dessen Stellung zu befestigen.

So wird also Arno Voigt, der es so gut gemeint hat, fragen: „Ja, aber wie denn? Ungeistig ist es nicht recht — und nun versuche ich es geistig, und da ist es wieder nicht recht . . .? Welcher Offizier der Zukunft wird denn von dir herbeigewünscht?"

Und wir antworten: Gar keiner.

Ignaz Wrobel

Die dritte Kugel

Ludwig Thoma hat einmal auf Wilhelm Raabe das Wort „Kachelofenwärme" geprägt, und das gibt auch am besten wieder, was uns an dem Alten so sehr reizt. Die Herren von heute haben weniger Zeit, weniger Behaglichkeit und sind meist so pressiert, daß sie mit ihren atemlosen Geschichten schon immer fertig sind, ehe der Braunschweiger auch nur die Einleitung fertiggestellt hätte. Wo, seit meinen Jugendtagen, habe ich solche Sätze wieder gelesen? „Der Alvarado schrie auf und starrte den Cortez totenbleich und voll Entsetzen an, aber der Cortez hatte jetzt eine Truhe ergriffen und leerte sie aus, daß die goldenen Ringe über den ganzen Damm hin hüpften und tanzten, und mit dem Fuß stieß er eine Tonne um, aus der sogleich goldene und silberne Schüsseln klirrend ins Wasser liefen." Nirgends habe ich das mehr gelesen, und wenn Leo Perutz nicht ‚Die dritte Kugel' (im Verlag Albert Langen zu München) geschrieben hätte, auch heute noch nicht.

Das ist ein hübsches Buch. So eins, das man, wenns draußen furchtbar regnet, mit einem Teller Knackmandeln neben sich, tot für die Umwelt, verschlingt, mit der einen Hand blättert man um, mit der zweiten stopft man sich langsam eine Knackmandel nach der andern in den Mund . . .

Es dreht sich um die Abenteuer eines verschlagenen deutschen Fürsten in der Neuen Welt, und alles Wilde, was geschieht und geschehen ist, hat deshalb einen so wehmütigen Klang, weil es sich nicht vor unsern Augen und Ohren begibt, sondern in der Erinnerung dem Manne noch einmal vorbeizieht: er hört, wie ein spanischer Reiter neben seinem Zelt den aufhorchenden Musketieren das wirre und krause Zeug erzählt, das die Lebensgeschichte eines alten Mannes, seine Schlußgeschichte, ausmacht.

Der Ton erinnert — wie wohltuend! — ein wenig an manche historische Novellen Raabes, an Gedelöcke etwa oder an die Schwarze Galeere — das altertümliche Deutsch ist nicht philologisch gerecht, sondern nur andeutend durchgeführt, aber das macht nichts, im Gegenteil! Es ist eine wilde Geschichte, mit vielen wundervollen Einzelheiten, und was daran Literatur ist, das gibt sich so anspruchsvoll und bescheiden, daß man den Dichter über dem Gedichteten vergißt, und das ist schließlich die Hauptsache.

Wer aber wissen will, wie Cortez die Indios wirklich unterworfen und gemordet hat, und wie der große Goldschatz umkam, und wie sie den Teufel beschwörten, „und was dann weiter geschah" — der verlustiere sich mit diesem wunderhübschen Büchelchen, das wie ein schöner alter Holzschnitt herübergrüßt aus den Tagen, wo alles noch so simpel war und einfach: aus der Knabenzeit.

Peter Panter

Antworten

Leipziger Volkszeitung. Ihr seid unter dem System Gustav Noskes, der, im Gegensatz zu seinem Vornamensvetter Landauer, immer noch lebt, mit einem Zensor gestraft. Dieser Zensor, der sich bei euch als „Hauptmann und Dichter" vorgestellt hat und infolgedessen Krasemann heißt, streicht — politisch, wie er sich hat — den folgenden Satz: „Ja, Ihr habt einen schwarzweißroten Ring um den After." Ob sich der Zensor von diesem Sätzchen persönlich getroffen gefühlt, oder ob er seine üble Aufgabe mißverstanden hat: bestehen bleibt die Tatsache, daß sich da wieder Einer — ganz wie in alten Zeiten — um Dinge kümmert, die ihn nichts angehen. Noske, der ohne die plumpste Gewalt nicht regieren kann, setzt einen Mann hin, der — ganz wie in alten Zeiten — der Presse unnütze Schwierigkeiten bereiten soll. Wir erkennen die Berechtigung des altpreußischen Belagerungszustandes unter dem Noske-General Maercker nicht an und sind der Meinung, daß kein Hauptmann und kein Dichter das Recht hat, seine Nase in euer Feuilleton zu stecken. Ob jenes Sätzchen künstlerisch notwendig, ob es vielleicht allzu frech ist: das zu entscheiden, ist eure Sache, nicht seine. Es ist Wichtigmacherei allerschlimmster Sorte, daß diese aufgeblähten Beamten der alten Zunft auch unter dem neuen Regime ihre Rotstift-Arien pfeifen. Aber freilich: haben wir denn ein neues Regime?

Zentralstelle für Völkerrecht. Ihr erlaßt einen Aufruf für Gustav Landauer. Es ist nicht festgestellt, ob er in den münchner Kämpfen von den Soldaten oder von der Menge erschlagen worden ist. Da fordert Ihr nun eine Untersuchung, die unparteiisch und rücksichtslos den Tatbestand aufklärt. „Ein Justizskandal wie im Falle Liebknecht darf sich nicht wiederholen. Die ordentlichen Gerichte müssen ihres Amtes walten. Die Militärjustiz, deren Organe in allen solchen Fällen von vorn herein Partei sind, muß endlich beseitigt werden." Selbstverständlich müßte sie. Die Gesinnung aller anständigen Menschen wird auf eurer Seite sein. Aber ich glaube nicht, daß Ihr ein unparteiisches Gericht unter einer Regierung bekommen werdet, für die selber eins nötig wäre.

Unterschätzt die Werbungen der Freiwilligen-Verbände nicht!

Karl D. Ich habe Ihrem Freund bereits einmal von der Lektüre der Süddeutschen Monatshefte abgeraten und tue es wieder. Zum Unterschied von Georg Bernhard, für den heute „die deutschen Militärpolitiker ihr Vaterland an den Rand des Abgrunds gebracht haben", während er im Verlauf des Krieges auf ihr Geheiß mit den Händen an der Hosennaht „Ran an den Feind!" und „U-Boote heraus!" geschrieen hat — zum Unterschied von solchen Charakterspielern scheinen die Süddeutschen Monatshefte sich neuerdings auf das Fach der Heldenspieler festgelegt zu haben. Daß Marine-Oberpfarrer und beteiligte Admirale den Zusammenbruch anders sehen als wahrheitsliebende Menschen, ist nun ohne weiteres klar. Daß sich genug Interessenten finden, die diese Lügen über den Krieg und sein Ende verbreiten helfen, wundert uns auch nicht. Aber glauben sollt Ihr nichts von dem albernen Zeug. Und wenn Einer die Folgen des militärischen Zusammenbruches, der von innen heraus, aus dem zermorschten und zermorschenden Ungeist des alten Preußen erfolgt ist, alle hübsch der Reihe nach aufzählt und darüber

schreibt: ‚Die Errungenschaften der Revolution‘, so ist es kaum eine Uebertreibung, wenn man das den Gipfel der Frechheit nennt. Wir haben dieses Geplärr von dem unbesiegten Heer, das hinterrücks erdolcht wurde, endlich satt: das Heer wäre wenige Wochen später in dem grausigsten Blutbad, das die Welt je gesehen hätte, untergegangen, und all den Jammer, die Kindersterblichkeit, die Verlotterung der Sitten, den ganzen grauenhaften Verfall des einstmals üppig strotzenden Landes — all das verdanken wir einzig der Stierköpfigkeit des alten Regimes, das bei der dummen Gutmütigkeit der Deutschen und ihrem Knechtssinn noch heute nicht abgewirtschaftet hat. Die Süddeutschen Monatshefte haben jedes Mal für den Inhalt ihrer zweiundneunzig Seiten einen Gesamttitel. Der lautet diesmal: ‚Die Wahrheit über den Krieg‘. Nun, vielleicht sind die Inserate wahr. Der Text ist es nicht.

Sammler. Sie sammeln Nummern der Täglichen Rundschau, darinnen nicht Lüge noch Verleumdung steht. Das ist garnichts. Ein berliner Verlag zeigt an: Otto Julius Bierbaum, Sammlung von Kabinettstücken; Theodor Fontane, Sammlung von Kabinettstücken; Edwin Bormann, Sammlung von Kabinettstücken. Bormann und Bierbaum kennt jedes Kind — aber wer ist Theodor Fontane?

Hellmut v. Gerlach. Sie würden sichs zweifellos zehnmal überlegen, bevor Sie mir sekundierten. Mit Recht würden Sie sich sagen, daß ich Manns genug bin, mich meiner dürftigen Gegner selbst zu erwehren, für die es schon eine hohe und seltene Auszeichnung ist, hier bei Namen genannt zu werden. Nicht minder schwer habe ichs, mich Ihrer anzunehmen. Wer vom ersten August 1914 bis heute mit Ihrer Unerschrockenheit und Beharrlichkeit das alte Regime und seine ebenso verblödete wie verbrecherische Presse bekämpft hat, der bedarf keines Beistands. Ich vermerke also einen Angriff auf Sie nur deshalb, um an einem guten Beispiel zu zeigen, wie wenig revolutioniert wir im Grunde vorläufig sind. Daß auf nichts mehr ankommt als darauf, die Waffen abzuschaffen; daß dagegen einfach alles gleichgültig ist; daß überhaupt erst damit das Heil der Welt beginnen kann; daß auf die Abrüstung Deutschlands, ganz egal, ob sie freiwillig oder gezwungen geschieht, die Abrüstung seiner Feinde folgen muß; kurz: daß die Zertrümmerung des Militarismus der Hauptsinn und Hauptzweck der Revolution ist — das wissen die braven Deutschen teils immer noch nicht, teils wollen sie es nicht wissen. Sie nun hatten in ihrer ‚Welt am Montag‘ die Noske-Garden, denen kein anständiger Mensch sich verdingen sollte, mit unwiderleglichen Argumenten befehdet; Sie hatten mit krassen Exempeln belegt, daß überall wieder der alte Militarismus am Werke ist; und Sie hatten damit in ein Wespennest gefaßt. Ringsum summte und brummte es. Sie hatten nämlich vergessen, wie viele schöne Stellen für Tagediebe und Großmäuler Sie da zu zerstören versuchten. Kein Wunder, daß Einer in der Deutschen Zeitung von Ihnen schreibt: „Ich will zu Gunsten des Mannes annehmen, daß sein Hirn krank ist. Handelt es sich nicht um einen Geisteskranken, so ist dieser Mann ein ausgesprochener Lump, als den ich ihn hiermit ausdrücklich und öffentlich gekennzeichnet haben will. Das Weitere mag ihm überlassen bleiben.“ Der Haudegen hofft offenbar, daß ihm die Ehre einer Forderung zuteil werden wird, bloß weils ihm gefallen hat, einen leidenschaftlichen Wahr-

heitsfreund und mustergültigen Patrioten für den legitimsten Vorstoß gegen die bezahlten und geschützten Mörder der Geisteselite munter des „Landesverrats", ja, des „Lockspitzeltums im Dienst der Entente" zu bezichtigen. Er und seinesgleichen ahnen in der Einfalt ihres Gemütes weder, wie schimpflich es wäre, von ihnen gelobt zu werden, noch wie unvorsichtig sie sind, unsereinen ausführlich zu zitieren. Immer wenn ich bei solch einem alldeutschen Lohnschreiber, der noch gestern seine Klinge den Sozis vermietet hatte, meine und meiner Gefährten Sätze wiederfinde, freue ich mich der Propaganda, die uns da kostenlos gemacht wird. Denn so dumme Luder sind nur diese Zeilenschinder, nie ihre Abonnenten, um nicht zu merken, wieviel höher an Sprachkraft, Gesinnung, Mut und Deutschtum wir stehen als die Bravos des Hetz- und Radau-Antisemitismus. Mein einziger Kummer ist, daß ich mein Blatt nicht in einer Riesenauflage an die Bevölkerung verschenken kann. Würde es, statt von Zehntausenden, von Millionen gelesen: man sähe eine lichte Zukunft für Deutschland statt der Nacht, in die seine Söhne mit der gepanzerten Faust es gestoßen haben und tiefer und tiefer stoßen.

Hans Paasche. ‚Meine Mitschuld am Weltkriege' heißt eine ausgezeichnete Schrift, die Sie im Verlag Neues Vaterland haben erscheinen lassen, und für die ich Ihnen bestens danke. Wenn alle Deutschen so anständig, so offen und wahr wie Sie ihre moralische Mitschuld an dem Weltenunglück — und wer trüge sie nicht? — bekennen wollten: es stünde besser um uns. Sie haben erfaßt, daß wir bei uns anfangen müssen, bei uns und nur bei uns — damit eine Reinigung komme. Erst müssen wir Alle uns gegen jeden Krieg in jeder Form ausgesprochen haben, erst müssen wir den Soldaten für ein unmögliches Lebewesen ansehen — dann . . . Aber eher fließt die Spree in die Panke.

Eduard S. Dafür ist immer Geld da. Sind Sie kein Deutscher? Da erscheint eine Schrift: ‚Wilson und der Rechtsfriede, Eine zeitgemäße Erinnerung, Ueberreicht von der Abteilung Fremde Presse', und Sie stellen kindliche Fragen. Leben Sie in Hinterindien? Die „Abteilung" muß doch beschäftigt werden! Sie muß doch zeigen, daß sie noch da ist! Wem das nützt? Nützt? Ja, glauben Sie, daß die deutschen amtlichen Propagandaschriften gedruckt werden, damit einer aufgeklärt wird? Dieses Zeugs ist so farblos und langweilig, daß es keiner zu Ende lesen kann, geschweige denn, daß er heute noch eine Gesinnung akzeptiert, die vielleicht einmal anno 1914 im Schwange war, aber auch damals schon nichts taugte. Nein, diesen Gedanken schlagen Sie sich nur aus dem Kopf! Wir arbeiten um der Arbeit willen, und wir machen Propaganda um ihrer selbst willen. Nach dem Endzweck haben wir in der Politik noch niemals gefragt.

O. A. Die Garde-Kavallerie-Schützen-Division setzt fünftausend Mark für ein Werbeplakat aus. Aus wessen Mitteln geht das? Aus unsern. Gegen wen richten sich die Bestrebungen der Truppe, die ihre Mannschaften und Offiziere aus Arbeitslosen, defraudierenden Kassierern und weggelaufenen Sekundanern zusammenklaubt? Gegen uns. Aber wozu eigentlich neue Plakate? Die alten haben bisher doch genügt. Sie sind brandrot und beginnen: „1000 Mark Belohnung! Mord! Mord!"

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Entente-Sorgen von Heinrich Ströbel

Die warnenden Prophezeiungen, die einsichtige Politiker schon in den ersten Kriegsjahren vernehmen ließen, werden immer greifbarere Wirklichkeit. Nicht nur Bebel hatte ja geglaubt, daß der Weltkrieg den „großen Kladderadatsch" bringen werde, nicht nur der russische Staatsrat Bloch hatte in seinem großen Sammelwerk über den modernen Völkerkrieg den allgemeinen Wirtschaftsruin aller kriegführenden Länder vorausgesagt, sondern auch englische Pazifisten, wie Lord Loreburn und Lord Courtney hatten schon während der ersten Hälfte des Krieges dringliche Kassandra-Rufe erhoben, daß dieser Krieg bei längerer Dauer unbedingt in totalem Wirtschaftszusammenbruch und politischer Anarchie enden müsse. Solche Sehergabe war im Grunde kein Wunder: sie setzte nur die normale Sehfähigkeit voraus. Denn daß die unerhörte Vergeudung aller realen Werte für Kriegszwecke, daß das wahnsinnige Schuldenmachen, daß das Herausreißen unzähliger Millionen aus dem Bürgerleben und dem Wirtschaftsprozeß die bestehende Gesellschaftsordnung in ihren Fundamenten erschüttern mußte, hätte Keinem verborgen bleiben können, wenn nicht eben der nationalistische Wahnsinn alle Hirne verblendet gehabt hätte. Man wollte einfach nicht sehen. Die fixe Idee, daß man um jeden Preis siegen müsse, um dem Gegner alle Kriegskosten aufzubürden, tötete jede Ueberlegung. Den Gedanken, daß der Gegner am Ende unvermögend sein könne, auch nur seine eignen Kriegskosten zu zahlen, stieß man gewaltsam zurück. So begründete noch vor Jahresfrist im Dreiklassenparlament der „Kulturpolitiker" des Zentrums Heß die Dringlichkeit einer Beamtenbesoldungsreform damit, daß ja die Entente die Kosten dafür bezahlen werde! Und drüben, bei den Gegnern, wars nicht anders. Wenn der französische Kleinbürger unter den Kriegslasten allzusehr stöhnte, stimulierte man seinen sinkenden Mut mit der Verheißung: „Le boche payera".

Nun aber, da die große Rechnung endlich, sieben Monate nach dem Waffenstillstand, beglichen werden soll, ergeben sich neue, ungeahnte Schwierigkeiten. Daß die deutsche Regierung sich den ihr zugemuteten Friedensbedingungen nicht unterwerfen will, ist noch die geringste der Verlegenheiten. Der deutsche Widerstand ließe sich brechen, trotz den Noske-Garden, trotz dem neuentfachten deutschen Nationalismus. Nichts hinderte den Einmarsch der militärisch jetzt so überlegenen Sieger, wenn sich nur nicht im eigenen Lager schlimme Zersetzungssymptome zeigten. Daß auch die Entente am Vorabend der Revolution stehe, daß dort morgen oder übermorgen die Räte-Republik triumphieren werde, können sich nur alldeutsche und kommu-

nistische Revolutionsphantasten einbilden — aber daß auch dort die unausbleibliche Auflehnung gegen den Kapitalismus und Imperialismus beginnt, ist unverkennbar. Der Streik in Paris, der schon auf die Provinz übergesprungen ist, war der erste Akt der beginnenden Auseinandersetzung des französischen Proletariats mit der im Siegerübermut sich allzu selbstherrlich dünkenden französischen Bourgeoisie. Und dieser Riesenstreik, der sich, mag er zunächst auch aus Wirtschaftsnöten geboren sein, zugleich gegen die imperialistische Begehrlichkeit und die antirevolutionären Pläne des Entente-Kapitalismus richtet, hat bereits wirksame Unterstützung durch den italienischen Sozialismus, durch englische Proletarier und Pazifisten gefunden. In Frankreich, Italien und England protestieren viele Hunderttausende — morgen werdens vielleicht schon Millionen sein — gegen brutale Gewaltakte des Militarismus, gegen allzu harte Friedensbedingungen, gegen imperialistischen Länder- und Völkerschacher, gegen Eingriffe in das Selbstbestimmungsrecht der Nationen, insbesondere auch das revolutionäre Selbstbestimmungsrecht.

Nichts wäre verhängnisvoller, als wenn sich unsre Regierungssozialisten und Nationalisten über Sinn und Richtung dieser Protestwelle täuschten. Wiedergutmachungen und Unschädlichmachung des deutschen Militarismus fordern auch die Entente-Proletarier; ihr Widerstand beginnt erst da, wo der Entente-Imperialismus den Lebensnerv der revolutionierten Zentral- und Ostvölker zu treffen droht. Aber nichts auch wäre verhängnisvoller, als wenn die Entente-Regierungen die Warnungen aus den Volkstiefen überhörten. Denn dann könnte die düstere Prophezeiung jener pazifistischen Unheilskünder zur Wahrheit werden und die Anarchie ganz Europa verschlingen!

*

Nachdem der Weltkrieg mit dem großen Kladderadatsch des Kapitalismus geendet, ist der Uebergang zum Sozialismus unvermeidlich geworden. Die Frage ist nur, ob dieser Uebergang sich mit verhältnismäßiger Schmerzlosigkeit in den Bahnen einer von stärkstem Sozialbewußtsein erfüllten Demokratie vollziehen soll oder unter den furchtbaren Konvulsionen des Bolschewismus.

Dem Bolschewismus aber ist nur durch rechtzeitige und weitsichtige soziale Vorbeugung zu begegnen, niemals durch die Machtmittel des Militarismus und Imperialismus. Eine gewaltsame Bekämpfung wäre möglich, wenn die Entente-Länder und ihre neugeschaffenen Protektionsstaaten von der Wirtschaftszerrüttung und der innern Zersetzung des Weltkriegs verschont geblieben wären. Da sie aber allesamt selbst die Revolution im Bauche haben, ist es Wahnsinn, von ihren Proletarier-Armeen eine Niederwerfung der Revolution zu erwarten. Die französischen und englischen Mariner, die im Schwarzen Meer und in

der Ostsee meuterten, weil sie nicht gegen die Bolschewiki kämpfen wollten, zeigen die Machtgrenze des Entente-Militarismus. Und nicht einmal mit dem schwächlichen Sowjet-Ableger in Budapest hat man bisher fertig werden können. Schon genoß man die Nekrologe der Herrschaft Bela Khuns, als man durch die Hiobsposten von der anfangs so rasch vorgeschobenen rumänischen und tschecho-slowakischen Front peinlich überrascht wurde. Die ungarischen Räte-Truppen haben Rumänen und Tschecho-Slowaken bedenkliche Schlappen beigebracht. Sicherlich nicht, weil sie selbst eine Muster-Armee wären, sondern weil sich die rumänischen und tschechischen Proletarier-Soldaten nicht gegen eine sozialistische Republik schlagen wollen. Die nationalistische Parole zieht nicht mehr in den durch den Krieg so furchtbar erschöpften, mit revolutionärem Zündstoff angefüllten Ländern, auch in Prag und Bukarest reckt die soziale Frage sich dräuend.

Und wie steht es mit Sowjet-Rußland? Innerlich, nach dem Zeugnis ehrlicher und nüchterner Beurteiler, nicht besser, sondern eher schlechter als vor Jahresfrist; aber der äußere Ansturm der kapitalistischen Mächte galvanisierte bis jetzt nur die Räte-Herrschaft. Der Versuch, den Kommunismus durch die Diktatur einer rücksichtslos dekretierenden Minderheit durchzuführen, ist vollkommen gescheitert. Das platte Land, das die gewaltige Volksmehrheit beherbergt, entwickelt sich grade zur bäuerlichen Privatwirtschaft. Die Großstädte aber sind entvölkert, die Industrie ist vernichtet (bis auf die wiedererstandene Rüstungs-Industrie und die zum guten Teil gleichfalls vom Rotgarden-Militarismus lebende Textil-Industrie), das Verkehrswesen ist hoffnungslos ruiniert. Das Stadtvolk hungert, das ganze Land seufzt unter physischem und seelischem Elend, unter geistiger Unfreiheit, Rechtlosigkeit, unter der unerbittlichen Diktatur einer neuen herrschenden Kaste. Wie sich unter solchen Umständen das Bolschewiki-Regiment überhaupt halten könne, fragen Manche. Nun, mit denselben Mitteln, durch die sich noch jede Minderheitsherrschaft behauptet hat: mit Knebelung der Presse, mit Aufhebung der Koalitions- und Versammlungsfreiheit, mit schonungslosem Terror. Jede Auflehnung gegen diese Gewaltherrschaft aber wird durch die Rote Garde unmöglich gemacht, jene gutbezahlte und (im hungernden Rußland ein doppelt wirksames Bestechungsmittel!) gut ernährte Söldnerarmee, die sich, durch eiserne Disziplin und geschickte propagandistische Bearbeitung in ein zuverlässiges Werkzeug der Bolschewistenhäupter verwandelt, nach Söldnerart zu jedem Gewaltstreich gebrauchen läßt. Daneben stützt sich der Bolschewismus vor allem auf die überaus zahlreiche neue Bürokratie, die er an Stelle der alten zaristischen geschaffen hat. Die ehemaligen Proletarier, die heute als Sowjet-Beamte mit fast unbegrenzten Machtvollkommenheiten und unbelästigt durch eine öffentliche Kritik (die ja nicht

geduldet wird) das Land regieren, sind natürlich von Selbstbewußtsein und Stolz darüber geschwellt, daß die Proletarier jetzt die Herrschenden und die ehemaligen Machthaber die Beherrschten geworden sind. Und da jede Bürokratie sich bald als Selbstzweck fühlt, spielt das Bewußtsein, daß der eigentliche Zweck der proletarischen Diktatur: die soziale und kulturelle Hebung des Volkes durch das Mittel der Sozialisierung keineswegs erreicht ist, nur noch eine untergeordnete Rolle.

Der Bolschewismus würde, sich selbst überlassen, unfehlbar an seinen innern Widersprüchen zugrunde gehn oder mindestens genötigt sein, sein Wesen und seine Organisationsform allmählich völlig zu wandeln. Die Angriffe, denen er durch Koltschak und die andern reaktionären Widersacher, durch finnische und deutsche Weißgardisten, durch Engländer, Franzosen und Japaner ausgesetzt ist, verklären ihn mit der Gloriole des Märtyrertums. Nun kann er ihnen erzählen, alles Elend, allen Hunger im Lande habe das Volk der Kontrerevolution und den imperialistischen Banditen der Entente zu danken. Und wenn dann militärische Erfolge, wie jetzt die über die Truppen Koltschaks, das Prestige des Bolschewismus stärken, so kann er seine Herrschaft noch lange fristen. Denn ein Agrarland wie Rußland erträgt soziale Pferdekuren, die einem Industriestaat längst den Garaus gemacht hätten!

*

Aber nicht nur die wachsende Auflehnung der proletarischen, der ehrlich demokratischen und pazifistischen Volksteile, nicht nur die Mißerfolge gegen den Bolschewismus in Rußland und Ungarn sollten die Entente-Mächte dem raschen Abschluß eines vernünftigen und auch für die Besiegten erträglichen Friedens geneigt machen, sondern noch manche andern Sturmzeichen. Namentlich Englands Situation droht in seinen asiatischen Einflußsphären und Kolonien ungemütlich zu werden. In Persien ist die, vom Sowjet-Rußland geschürte, Verstimmung gegen England unverkennbar geworden. Dort erblickt man in den Bolschewiki Freunde und Befreier von der Fremdherrschaft, in den Engländern das Gegenteil. Afghanistan ist in offenen Kampf mit England geraten, und auch in Indien ist es zu ausgedehnten Unruhen gekommen, die nicht nur die Hauptstädte Bombay und Delhi ergriffen haben, sondern auch Amritsar, das religiöse Zentrum der Sikhs, die bisher die zuverlässigsten Kerntruppen der indischen Armee lieferten. Die englische Presse hat diese Unruhen zum Teil recht leicht genommen, im Gegensatz zu dem Vizekönig Lord Chelmsford, der die Bewegung eine offene Rebellion zum Sturze der englischen Regierung nannte. Die britische Regierung in Indien hat denn auch die Rowlatt-Bill eingebracht, zwei Gesetze, die mit verschärften Mitteln revolutionären Umtrieben entgegentreten wollen. Ob man dadurch Herr der Gä-

rung wird, die durch die Preissteigerungen (freilich im Verhältnis zu denen Europas recht geringe) und die Verschleppung der während des Krieges verheißenen Reformen hervorgerufen wurde, ist fraglich genug. Und daß auch Aegypten von der allgemeinen Unruhe ergriffen worden ist, beweist schon die Ernennung des Generals Allenby zum „Special High Commissioner" seine Ausstattung mit unbegrenzten Vollmachten und die Verhängung des Standrechts.

Es wäre kindisch, diese Krisenanzeichen zu überschätzen. Es wäre lächerlich und frivol, wenn Alldeutsche und Kommunisten auf solch schwankem Grunde das Truggebäude der nahen Weltrevolution aufbauen wollten. Aber es wäre auch höchst unbesonnen, wenn die Entente bei solchem Stand der Dinge in Europa, Asien und Afrika die Friedensverhandlungen brüsk abbrechen und sich Hals über Kopf in ein Okkupationsabenteuer stürzen wollte, dessen Umfang, Dauer und Konsequenzen sich heute nicht im entferntesten übersehen ließen. Wir glauben deshalb noch immer, daß der Vierer-Rat zu Zugeständnissen bereit sein wird. Die Entente kann den Krieg, der sie selbst aufs äußerste erschöpft und der schwersten sozialen Erschütterung ausgesetzt hat, nicht ohne beträchtlichste Entschädigungen liquidieren, nicht ohne starke Konzessionen an den Nationalismus ihrer Hilfsvölker. Aber sie kann auch den Zustand der Mobilisation nicht ins Endlose verlängern, kann ihre proletarischen Elemente nicht durch den Kampf gegen die Revolution selbst revolutionieren. Die Frage steht deshalb auch heute erst recht so, wie sie politische Voraussicht schon vor zwei, drei Jahren stellte: Verständigungsfriede oder Weltanarchie!

Ceterum censeo von Hans Natonek

Die vierzehn Punkte, die wir offenbar viel ernster nehmen als Wilson selbst, sind heute nur noch ein toter Punkt, auf dem die Politik wiederum einmal angelangt ist. Begreifen denn unsre Politiker nicht, daß die Gegenseite, zumal Frankreich, nach Garantien schreit — nein: brüllt, daß man bis zum Verfolgungswahn mißtrauisch ist gegen die expansive Vitalität dieses Krieger- und Händlervolkes von 68 Millionen, daß man es fürchtet, doppelt fürchtet, da es besiegt ist und die Konsequenz dieser Tatsache zu tragen nicht gewillt scheint? Wie — wir verlangen, daß man uns den „neuen Geist" auf guten Glauben hin krediticre, den nämlichen neuen Geist, von dem, ging es nach uns, die Gegner jetzt nicht genug haben können, nur damit unsre Rechnung möglichst niedrig ausfalle? Als drüben die Sache schlecht stand und die Formel: „Friede ohne Gewalt" auftauchte — wo waren da die heimischen Staatsmänner, die dem „neuen Geist" zugejubelt haben? Da wollten wir nicht daran

glauben, weil wir den Sieg in Händen hielten; und erwarten jetzt, daß die Formel bleibe, wiewohl der Sieg seinen Besitzer gewechselt hat?! Welch hoher Idealismus, wenn auch etwas posterior und nicht an uns, sondern an den Gegner adressiert.

*

So, wie freie deutsche Arbeiter in Belgien und Nordfrankreich helfen werden, das Zerstörungswerk wieder gutzumachen, so müssen der deutsche Handel und die deutsche Industrie als freie Kräfte sich in den Dienst der Welt stellen und ihr Teil beitragen zu deren Wiederherstellung. Industrie und Handel dürfen nicht wieder die aggressive Tendenz zur Eroberung des Weltmarktes zeigen. Weniger Konkurrenz, weniger Profit, weniger Großschnäuzigkeit, weniger Koofmicheltum. (Tausendmal besser und segensreicher die bedepperte Großschnauze als die glorreiche.) Die deutsche Regierung, die solche Garantien unzweideutig und bindend zu geben bereit ist, wird alle guten Geister der Welt auf ihrer Seite finden. Wenn wir vom Sieger verlangen, daß er seine neuen Grundsätze auf uns anwende, dann müssen wir auch beweisen, daß wir selbst nicht nur den billigen Vorteil dieser Grundsätze erreichen wollen, sondern auch entschlossen sind, uns ihren großen, verzichtheischenden Verpflichtungen zu unterziehen.

*

Es will dem Sieger schwer in den Kopf, daß er auf Vorteile verzichten soll, auf die zu verzichten dem Besiegten so schwer fällt.

*

Vierzig englische Gelehrte protestieren gegen den Friedensvertrag, den man Deutschland aufzwingen will. Man denke nur, welche geistige Unabhängigkeit im Krämervolk kat'exochen doch möglich ist, und ziehe ganz im Stillen einen Vergleich, wie die deutsche Gelehrtenwelt sich verhalten würde, wenn Deutschland Sieger wäre und dem Besiegten ähnliche Bedingungen auferlegte. Es fänden sich nicht vierzig, kaum vier, die protestieren, aber vierhundert, die zustimmen würden.

*

Es ist leichtfertig, zu behaupten, die Verweigerung der Unterschrift könne kein größeres Elend bewirken als die Unterzeichnung. Die Unterzeichnung des Vertrags läßt immerhin noch die Möglichkeit offen, daß er im kommenden Völkerbund und auf das Drängen des Weltgewissens gemildert werde. Die Verweigerung der Unterschrift wird auf der Gegenseite als feindseliger Akt aufgefaßt werden; auf Härte aber steht noch größere Härte zu erwarten.

*

Dies aber ist und bleibt mein ceterum censeo. Die Welt ist in einer schrecklichen Verirrung und wird sich nicht aus ihr befreien, solange nicht die Gütigen und die Wissenden herrschen.

Wieder ist die Politik am Ende ihrer Weisheit, weil sie am Anfang neuer Gewalttätigkeit steht. Man tut uns Gewalt an und ratlos blicken wir auf dieses wahnwitzige Spiel und haben nicht einmal das Recht, es aus tiefstem Herzensgrund zu verabscheuen, denn die Entrüsteten sind mit Jenen identisch, die vor kurzem selbst noch Gewalt übten und ihr zustimmten. Unterwerfen wir uns der Gewalt und zeigen so, daß wir gründlich Verzicht auf sie üben? Wüßte man, daß dieser entschlossene Verzicht der Welt ein Zeichen wäre, aufzustehen und ein Gleiches zu tun — nicht eine Minute dürften wir zögern. Sehr fraglich aber, ob eine Welt der Sieger eine geistige Tat zu erfassen noch fähig ist und sich selbst zu ihr aufrafft, wenn ihr das Beispiel gegeben wird. Unfähig zum Opfer aber heißt: unfähig zur geistigen Tat. Sie könnte die elende Machtmaschine zerbrechen, kraft eines Entschlusses — zu dem die Völker leider die Kraft nicht haben. So bleibt letzten Endes nur die Hoffnung auf eine Gewalt andrer Art, als sie bisher die Welt gelenkt hat: die Gewalt von ganz unten, die Gewalt Aller, die Knechtschaft fühlen, die Gewalt der Leidenden und Unterdrückten, die Gewalt der solidarischen Massen, deren dunkles Brüderschicksal als Gewitterwolke über Europa dräut.

An den Unteroffizier Noske von Kaspar Hauser

Hör' Er: alles, was Er da tut,
bewacht von Seinem Corps,
ist ja soweit ganz schön und gut —
nur eins nehm' Er sich noch vor:
    Vergeß Er die Kameraden nicht,
    die von damals allerdings!
    Vernimmt Er die scharfe Stimme, die spricht:
        „Die Augen links!"?

Da stehen wir Alle und sehen Ihn an
und warten auf unsre Zeit.
Er ist der brave Vertrauensmann
der Herren im blitzenden Kleid.
    Da kriecht Er ihnen nun hinten herein —
    was schiert Ihn Gesinnung und Ehr'?
    Nicht wahr, Er will doch ein Preuße sein?
        „Präsentiert das Gewehr!"

Da stehen wir Alle, verfolgt vom Staat,
und bewahren nur mühsam die Ruh'.
Der übt im tiefsten Herzen Verrat,
der die Heimat verhetzt wie Du.
    Konservativ nach Aufstandsgebärden,
    gegen die Arbeiter barsch . . .
    Noske, Er sollte noch Feldwebel werden —
    und dann:
        „Kehrt, marsch!"

Die Revolution im Strafrecht

von Ferdinand Nübell

Ausnahmezustände, wie Krieg und Revolution, fügen sich der geltenden Rechtsordnung nicht gutwillig ein. Das hat die Menschheit, die ja von jeher Kriege geführt hat, was den Krieg betrifft, längst eingesehen und daher für diesen Ausnahmezustand des organisierten Massenmords seit langem ein besonderes Kriegsrecht geschaffen. Einmal haben die kriegführenden Parteien jede für sich Fürsorge getroffen, daß der Mord Methode haben möge. Sie strafen Den, der den Mordbefehl nicht oder nicht prompt genug ausführt. Sie strafen Den, der den eignen Willen nicht ausschalten und sich zum Sklaven der geistigen Ueberragung des Feldwebels oder der politischen Größe des Immer=feste=druff=Generals machen will. Sie strafen auch Den, der raubt und plündert — es sei denn, daß der Herr Vorgesetzte den Befehl zum „Requirieren" gegeben hat; dann nämlich wird umgekehrt Der bestraft, der trotz dem Befehl nicht raubt und plündert. Auch im Verhalten zu einander haben die kriegführenden Völker gewisse Rechtsregeln, sogenannte internationale Normen, aufgestellt. Es ist verboten, Dum=Dum=Geschosse zu benutzen, auf Rote=Kreuz=Transporte zu schießen und dergleichen mehr, damit es eine „humane" Massenschlächterei sei.

Anders die Revolution! Auch sie ist ein Ausnahmezustand. Aber sie ist noch nicht, wie der Krieg, in feste Regeln gebracht. Da sie noch nicht zu den Ereignissen gezählt wird, „die es immer gegeben hat und deswegen immer geben wird", die „von Zeit zu Zeit nötig sind, um die Nation zu stählen und zu erneuern", so ist sie auch noch nicht organisiert und deshalb vom internationalen wie nationalen Recht verpönt. Sie bedeutet Unruhe und Unordnung, sie geht nicht wie das Kriegshandwerk „planmäßig" vor, sondern ist der Aufschrei empörter Seelen, sie ist der vor Ueberhitzung explodierende Dampfkessel. Sie richtet sich nicht gegen den äußern „Feind", den imperialistischen Feind der imperialistischen Inlandsmachthaber: sie richtet sich gegen die Feinde des Menschentums, gegen die ihr eignes Volk knechtenden Imperialisten und Kapitalisten, gegen Alle, die den seit Menschengedenken Entrechteten wohl gern im Kriege die Pflicht des Mordhandwerks auferlegen — sie nannten das „allgemeine" Wehrpflicht —, es aber als eine bodenlose Unverschämtheit empfinden, als das größte Verbrechen, wenn die Entrechteten, denen die Güter dieses Erdendaseins nicht zukommen, ihren Anteil an den irdischen Gütern verlangen. Es ist Aufruhr, Revolution, Empörung, Anarchie, wenn sie sich plötzlich nicht mehr mit den prachtvollen Phrasen des „Aufgehens in dem großen Ganzen", „des Lebens und Sterbens für das geliebte Vater=

land", des Kämpfens um „die heiligsten Güter der Nation" und mit dem Hinweis auf die Vergeltung im Jenseits abspeisen lassen wollen.

Die Revolution paßt daher noch viel weniger in die bürgerliche „Rechtsordnung" als der Krieg. Ist sie doch die Verneinung dieser gesamten „Rechts"-Ordnung, die Empörung nicht gegen einzelne Gesetze, sondern überhaupt gegen Das, was die geltende Gesellschaftsordnung als „Recht" ansieht.

Es ist daher an sich schon ein völliger Unsinn, eine revolutionäre Bewegung unter die Paragraphen der bürgerlichen Strafgesetze bringen zu wollen. Wollte man das, so könnte man beinah all diese Paragraphen als durch die Revolution verletzt ansehen. Der gewaltsame Umsturz ist nicht nur: Hochverrat, indem die Verfassung des Reiches oder Bundesstaates und die bestehende Thronfolge gewaltsam geändert wird — auf Wilhelm den Zweiten folgte Friedrich der Einzige —, Landesverrat, wenn sich die Umstürzler mit feindlichen (Sowjet-)Regierungen einlassen und diesen Vorschub leisten, Preisgabe von „Staatsgeheimnissen", Tätlichkeit gegen den Landesherrn und Mitglieder des landesherrlichen Hauses, Beleidigung von Bundesfürsten, Sprengung gesetzgebender Versammlungen, Verhinderung an der Ausübung staatsbürgerlicher Rechte, Aufforderung zum Ungehorsam gegen Gesetze und Verordnungen, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Nötigung von Beamten zu Amtshandlungen, Aufruhr und Auflauf — der gewaltsame Umsturz ist auch: Gefangenenbefreiung, Hausfriedensbruch, Landfriedensbruch, Bildung eines bewaffneten Haufens, Aufreizung zum Klassenhaß, unbefugte Ausübung öffentlicher Aemter, Urkundenvernichtung, Beschädigung öffentlicher Zeichen der Autorität, Verletzung der Wehrpflicht, Religionsvergehen, Beamtenbeleidigung, Totschlag, fahrlässige Tötung, Körperverletzung, Nötigung, Bedrohung, Freiheitsberaubung, Diebstahl und Raub des Privateigentums der Regierenden und Herrschenden, Begünstigung, Sachbeschädigung, Transportgefährdung, Nichterfüllung staatlicher Verträge. Er bedeutet endlich die Uebertretung fast aller polizeilichen und gesetzlichen Vorschriften über die öffentliche Ordnung bis herunter zum ruhestörenden Lärm, Einhaltung der Polizeistunde, Störung der Sonntagsfeier und groben Unfug!

Diese kleine Blütenlese von „strafbaren Handlungen" zeigt, daß man der Revolution mit dem bürgerlichen Strafgesetzbuch nicht beikommen kann. Man versucht es auch nicht, wenn sie erfolgreich ist, das heißt: wenn sie die bis dahin bestehende Rechtsordnung als solche überrennt und aufhebt — denn dann haben die Organe der Rechtspflege nicht mehr die Macht, ihren Rechtsgrundsätzen Geltung zu verschaffen. Sie müssen dann die neue Macht anerkennen, und damit ist Macht plötzlich Recht.

So lag die Sache bei der November-Revolution. Damals versagte das Strafgesetzbuch völlig. Dann aber kam der Kampf gegen Spartacus, dem der Umsturz nicht gelungen war. Und siehe da: die Organe der Rechtspflege nahmen das gute alte Strafgesetzbuch zur Hand, das zwar bei der November-Revolution vorübergehend nichts getaugt hatte, das aber ebenso wie der gute alte Reichstag, der gute alte Bundesrat, die guten alten Offiziere, unter der „Revolutionsregierung" alsbald wieder zu seinem Rechte kam. Und nun suchten sich Staatsanwalt und Strafjustiz, während der Hexenkessel der Revolution noch brodelt und das ganze Land in den Flammen des Aufruhrs steht, eine Handvoll Leute heraus und klagten sie an und verurteilten sie wegen Zusammenrottung, Aufruhrs und Landfriedensbruchs, so wie das alte Gesetzbuch, das noch Friedensware ist, sie auffaßt. Gibt es etwas Groteskeres?

Und wen griffen sie heraus aus dem Volk der Aufrührer? Den Teil, der den ersten Umsturz gegen die legitime Macht am tatkräftigsten mit herbeigeführt hatte und sich nun von Denen, die die illegitime Macht der Revolution in den Sattel hob, getäuscht und verraten fühlten. Und was am schnurrigsten ist: diesen Teil der Aufrührer verfolgten sie nicht etwa, weil er sich im November gegen die legitime Obrigkeit aufgelehnt hatte, sondern weil er glaubte eingesehen zu haben, daß die aus der Revolution hervorgegangenen, also illegitimen Machthaber nicht die richtigen seien und sie deshalb mit Gewalt — mit derselben Gewalt, durch die sie ans Ruder gekommen waren — wieder absetzen wollte.

Man wende nicht ein: jede Regierung, auch die durch den Umsturz zur Macht gelangte, müsse sich schützen! Selbstverständlich wird sie das tun, wenn sie Wert darauf legt, am Ruder zu bleiben. Sie mag daher Anordnungen zu ihrem Schutze und zu ihrer Sicherheit treffen, welche sie immer will. Sie mag sich mit Bajonetten umgeben, mit Stacheldraht gürten, ins Edenhotel verkriechen. Sie mag Jeden, der ihre Sicherheit gefährdet oder es unternimmt, sie zu gefährden, mit Einkerkerung, ja, mit dem Tode bedrohen. Das kann sie, wenn und solange sie die Macht hat, muß aber gewärtig sein, daß sie umgekehrt zur Sicherheit eingekerkert und beseitigt wird, wenn sie die Macht nicht mehr hat. Dies alles sind reine Machtfragen. Was aber ungeheuerlich ist, ist dies: daß die Organe der Rechtspflege sich in diesen politischen Kampf um die Macht einmischen, einen Kampf, mit dem sie nicht das mindeste zu tun haben. Die Strafjustiz soll urteilen über „Schuld und Sühne", sie soll den verbrecherischen Willen des Täters „bestrafen". Im Kampf der Parteien, insbesondere der revolutionären Spieler und Gegenspieler aber gibt es nicht Schuld auf der einen, Unschuld auf der andern Seite, gibt es nicht gerechten Aufruhr und un-

gerechten Aufruhr, nicht Sühne für die eine, Buße für die andre Gesinnung: es gibt nur die Macht und den Schutz dieser Macht gegen die ihr mit Macht und Gewalt entgegentretenden Gegenkräfte. Taten Ledebour, Liebknecht und ihre Anhänger deshalb ein „Unrecht“, weil sie eine Regierung, in die einzutreten sie aus Gründen ehrlicher Ueberzeugung von vorn herein abgelehnt hatten, mit den zu Gebote stehenden Mitteln bekämpften, also mit offener Gewalt, durch die jene Macht geschaffen war?

Wie denn, wenn wir am neunten November einen wirklichen General gehabt hätten, der, statt nach Holland oder Schweden zu verduften oder sich der neuen Majestät des A.- und S.-Rates ganz gehorsamst zur Verfügung zu stellen, gegen die Revolutionäre und ihre „Regierung“ mit schnell gesammelten Getreuen — also doch einem bewaffneten Haufen — zu Felde gezogen wäre, um die entschwundene Macht seines Königs, dem er die Treue bis zum Tode (!) geschworen hatte, gegen die Umstürzler wieder aufzurichten? Könnte man solchen Mann eines Verbrechens, einer „Schuld“, eines „Unrechts“ zeihen, das Sühne und Strafe verlangt? Wäre auch dies Landfriedensbruch, Aufruhr im Sinne des Strafgesetzbuchs? Wäre es Hochverrat, Widerstand gegen die Staatsgewalt, Hausfriedensbruch, Nötigung, Freiheitsberaubung, Sachbeschädigung, Diebstahl und Totschlag, wenn er S. M. Ebert abgesetzt und eingesperrt hätte, ins Schloß der Matrosen eingedrungen wäre und den Schloßkommandanten zur Abdankung genötigt hätte, wenn seine Mannen die Setzmaschinen der revolutionären Presse beschädigt, das Geld der Revolutionäre „beschlagnahmt“ und in Land und Stadt mit vorgehaltenem Revolver Lebensmittel, Tabak und Zigarren, Teppiche und Bettdecken „requiriert“ hätten? Sicherlich wäre hier die bürgerliche Strafjustiz nicht eingeschritten, sondern sie hätte es der neuen Regierung überlassen, sich auf andre Art gegen ihre Widersacher zu sichern. Und das wäre auch der unzweifelhaft und einzig richtige Standpunkt gewesen.

Einen umso beschämendern Eindruck macht es daher, wenn bei der Auflehnung eines Teils des Proletariats gegen den zur Zeit noch herrschenden Teil eben dieses Proletariats die Maschine der bürgerlichen Strafjustiz in Gang gebracht wird, um eine „Schuld“ dieses Teils der Aufständischen festzustellen und eine „Sühne“ dafür festzusetzen — eine Schuld, die in nichts weiter besteht, als daß diese Volksgenossen eine andre Auffassung von der künftigen Gestaltung der Dinge und der Durchführung der Revolution haben und für diese ihre Ueberzeugung auch offen zu kämpfen bereit sind.

Revolution und Gegenrevolution sind nicht Objekt der bürgerlichen Rechtspflege, sondern lediglich Zustände der jeweiligen tatsächlichen Macht.

Der Seekrieg von L. Persius

IX.

In der Ostsee

Welche Rolle unsre Flotte in der Ostsee gespielt hat, das ist noch nicht ganz aufgeklärt. Zu Beginn des Krieges hatte man erwartet, frischer Offensivgeist würde einige unsrer Geschwader sofort in den Finnischen Meerbusen vorstoßen und dort die schwachen russischen Streitkräfte einschließen lassen, damit so die Ostsee rein gefegt und der Rücken für die Arbeit in der Nordsee frei gemacht würde. Die russische Ostseeflotte verfügte ja nur über vier Linienschiffe und sechs Panzerkreuzer ältern Datums. Die vier Dreadnoughts der ‚Gangut'-Klasse waren noch nicht frontbereit.

Die Beschießung Libaus durch den kleinen Kreuzer ‚Augsburg' erfolgte bereits am zweiten August 1914. Unsre Presse wies damals auf die kurze Entfernung nach Reval und Kronstadt hin, und man las zwischen den Zeilen, daß mit einer baldigen Mattsetzung der russischen Flotte gerechnet würde. Am siebenundzwanzigsten August unternahmen dann auch leichte deutsche Streitkräfte einen Vorstoß in den Finnischen Busen. Das Resultat war der Verlust des Kreuzers ‚Magdeburg', der bei Odensholm auf eine Untiefe lief und von dem russischen Panzerkreuzer ‚Pallada' vernichtet wurde. Ein höchst bedauerlicher Vorfall. Warum eilten die andern deutschen Schiffe ihrem Kameraden in Not nicht zu Hilfe? Nebel habe geherrscht, so hieß es entschuldigend im amtlichen Bericht. Nebel mag dem besten Kommandanten gefährlich werden, sodaß er mit seinem Schiff auf eine Untiefe läuft. Aber Nebel darf nicht zur Auflösung des Verbandes führen!

Von nun an hörte man lange Zeit nichts mehr von größern Aktionen in der Ostsee. Die russische Flotte blieb in unserm Rücken intakt. Als Grund dafür, daß kein energischer Versuch gemacht wurde, sie auszuschalten, wird von den Verteidigern unsrer Kriegführung angeführt, man habe bei der Stärke der englischen Flotte auch den kleinsten Verlust auf unsrer Seite vermeiden müssen. Am fünften Mai 1915 wurde Libau von unsern Truppen besetzt. Nun konnte der Platz auch von unsrer Flotte als Stützpunkt in Gebrauch genommen werden. Den Russen gelang es in der Folge nur vereinzelt, uns schwerern Schaden zuzufügen. Am zweiten Juli 1915 hatten wir den Verlust des Minenstreuschiffs ‚Albatros' bei Gotland zu beklagen. Dieser Verlust hätte sich bei sorgfältigern Dispositionen wohl vermeiden lassen. ‚Albatros' hatte nur eine Geschwindigkeit von knapp 20 Knoten. Begleitet war das Schiff von kleinen Kreuzern wie ‚Augsburg', die 27 Knoten lief. Aus welchem Grunde wurde ‚Albatros' überhaupt ausgesandt? Konnten Minen nicht

auch von schnellern Schiffen geworfen werden? Warum waren zur Bedeckung nicht stärkere Streitkräfte aufgeboten worden? Mehrere russische Panzerkreuzer waren die Angreifer. Sie hatten 20,3=cm.= und 15=cm.=Geschütze an Bord. Die deutschen 10,5=cm.=Kanönchen vermochten naturgemäß gegen sie nichts auszurichten.

Der Vorgang bezeugt jedenfalls, daß die russische Gefahr bestand, daß wir die uneingeschränkte Beherrschung der Ostsee für uns nicht in Anspruch nehmen konnten. Ueber diesen Zustand wurde verschiedentlich von der schwedischen Regierung Klage geführt, denn unter schwedischer Flagge nach deutschen Häfen fahrende Handelsschiffe wurden von russischen Kriegsschiffen aufgebracht. So war es auch in den nächsten Jahren. Am dreizehnten Juni 1916 wurde das deutsche Hilfsschiff ‚Hermann' in der Norrköping=Bucht — südöstlich der stockholmer Schären — von vier russischen Zerstörern in Brand geschossen. In erster Linie wurde freilich unsre angebliche Herrschaft in der Ostsee durch die plötzlich auftretenden englischen Unterseeboote in Frage gestellt. Etwa ein Dutzend kamen 1915 durch den Sund und bereiteten unsrer Kauffahrteischiffahrt böse Stunden. Bei uns hörte man allerdings kaum davon; die Zensur war zu wachsam. Nur dann, wenn die Torpedierung eines Kriegsschiffs sich durchaus nicht verheimlichen ließ, gabs eine kurze amtliche Mitteilung. Von großen Schiffen lief im Jahre 1915 am fünfundzwanzigsten Januar der Kreuzer Gazelle' bei Rügen einem englischen U=Boot=Torpedo in den Weg, am zweiten Juli der Panzerkreuzer ‚Prinz Adalbert' und am zweiundzwanzigsten August der Schlachtkreuzer ‚Moltke'. Amtlich wurde die Versenkung des Kreuzers ‚Undine' am siebenten November und der ‚Bremen' am siebzehnten Dezember eingestanden. Das war herb, denn es war ja stets dem deutschen Volke versichert worden, die Engländer hätten keine brauchbaren U=Boote. Daß um diese Zeit auch eine sehr erhebliche Zahl türkischer Kriegs= und Handelsschiffe im Marmarameer durch britische U=Boote, und noch dazu ganz alten Typs — der B= und C=Klasse, die aus den Jahren stammten, da wir knapp ein Versuchsboot hatten — vernichtet wurden: darüber durfte die Presse nichts melden. Unsre Handelsschiffahrt wurde in der Ostsee zuzeiten durch die britische U=Boot=Gefahr arg behindert, zuweilen fast völlig zum Stillstand gebracht. Es bleibt unter diesen Umständen unverständlich, warum die Engländer nicht mehr U=Boote einsetzten, um einen durchschlagenden Erfolg herbeizuführen.

Die „Beherrschung der Ostsee durch die deutsche Flotte" wurde aber erst durch die Vorgänge im Golf von Riga in die rechte Beleuchtung gesetzt. Am dreiundzwanzigsten Oktober 1915 lautete der Heeresbericht: „An der Nordspitze von Kurland erschienen russische Schiffe, beschossen Petragge, Domesnäs und

Gipken und landeten ....“! Und am dritten Juli 1916 kam die Nachricht, daß russische Kriegsschiffe unsre Truppen beschossen hätten. Der Heeresbericht sagt: „Unsre Küstenbatterie faßte dann die russischen Torpedoboote und das Linienschiff ‚Slawa‘ wirkungsvoll, und, von einem Fliegergeschwader angegriffen, wurde die ‚Slawa‘ getroffen.“ Früher im Frieden hatte man uns immer erzählt, die deutsche Flotte solle als starker linker und rechter Flügel der Armee angegliedert werden. Daß der Flügel gegen Frankreich dazu nicht imstande sein könnte, weil die britische Uebermacht es verhindern würde, war jedem aufgeweckten Schuljungen klar. Aber daß der Flügel gegen Rußland keinen Vorteil von der Flotte haben würde, wird schwerlich Jemand vorausgesehen haben. Als im Herbst 1914 die Russen in Memel eindrangen, erschallten dorther Entrüstungsschreie, daß die Flotte, für die man so viel Geld bezahlt, auf die man so große Hoffnung gesetzt hatte, nicht als Retter erschien.

1916 und 1917 beschränkte sich unsre Flotte im allgemeinen darauf, durch Seeflugzeuge russische Funkspruchstationen auf der Insel Oesel mit Bomben zu bewerfen. Unzählige Male meldete der Admiralstab erfolgreiche Angriffe auf Papenholm und Lebara. In der Nacht zum elften November 1916 versuchten unsre Torpedoboote, in den Finnischen Meerbusen einzudringen. Dieses Unternehmen ist in der Marine unter dem Namen: „Der Kindermord von Baltisch Port“ bekannt geworden. Ich hatte im Berliner Tageblatt geschrieben: „Gar zu rücksichtsloses Einsetzen von Personal rief maßlose Erbitterung hervor. Ein Admiral, der selbst sicher auf einem Kreuzer saß, jagte skrupellos ohne militärische Notwendigkeit bei einem Versuch, die Sperre von Reval zu forcieren, neun Torpedoboote auf Minen. Er machte den Torpedobootskommandanten den Vorwurf: ‚Wenn Sie sich nicht solange mit der Rettung von Leuten aufgehalten hätten ...‘“ Hierauf erschien in der Rheinisch-Westfälischen Zeitung eine längere Entgegnung, die unterzeichnet war: „Langemak, Kontreadmiral, derzeitiger Befehlshaber der Aufklärungsschiffe in der östlichen Ostsee“ und folgenden Passus enthielt: „Im Ganzen sind sieben Torpedoboote auf Minen gelaufen. Die Unternehmung hat ihr ursprüngliches Ziel nicht erreicht.“ Ich bekenne freimütig meine Schuld. Mir war seinerzeit von verschiedenen Seiten übermittelt worden, neun Torpedoboote seien verloren gegangen. Es sind also nach Angabe des Admirals nur sieben gewesen ...

Endlich, am dritten September 1917, meldete das W. T. B., daß deutsche Seestreitkräfte sich an der Einnahme Rigas durch unsre Truppen beteiligt hätten. Also erst das Vorgehen der Armee mußte abgewartet werden! Erhebliche Opfer kostete die Freimachung des Rigaischen Busens von russischen Seemachtmitteln, besonders von Minen. Eine große Zahl von Torpedo-

booten ging verloren. Hierbei war Gelegenheit, die gar zu gern geübte Vertuschungsmanie des Admiralstabs festzunageln. „Keinerlei Verluste" war anfangs gemeldet worden. Dann brachte der russische amtliche Bericht genaue Angaben über gesunkene Boote. Hierauf bequemte man sich bei uns, einzuräumen, daß „einige alte Torpedoboote ohne jeden Gefechtswert" in die Luft gegangen seien. Die Lehre, die häufig nicht anerkannt wird: daß Seestreitkräfte allein nicht imstande sind, Festungen zu erobern, wurde bei Riga erneut als richtig erwiesen. Festungen, auch wenn sie von See aus bombardiert werden, sind noch längst nicht in der Hand des Angreifers. Erst Landtruppen können sie besetzen und hiermit den gewünschten Erfolg bekräftigen.

Betrachtet man die gesamte Tätigkeit unsrer Flotte in der Ostsee, so liegt kein Grund vor, sich befriedigt zu erklären. Es fehlte an einem festen Plan, an der Initiative, Maßregeln, die ergriffen werden mußten, die wesentlich zur Unterstützung der Heeresaktionen beigetragen hätten, mit Energie durchzuführen. Schuld war der Mangel an Führern und die Aengstlichkeit, Schiffsmaterial der Verteidigung in der Nordsee zu entziehen. Der Gedanke an diese Verteidigung lähmte dauernd die Flottenleitung: sie glaubte, nur Linienschiffe und Panzerkreuzer könnten die Verteidigung ausüben — und irrte. Küstenbefestigungen, U-Boote, Minen hielten die Engländer schon in respektvoller Entfernung von der Helgoländer Bucht. Ein ernstlicher Angriff auf Wilhelmshaven, auf die Weser- und Elbe-Mündung wurde schwerlich je von der britischen Flotte in Betracht gezogen. Sie erreichte auch ohne das ihre Ziele. Sie hatte das richtige Prinzip, Menschenleben und Material nach Möglichkeit zu schonen. Und wenn ein Angriff wirklich gewagt worden wäre, dann hätte der Teil unsrer Flotte, der sich vielleicht grade in der Ostsee befand, immer noch Zeit gefunden, bis Helgoland und Cuxhaven niedergekämpft, bis die Minensperren beseitigt waren, durch den Kaiser-Wilhelms-Kanal sich an die bedrohte Elb-Mündung zu begeben.

Die Aufgabe: „Lahmlegung der russischen Streitkräfte" ist also von unsrer Flotte nicht gelöst worden, trotzdem sie dazu wohl imstande gewesen wäre. Man bedenke, welche Aussichten sich eröffnet hätten, wenn unsrer Flotte gelungen wäre, die Herrschaft in der Ostsee tatsächlich — nicht nur in den Berichten des Admiralstabs — an sich zu reißen, welcher Eindruck zu manchen Zeiten durch das Erscheinen unsrer Kriegsschiffe vor Kronstadt hervorgerufen worden wäre! Die deutsche Flotte in der Ostsee hat keine Lorbeern errungen, vornehmlich nicht, weil sie dem Heer nicht die Unterstützung lieh, auf die dieses Anspruch erheben durfte, und die in verschiedenen Phasen des Krieges von hohem Werte gewesen wäre.

(Schluß folgt)

Berliner Sezession von G. J. v. Allesch

Zur Erkenntnis der Welt führen verschiedene Wege. Seit langem sind wir gewohnt, den rationalen zu wandeln, die Erscheinungen durch Analyse zu gliedern, durch Synthese zu Gegenständen und Systemen von Gegenständen emporzubauen, deren innere Gesetze freilich nichts andres als die Gesetze unsres eignen Denkens und Vorstellens sind. Daneben gibt es aber auch noch einen zweiten Weg: der Versenkung, der Meditation, des konzentrierten Schauens und schließlich intuitiven Begreifens, und dieser führt zu Ergebnissen, die keine geringere Sicherheit und auch keine geringere Brauchbarkeit besitzen als die andern. Nur sind sie weniger leicht zur allgemeinen Anerkennung zu bringen, weil sie nicht, wie die rationalen Wahrheiten, am Ende eines Schraubenganges von Schlußfolgerungen zwanghaft zuteil werden: ihre Erfassung hängt wesentlich von der Fähigkeit ab, denselben Zustand des Schauens zu erreichen wie der ursprünglich Erkennende.

Es ist begreiflich, daß in unserm auf Mitteilung eingerichteten und auf Zustimmung aufgebauten Kulturkreis das Beweisbare den Vorrang haben wird, Das, was sich vorrechnen läßt, und daß wir, mißtrauisch und hochfahrend gegen die schlichten Dokumente innern Erlebens, selbst des eignen, spöttische Ablehnung bereit haben, wo es sich um Erkenntnisse handelt, die dem Einzelnen außerhalb des Systems zuteil werden.

*

Selten kommt dieser Widerstreit so klar zutage wie bei der Betrachtung modernster Malerei und Graphik. die ja auch ganz auf das Erschauen des Wesentlichen in der Welt gerichtet sind und dabei auf die Legitimation durch die allen zugängliche Sichtbarkeit, durch die gewissermaßen greifbare Erscheinungsweise der Dinge ganz verzichten. Es ist das Eintreten des Schauenden in die dunkle Welt der transzendenten Verknüpfungen; das Aufspüren elementarer Triebkräfte; das Erhorchen der Urrhythmen des ewigen Aufkeimens und Verfallens. Weit draußen irgendwo sind die realen Dinge: sie klingen nur an, sie sind nur wie Entwürfe da, wie Möglichkeiten in ihren Abwandlungen und ihrem Gegenspiel. Das mitzuerleben kann man nicht erzwingen, das mitzusehen kann man Keinen lehren.

Es hilft nur, was eben die Quelle dieser Kunst selbst ist: das Versenken und Sichhingeben, das Erschauen der Dinge mit dem innern Gesicht. Da sieht man, wie das Grade in Wahrheit gekrümmt ist; wie Getrenntes in Wahrheit Eines ist; wie das Eine in Wahrheit vielfältig ist; wie dieselbe Gliederung wiederkehrt, immer wieder, in Dingen, die einander fremd scheinen; wie eine Grundform ganze Geschlechter von Gegenständen beherrscht; wie in einem Willensfunken tausend Impulse stecken; wie eine Geste angefüllt ist mit tausend Möglichkeiten, sich zu ergießen.

Wie die Tiefe der Meditation alle Grade bis zur letzten Vision durchläuft, so ist auch das Sichtbarmachen des Wesens in unzähligen Stufen der Eindringlichkeit und der Reinheit möglich. Die junge Generation unsrer Künstler kämpft einen schweren Kampf gegen die Belastung mit der alten verkrusteten Wirklichkeit. Es war leichter, sie zu zersprengen, als die Trümmer bis zum letzten Rest aufzulösen. Der neue Aspekt der Dinge setzt oft nur an isolierten Stellen ein, ein Strahl leuchtet plötzlich in die Tiefe, aber grau und hart bleibt ringsum die alte Welt bestehen. Auch sie zu durchglühen ist Aufgabe und Pflicht des Künstlers, der seine Erkenntnis läutern und den Mitbrüdern vermitteln will.

*

Die Ausstellung der Sezession zeigt uns viel mehr den Kampf als den Sieg, mehr das Teilphaenomen der Entwicklung als das Ziel. Sie enthält Graphik und Wandgemälde. also das, wenigstens dem Sinne nach, Erste und Letzte der Flächenkunst, und es ist so ganz verständlich, daß die Graphik einen viel höhern Grad der Klärung und Reinigung aufweist als die Bilder. Vom leisen Vibrieren eines alten Raummotivs an, wie es etwa Paul Kuhfuß in seinem Tempel zeigt, bis zum Konzentrieren aller Vorstellungen in einen Grundklang von Linien, wie es Jäckel im Liebespaar versucht hat, finden sich alle Abschattungen des Problems. Dem punktuellen Einsetzen der neuen Anschauung entspricht das Lazarett von Kuhfuß, das gewissermaßen nur eine Seh-Achse gibt, nur das Eindringen des Blickes in den Raum, vorbei an einer unbeachteten Umgebung; oder auch die Aquarelle von Fritsch, der dieses Bohrloch des Schauens ornamental zu umgrenzen sucht.

Die Zeichnung allein hat solche Möglichkeit, sich über die Forderung der Fläche als Ganzes hinwegzusetzen. Und doch ist ihr auch gegeben, dieselben Forderungen bis in ihre letzten Konsequenzen auszusprechen. Ein Beispiel: Deierlings Landschaft mit den jungen Bäumen, in der sich Raum und Fläche zu einem völlig gleich dichten Gewebe durchdringen (mag in diesem besondern Fall unsre Erfahrung dadurch auch nicht so sehr bereichert werden). Oder die Holzschnitte von Eva Bernecker, die überdies noch eine erfreuliche Intensität des Erlebens aufweisen. Die Salbung Christi von Jäckel gibt innerhalb der Flächenbindung das Ueberwiegen des Raumes. Schön sind die Kuben gegen einander gesetzt, wenn auch die Rechnung nach rechts vielleicht nicht ganz geschlossen ist.

Daneben ist natürlich Vieles, das nur die äußerlichen Zufälligkeiten der neuen Kunst um einen alten Kern legt; so die Lithographien von Kaspar, die Zeichnungen von Dill und andres.

*

Wer nun erwartet, die Versprechungen, die die Graphik gibt, in den großen Gemälden erfüllt zu sehen, und vielleicht

gar träumt, daß überdies auch noch die besondern Möglichkeiten, die das Wandbild bietet, in neuem Geist erblühen würden, der wird leider durch die Ausstellung enttäuscht. Es ist fast unbegreiflich, wie hilflos diese dreizehn Künstler den Riesenflächen gegenüberstehen, als ob vor ihrem Anblick die Produktionskraft versiecht wäre. Nun könnten sich die Schleusen öffnen und langgestaute Ströme brausend ergießen. Aber es bleibt still, und nur mühsam wird der dünne Regen im großen Raum versprüht. Selbst was schon in der Graphik erreicht ist, geht auf diesem Weg zum guten Teil wieder verloren.

Den geschlossensten Eindruck gibt uns Jäckels Gethsemane. Es ist immerhin ein Bild. Die Fläche ist nach einem gewissen Formgesetz behandelt, ein gewisser Rhythmus, auch farbig, dringt durch. Aber das ist zu wenig, denn dieser Rhythmus ist nichts wesentlich Neues, und er hat auch keine Beziehung zum Format. Ueberdies ist die Fläche der Christus-Gestalt wie ein Fremdkörper mitten in diese Linienzüge gestellt, weder in ihren Gang aufgenommen noch ihnen im Wechselspiel entgegengesetzt. Wie gut war dagegen im Liebespaar grade dieses Einschmelzen der Figur in die Flächenbewegung. Und wie lebendig, wenn auch nicht ganz gerundet, war in der Salbung das Erlebnis des Raumes. Wo bleibt beim Wandgemälde dieses Ineinanderspielen von Fläche und Tiefe, wie kann ein Künstler die Oede ertragen, die sich links unten ausbreitet! Es wird keine Suggestion geübt; keine kubische Gewalt zwingt den Beschauer; kein psychischer Wert erwächst aus den Formen, der mit dem Gegenstand der Darstellung zusammenklänge. Dieses Gethsemane ist kein visionär gesehenes: es ist bürgerlich und rührsam wie nur je — die unerhörte Krisis dieser Stunde ist fern. Und doch könnte man sich denken, daß die Stärke der neuen Ausdrucksmittel grade hier in nie erschautem Grade zutage träte.

Den Versuch, ein inneres Erlebnis zu gestalten, hat Krauskopf im Abendmahl unternommen. Er hat dazu unmittelbare Ausdrucksträger benutzt, Mienen, Gesten, Lichtstrahlen, die vom Haupte Christi über die ganze Tafel leuchten, und er hat mittelbar durch Raum- und Flächenformen eine Wirkung im gleichen Sinn angestrebt. In beiden aber ist er nicht zur Reinheit durchgedrungen. Genremäßige Züge, Nebenschauplätze mit Sondereinstellungen gehören nicht hierher, und die Komposition ist so beschwert mit toten Stellen, von denen die beiden harten, aus andrer Wirklichkeitszone stammenden Vorhänge die allerstörendsten sind, daß sie nicht die Kraft hat, uns über alle Holprigkeit hinweg einer stärkern Erregung zuzutragen. Sie zerfällt, und die einzelnen Bruchstücke verlieren ihren Sinn.

Von vorn herein in mystischen Regionen bewegt sich Waskes Anbetung der Aeltesten vor dem Stuhle des Einen. Aber auch da vermissen wir den neuen Aspekt. Es ist eine riesengroße

Illustration zum Text Johannis, die sich nahe an die Worte hält, sie nirgends bereichert, nirgends fugiert. Dieses Begrenzte ist auch in den Holzschnitten schon zu erkennen. Das Weib mit dem Drachen ist ganz in einen flächenhaften Schnörkel ausgeglitten, der Engel in der Sonne, obwohl viel besser bewältigt, steht auch noch am Rand des Billigen; aber das Blatt aus der Offenbarung mit wogenden Bergen und wogendem Meer besitzt ein Maß von innerm Reichtum, daß es weit eher die Grundlage eines Wandbildes hätte werden können.

Haben diese Bilder die Größe ihrer Fläche nicht genützt, die Kräfte, die in dieser weiten Spannung liegen, unbelebt gelassen, so sind die andern gradezu gegen ihre Fläche gerichtet. In Kohlhoffs Christus auf dem Meer der Widerspruch der Struktur, der zwischen dem Rand und der Innenzone liegt, wird durch das Format aufs ärgste gesteigert, der Zerfall des Riesenbildes wird zur Katastrophe, während wir in kleinern Abmessungen die Gegensätze vielleicht überwinden und zur (Schönbergschen) Phonie der Innenformen gelangen würden.

Bei den Andern: Büttner, Richter, Scheurich, Zeller, Heckendorf wird das große Maß zur Wüstenei, durch die der Blick ermüdet irrt. Fahrlässig leicht hat Rößler seine Aufgabe genommen; und doch sind in den Einzelheiten, die er über das Papier hinstreut, Hinweise auf ein sehr wertvolles Sehenkönnen enthalten — auch ist er wahrer als die Meisten.

*

Der Aufwand dieser großen Flächen ist also leider im Wesentlichen ungenützt vertan. Aber nicht weil diese Künstler Altes weggeworfen haben, sondern weil sie zuviel davon noch tragen. Weil sie mit der vergangenen Zeit noch immer nicht fertig sind. In den kleinen Arbeiten ist die Ueberwindung schon weiter gediehen, ist sie in einzelnen Fällen bis zur völligen Assimilierung fortgeschritten. Aber die frisch aufgeackerte Erde hat noch nicht genug Triebkräfte entfaltet, um auch über die Wandflächen Herr zu werden. Dazu hilft nur innere Läuterung und immer tiefere Versenkung in das Schauen und der feste Glaube an die Souveränität der Vision.

Anschaulich von Alfred Polgar

Während des Krieges verboten gewesen

„Mein Bauch ist so dick," — sagte er, als er von der Dame wegen Fettleibigkeit zurückgewiesen worden war — „daß ich ihn, wenn ich mich nur ein wenig hinunterbeuge, mit den eignen Zähnen zerfleischen könnte."

„Mein Bauch ist so dick," — sagte er, als er von dem Musterungsarzt wegen Fettleibigkeit zurückgewiesen worden war — „daß ich ihn, wenn ich mich nur ein wenig hinunterbeuge, mit den eignen Lippen küssen könnte."

Sonnenfinsternis

Der Held dieses Rattenkönigs von Dramen heißt: Hollrieder. Das ist ein Pseudonym, ein nicht grade undurchdringliches, für: Arno Holz. Der erzählt viel aus seiner eignen Vergangenheit und läßt keinen Zweifel daran, wie er heut die Gemeinschaft mit den bekannten Arbeits- und Schlafgenossen seiner Anfänge sieht und gesehen zu wissen wünscht. Ihrer Beider Malereien sind in der Sezession einander gegenübergehängt. Der Präsident tritt davor, und sein Urteil lautet: „Hier kann Eener, was er will, und dort will Eener, was er nicht kann." Holz hat das Pech, dem Präsidenten zu glauben. Er hält sich für den Könner. Daß er das tut, ist in dieser Tragödie von fünf Akten die Tragik. Ihr Verfasser prägt unter andern Aphorismen zur Lebensweisheit auch den: daß es für Jeden nur gesund ist, wenn er von seinen Illusionen geheilt wird. Doktor Relling findet grade das ungesund. Dem Kritiker bleibt keine Wahl: ob Arno Holz einen breiten Buckel oder die schmerzvoll empfindlichste Seele hat, ob er aus Ablehnung Mut oder Hoffnungslosigkeit saugt — man muß versuchen, ihn von der Illusion zu heilen, daß es genüge, mit zusammengebissenen Zähnen fünf Stunden lang die Hände sehnsüchtig nach Melpomenen auszustrecken, um auch schon als erhörter Freier zu gelten.

Eine besondere Art von Gesamtkunstwerk schwebt ihm vor. Nicht was er malte — wie er es malte, war für ihn früher die Hauptsache. Seine Kunst hatte die Tendenz, wieder die Natur zu sein; und zwar die Natur eines Bauzauns, eines idiotischen Stückes Vieh, eines Proletarierwinkels. Jetzt begreift er, daß Das wider die Natur war, an der er ja doch entweder rechts oder links vorbeischoß. Jetzt ringt er nicht allein um die Oberfläche, um Duft und Hauch der Dinge: jetzt dringt er auf ihre Idee. Jetzt setzt er sich zum Künstlerziel: ein Einzjes, das Alles umfaßt, die ganze Skala, Erde, Himmel, Menschen, Tiere, die ganze Menagerie. Wohlgemerkt: nicht ein Einziges — ein Einzjes. Der Naturalismus ist nämlich keineswegs tot. Man schreibt, wie man spricht, zum Beispiel: Nabnd, gibt in den Regiebemerkungen an, ob „da", ob „ja" ein kurzes oder langes a haben soll, und versäumt darüber eben nur nicht, die geistige Bedeutung der Erscheinungen zur gebührenden Geltung zu bringen. All dies zusammen ist Peter Altenberg auf mancher halben Seite gelungen. Holz ist hier, wenn sonst nichts, gelungen, um eine selbstverständliche aesthetische Forderung das längste Gerede der gedruckten Weltdramatik zu machen.

Dieses Gerede rankt sich um eine Schauergeschichte. Ha, der blutschänderische Vater, der seine berückend erblühte Tochter, oder den sie . . . das läßt der Dichter im Zwielicht, wie die erste und konkurrenzlos schönste Novellensammlung von Sudermann heißt. Holzens alter Arbeits- und Schlafgenosse wird nicht schlecht abgestraft, indem er, abgesehen von seiner Erfolglosigkeit bei den Musen und allen andern Weibern, sowohl hinter Türen lauscht wie durch anonyme Briefe theatralische Zusammenkünfte bewirkt, die immer dann erfolgen, wenn die

karre stillezustehen droht. Da ist der erstaunlich abgetrabte krumm Weg, der über Paris zu Giftschränken und den jähesten Todesstürzen von Balkonen herunter führt. Da sind die Lockungen, die sich dem Künstler hinbreiten, und die er nicht verschmähen darf, damit er, losgebunden, frei, erfahre, was das Leben sei. Was? Ein Hintertreppenroman. Für Zola war die Kunst ein Ausschnitt aus der Natur, angeschaut durch ein Temperament. Zum Unterschied davon liefert Holz fünf Kilometer Sensationsfilm, abrollend ohne das mindeste Temperament, in einem Zeitmaß, bei dem eine gelähmte Schnecke den Wettlauf riskieren könnte, und geschmückt mit einer Sorte von literarischen Auseinandersetzungen auf der Leinewand . . .

Aber sie spotten meiner Charakteristik in einem Grade, daß ich eine hierhersetzen muß. „Gewagteste, verruchteste . . . keckst blutigst, herausforderndst zynischste Grotesken . . . und grimmste, verzweifeltste . . . atemstockendst, atemversetzendst, herzbeklemmendst schaurigste Tragödien! . . . stupid einfältigst schändliche Solos . . . und glühe, heiße . . . ekstatischst, traumtiefst trunkenst verzückteste . . . verstrickteste . . . beseligtst, wonnigst, weltentrücktst, weltabseitst . . . weltvergessenst umschlungene Duos . . . vehementst . . . orgiastischst, wolllüstigst, ungestümst, unbändigst, ungeheuerlichst . . . unersättlichst monströse . . . possenhaftst, farcenhaftst frevelndst freche . . . burleskst, abenteuerlichst, ausschweifendst tolle Trios . . . und taumelndst, tobendst, tosendst tumultarische . . . faunischst, viehischst, fiebrischst wie besessne . . . bachantischst babylonischst, buhlerischst . . . wüste Massenchöre!“ Das ist nicht etwa ein krasser Fall, sondern ein ausgesucht kurzer. Solche Anfälle ohne Semikolon und Punkt kriegt Hollrieder bis zu zwei enggedruckten Seiten, und sein Modell und Eheweib läßt sich auch nicht lumpen. Gegen diese Redetourniere ist ein Mastodont eine Libelle.

Wer durchaus will, kann in ‚Sonnenfinsternis‘ die Entwicklung vom Naturalismus zum Expressionismus verfolgen. Ich vermute das nur, denn ich weiß nicht, was Expressionismus ist. Genug: wenn das hier Expressionismus ist, so sollte er schnell wieder von dem guten alten Naturalismus überwunden werden. Wo Holz sich seiner ‚Sozialaristokraten‘ nicht schämt, dieser lange nicht nach Verdienst geschätzten Komödie, wo er Liebermann reden läßt, wie dem der jüdisch-berlinisch Schnabel gewachsen ist: da fehlt ihm zwar auch der Ueberschuß, das Ambiente, der Funke — aber was da ist, ist wenigstens echt. Der monströse Rest ist wirklich Tragödie. Nicht die Tragödie Hollrieders, sondern Holzens, dem jene zu gestalten versagt ist, und von dem das die Sonnenfinsternis an den Tag gebracht hat. Ohne den Ehrgeiz des Staatstheaters hätte Holz ein methusalemitisches Alter als verkanntes Genie erreichen können. Damit ist es nun aus, für immer. Nach drei Kilometern verläßt man, gebrochen an Leib und Seele, das Schauspielhaus und entsendet gen Himmel ein Stoßgebet für die Darsteller, daß sie aus dieser Offensive auf ihre Sprechwerkzeuge unbeschädigt davonkommen mögen.

Rundschau

Levien

Das ganze deutsche Volk, soweit es nicht selbst verbrecherisch gesonnen ist, hat ein Interesse daran, daß die beiden münchner Hauptverbrecher Levien und Leviné gefaßt werden.

Zu diesem Ziele genügt nicht, daß einmalig eine Belohnung für ihre Festnahme in der Presse verkündet und vielleicht auch in einem vom Publikum kaum gelesenen Amtsblatt ein Steckbrief hinter ihnen erlassen wird, sondern es bedarf umfassender Maßnahmen.

1. Personalbeschreibung in der ganzen deutschen Presse.
2. Bild in möglichst vielen illustrierten und nicht illustrierten Zeitungen, zumal Kladderadatsch und ähnlichen in Gastwirschaften viel gelesenen Blättern.
3. Bild an den Anschlagsäulen mindestens aller Großstädte.
4. Anregung der Aufmerksamkeit jedes Einzelnen durch ständig wiederholte Pressehinweise, jeden einzelnen seiner Bekannten unter dem Fragezeichen durchzudenken, ob er nicht Levien oder Leviné sein könne.
5 Besondere Anregung des Gedankens, wie leicht durch einen Zufall 10000 Mark zu verdienen seien.

Wenn so oder ähnlich das ganze deutsche Volk in Stadt und Land, zumal in der Großstadt, systematisch sucht, so spricht die denkbar größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß beide Verbrecher binnen 24 Stunden gefunden werden. Denn daß sie den gefährlichen Grenzübertritt gewagt hätten, ist unwahrscheinlich.

Wenn die Massenmörder Levien und Leviné, ebenso wie die bestialischen Mörder Klübers und Neurings, sich weiter ihrer Freiheit erfreuen dürfen, so zwingt das zu vernichtende Betrachtungen über Fähigkeit der Republik, Ordnung zu schaffen. Das Kaisertum war Ordnung.

Dr. jur. v. Jagow, Regierungspräsident.

Es war Januar 1918 in einem ostgalizischen Städtchen beim Stabe einer deutschen Armee. Von einer benachbarten Heeresgruppe hatten wir die Meldung erhalten, daß sie uns infolge Auflösung einer Dienststelle zwei Vize-Wachtmeister-Dolmetscher überweise.

Zwei Tage darauf trafen die Erwarteten ein und stellten sich uns vor. Zuerst ein kleiner, unscheinbarer Herr, Vizewachtmeister Müller. Hierauf erschien eine riesige, breitschultrige Gestalt an der Tür, richtete sich, den Mittelfinger an der Hosennaht, wundervoll stramm auf, klappte, laut Vorschrift, die Hacken dröhnend zusammen und rief mit tiefer wohlklingender Stimme: „Vizewachtmeister Levien — zur Stelle" ins Zimmer hinein. Dann folgte ein tadelloses Kehrt — und unsre Köpfe senkten sich wieder auf die mit Karten beladenen Tische.

Gemeinsame Interessen führten mich später mit Levien zusammen. Bald fiel mir seine äußere Aehnlichkeit mit Puschkin, dem Dichter des Eugen Onegin, auf. Braunes welliges Haar, Backenbart, ein Paar verträumte Augen, hervorstehende Backenknochen, ein breiter Mund mit wulstigen Lippen, dazwischen die unvermeidliche Zigarette, die ganze Gestalt aus einem Guß.

Nach und nach erfuhr ich einiges aus seinem Leben. Sein Vater ist Deutscher, seine Mutter Moskauerin. Seine früheste Jugend verbrachte er in Moskau. Später kam er ans Gymnasium nach Meißen, wo er bis zum Abiturientenexamen blieb. Dann kehrt er nach Rußland zurück, dessen Sprache er, gleich der deutschen, meisterhaft beherrscht, und wird Student. Um diese Zeit kennt er schon die gesamte russische soziale Literatur. Das Elend des russischen Proletariats, wie es zum Beispiel Dostojewski schildert, geht ihm ans Herz, und er fängt an, gegen die Machthaber zu agitieren. Bald verfällt er ihnen. Er wird zu einer Gefängnisstrafe verurteilt, im Rußland Nikolaus des Zweiten keine Schande. Mit erstickender Stimme erzählt er mir, wie seine Gefährten und Freunde, die teils zu lebenslänglicher Verbannung, teils zum Tode verurteilt waren, von ihm Abschied nahmen, wie sie einander das letzte Mal die Hand

drückten, alle nur von dem einen Gedanken erfüllt, für das arme Volk zu leiden und zu sterben.

Nach einjähriger Haft erlangt Levien die Freiheit wieder und begibt sich nach Deutschland, wo er sein Jahr abdient, dann in die Schweiz. Hier gerät er bald in den Kreis Lenins, Trotzkis, Lunatscharskis, denen er sich mit ganzer Seele anschließt. Indessen beendet er sein Studium und promoviert mit einer biologischen Arbeit zum Doktor der Philosophie. Seiner Niederlassung als Privatdozent — die Habilitationsschrift ist fast fertig — kommt der Krieg zuvor. Levien kehrt nach Deutschland zurück, tritt ins bayrische Heer ein und macht die „Eroberung" Belgiens mit, bis man ihn als Dolmetscher an die Ostfront kommandiert. Das alles und noch vieles andre erzählt er mir mit sprudelnder Lebendigkeit und kommt dabei vom Hundertsten ins Tausendste.

Levien ist ein Gesellschafter, der die Gabe hat, eine ganze Runde mit seinen Späßen zu unterhalten. Er ist ein Meister im Deklamieren, Vorlesen und Reden, wobei ihm sein erstaunliches Gedächtnis zustatten kommt. Morgenstern rezitiert er mit der Meisterschaft eines Ludwig Hardt, über ein Thema, das ihn grade interessiert, spricht er in formvollendeter Weise mit der Dialektik eines Kerenski. Obwohl eigentlich Naturwissenschaftler, ist er durch und durch universal gebildet und von seltener Belesenheit. Literatur, Wissenschaft und Kunst haben kein bedeutenderes Werk hervorgebracht, in das er sich nicht versenkt hätte. Er interpretiert die Phaenomenologie Kants mit derselben Leichtigkeit, wie er einem das Problem des Interferenzversuchs von Michelson klarmacht; er behandelt die künstlerischen Eigenheiten eines van Dyck mit derselben Sachlichkeit, wie er den Aufbau einer Sinfonie von Beethoven pfeifend und singend darstellt; unübertrefflich in der Ausmalung der Charaktere Dostojewskis, den er immer wieder und wieder liest, zeigt er zugleich auf seinem Spezialgebiet, der Zoologie und Biologie, bis ins Einzelne gehende Kenntnisse und Fertigkeiten. Ein Mensch, beseelt von den höchsten Idealen, ein Mensch, dessen Herz man schlagen hört, ein Mensch, mit einem Wort, „der nicht in das Alltagsschema paßt": das ist der Doktor Max Maximowitsch Levien, den nun, wie so viele Andre, der Bannfluch Noskes getroffen hat.

„Was gedenken Sie nach dem Kriege zu beginnen?" fragte ich ihn, als wir uns nach drei Monaten gemeinsamer Arbeit trennen sollten. „Ich werde, wenn es geht, meine Habilitationsschrift beenden und mich dann irgendwo niederlassen — das heißt: vielleicht mache ich auch wieder etwas Politik — ça dépend."

Heinrich Pincas

München

Das erleichternde Schlagwort ist längst gefunden. Bolschewismus, Kommunismus, Spartacismus: ein wahres Trio von schwarzen Männern, mit denen man den armen deutschen Buben und Mäderln bange macht und den münchner Kindln ganz besonders. Sie hatten es hier auch zu bös gemeint mit den armen Reichen. Sie hatten wirklich versucht, Hand anzulegen an das geheiligte Portemonnaie; sie hatten wahrhaftig die Frechheit besessen, das hübsch dekorative Mitleidsgefühl, dessen Ausdrücke so sozial und einsichtig klingen, in die Tat umsetzen zu wollen.

Mit starker Wirklichkeitsverkennung und Ueberhastung, begreiflich bei der Ungeduld, mit der seit

November auf Taten gewartet wurde, begannen sie ihre Reformen. Sie griffen mit beiden Händen in das Wespennest, als sie die Banken besetzten. Schon am zweiten Tage ihres Wagnisses ward ihnen vor der eigenen Kühnheit bange, und sie verkündeten, daß jeder Konto-Inhaber zwölfhundert Mark wöchentlich abheben dürfe. Für Lohnauszahlungen und besondere Lebensbedürfnisse gab es überhaupt keine Sperre.

Die Bildung von Betriebsräten folgte, die Bewaffnung organisierter Arbeiter.

Aus den Zeitungen verschwanden die wahren und unwahren Darstellungen äußerer und innerer Unwichtigkeiten. Ueberraschend gute Aufsätze, der Aufklärungsarbeit gewidmet, erschienen plötzlich in den konservativsten Hetzblättern. Mit rührender Beständigkeit wurde dem Bürger erzählt, daß der Arbeiter sozusagen auch ein Mensch sei und von Natur die gleichen Rechte habe wie der Baron. Der Bürger überschlug diese Seiten und las die Annoncen.

Schießereien kamen bis auf eine geringe am Hauptbahnhof nicht vor, sondern wurden in Berlin erfunden. Das Revolutionstribunal, das mit geringfügigen Strafen belegte, meist aber freisprach, war von kindlicher Milde. Ueberall das Bestreben der Führer, zwar scharf zuzufassen, aber Menschenleben zu schonen.

Trotzdem drückende, atembeklemmende Stimmung über der Stadt. Die Lebensmittel werden knapp, alle Zufuhr stockt, keine, auch nicht die geringste Nachricht von außen. Die Taktik des Gegners ist klug. Man schließt die Räte-Regierung ab von der Außenwelt, man läßt sie sich in allen Teilen entwickeln, um sie desto sicherer mit Einem Schlage in die Hand zu bekommen.

Die Erbitterung des Bürgers wächst mit den Entbehrungen, von denen er sich nicht klar macht, daß sie durch die von außen kommende Abschneidung hervorgerufen sind. Er schiebt sie der Räte-Regierung in die Schuhe. Schachzug der alten Regierung, die so in der Gloriole des Befreiers erscheint. Der Offizier und der Student ziehen ein mit ihrem Troß besoldeter Knechte.

Was folgt, ist bekannt. Die Mordbestie ist entfesselt unter dem Vorwand, Ordnung zu schaffen. Der Geisel-Mord, der nicht zu entschuldigen ist, aber kein „Geisel“-Mord war, sondern **die Erschießung** einer Gruppe Verschwörer, die als Mitglieder der Thule-Gesellschaft reaktionäre Propaganda und antisemitische Hetze trieben, gibt willkommenen Anlaß zu einer gradezu infernalischen Menschenjagd. In Starnberg werden allein sechsundfünfzig Menschen standrechtlich erschossen. Schleußinger, der dortige Vertreter der Räte-Regierung, wird mit vorgehaltenem Revolver gezwungen, den Ermordungen seiner Leute beizuwohnen. Die leiseste Denunziation genügt für Verhaftungen.

Wir haben heute keine Reaktion mehr in München: wir haben ein hohnlachendes festes System, das hinter dem Rücken der noch als Deckschild benutzten Regierung Hoffmann sich regeneriert und in allen Teilen gestärkt hat und im eignen Lande den Fußtritt weitergibt, den es von der Entente erhalten hat. Die Offiziere und Unteroffiziere, die man flehend und hilflos wieder zurückrief, die nun wissen, daß sie unentbehrlich sind, zeigen einen Uebermut, wie er in den ärgsten Zeiten des Gottes-Gnaden-Offiziertums unter Wilhelm dem Zweiten nicht stärker sich austobte.

Die geistige Knebelung schreitet fort und wird bald, sowie die Grenzen geöffnet sind, die besten Elemente aus dem Lande treiben. Nicht nur, daß die Universität dem

Arbeiter verschlossen ist, wird sie auch für Studenten unterbunden, die freiheitlich und grade genug gesinnt sind, sich nicht zu Knechten dieses Systems zu machen. Solch ein Student kommt gewissermaßen auf die Armesünderbank: er darf sich nicht zur selben Zeit einschreiben lassen wie der Freicorpsschärler, er darf das Semester nicht am selben Tage beginnen. Abgesondert und geächtet von Denen, die das Zwangscorset der Uniform immer noch zur Aufsteifung ihres hohlen Phrasentums brauchen, müssen sie, denen die Wissenschaft Hauptzweck ist, als verachtete Outsider das Omen der Vaterlandsverräterei, Feigheit, und wie sonst die schönen Ausdrücke alle heißen, auf sich nehmen. Der Professor wird im Examen die schwarzen Schafe von den weißen sondern, er wird das auf neu reparierte System stützen, indem er es von den vorlaut selbständigen Elementen freihält.

Zu fest steht durch Jahrtausende die Hochburg der Privilegien, zu sehr ist die gottgewollte Abhängigkeit der Menschheit in Fleisch und Blut übergegangen. Der Arbeiter will ein kleiner Bürger werden, er will, wenn er die leibliche Notdurft gestillt hat, „sei Ruah“ haben.

Oder nicht? Ist er doch echt dieser leise glimmende Funke, immer wieder angefacht von Einzelnen, die dabei selbst in die Flamme stürzen und verbrennen? Langsam geht die Entwicklung. Märtyrer und Schwärmer, deren Gedankenwelt weit hinaus führt über das trübe Chaos der Gegenwart, sind heute vielleicht unsre einzige Hoffnung. Sie, die verstehen, ihre Seelen hinzugeben an ein Ideal, dessen Verwirklichung sie nicht mehr sehen werden.

Margarete Liebmann

Der Mörder Ludendorffs

Vorsitzender: Sie sind dann also als kriegsbeschädigt entlassen worden — die Krücken haben Sie vom Staat geliefert gekriegt, nicht wahr? — und kamen nun nach Berlin. Erzählen Sie mal weiter!

Angeklagter: Ich habe hier in Berlin versucht, Arbeit zu finden, aber es gab keine. Sie wollten mich aufs Land schicken —

Staatsanwalt: Warum hat der Angeklagte dieses Angebot nicht angenommen?

Angeklagter: Es sollte zehn Mark Wochenlohn geben und freie Verpflegung. Und als sie mich mit meinen Krücken sahn, da wollten sie mich überhaupt nicht.

Vorsitzender: Wie kamen Sie nun auf den Gedanken, Seine Exzellenz den Herrn General Ludendorff zu erschießen?

Angeklagter: Liebknecht und Rosa Luxemburg waren ermordet worden. Ich war davon wochenlang sehr erregt, und meine Aufregung steigerte sich noch, als ich hörte, daß auch Eisner erschossen worden sei.

Vorsitzender: Warum waren Sie darüber aufgeregt? Sind Sie mit diesen Leuten verwandt oder verschwägert?

Angeklagter: Nein. Es sind meine Gesinnungsgenossen.

Vorsitzender: Was geschah nun am sechzehnten März?

Angeklagter: Am sechzehnten März ging ich im Tiergarten spazieren, begab mich dann durch das Brandenburger Tor auf den Pariser Platz und wartete vor dem Hôtel Adlon, bis Ludendorff herauskommen würde.

Staatsanwalt: Ich möchte den Herrn Vorsitzenden bitten, den Angeklagten zu ersuchen, daß er von Seiner Exzellenz als von

Seiner Exzellenz spreche. Die Unterlassung dieser militärischen Sitte nimmt mich allerdings nicht wunder von einem Mann, der, wie aus einem mir vorliegenden Stammrollenauszug hervorgeht, im Jahre 1916 zweimal mit je einem leichten Verweis bestraft worden ist.

Angeklagter: Das war, weil ich dem Kompanieführer seine Heimatkisten nicht mitnehmen wollte. Die Verweise sind später gelöscht worden.

Vorsitzender: Fahren Sie fort!

Angeklagter: Ludendorff —

Staatsanwalt: Ich bitte, den Angeklagten in eine Ordnungsstrafe von dreihundert Mark wegen Ungebühr vor Gericht zu nehmen!

Vorsitzender: Das Gericht wird später beschließen. Weiter!

Angeklagter: Seine — Exzellenz — Ludendorff kam aus dem Hotel heraus, und ich schoß.

Vorsitzender: Warum? Was hatte er Ihnen getan?

Angeklagter: Mir nichts. Ich habe keine Beine mehr — aber das verdanke ich nicht ihm allein. Aber er hat mein Vaterland ins Unglück gestürzt. Ich schoß, weil ich sah, daß sich wieder überall die Offiziere und Unteroffiziere breit machen. Ich schoß, weil er das angebetete Haupt einer verbrecherischen Clique ist, die Deutschland ins Unglück gestürzt hat. Ich schoß, weil ich schießen mußte.

Staatsanwalt und Vorsitzender (zugleich): Der Ausdruck „verbrecherische Clique . . .“ Pardon! Bitte, nach Ihnen!

Vorsitzender und Staatsanwalt (zugleich): Bitte, nach Ihnen!

Vorsitzender: . . . ist unzulässig. (Blick nach rechts und links.) Beschlossen und verkündet: Der Angeklagte wird mit einem Tage Haft wegen Ungebühr vor Gericht bestraft. Abführen!

(Es geschieht.)

Vorsitzender: Bevor wir in der Verhandlung fortfahren, möchte ich eine Aufforderung an die hier erschienenen Pressevertreter richten. Es ist gestern in den Verhandlungsberichten von einer radikalen Zeitung gerügt worden, daß das Gericht der hochbetagten Mutter des Angeklagten nicht gestattet hat, ihrem Sohne die Hand zu reichen. Der Verkehr des Angeklagten mit der Außenwelt ist absolut unzulässig. Das Gericht wird diesem Grundsatz zur Geltung verhelfen. Die Gerechtigkeit nimmt in Deutschland immer ihren Lauf! Fiat iustitia —

(Der Vorhang fällt.)

Antworten

Arbeitet! Aber tretet nicht in die Freiwilligen-Verbände ein!

Verteidiger der Presse. Beschaffen Sie sich (aus dem Verlag S. Fischer) Bernard Shaws ‚Winke zur Friedenskonferenz‘, wenn Sie Einsicht und Weitsicht, Weisheit und Witz, Gerechtigkeit, Güte und schonungslos boshafte Aufdeckung der Heuchelei aller Staaten und Parteien irgend zu würdigen verstehen. In der Literatur der Gegenwart bieten nur noch die Schriften von Karl Kraus solche höchsten Freuden des Geistes. Als ich beginnen wollte, ein paar Proben zusammenzustellen, erlahmte ich gleich, weil diese Broschüre keine tote Silbe enthält

und jedes Zitat ein Unrecht gegen diejenigen wäre, für die es an Raum fehlen würde. Aber Ein Satz paßt mir zu gut in meinen Briefstreit mit Ihnen, als daß ich ihn unterdrücken könnte. Shaw erwägt die Zukunft des Völkerbundes, die Sicherung der Welt gegen Kriege im sorgenden Herzen und sagt: „Sich um Heere und Flotten kümmern und um die Presse nicht, hieße an Symptomen herumkurieren und die Wurzel des Uebels vernachlässigen." Immer und immer von neuem muß das gesagt, geschrien, in die Ohren posaunt, in die Schädel gehämmert werden. An dem moralischen Verfall dieser Zeiten ist niemand sonst als die Presse der Bourgeoisie schuld. Von ihren Spalten, deren Einschränkung sie im Interesse ihrer hehren Kulturaufgabe so lange bejammert, bis sie ein paar Kilogramm Papier mehr bekommt und die Inserenten sich wieder reichlicher gedruckt sehen — also die Hälfte der kleinen Textbeilage zu dem großen Inseratenteil füllt sie mit Lügen und die andre Hälfte mit Ueberflüssigkeiten. Seit Anfang Mai geht das jetzt morgens und abends auf den vier Seiten des Hauptblatts: Erleichterung der Friedensbedingungen in Sicht? — Frankreich lehnt jede Milderung ab! — Mister Doodeldey über die Bestrafung der Hunnen — Benevento Lazzaronis Aeußerungen zu unserm Spezialkorrespondenten . . . Keiner hat eine Ahnung, aber Alle schwatzen ein- bis hundertmal nach, was die uneingezäunten Kollegen ebenso ahnungslos ihnen vorschwatzen. Pythische Sprüchel feindlicher und landsgenössischer Diplomaten, Parlamentarier und Finanzleute von ergreifender Belanglosigkeit werden

feierlich hergedrahtet. Wer vor tausend Jahren in einer Premiere Otto Brahms dessen Dramaturgen fragte, was er erwarte, der erhielt zur Antwort: „Wenn das Publikum mitgeht, so wird es ein Erfolg werden; wenn aber das Publikum nicht mitgeht, so wird es kein Erfolg werden." Genau so bedeutsam und aufschlußreich sind die prophetischen Erörterungen unsrer sozialistischen Friedensberichterstatter, die gestern noch imperialistische Kriegsberichterstatter waren, über die Folgen der Unterzeichnung und Nichtunterzeichnung im besondern und über die Zusammenhänge der weltgeschichtlichen Einigungsschacherei im allgemeinen; und man macht diese angenehmen Sendboten mit dem Oelzweig in der Hand und der Oelphrase auf den Lippen für die Schundigkeit ihrer Zeitung nur darum nicht verantwortlich, weil auch ihre hiergebliebenen Kollegen und Vorgesetzten nichts unterlassen, die Verdummung und Verrottung der Leser gewaltig zu fördern. Nachdem sie durch ihre Fälschungen und Verhetzungen glücklich erreicht haben, daß, nach Liebknecht, Luxemburg, Eisner und Landauer, der nicht minder tapfere Idealist Leviné von der Meute zur Strecke gebracht worden ist, während feige Lumpen wie die Oberleutnants Vogel und Marloh im rosigen Lichte atmen dürfen — danach tritt die berliner Arbeiterschaft spontan in einen Proteststreik. Sie will ihren Ekel vor einer Revolution ausdrücken, die gegen den Militarismus geplant war und nach wenigen Monaten den Rebellen Galgen, den Militärs Ehrenpforten errichtet. Das gibt dem gewerbsmäßigen Ueberläufer Herrn Verlagsdirektor G. Bernhard Gelegenheit, sich wie folgt zu entlasten: „Die Vossische Zeitung hat gestern abend und heute früh wegen des politischen Generalstreiks nicht erscheinen können." Sollte deshalb einen Tag lang die Sonne noch einmal so hell geleuchtet haben? „ . . . Eine derartige Störung des Wirt-

schaftslebens ist unter den augenblicklichen Zeitverhältnissen unter allen Umständen zu verwerfen." Ein Inseratenverlust im Betrage von dreißigtausend Mark, die nicht wieder einzubringen sind. „. . . Es ist zum mindesten etwas merkwürdig, wenn in Berlin gestreikt wird, weil in München irgendetwas geschehen ist." Irgendetwas! Ein Kerl, der zeitlebens bei keinem Wort und keiner Handlung seinen persönlichen Vorteil außer Acht gelassen hat, begreift selbstverständlich weder, weshalb sich die Levinés für die Arbeiterschaft in Unbequemlichkeiten stürzen, noch weshalb die Arbeiterschaft auf ihre Weise zu danken versucht, wenn die Unbequemlichkeiten für die Vorkämpfer ein letales Ende genommen haben. Da haben Sie Ihre Presse. Das wählt sie in Ehrenämter und Vorstände. Da haben Sie Ihre Revolution. Das macht sie nicht als Mentor der Oeffentlichkeit unschädlich. Da haben Sie Ihre Oeffentlichkeit. Das tötet sie nicht durch Gelächter, sobald es von der politischen Leitung mit unerbittlicher Strenge verlangt, daß sie in Kontinenten denke, während es selbst entrüstet fragt, was die berlinische Revolution sich denn, zum Donnerwetter, um die münchnerische zu kümmern habe.

Arbeitet! Aber tretet nicht in die Freiwilligen-Verbände ein!

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Falsche Züge von Heinrich Ströbel

Karl Kautsky hat seinerzeit als Unterstaatssekretär des Auswärtigen mehrere Monate angestrengter Tätigkeit der Aufgabe gewidmet, die Akten des Auswärtigen Amtes zu studieren, um festzustellen, welcher Anteil der Schuld am Kriegsausbruch der deutschen Regierung zufalle. Diese Arbeit war die wichtigste und notwendigste, die vom Auswärtigen Amt des neuen, revolutionären Deutschland zu leisten war. Die Regierung der sozialistischen Republik hatte die Pflicht, das Verbrechen der gestürzten Regierung mit aller Rücksichtslosigkeit aufzudecken und durch Enthüllung der Sünden des alten entthronten Regimes den sichtbaren Trennungsstrich zwischen der neuen revolutionären Gegenwart und der alten militaristisch-imperialistischen Vergangenheit zu ziehen. Einer Regierung, die von der Revolution ans Ruder gebracht worden war, lag keine Pflicht näher, als durch diese unerbittliche Abrechnung den reaktionären Mächten vollends den Todesstoß zu versetzen. Auch mußte eine Regierung, die als Vertreterin eines erneuerten, von Grund auf revolutionierten Deutschland einen möglichst günstigen Frieden von der Entente zu erwirken gedachte, die Verbrechen der alten reaktionären Machthaber mit aller Schonungslosigkeit preisgeben. Denn nur so konnte ja der Beweis geführt werden, daß das neue Deutschland etwas völlig Andres sei als das alte Deutschland, und daß für die Verbrechen jenes alten Deutschland der neuen Republik keinerlei Verantwortung mehr aufgebürdet werden dürfe.

Der unabhängige Beigeordnete im Auswärtigen Amt Karl Kautsky ging denn auch an die Arbeit mit dem ernsten Willen, die objektive Wahrheit zu ermitteln. Leider standen ihm nur die Akten seines Ressorts zur Verfügung, und ob nicht auch hier bereits wichtige Dokumente verschwunden waren, wird sich schwer feststellen lassen. Die Revolution war zu plötzlich gekommen, war zu schlecht organisiert gewesen, als daß von der neuen Regierung die notwendigen Vorkehrungen hätten getroffen werden können, um sofort an den wichtigsten Amtsstellen einer Verschleppung oder Vernichtung der Akten vorzubeugen. Bevor man zur Beschlagnahme und Durchsicht der Archive kam, war mancher kostbare Tag verstrichen, und es liegt die Vermutung nur zu nahe, daß diese Frist von Kundigen und Mitschuldigen des alten Regimes inzwischen weidlich ausgenutzt worden war. Gleichviel: Karl Kautsky prüfte monatelang die vorhandenen Dokumente und verfaßte eine Denkschrift, die über die Haltung der deutschen Regierung während der Krise 1914 das erste wirklich authentische Material unterbreitete. Aber er hatte umsonst gearbeitet. Die Regierung, die nach dem Ausscheiden

der unabhängigen Regierungsvertreter vollends in die vorrevolutionären Anschauungen und Methoden zurückgefallen war, lehnte unter den nichtigsten Vorwänden die Veröffentlichung der Denkschrift ab. Seit mehreren Monaten liegt die amtliche Arbeit des ehemaligen Unterstaatssekretärs Kautsky druckfertig vor, aber dem deutschen Volk und der Welt wird die Einsicht in die wirklichen Vorgänge verweigert. Dafür hat diese Regierung jetzt ein Weißbuch erscheinen lassen, das ganz in der berüchtigten Manier der Bethmann, Helfferich, David die Schuld am Weltkrieg auf die Entente abzuwälzen sucht, diesmal zur Abwechslung hauptsächlich auf Frankreich. Bisher war ja, namentlich nach der Darstellung Davids, Rußland der Urheber des Weltkriegs. Jetzt beweist man durch allerhand Dokumente russischer Herkunft, daß die eigentlichen Brandstifter in Frankreich zu suchen seien und Poincaré und Cambon heißen!

Die Unterdrückung der Denkschrift von Kautsky war ein Skandal. Aber die Herausgabe dieses Weißbuchs ist noch skandalöser. Handelt sichs doch um den amtlichen Versuch der gegenwärtigen Regierung, die Kriegsschuld des deutschen Militarismus und der alten Diplomatie künstlich zu verschleiern und durch die abgeschmacktesten Finten den für alle Vernünftigen und Ehrlichen längst geklärten Tatbestand erneut zu verwirren. Im Ausland wird dieser klägliche Versuch neuer militaristisch-diplomatischer deutscher Geschichtsklitterung Mitleid und gesteigerte Antipathie erregen. Damit aber wenigstens nicht das deutsche Volk selbst für das jammervolle Manöver seiner Regierung verantwortlich gemacht werden kann, ist die schärfste öffentliche Verwahrung dagegen geboten.

*

Jeder Kulturmensch weiß nachgrade, wie es zum Weltkrieg gekommen ist. Oesterreich hatte, unter Aufmunterung durch Wilhelm und seine Regierung, Serbien sein maßlos provokatorisches Ultimatum geschickt. Trotzdem Serbien, auf den Druck der Entente, fast alle Bedingungen Oesterreichs angenommen hatte, erfolgte die oesterreichische Kriegserklärung. Rußland erklärte, seinen Schutzstaat Serbien nicht bedingungslos der Willkür Oesterreichs preisgeben zu können. Jeder normale Europäer begriff, daß der Weltkrieg nur durch Unterbrechung der oesterreichischen Exekution gegen Serbien, durch abermalige internationale Schlichtung des Balkankonfliktes verhütet werden konnte. Einzig die Bethmann und Jagow vertraten verstockt und brutal die irrsinnige Auffassung, daß die Abwürgung Serbiens und die Aufrichtung der oesterreichischen Balkan-Suprematie (die nur den ersten Schritt zur Verwirklichung der deutsch-oesterreichischen Orientpläne bilden sollte) eine Sache sei, die lediglich Oesterreich und sein Opfer Serbien angehe. England, Frankreich und Rußland rieten dringend zur internatio-

nalen Verständigung; Deutschland versteifte sich so lange auf die verrückte Lokalisation des Konflikts, bis auch Rußland mobilisierte. Diese Mobilisation war absolut kein Kriegsgrund, sie hätte schiedsrichterliche Verhandlung und Beilegung der Affäre noch immer zugelassen. Aber Deutschland beantwortete die russische Mobilmachung statt mit der Gegenmobilisation mit der Kriegserklärung.

Man muß sich schon beide Fäuste auf die Augen drücken, um nicht zu sehen, wen die Schuld am Weltkrieg trifft. Und diesen so überaus einfachen Tatbestand versucht das neue Weißbuch dadurch zu verschieben, daß es — aus den Berichten der russischen Botschafter in Paris und London — nachzuweisen sucht, daß Poincaré und Cambon dem Krieg ohne besonderes Bedauern und voller Zuversicht auf den militärischen Ausgang entgegengesehen hätten. Allerdings nicht im Jahre 1914, sondern im Jahre 1912! Als ob das die Kriegsschuld der deutschen Regierung vom Jahre 1914 auch nur um ein Titelchen milderte! Denn der Weltkrieg wurde doch nicht 1912, sondern 1914 entfacht. Und nicht durch die Ränke von Poincaré und Cambon, sondern durch die beispiellose Frivolität der deutschen und oesterreichischen Regierung! Aber auch im Jahre 1912 trieb Frankreich in Wirklichkeit nicht eine Politik der Konfliktsschürung, sondern eine Politik der Konfliktsschlichtung. Das beweist grade die im neuen Weißbuch wiedergegebene Aeußerung des serbischen Gesandten Ristitsch, wonach die Gesandten Rußlands und Frankreichs als Freunde Serbiens geraten hätten, es in der Frage des Ausgangs zur Adria nicht zum Aeußersten zu treiben; Serbien möge sich einstweilen kräftigen und die spätern Ereignisse abwarten.

Aber Cambon soll 1912, ja schon 1911 die Ueberzeugung ausgesprochen haben, daß eine Balkanverständigung nur einen Aufschub von drei oder vier Jahren bedeuten werde. Trotzdem hätten Frankreich und seine Verbündeten gemeint, daß selbst um den Preis größerer Opfer der Krieg auf einen entferntern Zeitraum verschoben werden müsse, das heißt: auf 1914 oder 1915. Und der ‚Vorwärts‘ druckt diese Sätze aus dem Bericht des serbischen Geschäftsträgers Doktor Gruitsch fett, um den Anschein zu erwecken, als ob danach Frankreich doch im Jahre 1914 der Krieg garnicht so unwillkommen gewesen sein könne. Daß Frankreich, auch die französische Regierung, im Jahre 1914 vor dem Kriege zitterte und der geringen Kriegsbereitschaft wegen zittern mußte, wird auch der ‚Vorwärts‘ nicht zu leugnen wagen. Trotzdem sucht er durch arglistigen Fettdruck Ununterrichteten eine französische Kriegslüsternheit während der kritischen Zeit des Jahres 1914 vorzutäuschen. Dieser perfide Fettdruck entstellt obendrein völlig den Sinn der Aeußerungen Cambons, wie sie Gruitsch wiedergibt. Danach hatte Cambon von einer „Ver-

schiebung" des Krieges um drei oder vier Jahre gesprochen, weil für längere Zeit nicht die Gefahren beseitigt werden könnten, „welche von der draufgängerischen Politik Deutschlands drohen". Und weiter: „Frankreich ist sich bewußt, daß ihm in jedem Fall der Krieg aufgezwungen werden wird." Ja, hat denn nicht die Art, wie im Jahre 1914 der Krieg tatsächlich angezettelt wurde, Cambon leider in jedem Punkte recht gegeben?

*

Die „Enthüllungen" des famosen Weißbuches sollten wahrscheinlich auch ein Mittel sein, um den Scheidemann, Noske und Heine auf dem Parteitag in Weimar über drohende Fährlichkeiten hinwegzuhelfen. Denn die Erbitterung auch der mehrheitssozialistischen Massen über die durch und durch verbürgerlichte, kapitalistisch und militaristisch korrumpierte Politik ihrer Führer, und insbesondere ihrer Minister, war ins Grenzenlose gestiegen. Da bedurfte man der Verwirrungsmanöver und der Bluffs, um den murrenden Delegierten den Mund zu stopfen.

Am schlimmsten stand es um den Organisator des neuen Militarismus und des Bürgerkriegs, Herrn Noske, gegen den ja sogar verschiedene Ausschlußanträge vorlagen. Wie konnte er auf mildes Urteil rechnen nach der Flucht der Vogel und Marloh, die den Prozeß gegen die Liebknecht-Mörder vollends zur Justizkomödie machte, nach der Ermordung Landauers, nach dem ungeheuerlichen Blutbad, das seine Garden erst in München wieder angerichtet hatten! Herr Noske ist zwar mit einer eisernen Stirn begnadet, sodaß er über die grausigsten Dinge zu scherzen vermag; allein selbst sein blendender Witz, daß seine Weißgardisten ja leider keine „Mischung von Parteiführern und Erzengeln" seien, würde ihm kaum die Absolution des Parteitags gesichert haben. Denn eine allzu grauenhafte Sprache reden die Tatsachen. Zum Beispiel die Tatsache, daß sich unter den weit über 500 Toten in München nur 38 Mann der Regierungstruppen befanden. Und daß nur der vierte Teil der 500 im Kampfe sein Ende gefunden hat! Daß mehr als 180 Personen „standrechtlich" erledigt wurden. Und daß es bei alledem noch rätselhaft bleibt, auf welche Art denn die noch fehlenden mindestens 200 ausgelöscht worden sind. Ein sozialdemokratischer Minister, dem angesichts solcher Greuel nicht jeder Witz im Halse stecken bleibt, wäre selbst auf einem überwiegend von mehrheitssozialistischen Parteifunktionären gebildeten Parteitag unmöglich gewesen, wenn er nicht noch zum Schluß seinen besondern Trumpf auszuspielen gehabt hätte. Die Sensation nämlich, daß ja die Unabhängigen selbst um die Gunst der Noske-Garden geworben hätten, daß der Links-Unabhängige Emil Barth, ehemals Volksbeauftragter, den Kommandanten der Garde-Kavallerie-Schützen-Division für eine neue unabhängige Regierung zu gewinnen versucht habe.

Im Grunde ist die Sensation ja furchtbar mager. Nach einer neuen, einer rein sozialistischen Regierung hat ja selbst der Freiherr Schenk zu Schweinsburg im ‚Vorwärts‘ gerufen. Und daß Herr Barth sich diese sozialistische Regierung unter Führung der U. S. P. D. denkt, liegt doch sehr nahe und ist auch keineswegs ein Verbrechen. Ebenso selbstverständlich ist auch, daß die neue Regierung die von Noske geschaffene Militärmacht nicht einfach ignorieren kann, sondern auf geeignete Weise in ihr System eingliedern muß. Oder betrachtet sich Herr Noske etwa als den schlechthin gegebenen und unabsetzbaren Souverän dieser Freiwilligentruppen, als eine Art proletarischen Bonapartes? Trotzdem war es nicht klug, daß Herr Barth Herrn Noske diesen Trumpf in die Hand spielte. Daß er, in einer Anwandlung jenes naiven Selbstbewußtseins, das ihn auszeichnet, die heutige Kompromiß-Regierung und das System Noske durch eine forsche Rede-Attacke und einen possierlichen Kuhhandel aus den Angeln heben zu können meinte. Herr Barth, der in aller Ehrlichkeit glaubt, er habe im Grunde die Revolution vom neunten November gemacht, bildete sich offenbar ein, noch einmal eine ähnliche geschichtliche Rolle spielen zu können. Jetzt hat er zum Schaden noch den Spott zu tragen.

Auch wir halten die rein sozialistische Regierung für notwendig, wenn Bürgerkrieg und Wirtschaftsstagnation überwunden werden sollen. Eine solche Regierung ist allerdings nur möglich, wenn das Proletariat sich zuvor geeinigt hat. Stehen aber erst die Proletariermassen geschlossen in Einer Front, so wird es kaum noch besonderer Ueberredungskünste bedürfen, um die Freiwilligencorps zu sich herüberzuziehen. Dem Einigungswerk hat nun Emil Barth leider den schlechtesten Dienst geleistet. Schon stand es spottschlecht um das Spiel der Scheidemann und Noske — der falsche Zug Barths hat sie noch einmal die Partie gewinnen lassen!

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LXV.

Albert Südekum

Aus der Hand, aus dem Auge das Lebensschicksal eines Menschen entziffern kann jeder Charlatan, wenn er sich nur ein bißchen aufs Kombinieren versteht. Aber die delikate Physiognomik fängt erst da an, wo sie für den Durchschnitt längst aufgehört hat: bei den Haaren. Sieh dir die Haare deines Nächsten an, und seine Seele, sein Geist, sein Charakter liegt offen vor dir. Wie von Noten kannst du seines Lebens Melodie ablesen. Instinktiv brennen, kräuseln, soignieren die Frauen ihre Haare, um falsch gleißende, irreführende Kulissen in ihr Leben zu schieben, dessen Nacktheit sie geniert. Jede Frau will eben mehr sein,

als sie ist. Auch unter den Männern gibts solche Haarkünstler. Sie fürchten die seelischen Indiskretionen ihres natürlichen Haarfalls, ob der vorn an der Stirn anders als an den Schläfen, anders als am Schopf ist, vielfältig wie ihr Charakter, und sie shampoonieren, pomadisieren, kämmen und bürsten, bis eine gestutzte und geschniegelte Haarfassade nach dem Muster des großen Gartenkünstlers Le Nôtre zustande gebracht ist. Auch eine Glatze hat ihre Runen, die man nur zu entziffern verstehen muß.

Doktor Albert Südekum hat eine wundervolle Haarpyramide. Reinstes Rokoko. Schneeweiß und doch üppig, zu hohem Gebirg aus der Stirn gestrichen, meilenweit schnurgrade an der Seite gescheitelt. Darunter ein junges, blühend rotes Gesicht, das leicht freundlich zu lächeln geneigt ist, ein melierter Schnurrbart und ein stolzer, kleiner Kneifer, Gläser ohne Einrahmung. (Früher zierten sein leuchtendes Antlitz noch zwei Koteletten.) Ein Mann von Welt, ein Mann, der aus der Sphäre gesättigter Bourgeoisie kam, und dem der Sozialismus ein aesthetisch-wissenschaftlicher Reiz war. Ein Mann feinster Allüren, der, als Sohn eines Hoteliers in Wolfenbüttel geboren, sehr wohl weiß, daß Kleider Leute machen, und der daher schon immer in dem Ruf stand, die größte Sammlung von Kravatten und Lackschuhen innerhalb der Sozialdemokratischen Partei zu besitzen. „Der Generalgarderobier des Zukunftsstaates", sagten die Einen, „Bindeshlipsproletarier" die Andern.

Aber glaubt nicht, daß der Mann mit diesen Aeußerlichkeiten erschöpft ist. Nein. Auch er hat seine Verdienste um die Partei. Auch er hat ihretwegen gelitten. In Genf, München, Berlin und Kiel hatte er, mit einem hübschen Monatswechsel versehen, Staatswissenschaft studiert und schließlich den Doktor gemacht. Dann diente er im Alexander-Garde-Grenadier-Regiment sein Jahr ab. Als er vor der Wahl zum Reserve-Offizier stand, fragte der Herr Kommandeur die Herren Vizespießer, wie das einst üblich war, ob sich auch keiner zur Sozialdemokratischen Partei bekenne. Südekum trat freimütig vor die Front und meldete, die Hacken zusammenklappend, gehorsamst, daß er Mitarbeiter an den Sozialistischen Monatsheften sei. „So'n netter, adretter Kerl und Sozialist, pfui Deibel!" Aus dem Reserve-Offizier wurde nichts.

Südekum wurde Journalist. Zuerst ein Jahr am ‚Vorwärts', dann an der Leipziger Volkszeitung, wo er zusammen mit Schönlank tätig war; darauf kam er, 1898, an die Fränkische Tagespost in Nürnberg und schließlich übernahm er die Sächsische Volkszeitung in Dresden, die damals eines der radikalsten Organe war. Parvus, Eichhorn, Gradnauer, Ledebour haben hier gewütet. Südekum kam mit dem Mandat hin, diesen katarrhalischen Radikalismus abzubauen und die Massen an das tändelnde Gängelband des Revisionismus zu nehmen. Denn

Südekum war Revisionist in des Wortes reinster Bedeutung. Er revidierte auf der ganzen Linie den Sozialismus. Er rückte rechts und noch ein bißchen rechts, bis sein rechter Ellenbogen Fühlung hatte mit den Bourgeois. Denn er war schließlich aus einer anständigen und wohlsituierten Familie. Und er scharte um sich, in Dresden, wie vorher in Berlin, einen Kreis neuer Mitarbeiter. Lauter Sterne am journalistischen Parteihimmel. Auch Georg Bernhard glitzerte darunter. Dieses astroitenhafte Nebulargebilde schrieb ihm die wirtschaftliche Wochenschau mit flinker Feder.

Die Sache ging. Das Ansehen der Sächsischen Volkszeitung hob sich. Südekums Ruf begann zu wachsen. Bücher mehrten ihn. Naturwissenschaftliche und oekonomische. Darwin zergliederte er und Malthus und machte sich, gewandt französisch sprechend, an allerhand Uebersetzungen: Prévost und Leroy-Beaulieu, Jean Jaurès und Vandervelde. Der nürnberger Wahlkreis, wo er gute Spuren hinterlassen hatte, entsandte ihn in den Reichstag. Hier trat er zunächst nicht sonderlich hervor. Er war kein Rhetoriker vor dem Herrn. Aber ein gebildeter Sprecher, der nie die Balance verlor. Taktiker mehr als Paktiker. Parlamentarisierter Geheimrat. Im letzten Reichstag, und nicht erst während des Krieges, hielt er Fühlung mit der bürgerlichen Linken, und an der Bildung des Interfraktionellen Ausschusses, an dem Zusammengehen von Sozialdemokraten, Zentrum und Fortschritt war er nicht unwesentlich beteiligt. Als Stellvertretender Vorsitzender des Hauptausschusses im Reichstag spielte er bald eine taktisch und repräsentativ hervorragende Rolle.

Mit den Linkesten, mit Haase und Gefolge stand er sich nie gut, als alle diese verschiedenen Geister noch unter dem einen Hut der Partei versammelt waren. Aber auch zu Ebert und Scheidemann hatte er keineswegs enge Beziehungen. Es lag immer eine gewisse Verschnupfung dazwischen. Beim dresdner Hofskandal hatte er einst eine amüsante Rolle gespielt. Als die Kronprinzessin von Sachsen in jenen Tagen ihrem Gatten mit Herrn Giron auskniff und dann später, aus Sehnsucht nach den Kindern, wenigstens besuchsweise zurückzukehren begehrte, wurde Herr Doktor Südekum, ehe er sichs versah, in das höfisch amouröse Spiel verwickelt. Er trat, galant und höflich, der Dame helfend zur Seite und wurde eine kleine Strecke ihr Begleiter. Seitdem nannten sie ihn in der Partei den Ritter irrender Prinzessinnen.

Na ja, diese spielerische Rokoko-Atmosphäre, die ihn wie ein Parfümduft umgab, hielt ihn dem Proletariat fern. Eine Heirat, die ihn in den Stand setzte, frei und unabhängig seinen Neigungen zu leben, tat ein Uebriges, diese Kluft zu vertiefen. Er siedelte nach Berlin über, ließ sich später, fern vom Getöse der Großstadt, in Zehlendorf nieder und gab fortan die „Kommu-

nale Praxis' heraus. Darin, in der Aufklärung der Massen über die Bedeutung der Parteiarbeit innerhalb der Gemeinde, hat er Bahnbrechendes geleistet. Was scherte die Partei früher die Gemeinde! Die kleinliche Stammtischpolitik der Spießer in der Gemeinde wurde verachtet, und man machte nur „große Politik". Und doch: erst über die Gewerkschaften, die Genossenschaften und die Gemeindeparlamente wurde der Riesenbau der Sozialdemokratie möglich. Mit Lindemann, dem ausgezeichneten stuttgarter Gemeindesozialisten, gab Südekum das ‚Kommunalpolitische Jahrbuch' heraus.

Mit den führenden Parteigenossen des Auslands verband ihn Freundschaft. Oft weilte er in Paris, in London, in Mailand. Millerand und Jaurès standen ihm nahe, und während des Krieges stellte er sich, darum gebeten, in den Dienst der Kaiserlich Deutschen Regierung, um unter den Sozialisten des neutralen Auslands für Deutschland Stimmung zu machen. Er reiste mit seinem Köfferchen nach Italien, solange es noch nicht am Kriege teilnahm, nach Skandinavien, nach Holland und nach der Schweiz. Sein sozialistischer Ruf litt darunter.

Als im November 1918 das große innerpolitische Reinemachen begann, war für Doktor Südekum im Reiche kein Platz, sollte keiner sein. Aber in Preußen ward er als Finanzminister untergebracht und hat hier die schier unlösbare Aufgabe, die immer höher ansteigenden Ausgaben und Schulden Preußens irgendwie mit den Einnahmen in Einklang zu bringen. Dabei streckt das Reich seine Polypenarme täglich nach neuen Einnahmequellen aus.

Doktor Südekum erwartet das Wunder, das seinen Lebensweg schon mehrfach gekreuzt hat. Wird das Wunder kommen?

Der Seekrieg von L. Persius

X.

Vor dem Skagerrak

Ein Reich, dessen Landtruppen seit einhundertsechsundsiebzig Jahren gigantischen Kriegsruhm um ihre Fahnen gewunden hatten, und das so aus dem Dunkel eines deutschen Kleinstaats zur europäischen Großmacht emporgestiegen war, nimmt den Kampf zur See auf mit dem seit mehr als zwei Jahrhunderten die Meere beherrschenden Tyrannen und knüpft den Erfolg — in der Schlacht! — an seine Flagge. Tatsächlich nämlich kann nicht von einem Sieg gesprochen werden, und auch von einem Erfolg nur in der Schlacht, nicht aber etwa von einem Erfolg überhaupt, das heißt: für die gesamte Lage auf den Seekampfplätzen oder gar für die Kriegslage im allgemeinen.

Am ersten Juni 1916 waren 60 720 deutsche und 117 150 britische Kriegsschiffstonnen in die graue Tiefe der Nordsee ge-

gangen. Die deutschen Flaggen senkten sich auf Halbmast über dem Grab von 2414 Seeleuten, und die Streiter unter dem Union Jack trauerten um 6104 gefallene Kameraden. Den grausigen Kampfplatz behaupteten weder die schwarz-weiß-roten Farben noch die weiß-rot-blauen. Bis zur Erschöpfung geschwächt, waren beide Flotten gezwungen, Kurs auf die heimischen Reparaturplätze zu nehmen. Frische Reserven gabs nur auf britischer Seite; aber es fehlte der Elan, sie einzusetzen. Ein Erfolg, ein unbestrittener Erfolg wars für des Deutschen Reiches junge Seemacht. Ziffern reden eine unumstößliche Sprache: 60 220 und 117 150. Die Banausen zogen zu seichtem Vergleich Trafalgar und Tsushima an den Haaren herbei, um das Rätsel der Schlacht vor dem Skagerrak zu lösen. Aber dem überragenden Genie eines Nelson hätten auch tüchtigere Gegner als die unter der Trikolore erliegen müssen, und die verwahrlosten, jeder Homogenität baren Geschwader Roschdestwenskys zu schlagen, wäre auch einem weniger Tüchtigen als Togo gelungen. Vom Skagerrak strebte am Abend des einunddreißigsten Mai ruhmlos mit tiefen Wunden bedeckt gen Westen die Flotte Albions. „Die Flotte Albions"! Und gen Süden umhüllte freundliches Dunkel die Fahrt deutscher Schiffe, die der weiß-rot-grünen Insel zueilten, und an deren Bord in tausenden von Herzen vor Stolz über den schwer, aber ehrlich errungenen Erfolg das Blut rascher pulsierte. Die materielle Unterlegenheit hatte diesen Erfolg nicht verhindert.

Wie war das möglich gewesen? Galt nicht die britische Kriegsschiffsmannschaft als Elite? Wurde nicht der britische Flottenführer von der Wiege an großgezogen? Triumphiert nicht englische Schiffsbautechnik auf den Werften des ganzen Erdenrunds, wo die getreuen Kopien ihrer Erzeugnisse auf den Hellingen liegen? Hatte der deutsche Seemann, der doch Schüler des britischen ist, sich in aller Stille über den Meister erhoben? Wars dem emsigen Streben unsrer Admirale und Kapitäne gelungen, Tradition und mit der Muttermilch eingesogene englische Führerschaft zu übertrumpfen? Hatte Tirpitz Kähne gebaut und Kanonen konstruiert, die den Bedienungskräften den Sieg sichern mußten?

Fast gleichartig vollzog sich die Ausbildung von Offizieren und Mannschaften diesseits und jenseits des Kanals, wenn auch nach landläufiger Meinung hier der Dienstpflicht genügt, dort ein Söldnerdasein geführt wurde. Es ist aber zu bedenken, daß der Kern der deutschen Schiffsbemannung, die Nummern 1 und 2 an den Geschützen und Torpedolanzierrohren, die Entfernungsmesser, die Leute am Ruder, an den Maschinentelegraphen — kurz: daß die Inhaber aller wichtigen Posten Söldner waren, das heißt: lang dienende Freiwillige, die meist als Schiffsjungen eintraten und sich zu mindestens zwölfjährigem Dienst verpflichtet hatten.

„Am Anfang der Schlacht war die Feuerdisziplin auf den deutschen Schiffen vorzüglich. Später, nach Eintritt von Zerstörungen machte sich eine gewisse Unruhe bemerkbar." So heißts im englischen Bericht. „Auf dem stark überliegenden Achterdeck" — des torpedierten Schiffes — „stand, während sich die Mannschaft mit Rettungsgürteln versah, der Kommandant, ein Kistchen Zigaretten in der Hand. Seinen Leuten rief er zu: „Hier, meine Jungen, steckt euch eine Papyros an, bevor Ihr ins kühle Bad steigt." So gab ein londoner Blatt die Erzählung eines Geretteten von einem britischen Torpedoboot wieder. Und die deutschen Flottenführer? Eifriges, echt preußisches Pflichtbewußtsein ließ im Drill ungezählter Manöver, in endlosen Stunden fleißigen Studiums von taktischen und strategischen Dienstschriften und Seekriegswerken den deutschen Seeoffizier eine Routine gewinnen, der gerechterweise die Palme nicht versagt werden kann. Was der Deutsche an theoretischem Wissen vielleicht voraus hatte, glich der Brite durch seine lange Seegewohnheit, sein Phlegma und seine angeborene Passion aus.

Das alles ist immer noch keine Erklärung, gewiß nicht. Der geistvollste der englischen Marineschriftsteller, Fred Jane, schreibt in seinem köstlichen Buch: ‚Ketzereien über Seemacht', das vor etwa anderhalb Dezennien erschien: „Für die Ursachen von Sieg und Niederlage auf den Meeren, für den Zerfall von Seegeltung ließ sich noch nie eine völlig befriedigende Erklärung finden." Und Jane faßt sein Gesamturteil in die mystischen Worte zusammen: „Die Oberhand gewinnt, wer den Willen und die Geeignetheit zum Siegen hat." Bei der Untersuchung, in welchem Grade diese Qualität bei den verschiedenen Kriegsmarinen zu finden sei, sagt er, für uns recht schmeichelhaft: „Soweit man im Frieden urteilen kann, ist es sieghafter deutscher Geist, der viel Geeignetheit zum Siege vermuten läßt, wenn auch die deutschen Geschütze schwach und die deutschen Schiffe ärmlich sind." Dieses Manko wird eben aufgewogen durch die vorzügliche Ausbildung der Mannschaften, die ernste wissenschaftliche und gründlich praktische Durchbildung der Offiziere.

Die schwachen Geschütze! Tirpitzens Sündenregister trägt neben dem Wort: U-Boot die Zahl: 30,5. Mit 30,5-cm-Geschützen waren die „modernen" (!) Tirpitz-Kähne bestückt; die ältern Linienschiffe trugen gar das 28-cm.-Geschütz. Nur der alldeutsche Tirpitz-Apostel hat die Stirn, diesen Mangel „belanglos" zu nennen, da der Nachteil schwächern Kalibers aufgewogen werde durch den Vorteil der bessern Haltbarkeit unsrer Rohre. Aber mit 28- und 30,5-cm.-Geschützen kann man nicht so weit schießen wie mit 34,3- oder gar 38,1-cm.-Geschützen, und den englischen Armstrong-Kanonen haften nur in der Phantasie Kruppscher Aktionäre Konstruktionsfehler an. Und gesetzt selbst, dem Kruppschen Rohr wäre stärkere Lebenskraft, eine höhere Schußzahl

verliehen — was nützt es dem Deutschen, sich auszurechnen: „Wenn ich nicht am Anfang der Schlacht durch die weiter tragenden feindlichen Kanonen totgeschossen worden wäre, dann hätten meine Geschütze wegen ihrer längern Lebensdauer vielleicht dem Gegner gefährlich werden können, nämlich dann, wenn er so dumm gewesen wäre, sich in ihren Bereich zu begeben."

„Also Albions Flotte hatte die weiter tragenden Geschütze und trotzdem keinen Erfolg? Wir warten noch immer auf die Erklärung." Nach Aufhebung der Zensur schrieb ich: „Vor dem Skagerrak behütete die geschickte Führung unsrer Flotte durch Scheer und die ungeschickte vornehmlich strategische der englischen Flotte durch Jellicoe sowie unsichtiges Wetter uns vor einem bösen Schicksal. Hätte klares Wetter geherrscht und hätte ein entschlossener Führer auf der Gegenseite gestanden, so hätten die viel weiter tragenden britischen Geschütze unsre schwach armierten Schiffe in Grund und Boden geschossen. Unsrer Flotte lächelte Fortuna gnädigst. Aber es war am ersten Juni 1916 keinem Wissenden ein Geheimnis, daß diese Schlacht die einzige bleiben würde, bleiben müsse. Das ist von maßgebender Seite ja auch ausgesprochen worden!" Wie eine Meute gieriger Wölfe fiel die nationalistische Presse ob dieser Worte über mich her. In Grund und Boden wurde meine Auslassung kritisiert. „Bewußte Unwahrheit ists, von unsichtigem Wetter zu reden", so schrien die Alldeutschen. „Der Anglomane wagt sogar, weils ihm in den Kram paßt, seine geliebten Engländer zu schmähen. Kein ernst zu nehmender Seeoffizier wird je von ‚ungeschickter' Führung britischer Admirale sprechen", so höhnte es aus diesem Lager. Gemach, ihr Herren! Der Stellvertretende Vorsitzende des Alldeutschen Verbandes, Admiral z. D. v. Grapow, schrieb am vierzehnten Februar 1919 in der Täglichen Rundschau: „Der unzweifelhafte Erfolg unsrer Hochseeflotte in der Schlacht vor dem Skagerrak ist meines Erachtens zwei Umständen zu danken: erstens dem, daß Admiral Beatty, aus Ehrgeiz oder falscher Einschätzung seines Gegners, das Einleitungsgefecht der Schlachtkreuzer auf südlichem (statt auf nördlichem) Kurs — also von seiner Reserve und seinem Gros absteuernd — begann; zweitens dem, daß sich die Schlacht am späten Nachmittag entwickelte, so daß Jellicoe seine dreifache Uebermacht nicht vor Dunkelheit zur Entscheidung ansetzen konnte. Denn der Einbruch der Dunkelheit zwang beide Flotten, die Gefahr nächtlicher Torpedobootsangriffe zu vermeiden und auseinanderzugehen." (Bemerkt sei dazu rein sachlich, daß die Torpedobootsangriffe sich überhaupt nicht vermeiden ließen, und daß die Nacht, trotzdem die Flotten auseinandergegangen waren, verschiedene Torpedobootsangriffe — von beiden Seiten — gebracht hat.)

Also nicht leichtfertig führte ich als Grund des Mißerfolgs der englischen Flotte die der Initiative bare Führung des Admi-

rals Jellicoe an. Bin ich nun Anglomane oder — Anglophobe, wie die ‚Times' vor kurzem von mir schrieben? „Ich habe", sagt Bismarck in seinen ‚Gedanken und Erinnerungen', „was das Ausland anbelangt, in meinem Leben nur für England und seine Bewohner Sympathien gehabt", und Tirpitz sprach zu dem amerikanischen Korrespondenten v. Wigand die Worte: „Ich bin in Freundschaft zu England groß geworden." Aus der einzigen bisher auf Grund amtlichen Materials — vom Korvettenkapitän Scheibe — bearbeiteten Schilderung der Schlacht vor dem Skagerrak ists nützlich eine Stelle vor der Vergessenheit zu bewahren: „Bereits in dieser Phase — der zweiten — der Schlacht machte sich die zunehmende Unsichtigkeit unangenehm fühlbar." In Privatberichten finden sich immer wieder die Sätze: „Wir lagen unter dem schweren Feuer der feindlichen mächtigen Artillerie. Unsre Geschosse gingen sämtlich zu kurz, da unser Kaliber nicht ausreichte. Es war zum Verzweifeln." So las man in einem kieler Blatt am achtundzwanzigsten November 1918 von einem Kampfteilnehmer: „Auch unsre modernsten Schiffe der König-Klasse fuhren eine halbe Stunde lang nur als Zielscheibe für die bedeutend weiter tragenden 38-cm.-Geschütze der englischen Queen-Elizabeth-Klasse. Unsre 30,5-cm.-Geschosse reichten bis 19 Kilometer, während der Engländer spielend bis 20,5 Kilometer schoß. Unsre Geschosse waren 8½ Zentner schwer, seine dagegen 17 Zentner."

Aber wie kams, daß gleich beim ersten Anhieb drei Britenschiffe ins Meer versanken, während bei uns nur die ‚Lützow' in die Tiefe ging? Nun, eines haben deutsche Schiffe vor den englischen voraus: ihre Panzerung, die den Leib sichert, und die stärker ist als die der Gegner. Auf nahe Entfernung, die durch diesige Luft — unser Glück, der Engländer Pech — bedingt war, richtete das deutsche Vollgeschoß bösern Schaden an als umgekehrt, das heißt: die Granaten der schweren britischen Artillerie vermochten nicht eine Zerstörung herbeizuführen, deren Resultat das Leben des Schiffs beendete. Von unzähligen Treffern durchsiebt waren die deutschen Schiffe, aber sie hielten sich schwimmend, dank ihrem dick mit Stahl umgürteten Rumpf, während die englischen Kreuzer die Schwäche ihrer Panzerung mit dem Tode bezahlen mußten. Aber hier wärs anders gewesen, hätte der Kampf auf weite Entfernungen ausgefochten werden müssen.

Das unsichtige Wetter, das die englischen und deutschen Geschwader zeitweise auf allernächste Entfernung einander gegenüber stellte, ließ die überlegene, weit tragende Artillerie auf den britischen Schiffen nicht zur Wirkung kommen. Die hereinbrechende Dunkelheit verhinderte außerdem die Fortsetzung der Schlacht, die für die deutsche Flotte verhängnisvoll geworden wäre, da ja allmählich die Hauptmacht der Engländer herankam. Beatty vermochte sein angeborenes Temperament nicht zu zügeln.

Gar zu impulsiv stürzte er sich auf den Gegner. Er vergaß, daß sein Kamerad, der Admiral Christopher Cradock in seinem prächtigen Büchlein „Wispers of the fleet“ geschrieben hatte: „Never let your boat go faster than your brain.“ Aus Jellicoes Gesamtführung ging Mangel an Initiative, vor allem strategischer, hervor. Er hätte das dritte, von Süden kommende Geschwader, anstatt es mit nördlichem Kurse zu seiner unmittelbaren Unterstützung zu beordern, auf mehr östlich gerichtetem Kurse nördlich Helgoland dirigieren müssen. Dann hätte es hier der stark geschwächten deutschen Flotte den Rückzug abgeschnitten. Unsre Flotte wäre somit, falls Jellicoe, anstatt sich auf den Heimweg zu begeben, abermals vorgestoßen wäre, in die Mitte genommen und wahrscheinlich vernichtet worden. Unser Glück war: daß diesige Luft am späten Nachmittag des einunddreißigsten Mai, als die Schlacht begann, über der Nordsee lag; daß die Dunkelheit rechtzeitig einsetzte — rechtzeitig für die Rettung der deutschen Flotte —; daß Beattys Draufgängertum sich in taktischen Fehlern austobte; daß Jellicoe, von einem bei ihm unverständlichen Wankelmut befallen, das Signal zum Abbruch der Schlacht heißen ließ, statt aus dem Westen herankommenden Geschwader von modernsten Großkampfschiffen den Befehl zu geben: „Ran an den Feind!“ und gleichfalls den aus Süd nahenden Flottenteilen zu funken: „Oestlich steuern!“

Der Objektivität halber muß ich hinzufügen, daß mein Glaube an die „geschickte“ Führung unsrer Flotte durch Scheer nicht allgemein geteilt wird. So spricht der Admiral Foß in seinen ‚Enthüllungen über den Zusammenbruch‘ vom Mangel an Energie bei Scheer und sagt, daß unsre Flotte vor dem Skagerrak von ihm „taktisch schlecht“ geführt worden sei. Freilich, die Admirale streiten unter einander. Der Auffassung von Foß steht diametral entgegen die des Kontreadmirals Meier, der in der Kreuzzeitung vom siebzehnten März 1919 schrieb: „Von der Skagerrak-Schlacht wird behauptet, daß nur die geschickte Führung von Scheer im Gegensatz zu der ungeschickten von Jellicoe unsre Flotte vor einem bösen Schicksal bewahrt habe. Jellicoes Führung ist aber bisher noch nie von berufenen Fachmännern als minderwertig beurteilt worden. Die geschickte Führung von Scheer ist allerdings mit eine der Ursachen unsres Waffenerfolges gewesen.“

Die Wahrheit wird sein, daß vor dem Skagerrak Jellicoe Pech und Scheer Glück hatte. Nicht eine Verkleinerung deutscher Leistung ist es, das auszusprechen. Die bleibt riesengroß. Verkleinert wurde sie durch die törichte vorschnelle, unwahrhafte Verkündung deutscher Erfolge, durch die Verschweigung unsrer Verluste. Erst teilte die Nachrichtenstelle des Admiralstabs nur mit, daß ‚Pommern‘ und ‚Wiesbaden‘ verloren gegangen seien. Der Engländer gesamte Flotte hätte sich am Kampf beteiligt. Die

neusten Dreadnoughts wie ‚Warspite‘ und ‚Prinzeß Royal‘ seien vernichtet. So kams, daß das Wirken der deutschen Marineskribifaxe nationalistischer Marke in diesen Tagen ekelerregend war. In berliner Blättern las man erstaunt: „Großbritanniens Weltherrschaft steht vor dem Verfall.“ (Wahrscheinlich unter dem Eindruck der Rede Wilhelms des Zweiten in Wilhelmshaven.) „Nachdem wir den größten Teil der britischen Flotte so erheblich geschwächt haben, können wir es nun auch ganz getrost mit dem Rest aufnehmen.“ Der offene Bekennermut der britischen Admiralität zwang dann zur Besinnung und unsern Admiralstab zum Eingeständnis seiner Falschmeldungen. Die britische Admiralität hatte berichtet: „In den Kampf gerieten die Schlachtkreuzergeschwader, einige Kreuzer und vier schnelle Linienschiffe. Die deutsche Flotte vermied einen längern Kampf mit unsern Hauptstreitkräften. Unsre Verluste sind schwer. Gesunken sind die Schlachtkreuzer ‚Queen Mary‘, ‚Indefatigable‘, ‚Invincible‘, die Kreuzer ‚Defence‘ und ‚Black-Prince‘. Die Verluste des Feindes: ein Schlachtkreuzer versenkt . . . undsoweiter.“

Endlich, am siebenten Juni — nachdem Wilhelm der Zweite in seiner bombastischen Art von dem ersten gewaltigen Hammerschlag gesprochen, der den Nimbus der britischen Weltherrschaft zertrümmert habe, und von der freien Bahn, die wir nun erlangt hätten! — wurde dem deutschen Volk die Hiobsbotschaft nicht länger vorenthalten. Unsre Verluste waren — nach Angabe des Admiralstabs! —: der Schlachtkreuzer ‚Lützow‘, unser neuster, der erst kurz zuvor frontbereit geworden war, mit 27 520 Tonnen, das Linienschiff ‚Pommern‘, die Kreuzer ‚Wiesbaden‘, ‚Elbing‘, ‚Frauenlob‘, ‚Rostock‘ und fünf Torpedoboote.

Unverhohlen äußerte die britische Presse ihre Mißstimmung über die erlittene Schlappe. ‚Daily Telegraph‘ schrieb: „Unser ganzes Land wird mit schwerer Sorge erfüllt. Die verlorenen Schiffe können wir allenfalls entbehren, nicht aber verschmerzen den Verlust an Offizieren und Leuten.“ Offen wurden die Fehler der Führer gerügt. Die ‚Times‘ sprachen von dem „Draufgängertum“, das sie an den Matrosen sehr bewunderten, das sich jedoch bei dem Führer der Schlachtkreuzer in unzweckmäßig starkem Grade entfaltet habe. Am fünften Juni: „Gar zu ungestümer Angriff (Beattys) wird leicht der Frucht beraubt, wenn die Unterstützung (durch Jellicoe) nicht rechtzeitig eintrifft. Es muß gesagt werden, daß die Führung der Flotte einen Mangel an Zusammenarbeit und an Geschicklichkeit verbunden mit übergroßem Selbstvertrauen erkennen läßt.“ Und am sechsten Juni: „Gemäß den Regeln der Seekriegsführung war es die Aufgabe des Kreuzergeschwaders, den Feind entweder in die Arme unsrer Hauptflotte zu treiben oder ihn von seiner Basis abzuschneiden.“ Darf ich bescheiden fragen, was ich über britische Führerschaft gesagt hatte?

In einer schlichten, kurzen Ansprache, die der Britenkönig Georg an die Mannschaften der Flotte hielt, hieß es: „Ungünstiges Wetter und die eintretende Dunkelheit verhinderten ein vollständiges Ergebnis, das Ihr Alle erwartet hattet. Aber Ihr habt Alles getan, was unter den Umständen möglich war. Ihr triebt den Feind in seine Häfen. Ich danke euch.“ Das stimmt: „in seine Häfen“ — aus denen er nicht mehr herauskam! Die Mannschaften der britischen Flotte haben — auch nach dem Urteil unsrer Seeleute, die an der Schlacht teilnahmen — ihre Pflicht getan. Den Mannschaften durfte Georg seinen Dank entbieten. Daß Jellicoe nicht gleichen Huldbeweises vom Volke würdig befunden wurde, geht aus seiner Amtsenthebung hervor. Beatty trat an seine Stelle.

Der einunddreißigste Mai 1916 war ein dies ater für die britische Flotte, der Tag, da eine junge Seemacht, noch wenige Dezennien zuvor ein Embryo, in Ehren den Waffengang mit der Seetyrannin bestand. Man braucht kein Alldeutscher zu sein, um darüber eine gewisse Genugtuung zu empfinden, wenn man bedenkt, welche Hochmut Britanniens Söhne nicht selten zur Schau tragen. An diesem selben Tage schrieb die ‚Daily mail‘: „Die Deutschen haben uns alle Kriegsschiffkonstruktionen nachgemacht, haben die meisten unsrer seemännischen Ideen kopiert. Aber die Leute, die uns die ‚Indomitable‘, die ‚Lion‘, die ‚Queen Elizabeth‘ gaben, werden niemals von schwächlichen Nachahmern geschlagen werden.“

Freilich, alle Genugtuung wiegt leicht gegen das eine Wort: Wozu? Wozu, zu welchem Zweck wurde die Schlacht vor dem Skagerrak geschlagen? 1918 schrieb ich zum Jahrestag der Schlacht: „Die Erfolge unsrer Flotte heute vor zwei Jahren vermochten keine Aenderung der Lage auf den Kampfplätzen herbeizuführen. Nach wie vor war die deutsche Handelsschiffahrt von den Weltmeeren verbannt.“ Und was hatte Großbritannien erreicht? „Eine Schwächung seines Prestiges“, mag man sagen. Aber die Wichtigkeit des Prestiges wird vielfach überschätzt. Der Realpolitiker wird „Ansehen“ nicht von Gefühlsmomenten, sondern von Tatsachen abhängig machen. Tatsache ist, daß die britische Flotte vor dem Skagerrak eine schmerzliche Personal- und Material-Einbuße erlitt und nichts dafür erreichte. Aber, sagt der Engländer: die Erfahrungen vor dem Skagerrak legten der deutschen Flotte nahe, nicht noch einmal das Glück zu versuchen — sie konnte keinen zweiten Kampf wagen weniger des materiellen Verlustes als des moralischen Eindrucks wegen. Nein, erwidert der Deutsche: der moralische Eindruck war, umgekehrt, der, daß unser Selbstbewußtsein mächtig gehoben, das Vertrauen auf die Flotte in jeder Richtung gestärkt wurde. Dieser Deutsche, entgegnet der Fachmann, hat nur dann recht, wenn er an das Volk denkt, an die Leute, die sicher auf dem trockenen Lande in

warmer Stube alldeutscher Zeitungslektüre sich widmen. Die mögen, durch die Stimmungsmache der Presse und durch Wilhelms Rede verleitet, in Gedanken an eine bevorstehende Zerschmetterung der britischen Seeherrschaft geschwelgt haben. Auf sie kommt es jedoch nicht an, sondern auf unsre Flottenmannschaften; und bei ihnen stands anders. Sie hatten erfahren, was britische Seegewalt heißt, sie fühlten instinktiv, daß diesem ersten großen Waffengang nie ein zweiter folgen würde. Aber auch der materielle Verlust war schwer genug. Den Schwachen drückt ein Abstrich von seiner Kraft anders als den Starken. „Britannia rule the waves" war ein Faktum, das Germania nicht hatte erschüttern können und nicht erschüttern konnte.

Die britische Admiralität hat unumwunden eingeräumt, daß es ein Fehler des Admirals Jellicoe war, vor dem Skagerrak den Fehdehandschuh der deutschen Flotte aufzunehmen. In der britischen Presse wurde sogar von einem „sinnlosen Drang" nach Heldentaten gesprochen, und es wurde geäußert, daß Mannschaften und Schiffe nutzlos geopfert worden seien.

Wie war die Situation Ende Mai 1916? Die beiden Flottenmannschaften, die britische und die deutsche, waren sich bewußt, daß ihre Landsleute von den bisher vollbrachten Taten nicht befriedigt sein konnten. Die britische Flotte hatte immer noch nichts getan, um ihren alten Ruhm aufzufrischen, hatte nicht die Erwartungen erfüllt, die das Volk auf sie gesetzt hatte, denn der Glaube herrschte schon im Frieden allgemein, daß an den Beginn jeden Krieges mit Deutschland die Vernichtung der deutschen Flotte zu setzen sei. Die deutschen Flottenmannschaften fühlten ähnlich. Sie wußten, mit welchem Stolz und welchem Vertrauen das Volk auf seine Flotte blickte, und welche schier unbegrenzten Hoffnungen sich mit dem Glauben an sie verbanden. Die englischen wie die deutschen Flottenführer gaben dieser Stimmung nach, als sie den Befehl zum Angriff erteilten. Ob bestimmte Weisungen von höherer Stelle vorlagen, ist unbekannt. Lagen sie vor, so würde diese Stelle die Verantwortung treffen für die von der britischen wie der deutschen Flotte sinnlos gestellte Heldenpose. Denn das wars, nichts andres. Und das läßt nur mit Wehmut an den einunddreißigsten Mai 1916 denken. Mit gar zu vieler Frauen Schmerz ist dieser „Erfolg" — der noch dazu in der Auswirkung keiner war — von Deutschland erkauft worden.

*

Mit diesem Kapitel wird die kritische Betrachtung des Seekriegs abgebrochen — nicht beendet. Eine Fortsetzung würde den Rahmen einer oder dieser Wochenschrift sprengen. Die hier veröffentlichten zehn Kapitel und eine Anzahl andrer wird ein Buch enthalten, das binnen kurzem im Verlag der Weltbühne erscheint. Die neuen Kapitel lauten: Verschwiegenes, Erdichtetes; Großkampfschiff und Untersee-Boot; Die Kreuzer übersee; Souchon; Scheer und Hipper; Tirpitz; Der U-Boot-Krieg und seine Folgen; Wie es kam. Erheblich erweitert wird das Kapitel über Wilhelm und Heinrich.

Berliner Städtebausündendämmerung

von Peter Paul Schmitt

Die schwere Hand Wilhelms des Zweiten lastete, wie jedermann weiß, nicht zum wenigsten auf der baulichen Entwicklung Berlins. Die Hand ist fort — werden wir jetzt Zeichen und Wunder erleben?

Wir werden sie nicht erleben, denn wer auch mit himmlischen Zungen reden wollte, überall würde man ihm zur Antwort geben: Wir haben kein Geld! Das ist natürlich richtig, aber unsre Situation ist ungefähr die eines Mannes, der dem Bankrott nahe war und glaubte, sich keinen neuen Mantel leisten zu können. Also ging er in seinem alten und ruinierte sich seinen Kredit damit erst recht. Oder man erinnere sich an das Beispiel Friedrichs des Großen, der nach dem ungeheuern Aderlaß des Siebenjährigen Krieges hinging und sich Schlösser baute, um zu zeigen, daß mit ihm noch nicht Matthäi am letzten sei. Diejenigen, die wiederum antworten werden: Wir haben kein Geld!, mögen bedenken, daß wir im Jahr vielleicht zwanzigtausend Millionen Mark aufzubringen haben — und dabei sollten nicht noch zwanzig für unsterbliche Bauwerke abfallen? Denken sie nicht auch an die brachliegenden deutschen Baumeister, die nach Aufgaben dürsten? Wir werden Jahrzehnte lang arbeiten müssen Tag und Nacht und nichts vom Ertrag unsrer Arbeit sehen: aber wenn zwischendurch Wunderwerke aus der Erde wachsen, werden wir fühlen, daß wir nicht nur Fronarbeiter sind.

Denen, die wehklagend auch hierauf nichts weiter wissen als: Wir haben kein Geld!, sei zornig zugerufen: Wohlan, so reißt ab! Reißt ab, was verblendete Generationen, von Wilhelm dem Zweiten genarrt, an Lug und Trug in eure Hauptstadt hineingepatzt haben! Stellt euch, zum Beispiel, an der Schloßbrücke auf und laßt den Blick von der edlen Silhouette des Alten Museums zu der wuchtigen und vornehmen Flucht des Schlosses gleiten. Wo ist der Mann mit hellen Augen, dem bei dieser Wanderung der Anblick des Domes nicht die Schamröte ins Gesicht jagt? Reißt ab dieses Denkmal wilhelminischer Unaufrichtigkeit, nehmt einen Baumeister von reinem Herzen und laßt ihn an derselben Stelle eine Kirche bauen, deren Anblick auch dem Ahnungslosen die Ehre Gottes verkündet. Diese Kirche wird euch wahrhaftig kein Geld kosten, aus den Trümmern des ungeheuern Materials, das der alte Dom hergibt, baut sie sich von selbst. Seht euch weiter um: „Nationaldenkmal" nennt sich der groteske Bombast, der den alten Wilhelm verherrlichen soll! So könnte man sich allenfalls ein Denkmal für Wilhelm den Zweiten denken, aber nicht für seinen oft und gern zitierten schlichten Großvater. In diesem Tingeltangel von Monument kann einem der alte Herr leid tun, wie er mit Pauken und

Trompeten und mit sämtlichen Allegorien der Weltgeschichte versehen konsequent nach der verkehrten Seite reitet. Herunter mit dem Zeugs! Aus dem Hintergrund grüßt der Marstall, und wir grüßen ihn nicht wieder, soweit wir seine Schloßfront sehen, aber seine alte Front nach der Breiten Straße macht uns das Herz warm. Man kennt die praktische Kunstwart-Methode von Beispiel und Gegenbeispiel, deren Motive oft von weit her geholt und gegenüber gestellt werden mußten. Aber hier ist ein Weltenwitz geschehen: man riß die Hälfte eines Hauses ein und hatte beides in einem vereint. Man möchte fast glauben, daß hier die Vorsehung ihre Hand im Spiel gehabt und den wilhelminischen Plunder in den revolutionären Kämpfen zertrümmert hat, während dem edlen alten Hause kein Haar gekrümmt wurde. Herunter mit der Lügenfassade! Wehe dem Baumeister, der es wagen sollte, den Schwindel in seiner alten Gestalt wieder aufzubauen!

Sehen wir durch das Brandenburger Tor auf die Zuckerbäckerei von „Balustraden" — „kein Schuß ist so schnell, wie man sich vorbeiwünscht", hat Max Osborn einmal gesagt. Dies hier ist angesichts des phaenomenalen Tores das Schändlichste, was Berlin zugemutet worden ist, da bleibt einem der Scherz in der Kehle stecken. Von der Plattform der Siegessäule halten wir Umschau auf den sogenannten Königsplatz, der bekanntlich kein Platz ist, sondern ein Durcheinander mit allerhand Strauchwerk, das den Ueberblick hemmt. Das Moltke-Denkmal heben wir leise hinweg, daß es nicht zerbreche, und stellen es irgendwo auf, wo es weniger stört und besser hinpaßt. Das Roon-Denkmal kann ohne Sang und Klang gleich ganz verschwinden, und was das Bismarck-Monument betrifft, das alle mißglückten Motive des Erdballs und die ganze Plumpheit des dummen Deutschen in sich vereinigt — welch himmelhoher Anblick das hamburger Denkmal dagegen! — nun, dafür haben wir unsre Schmelztiegel bereit. Bei dem Wettbewerb für das neue Opernhaus, das an die Stelle von Kroll kommen sollte, machten unsre besten Baukünstler Projekte, wie man aus dem planlosen Durcheinander von Königsplatz einen wirklichen Platz machen könnte: diese Pläne hole man jetzt hervor und erwecke die grundlegenden Ideen, die den Allerhöchsten Beifall nicht hatten finden können, zur Wirklichkeit. Aber noch sind wir mit dem Abreißen nicht ganz fertig. In der Ferne winkt, wenn man so weit zu sehen vermöchte, die charlottenburger Brücke — herunter mit dem Zeugs! Kein Wort weiter, denn wir stehen jetzt mitten in der Siegesallee — was soll mit ihr geschehen? Gehen wir einmal die Allee mit aller Fassung auf und ab, etwas verlegen und ratlos. Nun, wollen wir diese Monumente etwa dem Erdboden gleich machen? Nein, das wollen wir nicht: sie sollen künftigen Geschlechtern als ein historisches Andenken verbleiben und den

Wanderer als eine zu Stein gewordene „Straße des schallenden Gelächters" in einer schönern Zukunft grüßen.

Aber nicht Abreißen allein haben wir im Sinn, sondern auch Aufbauen oder — was auch aufbauen heißt —: Durchblicke und Perspektiven schaffen. Wer sich ein bißchen für Städtebaukunst interessiert hat, weiß, daß in Berlin vielleicht hier und da einmal ein Gebäude von Charakter oder Anmut gelungen ist: aber nicht ist gelungen, es den Zeitgenossen so zu präsentieren, daß es auch eine Wirkung übt. Siehe den Reichstag, den nur betrachten kann, wer sich auf den entlegenen Königsplatz begibt, während die Tausende, die täglich aus dem Brandenburger Tor strömen, hinter Bäumen nur einen schwachen Schimmer davon ahnen. Hier ist der Augenblick für die Axt gekommen: die ganze südliche Front des Reichstags bis zur Charlottenburger Chaussee muß freigelegt werden. Hier hat Berlin die Möglichkeit, sich einen wahrhaft monumentalen Platz zu schaffen, nach Westen begrenzt vom Neubau der Oper, der nur hierher gehört und sonst nirgends. Man taufe ihn: ‚Platz der Revolution' oder ‚Platz des Neunten November', oder wie man sonst Lust hat, und wenn es sein muß, kann auch ein Denkmal der Revolution darauf kommen. Nur Bäume dürfen nicht dabei sein; gute Platzanlagen haben niemals Bäume. Solange das neue Opernhaus noch nicht dasteht, schlage man die innere Baumreihe der Friedens-Allee, die die Siegessäule mit dem Brandenburger Tor verbindet, heraus, das schafft einen guten Blick von dem zu der.

Die meisten unsrer öffentlichen und repräsentierenden Gebäude sind falsch aufgestellt, und sie können alles, nur nicht: imponieren. Reichsbank, Börse, Stadthaus: was hätten andre Städte aus solchen Gelegenheiten gemacht! Hier stehen sie an verlorenen Ecken und Enden, sie wirken nicht, niemand beachtet sie, ein großer Aufwand ist vertan. So das Landgericht am Alexanderplatz, die Baugewerkschule in der Kurfürsten-Straße und die neuesten Beispiele: das Reichsmarineamt und das im Bau befindliche Museum, Messels großartiges Vermächtnis. Das Reichsmarineamt, an sich ein mächtiger Bau, kennen wirklich nur Diejenigen, die direkt nebenan wohnen, und das herrliche Museum steht wieder abseits, ohne Zugang, ohne Front, ohne Blickpunkt — alles verloren und vertan. (Die von der Bauhof-Straße geplante Auffahrt wird die Sünde nicht gutmachen, denn diese Auffahrt wird, ach, kein Mensch finden.) Am schlimmsten liegt der Fall von Hoffmanns Stadthaus. Einen schönern Turm hat Berlin nicht aufzuweisen; aber wer kennt ihn, wer hat ihn je gesehen — niemand, denn man kann ihn nicht sehen. Dieses Haus ist in die engste und verwinkeltste Gegend Berlins hineingebaut. Hätte man das benachbarte Viertel gewählt, so könnte man jetzt vom Mühlendamm eine wunderbare Wasserfront haben. Aber der Fall ist nicht hoff-

nungslos: man schlage durch die Mitte des westlich gelegenen Blocks zur Spandauer Straße einen breiten Durchgang, und wir haben den schönsten Durchblick, und der Turm ist entdeckt. Aber nicht lange zögern, die Baumeister wollen sich betätigen, die Maurer wollen bauen, das Geld will rollen. Daneben winken noch so manche Aufgaben: der Durchbruch der Französischen Straße oder der Jäger-Straße zur Lenné-Straße kann aus der Versenkung geholt werden; die erbarmungswürdigen Ausstellungshallen in der Hardenberg-Straße können verschwinden (hier passen weltstädtische Mietshäuser mit prächtigen Läden her) und vieles andre.

Man sehe sich einmal das Album an, das die Franzosen unter dem Titel: ‚Die Schönheit von Paris‘ herausgegeben haben, nachdem ein deutsches Blatt törichterweise geschrieben hatte, die Welt hätte nichts verloren, wenn Paris vom Erdboden verschwände (damals hing uns der Himmel wirklich noch anders voller Baßgeigen). Dieses Heft mag ein Prüfstein sein für Diejenigen, deren Amt es ist, Berlin endlich in den Sattel zu setzen — wird ihnen nicht heiß und kalt, wenn sie Vergleiche mit unsrer Langweiligkeit anstellen? Berlin muß wissen, daß es jetzt heißt, die Stadt der Arbeit und der Nüchternheit ein bißchen mit Kunst und Schönheit zu erfüllen. Die Fürsten, deren edles Vorrecht es war, der Nachwelt Kleinodien der Baukunst zu hinterlassen, sind tot — jetzt ist es Zeit, daß die Städte ihre Aufgabe erkennen, die rechten Männer an die rechte Stelle setzen, sie schalten und walten lassen und ihnen eine offene Hand zeigen, von der Zuversicht getragen, daß hier großzügig gespendete Gelder köstliche und ewige Früchte tragen werden.

Und das Licht scheinet in der Finsternis ...

von Alfred Polgar

Dieses Drama ist von Leo Tolstoi, dem großen Sprecher, der sich heilig gelebt hat, der die Bedrückten liebte, ehe noch Konjunktur war, sie zu lieben, und Kommunist war, ehe noch alle geistigen Kokotten Europas, einer gefahrlosen Mode gierig folgsam, sich intensiv-rot trugen. ‚Und das Licht scheinet in der Finsternis . . . ‘ ist ein Spiel vom gerechten Manne, in dessen Seele die elementare Wahrheit aufgegangen: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Aus diesem Urquell moralischer, sozialer Erkenntnis fließt ihm sein Tun und Meinen in unbedingter, vollkommener Klarheit. Wie es im Lüge-Sand, auf dem die Welt schief getürmt ist, immer wieder kraftlos versickert, wie die Liebe für den Nächsten durch die Liebe für die zufällig Allernächsten gebrochen wird, wie kleines Müssen ein großes Wollen lähmt und die dumme, die Welt haltende, aber auch unlösbar verstrickende Schwerkraft Siegerin bleibt: das macht das Drama

zur Tragödie. Sie gibt dem Sophokles-Wort: „Nichts gewaltiger als der Mensch“ eine sonderbar gesteigerte Auslegung: er ist gewaltiger auch als die Gewalt über ihm, als Gott. Dieser Saryntzew sieht den Treffpunkt von Himmel und Erde; und muß doch in Ohnmacht und Demut erkennen, daß sie das Schicksal der Parallelen haben, sich erst in der Unredlichkeit zu schneiden.

Sarzynew ist Leo Tolstoi selbst, der, konsequenter als das dramatische Selbstporträt, seinem Herrenhof, von hoffnungslosem Widerwillen gepeinigt, doch am Ende die letzte Einsamkeit der Schneewüste vorzog.

Als eine starr nach einer einzigen Richtung hin orientierte Tendenzdichtung hat ‚Das Licht scheinet in der Finsternis . . .‘ die, ich möchte sagen, menschliche Schwäche, die aller Dichtung solcher Art anhaftet: die Gegenstimmen, nur eingeführt, um von der liebevoll verstärkten Stimme der propagierten Wahrheit zertönt und überklungen zu werden, sind von rührender Tonleere, Blässe und Beiläufigkeit. Was wir ‚Objektivität‘ nennen, schleicht nur fast wider Willen des Dichters in sein Werk. Aber letzten Endes kann der kunstverschmähende Apostel doch den Künstler in sich nicht abtöten. Er ist stärker als er. Unter den Fingern, die nur zeigen, den Weg weisen wollen, blüht Gestaltung. Aus Stichwortbringern geraten Menschen mit Physiognomie und Eigenstimme und flüchtig hingemalte Mensch-Kulissen schließen zum klingenden, atmenden Kreis wärmedurchströmten Lebens ineinander. Die Figuren dieses hohen, simplen Spieles erinnern in ihrer starren Kontur und ihrer, wenn vom Strahl des dramatischen Augenblicks getroffen: aufflammenden Farbe ein wenig an Glasmalerei, durch deren bleigefaßte Buntheit Sonne rieselt.

Der in Tolstois Drama unternommene Versuch, den dialektischen Trugbau der Welt mit doch nur wieder dialektischen Mitteln aufzulösen, scheitert, muß scheitern. Argumente des Hirns und Argumente des Herzens kreuzen und überschneiden sich in einem flimmernden Gitterwerk, das hunderttausend Einwände durchläßt. Es liegt im Wesen des Wortes, daß es niemals letztes, endgiltiges Wort sein kann. Die höchste Weisheit stößt noch immer nicht so dicht an den Himmel, daß sie von keiner Zweifelfrage überflogen werden könnte, und die heiligste, schlichteste Einfalt ist noch immer gegründet auf einem so wirren Komplex tausendfältiger Bedingtheiten, daß durch sie Erlösung vom Irrtum nicht werden kann. Erlösung — ob in Christo oder in einem andern gottwissenden Rabbi — kann nur der Glaube bringen, dessen mystisches Wesen leider ist, daß er den Gläubigen, den er machen will, voraussetzt.

Aber auf die Frage, ob das Wahrheit ist, was die Dichtung vorträgt, kommt es gar nicht an. Deren Schönheit und

Hoheit liegt in dem adeligen Menschenantlitz, das sich, gütestrahlend über sie gebeugt, in ihrem Wort und Geschehen widerspiegelt. Es ist dieses Antlitzes Größe, die das Drama ‚Und das Licht scheinet in der Finsternis . . .‘, das weniger als ein Kunstwerk, zu mehr als einem Kunstwerk macht. Und nicht die in dem literarischen Werk als Wahrheit vorgetragene Wahrheit rührt ans Herz, sondern wie sich jene Wahrheit des Werkes mit der absolutesten, voll durchlittenen, zu End erstiegenen Gipfel-Wahrheit seines Schöpfers deckt. Nein, der Volksfreund Tolstoi ist nicht der Schutzpatron der Etagenbewohner, die sich heute, vom Erdbeben erschreckt, auf die Straße geflüchtet haben. Und der Kommunist Tolstoi ist nicht der Patron der Schlieferl, die, von Zurückbleibens-Furcht aufgejagt, an den Wagen der Entwicklung, nachdem er ohne sie, wider sie ins Rollen gekommen, sich hinten anhängen, schreiend, sie hülfen ihn vorwärtsschieben.

Im Rahmen einer anständigen Vorstellung der Neuen Wiener Bühne spielt Alexander Moissi den Sarynzew. Er ist ein berückender Schauspieler, aller Süßigkeit schmackhaftesten Menschentums voll. Für diese Rolle spielt er fast um Einiges zu gut. Ich kann es nicht genau sagen, warum: aber seine Kunst der gesteigerten, geschliffenen, zerbrechenden, steil aufleuchtenden, trüb-traurig verflackernden Rede scheint mir, an dieser Tolstoi-Figur geübt, ein wenig bedrückend. Vage Sehnsucht nach einem Stotterer regt sich. Es hat was leicht Quälendes, so schlichteste Melodie von einem ganz großen Koloratursänger zu hören, wie meisterlich er auch die Techniken der Schlichtheit beherrscht. Es ist irgendwas nicht in Ordnung, wenn Einer Herzensnot so wunderbar schauspielert, daß man sich die Not gleich ein paar Mal da capo vormachen lassen möchte. Ja, zwischen einem so schmerzechten Bekenntnis, wie das von Tolstoi hier ausgesprochene, und geschmeidigster darstellerischer Imitationskunst besteht eine natürliche Diskrepanz, die dem Zusammentreffen beider etwas, sozusagen, Unzüchtiges gibt. Der Gedanke hat sein Peinliches, daß Einer imstande ist, solch Qualentstammtes mit allen Würzelchen, jederzeit, in jeder Stunde, in jeder Stadt auf jeden Bretterboden, deutsch und italienisch, zu verpflanzen, als ob es da emporgewachsen wäre und blutend lebte. Von derlei unstichhaltigem Gefühlseinwand abgesehen, ist Moissis Sarynzew herrlich. Sehr schön, wie er durch einen Zusatz von Neurasthenie und Jähzorn seiner Sanftheit Natürlichkeitsfarbe gibt, ergreifend, wie er trockene Tränen in sich hineinweint, leidenschaftlich aufbegehrt, sich, der Leidenschaft müde, ergibt. Und aller Höhepunkte Höhepunkt, wenn er den Heilandskopf so halb geschlachtet zur Seite neigt, Dunkelglanz der Schwermut aus wehschimmernden Pupillen fließt, und der herbe Mund den Honig der Bitterkeit schmeckt.

Peter Altenberg von El Ha

Der wiener Orientale!

Er war Dichter, Bildner, Musikant, Schauspieler, Philosoph und Tänzer! Aus dem Extrakt aller Künste hat er sein unteilbares lebensgroßes einziges Werk geschaffen: Peter Altenberg! Jetzt ist es vollendet. Nach jahrzehntelanger inbrünstiger Arbeit. Unsterblichkeit wird ihm den letzten Glanz geben.

Ein Dichter noch war so wie er Gestalt und Werk in Einem. Hafis, der Sänger irdischer Seligkeit. Sein Bruder und Kumpan aus dem alten Orient, wo die Kunst Schaum und Aroma des Lebens war. Hafis, dem die Gottesstimme aus jedem brennenden Rosendornbusch duftete. Hafis, der Frohe — Peter der Melancholische. (Von einem armen kranken Zeitalter betrübt.) Wein und Rosen und Locken von Schiras — Frühlingsaugen und Primeln und Gifte von Wien.

Auf Wiedersehen, Jung-Altenberg, in allen gärend-feuchten Frühlingstagen, in den jungen Primeln und im jungen Lächeln der Mädchen, in allem märzlichen Beginnen, in allem erwachenden Seelentum, in allem eifernden Opferwillen und in den Entwicklungskrämpfen der Menschheit, in Sehnsucht und Vorbereitung, in ruhelosen Stunden der Erwartung, Märzgeborener! Der immer auf der Flucht vor der Erfüllung war! Er ist vor seiner eignen Zeiterfüllung (als die ihm sein sechzigster Geburtstag erschien) in die ewige Brandung gestürzt, in ewigen Beginn!

Auf Wiedersehen!

Zersetzung von Alfons Goldschmidt

Man kann es kaum noch aufzählen. Ein Schweinestall ist ein parfümierter Salon dagegen. Korruption, Verdreckung, Instanzenverkrümelung, Wegschleichen hinter die Rücken der Andern, Verweisungen auf Kompetenzen, und dazwischen der Chorus der garnicht Berufenen, der Chorus der Blutgierigen, der England-Zerschmetterer, der Zahlenverbrecher. Aus allen Ecken mißtrompetet es. Es ist eine Disharmonie sondergleichen, eine höllische Zersetzung, ein Hekate-Kessel. Die Eingeweide des Ehrlichen kehren sich um, und man ersehnt inbrünstig die Trompete von Jericho, damit endlich einmal die Böcke von den Schafen getrennt werden.

Herr Helfferich macht den Mund auf. Er konnte es nie lassen, und ich wußte, daß es ihn dazu treiben würde. Es war zu schön. Auf der Regierungstribüne im Reichstag mit dem Dozentenfinger hinein in die Sozialdemokraten, Liebknecht gegen den Kopf. Erinnert Ihr euch der Schutzhaftbeschönigungen, jener Mischung von Commishaftigkeit, Byzantinismus und Oberlehrerbrutalität? Erinnert Ihr euch der U-Boot-Hypertrophien, der gesprochenen Niederringungen, des Gekeifs gegen jenes Albion, das perfide Albion? Anderthalb Jahre lang habe ich von der Berichterstattertribüne diesen Finger gesehen und gehört, bis ich es

nicht mehr aushalten konnte. Mit diesem Finger hat der Mann unsäglich Schreckliches angerichtet, und mit dem Mund will er jetzt anklagen. Er will klagen, er, Helfferich. Der Direktor der Anatolischen Bahnen, der verkolksten Orientpolitik, der Direktor der Deutschen Bank, der kapitalsimperialistischen verkrachten deutschen Weltpolitik, diese beamtete Unfähigkeit, dieser Helfferich will anklagen. Man lese seine statistischen Fabeln, man lese seine Parlamentsreden nach, seine Durchhaltereden, und man bekenne sich dann nicht zu der Forderung: Helfferiche dürfen niemals mehr reden!

Es ist eine Zersetzung in Deutschland! Gesinnungen, Ueberzeugungen biegen sich von heute auf morgen. Eine türkische Sozialdemokratische Partei wird gegründet. Mit dem Geld der Armeniermeuchler, der Goldwegsauger, der Selbstbereicherer aus den Kräften des türkischen Volkes, von Leuten, die die deutsche Republik, die als Gerechtigkeitsrepublik affichierte Staatsform, gastfrei in sich aufnimmt. Die neue Partei wird anerkannt, beginnt Propaganda, sozialistische Propaganda für die übelsten Kapitalisten, die je die Welt gesehen. Minister, die in die Matrikel der Sozialdemokratischen Partei eingetragen sind, sprechen von Billigkeit, von Toleranz, von menschlicher Rücksichtnahme, von verbundenen Augen. Aber sie handeln sehend dagegen. Sie stoßen zurück, sie bringen Menschen zur Verzweiflung, sie schaffen täglich Michael Kohlhase. Das ganze Volk, der Staat, die Staaten, die Provinzen, die Kreise, Gemeinden, Parteien: alles ist in der Zersetzung.

Diese Planlosigkeit suchen Viele durch Pläne zu beseitigen, durch politische Pläne, durch Aktionspläne, durch ethische Pläne, durch Wirtschaftspläne. Der Reichsminister Wissell hat einen Plan, einen Wirtschaftsplan vorgelegt. Dieser Plan ist eine einzige Bestätigung der Zersetzung: Ihn selbst werde ich noch behandeln. Für heute die Einleitung.

In der Einleitung wird geklagt über das Durcheinander, das Nebeneinander, das Gegeneinander der Behörden, über das Selbstzweckregieren, die Beamtenerstarrung, die Hemmungen „im Schoße der gesetzgebenden Körperschaften", die Schwerfälligkeit und Unzuverlässigkeit der Parlamente, die Unmöglichkeit der Regierungskoalition. Es wird Sozialismus verlangt, und wir werden demnächst sehen, ob das, was verlangt wird, Sozialismus ist. Es werden Führer verlangt, und wir werden demnächst sehen, ob das, was sich Führer nennt, Führer ist, und ob es überhaupt mit Führern gemacht werden kann. Es wird über Rücksichtnahme geklagt, Rücksichtnahme auf Einzelegoismen. Es ist ein Miserere des deutschen Wirtschaftszusammenbruchs. Es ist eine Produktionsjeremiade nach den Finanzjeremiaden Schiffers und Dernburgs.

Das Ganze ist eine einzige Bestätigung dessen, was hier schon in den Kriegsjahren gesagt wurde. Die Einleitung des Programms ist Keule auf Keule gegen die Regierung. Es ist eine Entschuldigung des arbeitenden Volkes, der Versuch einer vernünftigen Erklärung des Intensitätnachlassens. Es ist eine Anerkennung der Arbeit als des Hauptwertes, des einzigen Wertes, den wir haben, des Grundwertes, des Aufbauwertes, des sozialistischen Wertes. Es ist kein Sozialismus, es kann auch kein Sozialismus sein, da die Verfasser keine Sozialisten sind. Aber es zeigt, daß die Zeit reif und reifer für den Sozialismus geworden ist. Es ist eine Schiefdeutung des Bolschewismus, eine Verkennung des Individualprinzips, ein falscher Lobgesang auf die berühmte Parität, ein unsozialistischer, sozialistisch friesirter Rettungsversuch. Es ist

eine Moellendorferei, ein Aufbau der Wirtschaft auf der Rathenau. Es ist eine modernisierte Aufsichtsratskomödie. Sozialismus ist es nicht. Aber es ist ein Menetekel, eine Bestätigung, eine Anklage, ein Beweis der furchtbaren Zersetzung, in die die deutsche Wirtschaft durch diese unmögliche Regierung geriet.

Gewiß müssen wir raus aus diesem Jammer. Aber nicht durch Paritätereien, durch die Dernburgsche Reichsmark, durch irgendwelche Fonds, durch Sparsamkeitsparolen, durch Mangel an Ethos — sondern: durch folgerichtigen Sozialismus, durch Sicherung des Individuums in der Organisation, durch Anbahnung der Organisationssprengung mittels des Individuums, durch praktische Vertrauensbelastung. Nicht durch gemeinwirtschaftliche Quacksalbereien, sondern durch Aufrufung der Kräfte, die sich schon selbst aufrufen, durch Anerkennung dieser Kräfte, durch Sichtbarmachung dieser Kräfte, durch Erfüllung des Wunsches dieser Kräfte. Nicht durch souveräne Aufpfropfung irgendwelcher Organisationen, die doch wieder nur imperialistisch sind. „Das vernünftigste Volk wird töricht, wenn es nicht geführt wird", sagt Herr Wissell oder sein Schreiber. Aber das Volk ist führungsbegabter, führungsbegeisterter als die sogenannten Führer. Selbstführung: das ist die Devise, das ist der Sinn der Bewegung, und alles was führen will, darf nur der Selbstführung dienen.

Ach, sind wir unbeliebt! von Kaspar Hauser

Wenn man, wie wir, den Umsturz liebt,
macht man sich häufig unbeliebt.

Die Herren mit dem hohen Kragen,
die können dieses nicht vertragen.

Das Fräulein Aennchen reicht mir Tee.
Der Herr Assessor will Calais.

Wir sprechen auch vom Liebknecht-Mord.
Sie gleiten hurtig drüber fort.

Man denkt voll Freuden des Gerichts.
Ich räuspre mich und sage nichts.

Der Herr Assessor guckt mich an:
Ist das ein Bolschewistenmann?

Und auch das Fräulein Aennchen schaut.
Wie zart ist ihre weiße Haut!

Doch je auf meinen Kissen ruhn —
das wird sie ganz gewiß nicht tun.

Ich fühl es leider ganz genau,
sie ist wie jede kleine Frau:

Sie liebt nicht Den, der revoltiert —
brav muß er sein, dem sie gebiert.

Wie ist sie süß! wie ist sie munter!
Ich falle langsam hinten runter.

So zeigts sichs wieder, Bruder — nämlich:
Gesinnung ist oft unbequemlich,

wenn man sich sozialistisch gibt . . .
Ach Gott, wie sind wir unbeliebt!

Rundschau

Für Wyneken

Lieber S. J.,

Gustav Wyneken, für den so ziemlich als einziger Literat und publizistischer Herausgeber eingetreten zu sein nicht Ihren kleinsten Ruhmestitel ausmacht — Gustav Wyneken ist seiner vollkommensten Schöpfung: der Freien Schulgemeinde Wickersdorf zurückgegeben, von deren Leitung ihn die Staatsborniertheit vertrieben hatte. Zwar ist der größte Pädagoge der Zeit, der einzige Mann, dessen Initiative und geistiger Rang, dessen die Tiefen des Phaenomens und Problems: Kultur universal ermessende Gestaltungskraft grade hingereicht hätten, vom Platze eines Kultusministers aus die Revolutionierung der Menschheit an der Stelle anzusetzen, von wo aus sie allein erfolgreich hätte begonnen werden können, zwar ist er sogar vom bescheidenern Posten eines pädagogischen Beraters abgeschoben worden, aber er darf doch nun endlich wieder im eignen Hause schalten. Vielleicht wird er als Leiter der einen Schule den alten Satz neu erweisen, daß ein hohes Beispiel mehr Wirkung übt als hundert Verordnungen. Vielleicht kann von Wickersdorf aus nun wieder die Gesinnung kulturellen Ernstes ausstrahlen, die mittelbar an allen deutschen Erziehungsstätten zu pflegen Wyneken vorerst benommen ist. Aber die Geldmittel, die ihm zur Verfügung stehen, sind so knapp, daß an bauliche Erweiterung dieser Musteranstalt nur dann gedacht werden kann, wenn weitere Kreise nicht nur dazu angehalten werden, an ihr geistigen Anteil zu nehmen, sondern gradezu Anteile der G. m. b. H. zu erwerben. Solange es noch Wohlhabende gibt, sollten sie sich freuen, ihr Geld einem Werk zuwenden zu dürfen, das nicht nur schön und achtbar ist, sondern gradezu die Keimzelle einer Rettung für die so heillos verfahrene deutsche Kultur zu sein scheint. Und wer es ablehnt, sein wirtschaftliches Uebergewinnst nur dem Moloch eines kommunistischen Staates zu opfern, der ermögliche durch Stiftung einer Freistelle dem einzelnen Menschen, sein eignes Niveau zu erreichen, und er wird mehr zum Abbau des Hasses getan haben, als Geldopfer sonst vermöchten. Verständigen Sie Ihren Leserkreis von diesen Bedürfnissen und von der leichten Möglichkeit, am Wiederaufbau mitzuhelfen. Aber zugleich legen Sie es doch Allen ans Herz, für drei Mark im Jahr eine Zeitschrift von wahrhaft hinreißender Persönlichkeit zu abonnieren: die von Wyneken bei Eugen Diederichs in Jena herausgegebene ‚Freie Schulgemeinde', die ja keine Fachzeitschrift für modernes Erziehungswesen ist, sondern eine Kulturwarte von unbeirrbarer führerischer Impulsivität, ein Organ des kulturellen Regenerationswillens, unendlich weckend und weisend. Wyneken ist ja zu allem andern ein Schriftsteller von höchstem Rang, ein Essayist und Polemiker, dem nicht viele ebenbürtig sind. Lesen Sie nur etwa das letzte, der Revolution gewidmete Heft: die ganze Tragödie der Versandung rollt da vor Ihnen ab in der ethisch unendlich beschwingten Darstellung der Abprallung des Gedankens von der starren Mauer der Gewöhnung. Wynekens Sache ist wahrhaftig die Sache aller um geistige Atmosphäre Ringenden, ganz gleich, welchem politischen Lager sie zugehören. Und wenn sie

für Erziehung kein Interesse haben, so werden sie grade aus Wynekens Blättern sehen, daß der Mangel dieses Interesses die Wurzel alles Uebels ist, denn die neue Erziehung ist die Angel der Weltenwende.

Wir Freunde Wynekens müssen für ihn einstehen und werben. Helfen Sie mit!

Ihr

Willi Wolfradt

Gericht

Im ‚Zeitungs-Verlag', dem Interessenorgan der kapitalistischen Inseratenunternehmer, malt ein Zeitungsdirektor die möglichen Folgen der Friedensvertragsannahme aus. Seine Befürchtungen gipfeln in diesem ironischen Stoßseufzer: „Fehlte nur noch, daß neben dem Kaiser und den militärischen Führern im Kriege auch noch die Verleger und Redakteure deutscher Zeitungen durch Entente-Gerichte dauernd unschädlich gemacht würden." Das fehlt allerdings noch. Die dauernde Unschädlichmachung gewisser Zeitungen müßte nur nicht durch Entente-, sondern durch neutrale Gerichte erfolgen; und dürfte sich nicht auf die deutschen Redakteure und Verleger beschränken, sondern müßte sich auch auf die französischen, englischen und italienischen erstrecken. Aber die Zunft möge ohne Sorge sein: wen immer das Urteil solches Gerichtshofs treffen mag — der schuldigen Presse wird kein Haar gekrümmt werden. Eher büßt ein preußischer Oberleutnant im Gefängnis seine Strafe ab, als daß man den Griff in die Zeitungsgebäude der Welt tut, darinnen ihre Zerstörung begann. Kein Gericht vergreift sich gern an Oberleutnants und Zeitungen.

Sicherlich: es ist unmöglich, die schreibenden Kriegshetzer aller Länder abzustrafen; wohl aber ist zu fordern, daß, in allen Ländern, Exempel statuiert werden. Man mache Stichproben. Es genügt, daß für alle Zeiten diese Warnung aufgestellt werde: Kein Schreibender hat das Recht, einem Volke den Krieg zu empfehlen, sei es als Abwehr oder Angriff, keiner, der nicht selbst diese Liebe für Wehr und Waffe in vorderster Linie zu bewähren entschlossen ist und daraus im Ernstfall die tatsächliche Konsequenz zieht. Eine Weltorganisation, die nicht ihr scharfes Augenmerk auf die Presse richtet, ist ein Stückwerk. Ein Völkerbund, der nicht unbedingt gewillt ist, eine kriegerische Presse auszurotten, duldet den Seuchenherd der Konfliktstimmung. Ein Gerichtshof, der nicht die Kriegsknechte der Feder vor die Schranken fordert, läßt die heimlichen Giftmörder frei ausgehen und zieht nur die offenen Gewalttäter zur Verantwortung. Nur vier Exempel, in jedem Lande eines: und die Luft wäre reiner. Denn dieses Gesindel ist niemals bereit, mit seinem elenden Körper für das einzustehen, was sein schädliches Wort verbrach. Kein Völkerbund und kein Schiedsgericht wird die friedliche Gesinnung der Welt herstellen, solange unfaßbare Gewalten dem Volke das Heil der Waffe verkünden dürfen. Der Gerichtshof, der mit den Schuldigen des Weltkrieges abrechnet, wird sich auch mit der Macht der Presse befassen müssen. Keine Zeitung wird in einer bessern Zukunft ungestraft das Wort Krieg in einem andern Sinne als dem der Verabscheuung gebrauchen dürfen. Dies muß Gesetz werden (wie es Gesetze über den Gifthandel gibt), dies muß Selbstverständlichkeit werden. Wo die

Presse nicht freiwillig dem Guten dient, muß sie dazu gezwungen werden. Wir werden eines Tages Völkerbund und Schiedsgericht haben; wenn man aber die Presse nicht in den Bereich dieser Sicherungen einbezieht, dann ists so gut, als wären sie garnicht da.

Heute allerdings sind wir noch dem Standgericht näher als solch europäischer Gerichtsbarkeit. In Leipzig wurde ein zweiundzwanzigjähriger Handlungsgehilfe von einem militärischen Gericht (Schandgericht) zu drei Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust verurteilt, weil er zu einem Regierungssoldaten in freundschaftlichem Gespräch gesagt hatte: „Wie könnt Ihr bloß zu den Regierungstruppen gehen, lieber wollt ich trockenes Brot essen. Ihr habt nur Geldsäcke zu beschützen, zu weiter nichts sind die Regierungstruppen geschaffen." Solch kleine, simple Wahrheit genügt, um ein Menschenleben für acht Jahre zu vernichten. Dies sind die gleichen Militärgerichte, die Mörder entwischen lassen. Wenn so bescheidene Feststellung mit drei Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust gebüßt werden muß — welche Strafe steht dann auf die ganze dröhnende, furchtbare Wahrheit? Und wie anders wird das Standgericht eines Tages seine schändliche Existenz sühnen als durch lebenslänglichen Ehrverlust?!

Sebald

Aufklärungsfilms

Lieber S. J.,

nur mit dem äußersten Widerstreben beschäftige ich mich in Ihrer ‚Weltbühne' mit diesem Thema, für das mir die Seiten zu schade erscheinen. Ich schätze unsern Leserkreis viel zu hoch ein, um ihm noch einmal vordemonstrieren zu müssen, wie dumm und schädlich diese sogenannten Aufklärungsfilms sind, die auch nicht das Geringste mit Kunst oder mit Aufklärung zu tun haben.

Daß aber nicht wir nur die Aufklärungsfilms für schauderhaft dummes Zeug halten, geht aus der Nummer 22 der ‚Lichtbildbühne' hervor, in der ein Fachmann der Kinoleute sagt:

> Ich persönlich bin verschiedene Male im Auslande gewesen und die Aeußerungen der ausländischen Fabrikanten über den jetzt erscheinenden Kultur- resp. Aufklärungsfilm sind für uns deutsche Fabrikanten derart erniedrigend, daß man sich als deutscher Fabrikant schämen muß. Der Ausländer bezeichnet diese Films nicht als Aufklärungsfilms, sondern als Films, die dem etwas zweifelhaften, unfesten jungen Mädchen den Weg zeigen, wie es auf den Weg des Abgrundes und des Leichtsinnes gelangen kann, um wenig zu arbeiten, trotzdem aber recht viel Geld zu verdienen.
>
> Der ausländische Käufer wird niemals geneigt sein, solche Films zu kaufen; auch sagt der Ausländer „Ist denn Deutschland tatsächlich so schrecklich verseucht, daß nach Angaben der Fabrikanten, die solche Films herstellen, eine solche Menge derartiger Films fabriziert werden müssen, um die Verseuchung Deutschlands zu heben?"

Inzwischen bilden die Leute Queue, wenn Parvus Rehwiese wieder einen Paragraphen des Strafgesetzbuches verfilmt hat (es stehen noch aus: § 176, 3 — wer mit Personen unter vierzehn Jahren unzüchtige Handlungen vornimmt . . . ; § 177 — Notzucht; § 183 — Oeffentliche Erregung eines geschlechtlichen Aergernisses; und nur der § 184 ist vor dem Filmisten sicher, weil er selber drunter fällt: Verbreitung unzüchtiger Schriften.) Die Leute also stehen von der Kasse bis auf die Straße, unser Mahnruf wird da auch nichts helfen, und es bleibt schon bei unserm guten alten Spruch: Jeder seins.

Ihr

Ignaz Wrobel

Variété

Weil wir grade sonst keine Sorgen haben: im Apollo-Theater geht es im Juni sommerlich zu. Unter den Spezialitäten ragt der einzige Garcia hervor — ein Schattenspieler großen Formats. Darüber ist gar nichts zu lachen: warum soll man einen Humoristen nicht ernst nehmen, nur weil sein Stoff die zwei großen schwarzen Schattenhände auf der weißen Leinwand sind? (Witziger als die dumme Kinoleinwand ist die noch allemal.) Der Mann ist himmlisch; als ich noch ein ganz kleiner Panter war, habe ich ihn schon einmal umschmeichelt, und er ist in der Zwischenzeit wohl noch besser geworden. Seine Schattenhunde, seine Schattenmänner und Schattenfrauen sind — vor allem in den Einzelheiten — so reizend, daß man aus dem Lachen garnicht herauskommt. Wie sich ein Schattenherr den Hut in die Stirn setzt, bevor er pfeift; wie sich zweie nur küssen können, nachdem sie ihre Nasen gegenseitig ein bißchen hoch gestülpt haben; wie einer einen imaginären Busen der Geliebten beschnuppert — „sie sprach mit leisem Weinen: ich habe keinen". Am ulkigsten eine gradezu callothafte Predigerszene: der Herr Pastor stehen auf der Kanzel unter einem Baldachin; und aus dem Baldachin wird von Zeit zu Zeit ein Affe, der predigt es alles nach. Dann sieht der Geistliche ganz entsetzt nach oben, aber da ist nun nichts mehr als eben ein Baldachin. Und predigt weiter. Und wieder dasselbe Spiel. Bis er sich garnicht mehr recht zu predigen getraut — und dann sind zwei große schwarze Hände da und ein kleiner dicker Mann im Smoking, der sich lächelnd verbeugt. Ein famoses Spiel.

Was man von der angestaubten „Herrnfeldiade" nicht behaupten kann. Anton Herrnfeld ist noch da und bömakelt sich so durchs Leben; manche Töne sind noch recht heiter, wenn er heiser und voll falscher Vokale trompetet: „Was mir da passiert ist! Meine Frau ist mir durchgebrannt! Ich schrei mir tutt!" Und wenn er sein Gesicht macht — so hängt er auch mit Recht an den Plakatsäulen — das Gesicht, das eine Zitrone intus hat und sehr säuerlich in die Welt hinaussieht . . . das ist alles ganz komisch. Und doch war es wie ein Requiem den ganzen Abend, und wenn Anton H. auf die Frage, was sein Schwiegersohn nun tun solle, antwortete: „Laß dir die Haare schneiden!" — dann gedachten wir doch seines großen Bruders, der viel zu früh dahingegangen ist. Ehre seinem Andenken! Das war Einer —! Sowas stirbt, und Georg Bernhard lebt.

Und so gern ich auch erschöpfend wie eine Lokalchronik sein will, aber Nelsons Künstlerspiele — das könnt Ihr mir denn doch nicht zumuten. Der kleine Napoleon des Cabarets benebst Gemahlin war nicht da — er spielte im Wintergarten —, und unterdessen sprangen zuhause die Mäuse über Tisch und Bänke. Bis auf Willi Schaeffers, der diskret und lustig ist, war es schaudervoll, und weil ich schon einmal — gebranntes Kind scheuts Feuer — von einem Cabaret belangt worden bin, weil ich panterte: Da wird geneppt— so sage ich gar nichts mehr.

Das Variété aber schreit nach wie vor nach Politik — und kein:r legt das Kind trocken.

Peter Panter

Antworten

Paul Cassirer. Ich bin in Nummer 22 gefragt worden, warum die besten Unabhängigen ihre Werke bei Ihnen, einem kapitalistischen Verleger, erscheinen lassen, und Sie antworten darauf: „Die besten Unabhängigen geben ihre Werke deshalb dem Verlag Paul Cassirer, weil dieser Verlag der einzige war, der während des Krieges die Verbindung mit ihnen gesucht und gefunden hat. Die Verträge für die Werke, die in letzter Zeit in meinem Verlage erschienen sind, wurden geschlossen: mit Rosa Luxemburg, als sie im Gefängnis von Breslau in Schutzhaft saß, mit Kurt Eisner, als er im Untersuchungsgefängnis von Stadelheim den Prozeß erwartete, mit Friedrich Adler, als er im Strafgefängnis Stein seine Gefängnisstrafe verbüßte. Ich darf annehmen, daß Sie die Führung eines Verlages genugsam beurteilen können, um zu wissen, daß in unsrer Zeit andre als kapitalistische Motive bei der Herausgabe der Werke sozialistischer Autoren maßgebend sind. Unter dem Zwang, die Bücher dieser Autoren zu einem hohen Preis abgeben zu müssen, leiden wir, ohne daß es uns möglich ist, diese Situation zu ändern. Wir befinden uns dabei aber in der gleichen Lage wie alle andern Verlage, auch diejenigen, die auf genossenschaftlicher Grundlage errichtet sind." Wem sagen Sie das? Daß Sie, wie die Dinge heut liegen, außerstande sind, Ihre Bücher billiger herzustellen, weiß niemand besser als ich, der täglich empfindet, wie die Druckpreise steigen. Nein, nicht das war mein Schmerz, daß Sie jene Werke etwa ungebührlich teuer verkaufen, und es täte mir aufrichtig leid, wenn Sie aus meinen Zeilen den Vorwurf der Profitsucht herausgelesen hätten. Wahrhaftig: wer auf Profit ausgeht, verlegt nicht Landauer, Eisner und ihresgleichen. Mein Schmerz war und ist, daß die Schicht, für die solche Schriftsteller Himmelsbrot wären, günstigstenfalls das Geld für ein Ullsteinbuch hat. Kurz: nicht Sie trifft ein Vorwurf, sondern die Zeit. Möge sie eine Uebergangszeit von der großen zu einer menschlichen sein!

Rudolf Herzog. Sie leben noch? Sie werden ewig leben. Es muß auch solche Käuze geben, die immer schreien. Sie hetzten Andre in den Graben, die sich für Sie geschlagen haben — Sie fallen nie herein.

Junger Mensch. Sie schicken mir den folgenden Aufruf: „An die deutsche Jugend! Eine ungeheure Erregung geht durch das ganze deutsche Volk. Der heiße Zorn, der uns alle Deutsche gepackt hat, weckt wieder in uns heilige Vaterlandsliebe, starkes Nationalbewußtsein und hohe Begeisterung! Ein zweites 1813 wird entstehen, da soll und wird deutsche Jugend beweisen, daß sie sich ihrer Vorfahren von 1813 und ihrer Väter und Brüder von 1914 würdig erweist. Seht Ihr denn nicht des Volkes Not und Schmach?! Kocht in euch nicht auch der Zorn?! Erbeben nicht auch euch die Herzen in heißer, edler Begeisterung?! Wozu sind wir jung und stark! Meldet euch bei den Freiwilligen-Regimentern! Zeigt, daß Ihr ‚Kerls' seid! Was nützt jetzt Schule, was Examen, was Studieren?! Ran an den Feind! Mit unsern Leibern wollen wir unsre Heimat schützen! Kampf bis aufs Messer! Wir mußten lange genug zähneknirschend zusehen, wie Schande auf Schande auf uns gehäuft wurde! Jetzt ist die Stunde, da auch wir rufen: „Quousque tandem abutere patientia nostra!" Wir wollen kämpfen bis zum letzten Atemzug! Lieber sterben in Wehr, als leben ohne Ehr!

1. Kompanie Freiwilligen-Bataillon Bülow, Brigade Schaulen, Baltenland, Deutsche Feldpost 3072." Diesen Aufruf schicken Sie mir und fragen mich, was ich dazu sage. Nichts. Wundert Sie noch etwas von diesem Volk und in diesem Lande, die beide nichts dazu gelernt haben? Dies hier ist einfach ein Stück aus dem Tollhaus; aber mit 1813 hat es nichts zu tun. Ich kann mir denken, daß ein vaterländisch gesinnter Mann mit der Waffe in der Hand für sein Vaterland eintritt, wenn Aussicht ist, es dadurch zu retten. Wenn Aussicht ist! Nun: nachdem das eisern zusammengehaltene Heer nicht imstande gewesen ist, das Vaterland zu retten, ist die Aussicht ja wohl überwältigend, daß die mühsam zusammngetrommelten Freiwilligen-Bataillone die Feinde zu Paaren treiben werden. Was geht hier vor? Dieselbe Schicht, die das Volk an den „Rand des Abgrunds" gestoßen hat, wills jetzt in den Abgrund hinunterstoßen, den ihr beschränkter Verstand selbstverständlich nicht für den Abgrund, sondern für das Himmelreich hält. Aber will auch das Volk — das schon einmal an seinem Leibe erfahren hat, was eure Verheißungen wert sind? Es wird euch was husten und nicht mehr lange mitansehn, daß Ihr euch in der Brigade Schaulen herumtreibt, während hier Arbeitskräfte gebraucht werden. Freilich: nichts tun, das Geld vom Staat einstecken und die Posten das Gewehr präsentieren lassen — 's gibt kein schöner Leben als Kasinoleben, und wir hätten wirklich nichts dagegen, daß Ihr es führt, wenn nicht schließlich doch immer wieder wir es wären, die die Kosten bezahlen müssen.

Georg L. Ob Sie die ‚Enthüllungen über den Zusammenbruch' von Kontre-Admiral Foß (erschienen bei Richard Mühlmann in Halle) lesen sollen? Gewiß; denn es ist immer lehrreich, den Auguren zuzuhören, die endlich zu sprechen beginnen. Manches ist Klatsch eines verabschiedeten Offiziers; aber Vieles ist — für uns — doch sehr wertvoll. Wenn der Herr Admiral auch nicht stets, wie er versichert, dieselben Anschauungen vertreten haben wird — das hätte seine Dienstzeit um Lustren verkürzt —, so ist es gleichwohl nicht uninteressant, bewiesen zu kriegen, daß bei diesem gottgesegneten alten System nicht einmal die militärischen Fächer in Ordnung gewesen sind. Macht nichts. Das läuft, nachdem es eben ein ganzes großes blühendes Land verwüstet hat, zwischen den Trümmern munter herum, reißt das Maul auf, als wäre nichts geschehen, und Niemand, Niemand, stopft es ihm zu. Enthüllungen über den Zusammenbruch? Wichtiger wäre: Gericht an den Räubern und Mördern. Aber dies soll Sie nicht hindern, die Broschüre zu lesen.

Gregor H. ‚Das politische Werbewesen im Kriege' und ‚Das politische Werbewesen in der Umsturzzeit' heißen zwei hübsch gemachte Heftchen von E. E. H. Schmidt, aus denen allerlei zu ersehen ist. Wie im Kriege von der Presse gelogen wurde, wie das ‚Zensurbuch für die deutsche Presse' die Wahrheit ganz und gar unterdrückte, so lange unterdrückte, bis die Militärpartei das Land zu Grunde gerichtet hatte: das ist hundertmal gezeigt worden und kann bei der Neigung der Deutschen, ihr Unheil Andern in die Schuhe zu schieben, nicht oft genug wiederholt werden. Und wie liegen die Dinge in der Zeit der sogenannten Revolution? Hier erweist sich noch einmal, wie bitter wenig dieser Rummel mit einer wahren Revolution zu tun hatte. Kaum ein Tausendstel aller Plakate und Flugschriften reizen das Volk zum Handeln auf — sie wiegeln es alle ab. Sie stammen fast sämtlich von zahlungskräftigen Organisationen, die das größte Interesse an der Wiederherstellung oder

Aufrechterhaltung des status quo ante haben: sie warnen alle vor dem Bolschewismus, und es ist nur erfreulich, wie der Verfasser der Schriftchen beide Male auf die Verlogenheit der Hetzer hinweist: einmal auf die Kriegshetzer und das andre Mal auf die Bolschewistenhetzer — das sind schließlich dieselben Leute. Aber Revolutionsplakate? Die haben wir nicht gehabt. Woher sollten sie kommen? Die Plakatmaler, von den Kinogesellschaften und den Modehäusern seit Jahren systematisch aufgekauft, könnten auch nicht mit Talent und gutem Willen die Aufgabe lösen. Es genügt eben nicht, Revolution oder Gegenrevolution nur graphisch kalt zu veranschaulichen, wie mans mit Seidenstoffen oder einem Kinostern tut: es gehört Herz dazu. Herz und Gefühl für die Wahrheit. Aber wo wären die?

Friedrich W. Sie übersenden mir ein Heft ‚Spartakia', herausgegeben von der Vereinigung zur Bekämpfung des Bolschewismus. Mich überrascht längst nichts mehr. Eine Schicht, der um ihre großen Einkommen bangt, bezahlt Journalisten, die dem Volke beweisen sollen, daß wir aufs Herrlichste gelebt haben, und wagt es, ihre politischen Gegner mit unverschämten Lügen und dummen Kindereien anzugreifen. Der Parodist, der dieses Machwerk ausgeheckt hat, will in den Köpfen den Eindruck erwecken, als ob wir wirklich solchen Sinnlosigkeiten zusteuerten, wie sie da gedruckt stehen: „Arbeitslohn für Arbeiter täglich dreißig Mark, für die obersten Betriebsleiter und Direktoren zwei Mark" und ähnliche Scherze. „Das bisherige Gesinde wird durch Gesindel ersetzt". „Die oberste Regierungs-Gewalt wird von einem Faulenzer-Rat ausgeübt, welcher zur Hälfte aus Schiebern, zur andern Hälfte aus Verbrechern besteht." Aber das hatten wir ja! Das war ja da und hat uns in den Krieg getrieben und lebt noch und rührt sich gewaltig! Und wenn ich weiter lese: „Andrerseits genießen alle Angehörigen der Schieber- und Verbrecherwelt, insbesondere Bummler, Säufer, Spieler, betrügerische Bankerotteure undsoweiter unbedingte Abgaben- und Steuerfreiheit" — so denke ich an die Landräte als Mitglieder der Steuer-Veranlagungs-Kommissionen auf dem Lande, an die Corpsstudenten und Kavallerieoffiziere, an ihre Schwiegersöhne und Konnexionen und erkenne plötzlich zu meinem Trost, daß ich mich ja ganz unnötiger Weise erregt habe: daß sich einfach ein witziger Kopf mit dieser Vereinigung zur Bekämpfung des Bolschewismus einen guten Spaß gemacht hat.

Student. Sie wundern sich, daß im Erfrischungsraum der berliner Universität noch Ansichtskarten aushängen, auf denen das Kaiserpaar mit Erich Schmidt und Josef. Deutschlands größtem Kohler zu sehen ist. (Die andern Professoren hat der Photograph nicht fassen können, obgleich er den Kaiser von der Hinterseite aufgenommen hat.) Wundern Sie sich nicht. Dieses Volk braucht das. Untrennbar ist ihm jederlei Arbeit mit Firlefanz verknüpft, und verlassen Sie sich darauf: wenn ihm Ebert und Noske trotz heißem Bemühen nicht genügen, dann, dann — was macht der Jan Hinnerk aus de Lammerstraat in dem plattdeutschen Liede, das ich wieder einmal von Hanns Fischer singen hören möchte? „Und dann mak he sik 'n Napoleum — Napoleum pardautz!" Sie brauchens nun einmal.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.

Die Entscheidung von Heinrich Ströbel

Der Leitartikler einer Wochenschrift hat es schlechter als der Politiker einer Tageszeitung. Was er heute sagt, kommt erst eine Woche später vor den Leser. In gespannten, bewegten Zeiten können sich zwischen Niederschrift und Druck Ereignisse eingeschoben haben, die alle Voraussetzungen zunichte machen. Zwar soll ein Politiker gleich dem Arzt ein zuverlässiger Diagnostiker sein und aus der Diagnose den voraussichtlichen Verlauf der Krankheit ablesen. Aber die ärztliche Prognose ist ein Kinderspiel gegen die politische Voraussage in einer Zeit, die völlig außer Rand und Band geraten, in der das Unerwartete und Absurde Trumpf ist. Wie sollen wir heute, einen Tag vor der entscheidenden Sitzung der Nationalversammlung, wissen, ob die Scheidemann-Regierung das Entente-Ultimatum annimmt oder nicht? Hätten die Personen, von denen augenblicklich das Schicksal Deutschlands abhängt, in den verflossenen sieben Monaten bewiesen, daß sie — im Gegensatz zu ihrer Geistesverfassung in den vier Kriegsjahren — Erwägungen der Vernunft nicht unter allen Umständen unzugänglich sind, so gäbe es über den Ausgang der Krise nur Eine Ansicht. Oder wären sie wenigstens konsequent in der Inkonsequenz. Aber ihr Seelenzustand spottet jeder Berechnung. Sie sind der Spielball all der blinden Kräfte, die im Lande rumoren, die sie selbst heraufbeschworen haben.

Sicherlich möchte Mancher gern unterzeichnen. Herr Friedrich Stampfer, der sich persönlich gleich Theodor Wolff noch in der trutzigen Geste des Nein-Sagers gefällt, berichtet das selbst aus Weimar. Aber nun rächt sich die nationale Erhitzung, in die man den deutschen Philister und Kriegervereinler wochenlang hineingepeitscht hat, und die eine offiziöse Journaille noch bis zum letzten Augenblick zu entfachen bemüht war. Inzwischen hat man ja die Mantel-Note, die dem deutschen Volk den ärgsten Schimpf angetan haben sollte, lesen können. Und, wenn man nur einen Funken Ehrlichkeit besaß, feststellen müssen, daß das Dokument jede subjektive Kränkung peinlichst vermeidet. Objektive Kränkungen aber sind darin nur für Die enthalten, die noch immer empfinden wie ein Reventlow oder Tirpitz oder ein Durchhaltesozialist zu der Zeit, wo nur ein „Kindskopf" sich, nach Scheidemanns berüchtigtem Worte, einbilden konnte, daß das siegreiche Deutschland nicht zur Befreiung unterdrückter Nationen seine Grenzpfähle in Feindesland hineinrücken werde. Inzwischen hat man zwar selbst im ‚Vorwärts' gelesen, daß das deutsche Volk „belogen und betrogen" worden sei; aber es mag ja, zumal nach der chauvinistischen Hetze der letzten Wochen, noch immer Leute genug in Deutschland geben, die den Krieg

für einen Verteidigungskrieg halten und die ruchlosesten deutschen Kriegsmethoden für Repressalien erklären, die uns durch den Aushungerungsversuch aufgezwungen worden seien. Die ganze zivilisierte Welt hat ihr Urteil über die Kriegsschuld längst im Sinne der Entente-Note gefällt. Und Millionen deutscher Arbeiter denken genau so. Der ganze bürgerliche und offiziöse Presseklüngel freilich schimpft mit vollen Backen über die beispiellose Schmach, die man der deutschen Nation angetan. Wäre es da ein Wunder, wenn in einer so künstlich überheizten Atmosphäre von Chauvinismus die Nationalversammlung eine Riesendummheit beginge?

Der Pöbelexzeß von Versailles kam dabei unsern nationalistischen Amokläufern wie gerufen. Diese Rüpelei ist ein gefundenes Fressen für unsere chauvinistischen Volksaufwiegler, die selbstverständlich den skandalösen Ueberfall auf die englische Botschaft im August 1914 ebenso vergessen haben wie die Katzenmusik, die erst unlängst ein Hause nationalistischer Demonstranten den Entente-Missionen am Pariser Platz darbrachte. So steht es einstweilen schlecht um die Sache der Vernunft, und die Marktschreier des „Patriotismus" haben ein dankbares Publikum für ihr Nein-Gekrähe. Nicht alle Pressemenschen haben freilich so jede Besinnung verloren. Die Frankfurter Zeitung, beispielsweise, nennt die Verantwortung der Stunde „unermeßlich" und bekennt die Wahrheit, daß Deutschland „außerstande ist, die Unterschrift unter den Vertragsentwurf zu verweigern". Kein normales Hirn, sollte man meinen, könnte sich dieser Einsicht verschließen. Aber nach allem, was wir in Deutschland seit dem Jahre 1914 erlebt haben, wäre es keineswegs undenkbar, daß noch einmal der Unsinn siegte . . .

*

Die Antwort-Note Clemenceaus verwirft das deutsche Angebot als Ganzes, aber sie macht ihm doch beträchtliche Zugeständnisse. Ein großer Erfolg der deutschen Vorstellungen ist die Gewährung der Volksabstimmung für Oberschlesien. Schon freilich vernimmt man die Einwendung: Wie nun, wenn die Bevölkerung, der deutschen Beeinflussung entzogen, für den Anschluß an Polen votiert? Nun: die Entscheidung ist eben Sache dieser Bevölkerung, und ihr Wille hat uns oberstes Gesetz zu sein. Sonst wäre ja der Schrei nach der Volksabstimmung nur ein Rummel, ein nationalistischer Vorwand gewesen! Und in den andern strittigen Ostgebieten soll gleichfalls die Volksabstimmung entscheiden. Danzig soll aber Freistadt werden. Das ist nicht die Lösung, die dem deutschen Interesse entsprach, aber doch auch keine Lösung, die diese deutsche Stadt den polnischen Ansprüchen schlechthin opferte. Die ideale Lösung wird hier, wie in andern Punkten, der Zeit vorbehalten bleiben, der fortschreitenden Demokratisierung und Sozialisierung Europas.

Das Saargebiet soll für die Uebergangszeit nicht unter die Souveränität Frankreichs, sondern unter die Kontrolle des Völkerbundes gestellt werden. Seiner Bevölkerung soll nach Ablauf der fünfzehnjährigen Frist in jedem Fall das nationale Selbstbestimmungsrecht zustehn. Auch das ist eine erhebliche Konzession und gibt Hoffnung auf den einstigen Wiederanschluß des Saargebiets. Die Kolonien allerdings soll Deutschland verlieren — aber nur ein Phantast konnte etwas Andres erwarten. Der Wirtschaftswert dieser Kolonien war zudem für Deutschland gleich Null: sie waren bis zum letzten Tage ein fressendes, kein zinsendes Kapital; auch spielten sie für die deutsche Rohstoffversorgung nicht die geringste Rolle. Für den Wiederaufbau der deutschen Wirtschaft ist es unendlich viel wichtiger, daß Deutschland Mitglied des Völkerbundes wird, daß ihm gleich den andern Nationen von den Rohstoffquellen der Erde das Notwendige zugemessen wird. Die Note verheißt ja auch „gerechte Behandlung", „sowohl hinsichtlich des Kaufes der Rohstoffe wie des Verkaufs der Ware". Da die Entente von Deutschland gewaltige Entschädigungen erwartet, verwehrt ihr in der Tat schon das eigenste Interesse, „Deutschland zu erwürgen". Dennoch wird erst Deutschlands Aufnahme in den Völkerbund die Garantie für politische und wirtschaftliche Gleichberechtigung gewähren, und diese Aufnahme ist ja auch Deutschland schon für die nahe Zukunft verheißen, sobald Deutschland den ernsten Willen erkennen lasse, seine Verpflichtungen zu erfüllen und die „Ueberlieferungen der Angriffs- und Uebervorteilungspolitik aufzugeben".

Das Bedenklichste ist, daß man Deutschlands materielle Leistungen erst binnen vier Monaten ermitteln zu können erklärt. Aber hier bleibt grade darum auch Spielraum für sachlich begründete Vorstellungen der deutschen Unterhändler. Und grade wenn man hofft, daß auch in den Entente-Ländern die sittliche und soziale Selbstbesinnung rasche Fortschritte machen wird, sollte man diese Bestimmung nicht platterdings unannehmbar finden. Was aber den letzten Punkt anlangt: die Herabsetzung der Heeresstärke auf zunächst 200 000 Mann, so handelt sichs hier um eine so respektable Sicherheitstruppe im Innern, daß sie für jede Regierung ausreichen müßte, die sich nicht dauernd auf den brutalsten Terror stützen möchte . . .

*

Theodor Wolff fordert gleichwohl die Ablehnung der Friedensbedingungen. Deutschland, meint er, riskiere dabei nicht das Geringste. Es brauche nur ein paar Wochen lang im passiven Widerstand zu verharren, um das Spiel zu gewinnen. Die Hauptsorge sei, daß die reichen Hamster den armen Kirchenmäusen von ihrem Ueberfluß genug abgäben, um innern Hader zu vermeiden. Daß Herr Stampfer diese Melodie pfeift, nimmt

ja nicht wunder; war er es doch auch, der der letzten Frühjahrs-offensive im „Vorwärts" hochgemut den Waffensegen spendete. Aber Theodor Wolffs persönliche Haltung im Kriege war doch verheißend. Heute rechnet er, gläubiger als der fanatischste Bolschewist, mit der Meuterei der Entente-Truppen, mit der Revolution in Paris, Brüssel und London. Denn täte er das nicht, so könnte ihm unmöglich verborgen bleiben, daß der Konflikt des Entente-Ultimatums für Deutschland zur Katastrophe werden müßte. Allein die Besetzung des rheinisch-westfälischen Kohlen- und Erzgebietes wäre die Strangulierung der ganzen deutschen Industrie, die Stillegung der deutschen Eisenbahnen. Zumal es dann auch mit den Zufuhren aus Oberschlesien ein Ende hätte. Ein wenig Ahnung von der wahren Stimmung der deutschen Industrie-Arbeiter-Massen hat ja sicherlich auch Theodor Wolff: glaubt er denn wirklich, daß sich im Fall einer ungeheuern Arbeitslosigkeit der innere Friede aufrechterhalten ließe?

Aber bei der bloßen Okkupation Rheinland-Westfalens und der erneuerten Blockade würde es aller Voraussicht nach keineswegs bleiben. Die Heeressäulen der Entente würden sich gegen das Innere Deutschlands wälzen. Ob grade mit dem Endziel Berlin, mag dahingestellt bleiben; aber die Loslösung West- und Süddeutschlands und die völlige Isolierung des restlichen Preußens wäre doch so gut wie Gewißheit. Diesen verstümmelten Torso könnte man dann seinem eigenen Schicksal, der vernichtenden Wirtschaftsstockung, dem Hunger, der revolutionären Selbstvernichtung überlassen.

Und alles wollte man riskieren einzig in dem bergeversetzenden Glauben an die Weltrevolution, die sicher eintretende Meuterei der Entente-Truppen? Sonderbar, daß unsre bürgerlichen Revolutionsspekulanten überall mit der Unausbleiblichkeit der sozialen Revolution rechnen — nur nicht im eignen Lande! In Deutschland werde sich, so nimmt man an, das Proletariat der neuen Blockade, dem potenzierten Elend, einem neuen Kriegsabenteuer friedfertig unterwerfen — trotz der maßlosen Provokationen der letzten Monate. Nur in Frankreich, Belgien und England werde die Flamme der Revolution emporlodern und den Friedensvertrag des Viererrats in ein Häuflein Asche verwandeln. Nun, auch unter den deutschen Unabhängigen ist der Glaube an die Weltrevolution ungemein stark; aber die inbrünstige Revolutionsgläubigkeit eines Theodor Wolff besitzen nicht einmal unsre extremsten Kommunisten. Hätte er in Weimar viele Glaubensgenossen, so wäre Deutschlands Schicksal besiegelt . . .

*

Wenn nun aber in Weimar die verständigere Ansicht der Frankfurter Zeitung den Sieg davontragen sollte: wäre dann

wenigstens die Gefahr der Katastrophe abgewendet? Sie wäre, vielleicht, nicht minder so akut; aber die bedenkliche Krise wäre damit noch lange nicht überwunden. Dazu ist die deutsche Reaktion unter dem Schirm und der Protektion des Mehrheits-Sozialismus leider allzustark geworden, und der Linkssozialismus infolgedessen allzusehr radikalisiert. Grade wenn der Friede unterschrieben wird, wird es unser neuer Militarismus, dem die Verminderung der Heeresstärke auf vorläufig 200 000 und später gar nur auf 100 000 Mann sehr wider den Strich geht, noch auf eine innere Kraftprobe ankommen lassen. Und je drohender diese Gefahr eines anti-revolutionären Militärputsches wird, desto kampfgerüsteter werden die Arbeitermassen sein. Sie wären freilich Narren, wenn sie dabei im entferntesten an Putsche dächten. Putsche werden nur von Denen angezettelt werden, die über die Waffen verfügen, und die Arbeiter sind ja längst entwaffnet. Das einzige Machtmittel der Arbeiter ist die Arbeitsverweigerung. Käme es zu einem Militärputsch, so würden ihn die Arbeiter sicherlich mit dem Generalstreik im ganzen Lande beantworten. Und der riesige Umfang dieses Generalstreiks würde dann offenbaren, welche ungeheure Erbiterung das ganze deutsche Proletariat ob der jammervollen Politik der Regierung und der Nationalversammlung ergriffen hat.

Eine so wirksame, ja furchtbare Waffe der proletarische Abwehrstreik werden könnte, so ungeeignet scheint er mir zur Offensive. Mindestens, sofern es sich nicht um die progressive Erkämpfung wirtschaftlicher und politischer Etappen, sondern um die Durchsetzung der Räte-Diktatur handelt. Zumal ein solcher Kampf die Arbeiterklasse selbst hoffnungslos spalten muß. Wien ist dafür ein neuer Beweis. Der kommunistische Putschversuch, der dort, mit Hilfe der Papier-Millionen der ungarischen Räte-Republik, zur Aufrichtung der Räte-Herrschaft in Deutsch-Oesterreich unternommen wurde, hat dort nur den blutigen Bruderkrieg innerhalb der Arbeiterschaft entfesselt. Selbst ein Friedrich Adler sah sich gezwungen, sich gegen die Kommunisten zu wenden. Schon hat auch Wien seine Straßenschlacht erlebt, in der Arbeiter auf Arbeiter schossen. Sollten die Kommunisten in Wien ihre bolschewistische Taktik fortsetzen, so könnte sich auch dort etwas wie ein Noske-System entwickeln!

Das Wichtigste, was wir brauchen, ist der Friede. Aber er nützt uns nur, wenn er uns statt endlosen Bürgerkriegs den Wiederaufbau des Wirtschaftslebens bringt. Dieser Wiederaufbau ist unmöglich ohne energische, planmäßige Sozialisierung, undenkbar ohne kraftvolle Mitarbeit der Arbeiterräte. Aber er ist ebenso unmöglich ohne Anknüpfung an das bestehende Wirtschaftssystem, ohne die schärfste Kontrolle der Demokratie. Die bolschewistische Weltrevolution wäre die Weltkatastrophe, die Welthungersnot, das allgemeine Chaos.

Soldat und Kaiser von Arno Voigt (Miles)

Bericht des Kriegsberichterstatters Scheuermann über die Kaisergeburtstagsfeier vom siebenundzwanzigsten Januar 1915 zu Charleville: „... nach dem Gottesdienst nahm der Kaiser eine Parade über die im Großen Hauptquartier liegenden Soldaten ab, die mit leuchtenden Augen vorbeimarschierten. Sodann hielt er eine Ansprache an ein am nächsten Tage zur Front rückendes Bataillon, auf die der Kommandeur mit einer Dankansprache antwortete, an deren Schluß er ein dreimaliges Hurra auf den Kaiser ausbrachte, in das die Soldaten begeistert einstimmten."

So ungefähr stands in den Leipziger Neuesten Nachrichten zu lesen. Da wir bei jener Gelegenheit mit vorbeimarschieren durften, konnten wir den Bericht kontrollieren. Er war nicht richtig, weil er etwas sehr Wesentliches ausließ. Der Kaiser, der sich zum Gottesdienst von einem Chor das demütige Lied: „So nimm denn meine Hände" hatte vorsingen lassen, hatte zu jenem, meist aus Landwehrleuten (also steuerpflichtigen Familienvätern) bestehenden Bataillon, das zur Kronprinzenarmee abrückte, die Worte gesprochen: „Na, ihr kommt jetzt zu meinem Jungen. Der wird euch schon die Hosen straff ziehen!" Ueber diese Worte herrschte, als wir in der Kantine unter den Lauben des Marktplatzes unser Bier tranken, starke Unlust.

So demütig war der Kaiser, daß er über die Verteidiger seines Thrones, ernste Männer gereiften Alters, seinen Jungen als Bakelmeister bestellte. Was dem deutschen Volk Existenzfrage bedeutete, das sah der Kaiser als eine unter dem Zeichen der Züchtigung Unreifer, der Abstrafung Knabenhafter stehende Untertanenpflicht an. Von Jenen, die damals „begeistert Hurra riefen", sind nicht viele wiedergekommen. Erörterungen darüber anstellen, ob der Kronprinz hieran schuld sei, hieße die Frage nach der militärischen Betätigung dieses Mannes diskutieren. Lassen wir das.

Kaiser und Soldat standen — sofern der Fahneneid ethisch überhaupt irgendwie gerechtfertigt scheinen soll — zu einander im Verhältnis der Lehnspflicht. Der Soldat mußte den Kaiser schützen und im Notfall sein Leben für ihn opfern. Millionen ließen Weib und Kind unbeschützt zurück, um für den Kaiser zu sterben. Dieser hingegen hatte aus dem Lehnsverhältnis die Pflicht, die Wohlfahrtsinteressen aller seiner Leute zu wahren und sie glücklich zu machen. Von den Soldaten ist die Pflicht erfüllt worden. Aber auch innerlich standen sie zu ihm. Es war rührend zu hören, wie die einfachen Soldaten, die karrten, keuchten, schwitzten und bluteten, nicht nur aus allen Handlungsweisen des Kaisers das Beste heraussuchten, sondern wie sie auch Zustände, die aus edler Initiative und menschenwürdiger Unter-

lassung hervorgingen, auf das Guthaben des Kaisers schrieben. Der Austausch der verwundeten Gefangenen war dem Kaiser zu danken; wir könnten längst in Paris sein, aber der Kaiser will nicht so große Opfer; wir haben ein neues Gas, das die Engländer nur so umblasen würde, aber es ist zu gräßlich, und darum verbietet der Kaiser die Anwendung; es gibt auf den Kopf vierzig Gramm Chocolade Extrazuschuß, vom Kaiser. Solche aus anständigen Seelen stammende Aeußerungen waren draußen alltäglich.

Und nun war der Kaiser auf einmal verschwunden. Der dem Soldaten als Prototyp der Ritterlichkeit galt, war vor der Gefahr davongerannt. Er hatte seine Leute im Stich gelassen; mochte aus ihnen werden, was da wollte. Aber — die Soldaten, die bisher dazu gedient hatten, daß „der Junge" ihnen die Hosen straff zog, hatten mehr Sittlichkeit als der oberste Herr: sie gingen geordnet zurück. Es wird oft gesagt: die Soldaten, die bei ihrem Truppenteil geblieben seien, hätten sehr wohl gewußt, weshalb sie das taten — sie hätten nur aus Opportunität gehorcht. Darauf kann man erwidern: der Kaiser ist aus Opportunität geflohen.

Wie sieht nun der Lanzer die Sache an? Er war einundfünfzig Monate lang ein Dulder, wie es keinen je auf der Erde gegeben hat. Die kurzen Atempausen füllte man ihm mit schwülstigen Danksagungen aus, mit der Versicherung, daß er sich nun erholen könne, und es fehlte nie der Schlußsatz: „auf daß" — nicht: damit — „er gerüstet sei zu neuen Taten für Kaiser und Reich". Diese mehr an das Gemüt gehende Behandlungsweise wurde unterstützt durch ein vom Kaiser unterschriebenes Militärstrafgesetzbuch voll von so strengen Strafen, daß den Offizieren, die als Beisitzer zu einer kriegsgerichtlichen Hauptverhandlung befohlen wurden, sich das Herz zusammenkrampfte, wenn sie ihren Richtereid erfüllen mußten. Und mit der nervenzerrüttenden Dauer des Kriegs fielen immer höhere Prozentsätze Lanzer unter dieses Gesetz. Wie oft hieß es: „Ein ganz guter Kerl, aber durch den Krieg halt zermürbt!", und dann suchte der Kriegsgerichtsrat, den all das große Leid längst aus einem Beamten zum Menschen gemacht hatte, ob denn nicht vielleicht doch noch ein Paragraph herangezogen werden könnte, der die Sache in einem mildern Lichte erscheinen lasse. Aber zehn Jahre Gefängnis waren meist das Mindestmaß in majorem imperatoris gloriam.

Es war halt Soldatenpflicht, an der Somme im Granatfeuer auf Posten auszuharren. Es war Soldatenpflicht, durch die Minen hindurch anzugreifen. Es war Soldatenpflicht, hinter den feindlichen Tanks die Reihen wieder zu schließen. Und es war Soldatenpflicht, sich von der eigenen Artillerie totschießen zu lassen. Als aber der Kaiser das allererste Mal in persönliche

Gefahr kam, rannte er davon. Der Kaiser traf sich, als er gefährdet war, mit dem Lanzer zum ersten Mal auf gleichem Boden. Er versagte. Der Gedanke kam ihm nicht, hinter dem Lanzer nicht zurückzustehen, sich nicht vor ihm zu blamieren — er jagte im allerschnellsten Tempo davon, weg von der Armee, wo es schoß, ins ruhige Ausland. Da verglich der Lanzer, der für die Fragen des Verhaltens in Lebens- und Leibesgefahr ein leidlicher Sachverständiger war, da wog er ab, da befand er zu leicht. Vier Tage vorher hatte der Kaiser in Ninove zu den Soldaten gesprochen, Orden verteilt, nach dem vom Kommandeur ausgebrachten Hurra sich noch einmal zu den Lanzern umgedreht und mit lauter Stimme gerufen: „Wer seine Front verläßt, ist ein Schurke." Wir standen dabei. Jetzt hatte er die Front verlassen und sich seinem eigenen Urteil unterstellt. Da verachtete der Soldat diesen Mann, von dem er sich sagte daß er ein durch und durch unaufrichtiger Charakter sein müsse. Haß hätte scheltenden Zorn verursacht. Da aber Der, der der erste Soldat sein sollte, sich mit dem ersten Soldatenschimpf beladen hatte, fiel kein Wort mehr über ihn. Und doch brachte dieser Mann es fertig, sich in der Meinung der Soldaten noch eine Stufe tiefer zu stellen. Aus sicherm Versteck erließ er einen Aufruf, daß jeder auf seinem Posten bleiben und bis zuletzt seine Pflicht tun solle. Da lachten die Soldaten über den Kaiser.

Aus dem obersten Kriegsherrn war ein dem Fluch der Lächerlichkeit verfallener Ausreißer geworden. So sah der Soldat die Flucht des Kaisers.

Und jetzt hat sich, da in Deutschland alles mit einem Verein beginnt, ein „Bund deutscher Männer und Frauen zum Schutze der persönlichen Freiheit und des Lebens Wilhelms des Zweiten" gebildet, und da soll der deutsche Soldat mittun. „Das Leben eines deutschen Staatsbürgers ist gefährdet." Dieser Satz verfängt schwerlich zu einer Zeit, wo das Leben des Einzelnen nicht mehr gilt als ein Sack Nüsse. „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre." Ganz gewiß! Aber was hat der Geflohene mit unsrer Nation zu tun? Was hat der Mann, dem die Wahrung ihrer Ehre anvertraut war, und der sie preisgab, für ein Anrecht darauf, daß die Nation diese Ehre zu ihm in irgendeine Beziehung setze?

Keiner, der die Soldatentugend, die virtus, innerlich erfaßt hat, kann diesem lächerlichen — und dabei höchst schädlichen — Bund beitreten. Der Mann ist für uns tot. Er hat uns die Treue gebrochen. Sein Sohn aber, der wie wir Alle geschworen hatte, ist ganz gewöhnlicher Deserteur. Ein früherer preußischer Kronprinz entging mit Mühe dem Hochgericht. Für „den Jungen" kann dieses nicht in Frage kommen, weil ja Papa selbst nicht mehr aktiv ist. Wir aber werden gut aufpassen, daß Keiner uns jemals wieder „die Hosen straff zieht".

Politiker und Publizisten von Johannes Fischart

LXVI.

Wolfgang Heine

Lieber Genosse, Deinen Brief habe ich empfangen und danke Dir. Du weißt, daß ich ein Lebenszeichen von Dir jedes Mal begrüße. Aber diesmal fällt es mir schwer, Deine Bitte zu erfüllen, sehr schwer sogar. Du möchtest meine persönlich-vertrauliche Ansicht über den Genossen Wolfgang Heine haben? Ja, warum das nur? Bloß weil Ihr da in euerm sozialen Wetterwinkel euch mit seiner Regierungskunst als Minister des Innern nicht abfinden könnt und euch fortwährend die Hänseleien der Unabhängigen seinetwegen gefallen lassen müßt? Ja, wollt Ihr Heine denn desavouieren und ihn, den Radikalen zuliebe, in öffentlicher Versammlung preisgeben? Ueberlegts euch ein-, zweimal und wägt, klug, Nutzen und Schaden gegen einander ab. Immerhin: ich will Deine Bitte erfüllen.

Du weißt, ich habe als Buchdrucker in der Arbeiterbewegung von der Pike auf gedient und habs jetzt glücklich zum Gewerkschaftssekretär gebracht. Ich kenne also, aus täglicher Erfahrung, die Leiden des Proletariers. Die kleinen und die großen, die täglichen und die historischen. An den täglichen hat Jeder zu tragen, wes Standes er auch sei. Sie sind das Klein-Elend des menschlichen Lebens, das wir wie eine endlose Kette tagaus, tagein zu schleppen haben. Die historischen Leiden aber sind die Martern einer ganzen Klasse, die sich aus ihren sozialen und wirtschaftlichen Verhältnissen ergeben. Und nun frage Dich: Hat die November-Revolution uns von diesen fürchterlichen historischen Leiden befreit? Hat sie die Fesseln gebrochen und uns ein Leben in Freiheit und Glück beschert? Merkst Du was davon? Ich nicht. Und da muß man sich nun das Hirn zergrübeln und den Ursachen dieser Enttäuschung nachgehen. Zwei Reihen entdecke ich da: sachliche und persönliche Ursachen. Die sachlichen sind die furchtbaren Folgen des Krieges, die einstweilen noch die sozialistisch-oekonomische Entwicklung, wie sie uns Marx vorgezeichnet hat, hemmen. Die persönlichen aber, ja, siehst Du, das tut weh zu sagen: die liegen an und in uns selbst. Schau Dir unsre Genossen an, die wir an die Spitze der Regierung entsendet haben. Ich will diesmal, Du kennst ja meine Meinung, von ihren Qualitäten absehen. Aber fällt Dir nicht auf, daß von unsern Leuten im Reichskabinett lauter Männer der Handarbeit sitzen, die Scheidemann, Wissell, Schmidt, Bauer, und daß im preußischen Kabinett sich alle die Intellektuellen, die gottverfluchten Akademiker auf den Ministersesseln breit gemacht haben: die Hirsch, Haenisch, Südekum und Wolfgang Heine? Das Reich wurde proletarisch, Preußen akademisch. Ja, Preußen ist selbst als sozialistisch-demokratischer Staat feudal geblieben.

Und nun, nach diesen Allgemeinheiten, Wolfgang Heine. Glaubst Du, daß er irgendwelche Beziehungen zum Proletariat hat? Innere oder äußere? Das Oekonomische, das Soziale, das uns tagtäglich bedrückt, liegt ihm nicht, kann ihm auch nicht liegen. Sieh, er stammt aus einer preußischen Offiziers- und Beamtenfamilie von altersher. Sein Vater war Philologe, Professor und zuletzt Gymnasialdirektor, von dem seine Schüler noch heute mit einer gewissen Liebe und Scheu sprechen. In Posen kam Wolfgang vor achtundvierzig Jahren zur Welt. In Posen! Sagt das nicht alles? Da pflegte man einst, unter dem preußischen Assessorismus, mit den Händen an der Hosennaht aus dem Bett aufzustehen und im Parademarsch an den Kaffeetisch zu schreiten. Nur die Katholiken unter den Deutschen waren darin etwas legerer. Heine aber war aus einem evangelischen Hause. Schon früh kam er aus seiner Geburtsstadt fort, um draußen die Schule zu besuchen in Weimar, in Hirschberg und in Breslau, wohin sein Vater zuletzt versetzt wurde. Dann gings auf die Universität. 1879. Entwicklungslehre, Zoologie, Vererbung: das war Wolfgangs Interessengebiet. Also belegte er zunächst die naturwissenschaftlichen Kollegs. Aber er, der Beamtensohn, wurde bald in die formalistische Bahn getrieben und warf sich aufs Studium der Rechte. An der berliner Universität und später als Referendar und Assessor geriet er sehr bald in den Strudel des naturalistischen Deutschland. Er lebte mit allen Dichtern der jüngsten Generation, die eine neue Epoche deutscher Poesie einleiten wollten. Besonders befreundet war er mit Hermann Bahr und Otto Erich Hartleben, dessen Tochter er später erzog. Fiebernden Herzens machte er den Sturm und Drang der neuen Kunstgenies mit. War sozialistisch aus aesthetischem Rauschgefühl, war eines der ersten Mitglieder der Freien Bühne, die mit Hauptmanns ‚Vor Sonnenaufgang' ins Leben trat.

Heine wurde inzwischen Rechtsanwalt und organisierter Sozialdemokrat. War aber Sozialist nur par distance. Er war mehr liberal, mehr demokratisch, mehr künstlerisch-kulturell gerichtet auf einem formal korrekten Lebensgrunde. Ein kluger, ein feiner Jurist, das muß man ihm lassen. Mit einer gewissen saubern Eleganz führte er seine Prozesse, und manch einem Genossen hat er aus der Patsche geholfen. An den Monstreprozessen der Partei war er all die Jahre als Anwalt beteiligt. 1898 entsandte ihn der dritte berliner Wahlkreis in den Reichstag. Ledebour schäumte. Denn auf den dritten hatte ers abgesehen, und als Heine, zum Entsetzen Bebels, Mehrings, Kautskys, im Reichstag das fürchterliche Wort von den „Kanonen gegen Volksrechte" sprach, also einen Pakt mit dem Militarismus zu schließen bereit war, da kannte Ledebours Wut keine Grenzen mehr. Von Stund' an verfolgte er Heine mit der ganzen Glut seines Hasses. Und, weiß Gott, Ledebour kann hassen.

Wirklich verdient gemacht um die Partei hat Heine sich im Kampf gegen die Lex Heinze, die — aus Furcht vor dem Unsittlichen in Bild und Schrifttum — Kunst, Literatur und Wissenschaft erbärmlich knebeln wollte. Damals organisierte er die Obstruktion der Sozialdemokratie im Reichstage, und das Gesetz fiel. Aber ich glaube, er hatte es mehr um seiner Liebe für die Dichter und Dichtergenossen als um seiner Partei willen getan. Als Abgeordneter wurde er in Berlin III nicht warm. Er fand eben kein Verhältnis zu den Arbeitern. Er blieb der alte Korporationsstudent, wenn er auch bloß aus dem V. D. St. stammte. Aber er hatte immer etwas Distinguiertes. Er trat nicht aus sich heraus, und wenn er mit unsereinem sprach, hatte man immer das Gefühl: Na ja, du bist ja bloß ein ganz dummer und unbedeutender Kerl, ein Atom unter tausenden. Ich weiß nicht, aber mir war stets so zu Mute. Seine gepflegte Kleidung, sein vornehmer Spitzbart, sein Kneifer, seine etwas vorgebeugte, steife Haltung, seine halb zusammengekniffenen, beim Sprechen eindringlich forschenden Augen — na, Du weißt ja, was ich meine. Er kann gewiß nichts für das alles, aber das Aeußere macht nun einmal den Menschen. Wir sind Schaffende, Ringende, Langende, Bangende — er ist, bei aller angestrengten geistigen Berufstätigkeit, ein Genießer, der das Leben wie eine Pulle Rotwein, schnalzend, herunterschlürft. Er ist im tiefsten Grunde seines Herzens ein Menschenverächter. Sein Geist ist keine am Sims leckende Flamme, die in wildem Drange das ganze Haus verzehren möchte. So ist er nicht. Er will nicht nur gelebt sein, wie ich und Du, wie alle Proletarier, sondern auch selbst leben, sich nach allen Seiten hin ausleben. Literaten sind sein Umgang, Künstler, und Max Reinhardt ist ihm ein lieber Freund. Sieht er nicht aus wie ein jenaer Oberlandesgerichtsrat, der sich beim Gläschen der studentischen Zeit, der Tage in Saus und Braus erinnert?

Bebel war ihm nicht grün. Wie überhaupt den Akademikern nicht. Denn die waren damals ja doch fast durchweg Revisionisten. Alle schrieben sie auch für bürgerliche Blätter. Das konnte August, der revolutionäre Klassenkämpfer alter Schule, nicht ertragen. Auf dem dresdner Parteitag von 1903 kam die Bombe zum Platzen. Bebel und Mehring legten los. Ein Bannstrahl wurde gegen die Ungetreuen geschleudert, und alle krochen sie, winselnd, zu Kreuze: die Göhre, Braun, Bernhard und Heine. Und sie verleugneten vor diesem Parteigericht dreimal den Herausgeber der „Zukunft“, über dessen Haupt sich ein furchtbares Parteigewitter zusammenzog. „In dieser ehrenwerten Volksversammlung“, schrieb Harden darauf, „saßen mindestens acht Menschen, die mich kennen, mich umworben, Gefälligkeiten jeglicher Art von mir erbettelt und mich, als Dank für nahrhafte Speise, die sie bei mir fanden, mit Bewunderung bewirtet haben. Die

Hälfte hat feig geschwiegen, die andre Hälfte hat mitgelogen und mitgeschimpft." Und dann rechnet er, Privatbriefe veröffentlichend, mit jedem Einzelnen ab: mit Göhre, Braun, Bernhard und Heine. „So kann man blondes Haar und blaue Augen haben und doch so falsch sein wie ein Punier" — Harden ließ Heinrich von Kleist wider Heine zeugen.

Der wurde 1903 noch einmal von Berlin III, einem absolut sichern Wahlkreise, in den Reichstag geschickt. Dann aber verlor er jede Verbindung mit seinen Wählern und mußte 1907 nach Anhalt auswandern. Hier unterlag er, bei den Blockwahlen, und eroberte sich diesen Wahlkreis erst fünf Jahre später im Kampf mit Professor Hugo Preuß, der jetzt das Reichsministerium des Innern leitet. In Anhalt erwarb er sich bald viele Freunde. Er wurde freilich immer bürgerlicher, vertrat, worüber wir Alle den Kopf schüttelten, den Sohn des Prinzen Friedrich Leopold in dem vom Kaiser gegen ihn angestrengten Entmündigungsverfahren und wurde als erster Sozialdemokrat in den Vorstand der berliner Anwaltskammer gewählt. Heut ist er Exzellenz; wenigstens läßt er sich nicht ungern so anreden.

Die Revolution brachte ihn vollends hoch. Staatspräsident in Anhalt, Justizminister in Preußen und Rechtsanwalt noch immer nebenbei: ein bißchen viel auf einmal. Inzwischen hat er zum Ministerium des Innern hinübergewechselt, mimt in der Landesversammlung, bei den Auseinandersetzungen mit den Unabhängigen, den starken Mann und ist von revolutionärem Denken so weit entfernt wie ein ehemaliger Königlich Preußischer Assessor. Ist stramm deutsch und national geworden und tritt, wenn er vor dem Parlamente spricht, in schimmerndem Panzer wider äußere und innere Feinde und wider die Preußenaufteiler und Einheitsstaatler auf. Flügel auf dem Rücken, ein flammendes Schwert in der Hand: der Erzengel Michael (mit dem Kneifer auf der Nase). Noske, die brutale Kraft und das Nervenbündel aus Stacheldraht, und Heine, der vergeistigte Wille: sie bilden ein Ganzes. Das neue Reich und das neue Preußen, die Uebergangszeit zwischem altem und neuem Militarismus ist in ihnen symbolisch verkörpert.

Wie in euerm Wahlkreis, so rebelliert man auch in andern, in vielen andern gegen die Beiden. Aber Du siehst: der weimarer Parteitag hat zwar über ihn einen Hagelschauer der Kritik niedergehen lassen — wollen, und zuguterletzt wurde auch er von dem allgemeinen Vertrauensvotum, das man der Regierung aussprach, „betroffen".

So, lieber Genosse, nun hab' ich mir alles von der Seele heruntergeschrieben. Nun weißt Du, was Du den Deinen das nächste Mal über Wolfgang Heine zu sagen hast, wenns wieder seinetwegen Krakehl gibt. Aber, noch einmal, überlege Dirs wohl!

Die Utopie des Politikers von Arthur Holitscher

Heinrich Ströbel hat ein Buch geschrieben, das er ‚Die erste Milliarde der zweiten Billion' nennt (und das bei Paul Cassirer erschienen ist). Es ist im Sommer 1918 verfaßt, in der reizvollen Umgebung des schweizer Hochlandes, während einer Periode erzwungener Muße und freiwilliger Hingabe an das Schöne und Hohe, das die Natur in dem empfänglichen Menschen erweckt und entfacht.

Wenn ein Politiker eine Utopie schreibt, wird man aus ihr die geheimen Wünsche und Aspirationen, die offenbaren Energien erkennen, die der Mann der Partei, das gehorsame Mitglied einer Zweckgemeinschaft verschweigen, vielleicht fälschen oder mißbrauchen muß. Man wird aus solcher Utopie wahrscheinlich ein praktisches Realprogramm entnehmen, dessen Durchführung die harte Notwendigkeit der politischen Organisation verhindert hat oder verhindern mußte. Fängt ein Politiker von der lautern, graden und menschlich gütigen Art Ströbels zu träumen an, dann erkennt man so recht die trostlose Verzerrung unsrer politischen Zusammenhänge, die anstelle fruchtbarer und zukunftverheißender Elemente schwankende und zweideutige setzt und schalten läßt.

Als Mann der Praxis setzt sich Ströbel in seiner Utopie keine allzu lange Retrospektivität. Er blickt aus dem Jahre 1918 plus zehn zurück. Er setzt — im Sommer des letzten Kriegsjahres — ein noch ziemlich regelmäßig funktionierendes Wirtschaftsleben und eine von der Not des Krieges nicht allzu katastrophal mitgenommene Gesittung der Völker voraus. (Beide Voraussetzungen stimmen nicht.) Er nimmt auch ein Weiterbestehen der kapitalistischen Weltordnung für die Verwirklichung seiner demokratischen Ideale vorweg — das besagt ja bereits der Titel seines Buches: denn die zweite Billion ist im Gegensatz zur ersten, die für den Krieg ausgegeben und vergeudet wurde, eine Summe, die den Aufbau der Kultur bewerkstelligen helfen soll. Die „erste Milliarde" aber ist sozusagen das Betriebskapital, das Enthusiasten aufbringen, und zu dem die Wohlgesinnten der Erde beisteuern, um die Grundpfeiler einer bessern Gesellschaft fest in unsern erschütterten Planeten zu rammen. Es bedarf eines Zeitraumes von zehn Jahren, um diesen geringen Betrag zusammenzubringen, und das Werk, das er in Bewegung setzt, ist der Bund Neue Menschheit.

Man denkt bei diesem Titel an den Bund Neues Vaterland, und zweifelsohne hat der Grundgedanke dieses Bundes Ströbel die Motorkraft zur Abfassung seiner Utopie geliefert, die durchaus mit der Verwirklichung möglicher Reformen operiert. Ein idealisierter Bund Neues Vaterland, der — das ist charakteristisch für den Schriftsteller Ströbel — sein Ziel durch die Gründung einer großen Zeitung zu erreichen trachtet. Diese Zeitung soll eine Revolution des Geistes in der Welt hervorrufen, die Men-

schen von dem atavistischen Zwang und Elend aller überkommenen und durch den Krieg umgestürzten Dogmen, der Organisation, Bürokratie, des Staatssozialismus, des Glaubens an verderbliche Autorität und die Notwendigkeit knechtender Einschränkung der Persönlichkeit (allerdings in bescheidenen Grenzen) befreien. Das ‚Neue Blatt‘ ist kein unerhörtes Gebilde revolutionär neuer Art, vielmehr ein etwas bürgerlich angehauchtes, gemäßigt sozial tolerantes Vernunftprodukt pazifistischer Gesinnung, das in seinen Anfängen höchstens den Spießbürger rechts und den linker Hand vor den Kopf stößt. In dem von rousseauscher Naturandacht und Schwärmerei erfüllten Chefredakteur ist unschwer der Autor selbst, in seinem Stabe manches ausgezeichnete, tätige Glied des schon erwähnten Bundes wiederzuerkennen.

Der Leser würde nun gern eine, wenn auch utopisch gefärbte, Darstellung der Grundlagen einer solch großzügigen, an die besten Instinkte der Menschheit appellierenden Zeitung erhalten. An dieses Detail aber hat meines Erachtens der Verfasser allzuwenig Phantasie verschwendet. Er begnügt sich mit der Einsetzung eines idealen Redaktionskollegiums, mit der Abschaffung der Anonymität und der Zeilenschinderei, wie der Verpöbelung der öffentlichen Meinung durch den Inseratenunfug und ähnliches, und setzt mit beneidenswertem Optimismus an den Schluß jedes Kapitels den Refrain: um wie viele Zehntausend, später Hunderttausende die Abonnentenschar des Blattes seit dem letzten Kapitel zugenommen habe.

Wie der Triumph der Ideen und Absichten der neuen Zeitung kein allzu hart errungener ist, so stößt die Tätigkeit des Bundes ebenfalls auf keine allzu gefährlichen Widerstände. Eine rousseausche Tendenz der Wiederkehr zur Wahrheit und Natürlichkeit unternimmt es, mit den Auswüchsen der modernen Zivilisation aufzuräumen. Die erste Tat des Blattes ist eine Enquête über die Frage: Was die Demokratie von der Kunst zu erwarten habe und umgekehrt. Hier wird eine Lanze für den Naturalismus zolascher Faktur gebrochen. Der Bund veranstaltet Vorträge und Diskussionen über Dichtwerke und Themen philosophischer und religiöser Art, über denen der edle, inspirierte Geist Elsbeth Brucks zu schweben scheint. Die Freiheit und Natürlichkeit des Gedankens soll von gewaltsamer Stilfexerei befreit werden, wie der Körper des Menschen vom Zwang törichter Modenarrheit. Kunsttrieb und soziales Empfinden sollen überhaupt auf den unverdorbenen Instinkt des wahren Volkes eingestellt werden, an den Ströbel, wie jeder aufrichtige Sozialist, glaubt, trotz der offensichtlichen Infektion durch die kapitalistische Amüsiermache, die aus dem Volke in Dingen des Geschmackes und Genusses der erlesenen Gaben des Lebens einen depravierten Pöbel zu schaffen bestrebt ist.

In den Problemen der Erziehung sehen wir die europäischen Ideale der Einheitsschule verwirklicht; vorerst scheint Ströbel von der Erziehung des jungen Volkes zur politischen Individualität, wie sie bei den Amerikanern im Schwange ist, noch ungenügende Kenntnis zu besitzen. Im Kapitel über die Stählung des Körpers schlägt das pazifistische Ideal durch: anstelle des geistlosen Sports und der zur Roheit und schließlich zum Kriegshandwerk führenden Trainierung der Muskeln soll das Wandern gesetzt sein, das in freier Luft und wechselnd anregender Umgebung die Seele wie den Körper stählt.

Eine überraschende Fülle von Anregungen macht aus dem starken Band ein Kompendium aller Probleme, aller Reformen, die die aktive Politik des Tages in ihr Programm aufzunehmen hätte, zöge sie es nicht vor, sich mit überlebten und auch durch die Revolution nicht genügend zertrümmerten Gesetzestafeln weiter noch abzumühen. Die Landarbeitergenossenschaft, der Parlamentarismus in seiner überholten und aufsteigenden Form, die Rassenfragen des Orients, die unsre Welt zu beängstigen beginnen, erfahren eine ebenso gründliche Behandlung wie etwa das Problem des Naturparks, der Großstadthygiene, mit allen Fragen, die dieses im Gefolge hat, namentlich: die Sozialisierung der Apotheken, des Aerztestandes undsoweiter.

Die gegebenen Lösungen sind, wie gesagt, nicht phantastisch, sondern plausibel und löblich. Ueberall triumphiert das Gute, gleicht die Sittlichkeit alle Zwiespälte zwischen den Menschen aus, und am Ende sehen wir als eine Art Apotheose den Völkerbund, der den Pazifisten 1918 Tabu war, die Menschheit vereinen, aus deren Ideenbezirk der Wahn des Imperialismus ganz verschwunden, der Wahn des notwendigsten Fortbestandes der kapitalistischen Weltordnung aber im Schwinden begriffen ist. Nach zehn Jahren ist die erste Milliarde rund, der Bund hat vierhundert Zeitungen in die Welt gesetzt und ist selber — das zeugt für den Menschen Ströbel — keine Partei geworden, sondern Sauerteig der Entwicklung geblieben.

Wenn man Ströbel den Vorwurf auch nicht ersparen kann, daß er sich mit dem anno 1918 bereits recht sichtbaren Kometen: Bolschewismus nicht gründlich und intensiv genug auseinandergesetzt habe, so muß man doch erkennen, daß er den Gedanken der realpolitischen, leicht utopisch gefärbten Demokratie auf seiner eignen vernünftigen Erkenntnis- und Erfahrungs-Plattform bis in die letzten Veräſtelungen durchgeführt hat. Das Gebilde, das er auf solche Art aufstellt, ist in sich geschlossen und veranschaulicht ein Ideal der Entwicklung des demokratischen Gedankens durch den Sozialismus. Daß das Weltgeschehen in rasenden Sätzen über diese Traumgestaltung des Realpolitikers hinweggeeilt ist, darf dem Werk und seinem Verfasser nicht zur Last gelegt werden.

Christian Wahnschaffe von Lion Feuchtwanger

1

Jakob Wassermanns neuer Roman (erschienen bei S. Fischer) ist noch gewaltiger im Wurf als ‚Das Gänsemännchen'. Das Thema des ‚Gänsemännchens' ist: der Gerechte; das Thema dieses Werkes: der Heilige. In den unvergänglich schönen Gesprächen mit dem Gänsemännchen erkennt Daniel Nothafft, der Künstler, wie wenig er von Andern unterschieden ist, er wird ein Gerechter, er bescheidet sich und lebt mit der Welt in Frieden. Christian Wahnschaffes Verwandlung ist tiefer und mit Worten schwerer zu fassen. Zu Anfang ist er begabt mit Schönheit, Ansehen, Reichtum, Geist, auf allen Gipfeln des Lebens steht er, ein Feiner, Edler, Stolzer ist er, „und Eisesluft ist um ihn, die unendlich gläserne Klarheit wie auf Bergen, bevor es dämmert". Und dann tut er Reichtum und Ansehen von sich ab und taucht in die Tiefe, wo sie am dunkelsten ist, und wird — ja, was wird er? „Jedes Wort ist wie Vorwitz und Lüge", sagt er von sich aus. „Man kann unmöglich darüber reden. Ich will keine Werke tun, ich will nichts Gutes oder Nützliches oder gar Großes tun; ich will nichts von mir wissen, aber ich will alles von den Menschen wissen . . . Immer zu einem, dann zum nächsten, dann zum dritten, und wissen, aufsperren jeden, das Leiden herausnehmen, wie die Eingeweide aus einem Huhn . . . Aber man kann unmöglich darüber reden, es ist zu grauenhaft. Die Hauptsache ist, daß das Herz nicht müde wird."

Das klingt matt und unbestimmt, beinah wie verwässertes indisches Ethos. Aber der Weg des Christian Wahnschaffe vom Weltmann zum Heiligen, dieser lange, qualvolle, von hundert Kreuzen gesäumte Weg zu seiner Seele, der ist aufgezeichnet in diesem Buch auf Seiten, die wie kristallene Tränen sind, und was Christian und sein Dichter will, wird deutlicher, gestalthafter, wesenhafter, als Worte irgend einer Sprache erklären können.

2

Es sei nun den Nörglern ohne weiteres zugestanden, daß das Weltbild dieses Romans viele, viele tote, leere Flächen aufweist. Christian steigt vom Deck der Galeere, wo Lachen ist und blauer Himmel, in ihren Bauch, wo die Sklaven gefesselt sitzen an den Ruderbänken. Die Sklaven und ihre Ketten und ihre Ruderbänke sind Wirklichkeit, aber Die oben auf dem Verdeck, die Lächelnden, Geputzten, Festefeiernden, sind Larven, sind Marionetten, und ihre Welt ist Theaterdekoration. Der Weg des Christian Wahnschaffe ist Wirklichkeit, die Tiefe, in die er hinabtaucht, ist Leben, ist Wirklichkeit: aber sowie er die Bezirke dort oben berührt, die große Welt, in die er hineingeboren worden, dann ist es, als bliebe er stehen und im Hintergrund

zöge eine altmodische Wandeldekoration vorbei mit seltsam verschnörkelt gemalten Herren und Damen.

Es wäre nun schön und tief, wenn das Absicht wäre. Wenn dem Christian auf dem Weg zu seiner Seele diese obere Welt in ihrer gespenstischen Mumienhaftigkeit mehr und mehr sich entlarvte. Aber dem ist nicht so. Der Dichter will vielmehr gerecht sein, er bietet einen ungeheuern Apparat auf, um sich und uns die Realität dieser obern Welt glaubhaft zu machen. Umsonst. Wer in zweihundert Jahren den ‚Christian Wahnschaffe‘ liest, wird vom Leben, von der äußern Struktur unsrer Gesellschaft ein ebenso schiefes und verzerrtes Bild bekommen, wie ihm das Bild ihrer seelischen Struktur klar und rein geboten wird. Immer wieder versucht Wassermann, große Herren zu gestalten, Weltlerinnen und Halbweltlerinnen, am weitesten ausholend in ‚Erwin Reiners Masken‘, und immer vergeblich. Kein Gott segnet ihn, und er wirkt auf lange Strecken wie banalisierter Dorian Gray. Was lockt ihn, was treibt ihn, immer von neuem seine Kraft an diesem Stoff zu zerspalten? Beneidet er Jene, die lächeln können und Feste feiern, während das Leid schreiend, die Ungerechtigkeit frech durch die Welt schreitet? Bewundert er sie insgeheim, diese Kaltherzigen? Ist es kindliche, prophetische Unentwegtheit, die ihn die Weltkinder und ihr Treiben nicht verstehen läßt, solange das Elend und das Unrecht über die Erde schreit? Eines ist sicher: er steht draußen und versteht sie nicht. Er malt sie ab, äußerlich, die zufällige Wirklichkeit seiner Vorbilder wird nicht künstlerisch aufgesogen, ein Oberflächlicher könnte ihn stellenweise zusammenwerfen mit jenen schäbigen Pamphletisten, die photographieren, wie jemand sich räuspert und spuckt, und sich dann Dichter glauben.

Wassermann spürt selber, daß da etwas nicht stimmt, er häuft die Einzelzüge, er häuft die Menschen dieser Welt, als ob die größere Zahl, das wildere Durcheinander der Puppen das fehlende Leben vortäuschen könnte. Und er stellt schließlich an ihre Spitze eine Allegorie alles dessen, was er für das Lichte, das Heitere, das Begehrenswerte der obern Sphären hält, Eva Sorel, die Tänzerin, die Elfe, die den Erdkreis auf ihren Fingerspitzen balanciert. Vieles an diesem Flügelwesen ist Dichtung, wunderschön ist ihr Gespräch mit Christian in der Nacht und von unendlicher Anmut die Szene, da sie an ihm die Cortesia des heiligen Franciscus vermißt: aber mehr an ihr ist Roman. Romanhaft ist, woher sie kommt, und wohin sie geht, romanhaft sind die Thais-Züge an ihr, und nur geistreich und darum störend und nicht gedichtet ist der Einfall, daß sie es ist, die „Christians steinernes Herz aufweicht“. (Auch des Dichters sonst so innige, unmittelbar ans Herz rührende Diktion verirrt sich oft in der großen Welt.) Stünde Eva nicht mit so auf-

dringlicher Symbolik im Vordergrund des ersten Bandes, wäre dieser Band nicht so erfüllt von einem Getümmel äußerlich bunter Figuren und Geschehnisse, die um den Schreibtisch des Dichters gaukelten, aber niemals in seinem Herzen, läge der Ton auf der graden und schlichten Symbolik des Namens Christian und nicht auf der verkünstelten des Namens Wahnschaffe: die Instrumentation des Romans wäre dann weniger reich, aber wieviel klarer und reiner tönte sein Melos!

3

So, und jetzt habe ich mir die Einwände vom Herzen geschimpft, und jetzt darf ich anfangen, zu schwärmen. Den Weg des Christian Wahnschaffe, diesen Weg de excelsis in profunda, wer könnte ihn wandeln und würde nicht verwandelt? Wer müßte nicht stehen bleiben, manchmal, auf einem neuen Gipfel, bei einer jähen Wendung, vor einem neuen Ausblick, atemlos? Wer, wenn der Pfad plötzlich einen purpurnen Abgrund aufreißt, erschauerte nicht und spürte, bebend, das eigene Herz und seinen Schlag?

Unvergeßliches in Fülle hat ein Reicher verschwenderisch, nur zu lässig in dies Buch gestreut. Aus seinem Ueberschuß hätten Sparsamere ein Bündel Novellen geklaubt, und das Buch selbst wäre kaum ärmer geworden. Diese ganze untere Welt, diese Höllenstadt von Dirnen, Verbrechern, Gehetzten, dieser schleimige Brei von Gemeinheit, Verwahrlosung, Vertiertheit, wie kriecht er, wie lebt er! Wie blickt er dich an mit tausend bösen, verquollenen, tückischen Augen, die doch auch Menschenaugen, Geschwisteraugen sind. Man halte Zolas unterstes Paris wider dies unterste Berlin: ein Verbrecheralbum neben einem Höllenbrueghel. Wie bunt sind diese Geschehnisse und so gar nicht gemacht, so gar nicht gestellt. Wie zwanglos, wie schlicht, wie ergreifend, wie adelig ist ihre Symbolik!

Und diese Fülle der Menschen. Seht ab von allen, die irgendwie brüchig sind: welch Gewimmel Lebendigster bleibt! Wie blättert eine behutsame Hand noch die Aermsten, Bösesten, Vertiertesten auf, bis auf ihren Kern, bis dahin, wo sie dein Bruder, bis dahin, wo sie Du sind! Wie scheint durch die schmutzige, häßliche, kotige Hülle, fernher glimmend, die Seele! Wie flackert sie zitternd in den Qualen des Amadeus Voß, des Neidischen, des giftigen Gehetzten, des Ringenden, des Judas; wie schwelt sie dumpf und kaum sichtbar und doch immer da und immer geahnt, in den Nöten der Dirne Karen Engelschall, und wie wehrt sie sich, wie versteckt sie sich, wie windet und bäumt sie sich in Niels Heinrich, dem Mörder, dem Untersten der Menschen! Dostojewskij, wo er am tiefsten ist, gibt nichts Größeres, unmittelbarer an die Seele Rührendes als jene Gespräche, in

denen Christian das Tier in Niels Heinrich bändigt, in denen er einfach durch sein Wesen, durch sein Dasein die arme, vergrabene Seele des Mörders ans Licht lockt.

Dich aber grüße ich, kleine Ruth, sanfte, entschwebende, zu rein für diese Erde. Und ich neige mich vor dir, Christian Wahnschaffe, Menschlichster der Menschen, Sanfter, Klarer, Heiliger!

Unter Allen, die Wassermann geschaffen, ist er der Tiefste, Beseelteste. Unheimlich und wundervoll, wie an sein umfriedetes, mit Kristall umglastes Dasein in der Höhe die ersten Erscheinungen aus der Tiefe klopfen, atemberaubend, wie die Stimmen der Rufenden sich mehren, zwingend, wie er ihnen folgt, halbbewußt, wie sein Gefühl sich auflockert, wie das Gesetz in seiner Brust zu tönen beginnt, wie es anschwillt, wie er die äußere Hülle abtut, wie das Herz in ihm immer schwerer wird, röter, brennender, leuchtender, wie er seine Seele findet, wie er sanfter und klarer wird als jemals ein Mensch, wie der Pfad, der unsichtbare, sich ihm enthüllt.

4

„Märtyrer verwirren die Welt", epilogisiert der geistreiche und sophistische Judas dieses Christian; „sie reißen die Hölle der Schmerzen auf, und das vergeblich; wann und wo wäre Schmerz durch Schmerz gelindert oder beseitigt worden?" Dieser Märtyrer verwirrt die Welt nicht; sein bloßes Dasein, seine sanfte und klare Gegenwart lindert den Schmerz und macht, daß er nicht vergeblich gelitten wurde.

Christian Wahnschaffe ist mehr als ein Gerechter. Das fließende Licht der Gottheit ist um ihn. Es geht eine sanfte Kraft von ihm aus, sie strömt durch dieses Buch, mächtig und gelind, und sie strömt in die Welt, und sie verwandelt die Menschen. Es ist der Glaube, der milde, selige, leuchtende Glaube an den Menschen.

Praxis der Menschenliebe von M. M. Gehrke

Ein Schriftsteller spricht über Revolution und Menschenliebe. Er kennzeichnet und rechtfertigt das Mißtrauen des Handarbeiters gegen den Geistesarbeiter im besondern, den Bürger im allgemeinen. Er fordert versöhnende Liebe des Bürgers zum Proletarier, freiwilligen Verzicht auf bessere Lebensführung, Brüderlichkeit, nochmals Liebe, „Massenliebe". Seine Forderung ist, neu geformt und zeitgemäß begründet, nichts andres als die ziemlich alte Doktrin christlicher Nächstenliebe.

Diese Forderung, ehemals aus dem Proletariat hervorgegangen, war von diesem Ursprung her zu begreifen, zu begreifen war auch die Wirkung, die sie hervorrief: Hohn, Haß,

Verfolgung der Kreise, an und — gegen die sich richtete. Zum mindesten zweifelhaft ist jedoch, ob wir in den seitdem vergangenen neunzehn Jahrhunderten so weit gekommen sind, diese Forderung auch dann begreiflich zu finden, wenn sie von der Seite kommt, die sie, ginge es natürlich zu, verdammen müßte.

Es ist fast banal, daran zu erinnern, daß es nicht das Geringste gegen Wert und Richtigkeit einer Theorie beweist, wenn ihr Schöpfer oder Verkünder nicht selbst nach ihr lebt. Aber diese durchaus vertretbare Anschauung erscheint dem Zweifelnden heute mehr und mehr als Literaten-Aphorismus. Theoretisch läßt sich — wieder einmal — nichts gegen diese Theorie über die Theorie einwenden; praktisch alles. Wir sind aber nun im Augenblick gezwungen, in erster Linie eben nach der Praxis zu fragen, uns nach ihr zu richten. Und praktisch läßt sich der Faktor unendlichen Mißtrauens, der aus den Kreisen der von Bürgerliebe beglückten Arbeiter gegen ihre „Brüder" aus andrer sozialer Schicht aufsteigt, nicht übersehen. Aus dem Proletariertum selbst kann diese Forderung der „Massenliebe" heute nicht erhoben werden, da es nicht mehr oder noch nicht wieder an der Zeit ist für einen Christus; aus dem Bürgertum darf sie nicht erstehn, da sie nur Verderben zu bringen vermag. Was aus dem Bürgertum erstehn darf, ist nur die Praxis ohne die Theorie, die Tat ohne das Wort. Der Gedanke ist so primitiv, daß man sich vor der Aussprache scheuen zu müssen glaubt. Aber wir vergessen vor unsrer eigenen Kompliziertheit, daß wir ja doch mit der Masse rechnen und arbeiten wollen, die rein gedanklich nur auf eine primitive Formel gebracht werden kann.

Ich kann also für mich persönlich etwa sagen: ich liebe die Masse nicht. Ich bin daher auch nicht gesonnen, ohne äußern Zwang ihre Lebensformen anzunehmen, meine Kleider mit dem Fabrikkittel, meine Wohnung mit der Schlafstelle zu vertauschen, undsoweiter. (Obgleich ich natürlich weiß, daß diese Lebensformen unverdienter und -verschuldeter Zufall sind.) Aber wenn ich sie, die Masse, nun liebte, und zöge aus dieser Liebe nicht die oben angedeuteten Konsequenzen, so würde ich schweigen. Ich würde trauern über den Zwiespalt zwischen meinem Fühlen und Vollbringen, aber ich würde schweigen! Ich würde niemals die Liebe zur Masse predigen, ohne sie zu üben. Ich würde keinen Wein trinken auf das Wohl des Volkes, das mir diesen Wein auch dann nicht gönnt, wenn ihm selbst das Bier viel besser schmeckt. Ich würde weiter ganz gut die „Theorie" über die Theorie kennen, aber ich würde mich der Notwendigkeit ihrer praktischen Verleugnung beugen. Ich würde schweigen, schweigen, schweigen. Oder, wenn ich es könnte, reden und danach handeln. Am besten freilich handeln, ohne zu reden.

All dies soll zurückgenommen werden, sobald der erste „geistige Arbeiter" Verzicht leistet auf die Bequemlichkeit der Lebens-

form, die er zu seiner Arbeit „nötig hat". Sobald er begreift, daß seine Arbeit nichtig wird vor seinem Predigertum. Sobald er sich seinen eigenen Forderungen unterwirft. Sobald seine Massenliebe sich nicht auf dem Podium und unter „geistigen" Zuhörern auswirkt, sondern meinethalben in der Proletariermietskaserne und unter eben dieser Masse. Aber er, der zu diesem Schritt bereit wäre, möge ja nicht hoffen, mit offenen Armen aufgenommen zu werden. Er wird, ein umgekehrter Christus, Spott, Verständnislosigkeit, vielleicht Schlimmeres erleiden. Aber seine Tat wird ein Stück wahrhaftigerer Erlösertat sein als die hundert „Volkserlösungen" unsrer Tage.

Ich dachte schon . . . von Kaspar Hauser

Ich dachte schon, als Willi türmte,
nun wärs für Unsereinen aus.
Was mich, ich muß es sagen, würmte,
denn gern geht kein Acteur nach Haus.
Ich schnallte schon die Harfe ab
und wankte in ein frühes Grab.

Doch hundert Schritte vorm Portale —
was hört da mein entzündet Ohr?
Aus Phrasenlärm mit einem Male
schallt ein Kommando frisch hervor.
Der Vater Noske . . . Ach, zum Speiben .
Ich dachte mir: Da kannst du bleiben!

Ich blieb, und was ich nun erlebte,
gemahnt mich an die alte Zeit . . .
Wenn ich den Herren eine klebte,
geschahs aus liebem Zeitvertreib —
Ich dankte fröhlich Gott dem Herrn:
Heut tu ich es noch mal so gern.

Da haben wir den alten Kummer,
den alten Dreh, den alten Wahn —
die beste wilhelminische Nummer
hat mir es nicht so angetan.
Wenn Weimar singt, grins' ich erbaut:
Wie ist mir dieses Lied vertraut!

Ich dachte schon, ich sei erledigt . . .
Gott nahm mich unter seinen Hut.
So eine fette Fastenpredigt
ist nach wie vor für viele gut.
So lang ihr diesen Schiebern borgt:
Ich bleibe da —
Für mich ist ausgesorgt!

Florian Geyer von Alfred Polgar

Florian Geyer', die Tragödie des Bauernkrieges, stellt der Regie und Darstellung Aufgaben, die weit über das Vermögen der braven wiener ‚Volksbühne' gehen. Dennoch konnte auch das steife, kindlich-pathetische Ritterstück, das da über die Szene stiefelte, die Flamme der Dichtung nicht ganz tot treten. Und der arg zerschlagene, zusammengerasselte Text wirkte, trotz der kostümierten Schar, die über ihn hinweg Theater spielte, immerhin als Torso einer monumentalen Schönheit.

Hauptmanns ‚Florian Geyer' lebt in der Erinnerung unzertrennlich von seinem ersten Darsteller Rudolf Rittner. Ein absoluter Höhepunkt schauspielerischer Möglichkeiten. Da war der Darsteller schon körperlich das, was er seelisch zu sein hatte: einen Kopf höher als die Andern, breiter, wuchtiger und doch leichter, feiner, ein Edelmensch durchaus. In der Stimme spiegelte sich die Sonnigkeit eines im Grunde die Welt froh bejahenden Mannes. Jeder Zoll Persönlichkeit, ein Eigener, Einziger, schien dieser Florian Geyer doch ganz merkwürdig der Welt assimiliert, in die er sich begeben. Es lag etwas wie Pfiffigkeit in seinen guten Augen, Schatten wilder Gier um den schönen, entschlossenen Mund, und die kurzen Borsten über der mächtigen Stirn gaben den Eindruck bäurischer Dickschädelei und Widerhaarigkeit. So hat ihn auch Corinth gemalt.

*

Die Dichtung ‚Florian Geyer' rührt an alles Jünglinghafte in des Hörers Seele. Ihr Atem ist Sturm, ihr Blick Flamme. Anfangs hell aufsprühende Flamme, eine große Hoffnung, ein fanatisch gutes Streben, ein edelstes Wollen purpurn umglänzend. Aber zum Ende, in Verzweiflung und Ohnmacht verflackernd, bricht aus ihr ein jäher, fahler Schein des Vorwurfs, der Trauer, mit solcher Blitzkraft in die Seele schlagend, daß man es wie physischen Griff in der Herzgegend spürt.

Ist dieser Florian Geyer „ein Held"? Nicht im gemeinen Sinn. Er wird von keiner Schuld keiner Sühne zugeworfen, kein unversöhnliches Mehr von Seelen wohnt in seiner Brust, keine Leidenschaft hetzt oder hemmt den Rhythmus seines Blutes, er ist nicht einmal verliebt (außer in seine Sache), unverschlungen zieht der Weg, den ihn das Schicksal gehen heißt, bergauf, bergab. Dieser Mann ist. Er ist, er will, er hofft, leidet und geht unter. Und das soll ein Drama sein?

Gerhart Hauptmann hat kaum ein schöneres geschrieben. Keines, das eine stärkere Seele im starken Leibe trüge. Keines, aus dem seine Kunst lebhafter aufglänzte, eine Masse, eine Massenbewegung in ihrer breitesten Wucht und doch auch in ihrer nervösen Verfaserung zu zeigen, in ihrer chaotischen Dumpfheit und doch auch durchschimmert von der Lichtspur eines göttlichen Funkens.

Zwei Protagonisten führen das Spiel: ein Mensch und eine Sache. Wie der Mensch um die Sache wirbt, sie vergöttert, ihr dient, ihr befiehlt, von ihrer Schönheit beglückt wird, an ihrem Schmutz und ihrer Häßlichkeit krankt, in Zwiespalt mit ihr gerät, fort will (wie's der Verstand ihm weist), bleiben muß, weil sie sein Herz hat, wie er schließlich, als die Sache zerstört und tot ist, ihr doch Treue hält, auf ihrem Grabe hingeschlachtet wird — wahrhaftig, das ist groß gesehen und groß gestaltet. Ich liebe diesen Florian Geyer, seine klare Einfachheit wie seine bezwingende Würde, sein heroisches Menschentum und seine unheroischen Menschlichkeiten, den dunklen Glanz seines selbstgeschmiedeten Schicksals und den erzenen Glockenton seiner Persönlichkeit, den gütigen Schimmer seines Lächelns und den rotfunkelnden Blitz seines Zornes, seine Körperkraft und seine Noblesse, seinen wilden Appetit, seine kurze Art, einem Freunde Lebewohl, einem Treuen Dank zu sagen, die tiefe, stumme, nach innen brennende Rührung, wenn er einem geliebten Toten die Augen schließt, seine ritterliche „Haltung" immer und überall, seine verbissene Zärtlichkeit für die Idee, die Sache, die Fahne, die Energie seines Befehlens, seinen kindlich-bescheidenen Stolz in Sieg-Augenblicken, seinen ruhigen Schmerz im Unglück und seine selbstbewußte, heldische, fast protzig-trotzige Größe in der Stunde des Endes; kurz: seine ganze männlichste Männlichkeit. Muß man dies nicht lieben: wie er geliebt wird? Ohne Spur von Pathos rafft er Menschen an sich, sein Name schon zwingt sie, sie sterben leichter, wenn seine Stimme ruft, sie „spüren" ihn in allen Gliedern, der Bauer wird ritterlich unterm Blick des Florian Geyer. Was ist er? Der selbstverständliche Held. Der Held von Gottes Gnaden.

Er hat die Bedingtheiten seines Ich und seiner Rasse. Seine aristokratische Art liegt in harter Fehde mit der ruppigen bäurischen Welt, in der sie wirkt. Er leidet schärfer als alle Andern an den tückischen Verluderungen, an der Unzucht der heiligen Sache, an dem Dunst von Blut und Kot, der sie zu Zeiten ganz verschleiert: weil für diese Sache in seiner Seele feinere idealisierende Kräfte am Werke sind als in den plumpen Seelen der Andern. Seine Beziehung zur Idee der evangelischen Befreiung ist ähnlich wie die Beziehung der kleinen Marei zu ihm: ein geheimnisvolles Müssen; ein ekstatisches Lieben, Folgen, Dienen, Sterben. Er leidet an den Pakten und Kompromissen, die er fürs Gedeihen der Sache schließt, an den Opfern, die sie verschlingt, an dem Tierischen, das ihre Fanfare, neben vielerlei Heldentum und Adeligkeit aus den Seelen lockt. Ein kindlicher Idealist und ein schlauer Praktiker ist er zugleich, ein großes Herz und ein Bauernschädel, ein schwärmerischer Rechner und Verrechner. Er träumt — wie nahe ist solcher Träumer uns Heutigen, Nacht-Befangenen! — den ewigen Erlösertraum: die

Knechtschaft von den Menschen zu nehmen, und erwacht zur katzenjämmerlichen Erkenntnis, daß auch die Freiheit aus Knechtseelen nicht Freie, bestenfalls eine neue Sorte von Herren machen könne. Wie er (in einer Szene voll gewaltigster Musik) stirbt, er, der idealistischeste Kämpfer, hingestreckt von einem bezahlten Knecht, der nach den hundert Gulden auf des Geyers Kopf lüstern, da ist ein Augenblick angstvollen Schweigens unter den Rittern ringsum, als spürten sie es wie unheimliches Wunder: dieses Unbezwinglichen Bezwingung. Einer warnt noch vor dem Toten: „Nit zu nahe, Junker!" So ist er. Ein prächtiger, heller, starker Mensch, eine Faust, die den stärksten Landsknecht hinschmettert und das Haar eines Mädchens zart anfaßt, wie es die Hand des empfindsamsten unblutigen Poeten nicht zarter könnte. Vielerlei Mut im Herzen: Uebermut und Sanftmut und auch Schwermut zu Zeiten, das Haupt ad astra, die Füße breit und wuchtig hingepflanzt auf seiner geliebten deutschen Erde.

„Undramatisch" nannte man den ‚Florian Geyer'. Grade dies aber scheint mir bewundernswert an dem Schauspiel: daß es so rein, herb, keusch die Linie eines Schicksals zieht, klar eingedrückt in den dunklen Fond eines meisterlich entworfenen Zeitgemäldes. Jeder Akt des ‚Florian Geyer' schlägt nur wie der letzte Wellenschlag einer langen Kette heftigster Bewegungen über die Bühne; wirft Schiffbrüchige, Trümmer ans Land. Und aus diesem repräsentativen Detail, aus diesen geretteten Einzelheiten formt sich in des Hörers Phantasie ein gigantisches Ganzes, wie es kein dichterischer Versuch, das Ganze zu zeigen, je zustande gebracht hätte. Die infernalische Musik einer Zeit, wie der des deutschen Bauernkrieges nachzutönen, das hätte ein Stümper gewagt. Der ‚Florian Geyer' gibt nur die Pausen, in denen noch der Hall eben verklungenen Donners dröhnt.

Diese sparsame Verwendung von Knall und Rauch der Ereignisse gestattet ein andres: das Erhorchen subtiler Obertöne. An solchen ist das Drama überreich. Herrlich im ersten Akt die Musik der morgendlichen Zuversicht, der ungebrochenen Tatfreude, und dazwischen schon, spitz und quälend, die obstinaten Stimmen der Zwietracht. Dann im zweiten Akt: das Motiv der Verfinsterung, da die Hiobsnachrichten wie ein dichter Schwarm schwarzer Vögel überm Haupt des Florian Geyer sich sammeln. Ergreifend, wenn er, in Gelassenheit, die bedrückender als jeder Ausbruch, Harnisch und Schwert ablegt, als hätte er das Vergebliche seines Kämpfens erkannt und trete zurück von einer nutzlosen Mission. Dann die Ratsstube zu Schweinfurt mit ihrer Atmosphäre des Schwankens und der Unsicherheit. Beklemmend, wie der Geyer die paar französischen Worte vor sich hinspricht, für die Andern dahinter verschwindend, entrückt in eine Einsamkeit des tiefern Fühlens und klarern Sehens, da-

hin ihm Keiner folgen kann. Dann der schönste, der vierte Akt. Voll von heroischer Melancholie. Eine Nacht, der, so fühlt mans, kein Morgen mehr dämmern wird. Wie um das Dunkel dunkler zu machen, spielen Symbole der Munterkeit mit. Wein fließt, kümmerliche Bänkelmusik fällt in die Trauer des Augenblicks, es riecht nach welker Freude, nach verwester Hoffnung; und das Geyer-Lied flackert, ein Gespenst toter Herrlichkeit, durchs Zimmer. Unvergeßlich der Augenblick, da der unbeugsame Mann, mechanisch auf den Tisch zeichnend, in einem visionären Blick Flug und Sturz seines Wollens überschauend, die simplen Worte sagt: „Es reuet mich fast! Es reuet mich fast!"

In dem Gewirre von Figuren: Prägnanz und Schärfe der Charakteristik. Das Wesen jedes Einzelnen mit ein paar harten Strichen unentwischbar festgeklammert, jeder mit seinem eigensten Gesicht und seinem eigensten Ton. Zwischen die Ritter und Bauern in beweglichster Lebendigkeit eingemischt: die Geistigen der Epoche. Die Gelehrten und Priester und Neu-Evangelisten, die mit dem Buchstaben fechten und mit dem Wort töten und schinden; Hetzer und Selbstgehetzte. Ein grauer Flor schlingt sich ihre Theorie um die gewappnete Tatwelt der Komödie. Und die Flamme der Schwärmerei wird bleich vor dem frostigen Strahl der Lutherischen Weisheit, die man wie eine geheimnisvolle Elementarmacht im Hintergrund wirkend spürt.

Aus der Sprache des Dramas, gebeizt in den schärfsten, stärksten Säften jener Zeit, strömt Geruch und Gestank der Epoche. Eine Sprache, die Beulen schlägt, eine Knüttelprosa, ein knotiges, kantiges Instrument, schwer zu schwingen, eigentümlich dunkle Melodie tönend, wenn es so hart durch die Luft saust: fürs Ohr das, was für die Nase der Geruch von Dung und Ackererde. Eine ungemein fruchtbare Sprache von wildester Buntheit, üppig durchschossen von grellfarbigem Bild und Gleichnis. Der Florian Geyer spricht sie um eine Nuance geschliffener, um eine Schwebung heller als seine bäurischen Brüder. Er nobilisiert sie.

Wie dies ja überhaupt seine Sendung: Das Rohe zu adeln; eine Sache der Niedern durch seine Persönlichkeit als hohe Sache zu legitimieren; einem Massen-Organismus, dessen Hirn die Priesterschaft, dessen Leiblichkeit die Bauernschaft ist, das hochschlagende ritterliche Herz zu sein.

*

Auch in der provinziellen Darbietung durch die ‚Volksbühne' wirkte der ‚Florian Geyer' mächtig als das Drama, in dem sich Finsternis und fahles Sternenlicht des Heute spiegeln, als das Drama, in dem, vom Aasgeruch einer verwesenden Welt betäubt, hinsinken Die, die das „Werde!"-Wort einer neuen Welt in brennender Seele tragen.

Rundschau

Das Plakat des Deutschen Wehrvereins

Der Deutsche Wehrverein hat an die Litfaßsäulen Berlins ein Plakat kleben lassen. Dies Plakat ist geeignet, die bestehende unheilvolle geistige Verwirrung noch zu vergrößern. Es darf umsoweniger ohne Entgegnung bleiben, als es von einer Organisation ausgeht, deren Bestrebungen vorm und im Kriege uns wahrhaftig nicht zum Segen gereicht haben.

„Es ist eine Lüge, daß das deutsche Volk die Schuld am Kriege trägt." Wer behauptet denn das? Die Rede war immer nur von der alten Regierung, die bekanntlich über den Kopf des Volkes hinweg den Krieg erklärt und viereinhalb Jahre geführt hat.

„Es ist eine Lüge, daß das deutsche Volk Welteroberungsgelüste hatte, wir verlangten nichts als den einem Siebzigmillionen-Kulturvolk zustehenden Platz an der Sonne!" Auch hier wieder die Verwechslung von Regierung und gewissen, einflußreichen Kreisen mit der Gesamtbevölkerung. Hatten wir keinen „Platz an der Sonne"? Denken wir einmal an die Zeit vor dem Kriege zurück. Erscheint sie uns nicht als ein Paradies, darin wir von strahlender, wärmender Sonne wohlig beschienen wurden?

„Es ist eine Lüge, daß wir die Neutralität Belgiens verletzten." Kann man „Feststellungen" machen, die der Wahrheit kühner ins Gesicht schlagen als diese? Erst vor kurzem ist der Entente eine amtliche Schrift überreicht worden, worin die Neutralitätsverletzung Belgiens eingeräumt und bedauert wird, daß man eine Zeitlang versucht habe, sie abzuleugnen.

Gegen Ende des Plakat-Textes wird die Regierung aufgefordert, das Beweismaterial herauszugeben, „daß die Schuld bei unsern Gegnern liegt, die den ganzen Krieg angezettelt haben, um unsre Arbeit des Kopfes und der Hand zu vernichten und dauernd lahmzulegen, aus schnödem Geldgewinn, Rachsucht und blossem Neid vor unsrer ehrlichen Frienensarbeit." Wenn diese Geistesverfassung, die zweifellos die Köpfe noch vieler unsrer Volksgenossen beherrscht, ja beherrschen muß, sich nicht ändert, dann werden wir weder zu der so nötigen gedeihlichen Zusammenarbeit mit unsern bisherigen Gegnern kommen, noch wird eine Gesundung im Innern möglich sein. Es ist allerhöchste Zeit, daß die Vorgänge, die zum Kriegsausbruch führten und die den Krieg viereinhalb Jahre am Leben hielten, von der Regierung amtlich festgestellt werden. Meines Erachtens hätte man damit am neunten November beginnen sollen. Gleich nach Friedensschluß muß nunmehr die Klarstellung unbedingt in Angriff genommen werden.

Der Aufruf, der in manchen Punkten an den unseligen, unser Ansehen schwer schädigenden, Aufruf der 93 Intellektuellen erinnert, trägt die Unterschrift: „Im Namen von Millionen deutscher Männer und Frauen." Wer sind die Millionen deutscher Männer und Frauen, die den Deutschen Wehrverein zu diesem Machwerk beauftragt haben?

Ob der Wehrverein nicht besser täte, sich schamvoll im Hintergrunde zu halten? Ich möchte das Urteil dem Leser überlassen. Zur Urteilsbildung aus der großen Fülle des Materials ein paar Zitate:

Vortrag des Generals Keim in der Ortsgruppe Cassel des Deutschen Wehrvereins: „Die Friedensbewegung und die Arbeiten und Reden zu Friedenskonferenzen sind ein großer Mumpitz." (Hessische Post vom siebenten Februar 1913).

Vortrag des Generalleutnants von Wrochem im Deutschen Wehr-

verein: „Die Sehnsucht nach einem ewigen Frieden ist unerfüllbar; und sie verweichlicht. Da ist ein gerechter Krieg besser; ja selbst geschlagen werden, ist besser, als nicht gekämpft zu haben". (Hannoverscher Courier vom zwanzigsten Februar 1913).

Vortrag desselben Generals in der Ortsgruppe Danzig des Deutschen Wehrvereins: „Das deutsche Volk braucht Neuland für seine Kräfte, und wenn der Friede das nicht bringt, so bleibt schließlich nur der Krieg. Dieses Erkennen zu wecken, ist der Wehrverein berufen." (Danziger Neueste Nachrichten vom sechsten März 1913).

Rede des Herrn von Pilgrimm-Baltazzi bei der Eröffnung der Vierten Hauptversammlung des Deutschen Wehrvereins am zwanzigsten Februar 1915: „Der Friede kann nur dadurch gesichert werden, daß die Feinde Respekt haben, und Respekt können sie nur haben, wenn wir sie gehörig strafen, auch mit territorialen Verlusten."

Aus der Resolution dieser Hauptversammlung: „Unbedingt notwendig ist ein Friedensschluß, der den gebrachten ungeheuren Opfern entspricht und der dem deutschen Volk nicht nur finanzielle Entschädigungen, sondern auch Gebiets- und Machterweiterungen innerhalb und außerhalb Europas bringt."

Soll dieser Deutsche Wehrverein seine unselige Tätigkeit wirklich fortsetzen dürfen?

Willy Meyer

Das Porträt des jungen Schauspielers

Es ist in den letzten Jahren üblich geworden, daß jedes Theater seine eigne Zeitschrift herausgibt, darin seine eignen Regisseure ihre eignen Inszenierungen und seine eignen Dramaturgen seine eignen Schauspieler loben. Diese Zeitschriften heißen: Der Kothurn, Die Rampe, Die Flöte oder so ähnlich und dringen selten ans Tageslicht, da sie meist als Theaterzettel-Beilage zwischen den Akten und neben den Stullen genossen werden, oder ihr Dasein in den bunten Auslagen der Untergrundbahnhofsbuchhandlungen fristen. Dort ist es mir gelungen, ein Heft der Zeitschrift ‚Die Soffiten' zu erwerben und darin unter der Rubrik ‚Porträts junger Schauspieler' folgende Schilderung zu entdecken:

Fritz Helfer

Es ist von der Begabung des Schauspielers Fritz Helfer zu reden, einer Begabung, die gleich auffällig durch ihre Stärke wie durch ihre Intensität ist, als einem Schauspieler gehörig, oder vielmehr: einen Schauspieler füllend, erfüllend, formend — der heute schon durch Kraft und Eindringlichkeit in gleichem Maße wie durch Reichtum überrascht.

Das Porträt dieses jungen Schauspielers zur Greifbarkeit zu umreißen kann nur bedeuten: den Formtrieb aufzuzeigen, der durch seine Menschenschöpfung Säfte strömt und strömen wird, gleichviel, welche zufälligen seelischen Lebendigkeiten zu seiner Verwirklichung er nun auch ergreift. Art und Eigentümlichkeit dieses Darstellers muß es sein, den Quellpunkt seines Gestaltens mit entschiedener Geste bloßzulegen und seinen Menschen dadurch in Sichtbarkeit zu bringen, daß er gleichsam immer wieder die zeugende Leidenschaft in die Erscheinung emporschleudert, aus der heraus er das Menschenbild empfangen hat, so daß dieses schauspielerisch noch ungestaltete Ur-Erlebnis die Eigenwilligkeit des besondern Charaktertyps überwuchtet, überstürmt.

Fritz Helfer braucht niemals einen Lehrer gehabt zu haben; er

steht ganz außerhalb des Handwerksmäßigen, das da bedeutet: einen Weg zur darzustellenden Gestalt finden, technische Schwierigkeiten überwinden. Daß die Routine ihm fehlt, ist schön und eine Stärke — fern liegt seiner Gestaltungskraft die übliche Blankgescheuertheit, das falsche, tödliche Anklingen. Er gehört zu den wenigen, die die Person gleichsam durch sich selbst auslegen, mit Erfolg auslegen dürfen, weil sie über eine kraftvoll eigen getönte Persönlichkeit verfügen. Darum ist die Rolle in einem ganz besondern (und besonders starken) Sinne sein Erzeugnis: sind ihre Worte denn überhaupt gelernt? Sein Blick, aus Gütigem, Hilflosem, Kindlichem geboren, verliert im Durchgang durch den Gedanken seinen zarten Schmelz und ballt sich langsam zu einer Stärke, aus der nichts Blitzartiges und doch etwas Ueberraschendes hinausschlägt.

Er steht auf der Bühne, hinausgeschleudert in die glühenden Augen der Rampe, hineingeschleudert in das pulsende Blut der Dichtung — da erwächst seine Wirkung, denn jedes seiner Worte, jede Gebärde ist ihm notwendigster Ausdruck seiner Eigenart, die es versteht, die Besonderheiten seines Körpers sinnvoll zu deuten: die tiefe eintönige Stimme, die untersetzte, breite und schwere Gestalt, die ernsten kurzen Beine.

Wir haben die Maßstäbe, gewonnen aus dem ersten Eindruck von der Ganzheit seiner Begabung, nun also zum Einzelnen seines Werkes, zur Leistung schlechthin, die uns nicht nur das Individuum, nicht nur den Typus, sondern auch die Rolle in dramatischer und theatralischer Wirkung rein und tief erkennen läßt.

Fritz Helfer spielt in ‚Minna von Barnhelm' — mit dem Brokat schwerer Rollen ist seine junge Laufbahn noch nicht belastet worden — und doch, sind vier Akte und elf Auftritte an uns vorbeigegangen, ohne daß der Klang seiner vom Bogen der Erregung abgeschnellten Stimme aufschoß — welch ein Augenblick, welche unendlichen Horizonte einer steilaufsteigenden Bahn eröffnen sich uns, welche Perspektiven Kainzischen Glanzes erglühen bei den Worten seiner Rolle:

„Gnädiges Fräulein, Ihro Exzellenz, der Graf!"

Hellmuth Krüger

Erinnerung

Im Jahre 1908 restaurierte Reinhardt Nestroys ‚Revolution in Krähwinkel', und Egon Friedell und Alfred Polgar polierten die Verse ein bißchen auf. Inzwischen ist allerlei vorgefallen, optimistische Leute behaupten sogar, wir hätten in Deutschland eine Revolution gehabt, und vielleicht macht es Einem oder dem Andern Spaß, eine Strophe aus dem alten Stück zu hören, die heute wie ein Leitartikel anmutet und auf alle Fälle eine famose Prophezeiungsgabe verrät. Der Paragraph über alles! Das Couplet schildert, wie die einzelnen Länder eine Revolution machen würden. Würden — denn damals lag das noch außer aller Möglichkeit. Die Strophe aber heißt so:

In Deutschland hingegen
tuns erst lang überlegen,
dann schreib'n sie sich ein
in ein' Aufruhrverein,
wähl'n ein' Obmann, wie's Brauch,
zwei Schriftführer auch,
ein' Kontrollor, zwei Kassier,
Ehrenjungfrauen vier,
dann schreib'n 's nach'm Buch
ein Freiheitsgesuch: —
So machen's dort die Revolution,
das liegt im Charakter der Nation!

Charakter? Ich glaube, sie hat keinen.

Peter Panter

Antworten

Arnold B. Was Sie sich, voll Ekel vor den Umlernern, von der Seele schreiben, das hat Oscar Panizza, der hier nächstens einmal näher betrachtet werden wird, schon 1897 gewußt und gesagt, und ich habs zitiert, als Er noch „auf der Höhe der Macht" stand, anno 1913: „Muckte Berlin jemals auf vor seinem Fürsten? Was ist das Höchste, was Berlin leistet? Eine Zote, oder ein schmutziges Bonmot über Ihn, das wie eine Schmeißfliege von Wand zu Wand prallt und den Leuten um die Ohren schwärmt. Das ist immer so: wem die Hände gefesselt sind, dem schlägt die Wut sich ins Gehirn. In Berlin werden täglich vierzigtausend Majestätsbeleidigungen begangen im Flüsterton. Sonst verständigen sie sich politisch durch Zeichen und Fisematenten. Erscheint Er aber, dann regt sich in ihnen das asiatische Geblüt, und sie stürzen zu Boden und küssen des Rosses Hufen." Und wenn Er zu Weihnachten wieder da ist, werden sie's wieder so machen.

Bürger. „Aber das Gefühl der Verantwortlichkeit gegenüber dem unglücklichen deutschen Volke, das aus tausend und abertausend Wunden blutet, verlangt, daß den gewissenlosen Schurken, die es in immer neues blutiges Elend stürzen, gründlich das Handwerk gelegt wird; deshalb würden wir eine Begnadigung solcher Bluthunde und Volksfeinde für die schwerste Versündigung am deutschen Volke halten." Ludendorff? Nein, Leviné.

Heinz Sch. Als ich zum ersten Mal das Arbeitszimmer eines der klügsten und erfolgreichsten Zeitungsmänner betrat, wurde mein Blick gebannt von einer Rieseninschrift über dem Schreibtisch, des Wortlauts: „Das Publikum ist noch dümmer." Die Wahrheit dieses Lebensspruches beweist Ihr Brief. „Gefreut habe ich mich, in Nummer 24 zu lesen, daß es auf nichts mehr ankomme als darauf, die Waffen zu zerbrechen und abzuschaffen. Dazwischen steht dann aber zu meinem Erstaunen auf mehreren Seiten ein Inserat, daß man die Werbungen der Freiwilligen-Verbände nicht unterschätzen solle — dieser Verbände, die zum größten Teil aus beschäftigungslosen Offizieren und aus Soldaten bestehen, die keine Lust zu andrer, vielleicht nützlicherer Arbeit haben. Wie erklärt sich ein so heftiger Widerspruch?" Ganz einfach. Indem sichs erstens um kein Inserat gehandelt hat, sondern um redaktionellen Text, der nur zur Erhöhung der Wirksamkeit eingerahmt war; und indem zweitens der Satz den Sinn hatte, daß man nicht die Gefahren unterschätzen solle, die der Revolution von diesen erzreaktionären Freiwilligen-Verbänden drohen. Ich hätte jede Wette gehalten, daß hier ein Mißverständnis nicht möglich sei. Aber der kleine deutsche Northcliffe hat recht: Das Publikum ist noch dümmer.

Freund des deutschen Generalstabs. Obzwar Sie wahrscheinlich unheilbar sind — lesen Sie Danzers Armeezeitung vom vierzehnten Mai 1919: „Ueber die erste Marne-Schlacht wird zweifellos noch viel geschrieben werden. Eines ist wohl jetzt ganz klar: Joffre führte mit Meisterhand die Armeen in die gewünschte Gruppierung zurück und griff im günstigsten Moment in wirksamster Richtung an. Joffre hat damit einen der schwierigsten, wenn nicht den schwersten und folgenschwersten Feldzug des ganzen Weltkriegs gewonnen. Der Sieg an der Marne gab den Franzosen jenes Selbstvertrauen, das sie und damit ihre Verbündeten standhalten ließ durch alle Wechselfälle des Krieges. Das

Schicksal wollte es, daß die deutsche Schlieffensche Theorie — Angriff gegen beide Flanken — nicht von den Deutschen mit Erfolg durchgeführt wurde, sondern von den Franzosen. Es wird Aufgabe der Geschichtsschreibung sein, festzustellen, welche Grundlagen der deutsche Generalstab bei den Vorbereitungen des Krieges hatte, um jene Operationen zu entwerfen, die jetzt zweifellos als fehlerhaft in politischer und militärischer Beziehung erkannt sind: Durchmarsch durch Belgien und versuchter Durchbruch der französischen Befestigungslinie im Osten. Durch die Kämpfe an den Grenzen und in Belgien wesentlich geschwächt, durch die langen Märsche sehr erschöpft, traten die deutschen Armeen in die Marne-Schlacht, wo sie, statt auf eine Rückzugsstellung des Feindes zu stoßen, vom Feinde plötzlich angegriffen und tatsächlich zurückgeworfen wurden." Wenn Sie dazu die Aufsätze nehmen, die in der ‚Glocke' ein deutscher Generalstabsoffizier an die Kriegssünden seiner eignen, einstmals ehrfurchtgebietenden Formation gewendet hat, und die niederschmetternden Aufklärungen, die in den Leipziger Neuesten Nachrichten der Feldmarschall Haeseler über die erste Marne-Schlacht hat geben lassen — dem schien damals „der Augenblick gekommen, in dem versucht werden mußte, den Krieg zu beendigen" —, wenn Sie alles zusammen nehmen, dann stellt sich heraus, daß das herrliche alte System, dem so viele bittere Tränen nachgeweint werden, auch auf seinem eigensten Felde: dem militärischen nicht zuverlässiger gewesen ist als auf dem fremdesten: dem politischen. Aber die Burschen, die diese katastrophalen Fehler verschuldet, verhüllt, ja dem Volke als besondere Finessen aufgeschwatzt haben, sitzen heute schon wieder, beschützt von Pater Noske, in hohen Würden, bekommen Gehälter und werden nicht eingesperrt. Im Gegenteil: sie dürfen zu neuem Kriege hetzen. Sie wollen ihre dritte Marne-Schlacht haben. Schade, daß deren Folgen auch wir zu tragen hätten. Sonst müßte man wünschen, daß sie sie bald geliefert kriegten.

Allgemeiner Deutscher Sprachverein. Du sendest mir eine Aufforderung, in deiner Zeitschrift zu inserieren, machst aber zur Bedingung, daß ich die Anzeige „in sprachreinem Deutsch" abfasse. Zunächst fühlte ich mich geehrt durch dein Vertrauen, daß ich das überhaupt imstande sei. Aber die Hoffnung, dieses Vertrauen rechtfertigen zu können, erstarb jäh in mir, als ich einen Blick auf deine erste Anzeigenseite geworfen hatte. Denn da stand: „Wie oft auch B. die Goethezeit von Weimar erzählt hat, diesmal hat er einen besonders glücklichen Wurf getan, indem er ein Bild der gesamten geistigen und gesellschaftlichen Kultur jenes kleinen Hofes entwirft, das zu lesen einen großen Genuß bereitet."

Bourgeois. Sie sind immer beleidigt, wenn man Ihre Presse eine Hure schilt. Aber das ist beleidigend doch nur für eine Frau, die ihren Beruf brav und ehrlich ausübt. Der rote ‚Tag' hingegen bringt eine Zeichnung, die heißt: ‚Unerbetene Annäherung', und darauf ist zu sehen, wie ein junger Bengel in Uniform eine Dame der bessern Stände anspricht, und sie zieht die Augenbrauen hoch und machts Mündchen spitz, und die feinen Herren ringsum sind gleichfalls verwundert, was alles in der Revolution passieren kann, und die ganze Corona lacht spöttisch. Ach, es gab eine Zeit, da war die Annäherung von „unsern wackern Feldgrauen" sehr erbeten, und was ein ordentliches deutsches Mädchen war, das hatte ein Kind von einem solchen, und der ‚Tag' brachte es an denselben und photographierte reizende Genreszenen entsprechenden Inhalts. Ja, damals! Damals gingen die wackern Feldgrauen auch noch

in die Schlacht hinaus, während man selbst für die Genreszenen reklamiert war. Und während unsre Offiziere in den besetzten Gebieten an die Damen der Belgier, Franzosen, Rumänen, Polen mehr als eine unerbetene Annäherung riskierten, herrschte hier drinnen eitel Freude. Die feinen Herren auf dem Bildchen trugen selber die feldgraue Uniform und waren höchlichst erbeten. Nun, das hat sich geändert. Der Soldate, der Soldate ist nicht mehr der schönste Mann im Staate. Er hat seine Pflicht getan und kann abschieben, wofern er nämlich dem alten Heer angehört hat und sich den Schwärmen der Noskitos durchaus nicht gesellen will. Sehr beliebt aber sind heute Staatslenker a. D., kartoffel- und butterbesitzende Bauern und wackre Landräte, die sich nicht fürchten und trotz Heine, Hölle und Teufel ihren alten schlechten Stiefel weiter regieren. Kein Wunder: wir hatten ja eine deutsche Revolution.

Militäranwärter. Einer von euch rüpelt in eurem Bundesorgan meinen Mitarbeiter L. Persius an, weil er von dem übeln Militäranwärterton gesprochen hat, der die deutschen Aemter durchziehe. Jeden Rentenempfänger in Ehren, der sein Brot nicht mit Tränen, sondern mit Ziegenwurst essen will und sich deshalb bisweilen ein Artikelhonorar zu verdienen trachtet. Aber hat Persius denn nicht hundertmal recht? Es muß ja doch immer wieder und wieder gesagt werden, daß Ihr nicht etwa, wie euer Wortführer glauben machen will, „auf Erweckung und Belebung des Ehrgefühls gehalten" und „den Unterschied zwischen Mein und Dein geschärft" habt. Selbst wer so kurze Zeit gedient hat wie ich, der lächelt darüber. Für Geld war vom Feldwebel oder Wachtmeister alles zu haben. Wir kennen unsre Pappenheimer und wünschten, daß viele sozialistisch-demokratische Organisationen nicht so dumm wären, euch noch zu trauen. Ihr steht jeder Regierung zur Verfügung, waret gestern stockkonservativ und seid morgen rot und verlangt nur Rente und Macht. Beides sollte euch bis auf den letzten Rest entzogen werden. Wie beliebt Ihr? Meinem Persius stehe über euch Militäranwärter kein Urteil zu? Alle fällens und habens gefällt: der Typ des preußischen Unteroffiziers muß beseitigt werden.

Ferdinand K. Vielen Dank für den ausführlichen Lokalblattbericht über den Prozeß Leviné. Die üblichen fetten Schmockereien umrahmen und durchsetzen diesen Bericht von grenzenloser Parteilichkeit und können doch nicht verhindern, daß durch den Wust und Schmutz solcher Zeitung das Wesen solches Angeklagten hindurchleuchtet wie ein Stern aus einer bessern Welt. Ach, sie haben einen guten Mann begraben . . . Ich weiß nicht, wie der Reporter der Münchner Neuesten Nachrichten sich bei der Verkündung seines Todesurteils benehmen würde — ob er rufen würde: „Es lebe die Weltrevolution!", ist mindestens zweifelhaft. Sicher ist aber, daß dann wieder ein andrer Schmock im Zuschauerraum notieren würde: „ . . . dieser Ruf, der übrigens ein recht abgegriffenes Requisit aller russischen Revolutionäre in solchen Momenten ist . . . ", und: „Dem kühlern Beobachter mußte dieser Ausruf eher grotesk denn heldenhaft erscheinen; jedenfalls zerriß er die schwere Stimmung, die nach der Verteidigung dieses — wie jedes — Todesurteils über dem Saal lag, gründlich." Und das abgegriffene Requisit eines entarteten Journalismus schließt seinen Bericht mit den Worten des diensttuenden Staatsanwalts: „Den Vorwurf der Ehrlosigkeit gegen den Angeklagten stütze ich nicht nur darauf, daß er sich feige versteckt und verkrochen hat, als die Anhänger seiner Ideen mit der Waffe in der Hand auf die Straße

gingen: wer, wie der Angeklagte, die Einsicht hat und haben muß, daß er unfähig ist, eine Regierung weiterzuführen, wer trotzdem dieses Regiment nicht aufgibt, der handelt nicht nur gewissenlos, sondern die Gewissenlosigkeit steigert sich zum ehrlosen Verbrechertum. Ehrlos ist, wer bewußt und mit offenen Augen seine eignen Volksgenossen ins Unglück stürzt und Unheil über Unheil auf sie häuft." Ludendorff? Nein, Leviné.

Geschäftliche Mitteilungen.

Ein neues Film-Lustspiel „Die Austernprinzessin", das seit langem mit Spannung erwartete Lustspiel von Hans Kräly und Ernst Lubitsch gelangte am letzten Freitag im U. T. Kurfürstendamm zur Uraufführung. Die Autoren haben sich diesmal den Stoff ihrer Handlung aus den amerikanischen Milliardärkreisen geholt und entwickeln mit großer Lustigkeit die reizende Geschichte von Ossi, der Tochter des Austernkönigs, die dank des fabelhaften Reichtums ihres Vaters und geschickten Managements eines übertüchtigen Heiratsvermittlers ihren leibhaftigen Prinzen zum Mann bekommt. Dieses Film-Lustspiel ist mit einer für deutsche Verhältnisse unerhörten Pracht ausgestattet worden und bot dem Verfasser-Regisseur Ernst Lubitsch alle Möglichkeiten zur Entfaltung seiner bekannten Regie-Künste. Die Darstellung mit Victor Jason als Austern-König und Ossi Oswalda und Harry Liedtke als Tochter des Austernkönigs und ihr Prinzgemahl ist eine vorzügliche und hat viel dazu beigetragen, den großen Erfolg, den das Film-Lustspiel bei seiner Uraufführung errang, zu unterstützen.

Verantwortlicher Redakteur: Siegfried Jacobsohn, Charlottenburg, Dernburgstraße 25. Verantwortlich für die Inserate: J. Bernhard, Charlottenburg. Verlag der Weltbühne Siegfried Jacobsohn & Co., Charlottenburg. Anzeigen-Verwaltung der Weltbühne Berlin, Lützow-Platz 14. Druck der Vereinsdruckerei G. m. b. H., Potsdam.